



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.


KAIS.KÖN.HOF  BIBLIOTHEK

104893-B

ALT-

~~J. n. 211.~~





Hesperus.
Encyclopädische Zeitschrift
für
gebildete Leser.

Herausgegeben

von

Christian Carl André.



XXX. Band. I. Heft,
(oder das 7te Heft des 13ten Abonnements). *)

Nr. 1 — 9. Beilage Nr. 1. Kupfertafel Nr. 1, und eine zu Nr. 6
gehörige Tabelle.

Prag 1821,
J. G. Calve'sche Buchhandlung.

104893-B.

*) Jedes Abonnement besteht aus 2 Bänden, jeder von 6 Heften, und kostet im Inlande 25 fl. W. W., im Auslande 7 Thlr. sächs. Bei dem k. k. Oberpostamt in Prag pränumeriert man nur immer auf ein halbes Abonnement oder einen Band mit 16 fl. 30 kr. W. W. inclusive der postfreien Zusendung inner- halb der k. k. Erblände.

I n h a l t

des Hesperus XXX. Band. I. Heft

	Seite
I. Vaterlandskunde.	
1. Bemerkungen über Ungarn. a. Szathmarer Comitatz, b. Begriff von Comitatz, Stadt.	1
2. Wanderungen durch ungarische Gegenden im Sommer 1820. Vom Professor Zipser.	4, 21
3. Panorama Prag. (Fortf. v. Nr. 9, XXIX.)	9
4. Briefe eines reisenden Polen. (Fortf.)	10
5. Fragmentarische Notizen aus Oesterreichisch-Schlesien, vorzüglich in Beziehung auf den Troppauer Kreis. Ein Beitrag zur vaterländischen Kunde nach eigenen Ansichten.	41
6. Uebersicht der Gespannschaften des Königreichs Ungarn in-ethnischer Beziehung. Von v. Csaplovics.	49
7. Skizze eines Ausflugs über Xpang und Gräs.	57
II. Auswärtige Geographie und Statistik.	
Kurze interessante Notizen.	39
III. Chemie und Technologie.	
Ueber Gemische Auflösung, als Versuch zur Begründung eines chemischen Sexual-Systems von J. C. Blat.	54
IV. Naturkunde.	
1. Beschreibung des geognostischen Vorkommens und bergmännischen Abbaues der Eisenerze, welche auf den Hüttenwerken zu Blanskö in Mähren verwendet werden. Mit einer Karte.	17
2. Ueber die Zusammensetzung der basaltischen Inseln und über Erhebungskratere (erläutert an der Insel Palma) nach Leopold v. Buch.	33
V. Philosophie, Anthropologie, Erziehung etc.	
1. Feindselige Gemüthsart. Von Ed. Stern.	23
2. a. Der See und das Uferlands b. Täuschung. Von Demf.	31
3. Dehlschlägers Einteilung der Menschen nach ihrer Bistuosität.	64
4. Karl Witte.	65
5. Die Weisheit. Von Ed. Stern.	69
6. a. Geheimnißschwangers, b. die Jugend und das Alter. Von Demf.	—
VI. Anfragen.	
Ueber eger Solleaus.	56
VII. Debatten und Berichtigungen.	
1. Mikrowitz in Slavonien. Von Dr. Rump.	8
2. Deutsche in der Sib.	16
3. Patriarch von Venedig, J. C. Pyrker von Feldb. Gör. etc. Von Demf.	26
4. Irzige Inhaltsanzeige im Heft. XXIX. Band 2. Heft. Von J.	26
5. Derber Angriff auf die Pannonia des Hrn. Gr. v. Kelletics etc. Von R. R.	27
6. Ueber die Erdnüssen (Lathyrus tuberosus). Von Dr. Rump.	28
7. Teschner Gymnasium, gegen das Tagebuch eines reisenden Polen. Von F. J.	—
8. a. Sigenanersprache, b. Volkowitsch Iybenzil. Von Dr. Rump.	30
9. a. Ueber das Sprichwort: sub Rosa, b. Ueber das kalte Kopfwaschen, c. Klagen des Xsan Xgo. Von Demf.	—
10. a. Ueber die Schädlichkeit des Gypsens, b. Berichtigung einer irzigen geographisch-statistischen Angabe über das erste Banalregiment. Von Demf.	38
11. Vaterländischer Almanach für Ungarn auf das Jahr 1821, herausgegeben von Zerfi und Habermann.	60
12. Berichtigung die Schrift des Prof. Bischof über Kuhpockenimpfung betreffend. Von Prof. Bischof.	70
VIII. Correspondenz und Neuigkeiten.	
1. Wien: Wein-, Fleisch- und Körnerpreise in den Jahren 1682 und 1718.	7
2. —: Neuer Zuwachs der kaiserl. Menagerie aus Haiti und der Barbarei. Von J. C.	15
3. Marmorbrüche in Oestreich. Von B....o. Beil. Nr. 1.	4
4. Prag: Eisenhandel.	63
5. Notizen über die Weinkultur.	70
6. Breslau: Keine Theaterberichte. Von F. Barth.	7
7. —: Austritt der Ober, Selbstmorde, Theater etc. Von Demf.	8
8. Gleve: a. Verbrecher de Nell, b. Gleve ist und vormals.	26

	Seite
9. Reglement für den Wohlthätigkeitsverein im Königreiche der Niederlande etc. (Beschl. v. Beil. Nr. 12, XXIX.)	
Beil. Nr. 1.	1
10. M. G. Sappir und Gathe.	24
11. Drei Erfinder der Quadratur des Kreises.	25
12. Denkmal des berühmten Malers Appiant.	70
13. Wiener Theaters und Künstlermeter. Eine Tabelle bei Nr. 6.	—
IX. Currentia.	
5. Aug.	8
9. 12. 14. 15. 21. 22. Aug.	24
28. 29. 30. Aug.	40
9. Sept.	72

In der Verlagshandlung dieser Zeitschrift sind auch folgende empfehlungswerthe Schriften erschienen, und durch jede solche Buchhandlung zu haben:

Das Nöthigste aus der alten Geschichte für junge Leute

von
Ignaz Cornova,

ordentlichem Mitgliede der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften.

Vollständig in 8 Bänden. Preis 6 Rthlr. sächs., für's Inland 20 fl. W. W.

Prag, 1815 und 1816.

Rezensionen in den Leipziger und Wiener Literatur-Zeitungen haben dieses Werk des berühmten Verfassers sehr empfohlen, welches wir jedoch hier nur für diejenigen beisehen, welche des Herrn Verfassers frühere Schriften nicht gelesen haben möchten. Alle Eltern, die ihre Kinder mit der alten Geschichte auf eine nicht ermüdende und lange weiltige Art bekannt machen wollen, aber auch die Ueberzeugung verlangen, daß die jugendlichen Leser nicht solche Schilderungen finden, welche ihrer Religiösität und Sittlichkeit schaden könnten, werden in diesem Werke ganz befriedigt werden. Der Inhalt der 8 Bände ist folgendermaßen eingetheilt:

- Der 1. Band enthält: Geschichte der Juden und Nachrichten über Egypten etc.
- Der 2. u. 3. Band enthält: Geschichte der Griechen mit Nachrichten über Syrien, Persien, Karthago etc.
- Der 4 bis 8. Band enthält: Geschichte der Römer mit Nachrichten über Sicilien, Karthago und das neue Macedonien.

Der augenblickliche Rathgeber

in allen Geschäften für Geschäftsmänner aller Art,

enthaltend: Interessens, Discontos, Rabatts- und Provisionsberechnungen; Werthbestimmungen aller bekannten Münzen, wie sie im österreichischen Kaiserstaate und im Auslande gelten, Rechnungsmünzen, Münzfuß und Wechselraten der vornehmsten Handelsplätze; Berechnungen über die Kurscale des Finanzpatents vom 20. Febr.

1811 u. a. m. gr. 8. Prag 1813, kostet broschirt 1 Rthlr. 8 gr. sächs. oder 5 fl. W. W.

Alle Verfasser ähnlicher Werke haben solche Tabellen und Erleichterungen geliefert, daß man noch immer in die Nothwendigkeit versetzt ist, selbst rechnen zu müssen. Der Herr Verfasser dieses Rathgebers aber ist von dem Scandalos ausgegangen: daß derjenige, welcher ein solches Buch kauft, nicht erst rechnen, sondern die Aufgabe gleich vollkommen gelöst finden will. Es sind also in diesem Buche sowohl die kleinsten, als die größten, in der arithmetischen Ordnung, auf's genaueste berechnet; so findet man z. B. auf einen Gulden: So viel tragen 5 fl. täglich, monatlich oder jährlich Interesse und wie viel tragen 10000 fl. ? und so jede Fort. Weßhalb dieses nützliche Buch jedem Geschäftsmanne sehr viel Zeit und Mühe spart und alle Erleichterung verschafft.

Ferner ist daselbst erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Die leichteste Art,

Kindern das Rechnen

auf eine angenehme Weise beizubringen; auch zum Selbstunterricht für Erwachsene anwendbar, welche im Rechnen noch keinen oder keinen gründlichen Unterricht erhalten haben.

Von

Franz König,

Lehrer der Trivialschule zu Bober.

Drei Theile, deren aber jeder ein für sich bestehendes Ganze ausmacht und abgefordert von den übrigen zu haben ist:

Der 1ste Theil enthält: die Anfangsgründe der Rechenkunst (bis mit Einschluß der Regel de tri) und kostet 18 gr. sächs., für's Inland 3 fl. W. W.

Der 2te Theil enthält: die Anweisung zu Bruchrechnungen, und kostet 8 gr. sächs., für's Inland 1 fl. 30 kr. W. W.

Der 3te Theil enthält: die höhere Rechenkunst des gemeinen Lebens, (die Gesellschafts-, Allegations-, Coeci- und Falzi-Regel, und die Ausziehung der Quadrat- und Kubik-Wurzel) und kostet 1 Rthlr. sächs., für's Inland 3 fl. 48 kr. W. W.

Folgendes dient zur genauern Charakteristik dieses Buches:

Es fehlt noch in mehreren wissenschaftlichen Büchern an solchen Anleitungen und Lehrbüchern, welche vollkommen verständlich sind, und einen folgerecht durchgeführten, von Stufe zu Stufe fortschreitenden allgemein faßlichen Unterricht geben, und dieses war auch bei der Zifferrechnung der Fall bis zur Erscheinung des hier angekündigten Werks.

Der Herr Verfasser besitzt die seltene Gabe, sich ganz in die Lage derer hineinzudenken, welche noch gar keinen Begriff vom Rechnen haben, und es doch gründlich lernen wollen, er begegnet überall den Wünschen der Schüler mit allen dem, was sie in andern Lehrbüchern der Rechenkunst vergeblich suchen. Die Methode, welche der Hr. Verfasser befolgt hat, ist die Katechetische, seine Art, sie anzuwenden, werden alle Lehrer musterhaft finden, und die strenge Beobachtung des Grundsatzes, die 4te Lektion nicht zu beginnen, bevor nicht die zur 3ten gehörigen Gegenstände alle auf das vollständigste erläutert sind, und alles, was zur Vorbereitung auf die folgende Lektion nöthig ist, ganz deutlich gesagt und durch eine hinreichende Zahl von Beispielen, aus dem gemeinen Leben genommen, anschaulich erläutert worden ist, eignet dieses auch zum Selbstunterricht; so wie auch die jeder Regel angehängten zahlreichen und zweckmäßigen Beispiele es sowohl zum Schulgebrauch als zum Selbstunterricht geeignet machen. Manche Lektion hat nach Verhältnis ihrer Wichtigkeit 50, andere nur 10 oder 20 Beispiele oder Übungsaufgaben in ihrem Gefolge, und die sind durchgehends gut gewählt und verbreiten sich über die verschiedenartigsten Dinge, damit der Schüler sich überall finden und helfen lerne. Zur Bekräftigung des hier Gesagten, möge das Urtheil eines kompetenten Richters dienen, nämlich des berühmten André, dem der Verfasser das Manuscript dieses Werks zur Prüfung übersandte; es steht im Rationalkalender von 1814 in folgenden Worten: „daß durch dieses Rechenbuch einem wahren Bedürfnis abgeholfen werde, weil bis jetzt noch kein Buch vorhanden war, welches allen Forderungen so entspräche, als das des Herrn König.“

Ideen über die Verwaltung landtäflicher Güter

in

Böhmen, Mähren und Oesterreich.

Ein Beitrag zur Darstellung der gegenseitigen Verhältnisse zwischen Gutsbesitzern, ihren Beamten und Unterthanen, so wie zur richtigen Würdigung des Wirthschafts-Beamten-Standes und des Besitztums landtäflicher Güter.

Von

Rudolf André,

Altgräflich Salm-Reifferscheid'scher Wirthschaftsverwalter, Mitglied der k. k. mähr. schles. Gesellschaft zur Verbesserung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, und der k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft im Königreich Böhmen.

Erste Abtheilung. gr. 8. Prag 1821. 3 fl. 15 kr. W. W., für's Ausland 1 Rthlr. sächs.

Der Herr Verfasser hat sich durch seine frühern Schriften die Achtung des In- und Auslandes in einem nicht geringen Grade erworben. Hier hat er sich wieder einen Gegenstand gewählt, den er vollkommen kennt, und der bisher noch nicht in dieser Art behandelt worden ist. Er sagt in der Vorrede: „Überzeugt von der hohen Wichtigkeit desselben, wage ich es, hier einen Gegenstand öffentlich zur Sprache zu bringen, der, obgleich er in den ökonomischen Staaten allgemeines Interesse erregen sollte, dennoch nur selten der gehörigen Aufmerksamkeit gewürdigt und meistens nach der von Aiters hergebrachten Weise gemäß behandelt zu werden scheint; ich meine die Verwaltung unserer landtäflichen Güter, und die hieraus entstehenden Verhältnisse der Gutsbesitzer, Wirthschaftsbeamten und Unterthanen gegen einander.“

HESPERUS.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben

von

Christian Carl André,

Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, und Redacteur des ehemaligen
patriotischen Tageblatts.

Motto: „Mittheilung der Erfindungen, Künste, Wissenschaften, Verbreitung der Aufklärung, Geistesbildung, der Vernunft, der Einsichten und des Frohsinns ist Weltbürgerpflicht. Achtung und Vertheidigung der Regierung, der Gesetze, des Eigenthums ist Staatsbürgerpflicht.“

Dreißigster Band.

Enthält:

(Hauptnummern, 34 Nummern; Beilagen, 21 Nummern; Hesperiden, 6 Nummern; Handbibliothek, 1 Nummer;
2 Tabellen, 3 Kupfer und 1 Steindruck.)

Prag 1821,
J. G. Calve'sche Buchhandlung.

Waterlandskunde.

I. 45.

I.

Bemerkungen über Ungarn.

a) Szathmarer Comitatus. b) Begriff von Comitatus, Stadt.

Das Szathmarer Comitatus, ungarisch Szathmar Varmegye, lateinisch Comitatus Szathmariensis, liegt in Oberungarn im Kreise jenseits der Theiss.

In geographischen und statistischen Büchern findet man statt Comitatus das uralte, in der Volkssprache gebräuchliche Wort Gespanschaft, welches von dem beim Zugvich bekannten Worte Gespann und dieses von Spannen herkommt. In Ungarn nennt man auch einen Gespannen jenen Wirthschaftsdienner, welchen die Deutschen einen Schaffner oder Schaffer nennen; aber welcher ein Abstand in Amt und Pflicht zwischen diesem und einem Ober- oder Wizegespannen beim Comitatus!

Gespanschaft ist eine nach dem zehnten Jahrhundert eingeleidete Uebersetzung des lateinischen Comitatus, welches eine Begleitung bedeutet. Der Ungar sagt dafür sinnlicher, folglich besser Varmegye, Schloß- oder Burgbezirk. Comitatus bedeutet geographisch einen gewissen, von irgend einem Schloße oder einer Stadt benannten Landstrich in Ungarn, umfassend jene Prälaten, Baronen, Magnaten und Edle, welche diesen Landstrich bewohnen oder wenigstens Landgüter darin besitzen, sammt den darin enthaltenen Städten, Marktstellen, Dörfern, Mauerhöfen mit ihren Einwohnern und Ansiedlern. Eigentlich und streng genommen bedeutet Comitatus jene Versammlung von Personen, die ihren öffentlichen Verhandlungen und Verfügungen Folgendes selbstlich vorsehen dürfen: Nos Universitas Dominorum Praelatorum, Baronum, Magnatum & Nobilium

Hesperus Nr. 1. XXX.

&c. „Wir Gemeinde der Herren Prälaten, Baronen, Magnaten und Edlen u. s. w.“ wo auch die Bürger der freien Städte zusammengenommen, nach den Gesetzen und Gebrauch des Landes, unter den Edlen verstanden werden.

Aus dem bisher Gesagten fließt, daß das Wort Gespanschaft eine altwäterische Uebersetzung des lateinischen Comitatus, den grammatischen Sinn des ungarischen Varmegye so, wie den geographischen Gegenstand nicht ausdrückt, und daher für sich gar nichts hat, warum man es in der reinen Büchersprache, bloß weil es das Panzerhemd und die Plunderhosen trägt, noch ferner in der Geographie oder Statistik Ungarns vertragen soll. Mein Vorschlag wäre daher, wenn man den Ungar nicht übersetzen will, daß man, weil doch mehrere lateinische Wörter, wie z. B. Magistrat, Doctor u. s. w. in der deutschen Sprache zu Bürgern aufgenommen sind, beim Worte Comitatus verbleibe.

Das Szathmarer Comitatus führt seinen Namen von der Stadt Szathmar, welche vormals Sothmar, Sathmar und Sakmar (das s sehr gelind ausgesprochen) genannt wurde.

In den Geographien Ungarns finde ich einen verwirrten Begriff des Namens Stadt, welcher aus der Unkunde der Verfassung des Landes entsprang. So wird Neutra, wovon auch ein Comitatus benannt wird, als eine bischöfliche Stadt angeführt. Dieser Ort ist nur nach der Volkssprache, aber nicht nach der Sprache der Gesetze eine Stadt, und noch weniger eine bischöfliche Stadt. Eine Stadt ist sie nicht, weil sie zu den Landständen nicht gerechnet wird. Eine bischöfliche Stadt kann sie nicht seyn, weil in Ungarn kein Bischof die Macht hat, einen Ort zu einer Stadt zu erheben. Diese gehört dem, welcher die zum Abeln hat, nämlich dem König allein. Neutra ist ein privilegirter Marktstellen, welcher seine Freiheiten vorzüglich dem König.

Be la IV. verbannt, weil seine Einwohner zur Zeit, als die Tartarn das ganze Land verwüsteten, tapfer widerstanden. Ganz anders ist es aber mit Szathmar, welches nach einem von Carl VI. in Wien den 2. Jänner 1721 ausgefertigten Diplom in die Reihe der Städte gestellt wird, wo es unter andern heißt: „Und Wir verordnen, daß Szathmar = Némethi nicht mehr ein Marktflecken (oppidum), aber eine Königl. freye Stadt genannt und dafür gehalten werde, vergönnen ihr auch Sig und Stimme am Landtag und die Einberufung dazu mittelst Königl. Briefes, geben ihr dieses auch bestimmend und anordnend, daß diese Freye Königliche Stadt Szathmar = Némethi, deren Bürger und Einwohner, ihre Erben und Nachfolger zu allen Zeiten das Recht vollkommener Grundherrn, des Neuntels der Weingärten, und des Weinberg = Zolls und aller daraus fließenden Macht genießen, ihre Gerechtfame vor den Erzschatzmeister bringen, im Lande von der Bezahlung alles Zolles und Dreißigst befreit seyn sollen u. s. w.“ Dieser Freiheiten genießt Neutra nicht und überhaupt kein privilegirter Marktflecken. Wir kennen in Ungarn nur zwei Gattungen Städte, nämlich Königl. freie Städte und dann Bergstädte, aber eine bischöfliche Stadt ist ein Hirngespinnst der Geographen, gemodelt nach teutschem Fuß. Der Vorschlag zur Erhebung einer Königl. freien Stadt von Szathmar = Némethi geschah am Landtag zu Preßburg im Jahre 1712, und alle dergleichen Vorschläge müssen erst an einem Landtage vorgetragen, hier abgehandelt, und ihre Sanction bestimmt werden, bevor der Gewaltsbrief von der ungarischen Kanzlei im gebräuchlichen Styl und mit den gewöhnlichen Unterschriften ausgefertigt wird.

Das Areal des Szathmarer Comitats beträgt nach Lipsky 106 $\frac{1}{2}$ geographische Quadratmeilen. Nach einer Comitatsvermessung ist es 17 Meilen lang, und 12, 9, 7 und wo es am schmalsten ist, auch nur 3 Meilen breit, welches verglichen 110, folglich um 3 $\frac{1}{2}$ Quadratmeilen mehr als die Lipsky'sche Char-tenvermessung beträgt. In diesem Raume bildet das trockene urbare Land 95, das Wasser und der Kultur nicht unterworfenen Landstriche 15 Quadratmeilen. Zu Kaiser Joseph's Zeiten erstreckte sich das urbare Land über 801669 Joch. Jene 95 Quadratmeilen betragen aber 950000 Joch, das Joch zu 1600 Quadratklaster und die Meile zu 4000 Klaster gerechnet. Es

würden also seit der ersten Vermessung 48331 Joch für den Staatsschatz gewonnen. Ein erfreulicher Gegenstand und zugleich ein Beweis der wachsenden Kultur und der Vermehrung der Menschenkräfte in diesem Comitats, wenn sonst die Rechnung richtig ist. Denn so lange nicht jedes Comitats nach einer Standlinie trigonometrisch mit der ganzen Beihülfe der neuern Vermessungslehre aufgenommen wird, so bleiben alle dergleichen Angaben schwankend. Wie leicht könnte aber dieses nicht in Ungarn durch die bei jedem Comitats angestellten Feldmesser geschehen! Nur müßte man dabei noch den Begriff eines Jochs allgemein in Ungarn festsetzen, und von der Urbarialeintheilung, wo man das Joch Feld zu 1100, 1200, 1300, auch 1600, ja zu 2000 Quadratklastern annimmt, gänzlich absehen und ein allgemeines Arealmaß anordnen.

Unter der Regierung der geliebten Königin Maria Theresia wurde im Jahre 1778 vom Comitats aus berichtet, daß daselbst jährlich im Durchschnitt 143952 Weizen, 40895 Roggen, 16222 Gerste, 67179 Haber, Preßburger Mehen erzeugt werden. Nach der aber vom 6. September 1773 erlassenen königlichen Hofentschließung wird der Urbarialsboden in vier Klassen eingetheilt, so, daß im Szathmarer Comitats ein ganzer Bauerngrund in der ersten Klasse aus 26, in der zweiten aus 28, in der dritten aus 30 und in der vierten aus 32 Joch und Preßburger Mehen Ausfaat an bloßem Getreideland bestehen muß. In Rücksicht dieser richtigen oder unrichtigen Klassifikation und in Hinsicht des Durchschnittsertrags bei der Dreifelderwirtschaft, wenn man vom Weizen 4 $\frac{1}{2}$, vom Roggen 4 $\frac{1}{2}$, von der Gerste 5 und vom Haber 4 $\frac{1}{2}$ Körnerertrag annimmt, und wenn man ferner weiß, daß nach vielfältigen von mir gemachten Proben eine Preßburger Mehenausfaat nicht mehr als 712 Quadratklaster faßt, und wenn man endlich das Joch zu 1600 Quadratklaster rechnet, so kommt aus der obigen Comitatsangabe folgendes Resultat, und zwar

vom Weizenertrag	29783	$\frac{1}{2}$
• Roggenertrag	9437	$\frac{1}{2}$
• Gerstenertrag	3244	$\frac{1}{2}$
• Haberertrag	14928	$\frac{1}{2}$

Zusammen 57393 $\frac{3}{4}$ an Preßb. Mehenausfaat, welche, mit 712 multipliziert und mit 1600

bivärdt, 25540 Joch ohne genaue Bruchrechnung geben. Gewiß viel zu wenig, und das Comitatz kann nicht dafür, wenn es von mißtrauischen Ortsrichtern, von leichtsinnigen Beamten und engbrüstigem Adel unrichtig berichtet wurde. Denn allein die unadeligen Gründe betragen an Getreibeland 66455 Joch, ferner an Wiesen 41,232 Mähertagwerk und an Weingärten 4242 Hauertagwerk. Wie viel der Adel besitzt, das ist ein Räthsel, und wird es wohl noch lange bleiben. Vor dreißig Jahren sollen 348400 Joch dem Feldbau und 46869 Joch dem Weinbau gewidmet gewesen seyn.

Bestimmter sind die Angaben über die Bevölkerung. Es befinden sich nämlich in dem Szathmárer Comitatz

Königliche freie Städte	2
Königliche freie Bergstadt	1
Marktflecken	17
Dörfer	248
Prädien oder Höfe	12
Darin Häuser	26566

In diesen wohnten im ganzen Comitatz 224769 Seelen und zwar an unadeligen männlichen:

Christliche Hausväter	30551
Geehrteren Standes (Honoratiores)	97
Handwerksmeister	433
Diener des Adels	2621
Diener bei Unadeligen	12156
Inwohner verschiedenen Standes und verschiedener Religion	17574
Hausväter söhne	41198

Summa d. männl. unadel. Seelen 104630
 Hierzu das unadelige weibliche Geschlecht zusammen genommen 73306

Zusammen an Unadeligen 177936

Auffallend ist hier die Verschiedenheit zwischen dem weiblichen und männlichen Geschlecht. Auch ist bemerkenswerth der große Unterschied zwischen den Handwerkern und Landleuten; ein Zeichen, daß die städtischen Gewerbe in jenem Comitatz noch sehr zurück seyn müssen.

In jener Summe der Unadeligen sind enthalten:

Unverheirathete von 1 bis 17 Jahr	34363
Desgleichen von 17 bis 40 Jahren	3385
Verheirathete	2084

Ueber 40 Jahre	14657
Katholische	51598
Augsburger Konfession	226
Reformirte	19963
Nichtunirte Griechen	2
Juden von 1 bis 17 Jahren	1190
detto verheirathete von 17 bis 40 Jahren	573
detto über 40 Jahre	350
detto unverheirathete	177
Im Lande unbewußt wo sich aufhaltend	1480
Außer dem Lande befindliche	78
Gänzlich unbewußten Aufenthalts	190

Nach der Zählung des Adels bei Gelegenheit der Insurrektion gab es adelige Hausväter

Im Krassnóker Bezirk (Processus)	1566
„ Neustädter Bezirk	844
„ Somoskóker Bezirk	1569
„ Nyirer Bezirk	1608

Summa d. adel. Hausväter 5587

Die übrige Anzahl männlichen und weiblichen Geschlechts betrug nach einem vierfachen Ueberschlag obiger Zahl 22348

Summa d. adel. Personen 27935

Außer diesen waren zum Dienst der Kirche 299.

Die königliche Freistadt Szathmár-Némethi enthält in 2236 Häusern

zur Kirche gehörige Personen	54
adelige Personen	186
Bürger und Einwohner	10283

Zusammen 10523

In der königl. Freistadt Neustadt nach einer alten Beschreibung 3804 Seelen.

In der königl. freien Bergstadt Ungarisch-Neustadt waren

Römisch-katholische	1914
Reformirte	1526
Augsburger Konfession	28
Unirte Griechen	804

Zusammen 4272

Seit 1804 ist das Erlauer Bisthum von Sr. Maj. Kaiser und König Franz I. zur Würde eines Erzbisthums erhoben, und sein Suffraganbischof ist seit 1807 auch der Szathmárer Bischof, unter welchem

den römisch-katholischen Ritus ein Archidiacon und unter diesem 4 Vicararchidiacone mit 32 Pfarrern besorgen, deren Kirchenlisten gab den Auszug von 26488 katholisch-römischen Seelen.

Die unirte griechische Kirchengemeinde steht unter dem Munkatscher Bischof, welchen der Vikar zu Szathmar vertritt und unter seiner Leitung 132 Pfarren hat.

Im Jahre 1784 gab es römisch-katholische 14 unirte griechische 130 Pfarren und 130 Kalvinsprediger.

Ueber ein allgemeines Summarium an ordentlich geführten Kirchenlisten im ganzen Ungarn klagt Herr v. Schwartzner in seiner Statistik von Ungarn.

(Die Fortsetzung folgt.)

I. 15.

2.

Wanderungen durch ungrische Gegenden im Sommer 1820. Vom Professor Zipser.

Im nordöstlichen Winkel des Sohler Comitats, wo sich Berg an Berg näher schließt, wo rastlose Thätigkeit den Städter mit reichlichem Feuermaterial versieht, dort liegt Benusch an der Gränze des Gömörer Comitats mitten im gelegneten Waldstande von fleißigen Holzschlägern bewohnt. Dieser gesunde Menschenschlag ist fast das ganze Jahr im Walde beschäftigt. Er arbeitet in Köhren, worunter man eine Gesellschaft von 8 Mann versteht, die 30 Weizler ¹⁾ = 300 Klafter Holz liefern müssen. Vom May bis 26. Juli ist die Schroffzeit oder die Vorbereitung der Klustentlöge ²⁾; vom 28. Sept. bis Febr. die Abrufung ³⁾ und Aufkündigung (Spaltung). Ihr Lohn richtet sich nach der Entfernung und dem Stand des Waldes. Uebrigens hat jede Köhr, der ein Vorgesdinger vorsteht, ^{1/2} Megen Weizen à 52 kr. als Anticipation ⁴⁾ und muß dem Oberstkammergrafnamte ein Paar Haselhühner liefern.

In einer mehrstündigen Entfernung im Umkreise liegen mehrere Filiatholzhandlungen, als: Bravaczó, Sasz-

¹⁾ Ist dies ein Kunstausdruck für 10 Klafter Holz, oder werden darunter wirkliche Kohlenmeiler gemeint?

Der Herausgeber.

²⁾ Was sind Klustentlöge?

Der Herausgeber.

³⁾ Was ist Abrufung?

Der Herausgeber.

⁴⁾ Was heißt das? Gilt dort der Megen Weizen nur 52 kr.?

Der Herausgeber.

pero, Philippo, Pobjolsky, Pobjik, Szrenzo mit 77^{1/2} Seelen, die alle auf keiner Karte angegeben werden. So oft mich der Weg durch dieses Arkadien führte, bemerkte ich Heiterkeit und Frohsinn, der sich durch muntere Nationallieder ausdrückte. An Sonntagen fand ich die Bauer mädchen im Kreise auf der Dorfwiese versammelt, scherzend und spielend. Dieses Völkchen hat wenig Bedürfnisse, ist genügsam und zufrieden.

Im Baczucher Bade verlebte ich einige Stunden im Cirkel biederer Freunde, es waren die schönsten meines Lebens. Der tobende Wildbach, der hier als nicht unbedeutende Heilquelle herabbraust, wird als Spiel wechselseitigen Compossessoratrechtes sich es gefallen lassen müssen, noch lange unbekannt zu bleiben. Die Stadt Bries, im Besitze reicher Waldungen, beschäftigt sich allein mit Holzhandel und Viehzucht, ohne sich um andre Spekulationen zu bekümmern, daher wird Baczuch nur von der Umgebung besucht. Ich wünschte, die Mutter Natur hätte diese Quelle auf das fürstlich-Kohárysche Gebiet, das nur ein Waldbach vom Brieser Terrain trennt, verfest; ganz gewiß stünde ein dem hohen Besizer Ehre machendes Gebäude mit allen Bequemlichkeiten da; was dieser Fürst geneigt ist, für das allgemeine Wohl zu thun, beurkunden die prächtigen Straßen durch das Gömörer Comitats in die Zipser.

Zu den fürstlichen Gütern, die in diesem Theile des Comitats sich durch sehenswerthe Eisenmanipulationen vortheilhaft rentiren, gehört auch die Murányer Herrschaft mit den Dörfern und Hammerwerken Polonka, Zawabla, Helpa, Pohorella, Schwabotka, Platno, Gumiaz, Kothenstein, Telpard, Varnard, Hutta, die Stadt Eltsch, Kemuczau s. w. Sämmtliche Ortschaften umgeben reiche Waldungen; hier werden viele tausend Klöße zu Bretern, Latten und Schindeln zerschnitten, die man auf der Gran hinab in die holzarmen Gegenden oder sie auf der Are nach Erlau und Miskolcz führt.

Wie ich Pohorella näher kam, verlor sich eine Anhöhe um die andere, ein Habersfeld folgte dem andern, und immer näher rückte der gekrönte Lannenwald, an dessen Fuße mich die Gastfreundschaft empfing.

Das Pohoreller Eisenhammerwerk, bei welchem Fürst Koháry mit zwei Dritteln und Baron v. Mitrosky mit einem Drittel interessirt ist, steht im Ruße der besten Eisenerzeugnisse. Das beurkunden die häufigen Bestellungen von Pesth, der Liptau, Neusohl und der Umgebung. Der hiesige 30 Fuß hohe Hochofen verbläst den Dobschauer Spatheisenstein, welcher auf der Are zugeführt wird, und wovon der Ctr. an Ort und Stelle 3 Groschen Papiergeld kostet. Die Zufuhr betrug noch kurz vor meiner Ankunft 36 kr., jetzt 30 kr. Das Maximum, was ein Fuhrmann laden kann, ist 20 Ctr.

Dieser Hochofen, der 7 Menschen beschäftigt, verbläst

jährlich 36000 Ctr. Spath- und Brauneisenstein¹⁾, welche 11638 Ctr. und 95 Pfund Roheisen geben. Zur Erzeugung eines Ctr. Roheisen werden 1 1/2 Maass Kohlen²⁾ erfordert. Das Werk, oder wie man hier zu sagen pflegt, die Handlung, hat von der Grundherrschaft das nöthige Holz kontraktmäßig die Klaster à 2 fl. W.W. Doch besteht dabei die Ausnahme, daß der Bauer jedes zu seinem Gebrauche taugliche Bauholz abstoßen kann. Was dieser nicht braucht, verkauft die Handlung und verbindet sich die Kohlstätten und Kohlwege in gutem Stande zu erhalten. Dies wäre für das Werk kein großes Opfer, lägen die erstern nicht so weit entfernt, daß ihm am Ende die Kohlen doch immer sehr hoch zu stehen kommen. Ich habe Kohlstätten gesehen, zu denen kaum der Zutritt möglich ist. Man besteige nur die Schumiazzer Alpe, und man wird sich leicht davon überzeugen. Vorzüglich gilt dies jenen Waldstrecken, die sich gegen Murány hinziehen.

Neben dem Hochofen steht der obere und am Ende der Handlung der untere Eisenhammer. In beiden sind 4 Frischfeuer, die 16 Menschen beschäftigen, und 2 Streckhammer, welche 8 Männer bedienen. Bei den 4 Frischfeuern werden

¹⁾ Von erstem 2/3, von letztem 1/4.

²⁾ Von wie viel Kubikfuß?

Der Herausgeber.

7202 Ctr. Zageleisen und 615²⁾ ord. Eisen erzeugt. Die 2 Streckhammer liefern 6543 Ctr. Kaufmannswaare und zwar in folgenden Preisen (Juli 1820):

		W.W.	
ord. Eisen	1—6 St.	17 fl.	— kr.
Streckeisen	7—12 „	18 „	30 „
detto	13—15 „	19 „	— „
detto	16—19 „	19 „	30 „
detto	20—30 „	21 „	— „
Zageleisen	7—14 „	19 „	— „
detto	15—19 „	20 „	30 „
detto	20—24 „	22 „	— „
Pflugplatten	.	21 „	— „
Sägplatten	.	30 „	— „
Halbrunde und geflügelte Achsbleche	.	— „	— „

Für Erzeugung eines Centners Roheisen erhält der Arbeiter 14 kr., für Zageleisen 50 kr., für ord. Eisen 56 kr. und für ord. Streckeisen 1 fl. 6 kr. W.W.

Beim Streckhammer für 1 Ctr. feines Streckeisen 46 kr. Ein Streckhammermeister kommt, wenn keine Hindernisse, z. B. Wassermangel oder das Einfrieren Statt finden, binnen 4 Wochen auf 70—100 fl. W.W.

Nachstehende Tabelle gibt eine Uebersicht von zweiwöchentlicher Erzeugung.

Pohoreller Eisenwerks = Manipulations = Wochenbericht.

Hochofen-Manipulations-Ausweis vom 5. bis 18. April 1818.

Monat April.	Tag.	Verwendung.				Erzeugung.								Der Ctr. Eisenstein			
		Anzahl der Schichten.	Kohlenverbrauch.	Eisenstein.		Saas eisen.	Sand eisen.		Leims eisen.		Summa.	gab Roheisen	verbraucht Kohlen	16 Bor-maass.			
				Et.	Pf.		Et.	Pf.	Et.	Pf.					Et.	Pf.	
		Zahl	Maass	Et.	Pf.	Et.	Pf.	Et.	Pf.	Et.	Pf.	Et.	Pf.			1600	
42. und 43. Umtriebs-Woche.	1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.																
Summa .		642	1284	1600	—	112	—	516	50	—	—	—	—	516	50	32 1/4	

F r i s c h = M a n i p u l a t i o n .

Name des Meisters.	Steinfeuer.	Verwendung.			Erzeugung.							Feuer = Calo.	Stunden in 24 Stunden verfrachtet.	Beigt sich auf 1 Ctr.				
		Schichten.	Rohisen.	Kohlen.	ord. Eisen.	ord. Streckeisen.	feines Draht- eisen.	Summa.	Kohlen	Calo.								
		Zahl	Et.	Pf.	Maass	Et.	Pf.	Et.	Pf.	Et.	Pf.	Et.	Pf.	Et.	Pf.	Maass	Pfund	
1tes	9	135	60	527	40	78	1	85	65	50	108	15	27	47	15	6	4 $\frac{1}{2}$	20
2tes	9	120	40	461	37	32	5	—	55	—	95	32	25	8	13	60	4 $\frac{1}{2}$	20 $\frac{3}{4}$
3tes	9	127	55	460	6	69	2	74	95	50	102	95	24	42	14	15	4 $\frac{1}{2}$	19 $\frac{3}{4}$
4tes	9	125	10	457	—	—	—	—	102	—	102	—	23	10	13	90	4 $\frac{1}{2}$	18 $\frac{1}{4}$
Summa .	—	518	45	1905	84	79	9	59	314	—	408	38						

F r i s c h = M a n i p u l a t i o n .

Name des Meisters.	Streckhammer.	Schichten pr. 24 Stunden.	Erzeugung.			Verwendung.			Zagel verar- beitet in 24 Stunden		Kohlen auf 1 Ctr. Streckeisen				
			Streck- Eisen.	fein Streck- Eisen.	Summa.	Kohlen	Zagel- eisen	Et.	Pf.	Et.	Pf.	Maass	Calo		
			Zahl	Et.	Pf.	Et.	Pf.	Et.	Pf.	Et.	Pf.	Et.	Pf.	Maass	Calo
1ter	9				163	32	247	172	95	19	21	1 $\frac{1}{2}$	5 $\frac{1}{2}$		
2ter	9				131	72	197	139	95	15	55	1 $\frac{1}{2}$	5 $\frac{1}{2}$		
Summa .	—				295	4	444	312	—						

Bei der Pohoreller Handlung besteht eine Brustlade, in welche von jedem Verdienstgulden 2 Kreuzer fließen. Der gegenwärtige Cassastand kann bei 1000 fl. getragen. Aus diesem Gelde erhält der Schulmeister monatlich 20 fl., wozu der Fürst 10 fl. gibt, so daß er nebst freiem Quartier und andern unbedeutenden Emolumenten 30 fl. monatlich bezieht. Nebst dem haben die Arbeiter, wenn sie erkranken, auf tägliche Zulagen Ansprüche. Der Meister und Streckes empfangen 4 Groschen, der Heizer 6 kr.

Die Wittwen monatlich 3—5 fl. und ihre Kinder wöchentlich 3 kr.

Das Ganze leitet der fürstl. Verwalter, Herr Johann D—t, ein Mann, von dessen praktischen Kenntnissen, Rechtschaffenheit und regsamer Thätigkeit der Fürst so sehr überzeugt ist, daß keine Einwirkung seiner Gegner bis igt noch seine ihm geschenkte Gnade schwächen konnte. Mögen dem guten Fürsten von allen Seiten so edle Herzen entgegen schlagen wie bei D—t!

In der zweifländigen Strecke zwischen Pohorella und Kothenstein stehen in Schwabolla 2 Frischfeuer und 1 Streckhammer, und in Blatno ebenfalls 2 Frischfeuer nebst 1 Streck- und Knopperhammer, der bei 5—600 St. Knopperreisen *) verfertigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz und Neuigkeiten.

U. 366.

1.

Wien, 22. Juli 1821.

Wein-, Fleisch- und Körnerpreise in den Jahren 1682 und 1748.

Höchst lobenswerth ist die (schon seit Jahrhunderten Abliche) Gewohnheit, bei neuer Entdeckung von Kirchthurmdächern in dem Thurmknopf oberhalb der Kuppel Nachrichten über Zeitverhältnisse und Ereignisse aufzubewahren. Solche Urkunden können über manche Dinge oft wichtige Aufschlüsse verschaffen, und gewinnen mit jedem Jahre durch ihr vorschreitendes Alter ein Interesse, daß für Einzelne um so höher steigt, wenn sich ihr Inhalt auf Lokalamstände bezieht. Alle Herrschaftsbesitzer, Seelsorger und Beamte sollten es sich recht angelegen seyn lassen, in vorkommenden Fällen dieser Art möglichst genaue und lehrreiche Aufsätze zu diesem Behufe zu entwerfen. Enthalten sie gleich für die Nachkommenschaft vielleicht im Allgemeinen nichts Neues, so können sie doch das, was man aus der Vorzeit schon weiß, berichtigen, erläutern oder bestätigen.

Als im heurigen Frühjahr zu Kronberg (einem zur Herrschaft Ulrichskirchen gehörigen Orte im B. U. M. B.) das Thurmdach der Kirche neu eingedeckt wurde, fand man in dem Kuppelknopf ein Päckchen alter Papiere, welche Bemerkungen über die aus der Geschichte bekannten politischen und kriegerischen Begebenheiten der zwei letzten Jahrhunderte, die Namen der Herrschaftseigenthümer von Ulrichskirchen und der Pfarrer von Kronberg etc. enthalten. Nebst andern für die Publicität nicht interessanten Nachrichten geben sie auch die Preise der landwirthschaftlichen Produkte in den Jahren 1682 und 1748 an. Ihnen zufolge kaufte man in dem Jahre 1682:

das Pfund Rindfleisch um 3 fr.
 — Kalbfleisch um 5 fr.
 — Schweinfleisch um 4 fr.
 den Megen Weizen um 42—48 fr.
 — Korn um 24—27 fr.
 — Gerste um 21—24 fr.
 — Haber um 21—24 fr.
 — Haiben um 21—24 fr.

*) Was versteht man darunter?

Der Herausgeber.

den Megen Erbsen um 25 und 26 Groschen.

— Brein um 18 und 20 Groschen.

— Linsen um 9—10 Groschen.

Der Weinpreis war nicht mehr leslich, da die Schrift gerade an dieser Stelle verlegt und ausgefressen war.

Von dem Jahre 1784 werden folgende Preise angegeben:

der Eimer Wein 2 fl.

das Pfund Rindfleisch 5 fr.

— Kalbfleisch 6 fr.

— Schweinfleisch 7 fr.

den Megen Weizen 27 bis 30 Groschen.

— Korn 1 fl.

— Gerste 14 Groschen.

— Haber 12 und 10 Groschen.

— Haiben 1 fl.

— Erbsen 3 fl.

— Linsen 4 fl.

— Brein 2 fl. 24 fr.

Ich kann es mir nicht versagen, bei dieser Gelegenheit auf eine Vorsichtsmaaßregel alle Diejenigen aufmerksam zu machen, welche in den Fall kommen, ähnliche Urkunden zu verwahren. — Zu Kronberg befanden sich die auszugswise eben mitgetheilten Papiere in einer blechenen Kapsel wohl verschlossen. Von außen war dieses Behältniß für Insekten undurchdringlich, und — wie eine genaue Untersuchung zeigte — ist es auch ganz unverletzt geblieben. Demungeachtet waren die Schriften an mehreren Orten so stark zerfressen, daß man sie nicht mehr lesen konnte, sondern ihren Inhalt mehr aus dem Zusammenhange folgern mußte. Diese Verletzung scheint dadurch geschehen zu seyn, daß in dem Jahre 1790 (seit welchem die metallene Kapsel nicht mehr eröffnet worden war) oder vielleicht schon früher ein kleines Insekt, vielleicht nur ein Ey, sich auf dem Papiere befand, welches mit demselben verschlossen wurde und nach und nach eine solche Verwüstung anrichtete. Darum dürfte es räthlich seyn, alle Urkunden, bevor man sie für längere Zeit in einen geschlossenen Raum gibt, auf einem heißen Ofen oder Kofte u. s. w. durchzuhißen, damit weder ein darin verborgenes Insekt noch ein Ey bei Leben bleibe. Auf solche Art möchte auch das Papier, gut ausgetrocknet, etwas haltbarer werden.

Wien. Beob. Nr. 21.

U. 371.

2.

Breslau, 31. Juli 1821.

Meine Theaterberichte.

Mein geschätzter Wiener Colleague, der Beobachter Nr. 60, scheint mich etwas damit aufzuziehen zu wollen, daß ich gegen die Theaterberichte eifernd, selbst dergleichen liefere. Da sieht man's ja: was man tadelt, thut man in der Re-

gel selbst. — Doch habe ich nicht sowohl Theaterberichte als Theaterandeutungen drucken lassen. Wenn ich mich mißbilligend über Theaterberichte äußerte, so hatte ich dabei solche im Sinne, die in sehr bekannten Zeitschriften mehrere Quartseiten einnehmen, und uns von den Mängeln oder überschätzten Vorzügen unbekannter Schauspieler, die in gewöhnlichen Stücken auftreten, sehr in die Breite unterhalten. So, meinte ich, könnte der Raum besser benutzt werden. Wenn ich nicht irre, hat auch der Hr. Herausgeber des *Hesperus* sich auf ähnliche Art über Theaterberichte ausgesprochen. Keineswegs will ich alle Theaternachrichten verdrängt wissen; nur modificirt sollen sie werden, wie's auch im *Hesperus* geschieht. Die Bemerkungen und Ansichten meines besagten Hrn. Kollegen über das Bühnenspiel lese ich recht gern, und glaube, mich jetzt mit demselben verständig zu haben.

Frdr. Barth.

II. 372.

3.

Breslau, Ende Juli 1821.

a) Austritt der Ober.

Die durch den anhaltenden Regen aus ihren Ufern getretene *Ober* hat mannigfachen Schaden angerichtet. Mehrere Personen haben dabei das Leben verloren.

b) Selbstmorde.

Die Selbstmorde (ich erwähnte schon einiger) nehmen überhand. So hat sich erst kürzlich ein hier ansässiger wohlhabender Bürger mit einem Messer entleibt. Man sagt, er habe die That in einem Anfall von Wahnsinn verübt.

c) Theater.

Die Hoffnung, Hrn. Löwe aus Prag für die hiesige Bühne zu gewinnen, ist verschwunden. Der Künstler verlangt ein größeres Honorar, als man ihm hier bieten zu können glaubt. Unter mehreren Fremden, die hier Gastrollen gaben, zeichnete sich Hr. Claudius aus Dresden aus. Das Gerücht von dem Bau eines neuen Schauspielhauses lebt wieder auf. Wenn der Bau nur zu Stande kommen wollte!

d) Andreächte und Asteerkünstler.

Seit kurzem sind wieder eine Menge Künstler, oder doch solche, die sich dafür ausposaunen, hier eingewandert. Mehrere haben ihre Rechnung gefunden, namentlich hat ein noch anwesender Ceiltänzer mehr Zuspruch, als in diesen Tagen der ausgezeichnete Violinspieler Hr. Lipinsky aus Lemberg, obgleich er vor seinem Auftreten von Herrn

Schall in der neuen Bresl. Zeitung war empfohlen worden. Außerst sehenswerth ist das Panorama des *Netna* und der umliegenden Gegend, welches Hr. Siegert schon seit einiger Zeit angestellt hat. Seine Einnahme ist bedeutend, wie es denn auch sein Kunstwerk verdient. Auch gefiel eine plastische Darstellung von Berlin und vom Schlosse Sanssouci, welche ein gewisser Schneggenburger sehen ließ.

e) Verschönerungen.

Endlich geht man ernstlich damit um, die alten Thorswachthäuser einreißen zu wollen; die Stadt wird dadurch sehr an Schönheit gewinnen. Bisher machten diese geschmacklosen Ueberbleibsel der ehemaligen Befestigung nicht den angenehmsten Eindruck auf den einpassirenden Fremden.

Frdr. Barth.

XII. 54.

Debatten und Berichtigungen.

Mitrowitz in Slavonien.

Dies ist kein Dorf, wie in der *Pannonia* 1820 Nr. 79. behauptet wird, und die ehemalige römische Stadt und Provinz *Bassiana* nicht mit *Bacs* zu verwechseln, wie eben daselbst geschieht.

Der evang. Prediger zu Klein-Comniz in der *Sips*, Hr. Jakob Melzer, nennt in der *Pannonia* 1820 Nr. 97, in seinen topographisch-historischen Nachrichten über Pannonien Seite 383 die k. k. Militärcommunity *Mitrowitz* (die auf dem Plage steht, wo einst die berühmte römische Stadt *Sirmium* war) unrichtig ein *Militärdorf*, da sie doch eben so gut wie *Karlowitz* ein Städtchen ist. Derselbe verwechselt eben daselbst die alte römische Stadt *Bassiana* (in *Justinians Novella XI. Baciana* geschrieben) in der *Pannonia secunda* oder *riparia* der Römer, in der Gegend des heutigen *Sirmiens*, wo jetzt *Sarcsa* oder *Sarak* ist, mit *Bacs* (*Batsch*) in Ungarn dießseits der *Donau*. Ein gewaltiger Irrthum! Derselbe nennt die Militärcommunity *Vinkovce* *Vinkowitsch*.

Presburg im Juli 1821.

Dr. Rum p.

C u r r e n t i a.

Eingelaufen 5. August, Wien. Namer. Zuwachs der kaisertl. Menagerie aus Hanti und der Barbarel.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 2. des 30ten Bandes.

(Gedruckt im August 1821.)

I. 20.

Vaterlandskunde.

I.

Panorama Prag.

(Fortsetzung. Verglichen. Nr. 9. des XXIX. B.)

Dohorzeleher Platz.

Scheint um so weniger den Namen eines Platzes zu verdienen, als gerade den breitesten Theil desselben ein von einer Mauer umgebener Cloak einnimmt, dessen Flüssigkeit keinen freien Abzug hat. Das daselbst in wahrhaft gutem Geschmack gebaute Haus Nr. 112, das sonst den gräflich Sternbergischen und Kinskischen Familien gehörte, schiebt gegen die übrigen sehr ab.

Lauretta-Platz.

Sonst wurde dieser Platz durch eine prächtige im römischen Tempelstyl erbaute, inwendig mit Reinerischer Frescomalerei und sonst verzierte Kapelle verschönert. Sie war zur Verehrung des heil. Matthias durch die Frömmigkeit des Grafen Franz Joseph Czernin und wahrscheinlich darum erbaut, weil sonst auf diesem Platze, nach unsern Chronisten schon 905, eine vom böhmischen Herzog Spizignew I. zur Ehre dieses Heiligen erbaute Kirche stand, in der Folge aber hier ein Haus zur goldenen Kugel erbaut gewesen, welches obiger Graf für sein Geld erkaufte, und in eine schöne Kirche umwandeln ließ, in der täglich ein vor-mittägiger Gottesdienst abgehalten wurde.

Dieser Kapelle gegenüber stand ein viereckiger gemauerter Pfeiler, welcher die Hagelische Fabel der daselbst versunken seyn sollenden Herzoginn Draho-

Hesperus Nr. 2. XXX.

mira bildlich darstellte. Da der gemeine Mann in diesem geschichtlichen Irrthum dadurch bestätigt wurde, und auch Viele glaubten (worunter ich in meiner Kindheit selbst einer war) daß dieser gemauerte Pfeiler zur Deckung der unter ihm noch existirenden, sich nicht verschütten lassenden Oeffnung der Erde diene, so war es ganz recht, das Ganze zu demoliren.

Auf diesem Platz nimmt sich vor allen der von allen Seiten so massiv gebaute gräflich Czerninische Pallast aus. Wenn der Erbauer Franz Joseph Graf Czernin von Chudenitz, die Absicht gehabt hat, durch dasselbe gegen die Kugeln des schweren Geschüßes eine Vormauer bei Prag feindlichen Belagerungen zu errichten, so ist der Baumeister zu entschuldigen; denn es hat, und zwar im hohen architektonischen Styl, theilweise Stücke, aus denen sein Verdienst nicht zu verkennen ist, besonders die Einfahrt, die angebrachte Altane, die Hauptstiege mit Reiners meisterlichem Plafond, die Stürmung des Himmels von den Giganten vorstellend, und den ganzen Theil gegen die Gartenseite mit Salatterrinen und einer vortrefflichen Stiege aus dem Haushofe in den Garten herab. An dieser Seite befand sich sonst auch die so herrliche Bildergalerie und nicht unmerkliche Bibliothek. Erstere wurde nach dem Tode des Grafen Prokop Czernin verfeilungsweise in einzelnen Stücken verkauft, oder vielmehr auf diese Weise versplittert; von ihr befand sich noch meiner Zeit ein artistischer Katalog in der fürstl. Lobkowitzischen Hausbibliothek, den ein gewisser Miniaturmaler Prokop Steinel auf Anordnung des gräflichen Besitzers verfertigt, und der das vorzüglich Eigene hatte, daß jedes Gemälde im verkleinerten Maßstab darinnen mit Angabe seiner Größe und seines Meisters aufgezeichnet war, wozu dieser Miniaturmaler als ein geschickter Copist der Natur und der Kunst alle Anlage hatte, und die Bilder wenigstens so ähnlich als

nur möglich darstellte. Die an diese Gallerie anstoßende Familienbibliothek blieb beisammen, weil sie so ganz als sie war der Fürst August Bobkowitz an sich kaufte, und die den Grund zu der gegenwärtigen so reichhaltigen Sammlung des Fürsten Anton Esdör Bobkowitz legte. Einige Zeit hindurch existirte die Privat-Büchersammlung in ihrer öffentlichen Ausstellung daselbst, die aber in ein anderes Haus verlegt wurde, weil sie der leidenden Menschheit zu einem Militärspital weichen mußte.

Die mehr in einem romantischen als römischen Styl erbaute Maria-Geburts- oder Laurettakirche, nimmt den niedrigsten Theil dieses Platzes ein. Sie ist recht allerliebste angelegt; der feine weibliche Verzierungs-geschmack der ersten Gründerin derselben, Frau Benigna Katharina von Bobkowitz, und der fernern Fortsetzerin dieses Baues, Frau Elisabetha verwitweten Bobkowitz, und zum zweitenmal vermählten Gräfinn Kolowrat, wie auch der ihnen nachfolgenden Eleonora Karolina Herzogin von Sagan und Fürstin von Bobkowitz spricht einen sogleich bei diesem Baue an. Das kostspielige Glöckenspiel ist ganz verstimmt, ja selbst das schöne Altarblatt des heil. Franz Seraph. in der Kreuzgangkapelle, in dem sich Brandel selbst übertraf, hier und da ganz durchlöchert.

Laurettagasse.

Sie hat nur wenige Häuser, und diese nur auf einer Seite, die entgegengesetzte verziert eine offene Kapelle mit einer Malerei von Keiner, die heilige Barbara vorstellend und, wie das auf ihr angebrachte Kinzische Wappen zeigt, von dieser Familie errichtet. Es ist diese Frescomalerei zwar neuerlich von einem gewissen Maler Prochaska erneuert worden, hat aber dadurch weniger Schaden als das Renoviren der heiligen Dreifaltigkeit in der Bergsteingasse, von eben diesem Keiner gemahlt, erlitten.

Die Häuser unter den Nummern 102, 104, 105 waren noch vor gar nicht lange gräflich Rudolph Wrbnasche, und wurden an Bürgerliche verkauft.

Gegen das Haus Nr. 105, wo noch gegenwärtig ein so genannter Röhrkasten steht, der sonst mehr in der Mitte der Gasse stand, war einmal in meinen Studienjahren sehr vorsichtig noch ein zweiter solcher und viel größerer angebracht, aus dem das Wasser zum täglichen

Bedarf in den Kleinern lief. Dieser war auf den Fall des Wasserbedarfs bei irgend einem entstehenden Feuer verschlossen.

I. 4.

2.

Diese eines reisenden Polen.

(Fortsetzung von Nr. 22. Bt. XXIX.)

Das igeige Gesinde im Preussischen liefert den Beweis, daß der Bauer leicht hochmüthig und faul wird, daß er nur arbeitet, wann er muß, und daß Ueberfluß, besonders unversdienter, nicht über all das Mittel sey, zu größerem Fleiß und Moralität aufzumuntern. Ich getraue mir aber noch zu behaupten, daß ganz Europa nicht das Geld besitze, um nur für ein Jahr die Landwirtschaft in der preussischen Monarchie durch Tagelöhner zu betreiben, weder an Kapitalien, als Betriebskapital, noch an Gold und Silber, als Lausmittel. Man denke an England, wo noch so viele Wirthschaften in schlechter Kultur, weil es an Fonds fehlt. Auch in England wäre die igeige Wirthschaftsart nicht möglich, wenn die Eigenthümer selbst wirthschaften wollten. Der Staatsrath Thier, der auch Aufhebung der Robot verlangt, welches mir unbegreiflich, verlangt und bedingt als einziges Mittel, um Landwirtschaft mit Sicherheit und Erfolg betreiben zu können, die Ansiedlung einer gewissen bestimmten Anzahl von Tagelöhnerfamilien, und berechnet das Verhältniß derselben zur Wirthschaftsart und Flächeninhalt.

Diese Tagelöhner sollen die Verpflichtung haben, das ganze Jahr gegen einen mäßigen Lohn zu arbeiten, wogegen aber der Herr schuldig ist, nicht nur allein ihnen immerwährende Arbeit zu geben, sondern auch Quartier, Holz und Lebensmittel, umsonst, oder doch zu niedrigen Preisen. Ein solcher patriarchalischer Familienkreis ist wohl denkbar, doch nur im Kleinen bei einzelnen Gütern, er bedingt einen billigen gerechten Herrn, nicht Beamten, und erblühe treue Tagelöhner. Allgemein ist dieses Verhältniß zum Vortheil des gemeinen Mannes nicht denkbar, und mir scheint, daß dieser Zustand nicht besser, daß er viel schlechter sey als derjenige robotpflichtiger Bauern. Ihre Abhängigkeit ist viel größer, kann viel leichter Sklaverei werden, als bei Robot, der Tagelöhner, den Unglück, Krankheit trifft, bei theueren Seiten u. s. w. gerath leicht in Schulden, die er dann abarbeiten muß, dieses Abarbeiten ist gewiß härter als Frohnde, bestimmte Arbeit. Warum wollen wir eine Klasse von Menschen hervorbringen, die wir, Gott sey Dank, nicht haben, reine bloße Tagelöhner, die kein Eigenthum, keinen andern Besitz haben und keine Verbindlichkeit, als die Fähigkeit zur Arbeit. England gibt uns das Beispiel, was es heißt, Tagelöhner zu seyn; die bittere Arthemuth des englischen Tagelöhners fällt dem britischen Reichthum ziemlich empfindlich zur Last, und wir könnten froh seyn, daß wir für robotfame Menschen keine englischen Ar-

menhäuser durch englische Aemternen zu unterhalten haben. Soll der igeige Gärtner, Häusler oder wie immer Namen habende Gras und Feld besitzende Bauer, — Tagelöhner werden? Da würde er nicht besser daran seyn! Soll er seine Frohdienste ablösen durch einen Zins in Geld oder Korn, d. h. soll er einen Kontrakt schließen, vermöge dem er den Zins von seinem Grunde nicht mehr in Arbeit, sondern in Gelde bezahlt; so ist er auch nicht besser daran; denn er muß erst das Geld zu erwerben trachten; bloß kann nur durch Arbeit geschehen, er wird also zum vorigen Herrn gehen, für Tagelohn arbeiten, und das Geld dem Herrn wieder als Zins zurückgeben. Heißt dieses nicht spielen? — Aber er wird nur selten dabei profitieren, er muß das Geld zum Zins jahrelang sparen, das baare Geld in der Hand kann ihm durch Unglück, Krieg oder auch durch Vergnügungen, durch Kretscham (Wirthshaus) abhanden kommen, dann wird seine Verlegenheit wachsen, und der rückständige Zins wird durch Zwangsmittel beigetrieben werden. Trifft ihn nun aber gar Krankheit oder andere Zufälle, wo nimmt er dann den Zins her? Sollte etwa der Herr den Zins nachsehen? Wie kommt denn der dazu, sein Eigenthum zu verlieren? Dann müßte er auch verhungern. Es gibt keine schlechtere Art, sein Vermögen zu benutzen, als durch Zinsungen, denn das sind nur unsichere Interessen, und wer sein Kapital anlegen will, kann es mit Sicherheit à 6 p. C. thun, und sein Kapital jederzeit aufländigen und realisiren, Zinsungen sind ein totes nicht disponibles Kapital ohne Sicherheit. Wöchentlich ein oder zwei Tage dem Herrn arbeiten, ist eine Sache, die dem Bauer nicht beschwerlich, nicht lästig fällt, sobald nicht verdrehte Köpfe ihn vorsätzlich aufwiegeln; denn Arbeit ist dem Menschen, ist dem Bauerstande angemessen, unmerklich, nach und nach zahlt er seinen Zins, er kann nie wegen diesen Zins in Verlegenheit kommen, physische Unmöglichkeit (Krankheit) befreit ihn davon bis die Möglichkeit wieder eintritt. — Es findet wohl vernünftigerweise, mit Uebergang über spannter Empfindelheit, der Wunsch statt, daß die Robot so viel als möglich in jeder Art genau, nach Zeit, Maß, Güte, u. s. w. festgesetzt werde, damit die Rechte und Pflichten beider Theile bestimmt seyen, und daß man nicht alle in den Bauern, sondern auch die Herrschaft in ihren Rechten schütze. Die Meinung, daß die Arbeit der Tagelöhner und des eigenen Gespanns besser sey in Hinsicht der bessern Arbeit, ist ebenfalls falsch, der Tagelöhner ist eben so faul und ungeschickt als der Frohnbauer, und die Knechte, die man zum eigenen Gespann hält, sind eo ipso weil sie Knechte, im herrschaftlichen Dienste sind, keine bessern Ackerleute als die Knechte der Ackerbauern. Sollen sie gute Ackerleute werden, so müssen sie erst dazu abgerichtet werden, und dieses kann der Beamte auch bei den Knechten der Frohnbauern, wobei noch der Nutzen, daß durch Anweisung von guter Arbeit der Unterthan diese p r a k t i s c h erlernt, und daher zu deren Befolgung, so wie zum Gebrauch der neuen Ackerinstrumente geschickt und geneigt wird, und gewiß eher dem Kultivator und Exploitor selbst gebrauchen wird, als

wenn er ihm durch ein gedrucktes Patent empfahlen wird. Daß endlich die Abrihtung der eigenen Knechte weniger Mühe erfordert, als die von so vielen Frohnbauern, ist nur scheinbar, denn bei dem igeigen immoralischen Gesinde, und Mangel an Gesindeordnung und Zucht, kann man nicht darauf rechnen, einen geschickten Knecht jahrelang zu behalten, das jährliche Wechseln erfordert jährlich neue Mühe. — Von preussischer Seite scheint es der Wunsch zu seyn, durch Aufhebung der Robot, auch die Zerstückelung der Dominikalgründe zu erzwingen, weil man glaubt, daß kleine Besitzungen für den Ackerbau und die Nationalökonomie vortheilhafter seyen als große. Diese Ansicht gründet sich ebenfalls auf die Theorie theoretischer Staatsmänner, und auf Nachäffung ausländischer, besonders englischer Wirthschaftsverhältnisse. Als Gegensatz bemerke man folgende Facta:

Die Dekonomie verdankt ihren Schwung nicht dem Bestreben kleiner Grundbesitzer, sondern den hochherzigen Aufopferungen der großen Ländereibesitzer.

Nur im Großen lassen sich Verbesserungen anbringen, welche die Kosten ersetzen.

Die Nationalökonomie stellt Theilung der Arbeit als Grundfag auf, diese findet nur bei einer großen Landwirtschaft statt, die fabrikmäßig betrieben wird. Je größer die Dekonomie desto gewinnreicher, und nur die ganz großen hören auf, es zu seyn, aber nur wegen Mangel an Uebersicht und Aufsicht, wegen Mangel an redlichen Dienern.

Die kleinen Grundbesitzer bieten wenig (verhältnismäßig) Naturalien zum Verkauf dar, und in Zeiten des Mangels sind es nur die großen Gutsbesitzer, die durch Vorräthe wider Noth helfen können.

Die Auflösung der gegenwärtigen Verfassung der Güter mit ihren Magerhöfen in dem ganzen östlichen Europa, um daraus kleine Besitzungen oder Nachhöfe zu machen, könnte nicht so leicht geschehen, es würde große Veränderungen in allen Theilen des Staates und der Staatsverwaltung zur Folge haben.

Der Ackerbau braucht nur eine gewisse Summe von Menschenhänden zu seiner Bearbeitung; wenn also mehr Menschen beim Ackerbau verwendet werden, als nothwendig sind, so ist die Arbeitsfähigkeit dieser Menschen für die Nationalökonomie und den Staat verloren, anstatt daß sie bei Fabriken oder Handwerkern Beschäftigung finden. Die kleinen Grundbesitzer finden bei dem Ackerbau nicht hinlängliche Beschäftigung und Verdienste, sie sind gezwungen Nebenwerb zu suchen, dadurch leidet aber der Ackerbau, und das Nebengewerbe so sie treiben, da sie auf keines gehörigen Fleiß und Aufmerksamkeit widmen können. Schon Arthur Young hat in seinen Reisen durch Frankreich 1789 gegen die kleinen Besitzungen geiffert, und ihren Nachtheil für den Ackerbau erwiesen. Es ist kein Zweifel, daß, wenn man bei künstlicher Kultur mehr Hände als nothwendig auf den Ackerbau verwendet, der Acker absolut mehr Früchte, mehr Bruttoertrag abwerfen kann und muß; allein zieht man die

Thara, die Arbeit, ab, so ist der Netto-Ertrag kleiner. Der gegenwärtige Besitzer kleiner Gründe in der Provinz, der entfernt von großen Städten wohnt, wendet nicht den großen Fleiß darauf, um Etwas mehr von seinem Boden zu erzielen, denn er weiß, daß sich die vermehrte Arbeit nicht bezahlt. Im Teschner Kreis sind die kleinen Besitzungen so zahlreich, wie nur irgend wo anzutreffen, allein ihr Ertrag und ihr Anstand ist nicht glänzend, noch für den Philosophen und Nationalökonomisten befriedigend. Die Besitzungen von 1 bis 6 Joch, deren die meisten, halten 1 bis 2 Kühe, und ein paar Schweine; diese werden auf der Brache durch die Kinder der Familie gehütet, denn kleine Besitzungen schaffen weder Brache ab, noch führen sie Klee- und Futterbau ein. Ein, zwei, ja drei Hirten habe ich bei einer Kuh gesehen, und im Ganzen kann man annehmen, daß auf 100 Kühe 100 Hirten nöthig sind, um die einzelnen Kühe auf den paar Beeten Brache zu hüten, d. h. zu verhüten, daß sie nicht in den angebauten Beeten Schaden machen, und dieser Endzweck selbst wird auch nicht immer erfüllt. Nun braucht es keinen Commentar, um einzusehen, welcher ungeheure Schaden für den Staat bloß dieses einzige abgesonderte Hüten der einzelnen Kühe sep. Anstatt die größern Hirten zu andern Arbeiten zu gebrauchen, besonders in Städten zu Spinnereien, und die Kinder in die Schule zu schicken, müssen sie hüten; wachsen in der Wildheit und Unwissenheit auf, und gewöhnen sich von Kindheit auf an Müßiggang. Schöne Früchte von Kaschnitz System! Dem Bauer aber zuzumuthen, oder ihn zwingen zu wollen, seine Kinder nicht zum Hüten zu brauchen, das wäre vergebens ja unmöglich, sonst müßte eine erwachsene Person Kühe hüten. Ständen 100 Kühe in einem Wapserhofs beisammen, so könnten 3 Mägde die Wartung bestreiten; hier werden aber 100 Hirten erfordert zum Hüten allein, nun müssen aber noch 100 Bauernweiber diese Kühe früh Morgens, Mittags und Abends noch obendrein slütern, melken, Stroh einstreuen, und Dung austragen, 200 Menschen werden durch 100 Kühe, wenn auch nicht ganz, doch so beschäftigt, daß sie wenige andere Arbeit nebenbei verrichten können, und man kann bestimmt sagen, die Wartung dieser 100 einzelnen Kühe erfordert 50 Personen ausschließlich.

Der einzelne kleine Grundbesitzer muß sich Gespann mieten, um sein Feld zu bestellen, er muß daher warten, bis der, so Gespann hält, Zeit habe zur Vermietung seines Gespanns. Die kleinen Grundbesitzer müssen nun in der nochwendigen Anbauzeit für ein Tag Mosaarbeit zahlen, was der Ackerbauer nur immer begehrt, da die kleinen Besitzer überbieten, einer den andern. Hat nun der kleine Besitzer ein Gespann endlich gemietet, so wird in einem Tage noch die ganze Ackerbekleidung vollbracht, nämlich in einem Tage werden die paar Beete gestürzt (gewendet) zugerichtet, gedüngt, geackert, besät und eingeeget. Dies sind gewiß Resultate, die jedem Ökonomen Bewunderung für das Dismembrationssystem einflößen müssen.

Bei einigen kleinen Grundbesitzern, und zwar bei den meisten, sah ich folgendes Verfahren, vermuthlich um die theuere Auslage der Gespannarbeit zu vermeiden. Die Brache wird mit der Handhacke aufgehackt, so daß sie das Ansehen erhält, als wenn Schweine das Feld zerwühlt haben; denn ohngeachtet, daß diese Arbeit hart zu nennen, daß sie so viel Zeit und Mühe erfordert, kann doch diese Handhacke nicht tief eindringen, geschweige den Zweck des Stürgens erfüllen. Diese zerhackte Brache wird nun mit Eggen zugerichtet, nämlich der Mann, die Frau, die Kinder bis zu 6 Jahren herab, ziehen am Stricke die Egge hinter sich her, an welche sie sich angespannt haben. Ein schöner Triumph für das beglückende Dismembrationssystem! Wie gut wäre es, wenn alle die theoretischen Projektentmacher, ehe sie Bücher und Gesetze über Dismembrationen der Dominicalgründe schreiben, einmal probirten, selbst versuchten, wie sich an so einem Stricke angespannt die Egge gut ziehen lasse! — Nach dieser Zurichtung wird nun der Dung auf Schubkarren aufs Feld geführt. Nun wird geackert, gesät, bei der Erndte fängt wieder der Triumph von Kaschnitz System an, denn da wird jede einzelne Garbe auf der Schulter in die Scheune getragen. — Obwohl die Herren mit ihren Fantastien von besserer Kultur glauben, daß das Feld des kleinen Besitzers mehr Ertrag gäbe, als wenn es noch Bestandtheil eines obrigkeitlichen Wapserhofs wäre? Ob diese Herren wohl nicht glauben könnten, wenn der Bauer die ganze Summe an Arbeit, als Tagelohn von einem großen Grundbesitzer bezahlt erhalten hätte, daß er für das Geld drei und viermal so viel Frucht hätte kaufen können, als er selbst erbaute hat? Diese Darstellung ist treu und wahrhaftig, sie ist nicht ein einzelner der Sonderbarkeit wegen herausgehobener spezieller Fall, sie ist das landkundige Beispiel von vielleicht 20tausend Familien.

Aber gehen wir noch einen Schritt weiter, betrachten wir nationalökonomisch diese Ansfäßigkeiten. Der Besitzer von 40 Joch braucht eine Scheune für seine Frucht, eine Lanne zum Dreschen, der Besitzer von 2 Joch braucht auch eine Scheune und eine Lanne; wenn auch die Scheune (Stadel) kleiner seyn kann, so benöthiget er doch, da die Lanne nicht viel kleiner seyn kann, um die Scheune sammt der Lanne zu bauen, gewiß den vierten Theil an Holzwert, welches zu der Scheune für 40 Joch erforderlich wäre. Ferner zu einem Wirtschaftshofe von 100 Joch ist ein Stall nothwendig, um das nöthige Rugs- und Arbeitsvieh darin einzustellen, 4 bis 6 Pferde sind hinlänglich, um diese 100 Joch mit der größten Kultur und zusammengesetzten Werkzeugen zu bearbeiten; man wird an Inventarium 3 Pflüge, 3 Wagen, 6 Eggen, 2 Kultivatoren, 1 Ruhrhacken gebrauchen. Jetzt denke man, welche Summa die Inventariensstücke kosten müßten, wenn jeder Besitzer von 1 oder 2 Joch, Pflug, Egge, Wagen etc. besitzen soll, die er allerdings, aber jährlich nur ein paar Tage, bedarf. Jede einzelne Kuh braucht ihren Stall; die ganze Summa welche erforderlich ist, um für 100 Kühe 100 einzelne Kuhstallungen zu bauen, wird

hinreichen, um einen einzigen Kuhstall zu bauen für 600 Rube; die Ursachen wird jeder Baumeister, ja selbst jeder Zimmermann angeben können. Gleiche Bewandniß hat es mit der Wohnung der Menschen; 1 Zimmer und 1 Kammer ist jetzt die Wohnung für eine Bauernfamilie; wird diese Wohnung für jeden einzeln gebaut, so kostet es viel mehr, als wenn z. B. 8 Familien 1 Haus bauen von 2 Stock, wo jede eine Kammer und ein Zimmer hätte. Denn diese 8 Familien können in 1 Ofen Brod backen, in 1 Küche kochen, brauchen höchstens 2 Schornsteine, also nur $\frac{1}{8}$ an Material, um die Kammer zu bauen, und nur den vierten Theil des Schornsteinfegerlohns.

Die Vielfältigung der kleinen Wohnungen ist eine Verschwendung an Baumaterial und Handwerkerlohn, so wie die kleinen Gründe eine Verschwendung der menschlichen Arbeitsfähigkeiten.

Anstatt die kleinen Besitzungen zu befördern, sollte man sie gerade als in jeder Rücksicht schädlich und verderblich zu vermindern suchen, damit sich die Menschen mehr nach den Städten zögen, und dieses könnte man dadurch bewirken, wenn man beföhle, daß, sobald Jemand zwei Besitzungen erwerbe, die nicht jede wenigstens 40 Joch betragen, er sie auf immer vereinigen müßte und nicht trennen dürfte. Es ist eine von den falschen Grundsätzen der theoretischen Phantasten, welche glauben, man müßte die Zahl der Menschen auf dem Lande vermehren, um den Ackerbau zu heben und die Landesbevölkerung zu vermehren. Der Ackerbau braucht nur eine gewisse Summe Menschen, sind derselben mehrere auf das Land vertheilt; so haben sie keinen Erwerb dabei, und die Noth, die Armuth drückt dann den Ackerbau darnieder, ohne daß irgend ein Mittel der Regierung, oder irgend ein Verbot oder Befehl helfen könnte; denn die Freiheit ist unstreitig das beste Mittel, Ackerbau und Fabriken zu heben, ein sichereres, wohlfeileres und viel einfacheres Mittel, als alle jene, welche die Regierungen seit Solberts Zeiten angewendet, um den Nationalwohlstand, gleich Pflanzen eines Treibhauses, binnen wenig Jahren zu erzwingen. Hätte Friedrich II. anstatt Seide die Wollausfuhr freigegeben, so wäre die Schafzucht längst blühend.

Die Summa Menschen, welche der Ackerbau benötigt, kann man nicht berechnen, aber es ist auch unnöthig; wenn Gewerbefreiheit bestehen wird, so wird sich das Verhältnis zwischen Stadt und Land selbst herstellen, es wird das natürliche, das richtige und nothwendige Verhältnis seyn. Dieses aber herzustellen, muß der Unterschied zwischen Rusticale und Dominicale aufgehoben werden. Das Dominium muß eben so gut Rusticalgründe kaufen, und zum Mayerhof zuschlagen können, als wie Grundstücke verkaufen. Der Regierung ist es gleichgültig, ob der Bauer oder die Herrschaft Ackerbau treibt, wenn nur das Landgut bebaut wird,

und viel Getreide hervorbringt; denn von der Produktion der Frucht hängt die Existenz der Nation ab, nicht aber davon, ob Peter oder Paul Produzent sey. Jene Menschen die jetzt zuviel beim Ackerbau leben, fallen ihm zur Last, so wie in England die Armentaren, und vermindern den Reinertrag von Grund und Boden. Diese überflüssigen Menschen soll der Ackerbau ausstoßen, damit die bittere Noth sie zwingt, in den Städten andere Gewerbe zu ergreifen; hierdurch würden die Fabriken Menschen gewinnen, die Consumenten würden sich vermehren, die Produzenten, (Ackerleute) wieder ihre Produkte anbringen, und durch den schnellen Umsatz im Stande seyn, den Consumenten (Gewerbsleuten) mehr Verdienst zu geben. — Der Ackerbau ist eine ganz relative Sache, und hängt einzig von den Lokalumständen ab, so wie in den meisten Theilen von Pohlen und Ungarn Fruchtwechsel und Stallfütterung sehr verkehrt wäre, eben so gut würden die Staatsmänner thun, dem Ackerbau völlige Freiheit zu geben. In der Nähe gewerbsreicher Städte werden kleine Besitzungen immer vortheilhaft seyn, in der Provinz schädlich. Man überlasse es daher dem Publikum, es kennt sein Bedürfnis selbst am richtigsten. Um aber kleine unvortheilhafte Besitzungen zu verhindern, so erhöhe man die Steuer in dem Verhältnis, als der Grund kleiner wird; nämlich alle Gründe von 40 J. und darüber zahlen ein gleiches Prozent Steuer; Gründe von 20 Joch 10 p. C. mehr; von 10 J. wieder um 10 p. C.; von 5 J. abermals um 10 p. C. mehr; von 1 J. noch um 10 p. C. mehr. Diese höhere Besteuerung wird verhindern, daß man kleine Besitzungen an Orten errichte, wo sie nicht mehr als große eintragen.

Freystadt.

Ich hatte geglaubt, daß bei den fürstl. Lichnowskyschen Schafheerden, der Grund und Boden und überhaupt das Physische einen großen Einfluß auf die Vortreflichkeit der Wolle haben müßte; ich fand dieses aber nicht bestätigt. Die Lage ist nur hügelig, und die Erde, obgleich mit einer scheinbar schwärzlichen Farbe, ist nichts als ein glücklich gemischter Lehmboden. Der Kunst mehr als der Natur verbannt hier wie überall, Dekonomie und Schafzucht ihre Blüthe; reine Schafheerden, mit sorgfältiger Pflege und Wartung, rationelle Landwirtschaft in allen Theilen ist die Ursache der glänzenden Resultate, die man auf den fürstlich Lichnowskyschen Gütern sieht. Weniger zu loben ist das seit einiger Zeit eingeführte Verfahren, die Schafe mit 1 oder $1\frac{1}{2}$ Jahren zur Begattung zuzulassen, zwar ein sicheres Mittel seine Heerden schnell und sehr stark zu vermehren, jährlich eine große Zahl Schafe, die gesucht sind, verkaufen zu können, allein auch ein Mittel, um in Zukunft sich die Käufer zu verschmerzen; denn dieses Verfahren in der Aufzucht ist nicht das richtige. Jugendkraft ist zur Erzeugung nöthig, sie bringt große Resultate hervor, aber zu zeitlich gebraucht oder viel mehr gemißbraucht, wird auch zu

früh die Zeugungskraft aufhören. Wie sollen aber Kinder, die selbst noch nicht vollkommen ausgewachsen, wieder Geschöpfe von vollkommener Organisation zur Welt bringen? Die beste Heerde muß durch ein solches Verfahren in Zukunft leiden, und die gewohnten Eigenschaften verlieren, wenn auch der Ruf die Wahrheit einige Zeit überlebt.

Je mehr man sich der Stadt Rattibor nähert, desto besser wird der Boden, er wird ganz schwarz, eine wahre Gartenerde, die sich leicht bearbeiten läßt, und der Luft ausgesetzt, mürbe zerfällt, allein von guter Kultur sah ich nichts, die Felder sind mit Unkraut überzogen, und auf Reinigkeit des Bodens scheint man nicht sehr zu achten. Die Ursache mag auch darin liegen, daß sorgfältige Ackerbearbeitung nicht hier zu Hause ist; der Dünge wird auf die Stoppeln gefahren, verbreitet und eingedekert, ohne zuvor den Boden zu wenden (streifen, stürzen) mit dem Rührhacken zu bearbeiten u. s. w.

Die Stadt Rattibor liegt sehr tief an der Dber, die neuen Häuser sind gut und elegant gebaut, allein es herrscht hier so wie beinahe in allen preussischen Städten inclusive Berlin eine Leere, Dede und Stille, die mit dem Charakter und Zwecke der Städte nicht übereinstimmt. Die Stadt ist todt, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, man vermißt die Lebendigkeit, Rührsamkeit, das Geräusch des Geschäftslebens, wodurch die Blüthe der Gemarkung sich kund gibt. Besonders auffallend ist dieses in Rattibor, da dieser Platz wegen Schiffbarkeit der Dber für den Handel nicht unwichtig ist, auch seit Kurzem das Oberlandesgericht von Oberschlesien hierher verlegt wurde, da es sonst in Brieg war, einer Stadt außer dem Bezirke dieses Oberlandesgerichtes.

Keine Stadt würde sich so vortheilhaft zu einer freien Handelsstadt, zu einer Masse eignen als Rattibor, wenn die preussische Regierung in dieser Hinsicht andere Grundsätze annehmen wollte. Die Grenzen von Böhmen, Mähren, Ungarn, Gallizien, Krakau und Pohlen liegen in einem Halbmonde von Rattibor, in Entfernungen von 6 bis 9 Meilen. Die Fabrikate der preussischen Lände und von Sachsen könnten auf der Dber herauf geführt werden, da es an guten Commercialstraßen so sehr im Preussischen fehlt. Desterreichische Produkte können von allen Seiten auf den guten Chaussees geführt werden. Die Rückfracht nach Pohlen und Rußland ist leicht auf der nur 8 Meilen entfernten Weichsel und Lemberger Kaiserstraße zu bewerkstelligen. Noch größere Erleichterung könnte aber ein Kanal verschaffen, der die Weichsel mit der Dber verbinde, bei Cowick und Sedlin anfangend gerade zu auf Rattibor gehend. Hindernisse bestehen keine, und Wasser geben die kleinen Bäche und vielen Teiche hinlänglich; die Ausführung dieses Kanals ist leicht. Ein zweiter Kanal ließe

sich österrreichischer Seite, aber freilich mit mehr Schwierigkeit denken, wenn man die Dber herauf bis gegen Fulnek schiffbar machte, dann einen Kanal gräbe, um die Dber mit der Weizwa zu vereinigen, diesen raschen Gebirgsstrom, wo möglich, zähmte, zur Schifffahrt einrichtete, eben so die March, um folchergestalt die Donau mit der Dber zu vereinigen. Der russische, polnische, moldauische und ungrische Einkäufer würde gewiß lieber auf eine Messe nach Rattibor kommen, als nach Leipzig; der preussische, sächsische und österrreichische Fabrikant hat keinen großen Unterschied in der Entfernung, den meisten dürfte Rattibor geeigneter seyn, als jede andere Stadt. Besondern Reiz gewährte aber dem Handel die Lage von Rattibor, daß die Waaren und Kaufmannsgüter, so wohl für Käufer als Verkäufer von hier aus direkte in das Land ihrer Bestimmung durchgeführt werden könnten, ohne erst nöthig zu haben, durch andere Länder transito durchzugehen. Endlich ist noch als Hauptgrund in Erwähnung zu bringen, daß die Anlegung einer Messe in Schlesien an der Grenze der Fabrikwaarenlaufenden Länder von Pohlen, Rußland und Ungarn, das beste vielleicht einzige Mittel ist, die englischen Waaren zu verdrängen, und den teutschen Kunstfleiß sicher zu stellen.

Die Stadt Rattibor enthält viele Tuchmacher, die aber nur Tücher von mittlerer Gattung liefern, aber sich durch Dauerhaftigkeit als Regentücher empfehlen. In dem ehemaligen herrschaftlichen Schlosse dicht an der Dber, befindet sich eine Fabrik von Steingut, mit ziemlichem Absatz, sie hat auch Versuche gemacht in Wedgwood nach englischer Manier. Die größten Waldungen in Schlesien, und beinahe in Teutschland, befinden sich in dieser Gegend Oberschlesiens auf einer Entfernung von 2 bis 4 Meilen von Rattibor, und doch ist daselbst Holz ein sehr theurer Artikel.

Die Gegend um Rattibor ist kahl und gewährt dem künstlerischen Auge keinen Punkt für die zeichnende Kunst. Auf der rechten Seite der Dber ist die Mundart des Bauern durchgehends ein Dialekt der polnischen Sprache. Körperbau, Kleidung, Wohnheiten und Sitten scheinen anzuzeigen, daß er von einem andern Volksstamme seinen Ursprung ableite, als der Nachbar des andern Ufers. Das Land ist auf der linken Dberseite fruchtbarer als auf der polnischen, auch gibt es hier sehr viele ganz freigekaufte Dorfschaften, die durch die Zeitumstände zufällig reich geworden, sich durch Luxus und Hoffarth, aber nicht durch Arbeitsamkeit oder Bildung, auszeichnen. Es ist eine Klasse Menschen, die sehr weichlich an Körper und eigensinnig an Geist ist, besetzt und regiert von dem Stolge, keinen Herrn zu haben. Ihr Ackerbau ist nicht besser als der von robotenden Gemeinden, und besonders häufig sind Feuerbränne als Zeichen ihrer Fahrlässigkeit und eigensinnigen

strafbaren Dummheit. Der Flachsbau ist ein Haupterwerb dieser Gegend, anstatt, wie es sich gehört, eigene Dörckhäufel bei jedem Dorfe zu haben, lieben sie es doch den Flachsbau in Backöfen zu rösten, ohngeachtet es verboten, ohngeachtet jährlich mehrere Dorfschaften deswegen ein Raub der Flammen werden. Schon die Kleidung ist ein Beweis, welcher Geist diese Bauern beseelt. Außer einer unförmlichen ungeschickten Kleidung, besonders des Frauenzimmers ist eine dicke Pelzmütze Sommer und Winter für beide Geschlechter ein unentbehrliches Stück, welches den Kopf nie verläßt. Schon das Kind beider Geschlechter mit 3 Jahren ist mit dieser Pelzmütze, wie mit einem Pilz bewachsen, und die Mädchen gleichen ganz der kleinen Jungfer Salome auf dem Theater.

Mein Weg zurück führte mich über Delau und Karwin. Ersteres ist merkwürdig wegen seiner Kirche, die von einem Teschner Herzog im 12. Jahrhundert erbaut worden seyn soll, da bei Gelegenheit einer Jagd seine Gemahlinn auf dem Berge, wo ist die Kirche steht, niederkam, und er sogleich eine Kapelle zu bauen gelobte. Später wurde ein Kloster hier erbaut, welches große Possungen hatte, alsdann aber einging. Die alte Kirche ist zum Theil später gebaut, und ein Gemälde in der Kirche pflanzt die Sage fort, ein Adler in der Luft habe eine gewetzte Hostie auf dem Felde niederfallen lassen, wo die Kapelle mit dem wunderthätigen Mutter = Gottes = Bilde steht. In historischer Hinsicht ist dieser Ort der merkwürdigste des ganzen Fürstenthums, auch noch durch den Umstand, daß in alten Zeiten wegen Mangel an Geistlichen, diese Kirche und Pfarrei dem Kloster Telnitz in Pohlen zugetheilt wurde, so daß ein dortiger Klostergeistlicher die Seelsorge in Delau versah, und der Prälat den Titel Abt von Delau führte. Einer von den Pfarrern gerieth in Streit mit seinem Kloster, und unterwarf sich dem Benediktiner = Kloster zu St. Maria = Margareth bei Prag. Sein altes Kloster widerlegte sich zwar, und es gab mehrere ziemlich ärgerliche und unanständige Auftritte unter der Geistlichkeit, jedoch blieb seit hundert Jahren die Pfarrei Delau zu dem Benediktiner = Kloster in Prag gehörig, und der dortige Prälat führt den Titel noch bis ist Abt von Delau, obwohl er von Delau nichts weiter hat als das Patronatsrecht. Der jetzmalige Pfarrer ist daher ein Benediktiner = Ordensgeistlicher.

Weinake eben so merkwürdig, und für ist noch interessanter sind die hiesigen Salzquellen, welche mit denen 1/2 Meile von hier entfernten Quellen zu Salca in Verbindung stehen dürften, doch sind die Delauer stärker. Schon vor 50 Jahren hat eine Subernalkommission diese Quellen untersucht und nicht für bauwürdig befunden, wahrscheinlich wegen dem Besitz von Willezka. Die Commission befahl die Sperrung dieser Quellen, es ist aber nicht zu vermeiden, daß die Bauern dieses Wasser wenigstens für ihr Vieh benutzen, und die benachbarten Dorfschaften holen es

sehr fleißig zu diesem Endzweck, obwohl die Herrschaft davon keinen Gebrauch macht, auch mehrere es als Viehränke verwerfen, indem sie nachtheilige Folgen davon verspürt haben wollen. Dieses Wasser enthält nach chemischen Untersuchungen auch einige Theile von Glaubersalz und Salpeter.

Die Landwege im Teschnischen sind überhaupt schlecht, aber in Delau ist der Weg mehr als unfahrbar, so daß es wohl verdient, diese Nachlässigkeit öffentlich zu rügen.

(Die Fortsetzung folgt.)

II. 572.

Correspondenz und Neuigkeiten.

Wien am 31. Juli 1821.

Neuer Zuwachs der kais. Menagerie aus Haiti und der Barbarei.

Mit dem im Monat Juni zu Trieste aus Haiti eingelaufenen, von Herrn Dietrich besetzten Schiff sind außer vielen sehr seltenen lebenden Pflanzen auch verschiedene lebende Thiere angekommen, welche der zurückgekehrte Gärtner Herr Ritter während eines Jahres daselbst sammelte.

Unter letzteren befinden sich

- 1) verschiedene Affen,
- 2) mehrere Papageyen
- 3) mehrere Arten Tauben
 - als die Sperlingstaube, (*Columba passerina*)
 - weißköpfige — (*— leucocephala.*)
 - Martinique — (*— martinica.*)
 - blaushirnte: — (*— aurita.*)
- 4) eine Meer = Schildkröte (*testudo virgata*)
- 5) zwei Krokodile (*crocodilus acutus*)

Diese sämtlichen Thiere sind mit Ausnahme des (alten) in Graz gestorbenen größeren Krokodils glücklich in Wien in dem kaiserlichen Garten bei der Burg eingetroffen.

Es ist unter die größten Seltenheiten zu rechnen, in Europa ein lebendes Krokodil zu sehen, und in Wien noch nie eines. Dieses gegenwärtige ist bei 3 Schuh lang, und befindet sich nun im k. k. Naturalien = Cabinet, und ohngeachtet es bei der Ankunft sehr schwach war, so ist es jetzt bereits ganz munter und so weit hergestellt, daß es nun die Fische (seine Hauptnahrung) selbst frisst, und kein Zweifel mehr obwaltet, daß es sich an unser Klima gänzlich gewöhnen wird.

Im Monat Juli sind zwei sehr zahme lebende Hyänen aus der Barbarei in der kais. Menagerie zu Schabrunn angekommen, welche Sr. Maj. von dem H. v. Feschitzig anzunehmen geruheten.

F. S.

Debatten und Berichtigungen.

Teutsche in der Zips.

(S. Ethnographische Miscellen von Ungarn, von Johann von Esaplovics, im Hesperus XXVIII. Band, 2. Heft S. 14 bis 16.)

Da Hr. von Esaplovics in den Vaterländischen Blättern für den österreichischen Kaiserstaat, in dem Conversationsblatt und im Hesperus die ungrischen Gelehrten aufgefordert hat, irrtige Angaben seiner ethnographischen Miscellen zu berichtigen, so hoffe ich, daß ihm die folgende Berichtigung nicht unwillkommen seyn wird. Sobald ich Zeit gewinne, sollen noch mehrere Berichtigungen sine ira et studio nachfolgen.

Seite 15 führt Hr. v. Es. für seine Behauptung, daß die Zahl der Teutschen in Ungarn „täglich geringer wird, weil sie sich entweder slowakisiren oder magyarisiren,“ den Umstand an: „In der Zips, wo sie ehemals fast ausschließlich herrschten, sind sie jetzt nur in den XVI Zipserstädten zu finden, aber auch diese machen schon hübsche Fortschritte in der slowakischen Sprache.“ Herr von Es. ist in einem gewaltigen Irrthume oder schreiberrante calamo. Sollte es ihm, der in dem letzten Jahre zehend einige Mahl durch Zipsen reiste, denn unbekannt seyn, daß nicht nur in den XVI Zipser Kronstädten (Oppida coronalia), Ego, Leititz, Wallendorf, Georgenberg u. s. w. (in Pudelein, Lubljo und Kniesen wird seit der Verpfändung an die Pohlen unter König Sigismund im J. 1412 mehr polnisch als teutsch gesprochen) sondern auch in den königl. Freistädten Leutschau und Kásmark (durch Leutschau ist doch Hr. v. Es. durchgereist?) in den 6 Zipser Bergflecken Schmölnitz, Sölnitz, Schwedler, Stoß, Einsiedel, (Kemet) und Wagendrüffel*), und in den meisten Dörfern unter dem Tatra, z. B. Groß- Klein- und Hollo- Komnitz, Groß- und Klein- Schlagendorf, Neu- Walddorf, Rochus u. s. w. Teutsche (mit Ausnahme weniger Slowaken,

*) In Schmölnitz war ich von 1808 bis 1819 teutscher Prediger und hatte in meiner Gemeinde gar keinen Slowaken. Auch die zahlreichen Katholiken in Schmölnitz sind Teutsche. In diesen sechs Zipser Bergflecken wird ein eigener teutscher Dialekt, der sogenannte gründerische, gesprochen, der von jenem in den XVI Kronstädten, in den zwei Freistädten und in den teutschen Dörfern der Zips abweicht. Siehe meine Abhandlung über den gründerischen Zipserdialekt in Schedius Zeitschrift von und für Ungarn 1804. Rump.

z. B. in Kásmark und Leutschau) wohnen und teutsch gesprochen wird? In allen diesen Ortschaften wird von den katholischen Pfarrern und Kaplänen und von den evangl. Predigern teutsch gepredigt, und nur in einigen für die wenigen Slowaken manchmal slowakisch. Auch kann man eigentl. (von Lubljo, Pudelein und Kniesen war schon die Rede) nur von der XVI. Zipser Kronstadt, Kirchdrauf (Várallya) behaupten, daß ihre Bewohner „hübsche Fortschritte in der slowakischen Sprache“ machen, ungeachtet der den Kirchdraufern oft vorgeworfene Scherz erdichtet ist, daß sie in der evang. Kirche das bekannte Lied „Liebster Jesu wie sind hier“ folgendermaßen makaronisch singen:

Liebster Jesu, mi sme tu, (wir sind hier)

Dich und dein Wort posluhati, (anzuhören)

Lenke mysli, (Sinnen) und Begier,

Auf die sladki (süßen) Himmelslehren,

Daß die ardee (Herzen) von der Erden

Ganz zu dir tahnauti (gezogen) werden u. s. w.

Daß in den schon längst zu Dörfern herabgewürdigten und an Edelleute verschenkten oder von mächtigen Dynasten in den Jahrhunderten der Willkühr und des Rechtes der Skären, unter allerlei Vorwänden unterjochten ehemaligen XXIV Zipser Kronstädten (von welchen die XVI*) Zipser der Krone gebliebene glückliche Ueberreste sind), Donnermarkt, Sperndorf, Schmögen, Palmisdorf, Eisdorf (Zsakócz) Kapisdorf, Großlomnitz, Hunsdorf, Dörin, Schwabsdorf, Müllendach, Eulenbach (Weibach), St. Kirn (Quirinium), die einst ganz teutsch waren; die Einwohner — jetzt Bauern (mit Ausnahme der Edelleute, und der zahlreichen Juden in Hunsdorf) — fast ganz slowakisirt sind und nur von Einzelnen, besonders Evangelischen, noch teutsch gesprochen wird, kann nicht als Beweis der hübschen Fortschritte der Zipser Teutschen im Slowakischen gelten, denn diese Slowakisirung hatte schon vor Jahrhunderten Statt und entstand daher, daß die städtische Freiheit liebenden teutschen Bürger, die mit Gewalt zu herrschaftlichen Unterthanen gemacht wurden, nicht glebae adstricti seyn und Robotdienste leisten wollten, und daher großentheils auswanderten, woswegen ihre Stelle mit Slowaken besetzt wurde, und die übrig gebliebenen wenigen Teutschen sich nun genöthigt sahen, die Sprache der zahlreichen Slowaken zu erlernen, um sich ihnen verständlich zu machen.

Dr. Rump.

*) Ober eigentl. XIII, denn Lubljo, Pudelein und Kniesen gehörten nicht zu den XXIV Zipser Kronstädten, und wurden nur, als die XIII Zipser Kronstädte unter der Königin Maria Theresia revindicirt wurden, zu demselben geschlagen, so daß XVI Zipser Kronstädte entstanden. Auch die königl. Freistadt Leutschau gehörte zu den XXIV Städten.

n
L
es
Die
n
e
r

en
in

f
i
ms
ung
is
s
Eins
ird,
pfer
ung
dass
ge
cht
nd
nit
gen
rei
zu

und
und
ni
ge
auf
n.

Fragmente N.º II.

VIII. II.

Naturkunde.

Beschreibung des geognostischen Vorkommens und bergmännischen Abbaues der Eisenerze, welche auf den Hüttenwerken zu Blanskö in Mähren verwendet werden.

(Mit 1 Karte.)

(Fortf. von Nr. 12. Bd. XXIX.)

Die Eisenhüttenwerke des Herrn Grafen Salnt zu Blanskö erhalten von Jahr zu Jahr wesentliche Erweiterungen an zweckmäßigen und nützlichen Anlagen; sie haben sich durch ihre Erzeugnisse bereits einen ausgedehnten Ruf erworben *), und man bestrebt sich, ihn immer mehr zu verdienen. — Daß bei diesen Werken, wo schon so viel geschehen ist, und wo noch fortwährend alles angewendet wird, um jeden Zweig, der damit in Verbindung steht, zur größtmöglichen Vollkommenheit zu bringen, eine Hauptbasis, worauf der ganze Hüttenbetrieb beruht, der Bergbau auf Eis-

*) Besonders verdienen hier angeführt zu werden die auf eine neue Art angefertigten gegossenen Röhren von allen Durchmessern und Dimensionen, worauf die Blansköer Eisenwaarenfabrik ein k. k. Privilegium exclusivum auf 8 Jahre seit Monat Juli 1819 erhalten hat. Ferner die gegossenen Maschinentheile zu einer Dampfmaschine, welche zu Namtst in der k. k. priv. Feintuch- und Kasimirfabrik Sr. Excellenz des Hrn. Grafen von Haugowitz im Jahre 1819 erbaut worden ist, und an Sauberkeit und Reinheit die in England gegossene, in der k. k. priv. Feintuchfabrik des Hrn. Dffermann zu Brunn befindliche Dampfmaschine zurückläßt. Endlich die neuerdings nach Wien an Paufinger und Wurm gelieferten Flachspinnmaschinentheile so machen dem ausgedehnten Ruf der Blansköer Eisengießerei Ehre.

A. v. W.

Hesperus Nr. 5. XXX. Hierzu Kupfertafel Nr. 3.

enstein, hier von keiner geringen Wichtigkeit und Erziehbigkeit seyn kann, wird wohl nicht bezweifelt werden. Da ich genau mit dem geognostischen Verhalten der bebauten Eisensteinlagerstätten obiger Werke bekannt bin, so hoffe ich keinen ganz uninteressanten Beitrag über einige der wichtigsten Eisenerzformationen und Bergbaue in Mähren zu liefern, wenn ich im Folgenden als Fortsetzung meiner geognostischen Fragmente eine Beschreibung davon den hochachtbaren Lesern des Hesperus hiermit übergebe.

Der Eisensteinbergbau zu Rudiz auf der Herrschaft Raiz ist schon seit undenklichen Zeiten die Haupterzkammer der Blansköer Hüttenwerke gewesen. Schon der Name des dabei befindlichen Dorfes Rudiz scheint von dem slavischen Wort Rudla (Erz) seinen Ursprung erhalten zu haben. Das hier brechende Erz (Werners schaaliger Thoneisenstein, zuweilen mit schwachen Lagen von Brauneisenstein und Glasfopf vorkommend) zeigt eine ganz eigenthümliche geognostische Lagerung. Es ist nämlich in Kessel oder Trichter, die von Uebergangskalksteinklippen umschlossen sind, eingelagert, und liegt unmittelbar auf diesen Uebergangskalkstein auf, der in Westen gegen Blanskö an Syenit angelagert und umweit Rudiz gegen Osten mit Grauwacke und Grauwackenschiefer überdeckt ist. Dieses Uebergangskalksteingebirge, was daher von Süden nach Norden sich erstreckt, steht in den es durchschneidenden Thälern in schroffen und mannigfaltig gestalteten Felsenpartieen zu Tage aus. Dort sind auch häufig Eingänge zu Höhlen enthüllt, deren finstere Windungen sich oft sehr weit erstrecken, die oft einen herankommenden Bach verschlingen oder einem neuen den Ursprung geben. *) Außer diesen Thälern hat das erwähnte Kalk-

*) Am merkwürdigsten unter allen zeichnet sich der Ursprung des Flüsschens Bunkwa aus, das, nachdem es den unzugänglichen Abgrund der Magocha bewässert hat,

steingebirge ein ziemlich abgeplattetes Ansehen; man würde aber sich sehr trügen, wenn man dieses für abgeplattete Oberfläche seiner Gebirgsstruktur halten wollte. Bismuth und besonders in der Umgegend von Rudiz ist die Oberfläche des Kalksteingebirgs eben so schroffklippig wie in den erwähnten Thälern, die wegen ihrer schweizerischen Felsengründe alljährlich mannigfache Bewunderer herbeilocken, aber nicht so sichtbar. In der Gegend um Rudiz und auch an mehreren andern Punkten dieser Kalksteinregion, wo weniger Thäler das Gebirge durchschnitten haben, erscheint es zwar als eine ebene, abgeplattete Gebirgsgegend, und das auf der Oberfläche wellende profane Auge ahndet gar nichts von dem, was der forschende Bergmann in der Tiefe ernüßt. Er nur allein ist damit vertraut, und hat durch rastlose Mühe bei dem matten Scheine seines Grubenlichts thätig erforscht, daß der hier herrschende Uebergangskalkstein oft bis zu Tage ausgeht, oft schroff und fast senkrecht bis in bedeutende Tiefe einfällt, dann wieder bis oder nahe am Tag empor steigt, um von Neuem sich in die Tiefe hinab zu stürzen. Denn alles schroffklippige Gefels des Uebergangskalksteingebirgs ist hier eingeebnet durch die Schichten einer jüngern Formation, die mit Lagen von Thon, Sand und endlich Feuersteingeschieben das Ganze überdeckt und geebnet haben. *)

im Punkt wathale aus einer finstern, breit und nach außen hoch gewölbten Felsenhalle entquillt. Ohne weitem Zufluß zu erhalten, betreibt es auf seinem kurzen Wege bis zur Bwittawa 4 Kornmühlen, 1 Pulvermühle, eine Papiermühle, 1 Hochofen, 1 Bohr- und Drehwerk und 1 Frischfeuer. Das treue Bild eines kurzen, aber kräftig wirkenden und thätigen Lebens! —

A. d. W.

*) Aus dieser Oberflächenbeschaffenheit läßt sich auch die Entstehung des so merkwürdigen Abgrundes, der unter dem Namen der Mazocha bekannt ist, der von vielen Reisenden besucht und stets mit Bewunderung verlassen wird, erklären. — Denken wir uns in der Ebene von Stroff zwischen dem Claupe- und Dürrenthal eine ähnliche Struktur des Kalksteins wie zu Rudiz, eingeebnet durch die Schichten einer jüngern Formation, was allerdings auch hier bestimmt der Fall ist, so wird das Auffallende, in dieser Ebene einen über 30 Klafter tiefen, schroffen, unzugänglichen Abgrund zu finden, alsbald verschwinden. Denn nehmen wir nun an, daß dieser von Kalkstein umschlossene

Je enger nun diese Kessel oder Trichter von Uebergangskalksteinfelsen umschlossen sind, je tiefer sie hinabgehen, je mächtiger ist der darin vorkommende Eisenstein eingelagert, so daß man Beispiele hat, daß aus einem Kessel oder Trichter ergiebige Eisensteinabbau 10 bis 12 Jahre lang unausgesetzt betrieben worden sind. Die Art der Lagerung, in welcher hier der Eisenstein auf den Kalkstein aufliegend vorkommt, könnte füglich ein Vorkommen in stehenden Stöcken genannt werden. Denn nach Werner sind stehende Stöcke „trichterförmige Vertiefungen in den Gebirgen, die, je weiter sie in die Tiefe setzen, je schmaler und enger werden, bis sie endlich ganz aufhören. Die bauwürdigen Mittel sind gewöhnlich die tiefste und älteste Ausfüllung derselben, jüngere und neuere Erzeugnisse, setzige, sandige und thonige Schichten und Geschiebe sind darauf gelagert, und machen die übrige Ausfüllung und letzte Einebnung derselben aus.“ *)

Trichter ganz mit Sand- und Thonschichten angefüllt und eingeebnet wurde, als das durch Zeit und atmosphärische Zerstörungen so grotesk gebildete Kalkgebirge mit einer jüngern Formation überdeckt worden war, so läßt sich das Folgende leicht erklären. Durch das Zusammensinken einer Felsenhöhle oder unmittelbare Verbindung derselben mit dem Trichter senkten sich die Schichten der jüngern Formation im Trichter hinab, sie kamen nun mit dem die Mazocha durchströmenden Wasser in Berührung, hemmten dasselbe vielleicht eine Zeitlang in seinem Lauf, bis es sich einen neuen Ausweg bahnte und erst mit Gewalt, dann nach und nach alle jüngere Schichten wegschwemmte, so daß nur noch die schroffen Felswände des Uebergangskalksteins, die bis heutigen Tags die Mazocha umschließen, übrig geblieben sind. —

A. d. W.

*) Der Hr. Berg- und Hüttenverwalter Teubner in Blansko bearbeitet jetzt eine Eisenhüttenkunde nach Werner, wo er besonders im mineralogischen Theil derselben über die verschiedenen Lagerstätten der Eisensteine eine Darstellung geben wird, die gewiß so wie das ganze Werk jedem Eisenhüttenmann eine willkommene Erscheinung sein wird, da sich der Verfasser vorgenommen hat, alle jene Abschnitte, wie z. B. den mineralogischen, den bergmännischen, den mechanischen, ausführlicher zu bearbeiten, als es bisher noch in keiner Eisenkunde der Fall war. Ferner hat er sich vorgenommen, alle Fortschritte im Eisenhüttenwesen von Werner bis auf gegenwärtige Zeit in einem 2ten Bande nachfolgen zu lassen, wobei er sowohl eigene Erfahrungen als auch alle neu erschienenen Werke des Auslandes benutzen wird, um dieser Arbeit die möglichste Vollständigkeit zu geben.

A. d. W.

Beiliegende Karte eines Theils des Rudizer Erzgebirgs und nachstehende spezielle Beschreibung der aufeinander folgenden Lagen wird keinen Zweifel übrig lassen, daß zu Ruditz das Vorkommen des Eisensteins bestimmt zu der erwähnten Gattung Lagerstätte zu zählen ist.

1) Der Eisenstein ist an den tiefsten Punkten des Kessels oder Trichters eingelagert und gewöhnlich hier am mächtigsten; da wo derselbe weniger von Kalkstein eingeschlossen ist oder mit ihm aufsteigt, ist er weniger mächtig, und teilt sich oft ganz aus.

Er besteht aus concentrisch-schaaligem Thoneisenstein, der oft im Mittelpunkte theils noch mit Wasser, theils mit losem zerreiblichem Eisenocker ausgefüllt, leere Räume bildet, die nach innen zu schwache Lagen von Glaslopf oder dichtem Brauneisenstein mit stark oft metallisch glänzender, oft saurenschweißig bunt angelaufener Oberfläche enthalten. Ueberhaupt ist bei dieser Bildungsgestalt zu bemerken, daß der Eisenstein nach innen zu dichter und fester, nach außen aber immer lockerer und ockriger ist. Der concentrisch-schaalige Thoneisenstein geht zuweilen in dünnblättrigen über, zuweilen zeigt er eine Neigung zum körnigen Gefüge, gewöhnlich aber ist er dicht und partienweise in concentrischen Lagen kleine leere Räume einschließend, in und mit einander verwachsen.

2) Mehr und weniger mächtige Lagen von Thon liegen unmittelbar auf dem erwähnten Eisenstein. Diese Lagen sind immer in der Nähe des Eisensteins braun gefärbt, auch haben sie oft Eisenstein in kleinen Stücken beigemengt. Entfernter von Eisenstein hingegen sind die Thonlagen von graulich weißer und weißer Farbe, diese gehen zuletzt in Sand über.

3) Der Sand kommt oft in sehr mächtigen Lagen von solcher Weiße und Reinheit vor, daß er für Glashütten ein brauchbares Material abgibt. Gewöhnlich ist er mehr oder weniger gelblich weiß und von größerem Korn als der ganz weiße, fast immer von lockerem Zusammenhang und in diesem Zustand leicht zerreiblich. In ihm kommen zuweilen

a) Lager von weißem, feinem Thon vor. Dieser bricht besonders rein und mächtig auf einem Lager unweit Ruditz in der angrenzenden herrschaftlichen Waldung, und wird seit mehreren Jahren mit Vortheil bergmännisch bebaut. Das Lager streicht in einer kreisförmigen

Richtung und schließt einen Kreis von beiläufig 50 Klafter Durchmesser um und um, und sein Fallen neigt sich nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt des Kreises, daher hier ebenfalls die kessel- oder trichterförmige Einlagerung ohne Zweifel Statt findet. Es fällt, so weit es durch bergmännische Arbeit bekannt ist, in einen Winkel von 60 bis 70 Grad. Sein Hangendes und Liegendes ist ziemlich grobkörniger, gelblich brauner Quarzsand. Seine Mächtigkeit ist gewöhnlich 6 bis 7 Fuß. Nahe am Hangenden hat es ein gelblich braunes thoniges Saalband, dann folgt eine 3 bis 4 Fuß mächtige Lage Thon von gelblich grünlich weißer Farbe, der in der Grube, so lang er noch den gehörigen Grad von Feuchtigkeit hat, durch großflächigen Bruch sich auszeichnet, im Zustand der Trockenheit aber einen ebenen, zum Dickschieferigen sich neigenden Bruch hat. Dieser Thon ist weniger fein und oft mit Quarzsand und Glimmertheilchen verunreinigt, fühlt sich etwas mager an, wird als eine schlechte Gattung nur theilweise abgebaut und an Rudizer Bauern verkauft. *) Der darauf folgende weiße feine Thon ist 2 bis 3 Fuß mächtig, von weißer und graulich weißer Farbe, fühlt sich etwas fettig an, bildet gewöhnlich kurzklüftige, unvollkommen schieferige, abgeordnete, etwas Glanz habende Bruchstücke, und hat einen unvollkommenen flachmüschigen Bruch. **) Diesem Thon folgt ein 6 bis 8 Zoll mächtiger, feiner, ganz weißer, zerreiblicher, mit Thon gemengter Sand, und dann zuletzt ein 4 bis 6 Zoll mächtiger, feiner, gelber

*) Die Rudizer Bauern schlemmen ihn und treiben mit den daraus erzeugten sogenannten Zelteln zum Pugen der Monturstücke des Militärs einen Handel nach Brünn.

A. d. B.

**) Diese Gattung Thon wird jährlich in bedeutender Quantität an Steingut- und Fayencefabriken in der Monarchie verführt und mit Nutzen verkauft. Allein bei weitem ist damit seine nützliche Anwendung noch nicht erschöpft. So kann er noch zu Schmelztegeln, Tuten, Glashafen, zur Fabrikation thönerner Pfeifen, zu feuerfesten Mauerztegeln, zu feuerbeständigen Mauern als Mörtel, als Farbenmaterial, bei Kattunfabriken als Papp, zum Waschen, zum Walken, zum Fleckausmachen dienen und zu manchen andern chemischen Operationen gebraucht werden.

A. d. B.

Thon, der zugleich das liegende Saalband ausmacht. Dieser gelbe Thon wird ebenfalls gewonnen und verkauft. *)

Außer diesen Thonlagern kommen in den mächtigen Sandlagen bei Rudiz noch andere Merkwürdigkeiten vor, die ich bei gegenwärtiger geognostischer Betrachtung nicht übergehen kann. Es finden sich nämlich besonders da, wo die Sandlagen weiß und zuweilen etwas mit Thon gemengt vorkommen, mitten im Sande

b) Massenartige Gebilde von der Größe eines Kinderkopfes bis zu einer Größe von mehreren Kubikfuß gewöhnlich von schnee- und graulich weißer Farbe, im Bruch zum Theil flachmuschlig und eben, zum Theil höchst uneben. Gewöhnlich wird dieses Gestein mit sehr schwachen, kaum haarbreiten Quarzklüften nach verschiedenen Richtungen durchschwärmt, zuweilen kommen darin auch kleine sehr krystallinisch gebildete Quarzknoten eingewachsen vor. Dem äußern Ansehen nach ist man geneigt, das eben beschriebene Gestein für verhärteten Thon zu halten, da es nach außen oft in zerreiblichen Thon überzugehen scheint. Allein es zeigt beim Anhauchen nicht den mindesten Thongeruch, gibt am Stahle Funken und braust zuweilen mit Säuren. **) — Auf jeden Fall ist dieses Gestein eine merkwürdige Erscheinung, die noch näher untersucht zu werden verdient. —

c) Kehlliche Gesteinmassen, doch nicht in gar bedeutenden Größen, übrigens ganz von der beschriebenen Beschaffenheit, nur daß sich hier in der Mitte ein Kern von Feuerstein findet.

d) An der Oberfläche theils zertrümmert, theils gekerbte nierenartige Quarzknoten, die gewöhnlich inwendig hohl und mit Krystallen von gemeinem und ames-

*) Der gelbe Thon wird von Rudizer Bauern gekauft und zu Zetteln verarbeitet, die zum Anstreichen des Leinwandwerks und Farbmaterial Abnehmer finden.

X. d. B.

**) Ich halte es für einen in der Verfestigung begriffenen Thonmergel, wo man die Natur in der Bildungsstätte des Feuersteins gleichsam auf der That ertwischt kann, und erkläre aus dieser Ansicht die anscheinend widersprechenden Phänomene, zu welchen der Hr. Verf. noch hätte anführen können, daß zuweilen Versteinerungen, Pectiniten u. d. darin vorkommen. Manches ist schon bestimmter Thonstein.
Der Herausgeber.

thysartigem Quarz besetzt sind. Oft überdeckt diese *) wieder eine Lage Chalcedon, von bläulich weißer in die violette, braune und gelbe Farbe, ja bis in's Rothe des Karneols übergehend. Zuweilen findet sich der Chalcedon, doch dieses ist sehr selten der Fall und nur bei schwachen Lagen gewöhnlich, in kleinen Rhomben krystallisirt. Endlich findet man auf den erwähnten gewöhnlich sphärischen Lagen des Chalcedons wieder krystallisirten Quarz und als noch jüngeres Erzeugniß zuweilen mehr und weniger dicke Lagen von reinem weißem Cacholong mit traubiger Oberfläche ausliegend. Davon man die mannigfachsten Abänderungen und Prachtstücke bei Rudiz zuweilen findet.

4) Ueber diesen Sandlagen finden sich endlich Hornstein- und Feuersteingeschiebe **, welche die oberste aber nicht überall anzutreffende Decke des hiermit beschriebenen Rudizer Eisensteingebirgs ausmachen. ***)

*) Nämlich die Zuspitzungen der Quarzkrystalle im Kern der gemeinlich hohlen Drusenräume der nierenförmigen Massen. Wie dort ich so eben auf die Feuersteinbildung aufmerksam machte, so ist hier gleichsam die Werkstätte der Chalcedonbildung aufgeschlossen, worüber manches Merkwürdige zu sagen wäre. Man sieht den Uebergang aus der sechsseitigen Zuspitzung zur Würfelbildung — sieht den Anfang der Chalcedonbildung als feinerbildung, an die Zunge hängende Rinde, die nach und nach verfestigt, durchsichtig hart und gefärbt wird. Was gibt ihr nun vor der prädominirenden Quarzmasse, die ihr zur Basis dient, die Veränderungen des Bruchs, der Durchsichtigkeit, des Glanzes, der Farben (warum deren vorherrschende Neigung zum Blaulichen?) und hauptsächlich der Krystallisation? Warum ist unter analogen Umständen auch hier die Chalcedonbildung weit häufiger als die des Karneols? Warum diese Quarzdrusen und in ihnen so häufig der Chalcedon und kein Feuerstein, der doch in derselben Matrix für sich vorkommt? Und so noch eine Menge Fragen, die vielleicht durch einen Verein von unbefangenen Geognosten, Dryktoognosten und Chemikern, frei von aller mikroskopischen Kleingeisterei, hier am ehesten zu lösen wären.

Der Herausgeber.

**) Woher deren Ursprung? Dies verdiente Nachweisung.

Der Herausgeber.

***) Sollte der eine oder der andere geneigte Leser über die hier beschriebenen geognostischen Lagerungsstätten der Rudizer Erzformation und der damit vorkommenden Gesteinar-

Diese hier beschriebene geognostische Beschaffenheit der Lagerung des Eisensteins hat, seitdem man sich hiervon die nöthigen Kenntnisse verschaffte, außerordentlich viel zum zweckmäßigen Aufschluß und Betrieb des Rudizer Bergbaues und zur bedeutenden Ergiebigkeit desselben besonders beigetragen. Seit dem Jahre 1809 wird dieser Bergbau zweckmäßiger betrieben, und man hat es dormalen dahin gebracht, daß alljährlich über 50 bis 60000 Centner Erz zu Rudiz gewonnen und zu Tage gefördert werden.

Es arbeiten daselbst dormalen 40 Mann Bergleute auf 9 Erzschächten auf 9 verschiedenen Kesseln.

Die Erzgewinnung wird, nachdem man einen mächtigen Erzstock angefahren und sich von seiner Ausdehnung nach Länge, Breite und Tiefe durch Streckenbetrieb überzeugt hat, mittelst regelmäßigen Abbaues aus dem Tiefsten nach oben besorgt.

Der Versuchsbau besteht größtentheils in Streckenbetrieb, da die Fortsetzung des Eisensteins aus einem Kessel in den andern sehr oft Statt findet. Als Wegweiser hierzu dient theils die Richtung des Kalksteins, theils der braungefärbte Thon.

Die Förderung geschieht in der Grube durch Bergtröge und Laufarren, in Schächten durch zweimännische Haspel.

Der Wasserhaltung ist man bei dem Rudizer Bergbau nicht bedürftig, da alle vom Tage eindringende Wässer in die unterirdischen Höhlen des in der Sohle befindlichen Uebergangskalksteins sich verlieren.

Zur Wetterlosung wendet man zuweilen den Harzer Wetterfah (d. i. den mit Wasser gesperrten Wetterbläser) an, und treibt seit dem Anfang des Jahres 1820 einen Wetterfollen herbei, der mit allen Gruben und Bauen in Verbindung gebracht wird und als Hauptvorrichtungsbau dienen soll, den daselbst oft in den Som-

ten noch außerdem die Belegstücke wünschen, so kann eine vollständige Suitensammlung über sämtliche in Rudiz vorkommende Fossilien auf Bestellung gegen Ersatzung der dabei vorfallenden Auslagen vom Verfasser besorgt und in jedem beliebigen Format überlassen werden. Man hat sich in dieser Hinsicht in postfreien Briefen nur an den Hrn. Herausgeber dieser Zeitschrift zu wenden, der die Güte haben wird, das Weitere zu veranlassen.

A. d. W.

mermonaten mehrere Wochen lang anhaltenden Wettermangel allgemein zu beseitigen und abzuhefen.

Was endlich die Aufbereitung betrifft, so muß vorher noch bemerkt werden, daß je mächtiger der Eisenstein vorkommt, je stoffiger und reiner ist er, je weniger mächtig er angetroffen wird, je unreiner und mit Thon gemengt findet er sich.

Dieser wird als Kleinerz gewonnen, und vom Stufferz abgesondert, zu Tage gefördert. Da man in Rudiz an Wasser Mangel leidet, so kann das Kleinerz nicht durch's Waschen weiter aufbereitet werden, man fördert daher nur dasjenige, was nicht zu unrein und noch mit 20 bis 23 pr. C. Eisengehalt schmelzwürdig ist.

Das Stufferz aber wird, nachdem es abgesondert aus der Grube zu Tage gefördert ist, noch besonders durch Handscheidung von unhaltigen Bergen geschieden; und durch das Zerbrechen in 1 bis 1½ Cub. Zoll große Stücke von Bergbuben und Invaliden zum Verschmelzen vorbereitet. Dieses Stufferz hält im Durchschnitt an 30 bis 35 pr. C. Eisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

I. 15.

Waterlandskunde.

Wanderungen durch ungrische Gegenden im Sommer 1820. Vom Professor Sipfer.

(Fortsetzung von Nr. 1. XXX.)

Am Fuße des Königsberges liegt bei Schumiacz, das von Ruthenen bewohnt wird, das kaiserlich-kohärsische Eisenhammerwerk

Rothenstein—

Der 24 Fuß hohe Hochofen verbläht auch Dobschaner Spatheisenerze, und liefert im Durchschnitte 260 St. Rotheisen wöchentlich und 11000 St. jährlich. Es ist hier auch ein Stahlhammer mit Spigbälgen eingerichtet, welcher 4 bis 500 St. Stahl erzeugt und solchen bis auf einen kleinen Absatz an Auswärtige selbst verbraucht. Dabei arbeiten 1 Meister, 1 Schmied und 2 Heizer. Sie erhalten für 1 St. 2 fl. 6 kr, welchen Betrag sie untereinander theilen. Wöchentlich liefern sie 50—34 St., wovon der ord. 40 fl., der gegerbte 50 fl. (1818) kostet.

Die Sensesfabrik, die einzige in Ungarn, bemüht und verarbeitet diesen selbst erzeugten Stahl. Sie besteht seit beiläufig 16 Jahren und liefert jährlich 30000 Stück

Eisen. Es werden ungrische neunhändige, polnische acht-
händige, lange Habersensen, endlich krumme und gerade
Strohmesser verfertigt.

Die Preise dieser Erzeugnisse waren (1818):

Ungrische neunhändige das Stück . . .	1 fl. 6 kr. W.W.
Polnische achthändige do. . .	1 = 6 = "
Kange eilhänd. Habersensen do. . .	1 = 30 = "
Krumme u. lange Strohmes. do. . .	1 = 30 = "

Die Arbeiter sind aus M ä r z z u s c h l a g in S t e y e r s
m a r k; indessen lassen sich auch die Bauern der Umgebung
dazu abrichten.

An verkaufbarer Waare liefert das R o t h e n s t e i n e r
Eisenwerk nebst den 2 Filialen S c h w a b o l k a und P l a t s
n o b e i 7000 Et. Als Zuschlag wird beim Hochofen der
Uebergangskalk aus der Nähe genommen, den in tiefem Mit-
tein ein grobkörnig abgesonderter Granit überlagert. *)

Allenthalben thürmen sich hohe Alpen empor. Sie
zu besteigen war mein Wunsch. Schon auf der B r o s z -
m a n k a empfangt uns ein Rauschen, das dem stärksten
Waldbachsturze glich, bis wir näher kamen und die Ursache
des Lärmens im Toben eines Dikans fanden. Der Gipfel
der D r l o v a verlor sich auf einige Augenblicke, und die
S c h u m i a c z k a h o l a trat mit ihren Granittrümmern
hervor. Einer meiner lustigen Führer, der sein kurzes schmie-
riges Hütchen bald auf die eine, bald auf die andere Seite
schob, ging mir wacker voran. Die Uebrigen folgten. In 4
Stunden war die Spitze der D r l o v a erreicht. Ein hefti-
ger Sturmwind zwang mich eine Zuflucht unter einem Fel-
senblock zu suchen, doch dadurch verlor ich zu viel an Zeit
und an dem meiner wartenden Genusse. Ich eilte dem Him-
mel näher zu kommen, und nun auf der Finne hatte ich vor
mir den Ueberblick des so sehr wichtigen, aber wenig gekann-
ten T a t r a g e b i r g e s mit seinen tausendfältigen Zinken und
Ausläufern. Keiner dieser Kolosse war von Schnee frei,
und täuschte mich mein Auge nicht, so sah ich auch den Fel-
senkessel, in dem der grüne See seine ewige Wohnung auf-
geschlagen. Die Ebene glich einem großen Garten, und die
vorzüglichsten Städte des T i p s e r l a n d e s und der L i p s
t a u waren wie kleine Punkte sichtbar.

Ich gewahrte die Schutthausen, die sich von einer der
pralligen Spitzen bis in die Ebene herabziehen. Sie ent-
standen bei der schrecklichen Ueberschwemmung vom J. 1813.

Mehr nach Mittag verlor sich das Auge in die aufge-
hörmten Berge, deren einen Arm die Ruinen des M u
r á n y e r Schlosses krönen. Erst spät Nachmittag verließen
wir diesen Schauplatz, und kamen über tiefe Thäler und steile
Höhen beim K ö n i g s b e r g e an. Lebhaft vergegenwärtigte
sich mir der einstmalige Aufenthalt Königs M a t h i a s auf
dieser Stelle. Auf demselben Felsenblock sitzend, der dieses
Weiten durch eingehauene Zeichen der Nachwelt überliefert,
übersah ich die Schluchten und dunklen Tannenwaldungen,

*) Granit über Uebergangskalk gelagert??

die unter meinen Füßen majestätisch emporragten, schwelgte
in der schönsten Freude des Menschen, in der Freude über
Gottes wundervolle Welt, und stimmte in die Worte:

Ja oben blühet uns ein höh'res Leben,

Des Vorgenuß uns in der Lieb' entzückt;

Drum bin ich dir bis in den Tod ergeben,

Mein süßes Leben, das mich so beglückt u. s. w.

In den drei Dörfern S c h u m i a c z, T e l g á r d und B e r
n á r d wohnen R u t h e n e n oder R u s n i a k e n, die ihre
Kirchen und Popen haben. Es sind bewerbsame Leute, durch
die fürstlichen Eisenwerke in Thätigkeit gesetzt.

So lange man auf fürstlich = K o h á r y s c h e n Wegen
fährt, geht das Reisen gut von Statten. Allein vor P r a
n ó, dem ersten Dorfe im T i p s e r Comitate, hören jene
auf. Dieser Ort, so wie K u b a c h, waren kurz vor mei-
ner Ankunft, letzterer zwar etwas früher durch Feuerflammen
in Schutt und Asche gebracht, und dennoch baute man wie-
der wacker und ohne Scheu hölzerne mit Stroh bedeckte
Häuser.

In M a g d o r f machte ich Halt, weil ich die Umge-
bung kennen lernen wollte, und fand in dem nahen G r o ß
S c h l a g e n d o r f den auch als Dichter geschätzten Prediger
und Senior Konrad B e r h e s t. Bei seiner Heiterkeit und
jugendlichen Zuorkommenheit vergißt man des alternden Grei-
ses, und freut sich der Augenblicke, die man in seiner Nähe
zubringen konnte. Etwa 3014 Par. Fuß hoch liegt der
S c h l a g e n d o r f e r Sauerbrunn, bei schöner Witterung
selten von Gästen leer. Auch diesmal fand ich eine heitere,
fröhlich gestimmte Gesellschaft, die mir den kurzen Aufents
halt recht erheitern half. Solche Zerstreungen sind wohlth-
ätig, besonders wenn der Beruf zur sitzenden Lebensart
verurtheilt. Man fühlt sich gestärkt am Geiste und Kör-
per, und geht heiter und vergnügt wieder an das Lagerbett
der kurzen Pilgerreise. Ich fühlte den Werth dieser Gesell-
schaft um so mehr, als uns das Wetter gar nicht günstig
seyn wollte. Einige gewagte Versuche, die Spitzen des T a
t r a g e b i r g e s zu besteigen, blieben unausgeführt, und selbst je-
ner nach dem K o h l b a c h e r Thale mußte fast mit Lebens-
gefahr durchgesetzt werden. An einem Sonntag begrüßte ein
heiterer Morgen die kahlen S c h l a g e n d o r f e r und L o m
n i g e r Spitzen und schien gut Wetter zu verkünden. Doch
gar bald täuschte uns die Hoffnung; denn wie durch einen
Zauberschlag hervorgebracht, hüllten dicke Wolken diese Ko-
losse ein, tobten im ewigen Kampfe an ihnen vorbei und
flohen, vom heftigen Winde getragen, unbekanntem Gegen-
den zu.

Muthig beharrten wir indessen auf unserm Vorhaben.
Der Tornister ward geschmalt und die Reife angetreten. Ein
hier bekannter Jäger diente uns zum Wegweiser. Nachdem
wir mehrere Stunden in Nebel gehüllt gegangen, dabei die
Füße wacker durchgenäßt, erreichten wir einen Gebirgskamm.
Schauerlich tönten uns die tobenden Wildbäche entgegen;
wir hatten aber zu sehr auf jedem unserer Tritte bei dem ho-
hen die Wege schlüpfrig machenden Graß zu achten, als daß

wir uns dem Genuß dieser seltenen Naturspiele überlassen konnten. Nichts desto weniger wagten wir die steile Fahrt in die einem Abgrunde ähnliche Tiefe, und standen nach mühsam durchwadenen, zum Theil auch übersprungenen gefährlichen Plätzen am Ufer des Kohlbacher Wassers, nachdem ich einige Male in das täuschende hohe Moos, das sich zwischen tausendjährigen Granitblöcken erhob und mit der Fläche des Steines gleich zu seyn schien, eingefallen, Gefahr lief den Fuß zu brechen.

Nun ging's hinauf zu dem Treppchen. Einzelne Wasserfälle, die sich über schwere Granitmassen herabstürzen, vereinigen sich an manchen Punkten und erhöhen das Getöse, daß man die Worte des zunächst Stehenden nicht mehr vernimmt. Wie mancher Künstler fände hier Stoff zur Aufnahme; seine Studien würden sich mit eben dem Rechte an die gesuchten Schweizer, Tyroler oder Salzburger Wasserfälle und Ansichten reihen, und dürften jedem Naturfreunde eben so werth und theuer seyn. Ein gewisser Prof. Schröt hat mehrere Ansichten entworfen, die zum Theil Sr. kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Palatin gewidmet und von Ziegler gestochen, aber zu wenig bekannt geworden sind. Auch der berühmte mit Recht geehrte Maler Müller in Leutschau hat einige Studien aus dieser Gegend dem Publikum mitgetheilt. Möge er, als vaterländischer Künstler, sein patriotisches Unternehmen fortsetzen! Jetzt, wo die Lithographie selbst in Ungarn starke Fortschritte macht, wäre dieser Wunsch durch die bekannte Bereitwilligkeit eines Johann Schmidt in Ofen leicht ausführbar. Mit gutem Beispiel ist uns Fischer vorausgegangen, der uns seine auf der Wasserfahrt der Waag genommenen Ansichten mitgetheilt und sich dadurch den Dank eines jeden für Kunst, Literatur und Wissenschaft empfänglichen edlen Ungars erworben hat.

Unverhofft gelangten wir zu einer Brücke, von der wir nun das Treppchen betrachten sollten. Vergebens standen wir erwartungsvoll die Blicke auf die Höhe gerichtet, von der uns ein gleichförmiges Getöse den schenkwertben Wasserfall andeutete. So oft ein dünnerer Nebelschleier an den himmelhohen Massen pfeilschnell vorüberflog, so oft pochte uns das Herz über die Freude, jetzt das schöne Naturspiel zu erblicken; aber immer neckte uns der Nebel; denn immer dichter überzog er den Gegenstand unserer Neugierde, bis er auch uns in seine feuchten Fittige schloß. Schon gaben wir alle Hoffnung auf, schon stimmten wir uns zur Rückwanderung, als eine Helle die dicken Nebelwolken durchbrach und das ganze Kohlbacher Thal freundlich zu begrüßen schien. Wir harrten des entscheidenden Augenblickes und fanden den gehofften Lohn — der kaskadenartige Wasserfall, das Treppchen genannt, stürzte sich vor unsern Augen malerisch herab. Entzückend war der Anblick! Die Abstufungen, über welche das Wasser herab schießt, mögen viele Klaster betragen.

Der große Wasserfall soll noch weit merkwürdiger seyn; da er aber am äußersten Ende des Kohlbach-

cher Thales liegt, und wir keine beständige, schöne Bitterung hoffen konnten, so kehrten wir um. Mein Begleiter, Hr. K., sammelte seltene Blumen. Ich pflückte Rosen ohne Stachel und mehrere liebliche Blüten, die alle als Strauß der Gesellschaft im Schlagendorfer Bade präsentiert wurden. Gegen Abend verließ ich das Bad, um am andern Tage einer Prüfung in Magborf beizuwohnen. Ich mußte auch hier den Mißbrauch bemerken, daß Mädchen und Knaben eine und dieselbe Schullasse besuchten, ohne zu bedenken, welche nachtheilige Folgen daraus in moralischer Berücksichtigung für beide Geschlechter entstehen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

XI. 13.

Anthropologie.

Feindselige Gemüthsart.

Wohl ist es höchst traurig für ein-führendes Herz, daß man eine Menge von Feinden haben kann, ohne doch, im Grunde, es sich sagen zu können, — warum? Wenn ein stiller Wanderer durch ein Dorf geht, wo nie ein Hundlein von ihm beleidigt ward, wird er dennoch nicht von allen Wächtern der Hütten mit Wuth angefallen und verfolgt? Und fragte er diese knurrigen und belfernden Herren: Warum schimpfet ihr auf mich, und warum wollt ihr mich beißen? — so würden sie, wenn ihnen das Vermögen der Sprache verliehen wäre, nur auf ihre feindselige Gemüthsart oder auf irgend einen muthwilligen Duden die Schuld schieben können, der sie dazu aufreizte, den Wandersmann zu verfolgen.

So gibt es auch in der That Menschen, die, wenn sie die wahre Ursache angeben sollten, warum sie Menschen, der mit ihnen in gar keiner Beziehung steht, anfeinden, verläumdern und verfolgen, weiter, mit Grunde, nichts zu ihrer Entschuldigung sagen können, als: Es verlangt einmal meine beißige und brummische Natur es also, daß ich Jeden anpacke und nach allen Waden schnappe, die mir begegnen.

Derjenige Mensch, der nun gutmüthig zu sich selbst spricht: Ich habe keinen Feind — er täuscht sich wahrlich dennoch, wenn er auch wissenschaftlich nie einen Menschen beleidigte. Denn nichts von dem zu erwähnen, was ich oben sagte, so darf ihm nur ein Glück zu Theil werden, und so gleich regt sich der Neid; oder er hat, weil es nicht anders seyn konnte, einem Glehenden eine Bitte abschlagen müssen; oder er hat, weil es sein Beruf also forderte, etwas gesagt, gethan oder unterlassen, welches einem Andern nicht willkommen war; oder er hat ein unschuldiges Wort gesprochen, welches unrecht verstanden ward, oder welches man vielleicht gar auf sich bezog; oder er stand einem Andern, ohne daß er es nur ahnte, in Erreichung seines Zweckes im Wege.

Da nun einmal es also in der Welt ist, so mache sich nur Jeder darauf gefaßt, daß er, auch bei dem besten Her-

gen und bei der größten Vorsicht, Keinem zu nahe zu treten, dennoch seine Feinde finden wird!

Aber es gibt so sanfte, gute Seelen, die es tief beklammert, wenn sie glauben müssen, daß Jemand feindlich gegen sie gesinnt ist. Solche Menschen sind freilich nicht glücklich in einer Welt, wo die schwache Stimme der Liebe so oft unter dem Getöse blutiger Waffen oder unter dem Geheiß scheltender Zungen verhallt, wo die Feindschaft, wenn sie nicht laut aufdonnern darf, doch die Verläumdung aussendet, um heimlich zu verwunden den Arglosen. Die Hauptregel ist: Thue Recht und scheue Niemand! Den Frieden der Seele geben, und rauben wir uns nur selbst. Wer aber allen Menschen zu Gefallen leben und in eines jeden Laune und Wünsche sich fügen will, der wird, zum Lohn für seine Uebereifigkeit, nur zuerst ausgepiffen von der schadenfrohen Menge.

Eduard Stern.

II. 539.

Correspondenz und Neuigkeiten.

M. G. Saphir und Göthe.

Saphir und Göthe? werden vielleicht etliche, von der Aufschrift dieses Artikels frapirte Leser fragen, wie kommen diese beiden Namen zusammen? Wer wagt es sonst hier eine Parallele zu ziehen? — Ich nicht. — Aber die Pannonia hat noch mehr gewagt. Wir finden in einer und derselben Nummer (55), die mir so eben unwillkürlich zur Hand kommt, zwei Artikel, den einen Saphir, den andern Göthe betreffend, wo Jedermann zu seiner größten Verwunderung die Poesieen des ersten bis zum Himmel erhoben und die des letzten als gemeine Nachwerke gestempelt sehen wird! Von S. metrischen Arbeiten wird dort nämlich gesagt: sie „zeigen von natürlicher Kraft, schwunghafter Phantasie, Originalität, Ideenfülle, Geist, Feuer, zartem schönem Gemüth, tiefer Empfindung und Gewandtheit der Sprache. Hier ist nichts gesucht, herbei gezogen, peinlich und mosaicmäßig zusammengestükkelt, allenthalben das Talent selbst sichtbar: der reine, unwillkürliche Erguß des Genius, als ächtes Kriterium des Berufes“ u. s. w. — Nun sollte man glauben, wenn nicht ausdrücklich der noch sehr unbekannt Dichter Saphir hier gemeint würde, hier sey wenigstens von einem Göthe oder Schiller die Rede. Auch unbekannt Dichter können groß seyn. Was wird man aber

urtheilen, wenn man Saphirs „poetische Erstlinge“ durchblättert? Wundert sich der Leser hier schon, wie viel mehr wird er erstaunen, wenn ich einige Proben von den Aeußerungen über Göthe in derselben Nummer der Pannonia anführe! Es heißt: Einige „begreifen nicht, wie man solche Poesieen (Schäfers Klaglied, Heidenröslein, Wanderers Nachtlied u. s. w.), welche so ganz unter aller Kritik wären, wählen konnte (zur Composition); die ganze Poesie der Deutschen habe nichts so Mittelmäßiges, scheinbar Natürliches, aber höchst Affectirtes aufzuweisen!!!

* * *

CURRENTIA.

- Eingelaufen 9. August. Steyermark. 1) Gewerbsfleiß in der östreich. Monarchie. 2) Senfarten der Steyermark. 3) Industrie in Grätz. 4) Lederverarbeitung in Steyermark von 1792 — 1815. (Von W—l—r) 5) Grätz in merkantilischer Hinsicht vom Beobachter an der Mur.
12. August. Böhmen. 1) Slavische Philologie gegen Hrn. Nejedly in Prag. *) 2) Ueber Bauholz gegen Hrn. Braumüller in Brünn.
14. August. Oesterreich. 1) Das Leben ein Traum. 2) Commentar. Böhmen. 1) Führenrohrs officinelle Herbarien. 2) Gebhards botanische Arbeiten. Westphalen. 1) Lippstadt. 2) Westphälischer Volkskalender. 3) Preussisches Hypothekenwesen. 4) Der König v. Preußen. Holländische Gränze. Kaufmannsgeist. Cleve. 1) Der Verbrecher de Mell. 2) Cleve ist und vormalis.
15. August. Sachsen. Bescheidne Antwort gegen Convers-Blatt. Preußen. 1) Aus dem Morgenlande. 2) Reisebemerkungen von Hamburg durch die Mark Brandenburg.
21. August. Mähren. 1) Unglück zweier Kinder. 2) Fortsetzung und Schluß des Lebens Pius VII. Von Hrn. Czerny in Göding.
22. August. Schlesien. Schipps Schematismus der Breslauer Diocese im kaiserl. Schlesien.

*) Ich wünsche irgend eine Adresse des Hrn. Verf., um mich mit ihm über Einiges zu verständigen.

Der Herausgeber.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 4. des 30sten Bandes.

(Bedruckt im September 1821.)

Correspondenz und Neuigkeiten.

II. 375.

1.

Drei Erfinder der Quadratur des Circels.

(Von einem durch Wien gekommenen Reisenden.)

Die Anzeige in Nr. 74 der Wiener Zeitung, daß der Tischler Wanschaff in Berlin die Quadratur des Circels entdeckt haben wolle, wurde hier in einem Gasthose als Tischgespräch behandelt; ein Berliner, der ihn kannte, versicherte, er sey ein starker Mathematiker, und halte seine Gejellen an, sich in dieser Wissenschaft umzusehen; ein anderer Tischgenosse bemerkte, es lebe in Wien ein Mann, der vergangenen Monat dieselbe Entdeckung gemacht habe, und nannte den Herrn Baron von Stubiga (aus einem alten dalmatinischen Geschlechte) als den Entdecker. Ich verfügte mich zu ihm und fand einen freundlich zuvorkommenden Mann, der mir sagte, er habe dieses bisher vergebens gesuchte Verhältniß des Quadrates zum Circel gefunden, und könne es analytisch und synthetisch darstellen. Daß er davon ganz überzeugt sey, sah ich; daß er ein rechtlicher, ehrliebender Mann wäre, fühlte ich, (und der Ruf gestand ihm dieß zu); ob er sich nicht täuscht, darüber läßt sich nur dann erst urtheilen, wenn er seine Verfahrungsweise bekannt macht, die er, wie natürlich, noch geheim hält, da er auch auf eine angeblich in England auf diese Entdeckung gesetzte große Prämie rechnet. Er gestattete mir, den Inhalt unsers Gesprächs mit Nennung seines Namens mitzutheilen, und ist bereit die Wichtigkeit seiner Entdeckung zu beweisen, und zu zeigen, daß dieß Verhältniß sich leichter, als man glaubt, in Zahlen angeben lasse; er wohnt am Rennwege Nr. 449, im ersten Stock. Ich eile, Ihnen dieß mitzutheilen, damit Sie, der so manches verborgene Gute und Schöne unsers

Hesperus Nr. 4. XXX.

theuren Vaterlandes bekannt machte, auch, vorausgesetzt, sie bewährt sich, diese große Entdeckung unserm Oesterreich vindiziren. *)

II. 376.

2.

Eleve.

a) Der Verbrecher de Nell. b) Eleve ist und vormals.

Wir sehen jetzt der Entscheidung einer sehr merkwürdigen Criminaluntersuchung entgegen.

Ein auf Lebenszeit zum Zuchthause verurtheilter Verbrecher, de Nell, welcher ein Mitglied der vormals auf dem Hundsrück bestandenen Bande des Schinderhannes seyn soll, hat ausgesagt: Er habe zuletzt zu einer Räuberbande gehört, welche vor 25 Jahren in der hiesigen Gegend während der Unruhen der ersten französischen Besiznahme ihr Wesen trieb. Es waren darunter mehrere angesehenere Bauern und Bürger gewesen, welche ohne allen Verdacht ruhig auf ihren Grundstücken lebten. Sie hätten sich verbindlich gemacht, sich unter einander in keinem Falle zu verrathen, wenn auch einer oder der andere einst ertappt werden möchte. Dafür wären aber auch jedem 100 Rthlr. jährlich versprochen worden, so lange er im Gefängniß wäre, und eben so viel sollte seine Familie erhalten. Das Oberhaupt dieser Bande sey der Gastwirth von de Wall bei Kanten ohnfern Eleve gewesen; von diesem habe er auch während seiner schon 13 Jahr dauernden Beraubung der Freiheit die übereingekommene Summe richtig bezahlt erhalten. Nur seit 2 Jahren sey die Zahlung ausgeblieben. Er habe daher den v. de Wall daran erinnert,

*) Schon vor 6 Wochen schickte ich in die Druckerei nach Prag dieseibe Entdeckung, von Hrn. Kastner, Bürgermeister in Böhmen, gemacht.

Der Herausgeber.

und ihm gedroht, die ganze Sache zu verrathen, wenn er nicht die bestimmte Verpflichtung treu befolgte. Dieser habe sich aber daran nicht gekehrt, weshalb er nicht geglaubt, weiter an sein Versprechen der Verschwiegenheit gebunden zu seyn; sondern er wollte der Behörde davon Anzeige machen.

Man hat sofort bei dem v. de Wall Untersuchung gehalten, und fand auf den wüsten Heiden, Meeninghart genannt, wo auch wenig Passage ist, dieß schön gebaute Wirthshaus des v. de Wall, der sonst ein armer Tagelöhner gewesen ist, und unmöglich viel erworben haben konnte; man fand ferner bei ihm eine Summe von 1700 Rthlr. baares Geld, besonders aber in Schuldscheinen einen bedeutenden Reichthum, indem der eine derselben über 8000 Rthlr. lautete. Auf den dadurch entstandenen Verdacht ward weiter nachgeforscht, und mehrere Umstände machten diesen neuen Reichen so verdächtig, daß man ihn verhaftete.

Es wird derselbe nun der schrecklichsten Verbrechen beschuldigt, mehrere Morde, die vor langen Jahren in hiesiger Gegend verübt worden sind, ohne daß man den Thäter entdecken konnte, werden ihm Schuld gegeben. Unter andern soll er, wie der de Nell ausgesagt hat, vor 14 Jahren seinen Sohn, welcher an den Verbrechen des Vaters nicht Theil nehmen wollte, ermordet und vorgegeben haben, er sey am Schlagsuß gestorben. Man hat die Gebeine desselben auf dem Kirchhofe ausgegraben und will am Schädel derselben Verletzungen gefunden haben, welche die Aussage des de Nell bestätigen würden. Allein der alte v. de Wall ist ein schlauer Fuchs, und da ist wohl wenig Aussicht, daß er bald zum Geständniß gebracht werden dürfte, wenn er auch wirklich so schreckliche Verbrechen begangen hätte.

Man ist auf den Ausgang dieser Sache um so begieriger, weil jetzt hier noch ein Assisengericht angeordnet werden soll. Hier gelten nämlich noch die französischen Gesetze Napoleons, wobei das Verfahren öffentlich und mündlich seyn soll. Dennoch geschehen die Berathschlagungen der Geschwornen Richter (Jury) heimlich, und ganze Berge Papier werden bei manchen Untersuchungen vollgeschrieben. Die Assisen werden hier eine Art von Schauspiel vorstellen, denn dabei müssen die Zeugen alle öffentlich erscheinen, und Richter, Ankläger und Vertheidiger lassen sich vor einer Menge Menschen vernehmen. Eine Gelegenheit zu sehen, und

gesehen zu werden, wird hier um so mehr benutzt werden, da wir sonst hier kein Schauspiel haben.

Vor 30 Jahren noch war Cleve eine sehr angenehme Stadt, wo ein vornehmer Ton herrschte, und viele Fremde hin kamen, da eine Art von Mineralbad in dem benachbarten sehr romantisch angelegten Thiergarten eingerichtet gewesen war. Daher findet sich noch ein jetzt seltenes Buch hin und her zum Beweise der bessern alten Zeit unter dem Titel: „les amusements desaux de Cleve 1721“ mit vielen Kupferstichen. Wenn man von einem Orte ein so theures Werk schrieb, damals, als die Zeiten noch nicht so schreibselig waren; so muß es ganz anders damals hier gewesen seyn. Jetzt läßt sich sehr wenig von Cleve sagen, besonders etwas Gutes.

Debatten und Berichtigungen.

XII. 56.

1.

Patriarch von Venedig, Johann Ladislaus Pyrker de Felsö Gör. (Hesperus, XXVIII. B. 2 Heft, Beilage Nr. 5.) Sammt Zusätzen.

Der Patriarch ist nicht im Decennio 1760 bis 1770 geboren, sondern zwischen 1770 und 1780. Die übrigen Angaben von den frühern Schicksalen desselben sind richtig. Nicht angegeben ist, daß seine Vorfahren aus Teutschland stammten. Von seinen Lehrern hätte der vortreffliche magyarische Dichter Benedikt von Virág, der unstreitig Pyrkers Talent für Poesie weckte und ausbildete, genannt werden sollen. Im Tudományos Gyűjtemény wurde lezthin der Patriarch von dem Recensenten seiner Lunifas, Gabriel Dóbróntey (die Recension ist sehr günstig und gründlich) aufgefordert, als magyarischer Patriot eine Epopoe in magyarischer Sprache zu verfassen und herauszugeben.

Dr. Rump in Preßburg, July 1821.

2.

Sirrige Inhaltsanzeige im Hesperus XXIX. Band, 2. Heft.

In der Inhaltsanzeige des zweiten Heftes des XXIX. Bandes wird unter der Rubrik „Dichterschule“ durch flüchtige Zusammenziehung und Verwechslung zweier Aufsätze als eines einzigen angegeben: „2. Rüge der Parodie von Schillers drei Worte des Glaubens in

der Pannonia. Von Kump. Nr. 71. 1820. Ebend. (Beil. Nr. 6.) S. 37.“ Es soll heißen: „2. Kluge der Parodie von Schillers drei Worte des Glaubens, von Saphir, in der Pannonia Nr. 71. 1820. Von Sumpnona. Beil. Nr. 6. S. 37. 3. Neuestes magyarisches Souett von Franz von Kazinczy in Szeplasm, mit einer teutschen metrischen und gereimten Uebersetzung.“ Mitgetheilt von Kump in Karlowitz. D.

3.

Derber Angriff auf die Pannonia des Herrn Grafen Carl Albert von Festetics, im Hesperus XXVIII Bd. 2. Heft. S. 29. 30.

Man sieht es dem ganzen Angriff des Herrn — a — auf die Pannonia deutlich an, daß er von persönlicher Leidenschaft veranlaßt wurde, und daß die Beschuldigungen übertrieben sind. Es ist falsch, daß die Tendenz der Pannonia „Erholung für Freunde des Schönen, Guten und Wahren“ seyn soll. Ihre mehrmals ausgesprochene und vor Augen liegende Tendenz ist: Belehrung und Unterhaltung. Wie könnten denn die zahlreichen Aufsätze aus der ungrischen politischen und Literaturgeschichte (von Melzer und Andern) aus der Topographie, Statistik und Ethnographie (von Kölesy, Weiß u. f. w.) aus der Aesthetik (z. B. von Kazinczy und Soltenyi) aus der Kritik (z. B. die Recension von Kúfel's Meisterstücke der Calligraphie, von Kump) zur Erholung dienen? Für Erholung werden freilich zahlreichere Aufsätze mitgetheilt, wahrscheinlich deswegen, weil Gedichte und unterhaltende Erzählungen häufiger eingehen als wissenschaftliche Aufsätze, und weil die Mehrzahl der Leser mehr unterhaltende als belehrende Aufsätze wünscht. Schade nur, daß die Auswahl der belletristischen Aufsätze bei der Aufnahme bisher nicht strenger war, und allerdings viele mittelmäßige und auch ganz verunglückte Produkte aufgenommen wurde. Ungerecht ist die Behauptung: „Eigentlich hat es gar keine Tendenz, und dient fast nur schlechten, auch einigen mittelmäßigen Dichtern für ihre anderwärts nicht anzubringenden, verunglückten Produkte zum Sammelplatz.“ Nur Hr. Saphir in Pesth findet Gnade vor den Augen des Hrn. — a —. Er sagt von ihm sehr schmeichelhaft: „Herr Saphir, Besitzer eines nicht gewöhnlichen Talents, vielleicht der wichtigste Kopf Pesths, war die Hauptstütze dieses Blatts.“ Wir wollen Hrn. Saphir's Talent und Wiß nicht absprechen, allein daß es

seinen Gedichten gar sehr an Korrektheit und Geschmack fehle, beweist seine anstößige Parodie von Schillers drei Worten des Glaubens, die in der Dichterschule des Hesperus, XXIX. B. 2. Heft von Sumpnona kritisch beleuchtet ist. Wir er bieten uns, Herrn — a — noch ein Duzend so fehlerhafter Gedichte des Herrn Saphir nachzuweisen, wenn er an jener Parodie nicht genug hat. Weiter heißt es: „Einige Wiener Schriftsteller lieferten auch Beiträge — freilich meist nur solche, welche die Journale der Residenz verschmäheten.“ Nicht einige, sondern viele Wiener Schriftsteller lieferten und liefern Beiträge, und zwar keinesweges meistens von Wienern Journalisten (diese sind ja ohnehin in der Regel nicht streng auswählend, z. B. die Redaktionen der Theaterzeitung und des Wanderers) verschmähte. Grillparzer, Graf Kieisch, Baron Schlehta, Waller und mehrere Andere hätten eben so leicht in Wiener Journalen Aufnahme gefunden. Wimmer, Ebersberg (der aber nicht mehr an der Pannonia mitarbeitet) und Peppernik haben freilich mittelmäßige Beiträge geliefert. Und warum wird Schieffler in Prag mit andern Mitarbeitern des Auslandes verschwiegen? — Ganz gegen den Anstand und zugleich unwahr ist die Behauptung: „Aber seit dem Oktober, wo der zu Saphirs Zeiten vorausgeretene Hauptredakteur (Graf Carl Albert von Festetics) nur wieder Redakteur schlecht weg ist, scheint dieser wirklich den Kopf (vulgo das Haupt) verloren zu haben, und diese Zeitschrift ist wieder in ihre vorige Erbärmlichkeit (?) zurückgefallen.“ Da die Pannonia nicht so erbärmlich ist, als sie Hr. — a — im Hesperus verschreyt, und da der Herr Graf Carl Albert Festetics, weit von allem Eigennus entfernt, bei der Herausgabe der Pannonia aus eigenem Beutel beträchtliche Summen aufopfert, um, nach dem schönen Beispiel des unvergeßlichen Grafen Georg Festetics in Kesthely, etwas zur Beförderung von Ungarns Literatur beizutragen; so ist eine solche Verunglimpfung um so unverzeihlicher, da in Ungarn bisher alle teutsche Zeitschriften bald zu Grabe gegangen sind, und daher der Pannonia alle Aufmunterung (ohne Mängel zu beschönigen und Fehler zu bemänteln) und das beste Ge-

*) Die Teutschen pflegen sonst zu sagen: das Haupt, vulgo der Kopf. Herr — a — scheint aber das *ύπερον πρότερον* zu lieben.

H. H.

weisen zu wünschen ist. Das von Hrn. — o — a — zur Probe mitgetheilte Gedicht „an Theresia“ ist allerdings schlecht, allein der Herausgeber der Pannonia hat in seiner Beschwerde über den Auffas des Herrn — o — a — im Hesperus, Pannonia 1821. Nr. 37 unter dem Titel: „Komischer Beitrag zur Geschichte der Correspondenten“ dargethan, daß der ihm trotz der angenommenen Anonymität wohlbekannte Hr. — o — a — selbst an jenem Afrostichon mitarbeitete, und mithin sein eigenes Gedicht oder Nachwerk als Probe citirte, und fügt hinzu: „Nun gestehn wir zwar gern ein, daß er in der Auswahl des Schlechtesten sehr glücklich war, allein was würde der geachtete und biedere Hr. André sagen, wenn er diesen Correspondenten-Kniff erführe? Dieß soll ein neuer Beleg seyn, daß man mit der Aufnahme von Correspondenzen, besonders aus der Ferne, etwas behutsam seyn müsse und Urtheile über Literatur und Kunst nicht gleich von jedem namenlosen Neuigkeitschmide annehmen, und den Werth von literarischen Produkten und Literatoren nicht der Willkür eines alltäglichen Theaterrecensenten und Tagsbegebenheitenträmers Preis geben soll *). Sollte der anonyme — a — o — = tn — = Paul Gut dieses nicht beherzigen, so müssen wir nächstens das Kindlein aus dem Mantel der Anonymität heraus schälen.“ — Was endlich die Fehden zwischen der Wiener allgemeinen Theaterzeitung und der Pannonia anlangt, so haben diese leider Statt gefunden, und in der Wiener Theaterzeitung alle Grenzen des Anstandes überstiegen. Der Redakteur der Wiener Theaterzeitung, Hr. Bäuerle, dessen Streitsucht und derber Ton in und außer Wien bekannt genug ist, begann sie. Den Beisatz „Lustig (!) ist es zu lesen, wie sich beide einander gar erbauliche Wahrheiten sagen,“ können wir nicht unterschreiben. Sie sagen sich nicht stets Wahrheiten, sondern sehr oft Unwahrheiten; und einem gebildeten Leser können Grobheiten und Ungezogenheiten, wie man sie bei diesen Zänkereien besonders in der Theaterzeitung

*) So etwas ist bei der Redaktion des Hesperus nicht zu befürchten. Nur möge der Herausgeber und Hauptredakteur der Pannonia, Graf Festetics in Pesth, bedenken, daß der entfernte Herausgeber des Hesperus nicht stets wissen, ja auch nicht ahnden kann, welche persönliche Rücksichten manchmal seine Correspondenten leiten. Deswegen nimmt er ja so willig Debatten und Berichtigungen im Hesperus auf.

findet, keinesweges lustig, sondern nur widerlich erscheinen.

N. N.

4.

Ueber die Erdnüsschen (*Lathyrus tuberosus*), Hesperus XXVIII. Bd. 4. Heft, Beilage Nr. 15. S.

110.

Von den in Deutschland am Rhein häufig wachsenden und genossenen Erdnüsschen wird behauptet: „Zu einer Nahrung für die arme Volksklasse würden sie sich freilich deshalb nicht eignen, weil sie eines verständigen Kochens bedürfen.“ Warum nicht? Das Kochen ist leicht, man lasse sie nur nicht zu lange kochen, sonst sind sie im Geschmack zu wässrig. In der Zipfer Gesspanschaft in Ungarn werden sie auf den Getreideäckern häufig ausgepflügt und besonders von Kindern und von der ärmeren Volksklasse, aber auch von Wohlhabenderen, theils roh theils gekocht genossen. Sie haben einen Mittelgeschmack zwischen den Kartoffeln und Kastanien, aber auch etwas Vanilleartiges, wie die Erdmandel (*Cyperus osculatus*). Die schwachhaftesten Erdnüsschen findet man auf Weizenäckern, minder schwachhafte auf Gerste- und Haberfeldern, die am wenigsten schwachhaften, aber gewöhnlich die größten auf Roggenäckern. *)

Dr. Romy.

5.

Teschner Gymnasium, gegen das Tagebuch eines reisenden Pohlen in Schlessien, im Hesperus 1820, 26. Bd. 5. Heft, und 27. Bd. 1. Heft.

Der verkappte Pohle Hr. Ernst Magnussohn, ein Pseudonymus, der eben so wenig ein Pohle ist und Magnussohn heißt als der Verfasser dieser Debatte, und dessen wahrer Name im österr. Schlessien trotz der Anonymität bald errathen wurde, hat sich bekanntlich in seinem Tagebuch eines reisenden Pohlen im Hesperus, trotz seiner Versicherung, nichts als Wahrheit zu liefern, viele faktische Irrthümer, Verläumdungen, Verunglimpfungen und Ausbrüche von Leichtsinne und Animosität erlaubt, wie der würdige und verdienstvolle Professor Albin Heinrich in Teschen, im Hesperus XXVIII. Bd. 4. Heft, Beil. Nr. 16, S. 118 — 120 siegreich be-

*) Nie habe ich ihre schönen Blüten in solcher Menge unter der Gerste wahrgenommen, als dieses Jahr.
Der Herausgeber.

wiesen hat. Noch hat aber Niemand die Irrthümer und Berunglimpfungen des Pseudonymus in Betreff des protestantischen Gymnasiums zu Teschen gerügt. Dazu finde ich mich berufen, da ich es näher kenne und ein eifriger Protestant und wahrheitsliebender Mann bin. Im ersten Hefte des 27. Bandes sagt Hr. M. S. 14: „Das protestantische Gymnasium, welches Seine Majestät mit kais. Freigebigkeit beschenkt haben, ist in einem mittelmäßigen Zustande. Ein protestantisches Gymnasium alhier ist übrigens beinahe unnöthig. (?) Die wenigen adeligen und bürgerlichen Familien lassen ihre Kinder entweder wie ehemals im Auslande (?), oder wie jetzt in Wien und Brünn in katholischen Schulen (?) erziehen, welches auch sehr vernünftig ist, wie ein Jeder leicht einsehen kann. (Ich sehe es nicht ein, und schwerlich sonst Jemand außer dem Pseudonymus). Die Bauern lassen ihre Kinder einige Jahre in der Schule, und mit den Anfangsgründen der lateinischen Sprache nehmen sie dieselben zu ihrem Gewerbe zurück. (Nego. Viele machen eine Ausnahme und lassen ihre Söhne alle Klassen absolviren. Ich spreche aus Erfahrung.) Nur einige Bauernsöhne (nicht auch Prediger- und Schullehrersöhne?) widmen sich dem geistlichen Stande und studiren Theologie in Leipzig (nicht auch in Göttingen, wie mir bekannt ist?); allein höchstens (?) alle zwei Jahre geht ein Student nach Leipzig, und bei 14 Geistlichen, welche angestellt sind, kann im Durchschnitt nur alle 2 oder 3 Jahre auf eine erledigte Stelle gerechnet werden. Für die Paar Studenten, welche Theologie studiren wollen, ist ein Gymnasium zu unterhalten, und zu errichten (muß es nicht zuerst errichtet und dann unterhalten werden?) sehr überflüssig. (?) Eine Normalschule ist für das wahre Bedürfnis (ey, ey!) hinreichend (?), auch fand ich bei dem Besuch, daß das Gymnasium nicht viel mehr (?) als eine Normalschule sey; in der obersten Klasse wurde beim lateinischen Unterrichte der Cornelius Nepos gelesen.“ Welche Irrthümer und Unwahrheiten in wenig Zeilen! Das protestantische Gymnasium zu Teschen sollte beinahe unnöthig seyn, da es das einzige Gymnasium für die Protestanten in Schlesien, Mähren, Böhmen, Oesterreich und Galizien ist, da es von Seiner k. k. Majestät selbst zur Bildung junger Theologen aus diesen erbländischen Provinzen bestimmt ist, und deswegen mit kais. Freigebigkeit unterstügt wird, da hier endlich jährlich einige hundert polnische Bauernsöhne aus Schlesien und Galizien die

teutsche Sprache erlernen und ihre Bildung erlangen? Allerdings ist es jetzt in keinem blühenden sondern nur mittelmäßigen Zustande, weil es früher durch ungünstige Zeitumstände in Verfall gerieth, und noch zu wenig protestantische Eltern aus den genannten Provinzen ihre Söhne in diesem Gymnasium in den Gymnasialstudien bilden lassen. Deswegen waren bis jetzt nur die Elementar- und Grammatikklassen (mit Einschluß der Syntax) im Gange, und die wenigen Studenten, die Theologie studiren und eine Universität besuchen wollen, wurden privatim vorbereitet. Im laufenden Jahre 1821 wurde jedoch schon die rhetorische Klasse beigelegt. Es ist unwahr, daß die wenigen adeligen und bürgerlichen Familien ihre Kinder entweder wie ehemals im Auslande (dieß war auch ehemals nicht der Fall, weil ehemals das Teschner Gymnasium blühte, noch unter dem vorletzten Rektor Piesch, der mehrere Sekundaner und Primaner mit dem größten Beifall unterrichtete; selbst nicht unter dem letzten Rektor, Andresky und seinem Collegen, dem Corrector Rummy), oder wie jetzt in Wien und Brünn in kathol. Schulen erziehen. Ich kenne kein Beispiel, daß die schlesischen Protestanten ihre Söhne in den kathol. Schulen in Wien und Brünn erziehen lassen, ausgenommen diejenigen, die auf der Wiener Universität studiren. Nach Brünn mögen wohl einige ihre Söhne schicken, aber in die blühende protestantische Schule, weil sie eine Art von Realschule ist. Hr. M. hält die Unterhaltung des Gymnasiums für die Paar Studenten, welche Theologie studiren wollen (aber wer hat ihm denn gesagt, daß es nur wegen dieser, und nicht zugleich wegen der Bildung der zarteren Jugend errichtet worden ist, und unterhalten wird?) für sehr überflüssig und eine Normalschule für das wahre Bedürfnis hinreichend. Hr. M. will also nach seinem flüchtigen Besuch die Sache besser verstehen, als die schlesischen protestantischen Landesstände, das protestantische Konsistorium in Wien, die kais. Hofstudienkommission in Wien und der Kaiser selbst, die sammeltlich diese Sache lange und reiflich überlegt haben? Falsch ist die Behauptung, daß das Teschner evang. Gymnasium nicht viel mehr als eine Normalschule sey. Hr. M. scheint den Unterschied zwischen einer Normalschule und einem protestantischen Gymnasium gar nicht zu kennen. In welcher österr. Normalschule wird denn die lateinische Philologie, deren er doch selbst bei dem Teschner evang. Gymnasium erwähnt, docirt? Den Plan des Teschner evang. Gymnasiums hat das protestantische Konsistorium in Wien

im Einverständniß mit der kais. Hof- Studienkommission, und mit Genehmigung seiner k. k. Majestät entworfen, und bereits bis in die rhetorische Klasse eingeführt: man findet darin gar keine Ähnlichkeit mit den österr. Normalschulen. Daß bei dem Besuch des Hrn. M. in der obersten Klasse beim lateinischen Unterrichte der Cornelius Nepos gelesen wurde, rührte daher, weil damals noch die syntactische Klasse die oberste war. Auch wäre der schwer zu verstehende Cornelius Nepos mehr für die rhetorische als syntactische Klasse geeignet. Hätte Hr. M. den Vorlesungen des seligen Rectors Piesch beigewohnt, so würde er die Erklärung von Sallust, Cicero, Horaz, Virgil u. s. w. vernommen haben *). Seite 19 fährt der Pseudonymus fort: „Mittelmäßige und schwache Lehrer bei farger Befoldung sind kein Reizmittel für Eltern, die ihre Kinder erziehen lassen wollen. Weder Patriotismus, noch Religion kann aufmuntern, eine schlechte Erziehungsanstalt einer bessern vorzuziehen.“ Also ist das Teschner evang. Gymnasium wirklich eine schlechte Erziehungsanstalt? Sollte es wirklich nur schwache und mittelmäßige Lehrer besitzen, selbst den Rector, der auf der Leipziger Universität studierte, nicht ausgenommen? Dann müßten wir das Konsistorium in Wien und die kais. Hof- Studienkommission, welche zwei Behörden die neuen Lehrer aufstellten, herzlich bedauern, daß sie in ihrer Auswahl nicht glücklich waren. Allein die Verläumdung blickt auch hier hervor. Und wegen farger Bezahlung sind die Lehrer nicht gerade schwach oder mittelmäßig. In Ungarn haben die Professoren an den protestantischen Lyceen, Gymnasien und Kollegien noch eine fargere Befoldung (von 200 bis 600 Gulden Papiergeld) und doch gibt es unter ihnen viele anerkannt treffliche Lehrer.

Eleutheropolis.

L. J.

XII. 55.

6.

a) Zigeunersprache.

Von der zigeunerischen Sprache sagt Hr. v. Esaplovics in den Ethnographischen Miscellen von Ungarn, Heft. XXVIII. Band, I. Heft. S. 15: „Die

*) Auch im Griechischen brachte man es ehemals weiter. Noch der Conrector Rumpy interpretirte den Apollodor, Lucian, Pindar und Homer.

Zigeunersprache ist ein wunderliches Gemisch, noch nicht wissenschaftlich berücksichtigt.“ Allein die Grundlage der zigeunerischen Sprache ist ächt indostanisch (auch die von Herrn v. Es. angeführten Wörter sind in der indostanischen Sprache zu finden, z. B. Sinnen, Schetra u. s. w.), wie Dr. Hüttenner, Grellmann und andere frühere Gelehrte und unlängst der Engländer Dr. Wright in seiner Reise durch Ungarn und der böhmische Gelehrte Puchmayer bewiesen haben. Die vielen magyrischen und slowakischen Wörter in der Sprache der Zigeuner in Ungarn, die deutschen in der Sprache der Zigeuner in Deutschland, die türkischen in der Sprache der Zigeuner in der Türkei, die spanischen in der Sprache der Zigeuner in Spanien u. s. w. machen sie eben so wenig zu einem wunderlichen Gemisch, als die vielen tausend türkischen und magyrischen Wörter in der serbischen oder rätsischen Sprache diesen slawischen Dialekt zu einer gemischten Sprache machen.

b) Valkowitsch Tydennik, (Wochenblatt.)

(S. Topographisch-statistisches Archiv des Königreichs Ungarn von Johann von Esaplovics, 1. Band, Wien 1821, Seite 413.) Hr. v. Es. sagt von der Preßburger slawischen Zeitung (in der böhmischen Schreibart abgefaßt) Tydennik *) wörtlich Folgendes: „meist ökonomischen, technologischen und literarischen Inhalts; politische Neuigkeiten aufzunehmen wurde demselben nicht erlaubt.“ Dieß ist falsch, denn vor mir liegt der Jahrgang 1813, und ich finde darin in jeder Nummer politische Neuigkeiten aus Wien, Paris, London, Rußland, Preußen, Türkei u. s. w. Auch böhmische Gedichte und humoristische Aufsätze kommen darin vor.

Dr. Rumpy in Preßburg, im July 1821.

XII. 54.

7.

Ueber das Sprüchwort: sub Rosa. (Heft. XXVIII B. 4. Heft, Beilage Nr. 19: S. 132. 133.)

Der Ursprung des Sprüchworts sub Rosa ist leztlich nicht allein in Formayers Archiv für Geographie 1820, 1 und 2tes Heft, besprochen worden, sondern auch in der magyrischen Zeitschrift Tudomány Gyűjtemény. Hauptmann Carl von Trattner sei,

*) Nicht Tydennik, wie Hr. v. Es. schreibt.

tete ihn, auf Veranlassung einer Recension der Bartfal Lovak (Bartfelds Briefe) des Grafen Joseph Desóffy im Tudom. Gyűjt. 1819. 6. Heft, von dem Schlosse zu Pottenendorf, in welchem die Verschwörung zwischen Nádasdy, Peter Szinyi, Káloczy, Franngapan und Tattenbach im J. 1670 gegen Leopold I. Statt hatte, und wo auf der Decke des Versammlungssaales der Verschwornen eine Rose abgemalt war, im Tud. Gyűjt. 1820. 1. Heft S. 123 ff. ab. Ihm widersprach sehr gründlich der Recensent im 3. Heft, und bewies aus allen Schriftstellern sehr umständlich und erschöpfend, daß die Rose als Symbol der Verschwiegenheit und der Ausdruck sub Rosa viel früher im Gebrauch war, als jene Verschwörung Statt hatte. Die klassischen römischen Schriftsteller bedienten sich nicht des Ausdruckes sub Rosa. Josephus Laurentius, der zu Ende des XVI. und zu Anfang des XVII. Jahrhunderts lebte, und ein Schüler des berühmten Justus Lipsius war, leitet (in seiner Abhandlung de Conviviis Veterum, in Gronovii thes. Graecarum Antiquit. T. IX. p. 180) den Ausdruck sub Rosa aus der griechischen Mythologie ab, und schreibt den ersten Gebrauch desselben den Teutischen zu. Man vergleiche auch das große vollständige Universallexikon, Leipzig 1742 XXXI. Band, S. 850 unter sub Rosa. Uebrigens hat auch hierüber Herr Prof. Millauer im Hesperus gründlich gesprochen, und stimmt in der Hauptsache mit dem Recensenten im Tudom. Gyűjtemény überein.

b) Ueber das kalte Kopfwaschen, Hesperus XXVIII B. 5. Heft, Nr. 22. S. 172.

Das Waschen des Kopfs mit kaltem Wasser ist für die Haare selbst keineswegs nachtheilig, und stärkt zugleich den Kopf, wesswegen Napoleon sowohl in Paris als auf seinen Feldzügen den Kopf an jedem Morgen in ein tiefes silbernes Gefäß tauchte. Ich wasche meinen Kopf seit meinem zehnten Jahre täglich früh mit kaltem Wasser, und bin jetzt 40 Jahre alt, ohne je Nachtheil für die Kopfhaare gespürt zu haben. Wohl aber kann man sich durch das Waschen des Kopfs mit kaltem Wasser leicht Schnupfen, Katharr und Rheumatismen zuziehen, wenn man aus dem Zimmer mit nassem Kopfe in die Kälte oder in Wind oder Zugluft tritt. Man warte daher das Abtrocknen der Kopfhaare ab,

c) Klagen des Hasan Aga.

Die Klagen des Hasan Aga über den Tod seiner Ehegattinn, von S. R. Slowak in Nejedly's Plafatel ins Böhmische übersetzt, sind nicht aus dem Morlachischen (Hesperus XXVI B. 5. Heft, Nr. 24, S. 189), sondern aus dem Serbischen.

Die herrliche Elegie „Klagen des Hasan (Haszán) Aga (nicht Aya, wie im Hesperus steht) über den Tod seiner Ehegattinn“ hat zuerst der Abbé Fortis bekannt gemacht. Er hörte sie in den 70er Jahren des 18ten Jahrhunderts unter den Morlachen in Dalmatien und übersetzte sie ins Italienische. Fortis irrte aber, daß er das Morlachische für eine eigene slavische Sprache ausgab: allein das Morlachische ist mit dem Dalmatinischen eins und dasselbe, und der dalmatinische slawische Dialekt stimmt mit dem serbischen (oder raizischen) bis auf kleine Nuancen ganz überein. Auch ist jene herrliche Elegie von jeher unter den Serben als Volkslied bekannt, und daher auch von Wuk Stjepanowitsch in der Sammlung serbischer Nationallieder, Wien 1814, als serbisches Volkslied mitgetheilt und dem Serben als Eigenthum in einer Anmerkung vindicirt worden. Der große Ödthe übersetzte die herrliche Elegie aus dem Italienischen trefflich ins Deutsche, und Kazinczy unlängst nach Ödthe eben so glücklich ins Magyarische. Beide irrten, nach dem Vorgang des Abbé Fortis, durch den Beisatz „aus dem Morlachischen.“ Dasselbe begegnete dem böhmischen Uebersetzer Slowak und dem Anzeiger des Plafatel im Hesperus.

Dr. Kumy.

Philosophie.

XI. 14.

a) Der See und das Uferland.

Ein wachsender Landser sprach zu seinen Ufern: überlasset mir eine gewisse Fläche an Grund und Boden, ich will euch dafür einen jährlichen Pachtzins an Fischen abreichen. Nach zehn Jahren, da ich wieder abnehmen werde, erhaltet ihr euer Eigenthum wieder zurück.

Die Ufer hielten einen Rath mit einander, und es ward einmüthiglich beschlossen, für wöchentlich 1000

Pfund Fische, in diesen Antrag zu willigen. Aber als nach abgelaufener Pachtzeit, die Ufer ihr Eigenthum wieder zurück erhielten: so fanden sie Wiesen und Felder hoch mit unfruchtbarem Sande überschwemmt, und es hatten sich Sümpfe in den Niederungen gebildet, die, eine weite Strecke umher, das noch tragbare Land so kaltgründig und feucht machten, das nichts darauf gedeihen wollte! So wenig Heu als Getreide gedieh nun auf Feldern, die ehemals fruchtbar und segenreich gewesen waren. Es vergingen viele Jahre, und alle Anstrengungen, um zum Kornbau und Graswuchs den Boden wieder tüchtig zu machen, mußten erst aufgegeben werden, ehe das vormalige Pachtstück einigen Ertrag schenkte.

Geht es nicht manchem Grundbesitzer gerade so, wenn er an einen eigennütigen und gewissenlosen Pächter seine Felder überläßt?

b) Täuschung.

Unsere Erde ist die Heimath der Täuschung! Träume beglücken, Träume beunruhigen den stolzen Menschen, den Weltweisen, wie den Thoren!

Wer weiß, ob nicht vielleicht Feuerströme und unergündliche Meere unter unsern Füßen brausen und flammen? Ob nicht mit jedem Augenblicke, der Boden, dem wir unser Leben und alle unsere Güter anvertrauen, worauf köuigl. Städte prangen und Saaten blühen, von der Gewalt des Feuers oder des Wassers bestürmt, immer unbaltbarer werden? — Hast du die Gewalt des Meeres gemessen, oder die schützende Kraft der hohen Ufer berechnet, die vor der wilden Wuth des Ozeans uns schützen? Kannst du es beweisen, daß morgen die Sonne wieder aufgehen werde? Wer hat dir die Versicherung gegeben, daß unsere Erde sich immer in gleicher Entfernung, von der glühenden Sonne und den starren uranischen Weltgürteln halten werde? Wo warst du, bevor der Strahl der ewigen Allmacht dich erwärmte und huldvoll ins Leben führte? O, wer du auch bist, überlasse dich nicht den Grübeleien, sondern glaube, liebe und hoffe! Denn zu einem glücklichen Leben gehört es nothwendig, daß man nicht alles zu scharf un-

tersucht, und nicht alles mit seiner Vernunft erforschen will!

Du preigest dich glücklich in dem Besitze deines holden Weibes! Lilien und junge Rosen blühen auf Emma's Wangen! Aber was nennst du Schönheit? Betrachte durch ein Vergrößerungsglas die Rosenwangen deiner Emma! die Lilienarme! die Zähne, welche, gleich einer Perlechnur, im schönen Munde prangen! die Purpurlippen! die seidnen Augenwimper! das kastanienbraune lockige Haar! Was wirst du, durch dieses Wunderglas, das gleich weit von Schmeichelei und Täuschung entfernt ist, erblicken? Das seidene Haar deiner angebeteten Emma wird sich in Borsten verwandeln, und Höcker und grobe Einschnitte und eine widerliche Fleischmasse zeigt sich da deinem Auge, wo du mit befangenem Sinne, die Feinheit und Zartheit der Haut bewundertest!

Ich habe einen Freund, und wer überzeugt sich nicht gerne, wenn eine Seele sich innig an die unserige anschließt, daß nicht Verstellung und Selbstsucht, sondern reine Liebe und Freundschaft unsere Herzen verbindet? Aber ich fange nun an, über Freundschaft und Liebe und menschliche Gemüthsart nachzusinnen. Wird mich dieß glücklicher machen? Sollten wohl Liebe und Freundschaft hiedurch gewinnen? Gewiß nicht! Vielmehr wird das menschliche Herz mir so viele zweideutige Seiten zeigen, und ich werde die Güte eines Gemüths in Zweifel ziehen, das ohne diese Grübeleien, mir ewig theuer geblieben wäre!

Zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen Fictum und Wahrheit, in einer angenehmen Dämmerung, die unserm Auge wie unserm Herzen so wohl thut, wollen wir der Alles enthüllenden Zukunft entgegen gehen! Genießen wollen wir des Glücks das uns beschieden ist! Voll Inbrunst wollen wir den Freund mit argwohnfreiem Herzen an unsere Brust drücken! Freuen wollen wir uns der Schönheit, die uns begegnet auf unserm Lebenswege, — ist Schönheit auch ein schimmerndes Gewölke, nur von der Morgensonne des schwindenden Lebens geschmückt! — und nur mit natürlich scharfen Augen um uns sehen! —

Eduard Stern.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 5. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im September 1821.)

VIII. 6.

Naturkunde.

Ueber die Zusammensetzung der basaltischen Inseln und über Erhebungskratere (erläutert an der Insel Palma) nach Leopold von Buch. *)

Was sind Vulkane?

Der Unterschied zwischen einer basaltischen Insel und einem Vulkan ist auffallend groß. — Vulkane sind einzelne freistehende, weit über umherliegende aufsteigende, kegelförmige Berge, welche fast jederzeit und, wie es scheint, wesentlich aus *Trachyt* (*Trapporphyr*) zusammengesetzt sind und aus welchen Feuerdämpfe und Steine hervorbrechen. Sie sind daher von Massen umgeben, welche sie selbst um sich her aufgehäuft haben, von geschmolzenen Materien, die völlig den Gesetzen des Laufes der Flüsse gemäß sich gegen die Tiefe bewegen, das ist von *Laven* oder von unregelmäßigen, zu sehr verschiedener Höhe aufgehäuften Steinen und Schlacken (*Kapilli* und *Aschen*). — Zwischen Vulkanen ist ein reihenmäßiges Fortliegen sehr wohl zu verfolgen, durch welches die Vulkane gleichsam zu Essen auf mächtigen Spalten des Innern werden; die Vulkankegel sind *Dome* von *Trachyt*, die sich steil und mächtig über den Gebirgspalten erheben. — Bricht der *Dome* auf, so wirkt nun die vulkanische Kraft aus dieser Oeffnung heraus, treibt die Produkte des Innern zur Oberfläche, bringt sie mit der Atmosphäre in Berührung, in Schmelzung, und zerstreut sie nun über den Abhang. Eröffnet sich der Gipfel nicht, wie im Vulkan auf *Bourbon*, wie

am *Chimborasso*, so sind die kleinern Ausbrüche, aus denen *Laven* hervorbrechen, um so wirksamer.

Wie findet sich Basalt in Laven?

Basalt ist kein vulkanisches Produkt, sondern kann sich nur dann in Laven finden, wenn diese auf ihrem Wege basaltische Schichten antreffen. Die Lava, welche im Jahre 1677 die wohlthätigen warmen Quellen von *Fuencaliente* in *Palma* zerstörte, und die, welche sich 1730 aus vielen Kegeln über einen großen Theil von *Lancerot* verbreitete, enthalten topfgroße *Olivin*stücke, wie der Basalt am *Winterkasten* bei *Cassel*. Die Lava von *Guimar* auf *Teneriffa* ist voll von *Olivin*, ganz der Natur der *Pillaven* entgegen. Aber an allen diesen Orten liegt die basaltische Schicht unmittelbar darunter, welche dieselben Massen und in denselben Verhältnissen enthält; sie waren daher nur umhüllt, nicht Produkte des Vulkans. — Basaltische Gesteine können daher nur bei Vulkanen vorkommen, wenn die Ausbrüche weit vom Hauptfunde entfernt auf den Seiten Statt finden. —

Entstehung der vulkanischen Produkte.

A. Lava. Als Regel ist anzunehmen, daß alle Laven, die wahren nämlich, welche in Strömen von den Abhängen der Vulkane herabfließen, glasigen *Feldspath* enthalten. — Der *Besuv*, als einzige Ausnahme unter so vielen, ist zu klein, um Berücksichtigung zu verdienen. — Dieser *Feldspath* aber führt unmittelbar auf *Trachyt* als erste und nächste Umgebung des vulkanischen Herdes. — Und in der That, kann man in den Kegeln festes Gestein auffinden, so ist es diese den Vulkanen wesentliche Gebirgsart. — In *Teneriffa* sieht man den *Feldspath* nicht eher, bemerkt schon *Humboldt* sehr richtig, als wenn man dem *Pic* und den vulkanischen Wirkungen sich nähert. Im Innern des Kraters stehen von *Trachyt* wahre Felsen an, eine

*) Abhandlungen der physikal. Klasse der k. preuss. Akademie der Wiss. auf 1818 und 1819. Berlin. 1820.

dunkelrauchgraue matte Hauptmasse mit vielem Feldspathe, wenigen Hornblendekrystallen.

B. Obsidian. Unmittelbar aus dem Trachyt entsteht durch Schmelzung der Obsidian. — Die Obsidianströme, von einer Masse, klingend und schneidend wie Glas, brechen aus einer Oeffnung wenig hundert Fuß unter dem Gipfel, und verbreiten sich von dort am Abhange herunter wie geschmolzenes Glas. Sie enthalten überall noch die Feldspathe des Trachyts, aus dem sie hervorkommen.

C. Bimstein. Auf allen ist die Oberfläche glasiger Bimstein, oben farblos, unten stets dichter und immer mehr mit der Farbe des Obsidians; es unterliegt daher keinem Zweifel, daß der reine weiße Bimstein aus dem Obsidian und daher aus Trachyt entstehe. — Brechen die Laven tiefer an den Seiten des Vulkans hervor, so ist wahrscheinlich der Druck, den sie im Innern erlitten haben, der glasigen Bildung nicht günstig; die Masse ist dicht oder sehr feinkörnig und matt, enthält aber noch immer den glasigen Feldspath in Menge. — Die Gegenwart des Bimsteins erweist daher wieder rückwärts den Obsidian, dieser die Anwesenheit des Trachyts.

Obsidianströme finden nur bei jenen Vulkanen Statt, die Bimstein auswerfen. Der große Vulkan von *Sumbava* bedeckte im Jahre 1815 das Meer bei *Macassar* mit Bimsteinen in so unglaublicher Menge, daß Schiffe sie für stehende Inseln ansahen und sich nur mit Mühe durchdrängen konnten. Lavaströme hatte man gegen West vom Berge abströmen gesehen; der große Bimsteinausbruch mit ihnen zugleich ist Bürgen, daß dieses zuverlässig Obsidianströme gewesen. — Am *Ketna* findet man dagegen keinen Bimstein; alle Nachrichten von Obsidianströmen daselbst sind daher stark zu bezweifeln, wenn auch der Trachyt, aus dem wahrscheinlich auch dieser Vulkan gebildet ist, hinreichend durch die große Masse von Feldspath, den die *Ketnalaven* enthalten, verrathen wird. —

Wie wirken die Vulcane?

Die vulkanischen Ursachen wirken, so scheint es, unmittelbar auf die nicht orbitirte Masse der Erde. Sie bilden daraus durch Oribirung vielleicht sogar schon unmittelbar den *Trachyt* und aus dessen Vermengung mit verflüchtigtem Eisenglanz die Laven. Diese Nähe zur ersten Quelle des Feuers bewirkt es daher wahrscheinlich

auch, daß einzelne Seitenausbrüche, selbst große Kratere noch immer sich in Wirksamkeit erhalten können, wenn auch ihre Verbindung mit den nicht orbitirten Massen schon längst mag aufgehört haben. In *Lancero* dampfen einige Regel immer noch aus Spalten, die sich über sie hinziehen, jetzt noch nach 90 Jahren des Ausbruchs. —

Wahrscheinlicher Ursprung der heißen Quellen.

Die Regel von *Forullo* hauchen noch immer siedend heiße Dämpfe aus, und kochende Quellen kommen daraus hervor. Einzelne hervorgerissene Theile der *Metalloide*, der Alkalien und Erden, die sich jetzt weit in der neuen Gebirgsart zerstreut finden und nur nach und nach mit Wässern und der Atmosphäre in Berührung kommen, mögen sie ernähren. Und dies ist denn wahrscheinlich auch der Ursprung aller heißen Quellen und Wässer, welche den Schichten primitiver und der *Transitionsgebirge* entlaufen; eine Ansicht, die auch noch sehr die bei vielen so wunderbar beständige Temperatur unterstützt, welche nur das Mittel aus einer überaus großen Menge zerstreut liegender, aber zusammenwirkender Ursachen seyn kann, deren einzeln wirkende Resultate sich gegenseitig compensiren, schwerlich aber einer einzigen oder weniger Erwärmungsursachen, welche leichter in ihren Resultaten gestört, zuverlässig größern Unregelmäßigkeiten der Temperatur, mit denen diese Quellen hervorkommen, unterworfen seyn würden. —

Wie unterscheiden sich basaltische Inseln von Vulkanen?

In basaltischen Inseln sind die Massen größer, weiter verbreitet, den Schichten anderer Gebirge ähnlicher als bei Vulkanen; auf basaltischen Inseln findet man keine Ströme, keine unregelmäßig vertheilte *Kavilli* um einen Mittelpunkt; *Trachyt* ist selten und in sehr untergeordneten Verhältnissen.

Kann man bei Vulkanen sehr leicht ein reihenmäßiges Fortliegen verfolgen, so ist dies bei basaltischen Inseln nicht so leicht aufzufinden. In der Zusammensetzung derselben liegt eine größere Bestimmtheit, durch welche eine jede unmittelbar zu einem für sich bestehenden Ganzen erhoben. jede Meinung ehemaligen, nun aufgehobenen Zusammenhanges widerlegt wird. — Diese

größere Bestimmtheit geht hervor durch die Zusammen-
setzung aus Schichten übereinander, welche sich von al-
len Seiten gegen die Mitte erheben, und aus der gro-
ßen Kesselumgebung des Innern Erhebungskrater.

Palma eine basaltische Insel.

Als Beispiel diene die große Caldera auf der In-
sel Palma. Ein tiefes, senkrecht umschlossenes Thal
der Baranco de las Angustias öffnet sich,
mehr einer großen Spalte als einem Thale ähnlich. In
der weiten Ferne sieht man senkrechte Felsen völlig in
den wunderbar zerrissenen Formen einer alpinischen An-
sicht. Das Thal selbst zertheilt die Schichten, aus de-
nen seine Seiten bestehen, und man sieht sie die ganze
Länge fort sich regelmäßig gegen das Innere erheben.
Mit ihnen die Berge, die obersten Schichten des Gipfels
sind daher die tiefsten im Thale gegen das Meer. —
Schon im ersten Herabsteigen von Argual gegen den
Boden des Baranco findet man Blöcke von unver-
ändertem Feldspathe und gemeiner glänzender Hornblende
in grob- und feinkörnigem Gemenge, mit Glimmer und
auch wohl Granaten und Schwefelkiespunkten, ein Ge-
stein, wie man bisher noch keine Spur weder auf Gran
Canaria, noch Teneriffa oder Madera gefun-
den, wie am Gotthardt, wie in schlesischen Gebir-
gen! Die Blöcke sind dem Orte, wo sie liegen, fremd-
artig, und scheinen aus dem Innern der Caldera ge-
rissen zu seyn. Unten am Meere war eine der unter-
sten und sehr mächtigen Schichten Basalt, dicht,
schwer, kaum feinkörnig im Sonnenlichte, durchaus er-
füllt von erbsengroßen kristallenschwarzen glänzenden Au-
gits und in gleicher Menge von fast öhl- und lauch-
grünem Olivin; ein Basalt, wie aus den Bergen
des Mittelgebirgs in Böhmen, der auf diesen Inseln
wie in England und Schottland zu den großen
Seltenheiten gehört; darüber liegen noch einige hundert
Fuß Schichten von Gerüll, zum Theil große Blöcke ba-
saltischer Gesteine, wie sie in andern Theilen der Insel
häufig anstehend gefunden werden. Auch darunter
wechseln in unendlicher Zahl Gerüllkonglomerate mit
dichtern Schichten, zum Theil mit Mandelstein. Wei-
ter im engen Thale herauf erscheinen von der Höhe
Gänge wie Mauern durch die lockern Gerüllmassen
ausgefüllt mit feinkörnigen Basaltgesteinen, welche we-
nig Augit und noch weniger Olivin einschließen. Je

weiter man in der Enge vordringt, je häufiger werden
die Gänge, und da, wo endlich, wie in den Schöllenen,
die Felsen nahe herantreten, laufen die Gänge nach al-
len Richtungen von oben herunter, durchschneiden, ver-
werfen sich, so daß die hohe Felswand der Spalte von
ihnen wie ein Netz bedeckt ist. Die Schichten in ihrem
Fortlauf noch zu verfolgen, ist ganz unmöglich; die
Gänge haben sie völlig in Trümmer zerrissen, und hal-
ten sie durch ihre feste Masse in chaotischer Wildheit ver-
einigt. — Das Gestein zwischen den Gängen hatte schon
lange das Ansehen einer körnigen Masse angenommen,
doch bei näherer Betrachtung findet sich, daß dieses An-
sehen von einer unendlichen Menge kleiner tessularischer
und lang gezogener Drusen herrührt, die im Innern
größtentheils mit Chabasit, dann auch mit Analcim
ausgefüllt sind, und wie aus der hyazinthförmigen
Krystallisation sich schließen läßt, auch von Kreuzstein,
wenn nicht Meyonit; die Blasen, so klein sie sind,
sind doch fast alle nur zum Theil ausgefüllt, und ent-
halten in der Mitte noch eine Höhlung, in welcher die
Krystalle frei schweben. Und damit erweisen auch sie
ihre spätere Infiltration in der Höhlung; die Masse
selbst ist Trachyt, dunkelrauchgrau der Grund, aus
feinkörnigen, kleinen, unbestimmbaren, tessularischen Kör-
nern; glasige Feldspathe, gelblichweiß und strohgelb, ha-
ben sich darin zwar noch in großer Menge, aber nur in
langgezogenen sehr dünnen Krystallen erhalten. Auch
einige Schwefelkiespunkte und, wie es scheint, sogar
auch Granaten liegen in der Masse.

Wenig weiter weicht dieser Trachyt einem Gestein,
was noch völlig durch seine Lagerung, nicht aber durch
seine Masse an Produkte des Feuers erinnert. Es ist
der Ursprung jener Blöcke, die am Ausgange des Ba-
ranco umherliegen, ein Gemenge von graulichschwar-
zer grobkörniger Hornblende mit gemeinem weißem
Feldspath. Zwischen der Hornblende liegt häufig
schwarzer Glimmer und in derselben kleine Schwefelkies-
körner. Granaten wäscht der Bach aus. Dann
folgen Massen von grasgrünem Epidot mit grobkör-
nigem Kalispath im Gemenge, und Granaten dazwi-
schen. — Dies sind offenbar Gesteine der Primitivfor-
mation, gewiß nicht weit von ihrer ursprünglichen Lager-
stätte entfernt; es sind keine ausgeworfene Blöcke,
sondern zerrissene Schichten; die basaltischen Gänge
setzen durch sie hin in der Tiefe fort, und halten sie als

ein Ganzes zusammen, deshalb kann man sie nicht bis dahin verfolgen, wo sie in den reinen Verhältnissen ihrer Formation zu beobachten wären. — Die Spalte hebt sich nun schnell gegen den Rand der Caldera; man steigt wieder zu vorigen Schichten herauf, und da, wo man endlich den Boden der Kesselumgebung betritt, 2164 Fuß über dem Meere, hat man schon wieder völlig basaltische Gerüll- und feinkörnige Dolomitschichten erreicht. — Das Innere dieses ungeheuern Kessels besteht nun gänzlich aus Schichten übereinander, welche hier mit vielen tausend Fuß hohen Abstürzen umherstehen. Sie scheinen söhlig auf einander zu liegen; denn es sind die Köpfe der Schichten, welche vom Meere aus mit der Neigung der äußern Fläche heraufsteigen, so daß man den Krater als die *Ars des Kegels* ansehen könnte, den die Insel selbst bildet. Hin und wieder drängen auch noch hier die Gänge bis zum Gipfel herauf, durchschneiden die Felsen, und stehen nicht selten wie ungeheure Wände hervor. —

Das ist dem Krater eines Vulkans nicht ähnlich. Hier sind keine Lavaströme, keine Schlacken, keine rollenden Kapilli und Aschen! — Noch nie hat man wohl Kratere eines Vulkans von solchem Umfange, solcher Größe beobachtet, so tief und prallig eingesenkt. — Steigt man von St. Cruz auf der äußern Seite des Berges bis zum Gipfel, so findet man fast durchaus nur feinkörnige Dolomitschichten; denn sie sind die letzten der Reihe. Der Rand des Pico del Cedro ist 6756 Fuß über dem Meere, der Pico de los Machachos gegenüber 7160 Fuß. — Von dieser Höhe fallen die Felsen sogleich in der Caldera herunter; die Tiefe dieses imposanten Kessels beträgt also nicht weniger als 4800 Fuß! — Auch auf diesen Gipfeln ist keine Spur von Schlacken oder Kapillitegeln; das Gestein, dem Basalt sehr ähnlich, ist graulich schwarz, wenig schimmernd mit vielen sehr kleinen Augitkrystallen und weniger deutlichem Olivin in sehr kleinen Körnern; die Natur dieser Schichten wird hierdurch ganz von der des Trachyts entfernt; denn Feldspath und Olivin finden sich nicht gern vereint. Bei dem Ueberblick dieser merkwürdigen Insel, der Ansicht des Umfanges und der Tiefe des Kessels der Mitte, bei dem Gedanken, wie hier nicht Lavaströme, sondern Schichten gleichförmig vom Meere bis zur größten Höhe sich erheben, sieht man gleichsam selbst die ganze Insel aus dem Bo-

den der See heraufsteigen. Die Schichten werden von der hebenden Ursache selbst weit erhoben, und in der Mitte brechen diese Dämpfe hervor und eröffnen das Innere; der Krater wäre dann eine Wirkung der Erhebung der Insel, und ist zum Unterschiede von Ausbruch- oder Eruptionskrateren Erhebungskrater zu nennen.

Die wunderbaren *Varanko's*, welche in so unglaublicher Menge den Abhang zerschneiden, scheinen eine unmittelbare Folge dieser Erhebung. Es sind wahre Spalten durch den äußern Umfang der Schichte. — Wasser läuft in ihnen nur in der wenigen Zeit, wenn auf den Bergen Schnee liegt, und solchen Wässern kann man nie die Entstehung solcher Thäler zuschreiben; auch der stärkste Strom könnte nicht feste Felsen wie mit Messern zertreiben. —

Haben sich die Schichten gegen die Mitte erhoben, so müssen sie am Umfange zerreißen und Spalten zurücklassen; denn dieselbe undehnbare Masse soll sich nun auf der Oberfläche des Kegels über größere Räume verbreiten. Wir sehen genau dieselbe Wirkung, wenn wir eine feste Thonmasse plötzlich und mit Gewalt heraufstoßen. — Auch ist es ganz auffallend, wie diese *Varanko's* fast nur den Krater umgeben, dort wo die Insel niedriger wird, seltner werden, selbst in einer ganzen Ausdehnung gar nicht vorkommen.

Das wirkliche Heraufsteigen so großer Inseln aus dem Grunde des Meeres kann uns übrigens gar nicht mehr unwahrscheinlich vorkommen, seitdem in unsern Tagen bei *Unalaska* eine Insel erschienen ist, von 6 Stunden Umfang und gewiß von 3000 Fuß Höhe. Schon *Sabrina*, die neue Insel, welche bei St. Miguel in den Azoren am 4. Juli 1811 entstand und im Oktober wieder verschwand, bewies die Möglichkeit dieses Erhebens. —

In allen Nachrichten von Inseln, welche keine Vulkane sind, aber doch zu basaltischen Formationen gehören, entdeckt man eine unerwartete Gleichförmigkeit ihrer Zusammensetzung. Nicht allein finden sich die saft aufsteigenden zusammengehörenden Schichten, sondern auch häufig der Erhebungskrater. — So ist *Madera* eine Erhebungsinselform ohne Vulkan, mit einem deutlichen Erhebungskrater, dem senkrecht umschlossenen Thale *Corral*, St. *Helena* gleichfalls, ihr Erhebungskrater liegt jedoch wahrscheinlich im Meere. *Amsterdäm*,

süßlich von Afrika, umschließt einen der schönsten Erhebungskrater u. s. w. Findet man in so weit entlegenen Gegenden diese Verhältnisse wiederholt, so hat man wohl Grund genug, ihre Allgemeinheit zu mutmaßen und sich jede andere basaltische Insel im Meere nicht anders vorzustellen. —

Die Erhebungsurfsachen basaltischer Inseln werden von der Atmosphäre durch eine große Masse von Gestein getrennt, die durch das Uebermaß von Kraft erst überwunden und gehoben seyn müssen, ehe die hebenden Dünste entweichen können. Das, was einmal so kräftig wirkt und die Insel hervorhebt, kann daher leicht wieder von aller Verbindung mit oxydirenden Substanzen getrennt und dadurch unwirksam gemacht werden. So erklärt sich, wie nicht aus jedem Erhebungskrater ein Vulkan hervorspringt, so wie gewöhnlich auf Continenten die basaltischen Schichten mit Vulkanen in gar keiner Verbindung stehen. Die obren Schichten der basaltischen Inseln mögen geschlossen seyn, doch unter starkem Drucke, und das unterscheidet sie, was sie enthalten, wie ihre Lagerung, mächtig von Laven. Druck befördert durch nähere Zusammenbringung der Theile die Anziehung. — Durch Druck werden flüchtige Substanzen erhalten und gezwungen, in die Zusammenziehung der Fossilien einzugehen, welche in Lavaströmen sehr bald in die Atmosphäre entweichen. Druck hält in den Mandelsteinen die Dämpfe in den Blasen zurück und füllt sie später mit Zeolitharten und Kieselshydraten. — Raum werden Mandelsteine an der Oberfläche vorkommen, sondern stets von mächtigen Schichten dichten Basalts oder Dolomit bedeckt; die Zeolithe in den Blasen des Mandelsteins finden sich häufig nur in den obren Schichten, die untern Blasen sind leer; sie wurden von oben hereingepreßt, und in den einzelnen Blasen selbst liegt der Infiltrationspunkt jederzeit oben.

Zeolithe in Laven sind zu läugnen, in wahren Laven hat man sie gewiß noch nie entdeckt; für ihre Entstehung ist in diesen der Druck, vielleicht auch die Temperatur nicht einmal hinreichend. Auch kann man sicher annehmen, daß Olivin in den Laven überall Basalt voraussetzt, der ihn enthalten hat.

Mandelsteine sind auszeichnend für Schichten, welche Erhebungskrateren angehören, und mit ihnen alles, was in gleicher Lagerung vorkommt.

Die Bedingungen des Druckes waren durchaus

nothwendig, um die regelmäßigeerspaltung hervorzu bringen, welche dem Basalt so häufig eigen ist, die sich aber auch in gleicher Schönheit am Trachytsfelsen oder an kleinörnigem Dolomit findet, wie schon der irländische Riesenberg und Staffa erweisen, die nicht Basalt, sondern Dolomit sind.

Sehr leicht hin hat man bergleichenerspaltungen an Lavaströmen bemerkt zu haben behaupten wollen, doch noch durch keine Thatsache diese Behauptung erwiesen. — Oft mag wohl aus dem Innern noch jetzt irgend ein basaltisches Gestein sich zwischen primitiven oder Transitionsgebirgsarten eindringen und dort Lagerungsverhältnisse einnehmen, welche, wenn sie uns sichtbar werden, große Aufmerksamkeit und genaue Umsicht verlangen, ehe man sie völlig bis zu ihren Ursachen zu entwickeln im Stande ist; allein erheben sich diese Bildungen bis zur Atmosphäre herber, und erhält sich dann diese Verbindung, so ist der Trachyt erhoben, und es entsteht ein Vulkan in Form, Lagerung, Produkten und Ansehen ganz von einer basaltischen Insel verschieden. —

XII. Co.

Debatten und Berichtigungen.

a) Ueber die Schädlichkeit des Gypsens.

(Zed. XXIX. B. 2. S. Nr. 6. S. 48.)

Die Behauptung des Herrn Levasseur, „daß der bisher so sehr in der Dekonomie angepriesene Gyps schädlich sey, indem er an die Pflanzen Kalktheile ansetze, welche die Lungen des Viehes, das davon genießt, entzündet,“ ist zum Theil, aber nicht unbedingt wahr. Auf ein mit Gyps bestreutes Feld darf allerdings kein Vieh zur Hutfelassen werden, wenigstens nicht eher, bis der Gyps durch Regen ganz weggeschlämmt ist, sonst kreipert das Vieh, das Gyps verschluckt, an der Lungenentzündung. Dies haben traurige Erfahrungen factisch gelehrt. So starben einst in Mainz auf diese Art hundert Hammel. (Siehe Weymanns Beiträge zur Dekonomie VI. Band S. 144 und VII. Band S. 156.) So schädlich ist für das Vieh sowohl der rohe als gebrannte Gyps. Was nun vom Gypsen gilt, dies gilt auch von der durch den Wiener Beobachter Nr. 27. erwähnten Kalkdüngung. Uebrigens halte ich deswegen Gyps und Kalk für kein „allgemeines Gift,“ rathe die Abschaffung des Gypsens und der Kalkdüngung keineswegs an, und halte polizeiliche Anstalten gegen dieses „allgemeine Gift“ für überflüssig, wenn nur die Vorsicht beobachtet wird, daß man kein Vieh auf mit Gyps oder Kalk bestreute Felder läßt, bis nicht der Regen beides weggeschlämmt hat. Auch Gift, mit Vorsicht angewendet, ist ja von Nutzen!

b). Berichtigung einer irrigen geographisch = statistischen Angabe über das erste Banalregiment.

(Hefz. 1820, XXV. Band, 6. Heft, Beil. Nr. 25.)

Hr. von Ujvároffy sagt von dem Flächeninhalt des ersten Banalregiments im *Hesperus loco cit.*, daß er „gegen 58 teutsche Quadratmeilen“ groß sey. Diese heikliche Angabe ist viel zu hoch angesetzt; denn der Flächeninhalt der ganzen kroatischen Banalgränze oder des ersten und zweiten Banalregiments beträgt nur $53\frac{1}{4}$ Q. Meilen. In meinem geographisch = statistischen Wörterbuch des k. k. österreichischen Kaiserstaats (Wien 1809) S. 20 gab ich 53 Q. Meilen an, weiß aber nun aus guter Quelle, daß der Flächeninhalt um $\frac{1}{4}$ Q. Meile mehr beträgt. Auf das erste Banalregiment kommen $15\frac{1}{2}$, auf das zweite $17\frac{1}{4}$ Q. Meile. Die Zahl der Einwohner in der Banalgränze gab ich im J. 1809 zu 35900 an. Nach der mir später bekannt gewordenen Militärconscription von 1807 beträgt die Zahl der Einwohner 95207. Hr. v. Ujvároffy gibt für das erste Banalregiment beiläufig 45000 Einwohner an. Nach Hrn. v. U. hat das erste Banalregiment nur 106 Ortschaften, allein es hat 130 Dörfer. *)

Dr. Rumy in Preßburg.

Correspondenz und Neuigkeiten.

II. 377.

1.

Von den holländischen Gränzen.

Kaufmannsgeist.

So sehr die Holländer die Deutschen geringschätzen, so oft nehmen sie auch zu denselben ihre Zuflucht. In Holland nämlich werden die Banqueroutirer sehr hart bestraft, um den Handelscredit aufrecht zu erhalten. Wenn daher in den holländischen Handelsstädten ein Kaufmann nicht mehr zahlen kann, so flüchtet er über die Gränze und hält sich bei uns verborgen, bis einer seiner Bekannten ein Arrangement mit den Gläubigern gemacht hat. Nun ist die Sache glücklich beigelegt, es ist kein Kläger mehr da, und der Concurfiter kehrt wieder in seine Heimath zurück, wo er wieder so ehrlich ist, wie vorher.

*) Wir wissen noch gar nichts Zuverlässiges vom wahren Areal dieser und mehrerer anderer Militärgränzdistrkte, und können es auch nicht eher erfahren, als bis ihre ungeheuern Gränzwaldungen gehörig vermessen seyn. Die der Wahrheit am nächsten kommenden Angaben bleiben noch immer die des so genauen, kenntnißreichen, gründlichen Obrieten Lippky, wonach das erste Banalregiment 25, 3. das zweite 24, 7. enthält. Man sehe hierüber das lehrreiche Detail in Herrn von Pießingers trefflicher Statist. der Militärgränze. 1ster Th. 1817. S. 62 u.

Der Herausgeber.

Darum haben wir hier oft wahre Originale von Holländern bei uns, denn ein ächter Amsterdamer Kaufmann ist eine Menschen = Klasse ganz besonderer Art; ein Uhrwerk, dessen Feder das Geld ist. Die langweiligsten Menschen, die jedes selbst das unbedeutendste Geschäft nur nach der Uhr verrichten, und vom schmutzigsten Geiz beherrscht werden.

Unter den Flüchtlingen, welche Zahlungsunvermögen aus Holland vertreibt, sind die meisten solche, die sich in Speculationen mit Staatspapieren verrechnet haben. Denn in Holland ist der Markt von den Staatspapieren aller Länder. Die man im Vaterlande selbst nicht kennt, findet man hier zu jeden Summen. Der Einsender sah in Amsterdamm nicht sowohl die Goldstangen mit Erstaunen an, als diese Staatspapier = Niederlagen. Denn wenn auch ein Gewölbe mit Goldbarrn angehäuft ist, so ist dieß nur eine Kleinigkeit gegen den Haufen von Papieren, welche der Einsender für Makulatur hielt, wie bei den Papierhändlern ganze Ballen Papiere übereinander geschichtet sind. Jedes Blatt ist in der Regel 1000 Gulden, oder wenigstens 1000 Franken werth. Ueber solche Vorräthe darf man sich nicht wundern, wenn man erfährt, welche ungeheure Geschäfte in Staatspapieren gemacht werden. Ein Amsterdamer Kaufmann hat unter andern durch einen einzigen solchen Ankauf 80,000 Gulden binnen einer Stunde gewonnen. Er kaufte nämlich die französischen 5procentigen Staatspapiere zu 8 pro Cent baares Geld. Er leht daher jetzt von 8 Gulden Kapital jährlich 5 Gulden Zinsen. Daher aber auch auf der andern Seite so große Verluste und dann natürlich Banqueroute, die oft ganze Familien um ihr Eigenthum bringen, indem in Holland viele Privatpersonen ihr Vermögen Kaufleuten anvertrauen.

II. 374.

2.

Galileis Schriften und Briefe.

Von dem interessanten Werke: „*Memorie e lettere inedite finora o disperse di Galileo Galilei, ordinate ed illustrate con annotazioni dal Cav. Giambattista Venturi ecc. professore emerito dell' Università di Pavia etc.*“ ist in diesem Jahre zu Modena der zweite und letzte Theil erschienen, welcher des berühmten Naturforschers Schriften und Briefe von 1616 an bis zu seinem 1642 erfolgten Tode enthält. Der Herausgeber erzählt in der Vorrede, auf welche Weise diese Manuscripte erhalten worden sind. Viviani, Galileis Schüler, sammelte sorgfältig Alles, was er von seines Meisters und andern ihn betreffenden Papieren habhaft werden konnte, und verbarg es, um es den Nachspürungen der Inquisition zu entziehen, in einer Getreidegrube. Als er und sein Erbe, der Abbate Panzani, gestorben waren, wurde die Grube geöffnet, und das für nutzlos gehaltene Papier an die Krämer verkauft. Es gelang indeß den H. Targioni

und Nelli, einen Theil davon zu retten, und der gegenwärtige Großherzog von Toscana besitzt in seiner Privatbibliothek ebenfalls eine schätzbare Sammlung von Galilei's Handschriften und andern ihn betreffenden Papieren.

Der Leser findet nun in dem vorliegenden Werke — nach der Zeitfolge geordnet: die Hauptstellen aus Campanella's Schutzschrift für Galilei, die, obwohl schon 1616 geschrieben, wo es sich um die Verdammung des Copernicanischen Systems handelte, doch erst 1622, und zwar in Teutschland gedruckt wurde; Galilei's Antwort an Franz Ingoli, (1624) einen heftigen Gegner jenes Systems. Vieles über den Streit zwischen G. und Grassi in Betreff des Cometen von 1618; wobei ein Lobgedicht vom Papst Urban VIII. auf Galilei; Briefwechsel mit Castelli, Saffinardi, Baliani u. A., meist mathematischen Inhalts. Aus zweien dieser Briefe geht hervor, daß Baliani der erste gewesen, welcher dem Druck der Luft das Steigen des Wassers im luftleeren Raume zugeschrieben hat. — Das Wichtigste sind unstreitig beim Jahre 1632 und 1633, die sich auf G. Prozeß wegen seines Werkes: Dialogo delle due massime sisteme del mondo Tolomaico e Copernicano. Firenze, 1632, 4. beziehenden Documente. Zuerst 4 Briefe über das Aufsehen, welches dies Werk in Rom erregt hatte; — dann 31 Briefe des toskanischen Ministers zu Rom, worin er seinem Hofe aufs umständlichste den Gang und das Ende dieses Prozesses berichtet; — noch andere Nachrichten darüber — besonders hat der Herausgeber vom Chev. de Lambré zu Paris die französische handschriftliche Uebersetzung des Driginalprotokolls erhalten, welches unter der vorigen Regierung von Rom nach Paris gekommen war. Venturi glaubt daraus schließen zu können: 1) daß nicht sowohl die Jesuiten, als vielmehr die andern Ordensleute G.'s heftigste Verfolger nach der Erscheinung seines Dialogs waren; 2) daß G.'s Hauptfehler gewesen, in diesem Dialog dem Simplicius alle die Einwendungen wider das Copernicanische System in den Mund zu legen, welche ihm sein bisheriger Freund Urban VIII. im Vertrauen gemacht hatte. Dieser wurde nunmehr sein heftigster Feind; 3) daß der Großherzog von T. in den damaligen Zeiten und Umständen sich nicht füglich einem Prozesse widersetzen konnte, der vom Inquisitionstribunal zu Rom gegen einen seiner Unterthanen verhängt wurde; 4) daß G., obschon er das Ansehen der Inquisition beim Druck seines Dialogs anerkannt, dennoch eine Pflichtverletzung begangen habe, indem er dem Consequensquisitor das Verbot verschwiegen, welches er von der obersten Congregation im Jahre 1616 erhalten hatte, nichts mehr über das Cop. System zu verhandeln; 5) daß G. schon mit dem Vorsatz nach Rom ging, Alles zu bekennen, sich ganz der Entscheidung des Tribunals zu unterwerfen, und selbst, wenn es seyn müßte, zu widerrufen. Daß es also gar nicht nöthig gewesen, ihn zu foltern, und daß er folglich auch nicht gefoltert worden sey.

Den Schluß des Werkes macht eine Menge anderer Briefe und biographischer Nachrichten, auf die wir uns hier aus Mangel an Raum nicht einlassen können. Wer mehr wünscht, wird hiermit auf die umständlichere Anzeige im diesjährigen Aprilheft der Biblioteca italiana (S. 21—29) verwiesen.

III. 1.

Kurze geographische interessante Notizen.

I. Petersburg.

Es nimmt einen Flächeninhalt von 1 1/2 Q. Meile ein. Die größte Länge vom Galerenhofe bis zum Smolnischen Kloster beträgt 1 1/2, teutsche Meilen, die größte Breite 1 1/2 t. M. Sie zählte 1814 67 Kirchen und 7633 Häuser, worunter 439 der Krone gehören. Darunter sind 2356 steinerne Gebäude, alle übrigen von Holz. Die meisten Straßen sind 70' breit und drüber, die engsten 42 Fuß.

Die meisten steinernen Häuser sind von nicht genug ausgebrannten Ziegeln und schlechtem Mörtel aufgeführt; daher sind sie meistens feucht und dauern nicht lange, wozu die kurze Bauzeit, die nur 3—3 1/2 Monate dauert, das Meiste beiträgt. Die übllichen Erd- und Kellergeschosse tragen noch mehr zur Ungesundheit bei.

Barometerstand,

	mittl.	höchster.	niedrigst.
1. Petersburg	28", 052	29", 57", 13 Decemb. 1798.	26", 87" d. 23. Nov. 1784.
2. Wien	28", 4" 967	28", 11" 10 1/2 1800.	27" 2" 8 den 9. Mai 1806.
3. Berlin	27",	28", 11" 1. den 4. Jän. 1789.	26" 10" 9 d. 7. März 1785.

Thermometerstand,

	höchster.	niedrigster.
1. Petersburg	(27. 2. im Schatten (25 1/4° gewöhnl. (26° gewöhnl.	(33° 1766—1770 (24 1/2° gewöhnl. (9° gewöhnl.
2. Wien	(28 3/4° 12. August (1802.	(18 1/2° 26. Dec. (1798.
3. Berlin	(25° gewöhnl. (30° 4. Juli 1781	(11° gewöhnl. (20° 28. Decemb. (1788.

Bevölkerung.

Seit 1770—1813 ist die Bevölkerung von 130000 auf 285000 gestiegen, mit Einschluß von 55056 garnisonirendem Militär.

Bevölkerungstabelle des Polizeiministeriums 1814.

Von der 1. Klasse	4
— 2. —	148
— 3. —	303
— 4. —	899
— 5. —	750
Geistliche	1649
Ebelleute	31287
Gemeine Soldaten und Unteroffiziere	45270
Fremde	10562
Kaufleute russische	8467
Ausländische	4300
Bürger inländische	13269
ausländische	7807
Dienende Leute	62212
In Büsten auf immer eingeschriebene	7203
Pastbauern	80449
Handelnde Bauern	4057
Von verschiedenen Ständen	55950
Zusammen vom männlichen Geschlecht	258683
— weiblichen —	97050

355713

Rechnet man für dies Jahr die große Zustromung aus Moskau ab, von dessen Bewohnern viele in Petersburg zurückgeblieben, so kann man immer für Petersburg 300000 Einwohner rechnen.

Subsistenz der Gelehrten.

Die höchste Besoldung eines Gelehrten in Rußland ist die eines Akademikers, und diese beträgt (außer freier Wohnung) 2000 Rubel in Bankassignaten, d. i. noch nicht 900 fl. Conv. Um aber in Petersburg mit einigem Anstand zu leben, sind für einen Akademiker oder Professor mindestens 10—12000 Rubel Papiergeld nöthig. Um diesen Zuschuß zu erlangen, informirt der eine an 3—4 Instituten, die Stunden weit von einander liegen; ein anderer unterrichtet Junker in den ersten Elementen, oder redigirt Zeitungen, schreibt Kalender u. s. w. (Erg. Bl. Allg. Lit. Zeit. Nro. 44. 1813.)

2. Medicinalwesen in Rußland.

Erst 1620 ward das erste Medicinalaufsichtscollegium

unter dem Namen Apothekerkanzlei in Rußland errichtet, welches unter Peter I. 1707 den Namen einer Apothekenkanzlei und 1725 den einer Medicinalkanzlei erhielt und unter Archiatern stand. Bei so jungem Anfang muß man über die Riesenschritte erstaunen, welche dieses Reich, in Absicht der Verbesserungen im Medicinalwesen, besonders unter dem igiten Kaiser gemacht hat. Man unterrichtete sich darüber in Körbers Auszug aus allen das Medicinalwesen betreffenden Publikationen. Mitau. 1816. (6 fl. Conv.)

3. Höhlenbewohner zwischen Blois und Tours.

Auffallend sind in dieser entzückend schönen Gegend die Menschenwohnungen in den Höhlen und alten Steinbrüchen. „Sie haben sie sich zu ihrem Hausbedarf ordentlich eingerichtet, eine Thür mit Schloß und Riegel schließt den Eingang, Fenster mit gläsernen Scheiben glänzen hie und da an den Felswänden, und wahrlich steigt der Rauch aus den Schornsteinen, die sich vom Gipfel der Felsen erheben. — Je weiter man fährt, je häufiger werden diese Troglodytengeßen, und man bewundert die Geschicklichkeit, mit der man die mannigfaltigen Gestaltungen der Felsen zu benutzen gewußt hat.“ (Schopenhauer.)

4. Tours.

Tours ist vielleicht die hübscheste, freundlichste, reinlichste kleine Stadt in Frankreich. Alles darin hat ein so saubres, zierliches Ansehen, daß man dadurch auf's Lebhafteste an England erinnert wird; auch hatten vor der Revolution sich hier viele englische Familien angesiedelt, die aus ökonomischen oder andern Gründen ihr Vaterland verlassen hatten, und wahrscheinlich sind es noch die Spuren ihres ehemaligen Daseyns, welche diese Stadt vor allen andern französischen Städten unterscheiden. (Schopenhauer.)

C u r r e n t i a.

Einzelne 28. August. Mähren. Wanderung durch einen Theil der mährisch-schlesischen Sudeten und Besteigung des Altwaters von Eduard von B—d.

Ungarn. Saphir und Göthe.

29. August. Oestreich. 1) Wassermensch. 2) Marmorbrüche in Oestreich.

30. August. Lappach. Das Jülyrische-Blatt.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 6. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im September 1821.)

I. 22.

Vaterlandskunde.

Fragmentarische Notizen aus Oestreichisch-Schlesien, vorzüglich in Beziehung auf den Troppauer Kreis. Ein Beitrag zur vaterländischen Kunde nach eignen Ansichten.

An Herrn André.

* * *

Kleiblich hüpfen gleich der Malenfreude
 Meine Tage hin im Vaterlande!
 Jeder Hügel schmückt sich hier im Rosenkleide,
 Jede Matte in dem eignen Prachtgewande!
 Du Gesenke, reich an Bergen, Quellen, reich an Wäl-
 derlust,
 Mit Entzücken schwellt dein Anblick meine Brust!
 Vaterland, von mir so heiß geliebt, so hoch geschätzt!
 Wehe dem, der je dein Heiligthum verlegt!

1821.

* * *

Nichts Erschöpfendes, nichts zu einem Ganzen Gerundetes ist hier zu erwarten, wie es auch der Titel anzeigt. Nur lose Steine sind es, die ich zusammentrage in der süßen Hoffnung, daß dadurch auch andere Freunde des Vaterlandes erweckt und ermuntert werden möchten, die Bausteine zusammen zu suchen, daß endlich ein schönes Ganze daraus von des Meisters Hand geformt und gebildet werden möge.

Ich bin zwar weit entfernt, den Troppauer Kreis für eine Terra incognita zu halten. Manches Gute und Brauchbare ist darüber vorhanden, und vielleicht haben wenige Kreise der östreichischen Monarchie so viel Gedrucktes über sich aufzuweisen. Kneifel hat in seiner Topographie viel Gutes und Brauchbares gegeben; Dr. Zink hat über die Heilquellen des

Hesperus Nr. 6. XXX, Hierzu 1 Tabelle.

Gesenkes in seiner lehrreichen Schrift beinahe Alles erschöpft; über Carlsbrunn allein sind drei Klein- gutgeschriebene Schriften vorhanden; in den Zeitschriften „Redlicher Verkündiger,“ „Moravia“ und im allgemein gelese- nen und vortreflichen Hesperus stehen über so viele Gegenstände desselben lehrreiche Aufsätze und Berichtigungen. Nur keiner speciel- len Kreis- Karte hat sich der Troppauer Kreis zu erfreuen; doch ersetzen diesen Mangel die Schubert- Wielan- dischen Karten.

Daher ist es beinahe unverzeihlich, daß dieser Kreis sich dennoch in den neuesten Geographien und Landkar- ten so gemißhandelt sehen muß, was besonders von dem Freiherrn von Lichtenstern in seinem geographischen Handbuch geschehen ist.

Ohnerachtet jener genannten Werke glaube ich denn doch, daß noch Manches aufzusuchen, zu sammeln und zu berichtigen seyn dürfte, um der Vollkommenheit einer guten Kreisbeschreibung so nahe als möglich zu kommen.

Troppau den 1. Mai 1821.

* * *

I.

Die Stadt Jägerndorf.

Lage.

Freundlich, angenehm und schön ist ihre Lage in dem rauschenden Dypathale. Sie liegt auf der nördlichen Seite des Gesenkes oder des mährisch- schlesischen Gebirges am Fuße des aussichtsrei- chen Burgberges in dem Winkel, wo die große Dypa oder der Goldfluß und die sogenannte kleine Dypa oder die Komaise sich schwesterlich umarmen. Jene umzingelt die Stadt südlich und östlich, diese wir- belt auf der nördlichen Seite in einer kleinen Entfer- nung vorbei und tritt dann die Landesgränze an ihre mächtigere Schwester ab, wo beide sodann in sanfterer Vereinigung östlich der Stadt Troppau und dem

Oderflüsse zuweilen, der sie ungerechter Weise verschlingt, da die Oder beinahe am Fuße des Gesenkes entspringt, die Oppa hingegen auf dessen Haupte den Ursprung nimmt und auch eine weit größere Wassermasse enthält.

Das Thal um Jägerndorf ist mit gesegneten Felbern und schmückvollen Wiesen ausgestattet. Die Ufer bei dem Flusse sind mit verschiedenen Weidenarten, Espen, Erlen und dem wohlriechenden Traubenkirschbaum (*Prunus padus*) besätet; ein Theil der nahen Berge ist mit lachenden Wäldern gekrönt, so wie ein anderer von der segenreichen Ceres beherrscht wird.

Die nahen sowohl als die entfernten Berge haben ungemein viel Anziehendes. Sie gruppiren sich so mannigfaltig, daß ihr Anblick nie langweilt.

Ob schon Jägerndorf ein Gränzort ist, so liegt er doch nicht ganz dicht an der Gränze.

Wiewohl die sogenannte kleine Oppa oder die Komaise vom östlichen Punkte der Herrschaft Döberzdorf bis zu ihrem Einfluß in die große Oppa zur Landesgränze zwischen Oesterreich und Preußen bestimmt wurde, so ist doch derjenige Theil der städtischen Jägerndorfer Feldflur, welcher an dem linken Ufer des oben gedachten Flusses liegt, von dieser Gränzbestimmung ausgenommen worden und unter östreichischer Hoheit geblieben.

Die astronomische Lage der Stadt Jägerndorf ist noch nicht bestimmt. Der Punkt, welchen sie auf einer künstlichen Erdkugel oder auf der Landkarte einnimmt, kann also nicht scharf bezeichnet werden. Nach der Schubert-Wielandischen Fürstenthumskarte liegt sie unter dem 50sten Grad 5ter Minute nördlicher Breite, und die Länge beträgt $35^{\circ} 4'$.

Da die Oppa zum Flußgebiete der Oder gehört und sich diese in die Ostsee ausgießt, so beträgt die Seehöhe der Stadt Jägerndorf 959 Pariser Fuß, und sie liegt um 215 dergleichen Fuß höher als die Stadt Troppau, von der sie 3 Meilen entfernt ist. Ueber dem Punkte, wo die Oppa in die Oder sich ausmündet, erhebt sich diese Stadt um 303 dergleichen Fuß. Die höchste Quelle der Oppa, die zwischen dem Peterstein und Altvater entspringt und die kleine Oppa genannt wird, liegt um 3103 Pariser Fuß höher, und des Altvaters Scheitel um 3541 dergleichen Fuß höher.

Ein Arm der großen Oppa ist durch die Stadt

geleitet, setzt zwei niederschlächtige Mühlen, jede von 3 Gängen, in Bewegung; und versieht die Stadt mit reichlichem Wasser bei Feuersgefahren.

Die Stadt ist oft großen Ueberschwemmungen ausgesetzt wegen ihrer Lage zwischen zwei Gebirgsflüssen, die oft austreten. Besonders war jene Ueberschwemmung vom Jahre 1813, die sich in den letzten Tagen des Augustmonats ereignete, eine der fürchterlichsten, und verursachte der Stadt großen Schaden. Dagegen müßte sie ohne diese Lage zwischen beiden Flüssen auch ihrer zwei Mahlmühlen innerhalb der Ringmauerh, ihrer Wälfen und Holzflöße entbehren. Die lachenden grünen Wiesen würden ihre Umgebung nicht zieren und ihre Auen nicht mit üppigen Bäumen prangen. Und so ist's in der physischen wie in der moralischen Welt, daß aus dem Bösen Gutes entspringt.

Die große Kommerzials- und Poststraße, welche Wien und Breslau mit einander verbindet, geht durch die Stadt. Die Poststraße trennt sich zwar hier auf eine Strecke von der Kommerzialsstraße, sie vereinigen sich aber wieder bei Maidlberg. Jene geht von Jägerndorf über Petrowitz und Roswalde, diese über Döberzdorf und Rebersdorf, ehe sie sich bei Maidlberg wieder vereinigen.

Von der Kreisstadt Troppau ist sie, wie schon angeführt wurde, 3 Meilen, von der Gouvernementsstadt Brünn 18 Meilen und von der Hauptstadt der ganzen östreichischen Monarchie, Wien, 36 Meilen entfernt.

Die Thäler der beiden genannten Flüsse gewähren angenehme Spaziergänge, und mehrere der nahe gelegenen Berge laden zu weiten Umsichten ein. Der Burgberg, der Gemeinberg und der Pfaffenberg sind diejenigen Berge, die eine große mannigfaltige Aussicht geben. Unter allen drei genannten aber ist der Burgberg derjenige, der am meisten bestiegen wird und eine belohnende Aussicht öffnet. Die schöne große Kirche, die auf seinem Scheitel prangt und in der Gottesdienst von Ostern bis Ende Oktobers alle Sonn- und Festtage gehalten wird, lockt eine große Menschenmenge herbei, welche ihn an diesen Tagen besteigt.

Geschichte.

Der Ursprung der Stadt Jägerndorf ist in Dunkelheit gehüllt, so wie der Ursprung der meisten andern Städte Schlesiens. Keine bis in das graue

Alterthum reichenden Urkunden sind vorhanden, die Nicht über ihren Ursprung geben könnten.

Alles, was man sich darüber erzählt, sind Sagen, unter welchen die gangbarste ist, daß sie der Kaiser Heinrich der Vogler im Jahre 936 gegründet haben soll. In der großen Burgundischen Chronik S. 566 soll ein Privilegium, welches dieser Kaiser der Stadt Jägerndorf bei ihrer Erbauung gegeben hatte, stehen; auch soll dieses Privilegium in des Doktors Hagenmüllers Wappenbuche zu München gedruckt und in des Doktor Felders Ehrenschildskronik zu finden seyn. Literatoren und Alterthümerforscher mögen dies untersuchen und uns genauer dann belehren.

Im Jahre 1729 will man in dem Knopf des Glockenthurmes der Pfarrkirche nicht nur das Privilegium, sondern auch einige andere Nachrichten über die Stadt Jägerndorf gefunden haben, für deren Richtigkeit ich aber auch nicht bürgen mag, da ich nicht gründlich erforschen konnte, ob dies wirkliche Thatsache gewesen. Indessen will ich doch ein und das andere mittheilen, was ich darüber vernommen. Der genannte Kaiser Heinrich der Erste soll im Jahre 926 den 27. Maimonat auf dem Schlosse zu Merseburg eine Urkunde haben ausstellen lassen, daß auf dem Plage, wo er die Hunnen überwunden, eine Stadt zum ewigen Andenken erbaut werden solle, und daß Jeder, der sich auf diesem Plage anbauen wolle, einer dreißigjährigen Freiheit von allen bürgerlichen Zinsen, Steuern und Abgaben genießen solle.

Den Namen Jägerndorf soll der genannte Kaiser der neuerbauten Stadt deshalb gegeben haben, weil er die Hunnen in dieser Gegend dergestalt umzingelt, daß sie sich gleich dem Wild, was durch Neze umstellt wird, gefangen geben mußten. Und zum ewigen Andenken dieser großen gelungenen That soll der Kaiser der Stadt drei Jagdhörner zum Wappen gegeben haben, weil die Hunnen Hörner zum Blasen mit sich führten und an drei verschiedenen Orten überwunden worden.

Diese Sage über den Ursprung scheint wenigstens einige Wahrscheinlichkeit dadurch zu erhalten, daß sich in diesen Gegenden bis auf den heutigen Tag noch die Tradition fortgepflanzt hat, daß Kaiser Heinrich der Erste die Hunnen zwischen Leobschütz und Jägerndorf besiegt habe.

Der Fürst Schellenberg, der die Burg Le-

benstein nächst der Stadt Jägerndorf bewohnte, verkaufte im Jahre 1521 das Fürstenthum an den Markgrafen Georg von Brandenburg, welcher die evangelische Lehre sowohl in dem Fürstenthum Jägerndorf als in der Stadt Jägerndorf einführte. Dessen Nachfolger war der unglückliche Georg Friedrich. Herr Kneiffel führt in seiner Topographie im zweiten Theil zweiten Bandes S. 233 zwar an, daß der Fürst Schellenberg das Fürstenthum Jägerndorf an den Markgrafen Georg im Jahre 1523 verkauft habe. Das Manuskript, das ich benutzte, gibt das Jahr 1521 an. Welche Angabe die richtigste sey, muß ich der Entscheidung derer überlassen, welche Gelegenheit haben, die Urkunden darüber selbst zu vergleichen.

Vor dem Verkauf schenkte der Fürst den Bürgern der Stadt Jägerndorf den Burgberg deshalb, damit es den Bürgern nicht an Strafruthen für ihre Kinder fehle, da auf diesem Berge einst ein schöner Birkenwald stand.

Zur damaligen Zeit setzte man noch einen großen Werth auf die Birkenruthen. Sie war das kräftigste Mittel, die unvernünftige Jugend bei Ungehorsam und Bosheit auf bessere Wege zu leiten; auch mußte sie den stumpfsinnigen Hofmeistern als kürzestes Reizmittel dienen, ihre Zöglinge mit den Musen zu befreunden. Dieses Birkenruthenerziehungssystem mußte später dem süßern Zuckersystem weichen. Und ist?

Man findet vom Jahre 936, der Zeit ihrer Erbauung, bis zum Jahre 1531 nirgends etwas besonders Bemerkenswerthes über die Geschichte der Stadt während dieser 585 Jahre aufgezeichnet.

Nach dieser Zeit erlitt sie aber viele und große Drangsale. Sie ward einige Male ein Raub der Flammen. Die wüthendste Feuersbrunst ereignete sich 1779, wo die Pfarrkirche, das fürstlich = Lichtensteinische Schloß, das Schulgebäude nebst 200 Bürgerhäusern abbrannten.

Im Jahre 1564 starben beinahe alle Einwohner durch eine Epidemie aus.

Nachdem der Markgraf von Brandenburg und Herzog von Jägerndorf von dem Kaiser Ferdinand dem Zweiten in die Acht erklärt worden, kam das Fürstenthum Jägerndorf nebst der Stadt an Carl v. Lichtenstein, welcher als Commissarius in Böhmen ernannt worden war, um die Hussiten

und die Evangelischen zur Christkatholischen Religion zurückzuführen. Unter demselben wurde auch wieder die katholische Religion theils durch Missionäre, theils durch Zwangsmittel im Fürstenthume eingeführt, und seitdem ist nun diese herrschend, bis auf einige Evangelische, die in den Gebirgsdörfern des Fürstenthums zerstreut wohnen, und seit Kaisers Joseph des Zweiten Toleranzedikten sich öffentlich zur evangelischen Religion bekennen und öffentlich in dem Bethause zu Hüllersdorf unter der Leitung eines Pastors sie ausüben dürfen.

Im Jahre 1630 war in und um Jägerndorf bereits Alles dem alten Glauben wieder zugethan, und der katholische Gottesdienst durchgängig eingeführt.

Nach Georg von Brandenburg folgte Georg Friedrich in der Regierung des Fürstenthums. Er ließ die Burg Lobenstein unbewohnt und erbaute dagegen das Schloß in der Stadt im Jahre 1599. Und im Jahre 1621 wurde Carl v. Lichtenstein mit diesem Fürstenthume belehnt. Seit dieser Zeit ist es bei dieser Familie geblieben.

Im Jahre 1611 besaß die Stadt Jägerndorf einen sehr biedern und wohlthätigen Arzt an Abraham Paunoldt, welcher Vorschriften an die Bürger herausgab, wie sie sich bei der bevorstehenden Epidemie zu verhalten hätten.

Im dreißigjährigen Kriege ward die Stadt für jene Zeiten ziemlich gut besetzt. In den neuern Zeiten hat man aber den größten Theil der Schanzen eingehen lassen und sie zu Bürgergärten verwendet, was auch sehr zweckmäßig ist, da die nahen Berge die Stadt von allen Seiten dominiren, daher sie bei einem ernstlichen Angriff keinen langen Widerstand zu leisten vermag.

Wie man in der Stadt Jägerndorf vor Zeiten vom Kriege gedacht habe, gibt nachstehende Rede eines Pfarrers an die Bewohner vom Jahre 1650 zu erkennen. In dieser Anrede heißt es: „Daß man Gott den Allmächtigen stets um den lieben Frieden bitten müsse; denn obgleich groß Jammer und Elend ist, wo Pestilenz regiert (wie die Erfahrung uns leider gezeigt) so ist doch fürwahr viel größer Elend, wo Krieg geführt wird. Da wird vernichtet und nicht betrachtet, was recht und billig, ehbar oder gewissenhaft ist; Niemand denkt an Gott und sein Wort, Sünd und Laster ist gemein bei Jung und Alten.“ Diese Aeußerung wird man dem frommen Lehrer des Christenthums gern verzeihen, wenn

man sich die Drangsale vergegenwärtigt, welche die Stadt Jägerndorf während der Schweden- und Preußenkriege zu erdulden hatte, wenn gleich die dormaligen Jägerndorfer Tuchmacher und Leinwaber sich durch Kriege begünstigt finden.

Vom Jahre 1619—20 lagen in Jägerndorf immer 3—4000 Mann Soldaten, 1622 sächsische Truppen, und 1623 und 1624 der Graf Scharkhausen und Graf Rivora mit ihren Leuten. Der Oberst Brandis hauste hier im Jahre 1626 mit dänischen Soldaten, und 1627 wurde sie vom General Wallenstein belagert. In diesem Zeitraum blieb die Stadt kein Jahr frei von fremder Besatzung. Im Jahre 1642 wurde sie von dem schwedischen General Torstensohn belagert und eingenommen, an den sie 40000 Reichsthaler Brandschatzung erlegen mußte. Darauf wurde sie wieder von den kaiserlichen Truppen eingenommen. Von schwedischem General Torstensohn wurde sie abermals im Jahre 1643 belagert, aber nicht erobert. Aber 1648 kamen die Schweden unter dem General Königsmark wieder, nahmen sie ein und hielten sie besetzt bis zum Jahre 1650.

Die Stadt mußte sich während des dreißigjährigen Krieges dreimal ranzioniren und 60000 Reichsthaler Brandschatzungen erlegen, ohne die Contributionen, Einquartirungen und Verpflegungen zu rechnen.

Im Jahre 1645 und 1646 wurde sie gänzlich vermistet, so daß kein Stein auf dem andern geblieben und keine Brandstelle von der andern zu unterscheiden gewesen seyn soll. Den Schaden, den die Stadt während dieses Krieges erlitten habe, schätzte man auf vier Tonnen Goldes.

Das fürchterlichste Jahr in den Annalen der Stadt Jägerndorf muß das Jahr 1623 gewesen seyn. Die Nachrichten, aus denen ich das Vorhergegangene und Nachstehende schöpfe, sagen, daß in diesem Jahre ein Breslauer Scheffel Weizen 50, ein Scheffel Korn 26, ein Scheffel Gerste 32 und ein Scheffel Haber 13 Reichsthaler gekostet habe. Ein Breslauer Viertel wälsche Misse wurden um 14, eine Ochsenzunge um 3, ein Pfund Rindfleisch um 2, ein Kalbskopf um 2, ein Pfund Schweinsfleisch um 1, und ein Faß Weizenbier um 50 Reichsthaler verkauft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 7. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im September 1821.)

L 16.

Vaterlandskunde.

Uebersicht der Gespanschaften des Königsreichs Ungarn in ethnischer Beziehung.

(Von Herrn von Esaplovics.)

Das Reich der Magyaren zählt gegenwärtig 46, (und mit den 6 croatisch-slawonischen, 52) Comitaten oder Gespanschaften, mit 47 (und sammt Eszek und Werfecz, welche beide schon königliche freistädtische Privilegien zwar haben, aber noch nicht inarticulirt sind, 49) königlichen Freistädten, 691 verschiedenartig privilegierten Berg- und bischöflichen Märkten (oppida) und 11,795 Dörfern, zusammen (ohne noch die vorhandenen 1257 adeligen Landgüter, Praedia, welche auch zu Wohnstätten dienen, mitzuzählen) 12,535 menschliche Wohnsitze. Doch ist hier die Anzahl der Märkte nach der Conscription vom Jahre 1807, jene der Dörfer nach der P i p s z k y s c h e n Berechnung vom Jahre 1810 angegeben; seit dem sind mehrere Dörfer theils in Märkte verwandelt, theils neu gestiftet worden; die Zahlen sind mir bestimmt nicht bekannt, folglich sind auch die obigen nur als approximative Angaben zu betrachten. —

Es dürfte nicht ohne Interesse seyn; alle Comitaten nach der Reihe durchzugehen und zu sehen, von welchen Völkerschaften sie bewohnt sind. Hier das Resultat meiner bisherigen Forschungen darüber. Ich sparte keine Mühe, es so genau als möglich zu eruiren, benutzte alle mir zu Gebote stehenden Quellen, als Conscriptionen, bischöfliche Schematismen, Monographien der Comitaten, der Städte, Märkte und Dörfer; ja ich bemühte mich auch im Wege des Briefwechsels die verläßlichsten Data zu erhalten, aber es wollte mir nicht

Hesperus Nr. 7. XXX.

überall gleich gut gelingen; denn die Sache führt ihre eigenen, beinahe unüberwindlichen Schwierigkeiten mit sich. Wenn man die Sprachverschiedenheit der Einwohner irgend eines Bezirks angeben will, so muß man sie entweder nach der Seelenanzahl oder aber nach den Ortschaften zu erheben suchen. Beide diese Schlüssel sind höchst schwer, ja unmöglich zu benutzen. Denn es gibt zahllose Ortschaften, wo die Einwohner mehrere Sprachen gleich gut sprechen; die Sprache ist das Siegel der Völkerschaft; nun wer kann es entscheiden, welchem Volk eigentlich die Einwohner solcher Orte beizuzählen sind? Zum Grundsatz nahm ich die Sprache des Gottesdienstes an; aber auch damit konnte ich nicht überall auslangen, denn in sehr vielen Ortschaften wird der Gottesdienst bei der nämlichen Kirchenparthey in mehreren Sprachen abgethan. —

Unter dessen that ich, was ich konnte, und ich that es — soviel ich mir schmeichle — weit genauer, als irgend einer meiner Vorgänger. Von einem einzelnen Mann, der doch unmöglich Alles genau wissen kann, wird wohl Niemand mehr verlangen. Wer bei diesem oder jenem Comitaten die Zahlen der von einzelnen Völkerschaften bewohnten Orte addirt, und eine größere Gesamtzahl der menschlichen Wohnsitze findet, als sie Eingang überall angelegt ist, der möge sich dessen erinnern, was ich oben sagte, daß es da nämlich gemischte Einwohner gibt, deren Wohnsitze mehr als einmal in der Rechnung vorkommen müssen. — Nach dieser Erklärung gebe ich hier folgende ethnographische Uebersicht:

1. Das Preßburger Comitaten hat (nach der neuesten 1818 vollzogenen Conscription, welche ich in dieser Hinsicht bei allen Comitaten benutzte) 5 königl. Freistädte, 32 Märkte, 281 Dörfer. — Darunter bewohnen Magyaren 167, Slowaken 134, Deutsche 11 Ortschaften. Alle die 5 königl. Freistädte haben gemischte Einwohner, meistens Slowaken und

Deutsche; bloß in Preßburg wird bei den Evangelischen auch ungrisch gepredigt. — Juden (männlichen Geschlechts) gibt die letzte Conscriptio (1818) im ganzen Comitate mit 5632 an, also sammt Weibern ohngefähr doppelt so viel, 11,264 Seelen. —

2. Neutraer Comitatus hat 1 Freistadt, 38 Märkte, 422 Dörfer. — Magyaren behaupten davon 47, Slowaken 412, Deutsche 10 Ortschaften (nämlich in Mocsónok, eine erst unter Maria Theresia angelegte Colonie mit Magyaren gemischt; in Német-Prona, Gajdel, Majzel, Krifchaj, Szobotiff, Czach, Chvojnica, Szolka, Tuzina). — Juden männl. 7733, folglich mit Weibern 15,466 Seelen. —

3. Trenčiner Comitatus hat 1 königl. Freistadt, 19 Märkte, 390 Dörfer; alles rein slowakisch, doch gibt es auch Juden nach der Conscriptio 3425, sammt Weibern 6850. —

4. Arvaer Comitatus hat keine k. Freistadt, nur 5 Märkte, 92 Dörfer, alles gleichfalls rein slowakisch, mit, nach dem bischöflichen Schematism (vom Jahre 1820) 1220, nach der Conscriptio 590 männl. sammt Weibern 1180 zerstreut wohnenden Juden.

5. Epytauer Comitatus hat 12 Märkte, 127 Dörfer, ebenfalls lauter Slowaken, und nach dem bischöf. Schematism (vom Jahre 1820) 847, nach der Conscriptio 328, mit Weibern 656 Juden. —

6. Thuroczer Comitatus hat 6 Märkte, 99 Dörfer, worunter 5 mit teutschen, doch meistens (mit Slowaken) gemischten Einwohnern, als Sz. Stubnya, Szklenna, A. und Sz. Turček, Wriczko. — Das Uebrige ist ganz slowakisch. — Juden nach dem bischöf. Schematismus (1820) 489, nach der Conscriptio 340, mit Weibern 680 Seelen. —

7. Zohler Comitatus hat 5 k. Freistädte, darunter 2 Bergstädte, 8 Märkte, 112 (sammt Ansiedlungen der Cameralbergleute aber 162) Ortschaften. Alles rein slowakisch, und gar keine Juden. —

8. Barscher Comitatus hat 2 k. freye zugleich Bergstädte, 11 Märkte, 199 Dörfer. Magyaren bewohnen 50, Slowaken 167, Deutsche 10 Ortschaften (nämlich Kremnik gemischt, Berg, Bleifus, Konešhaj, [Kunosso] Luckska, Scharvát, Kaspronca, Jano-Lehota, Neuhaj, Krezelhaj). Die Wohnorte dieser aller sogenannten Kritehajer hängen mit

ihren Thuroczer und Neutraer Sprachverwandten zusammen. Es sind Liebhaber schlechter Gegenden. — Juden gibt es gar keine.

9. Honther Comitatus hat 2 k. Freistädte, 9 Märkte, 176 Dörfer, wovon die Magyaren 72, Slowaken 118 Ortschaften inne haben. — Deutsche gibt es nur in Schemnicz einige, und in Börköny (Deutschpilsen) eine Colonie. — Zwischen Slowaken und Magyaren soll das Verhältniß statt haben, wie zwischen 1½ und 1. — Juden sind ebenfalls gar keine.

10. Neograder Comitatus hat 11 Märkte, 253 Dörfer. Laut besonderer Auskunft, die ich mit über dieses Comitatus verschaffte, wohnen Magyaren in 148, Slowaken in 113, Deutsche in 7 Ortschaften (nämlich in A. und Sz. Szécsényke, Berkenye, Kis-Maros, Kosb, Szendehely, Katalin). — Juden männl. 1613, sammt Weibern 3226 Seelen.

11. Bisper Comitatus hat 2 königl. freye, 16 Bisperstädte, 20 Märkte, 175 Dörfer. — Slowaken bewohnen 186. Deutsche 28, Pohlen 2 Ortschaften. — Juden 654 mit Weibern 1308, nach dem bischöflichen Schematismus (1820) 2669 Seelen. —

12. Gömörer Comitatus hat 13 Märkte, 261 Dörfer. — Nach Bartholomaeides Notit. Comit. Gömör. wohnen hier Magyaren rein in 127, mit Slowaken gemischt in 19; Slowaken rein in 131, mit Magyaren 19, mit Deutschen 1, nämlich in dem Markt Dopschau. — Zigeuner mehr als in irgend einem andern Comitatus, über 1600. Juden keine. —

13. Sároser Comitatus hat 3 k. Freistädte, 12 Märkte, 359 Dörfer. Slowaken bewohnen 235, Ruthenen 155 Ortschaften, Deutsche sind nur in Sovár gemischt mit Slowaken, eine Josephinische Colonie. Es waren auch Magyaren einst in einem Ort, Székány (Sakanowce), vorhanden, aber er ist jetzt schon ganz slowakisch. — Juden nach bischöf. Schematism. 5044; nach der Conscriptio 2684 mit Weibern 5368 Seelen.

14. Bempliner Comitatus hat 28 Märkte, 419 Dörfer. — Magyaren behaupten hier 124, Slowaken 186, Szotakische Ruthenen 74, Deutsche 6 Ortschaften (nämlich Jösefalva, Karolyfalva, Hoşzuláz, Trautsonfalva, Kátka und Petráló);

außerdem sind noch etwa 74 ruthenische Dörfer, in der sogenannten Krajna. — Juden häufig, nach Schematismus 11,749, nach der Conscription sammt Weibern 12,564 Seelen.

Anmerkung. Nach Szjrmay's Geographie dieses Comitats bewohnen Magyaren rein 97, mit Slowaken 19, mit Ruthenen 1, mit Deutschen, Slowaken und Ruthenen 3, zusammen 120 Ortschaften; Slowaken allein 308, Ruthenen 4, Deutsche 3 Orte. Allein Szjrmay unterscheidet nicht die Ruthenen von Slowaken und gebraucht den Ausdruck Slowaken auch dort, wo er von Ruthenen spricht.

15. Tornaer Comitatus hat 1 Markt und 41 Dörfer. — Slowaken sollen nur 4, (darunter Derent slow. Drentowa) Deutsche 1, Ruthenen 2 Ortschaften inne haben; das Uebrige ist magyarisch. Juden nach der Conscription 183, mit Weibern 366 Seelen. —

16. Abaujvarer Comitatus hat 1 Königl. Freistadt, 11 Märkte, 239 Dörfer. Hier wohnen (nach der Nachricht, die ich mir eigends darüber verschafte) Magyaren in 157, und zwar rein in 57, gemischt in 100 Ortschaften; Slowaken rein in 80, gemischt in 180; Deutsche in 3 nämlich Ober- und Unter-Mehenseufen, und Miszlava (Miszlóka). Juden nach bischöfl. Schem. 7037, nach der Conscription 3179, mit Weibern 6358 Seelen. —

17. Ungvárer Comitatus hat 5 Märkte, 206 Dörfer. — Magyaren in 53, im südlichen Theile wie überall; Slowaken in 66, Ruthenen in 89 Dörfern im Gebirge. — Juden nach der Conscription 2452, mit Weibern 4904 Seelen. —

18. Beregher Comitatus hat 9 Märkte, 258 Dörfer. — Magyaren in 69, Ruthenen in 163, Slowaken gemischt in 7 (Marol-Papi, Balazsér, Surány, Droszi, Búcsú, N. Béány, Déda). Deutsche in 10 meistens gemischt, Munkács, A. und F. Schönborn, Friedrichsdorf, Pósbánya, Bartabánya, Kuffánfalva, Kucsova, Sophiendorf, Leányfalva). — Juden nach der Conscription. 2073 mit Weibern 4146 Seelen.

19. Marmaroscher Comitatus hat 5 Märkte, 136 Dörfer. — Magyaren in 5 (nämlich in den 5 Kronmärkten Huszt, Hozzumező, Szigeth, Létsső, Bisk). Blachen in 51 (ein Drittel der Popula-

tion, im östlichen und südlichen Theile des Comitats), Ruthenen in 88 (im westlichen und nördlichen Theile) Deutsche in 9 Orten gemischt, kameralische Salsinenarbeiter. — Juden nach der Conscription. 3032, mit Weibern 6064 Seelen. — Armenier wenige zerstreut in den größeren Ortschaften als Viehhändler. —

20. Ugocsaer Comitatus hat 6 Märkte, 65 Dörfer. — Nach Szjrmay's Geographie dieses Comitats bewohnen Magyaren rein 19, mit Ruthenen 14, Ruthenen allein 27, mit Ungern 14, Blachen rein 7, Schwaben gemischt mit Ungern und Ruthenen 2, Armenier in dem einzigen Markt Tiszajaj mit Ungern und Ruthenen gemischt. — Juden nach der Conscription. 558, mit Weibern 1116 Seelen. —

21. Szathmárer Comitatus hat 2 k. Freistädte, 1 freien bergstädtischen Markt (Felsőbánya), 17 Märkte, 245 Dörfer. — Nach Szjrmay's Geographie dieses Comitats bewohnen Magyaren rein 100, gemischt 41; Schwaben rein 14 (Fény, Mező-Petri, N. Majtény, Kálmánd, Csandósz, Bálai, Gúvács, N. Szokond, Sándorfalva, A. Homorod, Bajta, Békés, Szinsalu, Erdőb) gemischt mit Magyaren und Blachen 2, mit Magyaren und Ruthenen 3. Blachen rein 84, mit Magyaren 32, mit Magyaren und Schwaben 2, mit Magy. Ruth. 2, mit Ruth. 1, mit Schwaben 3. — Ruthenen rein 9, mit Magy. und Schwab. 2, mit Magy. 5, mit Magyaren und Blachen 2, mit Magyaren und Slowaken 1, (Kosaly). — Slowaken rein 1 (Palhód), mit Magyaren 1 (Kölcs) mit Magy. und Ruth. 1 (Kosaly) mit Magyaren, Blachen 1 (N. Bánya). — Böhmen rein in 1 (Uj-Gutta). — Armenier gemischt in Szinnér-Várallya). — Juden 2019, mit Weibern 4218 Seelen. —

22. Szabolcscher Comitatus hat 16 Märkte, 131 Dörfer. Magyaren in 135, Slowaken (nach besonders erhobener Auskunft, und nach dem bischöfl. Schematismus) mit Magyaren gemischt in 12 (Nyiregyháza, Hauptort der Slowaken, Dfejtő, Nyir-Abony, Sz. György-Abony, Keresztút, Zalkó, Kis-Várda, Kópocs-Ápáthy, Ajak, Der-Mező, Nagy, Demetser) mit Schwaben und Magyaren in 3 (Vöcs-Petri, Rakamaz, Mándok). — Blachen in 5 (Sz. György-Abony, Er-Mihályfalva, Budais-

Ubrány, Nyir-Ubony und Erkevény.) — Schwaben in 5 (Kakamáz, Napkor, Poés = Petri, Uj-Beucsellő, Biri). — Ruthenen in 9 Ortschaften. — Juden 2634, mit Weibern 5268 Seelen. —

23. Heveser-Comitat hat 17 Märkte, 127 Dörfer, alles magyarisch mit Ausnahme der Schwaben in Uj-Debrő, Kapolna, Maklár, Gyöngyös und der Slowaken in Domoszló, Markasz, Bodony, Sirok, Gyöngyös, Szurdok = Püspöki, nach dem bischöfl. Schematism. — Juden nach der Conscriptio 823, mit Weibern 1646.

24. Borsoder Comitat hat 11 Märkte, 171 Dörfer. — Magyaren sind die stark überwiegende Mehrheit, doch sollen auch Slowaken in 17 Ortschaften seyn. — Deutsche (nach bischöfl. Schematis.) mit Ungern und Slowaken gemischt in 5 Ortschaften. Griechen und Serbler 506 Seelen. — Juden nach der Conscript. 2116, mit Weibern 4232 Seelen.

25. Pesther Comitat hat 2 k. Freistädte, 25 Märkte, 157 Dörfer. — Magyaren (nach Magda) in 109, Slowaken in 38, Deutsche 34, Serbler und Griechen in 9 Orten. — Juden 5454, mit Weibern 10,908 Seelen. —

26. Graner Comitat hat 1 k. Freistadt, 4 Märkte, 45 Dörfer. — Magyaren (nach Magda) in 34, Slowaken in 10, Deutsche in 6 Ortschaften, rein in 5—6 gemischt. — Juden 254, mit Weibern 508 Seelen.

27. Komorner Comitat hat 1 k. Freistadt, 6 Märkte, 81 Dörfer. Magyaren in 52, Slowaken in 16, (z. B. Bokód, Droszlau u.) Deutsche in 12 Ortschaften. — Juden 1240, mit Weibern 2480 Seelen.

28. Raaber Comitat hat 1 k. Freistadt, 6 Märkte, 81 Dörfer. Magyaren in 77, Croaten 1, Deutsche in 5 (unter andern in Abda). Juden 935, mit Weibern 1870 Seelen.

29. Wieselburger Comitat hat 14 Märkte, 39 Dörfer. — Magyaren rein in 6, gemischt 4, Deutsche rein in 31, gemischt 7, Croaten rein in 8, gemischt in 3 Ortschaften. — Nach Graulich's Beschreibung dieses Comitats (in meinem topogr. stat. Archiv 1821 abgedruckt) machen die Deutschen hier die Mehrheit, etwa $\frac{2}{3}$, Magyaren $\frac{1}{3}$, Croaten $\frac{1}{3}$ der ges-

samnten Bevölkerung aus. — Juden 942, mit Weibern 1884 Seelen.

30. Debenburger Comitat hat 3 k. Freistädte, 41 Märkte, 196 Dörfer. — Magyaren in 120, Deutsche 90, Croaten 30 Ortschaften. — Bredeczky schätzt in seinen topogr. Beiträgen (IV Bändch. S. 147) die Magyaren auf $\frac{1}{3}$, die Deutschen auf $\frac{1}{3}$, Croaten $\frac{1}{3}$ der Bewohner. — Juden nach Magda 3900 Seelen.

31. Eisenburger Comitat hat 1 k. Freistadt, 41 Märkte, 612 Dörfer. — Magyaren bewohnen 314, Deutsche 163, darunter in dem westlichen Theile des Comitats die sogenannten Hienzen um Güns, Kohoncz, D = Hódás, Treihütten, Schöberrn, Gusek u. — Wenden (Wandalen) unbewußt, in wie viele Ortschaften, doch gibt es ihrer allda 28,668 Seelen. — Croaten in 64 Ortschaften. — Juden nach Magda 2726 Seelen.

32. Stuhlweissenburger Comitat hat 1 k. Freistadt, 13 Märkte, 63 Dörfer. — Magyaren in 54, Slowaken in 8, (in Beleg, Püsta-Bám, Tordás, Söskut, Püsta-Bámor, Erd, Ertsi u. Prädien, Tárnok und Berke). Deutsche in 16 Ortschaften. — Juden 1262 mit Weibern 2524 Seelen.

33. Beszprimer Comitat hat 10 Märkte, 165 Dörfer: — Magyaren in 136, Slowaken 7, Deutsche 31 Ortschaften. — Juden 3720 Seelen.

34. Szalaber Comitat hat 28 Märkte, 541 Dörfer. — Magyaren in 421, Deutsche 27, Wenden im nordwestlichem Theile 12,062 Seelen. Croaten in Muraköz, unbewußt in wie vielen Ortschaften. — Juden 2020, mit Weibern 4040 Seelen.

35. Simegher Comitat hat 30 Märkte, 276 Dörfer. — Ueber dieses Comitat erhielt ich eine eigene Auskunft, wonach Magyaren in 218 Ortschaften rein, gemischt mit Deutschen und Croaten in 3, mit Croaten 7, mit Deutschen 16; mit Deutschen, Croaten, Juden, Raagen 1, mit Slowaken 14, mit Deutschen und Slowaken 2, mit Wenden 7. Deutsche allein in 13, gemischt in 22, Croaten rein in 21, gemischt in 11, Slowaken rein in 2, gemischt in 16, Wenden gemischt mit Magyaren in 7, Serbler (Raagen) gemischt in 1 Ortschaften wohnen. — Juden 1836, mit Weibern 3672 Seelen.

36. Baranyer Comitatus hat 1 k. Freistadt, 11 Märkte, 341 Dörfer. — Auch über dieses Comitatus habe ich eine eigene Nachricht, wonach Magyaren wohnen in 171 rein, in 47 gemischt, Deutsche rein in 65, gemischt in 66, Serbler rein in 5, gemischt in 20, Croaten rein in 27, gemischt in 22 Ortschaften. — Juden 715, mit Weibern 1430.

37. Tolnaer Comitatus hat 18 Märkte, 88 Dörfer. — Magyaren in 56, Slowaken in 3, Deutsche in 50 Ortschaften. — Juden 1963, mit Weibern 3926.

38. Bácsker Comitatus hat 3 k. Freistädte, 15 Märkte, 91 Dörfer. — Nach der noch incompleten Nachricht, die ich darüber eigends erhielt, bewohnen Magyaren rein 9, gemischt 20, Slowaken rein 1, gemischt 8, Serbler rein 9, gemischt 29, Deutsche rein 23, gemischt 18, Schockzen rein 7, gemischt 5, Ruthenen rein 1 (Kereftbur) gemischt 1 (Kugura). Armenier haben in Neusatz eine eigene Kirchengemeinde, sonst leben sie zerstreut auf den Pusteten. Juden 2522, mit Weibern 5044 Seelen.

39. Eszograder Comitatus hat 1 k. Freistadt, 3 Märkte und 6 Dörfer. — Magyaren in 10, Slowaken 1, (Hódmező = Bácsárhely) Serbler 3, beide mit Magyaren gemischt. — Juden 483, mit Weibern 966 Seelen.

40. Eszabader Comitatus hat 2 Märkte, und 7 Dörfer. — Magyaren in 6, Wlachen 4, Slowaken in 1, (Nagy = Lak.) — Juden 402, mit Weibern 804.

41. Arader Comitatus hat 23 Märkte, 160 Dörfer. — Magyaren in 11, Wlachen 169, Slowaken unbewußt, (nur Evangelische in 3, Budyin, Kis = Bemsöt und Mokra) Deutsche in 8 (Arad, Glogovacz, Sz. Anna, Sz. Márton, Elek, Panád, Uj = Nagy = Pankotta, Paulis) Serbler in 1 Ortschaften. Juden 436, mit Weibern 872 Seelen.

42. Békefasser Comitatus hat 5 Märkte, 15 Dörfer. — Magyaren in 15, Slowaken in 5, aber in den größten Ortschaften, als Eszaba, Szarvas, Lóth = Komlós u. Deutsche in 1, Mező = Berény; Wlachen in 2, (Kétegyház und Gyula.) Es gibt auch Serbler. Juden 81, mit Weibern 162 Seelen.

43. Biharer Comitatus hat 1 k. Freistadt, 21 Märkte, 460 Dörfer. — Magyaren in 134, Wlachen

in 237, Ruthenen in 2, Juden 1476, mit Weibern 2952 Seelen.

44. Krassovauer Comitatus hat 16 Märkte, 219 Dörfer. — Alles Wlachisch, doch in 9 Ortschaften auch Deutsche, und gemischt auch Serbler. Juden 78, mit Weibern 156 Köpfe.

45. Temeszer Comitatus hat eine k. Freistadt, 9 Märkte, 176 Dörfer. — Magyaren nur in 2 Orten, worunter Rittberg, Deutsche häufig etwa in 18 Ortschaften. Serbler in Eszakovár und in andern mehreren. — Alles Uebrige ist Wlachisch. Noch sind Bulgaren in Binga (Theresiopel). Juden 535, mit Weibern 1076 Köpfe.

46. Torontaler Comitatus hat 16 Märkte, 150 Dörfer. — Magyaren sind alle Tabackspflanzer, deren 7 Ansiedlungen auf der Görögischen Specialcharte angezeigt sind. — Slowaken in 9 Ortschaften. (Evang. in Arabáes und N. Becskerek) Bulgaren in 2, Beseuyovo und Ecška; Franzosen rein in 5 (Oftern, Trübswetter, Szoltur, Charleville, Sz. Hubert) gemischt mit Schwaben in 2 (Catharinafeld u. Dugosello). Schwaben zahlreich etwa in 8 Ortschaften; noch zahlreicher die Serbler, und am zahlreichsten die Wlachen. Juden 497, mit Weibern 994 Köpfe.

47. Syrmier Comitatus hat 13 Märkte, 86 Dörfer. — Hier sind Serbler die Mehrheit; außerdem sind auch Deutsche in 3 (Uj = Bulovár, Halbscheid von Ruma und Jarmina.) Magyaren in Korogy Reformirte, Slowaken in 1, Ruthenen in 1 (Schid) mit 310 Seelen. — Juden 17, mit Weibern 34 Köpfe.

48. Beröczzer Comitatus hat 1 k. Freistadt, 17 Märkte, 224 Dörfer. — Magyaren in 4 (Sófessalu, Rétfalu, Sz. Kárho reformirte.) Deutsche in Eszék gemischt; das Uebrige ist alles serbisch und schockisch. — Juden 154, mit Weibern 308 Köpfe.

49. Possegauer Comitatus hat 1 k. Freistadt, 6 Märkte, 249 Dörfer. Alles serbisch mit Ausnahme von 2 schwäbischen Colonien (Kula und Kutjevó.) Juden 147, mit Weibern 294 Seelen.

50. Ugramer Comitatus, alles kroatisch und zum Theil serbisch mit eingesprengten Deutschen. — Juden 39, mit Weibern 78 Köpfe.

51 und 52. Kreuzer und Warasdiner

Comitat, ebenfalls alles serbisch und kroatisch. — In den dort 70, hier 192 Seelen.

53 Der Distrikt der Tazyger und Kumanen hat 13 Märkte und 12 Dörfer; alles magyarisch mit 148 Juden.

54. Haidukendistrikt hat 6 Märkte, lauter Magyaren mit 200 Juden.

Militärgränze.

1) Das Warasdiner Generalat begreift die 2 Gränzregimenter Sz. Georgen und Kreuzer, mit 2 Militärcommunitäten, 1 Markflecken und 334 Dörfer. Es sind Serbler mit Croaten vermischt. 2) Das Peterwardeiner Generalat umfaßt 3 Gränzregimenter, das Peterwardeiner, das Gradiscaner und Brooder, mit 4 Militärcommunitäten, 2 Märkte, 254 Dörfer, außerdem noch das Esakisten = Bataillon, mit 8 Dörfern. — Alles serbisch = slawonisch; nur im Peterwardeiner = Regiment sind in 2 Dörfern (Herfocze und Mikincze) Klementiner; Slowaken in 1 (Alt-Pazua) Deutsche in 3 (Neu-Pazua, Bánocze, und Neu-Slantamen. — In Semlin sind auch portugiesische und spanische Juden.

Ich zweifle gar nicht, daß in dem vorstehenden Ausweise viele einzelne Leser in Beziehung auf die ihnen besser bekannten Gegenden Manches zu berichtigen finden werden. — Mein Wunsch war keinen Fehler zu begehen: allein besser kann es noch vor der Hand ein Einzelter nicht machen. —

C h e m i e.

VII. 2.

Ueber chemische Auflösung, als Versuch zur Begründung eines chemischen Sexualsystems von J. E. Jiac.

Jede Wissenschaft gewinnt unstreitig durch Vereinfachung ihrer Prinzipien, durch Zusammenstellung der aus ihr hervorgehenden Erkenntnisquellen unter einen allgemeinen Gesichtspunkt. Mit der Botanik nach des schwedischen Philosophen Sexualsystem war dieß bestimmt der Fall, warum könnte er es nicht bei ähnlichen Ansichten mit der Chemie, oder wohl gar einst auch mit der Mineralogie werden? — Der für die ganze Chemie so wichtige Akt der Auflösung trägt so viele wissenschaftliche Totalität der Erscheinungen an sich, läßt so frappant ähnliche Ansichten mit Linné's botanischem Sexualsystem zu, zu dem hat Bertholét's Statique chimique und Dalton's System of chemical Philosophy in den neuern Zeiten sowohl in dynamischer als atomistischer Beziehung so viel Reichthum an schöpferischen Ideen enthält, daß man sich billig wundern muß, warum bis jetzt

noch nicht ein Schritt weiter zur Vereinfachung des chemischen Studiums geschehen ist, um so mehr, da die Chemie bereits zu einer Wissenschaft heranwuchs, deren voluminöse Lehrbücher die Geduld des angehenden Dilettanten zu erdrücken, und seinen Fleiß und regen Forschungsgeist zu lähmen drohen. Wenn durch meinen gegenwärtigen Versuch eben nicht sein beabsichtigter Endzweck erreicht wird, so glaube ich doch, daß ich ihn dem Publikum zur Unterstützung meiner im *Hesperus* Nr. 17. B. XXVII. bereits ausgesprochenen Hypothese über die Unelastizität des Wärmestoffs schuldig sey, und daß er wenigstens auch Bertholét's dynamisch-chemische Verwandtschaftslehre unterstützen helfe werde.

Meinen Ansichten zufolge ist jede chemische Mischung oder Auflösung eine in den Grundmischungstheilen eines Körpers (den ich den auflösenden, Matrixe, nenne) durch Annäherung eines oder mehrerer Stoffe (Auflösungsmittel, Patrizen) bewirkte Schwächung oder gänzliche Aufhebung des Zusammenhanges (der chemischen Cohäsion, welche bloß durch innere dem Körper heimohnende Kräfte bestimmt oder aufgehoben wird) wodurch denn nach Einwirkung solcher als einfach bekannter oder zusammengesetzter Patrizen und Matrixen, diese allein oder sammt jenen entweder bloß der Form nach so verändert, oder aber so zersetzt werden, daß diese Veränderungen und Zersetzungen entweder auf dem analytischen und synthetischen Wege zugleich oder nur auf einem allein nachgewiesen werden können. Wo alles dieses der Fall nicht ist, muß man bei einer statt gefundenen Auflösung entweder zum Theil oder gänzlich ihrer Grundmischung nach unbekannte Matrixen und Patrizen voraussetzen. Dieses mag man die kryptogamische, jenes aber die monogamische und polygamische Auflösung nennen. Für die Eintheilung dieser 3 Hauptklassen in Ordnungen, Gattungen und Arten kann in diesen Blättern für jetzt noch eben so wenig Raum seyn, als für ganz umständliche Beleuchtung der Klassen selbst; ich begnüge mich, über ihre Gestaltung bloß im Allgemeinen mich verständlich zu machen, und daher vorläufig noch anzumerken, daß der ganze Akt der chemischen Auflösung von der geringern oder größern Intensität, und der kürzern oder längern Dauer der Einwirkungskräfte, die übrigens sowohl in Patrizen als Matrixen vorausgesetzt werden müssen, nebstdem auch noch von den örtlichen Umständen, nämlich überhaupt von der chemischen Masse abhängt (Bertholét will eigentlich darunter das Produkt der chemischen Verwandtschaft in die Gewichtsmenge verstanden wissen) und davon, was ich die chemische Wirkungszeit und den chemischen Wirkungskreis zu nennen geneigt bin, auf welche letztere 2 Potenzen man meines Wissens bei dem Auflösungsakt noch zu wenig Rücksicht genommen hat. Das Produkt aus allen dreien, aus der chemischen Masse nämlich in die Wirkungszeit und den Wirkungskreis, ist es eigentlich, was chemische Auflösungen bewirkt; ich nenne es das chemische Kraftmoment, so wie in der Bewegungslehre das Produkt aus der Kraft in die Geschwindigkeit das mechanische Kraftmoment genannt wird.

Da vorstehender Definition zufolge alle Naturkörper, wie wir bald sehen werden, sich wenigstens in dem Zustande der monandrischen Auflösung befinden; so ist es durchaus nicht notwendig, daß eine Auflösung flüchtig oder hell sey, wie dies bisher als Kriterium einer wahren Auflösung von den Chemikern angegeben wurde, besonders weil es bei nur einigem Scharfsinne gar nicht schwer seyn kann, eine chemische Auflösung oder Mischung von einer bloß mechanischen zu unterscheiden, denn diese erfolgt durch Einwirkung äußerer, jene aber innerer Kräfte; bei dieser verhalten sich die in Thätigkeit gesetzten Massen bloß leidend, bei jener leidend und zurückwirkend zugleich, und bei der niedrigsten Ordnung der monogamischen Auflösung findet sich auch schon gewöhnlich die erste Spur des organischen Baues und Lebens, die Krystallisation. Noch muß ich bemerken, daß, so wie es unsern Kenntnissen gemäß keine absolut einfache Stoffe gibt (den Lichtstoff, Wärmestoff und das magnetische Fluidum vielleicht ausgenommen) welche in der Folge erst nicht noch zerlegt werden könnten, obige Auflösungsklassen und so auch ihre zu bestimmenden Ordnungen und Arten allerdings nur als hypothetisch betrachtet werden müssen, und es wird daher ein eben so großes Verdienst des Chemikers seyn, eine kryptogamische Auflösung in die Klasse der polygamischen zurückgewiesen zu haben, als es dem Botaniker rühmbringend ist, die *Species plantarum* mit einer neuen Pflanzengattung bereichert zu haben. Die Schöpfungen der anorgischen Natur öffnen dem Fleiße und Scharfsinne des Chemikers noch ein weites unearbeitetes Feld, nicht so die der organischen, welche für uns noch in die weitläufige große Klasse der Kryptogamie gehören, und höhern Wesen vielleicht analytisch und synthetisch zugleich zu behandeln, vorbehalten sind. Der Chemiker z. B. welcher Patrizen und Matrizen, die bei der Bildung des Diamants geschäftig waren, auf dem analytischen Wege nachzuweisen wissen wird, kann gewiß nicht mehr ferne von dem einzuschlagenden synthetischen Wege zur zweckmäßigen Behandlung des Kohlenstoffes seyn, um daraus Diamanten zu bilden; und das Nämliche wird man auch von der radikalen bis jetzt noch kryptogamischen Auflösung des Goldes sagen können, so bald es einem Chemiker gelingen wird, die Dämpfe dieses Metalls durch irgend ein wirksames chemisches Kraftmoment eines dem Golde in diesem Zustande näher verwandten Stoffes, als es der Wärmestoff ist, zu versetzen, so wie dieses bereits mit den Kalien und mehreren vor Kurzem noch für einfach gehaltenen Erden geschehen ist. Doch — für jetzt keinen Schritt weiter über diese trügliche Schwelle der Alchemie. — Das von den Auflösungsklassen bis jetzt Gesagte fand ich zur bessern Verständlichkeit des Folgenden vorausschicken notwendig, und es ist Zeit, daß ich nun etwas umständlicher in das Detail der verschiedenen Auflösungen und der dabei vorkommenden Erscheinungen übergehe, wobei ich aber einstweilen nur die wichtigste Patrizie, den Wärmestoff, im Augenmerke behalten will.

Der Wärmestoff gibt bei seiner Näherung an andere

Körper durch Intensität, Dauer und Raum seiner Einwirkung das wichtigste chemische Kraftmoment zu bloßen Verwandlungen der Form nach und wirklichen Zerlegungen ab. Jeder Naturkörper befindet sich, da er beständig der Einwirkung des Wärmestoffs ausgesetzt ist, wenigstens in dem Zustande einer Verwandlung der Form nach, wäre also in die Klasse der monogamischen, polygamischen oder kryptogamischen, je nachdem seine Grundmischungstheile bekannt oder unbekannt sind, und zwar in die Ordnung der monandrischen Auflösung zu setzen, wenn der Wärmestoff als einfache Patrizie betrachtet wird. Dem zufolge können wir uns den primitiven Zustand eines Körpers kaum vorstellen, obwohl es eben nicht an Formeln fehlt, diese Erkenntnis a priori wenigstens zu schöpfen *). Sind die Grundmischungstheile des Wassers Wasser und Sauerstoff, so ist das Eis eben so gut im Zustande der polygamisch-monandrischen Auflösung durch den Wärmestoff, als das Wasser und der Wasserdampf; Quecksilber und Gold so gut im Zustande der kryptogamisch-monandrischen Auflösung durch den Wärmestoff, so wie die Dämpfe dieser Metalle; denn diese Matrizen erleiden durch Beitritt des Wärmestoffs nur eine Schwächung des Zusammenhangs ihrer Grundmischungstheile und können nach Entziehung des Wärmestoffs, welcher im Zustande solcher sich verflüchtigender Körper mit demselben etwa so gesättigt ist, wie das Kochsalz in einer Auflösung des Wassers von 1,215 Eigenschwere, wieder in ihre vorigen Zustände zurückgebracht werden. Bei Voraussetzung mehrerer Patrizen kann eine solche Auflösung diandrisch, triandrisch u. s. w. werden. So bewirkt der Wärmestoff bei einem hohen Grade seiner Intensität, und ein oxidirbarer Körper z. B. ein Hüttenlauf an den durchströmenden Wasserdämpfen eine Zerlegung und Fällung zugleich; der Sauerstoff des Wassers wird durchs Eisen gefällt, der Wasserstoff aber durch Aufnahme des Wärmestoffs gasförmig freigegeben. Durch

*) Um den Punkt der absoluten Temperatur = Beraubung eines Körpers zu finden, beobachte man 2 Veränderungen seiner Kapazität für den Wärmestoff, setze die geringere = c, die größere = C, die Anzahl von Graden der geringern Kapazität, welche erfordert wird, um die Veränderungen in gleichen Gewichten hervorzubringen = m, die der größern = M, die Anzahl von Temperaturgraden aber bis zur absoluten Temperaturberaubung herab = x;

$$\text{so hat man } Cx - cx = CM = cm$$

$$x = \frac{CM}{C-c} = \frac{cm}{C-c}.$$

Nach dieser Formel und der Beobachtung, daß Eis bei 0 nach der Reaumur'schen Skale, um im Wasser bei 0 geschmelzen zu werden, so viel Wärmestoff brauche, als zur Erhebung der Temperatur des Wassers auf 52° hinreichte, läßt sich finden, daß die gänzliche Temperaturberaubung des Wassers etwa bei 520° unter dem Eispunkte zu suchen seyn würde.

den elektrischen Funken wird das Wasser bloß zerlegt, und diese Patrizi muß mit dem Wärmestoffe als sehr homogen angenommen werden, weil sowohl durch diesen als durch jenen die Grundstoffe des Wassers auf dem synthetischen Wege wieder nachgewiesen werden können; ich möchte daher dem Wärmestoffe eine bloß negative, dem elektrischen Fluidum aber eine positive und negative Kraftäußerung zugleich zuschreiben und bin geneigt, Letzteres in einer monogamisch-monandrischen Verbindung mit Licht und Wärmestoff zu erblicken. So viel im Allgemeinen über Klassifikation. Jetzt ist es Zeit, bei dem chemischen Kraftmomente etwas zu verweilen. Bei der Zerlegung der Wasserdämpfe kömmt es, so wie bei vielen andern chemischen Prozessen, meistens auf die Intensität des Wärmestoffs an; weil aber in andern Fällen das Meiste wieder von dem chemischen Wirkungskreis und der chemischen Wirkungszeit abhängt, so ist das chemische Kraftmoment bei vorkommenden Auflösungen nie aus den Augen zu lassen. Was den chemischen Wirkungskreis betrifft, so kömmt er wohl bei wenigen Prozessen, die meteorologische Gährungs- und einige Krystallisationsprozesse ausgenommen, in Betrachtung zu ziehen, desto häufiger erfolgen aber durch Vorwahrung der chemischen Wirkungszeit in den Kraftmomenten die meisten besonders kryptogamischen Auflösungen in der Natur; denn in den finstern Werkstätten der anorganischen Schöpfung müssen zuweilen Kraftmomente vor- ausgesetzt werden, die aus dem Produkte von Jahraufenden in eine an sich unbedeutende chemische Masse und oft sehr engen Wirkungskreis zusammengesetzt sind. Selbst in unsern chemischen Laboratorien stoßen wir öfters auf dergleichen überraschende Erscheinungen, die wir uns gewiß nicht aus der Bergmannischen chemischen Verwandtschaftslehre erklären können. Als ich einst eine halbägende Kalklauge mit schwefelsaurem Kupfer versetzte, erfolgte bald in der Wärme eine Auflösung des Kupfersalzes, welche selbst durch anfängliches Kochen nicht wesentlich verändert wurde; ich verdünnte nun die Flüssigkeit mit Wasser und ließ sie so fort kochen, etwa nach einer Stunde änderte sich die blaugrüne Farbe derselben in eine graue, hernach in eine schwarze um, und auf dem Boden setzten sich schöne Krystalle, die ich sogleich für schwefelsaures Kali erkannte; die Auflösung enthielt noch nebst etwas Kohlensäuren und schwefelsauren Kali bloß schwarzes Kupferoxid. Diese Zerlegung konnte also eben so wenig durch die Wahnverwandtschaft dieser Stoffe, als durch die Intensität des Wärmestoffs allein, sondern vielmehr durch die Dauer seiner Einwirkung erhalten worden seyn. Bei dem Prozesse der Verwandlung der Stärke in Zucker spielt auch die chemische Wirkungszeit des Wärmestoffs eine wichtige, wenn auch nicht die einzige Rolle; und Saussure's Erklärung dieses Prozesses ist gewiß nicht die richtigste, zusa-

ge welcher die verdünnte Schwefelsäure zur Verwandlung der Stärke in Zucker nichts weiter beiträgt, als die Flüssigkeit der wästringen Stärkeauflösung hervorzubringen; denn ich fand, daß ein mit der verdünnten Schwefelsäure gleiches Volumen Kalkwasser mit Stärke gekocht, ebenfalls eine Stärkeauflösung gebe, die bald dünne wird, ohne ihr jedoch selbst nach 10stündigem Kochen die geringste Süßigkeit mitzutheilen; andererseits fand ich auch, daß verdünnte Schwefelsäure die saure Gährung des Gerstenmalzes, womit sie angemacht war, lang aufhalte, zum Beweise, daß sie auch ohne Zer- setzung oder Verringerung ihrer Masse, und selbst ohne son- derliche Intensität des bewirkenden Wärmestoffs wesentliche Zerlegungen an andern Körpern hervorbringen könne, welcher nicht beachtete Umstand Herrn Saussure vielleicht zu jener Erklärung vermochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

VI. 4s.

Anfrage.

Uebersetzer Boileaus.

Wer ist der Verfasser der 1803 bei Pichler in Wien erschienenen „Dichtkunst des Boileau Despreaur. Aus dem Franz. metrisch überfetzt von einem kais. königl. Officier?“

Druckfehler.

Beilage Nr. 14. B. XXIX.

- S. 90. Col. 2. Z. 6 statt Herbe lies Hembde.
 — — — — — 9 — Sessel lies Kessel.
 — — — — — 18 — Schade lies Schande.
 — 91. — — — 28 — immer lies nimmer.
 Nr. 26. S. 199 statt Baga lies Bajä.
 Nr. 15. — 118. Sp. 2. Z. 19 statt Vortheil lies
 Nachtheil.
 Beil. 17. B. XXIX. S. 114. 2. Col. find die 4 leg-
 ten Zeilen aus Nachlässigkeit beim Abdruck durch einander
 gemischt worden.
 S. 611. steht 116.
 — 116. 1. Col. Z. 17. v. o. steht ma statt am.
 — — — — — 39. — — zeigen st. zipen.
 — — — — — 44. — — Sorenk st. Sarenk.
 — 118. 2. — find die 3 letzten Zeilen ebenfalls in Un-
 ordnung.
 — — 2. Col. Z. 19. v. o. steht Vortheil st. Nach-
 theil.
 S. 119. 2. Col. Z. 20. v. u. steht Bach st. Buch.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 8. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im September 1821.)

I. 30.

Waterlandskunde.

Skizze eines Ausflugs über Aspang nach Gräß.

Die unter- und obersteyermärkische Com-
merzialstraße, die Eisenstraße (nach Vorderberg,
Eisenärz, Altenmarkt) und die Salzstraße (von
Leoben nach Aulse) haben Viele bewandert und be-
fahren, und einige Duzend Reiseskizzen wurden darüber
mitgetheilt. Aber der neue gräßlich-Palffy'sche Weg und
die Straße nach Gräß über Aspang hat meines Wis-
sens noch keinen Weidmann, Langerc. gefunden. *)
Hier also einige flüchtige Bemerkungen, wie ich sie auf
diesem Wege sammelte und in meinem Taschenbuche auf-
zeichnete. Wenn sie einem Dritten Veranlassung zu
einer ausführlicheren Beschreibung geben, ist mein Zweck
hinlänglich erreicht.

Den 11. Junij.

Ohne Quatremère Disjovals Spinnens-
barometer zu Rathe gezogen zu haben, das vierzehn Tage
voraus die Veränderungen der Atmosphäre anzeigen soll,
bestieg ich mit Köschel und meinem edlen Freunde
von G** den Wagen, und sogleich zertheilten sich die
Regenwolken. Ein heiterer Nachmittag folgte, und wir
fuhren, wie alle Welt nach Neustadt zu fahren pflegt,
südwärts von Wien nach dem erzbischöflichen Land-
gute, Schloß und Bräuhaus Neudorf, das seinem
Namen vollkommen entspricht. Der Antiquar findet we-
nigstens beim Anblicke desselben nicht die geringste Spur,

*) Jenny, dieser zartfühlende Naturfreund, soll in
seinem Reisehandbuche (bereits unter der Presse) des letztern
erwähnen.

Sespeus Nr. 8. XXX.

das Neudorf (Neudorf) einst (im J. 1120) eine
Apanage Herzog Heinrichs von Mödling war.

Die Straße dahin war mit Fußgängern, Bett-
lern, Lastthieren und Wagen bedeckt. Die Vorüberge-
henden kreuzten sich an jeder Säule. Die Fahrenden
hielten, obwohl es vor einigen Stunden noch regnete,
den Mund zu, um das beschwerliche Staubathmen zu
vermeiden, kurz wir sahen und grüßten, und wurden ge-
sehen und gegrüßt, bis unsere klugen Thiere, wohl wissend,
daß zu Draiskirchen an der Poststraße nach
Salenau gewöhnlich Futter gereicht wird, diese läb-
liche Gewohnheit nicht außer Acht lassend, vor dem Gast-
hause zum schwarzen Adler stille hielten, um mit erneuer-
ter Kraft den langweiligen Weg nach dem Kirchdorfe
Ginselforf an der Tristing zurücklegen zu können.

Dem an keine Zeit gebundenen Dekonomen ist von
Salenau aus ein kleiner Ausflug nach der lombardi-
schen Wiesenflur der zur Herrschaft Schönau gehörigen
Blumau anzuzuführen. Wir hatten einen an-
dern Zweck vorgezeichnet, und steuerten deshalb dem The-
resienfelde zu, wo uns die Manen der großen The-
resia umschwebten, die im J. 1763 durch Ackerleute
aus Tyrol *) die Strecke eines öden Steinfeldes in
ein blühendes Pfarrdorf verwandeln ließ.

Das Rütteln im Wagen riß mich endlich aus ei-
nem langen schönen Traume über ächte Fürstengröße.
Von G** sprach von einer Copie des Gräßker Pflasters,
und suchte meine Schwester auf dasselbe vorzubereiten.
Die Pferde witterten die nahe Stallluft, und der Wa-
gen rollte durch das Wienerthor von Neustadt.

*) Der Grundstein zur neuen Pfarrkirche des heil.
Kreuzes ward im J. 1767 gelegt (den 4. Oktober). M. The-
resia P. F. Aug. Agrum hanc Theresianum ad Cul-
turam promovendam Vocatis a Tyroli cultoribus di-
stribuit, steht auf der Kupferplatte, welche bei der Grund-
steinlegung eingemauert wurde.

Eine freudige Erinnerung ergreift mich jedes Mal, wenn ich dieser Heldensätte mich nahe, an welcher der steyermärkische Hero **Andreas Baumkirchner** allein mit hoher Riesengestalt gegen **Silly** und **Enzingers** Schaaren sich vertheidigte. Als die Brücke hinter seinem Rücken abgetragen war, erreichte er nur durch einen glücklichen Sprung seines Pferdes das Thor noch, ehe das Schutzhüter herabfiel, und wurde so der Retter seines Kaisers.

Vor dem Abendessen zeigten wir unserer stillen Reisegefährtin das Innere dieser mit Gräben, Zwingmauern, vier Thürmen und eben so vielen Thoren versehenen landesfürstlichen Stadt und die Burg, an ihrer südöstlichen Spitze von Herzog **Leopold III.** 1370 erbaut, ist für die k. k. Militärkadenakademie bestimmt; ferner die Einsiedelei Kaisers **Maximilian I.**; die Doms- und die alte Begräbniskirche **St. Michael**, an deren äußerster Wand nordöstlich das Grabmahl der Grafen **Serini** und **Christoph's Frangipan** zu sehen ist, die, eines Hochverrathes an Kaiser **Leopold** schuldig, hier den 30. April 1661 enthauptet wurden. Unter freundlichen Rückblicken in die ältere Geschichte dieser Stadt, welcher wegen unwandelbarer Treue und Anhängigkeit an den Landesfürsten der erste Platz unter den Städten **Deßreichs** eingeräumt, vom Erzherzoge **Rudolph IV.** der Name der Edlen und Getreuen verliehen, und von **Rudolph von Habsburg** den 1. Dezember 1277 das Recht erteilt wurde, einen doppelten schwarzen Adler mit silberner geschlossener Kaiserkrone zu führen, kehrten wir in unser Gasthaus zurück.

Den 12. —

Mit dem Haushahne erwachen, mit der Lerche frühstücken, war immer der Wahlspruch eines meiner frühern Reisegefährten. Gleich den Orlechen, die das Ariston mit dem Aufgange der Sonne feierten und harte Brodrinden in Wein tauchten, tauchten auch wir unser Frühbrod in die dampfende Kaffeeschale, fuhren früh 5 Uhr frühlich beim **Neunkirchnerthor** hinaus, und schlugen den Weg links neben der Thiergartenmauer ein.

Westlich blickten uns die sanften Abhänge des nahen **Leythaberges** entgegen. Hier und da guckte unter Obstbäumen ein Kirchturm hervor. In der Entfer-

nung lagen, von dunklen Laubgebüsch umschattet, das alte Schloß **Nichbüchel**, die fetten Wiesengründe des Schlosses **Froschdorf**, und südlich hinter Fichten die **Westen Pitten**.

Im Genusse der Reize dieses herrlichen Thales schwelgend ließen wir ruhig den Wagen nach **Schwarzau** gehen, das vor Zeiten **Suarzaha** hieß, und dem Grafen **Cuno**, später dem k. bayrischen Kloster **Kott am Inn** gehörte. Unbekannt mit der Geschichte dieses und des nächsten Dorfes, das uns ein Vorübergehender **Kummeruns?** nannte, und unbekümmert darum, wurden wir gegen $\frac{1}{2}$ 8 Uhr durch den Anblick der gräflichen **Bergschen Bergveste Sebenstein** an der **Leitha** *) überrascht.

Wer dieses ziemlich gut erhaltene, auf dem schwarzen Rücken eines kahlen felsigen Berges liegende alte Schloß in seinem ganzen Umfange sehen, sich an seiner idyllischen Lage weiden will, muß **Sebenstein**, um das Bild durch keine Nebeneindrücke zu schwächen, von dieser, nämlich von der Abendseite aus beschauen. Ich sage: idyllische Lage, weil in der Tiefe des Vordergrundes aus einem Walde von Obstbäumen schüchtern der Kirchturm des Dorfes gleiches Namens hervorblickt, und dem im Hintergrund liegenden Schloßgebäude mit dem auf der äußersten südlichen Spitze befindlichen eyrunden Thurme das rauhe Ansehen benimmt, das alte Westen gewöhnlich zu haben pflegen. Der Prospect gewinnt ungemein durch die links liegende Südseite der kahlen Felsen, auf welchen **Pitten** liegt, und rechts durch eine reizende Thalanfsicht.

Während die Pferde Heu bekamen, wollten wir dem jovialen wackern Comthur **Heinz von Stein**, dem **Wilden**, Gruß und Handschlag überbringen, erfuhr aber, daß er eine Stunde vor unsrer Ankunft, nach **Gräß** hier durchfuhr. Wir ließen ihm zum Zeichen unsrer Anwesenheit ein versiegeltes Schreiben zurück, befaßten dem rüstigen Kosselenker mit dem Wagen nachzukommen, und schritten, manchen freundlichen Blick auf **Sebenstein** und den fernen nachbarlich herüberblickenden **Pitten** zurückwerfend, am Fuße des Schloßberges neben der Fahrstraße, die südlich nach **Aspang** führt, frühlich von einer reizenden Thalpartie zur andern.

*) Nach **Weiskern** am **Trasnbach**. Nach der neuesten Karte an der **Leitha**.

Bunt wie eine Blumenkette reihen sich Thäler an Thäler hier. Die Berge, die sie umsäumen, sind von mäßiger Höhe. Sie haben nicht das Rauhe, den weiten Umfang und die kahlen Scheitel der afrikanischen Mond- und helvetischen Eis- und Schneeberge; dafür wölben sie sich sanft und sind mit frischem Grün bewachsen. Unter mannigfaltigen Genüssen kamen wir nach $\frac{1}{9}$ Uhr nach Groß- und Klein-Gleiffenfeld, vor Zeiten Glizenfeldt genannt, dem weiland Leibgedinge der römischen Kaiserin Elisabeth (1324), früher (1170) der Sitz der Edlen von Glizenfeldt.

Daß unsere Alvordern so rauhen Gemüthes gewesen, wie Manche wollen, kann ich mich beim Anblicke der schönen Gegenden, die sie gewöhnlich zu ihrem Aufcathalte wählten, nicht bereden. Wer, umgeben von niedern Hütten, nah' an Wasserfällen und reizenden Thalanfsichten, nur der Sicherheit wegen ein Felsenhaus sich erbaute, muß auch Sinn und Gefühl für die schöne Natur gehabt haben.

Der Wagen hatte uns eingeholt. Nach einer halben Stunde ($\frac{1}{4}$ 9 Uhr) kamen wir an ein kleines Dörfchen, nach $\frac{1}{4}$ auf 10 Uhr an einige zerstreute Hütten, und gegen $\frac{1}{2}$ 10 Uhr verkündete uns das Geklopfer naher Mühräder, daß wir an der Treitelmühle wären.

Hier theilen sich die Wege; der nach Grätz führt rechts. Nach Entrichtung einer Wasser- und Wegemauth fuhren wir im Sonnenscheine weiter. Der Weg schlängelt sich wie durch einen Garten. Unzählige Schmetterlinge saßen auf besonnter Straße. Aufgeschreckt umflatterten die Vierfachgeflügelten Pferd' und Wagen. Aus nahen gemähten Wiesen kamen stärkende Grasbüsche herüber, und den Reiz der Gegend noch mehr zu erhöhen, hüpfte der Trausbach plätschernd, bald umbüschet, bald frei durch's Thal der herrlichen Breitenau.

Jede Strahlenfaser leuchtete im Auge meines edlen Reifegefährten. In seiner erweiterten Pupille schien jedes Bild ein neues Bild zu malen, und auch meine Seele erquickte sich an dem schönen Schauspiel.

Wir fuhren bei einem Dörfchen und seiner Sägemühle vorüber, erreichten das Pfarrdorf Unterspang (auch Alten-Aspang genannt) und nach $\frac{1}{2}$ auf 11 Uhr Aspang am Trausbache. Ein freundlicher Markt, der vor Zeiten zu Steyermark gehörte, im Jahre

1253 durch Ottokars Frieden mit dem ungrischen König Bela aber an Oestreich kam.

Daß wir durch unsere Fußwanderung, statt im Wagen rasch den Weg zurückzulegen, einen bedeutenden Zeitverlust erlitten hatten, ward nun sichtbar. Wie leicht hätten wir in Friedberg speisen und in der Nähe von Grätz übernachten können! So aber mußten wir uns gefallen lassen, unsere Symposien hier zu feiern und wahrscheinlich in Hartberg (6 Stunden von Grätz) zu übernachten.

Während unsere 19jährige Frau Wirthinn, die wir wegen ihres mädchenhaften Aussehens lange Zeit für die Tochter des Hauses ansahen, das Essen besorgte, und mein Freund dem Kutscher ein erbauliches Capitel über das schlechte Fahren hielt, weil nach Versicherung des Wirthes der Weg von Neustadt nach Aspang in 4 Stunden zurückgelegt werden kann, wir aber von 5 Uhr früh bis $\frac{1}{2}$ 11 Uhr Mittags fast 6 Stunden dazu gebraucht hatten, bestellte ich die Borspann über den Mßfelberg, der hier allgemein unter dem Namen Gselberg bekannt ist. *)

Noch mit diesen Anordnungen und zugleich mit einer Untersuchung des Wagens beschäftigt, näherten sich zwei fremde Männer dem Wirthshausthore. Wohin? meine Herren, frug ein dickes Männlein, das eben Willens war, vor besagtem Thore in den Wagen zu steigen, um einen Weinkauf zu besorgen. Die Weiden nannten einen Ort, und erzählten, daß einem Grätzer Kaufmanne in der Nachtstation von einer Weibsperson 14000 fl. gestohlen worden wären; ferner, daß dieselbe an einem Parapluje zu erkennen sey, das sie unter dem Arme trug, und daß dem, der sie auffinde und anhalte, eine Belohnung von 1000 fl. zugesichert worden. Bei den Worten: Belohnung — 1000 Gulden — kam mir das Gesicht des dicken Männleins noch um einige Zoll dicker und wie mit einer schönen Wetter ver-

*) Auf der neuesten durch den Gen. Quartiermeistersstab herausgegebenen Karte erscheint das Gebirg hinter Aspang ebenfalls unter dem Namen Mßfelberg. Ob aber die verschiedenen Bergreviere nicht eigene Namen besitzen und darunter einer den Namen Gselberg führt, kann ich nicht bestimmen, obgleich bei der vom gemeinen Manne üblichen Wortverfälschung z. B. Hariberg statt Hartberg u. die obige Benennung Vieles für sich hat.

kündenden Abendröthe übergossen vor. Tausend Gulden, murmelte er einige Male still für sich, dankte für die Nachricht und fuhr zum Orte hinaus. Wir aber setzten uns zur Mittagstafel, und hatten alle Ursache, mit unserm ländlichen Symposiarchen zufrieden zu seyn.

Austria nisi ventosa venenosa, sagt ein altes Sprichwort. Einzelne Wolken, die sich sammelten, verbargen anfangs die Sonne und lösten sich später in einen sanften Regen auf. Doch schien uns Jupiter *Pluvius* besonders wohl zu wollen, weil er nur so lange regnen ließ, als wir beim Essen saßen.

Bald ging es wieder in den Wagen, um in der Nachbarschaft des hohen Wechfels *) eine rauhe Bergbahn zu befahren.

Wie auf der Poststraße nach Grätz der über alle Bergleichung erhabene *Sömmering* die Gränze Steyermarks eröffnet, so führt auf dieser Straße der *Möselberg*, wiewohl etwas steiler, den Wanderer in die schönen Fluren des Grätzer Kreises. Wer die wilden, rauhen Gegenden Salzburgs und der Schweiz kennt, wird diesen beschwerlichen Weg minder rauh, vielmehr mannigfaltigen Genuß auf ihm finden.

Der Regen hatte den Fußsteig etwas schlüpfrig gemacht; dennoch stiegen wir aus dem Wagen. Mit jedem Schritte aufwärts wird der Steinspfad steiler, die Gegend hingegen freier und reizender. Die Pferde stießen mit bewaffneten Hufen in den erdentblösten Steinboden, daß die Funken davon sprühten, und ich bewunderte mein Schwesterchen, das ruhig in dem Wagen sitzen blieb, um an den immer mehr sich enthüllenden Naturschönheiten sich zu ergötzen. Mit verzärtelten oder furchtsamen Frauen diesen Weg zu befahren, warne ich jeden meines Geschlechts. Im J. 698 soll ihn der heilige Ruprecht überstiegen haben, um den Wenden (Slaven) das Evangelium zu predigen. Der gelehrte *P. Hier. Pätz* aber will von der Reise dieses Heiligen durch Untersteyermark nichts wissen.

Als wir die Höhe erreichten, auf der keine Säule die Gränze Des Reichs und Steyermarks be-

*) *Liganig* fand den höchsten Gipfel desselben (den hohen Umschuß) auf 47° 32' — Breite und 1 Minute 51 Sekunden in Zeittheilen westlicher als die Mittagslinie von Wien.

zeichnet *), und die Vorspann zurücksendeten, versicherte uns der Kutscher, daß wir nun einen einzigen Hügel noch hätten, dann aber ganz eben fortfahren könnten. Was der gute Mann unter dem Worte Ebene verstand, weiß ich nicht. Doch den ehrlichen Bergleuten scheint es mit dem Worte Fläche eben so zu gehen, wie uns Flächenbewohnern mit dem Worte Berg.

Wir hatten außer *Pinkau* (*Pinka*), wo eine gewesene Wallfahrtskirche, *Maria Hasel* genannt**), sich befindet, noch einen Hügel, d. h. einen kleinen *Kahlenberg* zu befahren, auf dem eine Meile von der östlichen Gränze entfernt die landesfürstliche Stadt *Friedberg* liegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

XII. 51.

Debatten und Berichtigungen.

Vaterländischer Almanach für Ungarn auf das Jahr 1821, herausgegeben von *Berffi* und *Habermann* in Pesth.

[In den Ofner Gemeinnützigen Blättern von *Rösler* Dezember 1820 Nr. 99., im *Tudományos Gyűjtemény* Aprilheft 1821 S. 85—110 und im *Hesperus* XXIX. B. 3. Heft Beil. Nr. 11. S. 74.]

(Eingefandt von *Philadelphes* am Donaustrom.)

Wir unterschreiben keineswegs die lobpreisende Beurtheilung oder vielmehr Anzeige des Vaterländischen Almanachs für Ungarn von *Berffi* und *Habermann* in den Ofner Gemeinnützigen Blättern von *Christoph Rösler* Dezember 1820 Nr. 99. unter der pompösen Aufschrift „Vaterländische Ehre,“ und haben uns über dieselbe aus ästhetischen, historischen und patriotischen Rücksichten nicht wenig geärgert; allein wir sind auch nicht, wie der *Wiener Beobachter* Nr. 3. im *Hesperus*, mit der zu harten und nicht unbefangenen und partellosen Beurtheilung in dem *Tudományos Gyűjtemény* vollkommen einverstanden. Auch hier liegt die Wahrheit in der Mitte, nicht in den Extremen, und — *medium semper tenuere beati*. Da wir zu dem Almanach von *Berffi* (einem Ausländer und jetzt Hofmeister in Ungarn) und *Habermann* (einem Deutschen-Ungar) nicht wie *Hr. Rösler* Beiträge geliefert haben, und nicht aus deutschem oder magyarischem Nationalismus,

*) Nach der neuesten Karte scheint die Gränze bei *Tauchern* zu seyn.

**) Weil die Gnadenstatue von *Hirten* unter einer *Haselstaude* gefunden wurde.

oder aus Teuto- oder Magyaromanie dafür oder damit der Partei nehmen und pro aris et focis kämpfen, sondern ganz neutral sind, so halten wir uns für befugt, in dem Streit über den Vaterländischen Almanach ein Wörtchen mitszusprechen und unsere Ansichten und Ueberzeugungen sine ira et studio im Hesperus darzulegen.

Was zuerst die lobpreisende Anzeige dieses Almanachs in den Dfner Gemeinnützigen Blättern betrifft, so können wir das allgemeine Urtheil des Hrn. Rösler über die Gedichte „Reichthum der Erfindung, gefällige Versification und Mannigfaltigkeit im Ganzen, gewählte Gedanken und zarte Gefühle im Einzelnen zeichnen die Poesieen dieser Sammlung aus“ keineswegs gerade zu unterschreiben. Denn nicht wenigen Gedichten geht dies Alles ab. Enthält etwa der „Liebeschwank“ von Zerffi S. 175 lauter gewählte Gedanken oder zarte Gefühle, nicht vielmehr unzarte Gefühle und das sittliche Gefühl verletzende Zweideutigkeiten, die kein keusches Frauenzimmer ohne Erörtern lesen kann, wie schon das Tudományos Gyűjtemény rügte? Findet man etwa Reichthum der Erfindung, gefällige Versification, gewählte Gedanken in Versen, wie jener S. 191 von Zerffi:

Ein jeder in dieser Welt

Sieht mit dem eignen Glase,

Den schreckt, was jenem wohlgefällt,

Die Brille auf der Nase u. s. w.?

Wir erinnern uns, diese Trivialität schon sonst gelesen zu haben — Noch weniger können wir mit Hrn. R. Herrn Zerffi's Versuch einer gebrängten Darstellung der Urgeschichte Ungarns bis zum Jahre 1000 (sie soll fortgesetzt werden) „interessant und vortrefflich“ nennen; denn sie ist meistens wörtlich aus Fessler's Geschichte der Ungarn, 1. Theil S. 179—295 ausgeschrieben (sollte dies Hrn. R. ganz entgangen seyn?) und Hr. Z. hat Fessler's Irrthümer beibehalten und dessen Uebertreibungen noch vermehrt.

Allein eben so wenig können wir mit dem Wiener Correspondenten alle Ansichten und Urtheile des Recensenten im Tudományos Gyűjtemény J*** (nach dem Hesperus l. c. Hr. v. Jankovics *) unterschreiben. Vor allen Dingen können wir nicht zugeben, daß der Titel des Almanachs: Vaterländischer Almanach für Ungarn ganz ungeschicklich und sinnlos sey, ungeachtet wir selbst aus guten Gründen diesen Titel nicht gewählt hätten, sondern etwa: „Almanach für Ungarn.“ Hr. J*** sucht zu beweisen, und der Wiener Correspondent stimmt ihm bei, daß ein deutscher Almanach nichts weniger als vaterländisch sey und es auch nicht seyn könne. (?) „Es sey zwar,“ erinnert er, „nicht zu läugnen, daß in Ungarn auch Teu-

tsche wohnen; daraus folge aber bei weitem noch nicht, daß Ungarn der deutschen Sprache oder der dasigen deutschen Einwohner Vaterland sey, als welches weder der gesunden Vernunft (!) noch mit der gesetz- und geschichtlichen (?) Kunde vereinbart werden kann.“ Welche falsche Logik und geschichtliche Unkunde oder Verdrehung! Die Magyaren sind so gut wie die Deutschen, Serben (Rajzen), Ruthenier, Walachen, Slowaken nach Ungarn eingewandert (und zwar trafen sie in Ungarn bereits zahlreiche Slawen, die sie besiegten, und einige Deutsche — als Reste von der Eroberung Karls des Großen in Ungarn — an) und keineswegs автотурок oder aborigines (ursprüngliche Einwohner) Ungarns, und ihre Sprache daher auch keine ursprüngliche dieses Reichs. Haben also die in Ungarn gebornen Deutschen, Slawen (diese sind, wenn man Slowaken, Wenden oder sogenannten Wandalsen, Ruthenier, Serben und Kroaten zusammen rechnet, an Anzahl stärker als die Magyaren), Walachen, nicht wie die Magyaren ihr Vaterland in Ungarn, sondern in Deutschland, Mähren, Böhmen, Serbien, Rußland u. s. w. ? Können die in Ungarn gebornen Deutschen, deren Vorfahren (wenn man von den neuen schwäbischen Colonien in Ungarn abstrahirt) vor vielen Jahrhunderten aus den Rhein gegenden, aus Elsass, Flandern, Sachsen nach Ungarn und Siebenbürgen einwanderten und, zum Theil von ungarischen Königen, wie Geysa II. und Bela IV. zur Beförderung des Ackerbaues, des Bergbaues, der Handwerke, Künste und Cultur ins Land gerufen, als erwünschte hospites den Magyaren willkommen waren und wohl aufgenommen, auch von den Königen mit besondern Privilegien beschenkt wurden, Ungarn nicht eben so gut als ihr Vaterland ansehen, wie die Deutschen in Rußland und in dem nordamerikanischen Freistaat Rußland und dem nordamerikanischen Freistaat, und nicht Deutschland, als ihr jetziges Vaterland, ohne Widerspruch der Russen und nordamerikanischen Engländer, ansehen und dafür ausgeben? Die Deutschen und Slawen in Ungarn stehen ja mit den Magyaren unter denselben Staatsgesetzen, sie sind nicht wie die Juden tolerirte Völkerschaften, sie verwalten öffentliche Aemter, tragen willig die Staatslasten, und vertheidigen im Kriege Ungarn als ihr Vaterland mit demselben Patriotismus wie die Magyaren. Darf man ihnen also verbieten, Ungarn ihr Vaterland zu nennen? Doch wir merken wohl, daß Hr. J*** den Magyaren allein Ungarn als Vaterland vindiciren will, weil ihre Vorfahren es einst mit den Waffen eroberten und die darin lebenden Avaren, marahanischen Slawen u. s. w. unterjochten. Allein gälte dieser Grundsatz, daß nur das Eroberungsrecht (s' il en est, wenn nämlich das Recht des Stärkern wirklich an und für sich ein Recht ist!) den Anspruch auf Vaterland in dem Reiche, in welchem man lebt, begründet, so müßte man auch den von den Türken schmählich unterjochten armen Griechen, Serbiern, Bosniern, Bulgaren, Walachen, Albanern u. s. w. ihr Vaterland absprechen, und wer hat dies bis jetzt gewagt? Warum

*) Wir dächten, die Anonymität der Recensenten sollte nicht aufgedeckt werden, wenn auch ihre Namen noch so leicht zu errathen sind. Sie haben oft die besten und wichtigsten Gründe, anonym zu bleiben, und dies mochte auch bei Hrn. J*** der Fall seyn.

bürfte man also in historischer und politischer Beziehung einen von Deutschen in Ungarn verfaßten und herausgegebenen Almanach nicht einen vaterländischen nennen? Doch geben wir zu, daß die deutsche Sprache in Ungarn so wenig wie die slowische, walachische u. s. w. eine ungrische Nationalsprache genannt werden kann, da die magyarische Sprache durch ungrische Staatsgesetze zur Nationalsprache erklärt ist, und in ihr nach den Gesetzen die öffentlichen Geschäfte bei den politischen Stellen, anstatt der lange Zeit dazu benutzten lateinischen Sprache, verhandelt werden müssen. Wir erinnern aber zugleich, daß, als Joseph II. in Ungarn die deutsche Sprache als politische Geschäftssprache eingeführt hatte, die Magyaren dadurch nicht ihr Vaterland verloren, und die Deutschen Ungarn nicht als Vaterland gewannen, so wie früher durch den langen Gebrauch der lateinischen Sprache bei den politischen Stellen in Ungarn die magyarische Sprache nicht aufgehört hatte, eine vaterländische zu seyn. *Hanc veniam damus petimusque vicissim!* — Nicht die magyarische oder deutsche Sprache machen einen ungrischen Patrioten, sondern die Gesinnungen und Handlungen. „Aber (fährt Hr. J*** fort) vielleicht will der Schild vaterländisch so viel bedeuten, daß der Inhalt des obchon deutsch geschriebenen Buchs vaterländische Gesinnungen verräth? — Antwort: Nichts weniger. Nur die zwei Aufsätze: Urgeschichte von Ungarn von Zerffi S. 3 und Schedius über den Maler Albrecht Dürer beziehen sich auf unser Vaterland, die übrigen sind allerhand meistens schlecht gerathene poetische Späßchen (?), worunter sogar der Liebeschwank von Zerffi (S. 173) nicht ohne Verletzung des Moraltätigkeitsgefühls *) gelesen werden kann.“ Unbefangene Leser müssen über diese Uebertreibung und die darin vorkommenden Unwahrheiten erstaunen. Es ist durchaus falsch, daß nur die zwei Aufsätze von Zerffi und Schedius sich auf Ungarn beziehen, und daß die übrigen allerhand, meistens schlecht gerathene Späßchen sind. Beziehen sich denn die artigen Romanzen „König Ludwig von Ungarn“ und „König Stephan der Heilige,“ beide von Habermann, und „des heil. Ladislaus Zweikampf mit Akus“ von Walther oder Dr. Köffinger in Ofen (aus Bayern gebürtig) nicht auf Ungarn? Können nicht die von dem Grafen Johann Mallath ins Deutsche mit Glück metrisch übersetzten ungrischen Gedichte von Franz v. Kazinczy, Benedikt v. Birág und Ladislaus Thót auf das Prädikat vaterländisch mit Recht Anspruch machen? Finden sich nicht unter den übrigen Gedichten mehrere gelungenere, die nicht für Späßchen gelten können, z. B. von Habermann, Köffinger, Theresse von Artnér? (Das vorzüglichste von ihren Gedichten ist das „an die Zeloten.“) Oder ist etwa auch die Uebersetzung

*) Szemérem nélkül (ohne Schaam) S. 109. Dies gilt vorzüglich von den 14 Zeilen, von den Worten „Schon schwand der letzte Sonnenstrahl“ an.

von 5 ausgewählten englischen Gedichten des Lords Byron, die eine ungrische Dame nicht ohne Glück verfaßte, spaßhaft? Wenn man tabelt, so vergesse man doch nie zugleich, gerecht zu seyn, und verlege nicht das *Suum cuique!* — Zerffi's Urgeschichte von Ungarn, die wir eben selbst gegen die Anpreisung Rösler's für eine fehlerhafte Compilation erklärten, hält Hr. J*** deswegen für nichts weniger als vaterländisch, „weil B. dem großen Helden Attila alles mögliche Böse nachsagt, ohne alle Kritik, ohne alle Untersuchung, was an dergleichen alten Fabeln Wahres oder Falsches sey,“ und bemüht sich, mit vielern Aufwand von Gelehrsamkeit zu beweisen, S. 90—107, wie blind und ungeschickt (mit Begehung historischer Schnitzer) Hr. B. seine Schmähungen Attila's und seiner Barbarenhorden einigen Schriftstellern von verdächtiger Autorität nachgesprochen habe. Wegen der Herabsetzung Attila's und der Hunnen hätte sich Hr. J*** nicht so sehr ereifern und den Almanach deswegen für nicht vaterländisch erklären sollen, da ja Attila kein Magyar war, und die Magyaren nicht von den Hunnen abstammen, wie Schlägler ö párv, Engel und andere Geschichtsforscher erwiesen haben. Leider spuckte aber die Grille von der Abstammung aus hunnischem Geblüte noch jetzt in den Köpfen vieler, auch gebildeter und in der vaterländischen Geschichte bewanderter Magyaren, und sie sind auf Attila's und der Hunnen blutige Thaten stolz. Wir würden uns dagegen schämen, von den Hunnen abzustammen, wenn wir uns auch *linea recta* von Attila selbst deduciren könnten. Ungeachtet wir nicht läugnen, daß Hr. B. in der Schilderung des Charakters Attila's so wie Fessler, welchen er ausgeschrieben hat, und Andere sich Uebertreibungen erlauben hat, und zum Theil auf verdächtige Schriftsteller der von den Hunnen besiegten Völker stützte, und ungeachtet wir der Gelehrsamkeit des Hrn. J*** in der Widerlegung Zerffi's alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so können wir auf der andern Seite nicht zugeben, daß Hr. J*** den Charakter Attila's der Geschichte zum Troz zu sehr in's Schöne malt und seine Grausamkeiten und andere unsittliche Thaten zu beschönigen sucht. Da es hier an Raum mangelt, das Nöthige zu rügen, so verweisen wir auf den gehaltreichen Artikel Attila von dem Hofrath und Professor v. Rotteck (in Freyburg) in der Allgemeinen Encyclopädie von Ersch und Gruber, 6. Theil, S. 259—262. Rotteck's Schlussurtheil über Attila, welches wir Hrn. J*** und den Wiener Correspondenten zu beherzigen bitten, ist: „Er war ein großer Mann, nach dem Urtheil beschränkter Schriftsteller, welche dem Pöbel gleich das Furchtbare für groß halten, oder auch derjenigen, die sich darin gefallen, einzelne Charaktere mit Vorliebe zu zeichnen und die historischen Zeugnisse um des Effekts willen einseitig zu deuten, nach der Ansicht der Schwärmer zumal, welche über dem poetischen Reiz eines Charakters der moralischen Würdigung vergessen, oder auch nach der Verblendung des Nationalstolzes, der die ungariz-

ſchen Schriftſteller Attila's Ruhm als ihrer eigenen Nation angehörig betrachten und darum erheben läßt; aber ein verabscheuungswürdiger Tyrann und Räuber nach dem Urtheil der erſten Philoſophie und des unbefangenen Menſchenverſtandes. Mit ihm endete die Macht des Hunnenreichs, was wohl den Eindruck des von ihm perſönlich ausgegangenen Schreckens beweist, aber zugleich auch den Mangel an Weiſheit und wahrer moraliſcher Kraft, als welche ihren Werken Dauer ſichert und in den ſelben fortlebt. Nur im Zerſtören — was auch blinde Naturkraft kann — war Attila groß und nur des Zerſtörens freute er ſich. „Auf dem Plage, den der Huf ſeines Roſſes betrat, grünte das Gras nicht mehr.“ — Dieſe Volkſage bezeichnet den wahren ſchauderhaften Charakter ſeines Lebens, und welche einzelnen Züge der Langmuth oder des ſcheinbaren Edelſinns man von ihm aufführe, ſie ändern das Haupturtheil nicht.“ — Um ſeinen Helden Attila weiß zu waſchen, ſtellt Hr. J*** Karl den Großen, den freilich Hr. J. über die Gebühr als einen großen Regenten erhoben hatte, in Parallele mit Attila und dem türkiſchen Eroberer Solimann. Daß nun Hr. J*** den von den deutſchen Schriftſtellern ſo geprieſenen Karl den Großen herabſetzt und ſeine Eroberungsfucht und andere Flecken ſeines Charakters hervorhebt, um ſeinen Helden Attila dadurch zu entſchuldigen, läßt ſich denken. Wir verkennen nicht die vielen Schwächen und Flecken Karls und billigen nicht ſeine Eroberungsfucht und graufame Unterjochung und Bekehrung der Sachſen, würden uns aber wohl

hüten, ihn mit Attila und Solimann in Parallele zu ſtellen. Ein Karl der Große muß mit einem Alexander dem Großen, die gleichfalls ihre Schwächen und Flecken hatten, verglichen werden.

Uebrigens irrt der Wiener Correoſpondent, wenn er die lange Note im Tudományos Gyűjtemény S. 107 der Redaktion zuſchreibt. Sie rührt, wie die übrigen zahlreichen Noten zu jener Recenſion von Hrn. J. L. her, der nicht mit dem Redacteur Hrn. Andreas von Thaisz zu verwechſeln iſt. Wir kennen zwar Hrn. J. L., verehren aber ſeine Anonymität.

Correoſpondenz und Neuigkeiten.

Eiſenhandel.

Die Preiſe der Eiſenwaaren in Remſcheld und Sollingen leſe ich in der Beilage Ihres verehrten Heſperus Nr. 15. XXIX. B. Die Mehrzahl der Artikel iſt bedeutend höher, als ich ſie in einem Preiſezettel des Eiſenhändlers Anton Haneder in Prag finde, welches mir Veranlaſſung gibt, die vorzüglichſten hieſigen Erzeugniſſe zu bezeichnen, damit auch durch Ihr im Auslande verbreitetes Blatt der für Böhmen Eiſenhandel günſtige Unterſchied bekannt werde.

- 1 Wag Stabeifen fl. 2. 13. Reiſeiſen fl. 2. 26. Die Wag hält 27½ Pfund Wiener.
 1 Pfund Wiener Huſeiſen, Radſchuh, Eggenzähne, Steiſchlägel, Hauen, Hacken, Klammern, Bankeiſen, Ketten a Kr. 8½.
 = = Pferd- & Kuhketten a Kr. 10.
 = = Sperihaken & Ambos a Kr. 11.
 = = Schraubſtock ſchwere a Kr. 18, leichte 20.
 1 Kiste v. 300 Blatt ſchwarzes + Blech 140 Pfund fl. 23. —
 „ „ weißes + do. 154 „ = 46. —
 „ „ = Vorder do. 145 „ = 42. —
 1 Bund verzinnte Pferdſtriegel 4. 5. 6. 8 Stück fl. 1. 12.
 1 = eckige & runde Pferdſtarkdatschen 1. 2. 3. 4 Stück — 40.
 5 Pfund Struckaturdrath fl. 1. 39.
 100 Stück böhmische Weßſteine fl. 2. —
 1 Stück Stroſchneidmaſchine mit 8 Meſſern } fl. 120. — Für große Wirthſchaften empfehlenswerth.
 1 = Kleiſchrottmachine }
 100 Stück Senſen Rt. (?) Einhorn 7. 8händig 4ſpännig
 fl. 46. — fl. 56. — fl. 66. — } gehen bis 6
 „ „ „ Zunge 47. — 57. — } Spannen.
 „ „ „ 2 Strohmesser 46. — 56. — }
 „ Eichel = Fiſch, Herz Nr. 1. 1¼. 11. 11½. 11.
 fl. 18. fl. 20. fl. 22. fl. 24. fl. 26.
 „ Strohmesser krumme u. gerade 1½. 2. 2½. 3pfünd.
 fl. 30. — fl. 90. — fl. 100. — fl. 120. —
 1 Fäßchen 102 Pfund ſporco Silberglätte grüne fl. 3¼.
 1 „ „ „ Bleierz fl. 9. —
 100 Pf. l. Blei fl. 15¼ auch fl. 16. —

1 Stück böhm. Sandschaukel a fr. 18. Dreisäge 17 Pfund fl. 4 3/4. à fl. 5.

100 Duz. feine Speisestössel fl. 36. —

= = = = = Blechene do. fl. 40. —

= = = = = rundstielige Speisestössel fl. 27. —

1000 Stück Nägel: 3 Sorten in 3 & 4 Hufe Nam a fr. 21 ganze fr. 26.

	1 1/2.	2.	2 1/2.	3.	3 1/2.	Pfund genannt.
= = = = = Rohr, Schloß, Faß	fr. 52.	58.	42.	40.	55.	
1 Stück = = = = = Nisch & Schloß	1/2.	3/4.	1.	5/4.	2.	2 1/2.
1 Stück = = = = = große nagelbohnenlöcher	fr. 21.	22.	24.	26.	30.	36.
1 Stück = = = = = Schindel	fr. 49.	56.	fl. 1. —			5 Pf. genannt.
1 Stück = = = = = Bret	fr. 6.	8.	10.	12.	14.	16.
1 Stück = = = = = Schloß	fr. 6.	8.	10.	12.	14.	16.
1 Duz. Vorhängeschloß	fr. 6.	8.	10.	12.	14.	16.
100 verzinnte Gurtchnallen fl. 1. 12. 24. 36. 48.	fr. 1. 12. 24. 36. 48.	fr. 1. 12. 24. 36. 48.	fr. 1. 12. 24. 36. 48.	fr. 1. 12. 24. 36. 48.	fr. 1. 12. 24. 36. 48.	fr. 1. 12. 24. 36. 48.
1 Stück = = = = = Schloß	fr. 51.	51.	51.	51.	51.	51.
1 Stück = = = = = Schloß	fr. 4.	4.	4.	4.	4.	4.
100 Pf. gegossene Eisen zu fl. 50. —	fr. 50.	50.	50.	50.	50.	50.
1 Stück = = = = = Pfalzplatten fl. 5 1/2. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.	fr. 5 1/2. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.	fr. 5 1/2. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.	fr. 5 1/2. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.	fr. 5 1/2. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.	fr. 5 1/2. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.	fr. 5 1/2. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.
1 Kanne Kessel fl. 1. — 8. Dsentöpfe	fr. 1. — 8.	1. — 8.	1. — 8.	1. — 8.	1. — 8.	1. — 8.
1 Stück eiserne Kaffeemühle fl. 1. — 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.	fr. 1. — 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.	fr. 1. — 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.	fr. 1. — 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.	fr. 1. — 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.	fr. 1. — 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.	fr. 1. — 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.
1 = = = = = Wagenwinde fl. 2 1/2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.	fr. 2 1/2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.	fr. 2 1/2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.	fr. 2 1/2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.	fr. 2 1/2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.	fr. 2 1/2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.	fr. 2 1/2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.
1 Schock gefusste Pfannen 3 à 40 Stück fl. 50. —	fr. 50.	50.	50.	50.	50.	50.
100 Pf. Innerberger Schwarzschiefer fl. 10. —	fr. 10.	10.	10.	10.	10.	10.
1 = = = = = gewalztes Blech fl. 20. —	fr. 20.	20.	20.	20.	20.	20.
1 = = = = = Lannenbaumstahl fl. 16. —	fr. 16.	16.	16.	16.	16.	16.
1 Bund 1 1/2 Pf. Feilen a fr. 29.	fr. 29.	29.	29.	29.	29.	29.
1 Stück Schrotbüchsenlauf fl. 2. 24. Hintenschloß fl. — 45. rohe.	fr. 2. 24.	2. 24.	2. 24.	2. 24.	2. 24.	2. 24.

Das Gewicht versteht sich Wiener und in Conventionsmünze. Vorzüglich empfehlen sich: Nägel, Gusseisen, Blechröhren und Schnallen. Wasserrohren, Trottoirs, Dachstühlen werden nach Maß und Zeichnung gegossen, so auch feines Gusseisen, Portraits, Leuchter, Uhrgestelle, Gitter, Bettstellen, Kreuzfir u. dgl. Das böhmische Eisen ist sammt den Erzeugnissen im Ausland wenig noch bekannt, daher hörte ich oft davon mit Hintansetzung sprechen, ohne daß die Tadler zu einer Ueberzeugung schritten, oder nicht ahndeten, daß diese oder jene Waare aus Böhmen komme, weil sie unter anderem Namen verkauft wurde. Zu manchem Gebrauch hat das böhmische Eisen seinen Vorzug; so ist es besonders zum Verzinnen geeignet, auch nimmt der verständige Fuhrmann gern zum schweren Räderbeschlag böhmisches Reifeisen, weil solches auf den kieseligen Hauptstraßen länger dauert, als die steirischen Reife, welche höher kommen und wegen ihrer Weichheit schnell zu Grunde gehen.

Vielseitige öffentliche Mittheilung kann dem Handel und der Industrie nur nützlich werden; diesen Gedanken sprachen Sie oft aus, und so darf auch dieses Verzeichniß ein Plägchen in Ihrem Hesperus hoffen.

Prag den 28. August 1821. E. U.

XI. 3. Philosophie.
 Dehrenschlägers Eintheilung der Menschen nach ihrer Virtuosität.

„Ich theile,“ sagt er *), „die Menschen in vier Klasse: 1) die Tüchtigen und Guten; 2) die Tüchtigen und Bösen; 3) die Untüchtigen und Guten; 4) die Untüchtigen und Bösen. — Die erste ist die beste, man muß sie vorzüglich suchen. Bei dem Tüchtigen und Bösen eigene ich mir seine Tüchtigkeit an, verachte aber und verabscheue seine Person; umgekehrt bei der entgegengesetzten Klasse; mit der vierten aber habe ich durchaus nichts zu schaffen.“

*) Dehrenschlägers Briefe i. d. Heimath. n. B. S. 166. 1820.

K. K. Burgtheater.	Theater.	Josephstädter = Theater.
	mal.	mal.
	1	Die Indianer in England 1
	1	Das Judenmädchen von Prag 1
	1	Wiefels komische Abenteuer 1
	1	Der baumlange Hansel 1
	1	Till Eulenspiegel 1
	2	Das Neusontagskind 1
	1	Jakob von Buchenstein 2
	1	Anna 2
	2	Die Waffenruhe in Thüringen 1ster Theil 1
	1	detto 2ter Theil 1
	1	Die Waise aus Savoyen 1
	1	Die Kreuzer = Komödie 1
	1	Bayard 1
	1	August und Gustavine 1
	1	Das Donauweibchen 1ster Theil 1
	1	detto 2ter Theil 1
	1	Mitter Mathias von Bimsenstein 1
	1	Margarethe das geraubte Mädchen 1
	1	Albert von Thurneisen 1

Serien.

101115

H e s p e r u s .

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 9. des 30sten Bandes.

(Druckt im Oktober 1821.)

XI. 19.

E r z i e h u n g .

Karl Witte. *)

Ein, so weit teutsche Zungen reichen, so viel besprochener und mit den entgegengesetztesten Urtheilen beleuchteter Gegenstand, daß es für einen fernen Fremden schwer wird, richtig zu sehen und unbefangen zu bleiben. Und ich gestehe mit ziemlicher, nicht eben dem Verfasser günstiger, Befangenheit ging ich an die Lectüre dieses Buches, deren Vollendung aber mich mit großer Hochachtung gegen denselben, und mit großer Theilnahme an seinem Erziehungsgeßchäft erfüllt hat. Ich erkläre mir igt die Leidenschaft seiner Widersacher. Einmal kannten sie die Sache nicht genau, wie sie rein an sich war, aus eigner Untersuchung. Zweitens folgten sie Vorurtheilen Andrer, die sie zu früh für gegründet hielten und daraus die Pflicht herleiteten, wo nicht dieser Sache förmlich entgegen zu arbeiten, doch sie nicht zu unterstützen; denn es scheint, man habe das Ganze als einen angelegten Handel betrachtet, Geld zu schneiden und der Eitelkeit zu fröhnen: Ist einmal Ansicht und Stimmung so, dann können auch rechtliche Männer leicht ungerecht, ja im gerecht geglaubten Unwillen leidenschaftlich werden. Vielleicht ist auch Hr. Witte, der Vater, selbst nicht von aller Schuld frei; denn er ist ja Mensch und ein kränklicher Mensch. Aber, was geht uns Andre denn eigentlich das Individuelle an? Und gesetzt, es wäre wirklich so etwas Eitelkeit im Spiele gewesen, ein außerordentlich früh, weit voraus sittlich gebildetes und besonders in Sprachkenntnissen zur

Verwunderung unterrichtetes Kind zur Schau auszustellen: wäre es nicht die verzeihlichste, die wünschenswertheste aller Eitelkeiten? Sie war doch auf etwas eben so Reellem als Seltnein basiert, auf einer wirklich eben so natürlichen als sorgfältigen Bildung! Wie viel Eltern haben wir nicht, die auf ihre sehr schlecht erzognen, oft gar nicht erzognen Kinder höchst eitel sind! Aber sie verbergen ihre Eitelkeit, indeß Prediger Witte, könnte man sie ihm wirklich beweisen, sie doch ehrlich an den Tag legte. Und das Streben nach Geld? Wer ist denn davon frei, und bei wem wäre es wohl erlaubter, als bei einem unbemittelten Vater, dem die möglichst vollkommenste Erziehung seines Kindes nach seinem Ideale (gesetzt, auch dieß täusche ihn) das Höchste im Leben ist?

Ohne zu glauben, daß Vater Witte allein frei von menschlichen Schwachheiten sey, muß ich doch bekennen, daß ich nach aufmerkamer Durchlesung seines Buchs die Ueberzeugung habe: er hat etwas sehr Seltenes und Edles gewollt, und hat mit Charakter seinen Zweck auf eine eben so feltne und edle Weise verfolgt und — ihn glücklich erreicht.

Womit ich keineswegs behaupten will, daß Jeder auf dieselbe Weise erziehen soll, oder daß ich auch nur selbst, wäre ich berufen, so verfahren würde, könnte. Vielleicht kommen nicht Behne, die dieses lesen, in ähnliche Lage, Versuchung und Ueberzeugung. Und dennoch fühle ich mich gedrungen,

Allen, denen die Erziehung ihrer Kinder am Herzen liegt, das Buch aufs stärkste nicht zum Lesen, nein! zum Studiren zu empfehlen. — Besonders auch verständigen Müttern.

Sie mögen sich nicht durch das Gelehrte abschrecken lassen. Ich las es zwei Müttern (nur mit Uebergehung des wenigen Details, was die lateinische und griechi-

*) Karl Witte, oder: Erziehungs- und Bildungsgeßchichte desselben, ein Buch für Eltern und Erziehende. Herausgegeben von dessen Vater, dem Prediger Dr. Karl Witte. In 2 Bänden. Leipzig, Brockhaus 1819.

sche Sprache angeht) vor, und sie hörten mit größtem Interesse bis zu Ende des zweiten Bandes zu, und ich weiß, daß daraus edler Same auf gutes Land gefallen ist, und nun Manches schon geschieht und bedacht wird, was außerdem gar nicht oder nicht so ernstlich geschehen und erwogen wäre.

Mit Einem Worte, es ist der in diesem Buche herrschende gute Geist, der so Noth thut, so sehr noch fehlt, von dem man sogar die Idee noch nicht hat, und der für den, welcher ihn zu ergreifen weiß, mehr wirken wird als alle Lehrbücher. Nun ist mir in vielen Jahren kein Buch in die Hände gekommen, wo man so unwillkürlich, wie in diesem, auf den Schauplatz der Erziehung hingezogen würde und sich so gern hinziehen ließe, wo man gleich klar so Vieles vor Augen sieht, was gar nicht oder dunkel in der Seele schwebt, wo aber auch zugleich die Augen viel weiter geöffnet werden, so daß man nun erst Dinge gewahr wird, die doch so lange schon ganz nahe lagen.

Leid thut mir, daß eine gewisse Reizbarkeit, die dem Verf. eigen seyn mag, ihn zu sehr in den polemischen Ton getrieben hat. Bei dem stillen Selbstbewußtseyn seiner so wohlthätigen Pflicht hätte er sich weit mehr über seine Gegner erheben, sie weit mehr umgehen und ihnen nicht so viel Feld einräumen sollen, als er gethan. Dies stört etwas unangenehm den sonst so reinen Totalindruck des Ganzen.

Man lernt hier einen Vater kennen, der seinen Sohn auf eine höchst einfache Art bis zur Unversität allein erzog. Wie so oft im Leben, so auch in der Erziehung, daß das Einfachste am ehesten übersehen oder zu gering geachtet wird. Was hier damit gemeint sey, darüber wollen wir ihn selbst hören.

„Bloß eine gesunde Seele in einem gesunden Körper wollte ich erhalten.“ — „Auch ungeschulte Eltern werden sehr viel Gutes bewirken, wenn sie nur den Körper, den Verstand und das Herz ihres Kindes gehörig bilden. Die Kenntnisse sind dann Kleinigkeiten.“ (S. 5. Vorr.) — Aber auch S. 2. Text.

„Der Schulmann mit dem besten Willen, den trefflichsten Kenntnissen und herrlichen Lehrgaben kann wenig ausrichten, wenn ihm entgegen gearbeitet wird.“

Ferner S. 5.

„Ich weiß zwar wohl, daß nicht alles so nachgemacht werden kann, wie es mir geglückt ist. Ich glaub-

be auch, daß es nicht nothwendig ist, daß alle Kinder grade so erzogen werden, als mein Sohn erzogen wurde. Aber ich bin überzeugt, daß sehr vieles von dem, was ich that, nachgeahmt werden kann, und daß eine vernünftige Nachahmung desselben nicht geringen Nutzen bringen müsse. Hier fallen mir Gutsbesitzer und ihre Hauslehrer und Lehrerinnen, und eine Menge anderer gelehrten oder doch gebildeten Familien ein, die sehr viel mehr für die Ihrigen thun könnten und würden, wenn man ihnen die Möglichkeit klar darlegte, und dadurch ihren guten Willen aufregte. Für diese alle schreibe ich ganz besonders. Sie habe ich recht eigentlich im Auge.“

„Eine Hauptsache ist: die Erziehung und Bildung frühe, ja von der Wiege schon anzufangen.“ (S. 53.) Dies ist so wahr, aber auch so verkannt, daß ich es kaum wage, noch weiter zu gehen und zu behaupten: selbst vor der Geburt ist es nicht gleichgültig, welche Eindrücke und Einflüsse von der Gemüthsstimmung der Mutter auf das werdende Wesen übergehen, woraus denn feinere Pflichten in zarterer Behandlung der Mutter während der Schwangerschaft und in der Sorge für die Erhaltung ihres Frohsinns herzuleiten sind.

Herr B i t t e war durch frühere Erfahrungen überzeugt worden, „daß man etwas Wunderartige wirken könne, wenn man ein körperlich und geistig nicht unglücklich organisirtes Kind, gleich vom ersten Jahre an mit steter Sorgfalt erziehe und bilde; wenn man alles Gute und Nützliche in die Seele desselben pflanze und pflege, dagegen alles Böse davon entfernt halte, oder doch sogleich mit der Wurzel ausraufe; besonders wenn man in Beiden zugleich liebevoll und fest verfare.“ (S. 59.) — Da haben wir das einfache, große Geheimniß und die Ursache, warum da, wo keine äußern Hindernisse entgegen wirken, nichts Besondere in der Erziehung geleistet werden kann. Es fehlt an Liebe und Festigkeit!

Eine andre Hauptsache bei der Erziehung ist, daß der Erzieher seine ganze Kraft aufwendet, das leisten zu wollen, was er kann. (S. 82.)

Ferner: „Alle Kräfte eines vorzüglich erzognen

Menschen müssen gleichmäßig ausgebildet werden" (S. 107.)

Man lese mit Bewunderung S. 140. wie er nur so belläufig den vierjährigen Knaben dahin bringt, daß er schwere Exempel aus der Regel de Tri mit Brücken schnell und sicher aus dem Kopfe rechnete, wie er aber auch so gleich einlenkt, als er bemerkt, daß zu große und auf das Physische nachtheilig einwirkende Anstrengung eintritt.

S. 151 lehrt er uns, wie er sein Kind denken, bedächtig und richtig sprechen lehrte. So wichtig und doch so unbeachtet! Es liegt „so nahe, daß das richtige Erlernen unsrer Muttersprache ein Kind schnell verständlich machen müsse; denn es setzt seine Aufmerksamkeit und seine verschiedenen Geisteskräfte jeden Augenblick in Thätigkeit. Immer muß es suchen, vergleichen, unterscheiden, vorziehen, verwerfen, wählen, mit einem andern Worte: arbeiten d. h. hier: denken.“ (S. 156.) — Welcher Nutzen für das Gedächtniß, wenn nur 30000 Worte aus dem ungeheuern Schatz der deutschen Sprache bis zum 5ten 6ten Jahre vor der Seele des Kindes vorübergehen, und nun sich die Sprachlehre entwickelt! „Man hat diese Vortheile alle lange dunkel gefühlt, fing aber mit den alten Sprachen an, setzte die treffliche Muttersprache zurück, verschüchterte das kindliche Gemüth durch die trocknen todten und erdrückte dabei den Verstand im Keimen.“ Vielmehr bereitete der Vater durch diesen Weg den Sohn vor, die fremden mit jener Leichtigkeit zu studieren, die ihn nachher zu den erstaunenswürdigsten Fortschritten führte.

„Die natürliche Folge war also, daß er ohne große Anstrengungen den Homer, Plutarch, Virgil, Cicero, Oßian, Fenelon, Florian, Metastasio und Schiller mit dem innigsten Vergnügen, oft mit wahrem Entzücken in den Originalen las,

— man erstaune!! — als er acht Jahre alt war.

Dieses und Andres wird die Aufmerksamkeit noch mehr auf dieß Buch reizen, wenn ich erinnere, daß der, dessen einfache Erziehungsgeichte hier beschrieben wird, bermalen 18 Jahre alt, seit 5 Jahren Doctor der Philosophie und seit 2½ Jahren Doktor beider Rech-

te, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, und seit zwei Jahren schon von der Preussischen Regierung beauftragt ist, auf ihre Kosten eine zweijährige gelehrte Reise nach einem selbst entworfenen Plane zu machen, (1818 durchreisete er auch die Oestreichischen Staaten) daß dieser Jüngling nur mit gewöhnlichen, mittelmäßigen Anlagen auf die Welt kam, und daß also eigentlich Erziehungsplan und Methode des Vaters ihn so außerordentlich früh, so außerordentlich weit brachten. Auch ging der Letzre von dem Grundsatz aus, daß nicht sowohl Naturanlagen, als Erziehung, besonders in den ersten 5 — 6 Jahren, jedes nicht schlecht organisirte Kind zu einem ausgezeichneten Menschen machen müßten. Letztes an seinem Carl wahr zu machen, war und blieb sein fester und glücklich ausgeführter Vorsatz. Er äußert S. 80 seine Ueberzeugung: „daß ein ausgezeichnet gut erzogener Mensch größer, stärker, gesünder, schöner, sanfter, muthiger, großmüthiger, edler, biederer, klüger, witziger, ernster, gelehrter, verständiger, mäßiger, enthaltenamer, kurz ein Mensch seyn würde, der den höhern Wesen bei weitem näher stünde, als wir alle.“

S. 124. sagt er uns, „daß seine Absicht keinesweges war, seinen Sohn zum Gelehrten, noch viel weniger zum frühen Gelehrten zu bilden — wohl aber zum Menschen, im edelsten Sinne des Worts, d. h. vor allem und zuerst ein gesunder, kräftiger, thätiger und heittrer Jüngling — was ihm auch vollkommen geglückt ist. So sollte er dann ins männliche Leben eintreten und ein bedürfnisloser, seinen Nebenmenschen nützender, folglich froher, selbst glücklicher und Andre beglückender Mensch werden!“

(Wenige Worte aber von unendlich reichem, fast ganz verloren gegangnem Sinn! Die Hand auß! Herz, ihr Eltern und Erzieher! Wer denkt hieran und hieran vornämlich? Vergeßt ihr nicht fast Alle über den Schüler, über den künftigen Bürger den Menschen, oder stellt ihn doch weit in den Hintergrund? Betnen, Prüfung, Eminenz und Anstellung — sind das nicht die Kardinalpunkte der herrschenden Bildungsweise?)

Alle seine Sinne und Seelenkräfte (Witz, Einbildungskraft, zartes Gefühl) wurden gleichmäßig zwar gelibt, aber das Hauptgewicht auf die Bildung des Herzens gelegt, und daher von Vater und Mutter dahin gearbeitet, daß die Neigungen und

Abneigungen desselben alle nach den Gesetzen der äußern und innern Sittlichkeit, besonders aber nach den Gesetzen der reinsten Frömmigkeit geregelt, manche folglich zurückgedrängt, andre lebhaft und anhaltend gefördert wurden. (S. 126.)

Herrn Wittens ursprüngliche Absicht war, aus seinem Sohne einen Kaufmann zu machen; die Umstände nöthigten ihn, denselben zum Gelehrten zu bilden. (S. 134.) Indessen sollte er nicht eher als mit dem 7. Jahre anfangen, regelmäßig zu lernen. (S. 140)

Fahren wir nach dieser Episode fort, uns wieder im väterlichen Hause während der ersten Kinderjahre umzusehen.

S. 163. „Karl lernte sein reines Deutsch im Leben, im Hause, im Garten, auf der Wiese, im Walde, auf dem Felde, in Gesellschaften, auf kleinen und größern Reisen. Im ersten Jahre wurde er schon allenthalben mitgenommen, und so weit es möglich war, mit allem bekannt gemacht, und zwar desto sorgfältiger, je mehr ihn etwas anzuziehen schien. Er war deshalb schon in den ersten zwei Jahren seines Lebens oft mit uns in Merseburg, Halle, Leipzig, Weissenfels, Naumburg, Dessau, Wörlitz, Wittenberg u. s. w. und lernte an allen diesen Orten vielerlei kennen, was er zu Hause nie gesehen haben würde.“

„Im dritten und vierten Jahre war er noch öfter an denselben Orten, prägte sich das früher schon dort Gesehene oder Gehörte tiefer ein, erkannte es klarer, und breitete seinen Erkenntnißkreis weiter aus. Auch sah er, der Natur der Dinge gemäß, wichtigere und ihm interessantere Gegenstände; denn in seinem dritten Jahre brachte er schon gegen acht Wochen in Leipzig zu, und im vierten oder fünften bereisete er mit mir Magdeburg, Halberstadt, Salzwedel, Stendal, das Mannsfeldsche, einen Theil des Harzes u. s. w. In jede Gesellschaft, zu jeder Merkwürdigkeit wurde er mitgenommen. Er kannte folglich Concert, Schauspiel und Oper so gut wie die Wasser- und Windmühle, den Löwen, Strauß und Elephanten wie den Maulwurf und die Fledermaus, die Salzwerke wie die Dampfmaschine, den Dorfmarkt wie die Leipziger Messe, die Bau-

mannshöle wie das Bergwerk, das glänzende Gesellschaftszimmer wie die Hütte des armen Tagelöhners, den Tanzsaal wie das Sterbebette.“

Aber keinen von allen genannten Gegenständen kannte er bloß angaffend, wie ihn Kinder zu kennen pflegen, sondern genau, ja oft genauer als viele Erwachsene. Denn seine Mutter und ich durchsprachen jedesmal theils mit ihm, theils absichtlich nur in seiner Gegenwart, alles noch einmal, auch nachher wieder bei einer passlichen Gelegenheit. Immer wurde aber er dabei gefragt, ob er dieß, das oder jenes wohl bemerkt habe, und wie es ihm vorgekommen sey? Bald gewöhnte er sich so sehr an das Wiederholen und Durchsprechen des Gesehenen und Gehörten, daß er uns anredete, fragte, mittheilte, einwandte, u. s. w. (S. 165.)

„Nimmt man hierzu, daß er im fünften Jahre schon mit mir nach Potsdam und Berlin, durch die Prignitz und auf verschiedenen Wegen durch das ganze Mecklenburgsche bis Rostock, Warnemünde nach Dobberan reiste, das Meer besuhr — bei stillem Wetter und in mäßigem Sturme, daß er Handel und Schifffahrt sah, dann über Ludwigs-Luft nach der Altmark reiste, und hier Wochenlang auf dem Lande in höchst verschiedenen Familienkreisen und Gegenden zubrachte, allenthalben als eigenes, geliebtes Kind betrachtet und behandelt wurde, daß man sich des kleinen Fragers und Schwägers innig freute, ihm gern zuhörte, und alle nur mögliche Auskunft gab; so begreift man leicht, daß er dabei einen Schatz von Sprach- und Sachkenntnissen sammeln mußte, wie ihn mancher weit Ältere nicht hat.“

Noch muß ich ausdrücklich hierbei bemerken, daß er nichts falsch wußte, nichts nach Vorurtheil beurtheilte, so weit nämlich wir, seine Eltern, die Gegenstände richtig kannten. — Fehlte uns eine genauere Kenntniß derselben, so ließen wir uns und Karl von den ausgezeichnetsten und kenntnißreichsten Personen darüber belehren. (S. 166.)

(Beschluß folgt.)

Philosophie.

XI 13.

1.

Die Weisheit.

Könnte ich euch beide, Eduard und Wilhelm, zusammenschmelzen und Einen Menschen aus euch machen, so möchte vielleicht noch etwas Gescheutes aus euch werden. Du eilst, wie manche Uhr, in einer Stunde viele Minuten voraus, und bist daher oft nicht willkommen, weil man dich viel später erst erwartet; Wilhelm hingegen schleppt beständig nach und reitet eine Schnecke, während du auf der Ekliptik *) dahinfliegst! Habe ich euch beide zu mir eingeladen, so erblicke ich zuverlässig meinen Eduard eine halbe Stunde früher, als er sich beschieden hat. Wilhelm läßt auf sich warten, und oft wenn Eduard schon im Begriffe steht mich zu verlassen, so höre ich Wilhelms langsamen schleppenden Tritt erst.

Auf Spaziergängen eilet Eduard voraus, Wilhelm geht langsam und scheint jedes Sandkörnchen erst genau zu betrachten, ehe er es wagt, seinen Fuß hinüber zu setzen. Ich gehe dann in der Mitte, und habe genug zu thun; Eduards ewige Fragen und Bemerkungen anzuhören und zu beantworten. Wilhelm spricht nur wenig; aber alles, was er sagt, hat das Gepräge des reifen Nachdenkens. Eduards Zunge ist in beständiger Bewegung, und der Wind sprühet aus seinem Munde wie die Funken von einem Ambos. Mitten unter aber finden sich auch viele Schlacken. Will ich diese beiden guten Freunde einmal beisammen in meinem Hause haben, so lasse ich meinen Eduard um vier Uhr, Wilhelm um zwei Uhr einladen, dann treffen sie bei mir zusammen.

Es würde mir aber doch in der That schwer werden, zwischen Eduards und Wilhelms Temperament eine Wahl zu treffen.

Neulich auf einem Spaziergange stießen wir auf einen breiten Graben. Eduard ließ sich nicht die Zeit, die bequemste Stelle zum Ueberschreiten zu suchen, sondern sprang unbedachtsam hinüber, und sank auf jener Seite tief in den stumpfigen Boden. Ich suchte mir einen bequemeren Uebergang, und kam glücklich an das jenseitige Ufer. Nun dachte ich bei mir, wie wird es doch Wilhelm anfangen, um über diesen Graben zu kommen?

Er stand still, als er endlich bis an den Graben gelangte, und schien die Breite desselben mit der höchstmöglichen Weite seines Schrittes zu messen. Das Springen ist unbequem, dachte er vermutlich bei sich selbst; du suchst die also lieber von Steinen und Pfählen einen sichern Uebergang zu machen. Es dauerte nun zwar eine kleine Ewigkeit, bis er mit dieser Arbeit fertig war; allein er bauete auch eine Brücke, über die ein Elephant ohne Gefahr hätte gehen können.

*) Ein bekannter englischer Renner.

Nicht lange, so kamen wir in einen Fahrweg. Eduard, nach seiner Gewohnheit einige hundert Schritte voraus, hatte eine am Wege stehende Wandsäule nicht bemerkt. Ich sah sie. Auch Wilhelm, der sich mit jedem Grasshalme, mit jedem Stäubchen in Unterredung einließ, schritt langsam vorüber. Nun rief ich:

Heda, Eduard!

„Was ist?“ — antwortete er und stand in einem Nu bei mir.

Wilhelm!

„Ja ja, nur Geduld! Ich komme!“

Habt ihr dort am Wege nicht ein marmornes Bild bemerkt?

„Wo?“ fragte Eduard.

„Reinst du an diesem Wege, welchen wir so eben gegangen sind?“ — fragte Wilhelm.

Freilich! — Wo habt ihr doch nur eure Augen gehabt?

Nie hat ein Bildner vielleicht die Weisheit besser getroffen! Mit ihrem rechten Arm umfaßt sie die Natur; ihre linke Hand zeigt nach dem Himmel, und unter ihren Füßen sieht man Kronen, Scepter, Kapuzen und philosophische Compendien. Ein Füllhorn, mit Blumen und den Sinnbildern des Reichthums, und der Ehre angefüllt, schüttete das Verdienst auf einen Altar, der vor ihr stand.

Ich zog mir hieraus die Regel: daß die Weisheit so wenig im Fluge erjagt, noch auf dem Wege des Grübelns je gefunden werde! Eduard begriff dieß sehr leicht, aber Wilhelm bewies mir erst nach einer halben Stunde durch tausend Schlüsse, daß ich Recht haben könnte.

Eduard Stern.

XI 14.

2.

a) Geheimnißschwängere.

Manchem Menschen liegen Geheimnisse so schwer auf dem Herzen, daß er von ihnen, wie von einer schweren Bürde, sich zu befreien sucht! Es geht ihm wie den armen Kreisenden, die entbunden werden müssen, wenn ihre Stunde da ist, oder wie dem Hühnchen, das sein Ey nicht länger zurückhalten kann, und unruhig nun hin und her läuft, um ein Wochenbettchen zu suchen. — So wie ein Weib in solchen Augenblicken, wenn Verzug Gefahr erzeugt, die erste die beste Wehmutter zu Hülfе ruft, gilt es auch dem Geheimnißschwängeren einerlei, wer die lastende Bürde abnimmt! Aber Hebammen sind gewöhnlich Plaudertaschen, das merke dir!

Anderer wieder prahlen mit ihren Geheimnissen. Diese kommen mir vor, wie jene Weiber, welche in ihrem vierzigsten Jahre zum erstenmal sich schwanger fühlen, und um dieß der Welt kund zu thun, ein Vorgebirge der guten Hoffnung aufzubauen pflegen!

Wißt du aber dein Geheimniß bewahren, so mache es wie jene unglücklichen Mädchen, die, damit ihr Zustand der Welt nicht offenbar werde, ihr Leibchen, trotz der reinen Jungfrau, zusammenschürren!

b) Die Jugend und das Alter.

Sieh, dieses tiefe Thal, das diesen Berg durchschneidet, verkündigt dir die Fülle meiner Jugendkraft, die vormals mich besetzte! Dort, wo nun Weiden jenen grünen Anger umkränzen, dort trieb ich eine große Mühle! Da, damals reich an Fischen, sahe man Forellen in meinen Silberfluthen fröhlich spielen, auch Barsche, Gründlinge und Hechte! So mancher, reich von mir beschenkt, kehrte belastet mit meiner Gabe fröhlich heim in seine Hütte! Jetzt siehst du Frösche nur und Unken und andres Ungeziefer in meinem Beete träge schleichen, und biß' und langsam wind' ich mich durch's enge Thal, und umgehe murrend jeden Stein, der meinen Lauf behindert! Ich muß mich krümmen jetzt und bücken, und jeden Stamm und jeden Stein, der meinen Lauf beengt, gar freundlich Herr und großer Söbner — nennen! Als noch in voller Jugendkraft hier meine Fluthen wogten, da warf ich solche Wächte in den Staub, Ich war ein Strom, der brausend sich ergoß, und thatensreich die Jahre meiner Jugend!

So ist es mit dem Menschen auch! In den Jünglingsjahren reißende Ströme, die alles verwüsten, ist nie ihr Bett ihnen geräumig genug! Sie unterwühlten die Erde, sie entwurzeln starke Eichen und reißen Felsen aus ihrer Lage! Stolz einhergehend, wie ein Siegesprangender, versteht ihre Kraft es nicht, sich zu bücken und zu krümmen! Sie spielen mit tausendjährigen Eichen wie mit Ruthen; sie versetzen Berge wie Maulwurfsstängel; aber wenn das schwarze Alter kommt, — alle Ströme werden endlich Bäche, — so liegt ihren letzten Lebenstritten auch so mancher Stein im Wege, über den sie stolz und brausend in ihrer Jugend hinstürmten, den ihr Leichtsinns damals seinem Lager entriß, und worüber nun hinstolpert der Fuß des schwachen Greises,

Eduard Stern.

Debatten und Berichtigungen.

Berichtigung.

In dem 20ten Bande des Hesperus Beilage Nr. 16 befindet sich ein Aufsatz mit der Ueberschrift: „Professor Bischoff legt dem Volke die Schutzpockenimpfung an's Herz.“ — Dieser Aufsatz macht folgende Berichtigung nothwendig.

Nicht ich, sondern die hohe Landesregierung, stets mit väterlicher Sorgfalt auf das Gesundheitswohl der Unterthanen bedacht, legte dem Volke die Schutzpockenimpfung an's

Herz, indem Diefelbe, durch die im Winter und Frühlinge dieses Jahres in Böhmen herrschende heftige Epidemie von Menschenblattern veranlaßt, der medicinischen Fakultät den Auftrag zur Verfassung einer Volksschrift ertheilte, die kurz und faßlich die hohe Wohlthätigkeit der Schutzpockenimpfung nach strenger Wahrheit darstellen, das Irrige der Vorurtheile dagegen beleuchten, und die nun allgemein verbreiteten Einwürfe, welche von allen Seiten gegen dieselbe vorgebracht werden, durch Thatsachen der Erfahrung beantworten sollte.

Die medicinische Fakultät beehrte mich mit dem Vertrauen, das ehrenvolle Geschäft zu übernehmen, und so entstand die Schrift unter dem Titel: „Dringendes Wort an Eltern, Seelsorger und Obrigkeiten über die Wohlthätigkeit der Schutzpockenimpfung und Beantwortung der Einwürfe dagegen.“

Von dieser Volksschrift wurden auf Kosten der hohen Landesregierung 14,000 Exemplare, nämlich 7000 in deutscher und eben so viele in böhmischer Sprache aufgelegt, und dieselben unentgeltlich im ganzen Königreiche Böhmen vertheilt, damit Jedermann sich von der Vortrefflichkeit der Schutzpockenimpfung vollendete Ueberzeugung verschaffe, und nach seinen Verhältnissen mit Wort, Beispiel und That zu dem großen Zwecke beitrage, durch ganz allgemeine Einführung derselben die furchtbare Blatternpest, welche neuerdings zahlloses Unglück hervorbrachte, und noch hervorbringt, gänzlich zu vertilgen.

Prag den 30. August 1821.

Professor J. R. Bischoff.

Correspondenz und Neuigkeiten.

Notizen über die Weinkultur.

Die Oekonomischen Neuigkeiten haben seit mehreren Jahren rücksichtswürdige Notizen über die Weinkultur des östr. Kaiserstaats geliefert, und in dem letzten Hefte dieser Neuigkeiten kommen neuerdings über diesen Gegenstand mehrere Aufsätze vor.

Wir haben über die Weinkultur im Allgemeinen die wenigst geläuterten Grundsätze im Buchhandel; alles beruhet auf einer durch langjährige Übung, durch Vertiklichkeit und Persönlichkeit hie und da modificirten, nicht immer richtig ausgeübten Praxis. Das neueste Werk über den Weinbau des Hrn. Ritter v. Heintz habe ich noch nicht gelesen, und weiß daher nicht, in wie ferne dieser Kusturgegenstand dadurch erschöpft oder verbessert wird. Dafür erhalten Sie in der unten stehenden Anmerkung eine merkwürdige Urkunde, welche an allen Ecken und Werten angehängt, durch bereits zum öffentlichen Verkauf gebrachte

Waare die Möglichkeit einer hohen inländischen Weinveredelung praktisch erprobet. Der Abdruck dieser Anzeige wird dem Leser die beste Uebersicht gewähren. *)

*) Verschleiß von Tafel- und Liqueur-Weinen in Boutheillen im Verkaufsgewölbe Nr. 262 in der Wallerstraße nächst dem Kohlmarkt (in Wien).

Eine kleine Gesellschaft Dekonomen hat seit vielen Jahren auf eigenen Besitzungen die Veredelung inländischer Destreicher und Ungarischer Weine versucht. Bekannt mit den Manipulationen fremder Länder, hat es zur Ehre unseres vaterländischen Bodens gelungen, durch gute Auswahl verschiedener Traubenforten, durch die höchste Reinlichkeit bei der Kelterung, und vorzüglich durch wissenschaftliche Leitung des natürlichen Gährungsprozesses einige inländische Weine in vorzüglicher Güte, und einige als Stellvertreter der beliebtesten Ausländerweine in unverhältnißmäßig geringen Preisen zum Versuch anbieten zu dürfen. In dem mit obrißkeitlicher Bewilligung eröffneten Verkaufsgewölbe sind nachstehende in einzelnen Boutheillen zu haben, und dürfen mit gutem Vertrauen auf Beifall empfohlen werden. Auch sind größere Parthien für hier oder entfernte Orte abzuweisen.

Weinpreise:

	E. M. W. W.	
	fl. kr.	fl. kr.
Nr. 1. Destr. Tafelwein die Halbbouteille	— 24.	1 —
— 2. — 1811 reiner Gebirgswein die Halbbouteille	— 36.	1 30.
Nr. 3. Ausbruch, ein süßer Liqueurwein in Seidelbouteillen	— 24.	1 —
Großseidelbouteillen	— 36.	1 30.
Nr. 4. Ungarischer Ausbruch = Bitterwein in Seidelbouteillen	— 30.	1 15.
Nr. 5. Champagner = Traubenw. als Stellvertreter des weißen Champagner in ächten Champagner Boutheillen	1 24.	3 30.
Nr. 6. Rother Champagner = Traubenwein als St. W. d. rothen Champagner in ächten Champagner Boutheillen	1 12.	3 —
Nr. 7. Ausbruch aus der Muskattraube, als Stellvertreter des franz. Muscats, ein sehr angenehmer süßer Liqueurwein in Seidelbouteillen	— 56.	1 30.
in Großseidelbouteillen	— 54.	2 15.
Nr. 8. Ausbruch aus der rothen Burgundertraube als St. W. des stärksten Bordeaux in Halbbouteillen	1 12.	3 —
Nr. 9. Nedenburger Ausbruch, süßer Liqueurwein, wie ihn die reine Nedenburger = Traube gibt, in Seidelbouteillen	— 24.	1 —
in Großseidelbouteillen	— 36.	1 30.
Nr. 10. Ausbruch aus der Lockapertraube,		

Ueber die hier zum Verkaufe angezeigten Weine selbst kann sich jeder eigene Ueberzeugung schaffen. Die Güte und Aehnlichkeit übertrifft die bescheidene Anempfehlung derselben; der wohlfeile Preis jedoch, der das ausländische Originalprodukt um den Äten Theil der Kosten schafft, hat einen starken mit gesteigertem Beifall verbundenen Absatz veranlaßt.

Die östreichischen Tafelweine Nr. 1. und 2. sind so ächt, geistig und rein, daß sie sich auf Boutheillen halten lassen, was mit östreichischen Weinen im Durchschnitt selten gelingt, und nur bei den bestgehaltenen Sortungen und Jahrgängen möglich wird. Der östreichische Ausbruch Nr. 3. ist vorzüglich gut und übertrifft den gemachten Rosinenwein Ungarns an Reinheit, Feuer, Haltbarkeit und angenehmer Süße gar sehr, und kostet nur 24 kr. E. M. die Boutheille.

Der Champagner, roth und weiß Nr. 5. und 6. wird von Vielen lieber getrunken, als der französische. Er hat zwar nicht immer das stark brausende Mouffiren wie dieser, (obchon ich den letzten Versuch mit einer stark mouffirenden Boutheille gemacht) und hat gegen das leichte Feuer des französischen etwas mehr Geist; es ist aber ein höchst angenehmer, leicht begeisternder, vortrefflicher Gesellschaftswein, der alles übertrifft, was ich noch von immitirtem Champagner getrunken habe. Außerdem kostet der französische 6 fl. E. M., und dieser 1 fl. E. M. für den, der die Boutheille zurückstellt.

Der Ausbruch aus der Muskattraube aber Nr. 7. übertrifft alles andere an Geschmack, Geist, Süße und Haltbarkeit. Ich habe mehrere Boutheillen nach Tyrrol versendet, und ihn da in Sommermonaten wieder so unverändert wie in Wien getrunken. Für Kranke und Magenswein = Bedürftige ziehe ich ihn den meisten Lockaperweinen vor. Die Damen nennen ihn den Nektar der Epyris, wegen seines heimlichen Feuers mit der Anmuth im Geschmacke.

Der Stellvertreter des rothen Bordeaux Nr. 8. ist ein selten starker Wein, und gehört für harte mit den stärksten Weinen vertraute Gaumen. Da ich diese starken Weine nicht liebe; so kann ich nach dem Urtheil Anderer nur bestätigen, daß Weintrinker ihn als das Beste und Weinlustigste obiger Sammlung verehren.

Die Lockaper sind rein, stark und angenehm; sie haben aber nicht das Aroma der alten Lockaper, vermuth-

	E. M. W. W.	
	fl. kr.	fl. kr.
ein süßer vorzüglicher Liqueurwein in Seidelbouteillen	— 30.	1 15.
in Halbbouteillen	1 —	2 30.

Für die Boutheillen werden insbesondere etngesetzt, und für die unbeschädigten zurückgezahlt: für die ächte Champagner = Boutheille 30 kr., inländische Halbbouteille 10 kr., große Seidelbouteille 6 kr., Seidelbouteille 5 kr. Alle Boutheillen sind versiegelt oder verpicht.

lich wohl sie nicht nach der in *Lozay* üblichen Manier gemacht werden; sind aber dagegen ungemein wohlfeil.

Genug, Sie finden in der ganzen Sammlung von 10 Nummern keine Weingattung, der man in Bezug auf Güte, Zweck, Preis, Gesundheit und Geschmack gegründete Ausstellung machen könnte. Wollten auch Einige den unkennbaren Ertrag der französischen Weine nicht ganz gefunden haben; so wollen Sie sich erinnern, daß selbst in Frankreich ein und dieselbe Weingattung verschieden ist, und daß die kleine klimatische Zugabe durch den niedern Preis hinreichend ersetzt werde.

Viele haben Anstand genommen, diese Weine, weil sie gemacht und nachgeahmt wären, auf ihre Tafel zu bringen. Diese Herren bedenken aber nicht, daß alle Weine gemacht sind, und auch der französische nicht in der Bouteille wächst. In keinem Lande wird der Wein mehr fabrikando bereitet, als in Frankreich selbst; und alle tragen offenbar die menschliche Manipulation an der Stierne. Das Machen ist kein Fehler, nur das Wie kommt in Betracht. Auch der gemeinste *Destreicher* wird gemacht. Wenn aber Weine in *Destreich* gemacht, Stellvertreter der französischen oder spanischen werden; so müssen sie nach eben der natürlichen heimischen Anforderung dieser Weinarten manipulirt werden, sonst erhalten sie die gepriessene Aehnlichkeit und den Charakter nicht. Zucker in *Teutschland* gemacht, hatte einst mit eben den Vorurtheilen, nachgemacht, *tertsch.* gegen den holländischen und englischen zu kämpfen, obshon er oft besser und wenigstens nicht schlechter schmeckte wie dieser.

Man kann selbst bei chemischer Zerlegung dieser Weine, die von Freunden und Feinden dieser neuen Industrie vielfach versucht worden, das einfache Prinzip der Veredlung nicht verkennen, aber nicht errathen. Diese gesunde und wohl proportionirte Mischung von Süße und Geist ist das Meisterstück in diesen Weinen, da besonders der Geist offenbar, wie die Ankündigung besagt, bloß durch eine wissenschaftliche Leitung des Gährungsprozesses erzielt wird. Daß übrigens die höchste Reinlichkeit bei der Kelterung beobachtet werde, und kein fremdartiger Zusatz einschreitet, ist vorauszusetzen, da alle diese Weine so rein von allem Beigeschmacke sind, daß sie sich von den gewöhnlichen ungarischen Ausbrüchen, die bekanntermaßen statt auf Trockenbeeren auf italienische Zibeben oder Rosinen angelegt, den eigenthümlichen Beigeschmack daher haben, so vortheilhaft unterscheiden. Bei Einigen mag wohl wie in Portugal und Spanien das Feuer angewendet werden, was in der Weinveredlung von jeher eine große aber verborgene, doch unschätzbliche und für die Concentrirung des Süßstoffes und dadurch verstärkte geistige Gährung eine wohlthätige Rolle spielt. Genug, durch diesen öffentlich ausgestellten, geprüften, chemisch, obrigkeitlich und privatim untersuchten ausgezeichneten Weinverlag ist das Problem gelöst, wie weit die Veredlung inländischer Weine gebracht worden, und zu bringen sey. Das Geheimnißvolle der Bereitung ist

nicht wohl für die Publizität zu begehren, da diese Weine als beschränktes Bedürfnis und als Landesprodukt ihren Werth verlieren, sobald ihn alle Weinhändler nachmachen können. Der Weinverlag ist in dem Baron *Ehrenfels'schen* Hause in *Wien*, und da dieser durch seine ökonomischen Schriften, Versuche und Anstalten so vielfach und rühmlich ausgezeichnete Freih. v. *Ehrenfels* an der Spitze dieser Unternehmung stehen soll; so dürfen wir von dem bekanntem Geiste dieses vaterländischen Dekonomen wohl erwarten, daß in diesem Industrialgegenstande kein Stillstand, im Gegentheil ein thätiges Fortschreiten und ein mehrfältiges Umfassen eintreten, und mit der Zeit wenigstens das bekannt werden wird, was für die Weinkultur und Weinveredlung im Allgemeinen zu sagen thunlich ist.

H. F.

II. 399.

2.

Denkmal des berühmten Malers Appiani.

Appiani, auch der *Insubrische* (?) *Appelle* genannt, hat sich durch die trefflichen Malereien im königlichen *Pallaste* zu *Mayland* verewigt, dessen Säle nun durch seine Meisterhand nur dem *Vatikan* in *Rom*, von dem unsterblichen *Raphael* gemahlt, weichen; — seine sämtlichen Werke kommen bei *Dettoni* zu *Mayland*, von dem ersten Meister gezeichnet und gestochen, in Kupfer heraus und sind *Er. Königl. Hoheit* dem *Großfürsten Michael* von *Rußland* gewidmet. — Die reichen jeder Blüthe höherer Humanität huldigenden Einwohner *Maylands* errichten nun auch diesem ihrem berühmten Landsmanne ein Denkmal. Unter Vorfig des um die Literatur und besonders vaterländische Seidenkultur verdienten Grafen *Benzi* hat sich dafür eine Gesellschaft gebildet, und die Akademie der schönen Künste seine sehr ähnliche Wüste in kararischem *Marmer* von *Pacetti* fertigen lassen; die Ausführung des dazu gehörigen *Basrelief* hat *Lhorwaldson* übernommen, und die Regierung einen der obern Säle des *Pallastes Brera* zur Aufstellung dieses Monuments angewiesen.

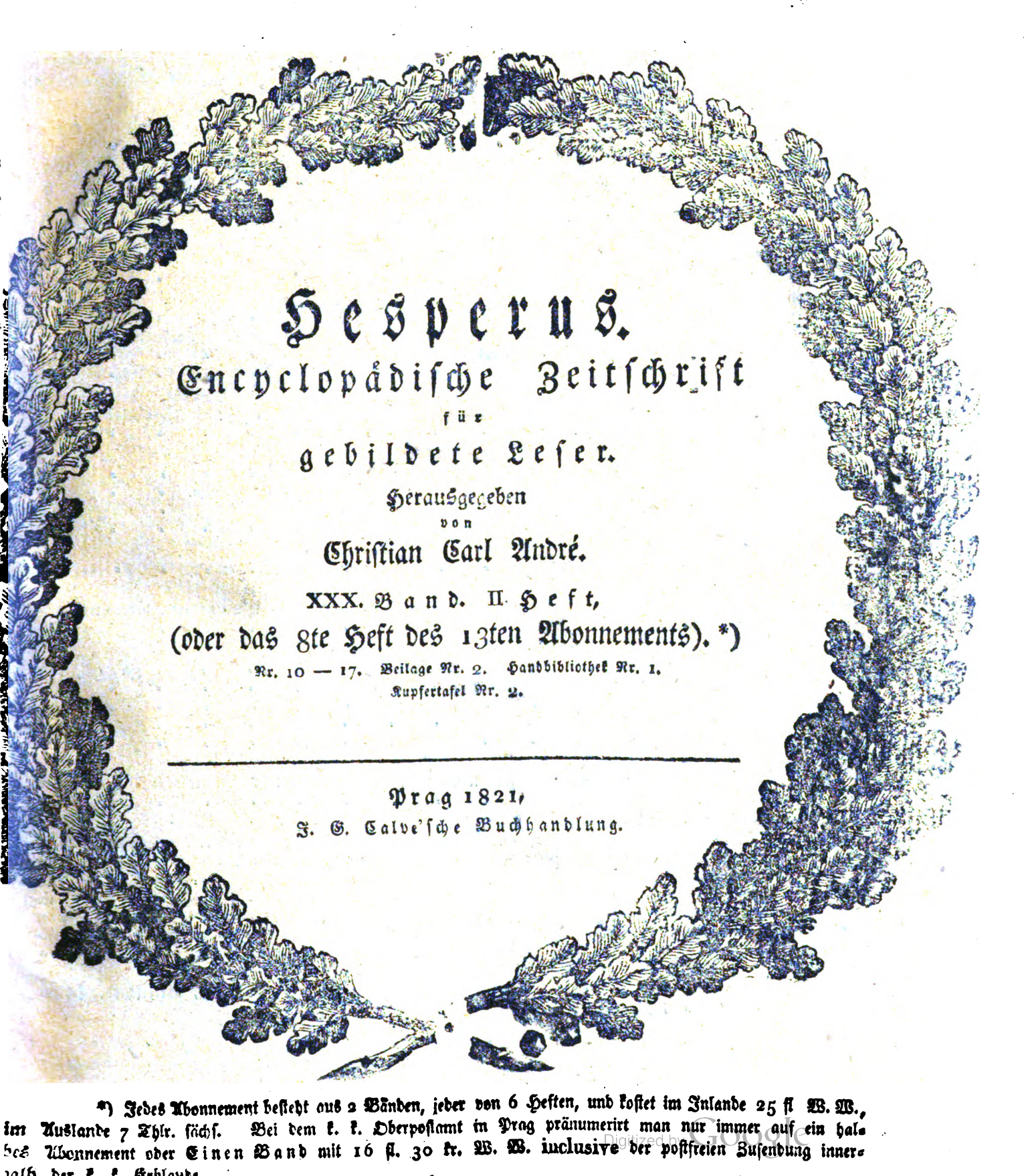
Der Beobachter am adriatischen Meer.

C u r r e n t i a.

Engelaufen 9. Septemb. *Italien*. 1. Periodische Schriften *Italiens*. 2. Bevölkerung von *Bologna*. 3. *Campo Vaccino* in *Rom*. (Alle vom Beobachter am adriatischen Meere.)

Destreich. 1. Insekten: Regen in *Schönbrunn*. 2. Schwabenzug. 3. Schwimmschule im *Prater*. 4. *Curiosa*. 5. Großes Gewitter. 6. Kunst und Natur. 7. *Ehedem* und *ist*. 8. 14 Millionen geerbt.

Breslau. 1. Ertrunkne Kinder. 2. Fremde Künstler. 3. Fortschritte religiöser Aufklärung. 4. Insekten: regen.



Hesperus.
Encyclopädische Zeitschrift
für
gebildete Leser.

Herausgegeben

von

Christian Carl André.

XXX. Band. II. Heft,
(oder das 8te Heft des 13ten Abonnements). *)

Nr. 10 — 17. Beilage Nr. 2. Handbibliothek Nr. 1.
Kupfertafel Nr. 2.

Prag 1821,

S. G. Calve'sche Buchhandlung.

*) Jedes Abonnement besteht aus 2 Bänden, jeder von 6 Heften, und kostet im Inlande 25 fl. W. W., im Auslande 7 Thlr. sächs. Bei dem k. k. Oberpostamt in Prag pränumerirt man nur immer auf ein halbes Abonnement oder einen Band mit 16 fl. 30 kr. W. W. inclusive der postfreien Zusendung inner-
halb der k. k. Schranke

I n h a l t

des Hesperus XXX. Band. II. Heft.

	Seite
I. Vaterlandskunde.	
1. Skizze eines Ausflugs über Asperg nach Gräg. (Fortf.)	76
2. Naturhistorische Wanderungen in den Jägerndorfer und heimathlichen Gegenden zc. von Kofchagky.	129
3. Notizen über das Graf Wittzellische Steinlohlenwerk in Polnisch-Ditrau. Von Joh. Weil. Nr. 2.	5
4. Bemerkungen über die militärische Uebersichtskarte vom Herzogthum Schlesien, welche 1816 in 4 Blättern zu Wien herausgegeben worden. Ebenb.	6
II. Auswärtige Länderkunde.	
1. Fahrt von Utrecht nach Amsterdam im April 1821. Von Polytropos.	89
2. Interessante geographische Notizen.	112, 120
III. Geschichte, Alterthümer, Biographie.	
1. Die herculanischen Manuscripte.	108
2. Heinrich v. Bülow. Mit Zusätzen und Berichtigungen von einem ehemaligen vertrauten Freunde desselben.	113, 125
3. Beiträge zur Biographie Rindermanns. Von Tebelst.	118
4. Denkmale für Geschichtschreiber.	112
IV. Technologie.	
Neue Art einer minder kostspieligen u. bei wenigem Kraftaufwand doch verhältnißmäßig wirksamern Feuerspritze zc. von Bial. Mit Kupf.	97
V. Naturkunde. Mineralogie.	
1. a) Ueber die Haare des Menschen; b) der Konarienvogel. Von Th. Stern.	31
2. Kurze Beobachtungen über die Geographie der Pflanzen, von Obristl. Barnhagen in Brasilien.	85
3. Ueber einige merkwürdige brasilianische Gebirgsformationen. Vom Obersten v. Eschwege.	87, 111
4. Salziger Mesolith.	83
VI. Leben und Gesundheit.	
Folgen der vernachlässigten Schuppockenimpfung.	100
VII. Staatswissenschaft.	
Die Klagen über die Abnahme des Geldes und den Verfall der Manufaktur-Industrie in Deutschland, betrachtet von D. F. Gopl. (Fortf.)	75, 93
VIII. Philosophie, Sprachkunde, Erziehung.	
1. Bernards Ansichten. Von Barth.	80, 96, 104
2. Zur Bereicherung der deutschen Sprache. Von Gaultsch. Erste Lief.	95
3. Karl-Witte. (Beschl.)	105
4. Du bist weiser als ich. Ein Gespräch.	128
5. Die Glücklichsteiter. Weil. Nr. 2.	7
IX. Debatten und Berichtigungen.	
Suum cuique! Berichtigung mancher Angaben über die Verfasser einiger Aufsätze in Glapovic's topogr. Kritik. Archiv des Königr. Ungarn zc. von Dr. Kamy.	78
X. Correspondenz u. Neuigkeiten.	
1. Wien: a) Curiosa, b) Großes Gewitter am 12. Aug., c) Kunst wird mit Recht der Natur vorgezogen.	102
2. —: a) Insektenregen in Schönbrunn, b) Schwabenzug, c) Schwimmschule im Prater.	103
3. Bierzebn Mill. Conv. Münze erbt ein armer Müllerbursche in St. Pölten.	104
4. Bevölkerung von Bologna.	112
5. Campo Vaccino in Rom.	110
6. Breslau: Getrunkene Kinder, fremde Künstler, Fortschrittz religiöser Aufklärung zc. von Barth.	90
7. Eotobblätter.	100

Handbibliothek Nr. 2. enthält: Neuere Literatur der Pädagogik. II. Lehr-, Unterrichts-, Hülf- und Handbücher für die Jugend. (Fortf.)

Folgende treffliche Andachtsbücher können sowohl im Allgemeinen als auch insbesondere für die bevorstehende heil. Adventzeit empfohlen werden.

a. Gebetbücher.

- Chrlich, B. A., der Dienst des Herrn oder die fromme Jungfrau. Ein Gebetbuch für Frauenzimmer. Mit einem schönen Titellupfer. 8. 1820. 2 fl. 20 kr. W. B., fürs Ausland 15 gr. sächs.
- Münster, R., der fromme Christ im Gemüthe und im Glauben zu Gott. Ein Gebetbuch für gebildete Verehrer Jesu in allen Verhältnissen des Lebens. Mit Titellupfer nach Bergler's Zeichnung, und gestochenen Titel nach Küfel's Schrift. 8vo 1818. Auf Schreibpapier 2 fl. 48 kr., auf Druckpapier 1 fl. 48 kr. W. B., fürs Ausland 18 gr. und 12 gr. sächs.
- — Der junge Christ in der Liebe zu Gott, ein Gebet- und Erbauungsbüchlein für Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen. Mit einem schönen Titellupfer und gestochenen Titel. 12mo 1817. Schreibpapier 1 fl. 40 kr. W. B., fürs Ausland 10 gr. sächs.
- — Gott und seine Auserwählten. Ein Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen. 8. 1821. Schreibpapier 1 fl. 30 kr. G. M., fürs Ausland 1 Rthlr.
- Ratter, J. J., katholisches Gebet- und Erbauungsbuch im Geiste der Religion Jesu. Sechste verbesserte und vermehrte einzig rechtmäßige Original-Auflage. Mit einem schönen Titellupfer, Christum am Kreuze darstellend, nach Bergler's Zeichnung, und gestochenen Titel nach Küfel's Schrift. 8. 1818. Auf Velin-Papier 7 fl., auf Schreibpapier 4 fl., und auf Druckpapier 2 fl. 30 kr. W. B., fürs Ausland 1 Thlr. 18 gr., 1 Thlr. — und 14 gr. sächs.
- — dasselbe in 18. Schreibpapier 3 fl. 30 kr., auf Druckpapier 2 fl. W. B., fürs Ausland 20 gr. — und 12 gr. sächs.
- — katholisches Andachtsbuch für die Gebildeten unter dem weiblichen Geschlechte mit einem Titellupfer nach Raphael, gestochen von Fleischmann in Nürnberg und gestochenen Titel. 8. 1819. Auf holländischem Schreibpapier 1 fl. 30 kr. G. M., fürs Ausland 1 Thlr. sächs., auf Druckpapier ohne Kupfer 1 fl. G. M., fürs Ausland 16 gr. sächs.
- Wenzel, Peregrin, vernünftiger Gottesdienst oder kurze Gebete zur Erweckung guter Entschlüsse. Mit einem Titellupfer nach Bergler's Zeichnung und gestochenen Titel nach Küfel's Schrift. 8. 1819. Schreibpapier 2 fl. W. B., fürs Ausland 14 gr. sächs.

b. Fernere Andachtsbücher.

- Kallisch, A. J., Schriftbeweise und Sprüche der heiligen Väter und Kirchenslehrer über die vorzüglichsten Glaubens- und Sittenswahrheiten; nebst Beispielen zu ihrer Anwendung im Berufe des Religionslehrers. 8. 1818. 5 fl. W. B. fürs Ausland 1 Rthlr. 18 gr. sächs.
- Ratter, J. J., neue Predigten bei verschiedenen Veranlassungen des Lebens vorgetragen. Mit dem Porträt des Verfassers. gr. 8. 1802. 4 fl. W. B., fürs Ausland 1 Thlr. 8 gr. sächs.
- — Predigten über Tod und Grab, Auferstehung und Wiederssehen. Gehalten zu Wien. gr. 8. 1817. 5 fl. W. B., fürs Ausland 1 Thlr. 8 gr. sächs. Auf weißem Druckpapier 6 fl. 15 kr. W. B., fürs Ausland 1 Thlr. 16 gr. sächs.
- — vollständiger Unterricht in der christkatholischen Glaubens- und Sittentehre. 8. 1820. Auf ordinärem Druckpapier 2 fl. 15 kr. W. B., fürs Ausland 14 gr. sächs. Auf weißem Druckpapier 3 fl. 30 kr. W. B., fürs Ausland 22 gr. sächs.
- Paur, J. B., die Zeiten und Feste der katholischen Kirche, zum kirchlichen Vortrag und zur häuslichen Erbauung. 8. 1821. Ausgabe auf seinem weißem Druckpapier mit 1 Kupfer nach Bergler's Zeichnung von Fleischmann gestochen 2 fl. 15 kr. G. M., fürs Ausland 1 Thlr. 12 gr. sächs. Ausgabe auf ordinärem Druckpapier ohne Kupfer 1 fl. 45 G. M. oder 1 Rthlr. 4 gr. sächs.
- Wellebo, Gefühle für jene Welt, zur Erbauung für Christen; dargestellt in religiösen Betrachtungen, Gebeten und Gesängen. Mit einem Titellupfer. 8. 1820. Schreibpapier 3 fl. 45 kr., Druckpapier 2 fl. 45 kr. W. B. fürs Ausland 1 Rthlr., — und 18 gr. sächs.
- — Trost und Beruhigung in Gesängen. Mit einem Titellupfer, nach Bergler's Zeichnung von J. Fleischmann in Nürnberg gestochen. 8. Schreibpapier 2 fl. G. M., fürs Ausland 1 Thlr. 8 gr. sächs.

Aus den frühern Jahrgängen des Nationalkalenders von E. C. André sind folgende Abtheilungen besonders abgedruckt, und durch jede solide Buchhandlung zu haben:

M a n n i g f a l t i g k e i t e n

zum Nutzen und Vergnügen für Hausväter und Hausmütter, Jünglinge und Mädchen, Geistliche und Wissenschaftliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute faßlich eingerichtet; aus Christian Carl André's neuem Nationalkalender für 1818 besonders abgedruckt.

Mit Kupfern. 4. 1818. 22 gr. sächs. oder 3 fl. 24 kr. W. W.

Dieselben für 1819. Mit Kupfern. 1 Thlr. 4 gr. sächs. oder 4 fl. 24 kr. W. W.

Dieselben für 1820. Mit Kupfern. 22 gr. sächs. oder 3 fl. 24 kr. W. W.

Dieselben für 1821. Mit Kupfern. 1 Thlr. 4 gr. sächs. oder 4 fl. 24 kr. W. W.

G e d ä c h t n i ß h ü l f e

für Zeitungsleser und für jeden Freund der Geschichte, Politik, Statistik, und der dahin einschlagenden Wissenschaften. Aus Christian Carl André's neuem Nationalkalender für 1819 und 1820 besonders abgedruckt.

Erster Beitrag. Mit 1 großen, illuminierten, historischen Karte. 4. 1821. Broschirt. 1 Thlr. 12 gr. sächs. oder 5 fl. 36 kr. W. W.

G e d ä c h t n i ß h ü l f e

für Zeitungsleser und für jeden Freund der Geschichte, Politik, Statistik und der dahin einschlagenden Wissenschaften. Aus dem Nationalkalender für 1821 besonders abgedruckt.

Zweiter Beitrag. 4. 1821. Broschirt 1 Thlr. 16 gr. oder 5 fl. 54 kr. W. W.

Hieraus wird auch einzeln gegeben:

Statistische Uebersicht

und Merkwürdigkeiten der europäischen und außereuropäischen Staaten nach ihren neuesten Zustände.

Von Christian Carl André.

4. 1821. 1 Thlr. 8 gr. sächs. oder 4 fl. 30 kr. W. W.

Neuer englischer Wahrsager.

Die neueste Genealogie der regierenden Häuser in Europa, der in den österreichischen Staaten begüterten fürstlichen und vieler gräflichen und freiherrlichen Familien.

4. Broschirt 16 gr. sächs. oder 2 fl. 30 kr. W. W.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl Andre.

Nr. 10. des 30sten Bandes.

(Druckt im Oktober 1821.)

X. 5.

Staatswissenschaft.

Die Klagen über die Abnahme des Geldes und den Verfall der Manufakturindustrie in Deutschland, betrachtet von
H. F. Hopf.

(Fortf. von Nr. 27. Bd. XXIX.)

Geschichtliche Darstellung des Zustandes der östreichischen Feintuchfabriken.

Um jedoch die Gründe, die diese Besorgnisse erregen, anschaulicher zu machen, wird es am zweckmäßigsten seyn, sie durch Aufstellung von Thatsachen zu beleuchten, wozu die Tuchmanufakturen in den östreichischen teutschen Erbländern das Glück, gleich bei ihrem ersten Entstehen von der Staatsverwaltung durch einen Zoll, welcher auf die sogenannten Niederländer Tücher gelegt wurde, begünstigt, und späterhin durch ein gänzlich Verbot nicht nur der ohnehin schon ausgeschlossenen fremden Tuchwaaren, sondern auch der eben genannten Tücher unter den vollständigen Schutz des Prohibitivsystems gestellt und gegen die Eindringlichkeit des Auslandes vertheidigt zu werden. Kein Wunder also, daß nicht nur das Publikum, sondern auch die Staatsverwaltung von ihnen erwarten, sie sollen nach dem Verlauf eines halben Jahrhunderts zu einem Grade von Stärke und Ausbildung gelangt seyn, der sie, von gewissen Begünstigungen der Regierung fernerhin unterstützt, fähig mache, den fremden Bemühungen im Felde der Industrie das Gegengewicht zu halten. Allein trotz diesen Begünstigungen befinden sich auch diese industriösen Anlagen mit allen in- und ausländischen Manufakturen und Fabriken in der Lage, an dem nöthigen Absatz Mangel zu leiden; sie müssen daher gleich den übrigen

Hesperus Nr. 10. XXX.

gen ihre Betriebsamkeit beschränken, die Zahl ihrer Arbeiter vermindern und einen Theil ihrer Werkstätten leer und unbenutzt stehen lassen, ja manche unter ihnen sind genöthigt, ihre bisherige Beschäftigung ganz aufzugeben. *) Daß sich diese Fabriken wirklich in einer so üblen Lage befinden, sind nicht nur Thatsachen, welche vor aller Welt Augen liegen, sondern die Unternehmer derselben haben durch ihre im Publikum laut gewordenen Klagen, noch mehr aber durch ihre wiederholt bei den höchsten Administrativbehörden und bei dem Monarchen selbst eingereichten Bittschriften und Beschwerden diesen Zustand der Dinge anerkannt und eingestanden, und zunächst auf dieses den Erwartungen und Forderungen schnurstracks entgegenstehende Gesändniß gründen sich die vielen Vorwürfe, die dem östreichischen Kunstfleiß besonders in diesem Fache von vielen Seiten her gemacht werden, indem man von den inländischen Schafwollenerzeugnissen im Allgemeinen behauptet, sie seyen weder so gut, noch so schön, noch so wohlfeil, als die ausländischen; Vorwürfe, die der große Haufe der Fabrikanten eben so ins Blaue hinein durch die Verschönerung widerlegt glaubt, die inländischen Erzeugnisse seyen wohl eben so gut und schön als die ausländischen, oder würden es gewiß seyn, wenn man sie eben so theuer bezahlen wollte als diese, deren hohe Preise man sich gefallen lasse, weil man für alles Ausländische mit Vorliebe eingenommen sey. Wenn man nun auch gleich beim ersten Ueberblick gewahr wird, daß beide Aeußerungen keinen Glauben verdienen, da die erste offenbar übertrieben ist, und es sich in Rücksicht der zweiten nicht in

*) Dies gilt doch nicht allgemein. Ich kenne Fabriken, die stärker arbeiten wie vormals und ihre Anlagen erweitern, zum Beweise, daß auf das Unternehmen und die Art, die Fabrik zu betreiben, sehr viel ankommt, wodurch selbst ungunstigen Umständen mit Erfolg entgegen gearbeitet werden kann.
Der Herausgeber.

Abrede stellen läßt, daß es auch den vorzüglichern Tuchmanufakturen in einzelnen Manipulationsgegenständen bald beim Sbrütiren und Waschen der Wolle, bald beim Walken, Appretiren und Färben noch an manchen praktischen Kenntnissen und Hilfsmitteln, so wie der ganzen Fabrikatur an den vollkommenen Geräthschaften und Maschinen mangle; deren glückliche Anwendung den auswärtigen Produkten die gerühmten Vorzüge verschafft, und wenn man auch weiß, daß der nächste Grund ihrer Entkräftung und Stockung so gut als bei andern Gattungen der Industrie in der Ueberspannung ihrer Kräfte und in der durch vorübergehende Umstände begünstigten allzu großen Ausdehnung ihres Wirkungskreises zu suchen sey, so entsteht doch noch die Frage: Wie kommt es, daß diese Manufakturen, ohnerachtet sie von der Staatsverwaltung eine so lange Reihe von Jahren hindurch gepflegt und begünstigt wurden, und ob ihnen gleich das Inland den Urstoff ihrer Erzeugnisse selbst liefert, doch nicht zu der Stufe von Selbstständigkeit gelangten, den Kampf gegen den englischen und französischen Kunstfleiß, wenn auch nicht gleich ihren nächsten Nebenbuhlern am Rheine im offenen Felde, doch wenigstens in der geschlossenen Rennbahn des Kaiserstaates mit Ehren bestehen zu können? Oder ohne Gleichniß zu reden: Warum haben die österreichischen Feintuchfabriken die Concurrenz der Rheinländer, der Franzosen und Engländer in so hohem Grade zu fürchten, daß sie, wenn die Erzeugnisse dieser Länder selbst gegen Entrichtung eines starken Zolls eingeführt werden dürften, besorgen müssen, ihren Absatz zu verlieren, und daß sie nicht einmal im Stande wären, den Angriffen des Schleichhandels in die Länge zu widerstehen? Will man hier der Stimme des Parteigeistes Gehör geben, so sind es die Unwissenheit und Indolenz, der Luxus und die Gewinnsucht der Fabrikanten, welche, größtentheils innerhalb der Gränzen ihres Vaterlandes aufgewachsen, nie Gelegenheit hatten, die auswärtige Behandlungsart ihres Gewerbes mit eigenen Augen zu sehen und kennen zu lernen, und die, sorglos auf das Prohibitivsystem sich stützend, zur Verbesserung ihrer Erzeugnisse weder Nachdenken, noch Mühe, noch die erforderlichen Geldauslagen verwenden mochten, sondern sich für berechtigt hielten, das Publikum durch schlechte Waaren, die man ihnen theuer bezahlen muß, zu brandschlagen. Wem es aber darum zu thun ist, von dieser unerwarteten Erscheinung

genauer und gründlicher unterrichtet zu werden, von der wir durch das Forschen nach den Ursachen derselben Gelegenheit haben, uns zu überzeugen, daß, wenn man gleich die Fabrikunternehmer und Direktoren von den ihnen gemachten Vorwürfen im Einzelnen nicht freisprechen kann, doch die mangelhaften Fortschritte, die der Kunstfleiß in Oestreich machte, noch manchen andern von den gegenwärtigen Unternehmern und selbst von den frühern Stiftern dieser Anlagen durchaus nicht abhängigen, aber sehr nachtheilig einwirkenden Umständen zuzuschreiben seyen, und wenn er auch Veranlassung genug findet, die guten und gemeinnützigen Absichten der österreichischen Regenten, besonders des großen Gönners und Beschützers des Gewerbefleißes Kaisers Joseph II. im hohen Grade anzuerkennen, so wird sich ihm doch auch die Vermuthung aufdringen: bei der Einführung der Industrie, die nicht als ein einheimisches Gewächs in freier Luft aufkeimte, sondern, aus andern Gegenden verpflanzt, durch künstliche Mittel erzogen wurde, und bei der ersten Einrichtung größerer Manufakturen in den teutschen Erbländern müßten nicht nur von Seite der Unternehmer Mißgriffe Statt gefunden haben, sondern es dürften auch von der Staatsverwaltung Einrichtungen und Verfügungen getroffen worden seyn, welche von Anfang an zu dem Zustande von Schwäche und zu dem Mangel an Selbstständigkeit, worunter die Manufakturen jetzt leiden, den Grund legten. Das Aufdecken der Hindernisse, welche der Industrie von Anfang an in den Weg traten, wird zwar das Geschehene nicht ungeschehen und das daraus entstandene Uebel nicht verschwinden machen; aber so wie dem Kranken die Kenntniß der begangenen diätetischen Fehler, ob sie ihm gleich nicht zur Genesung hilft, doch künftige Rückfälle vermeiden lehrt, so kann auch in einem Zeitpunkte, in welchem der Kunstfleiß in einer Krise liegt, und wo es sich um sein Wiederaufleben handelt, das Auffuchen und Erwägen der Hindernisse desselben sehr wohlthätig werden, besonders wenn man nicht nur das Benehmen des Kranken, sondern auch das Verfahren des Arztes von allen Seiten unparteyisch beleuchtet und auf die hie und da eingetretenen Mißgriffe aufmerksam zu machen sucht.

Unter den ersten Schafwollmanufakturen in Oestreich wurde nur eine, die Klagenfurth'er, Tuchfabrik, von einem wirklichen Fabrikanten unternommen, hingegen die Linzer Fabrik auf Kosten und für Rech-

nung des Staates, die Oberleutensdorfer von einem Grafen, und die erste Tuchfabrik in Brünn von Kaufleuten, die von der Tucherzeugung nicht die mindeste Kenntniß besaßen, angelegt und eingerichtet. Statt nun diese industriösen Anlagen in holzreichen, dem Ackerbau und der Landwirthschaft ungünstigen Gegenden, wo sie dem unbeschäftigten nahrungslosen Bewohner als eine Wohlthat erschienen wären, die sie durch einen ihrer mäßigen Lebensart angemessenen niedrigen Arbeitslohn würden erwidert haben, zu errichten, legte man sie aus Unkenntniß der mancherlei Fabrikbeschäftigungen und der dabei vorkommenden Handarbeiten größtentheils in fruchtbareren Gegenden an, wo die dem Menschen mehr zusagenden Feldarbeiten im Ueberflusse vorhanden, den täglichen Verdienst und Unterhalt erleichterten und dem Kunstfleiß nur wenige entbehrliche und bereitwillige Hände überließen. Die ganze Anregung des Erwerbflusses war nicht von dem Gefühle des Bedürfnisses und von dem Erwerbtriebe des Volkes, sondern von den Ansichten der Regierung oder eigentlich des Regenten ausgegangen, deren laut ausgesprochenen Wünschen man da und dort entgegen kommen und ein Opfer bringen, dieses aber, weil man es für etwas umsonst Aufgewendetes hielt, so viel möglich beschränken, und so gut es sich thun ließ, mit andern Vortheilen und Gerechtigkeiten verbinden wollte; daher entstanden diese Anlagen sogar in Provinzialhauptstädten, wo der hohe Preis der Lebensbedürfnisse den Aufenthalt kostbar machte, und die häufigen Belustigungsorter den Arbeiter zur Verschwendung und zur Lieberlichkeit reizten, und sie wurden sogar an Plätzen angelegt, zu welchen das der Manipulation unentbehrliche Wasser mit Pferden herbeigeführt werden mußte. Die ersten Fabrikunternehmer bedienten sich unter andern Gründen auch aus übel angebrachter Sparsamkeit zur Leitung des technischen Theiles derselben häufig solcher Personen, die aus was immer für Ursachen in auswärtigen Fabriken ihr Fortkommen nicht fanden, und denen es nur allzuoft an Kenntnissen oder an Fleiß und Sparsamkeit fehlte. Aus diesen übelstürzten und oft schlecht organisirten Pflanzschulen gingen, mit Ausnahme weniger in ausländischen Fabrikplätzen gebildeter Unternehmer, die meisten inländischen Feintuchmanufakturen hervor, und das Uebelberechnete in diesen ersten Anlagen zeigte sich auch in dem langsamen Wachsthum und Gedeihen derselben so augenscheinlich, daß von den östrei-

chischen Kapitalisten, Banquiers und Großhändlern, deren doch einige zur Errichtung von Seiden- und Baumwollmanufakturen die Hände geboten hatten, Niemand Lust bekam, sich mit der Anlage neuer Tuchmanufakturen zu befassen, und vielleicht wäre der damalige ganze Versuch, den Bedarf seiner Tuchwaaren in den teutschen Erbstaaten selbst zu erzeugen, ohne weitem Erfolg geblieben, und die zu diesem Zwecke bereits errichteten industriösen Anlagen hätten sich nothgedrungen zu der Erzeugung mittelfeiner Lächer gewendet, wenn nicht einige noch in auswärtigen Fabriken gebildete und in inländischen Anstalten gebrauchte, wiewohl mit geringen eigenen Fonds versehene junge Männer, zum Theil durch einen höhern Wink aufgemuntert, den Muth gehabt hätten, sich auf gut Glück in diese bedenkliche Laufbahn zu wagen. Damals wäre es an der Zeit gewesen, die obgedachten Mißgriffe der ersten Unternehmer von Grund aus zu verbessern, was am flüchtigsten durch die Mitwirkung der Staatsverwaltung hätte geschehen können, wenn diese jungen Anfänger durch das unentgeltliche oder doch wohlfeile Ueberlassen leer und herrenlos gewordenen Gebäude und Grundstücke wären mit ihren Unternehmungen in Gebirgsgegenden zu arbeitssuchenden Menschen gewiesen und zugleich auswärtige Walker und Färber durch Ertheilung von Begünstigungen zu Einwanderungen und zu Niederlassungen an dergleichen Orten ermuntert worden. Aber die innern Gebrechen und der prekäre Zustand, in welchem sich schon damals einige bestehende große Fabriken befanden, waren den administrativen Behörden nicht bekannt, und so ließ man neue Fabriken — wiewohl der Nachtheil von Vermehrung solcher Anlagen an einem Orte dem Scharfblick Kaiser's Joseph nicht entgangen war — sich gleich Schmarogerpflanzen an die bestehenden in den größern Städten ohnehin übel angebrachten Manufakturen anlehnen und diesen einen Theil ihrer kümmerlichen Nahrung entziehen. Beide fristeten auf diese Art unter einem immerwährenden Kampfe mit den damals noch unter östreichischem Deyter befindlichen niederländischen Tuchfabriken, welche mit Hilfe so vieler den Tuchhandel im Großen und Kleinen treibenden und sie folglich auf alle Art und Weise begünstigenden Kaufleute den auf ihre Erzeugnisse gelegten Zoll leicht zu umgehen wußten, ihr kränkliches Daseyn nur nothdürftig, und sie wären, ohne die Ausflucht zur Erzeugung mittelfeiner

Tuchwaaren, wahrscheinlich sammt und sonders zu Grund gegangen, wenn nicht die französische Revolution auch die österreichischen Niederlande in ihren Wirbel gezogen und die inländischen Tuchfabriken von diesen öffentlichen Nebenbuhlern befreit hätte. Um sich zu überzeugen, daß diese Vermuthung nicht aus der Luft gegriffen sey, darf man nur diese Manufakturen nach ihren damaligen innern und äußern Verhältnissen mit unparteyischem Auge betrachten. Man wußte allgemein, oder wenigstens war es in der merkantilischen Welt zur Genüge bekannt, daß sie ihre eigenen geringen Fonds theils zur Herstellung unentbehrlicher, jedoch mitunter auch überflüssiger Gebäude, theils zur Beschaffung der erforderlichen Geräthschaften verwendet hatten, und daß sie folglich die Geschäfte selbst mit fremden Kapitalien gegen hohe Interessen betreiben mußten. Hierdurch wurde ihr Kredit in der handelstreibenden Welt des In- und Auslandes so sehr vermindert, daß sie die einheimischen Wollen nicht von den Produzenten selbst, sondern größtentheils erst aus den Händen jüdischer Wollhändler, die sich ihre dabei zu laufende Gefahr reichlich vergüten ließen, auf Zeit erhielten, und daß eine der ansehnlicheren unter ihnen die spanische Wolle, welche sie verarbeitete, nur durch die Vermittlung und unter der Garantie eines Niederländer Tuchfabrikanten von Amsterdamer Wollhändlern beziehen konnte. Sie waren genöthigt, ihre Arbeiten meistens mit lieberlichen, durch Belohnungen herbeigelockten Fremdlingen zu beginnen, durch diese sodann die weder an Gewerthätigkeit noch an Frugalität gewohnten Inländer zu neuen Beschäftigungen abrichten zu lassen, und die von den letzteren gelieferte mangelhafte Arbeit noch durch einen unmäßigen Lohn zu erzwingen. Sie mußten die ganze Manipulation in ihrem weitläufigen Detail und anfangs häufig mit Inbegriff der Spinnerei in eigends dazu eingerichteten Gebäuden durch eine gut salarirte Regie betreiben und ihre Erzeugnisse am Ende Kaufleuten anbieten, die nur zu geneigt waren, von ihren bekannten Selbverlegenheiten den möglichsten Vortheil zu ziehen. Ueberdies aber befanden sie sich in der ungünstigen Lage, daß ihnen die Wünsche und das Bestreben der höhern Stände und der handelbetreibenden Welt gleich angelegentlich entgegen arbeiteten. — Wie hätten diese Manufakturen dahin gelangen sollen, ihre Erzeugnisse so wohlfeil herzustellen und durch Anwendung der nach und

nach bekannt gewordenen technischen Hülfsmittel so zu vervollkommen, daß sie im Stande gewesen wären, den auswärtigen Manufakturen das Gegengewicht zu halten? Vielleicht würde die Staatsverwaltung, wenn ihr damals die wahre Lage der Fabriken bekannt gewesen wäre, den Gegenstand aus einem ihr eigenes Interesse berührenden Gesichtspunkte betrachtet und zur Abhülfe des Uebels dienliche Mittel ergriffen haben; aber die meisten Fabrikunternehmer, von der Hoffnung besserer Zeiten und eines ausgebreiteteren nützlichen Verkehrs, welches die politische Wendung der Dinge mit allem Grund erwarten ließ, belebt, suchten ihren traurigen innern Zustand und ihr darauf beruhendes schwaches Daseyn wo nicht vor ihren eigenen, doch vor fremden Augen sorgfältig zu verbergen, und hie und da wußte einer selbst durch Großsprechereien seinen Mitbürgern blauen Dunst vor die Augen zu machen, wodurch dann auch die administrativen Behörden, von diesem scheinbaren Wohlstand und von den mit demselben im Einklange stehenden, eben so unzuverlässigen Kommerzialtabellen irre geleitet, zum Ergreifen von Maasregeln veranlaßt wurden, welche einem dauerhaften Wachsthum der inländischen Industrie nichts, weniger als günstig waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

I. 30.

Waterlandskunde.

Skizze eines Ausflugs über Aspang nach Grätz.

(Fortsetzung von Nr. 8. XXX.)

Friedberg, aus einigen 70 Häusern bestehend, kann höchstens mit einem blühenden österreichischen Markte verglichen werden. Doch der Anblick Pinkaus in der Thaltiefe und Friedbergs auf der Berghöhe ist eben so einzig in seiner Art, als die Fahrt auf hoher Bergstraße, auf der man rechts und links kleine Salzburger Thäler erblickt. Die Kommerzialhauptstraße nach Grätz hat wenigstens ähnliche Naturdekorationen nicht aufzuweisen.

Lazius will hier das alte römische *Carobiana* ausgraben. Auf dem Plage, wo heut zu Tage die Stadt Friedberg steht, soll ein Frieden zwischen einem Herzoge von Oesterreich und einem Könige von Ungarn abgeschlossen worden seyn, und das Städtchen deshalb den Namen Friedberg und zwei geschlossene Hände im Wappen führen. Nach Weg ward es im J. 1200 erbaut. Herzog Leopold der Tugendhafte, in Oesterreich VI., in Steyermark II. dieses Namens, soll einen Theil des Besiegtes, welches König Richard Löwenherz (1194)

entrichten mußte, zur Erbauung der Ringmauern verwendet haben. *) Im J. 1795 ist das Städtchen abgebrannt und neu aus der Asche emporgestiegen. In der Nähe befindet sich noch der Thurm des alten Schlosses gleichen Namens. Es lebte hier lange Zeit der steyermärkische Historiograph Aquilin Julius Cäsar, ein geborner Gräzer **). Seine *Annales Ducatus Styriae* 3 Foliohände, seine Beschreibung des Herzogthums Steyermark 2 B., do. der Hauptstadt Grätz 3 B., seine Staats- und Kirchengeschichte Steyermarks 7 B., Nationalkirchenrecht Desterreichs, Skizzen zur Aufklärung u. sind Werke, die der Steyermark Ehre machen; doch während das dankbare Vaterland auf die poetischen Versuche eines Kellingner, Schrecklinger u. stolz ist, und die Namen dieser theuren Verstorbener durch eiserne Denkmähe den Enkeln überliefert, scheint es einen Cäsar, Liesganig, Freih. v. Megsburg, Neuhold u. a. sämmtlich geborne Gräzer vergessen zu haben.

Eine Wegtafel außer der Stadt zeigte uns, daß wir noch $10\frac{1}{2}$ Meile von Grätz entfernt seyen. Wir genossen gleich außer dem Städtchen eine überaus schöne Thalanfsicht, fuhren auf etwas besserem Wege nach Angersbach †), und erreichten das Schloß Thalberg ††), über dessen Umfang und Größe wir erstaunten.

Aus den Fenstern eines Eckthurmes lächelten uns freundliche Kinderköpfe entgegen wie von Guido Reni. In der Nähe eine Papiermühle, Wolus und Walkerde.

Da uns die Gegend so freundlich anlächelte, stiegen wir aus dem Wagen, ließen diesen mit unserer Reisegefährtin südwestlich nach dem Dorfe Limbach fahren, und schlenderten zu Fuß sowohl durch dieses Dorf als durch Reilsland.

So wie die Kuhställe, sind auch die Hütten hier schlecht gebaut, und mit so kleinen Fenstern versehen, daß dem Luft-

*) Den andern Theil soll er zur Erbauung ähnlicher Mauern zu Wien, Fische, Enns in Desterreich und zu Nyß in Steyermark verwendet haben.

***) Geboren im J. 1720 † 1792 am Weizberge.

†) Kann mich bei dieser Ortsbenennung bloß auf die Autorität eines Vorübergehenden berufen.

††) Schon im 11ten Jahrhundert erscheinen die Herren von Thalberg. Im 13. Jahrhundert kam das Schloß an die Herren von Krumbach und Hartensfels, später an die Herren von Neuberg. Im 15. Jahrhundert an die Herren von Kottal, Dietrichstein, Schlitt oder Scheidt. Im 16. an Andre Eberhard von Rauber, der sich Herr von Thalberg schrieb u. s. w.

zuge fast offene Fehde angekündigt zu seyn scheint. Da die meiste Arbeit außer dem Hause verrichtet, und außer Bohnen und Linsen wenig gelesen wird, so glauben die guten Hüttenbewohner dem Lichte auf Unkosten der Kälte im Winter keine besondere Aufmerksamkeit schuldig zu seyn.

Ob wir Lafnis erreichten, erblickten wir mehrere Bauern, die ein Frauenzimmer umringten und im Streit begriffen zu seyn schienen. Als wir nahe kamen, sah ich, daß sie meine Schwester in der Mitte hatten. Das dicke Männlein, dessen sich der Leser von Aspang aus noch erinnern wird, hatte a Conto der tausend Gulden auf dem Wege hierher fleißig Erkundigung eingejogen, und wollte, dieselben fortzusetzen, eben Lafnis verlassen, als er ein Frauenzimmer, allein in einem Wagen sitzend, dahersahen und ein Parapluze neben ihr lehnen sah.

Daß diese die verrufene Thäterinn sey, unterlag keinem Zweifel. Bonnetrunken, auf eine so leichte Art in den Besitz von 1000 fl. zu kommen, suchte er mit Hilfe einiger Bauern ohne vorläufige Litis Contestatio, sich meiner Schwester zu versichern, trotz ihrer Protestation, daß sie nicht allein, sondern mit einem Bruder und dessen Freunde reise.

Er würde wahrscheinlich sein Vorhaben ausgeführt haben, wenn nicht einer der Bauern zufällig eine Weibsperson erblickt hätte, die mit einem Regenschirme unter dem Arme dem nahen Wäldchen zuging. Diese Nachricht setzte ihn in solche Betlegenheit, daß er unsre Ankunft nicht abwartete und ohne Absolutio ab instantia seinen Rückzug nahm.

Wir nahmen unsere, über das peinliche Verfahren erblasste Delinquentinn in die Mitte, und gingen vollends nach Lafnis (Lafnis), am Flusse gleiches Namens liegend, der hier gleich außer der steyermärkischen Gränze in die Raab fällt. Unser Kutscher war bereits daselbst angekommen. Während er den Pferden Heu gab, suchten auch wir uns durch ein Glas Wein zu stärken, und wurden von den anwesenden Gästen freundlich empfangen. Wir bezahlten sobald als möglich unsere Beche und fuhren nach Grafsendorf, wo sich der Weg nach Wörs und Hartberg theilt. Den letztern einschlagend, nahmen wir unsere Richtung nach Seibersdorf, welches zum Werbbezirke Kirchberg am Walde gehört, und erreichten Abends um 9 Uhr das Municipalstädtchen Hartberg, das unweit dem Flusse Lungwiz liegt und 120—130 Häuser zählt.

Ohne eben ein helminthologischer Enthusiast zu seyn, oder, wie ein wichtiger Schriftsteller bemerkt, wo Schalen- thiere gefunden werden, sogleich auf eine mosaische Ueberschwemmung zu ratthen, mag es dem Naturfreunde doch nicht ohne Interesse seyn, zu erfahren, daß in der Nähe versteinerte Muscheln gefunden werden. Den Religiösen wird eine ansehnliche Pfarrkirche mit dem schönsten Thurne Steyers

marks und das aufgehobene Kapuznerkloster, den Freund der Natur die angenehme Lage und die Nähe der Schlösser Neuberg, Reitenau und Klaffau entschädigen. Von einer rückwärts der Stadt liegenden Bergspitze (Kogel) soll nach Aussage unsers Gastwirthes, des Herrn Stadtkämmerers, eine prächtige Aussicht über einen großen Theil Steyermarks und Kärnthens sich darbieten. Mangel an Zeit verhinderte uns, seine Worte einer genauen Prüfung zu unterziehen. Der Geschäftsmann findet bloß ein Zollamt und einige Tuchmacher hier, die grobes Tuch verfertigen, und der Lakirer wird es kaum für möglich halten, daß im J. 1487 Mathias Corvin dieses Städtchen vergeblich belagerte. Es soll früher anders geheißen, seit dieser Zeit aber den Namen Hartberg erhalten haben.

Auch dem Freunde der Küche der Neuern können wir versichern, daß man bei dem Herrn Stadtkämmerer (gewesenem Lebzelter) gut aufgenommen wird. Die Bedienung ist eben so gut als billig. Als ich Abends mit dem Lichte in der Hand nach meinem Schlafzimmer gehen wollte, verfehlte ich es, öffnete eine fremde Thüre, und wurde meinem Irrthum erst gewahr, als mir ein bekanntes Gesicht entgegen blickte. In nicht geringer Verlegenheit ließ ich beim Rückzuge die Lichtscheere fallen. Jene bekannte Gestalt blühte sich darnach, und ich irrte nicht, es war — Cuno, der treue Warden auf Sebenstein. *)

Der Gastwirth, welcher eben dazu kam, als ich das fremde Zimmer verließ, und uns, da wir fast zu gleicher Zeit mit Hrn. von Str** im Gasthause ankamen, als zur Gesellschaft gehörig betrachtete, suchte durch alle möglichen Kunstgriffe, den Charakter seines Gastes durch uns in Erfahrung zu bringen. Da wir still schwiegen, bat er endlich um die Gnade, ihm zu sagen, wen er in jenem Zimmer besherberge? Den Gründer und Großmeister eines Ordens, erwiderte von S**. War' es möglich? rief er mit freudestrahrenden Augen. Sein Kutscher hat es mir schon gesagt, doch ich wollte seinen Worten keinen Glauben beimessen. Wie lange gedenken sich Dieselben hier aufzuhalten? unterbrach ich ihn. Se. Gnaden der Herr Großmeister, erwiderte er mit einer tiefen Verbeugung, werden morgen früh 7 Uhr von hier nach Grätz sich verfügen. Wir dankten — wünschten ihm eine gute Nacht, und schliefen ebenfalls einem schönen Morgen entgegen.

Nach $\frac{1}{6}$ Uhr saßen wir wieder in dem Wagen. Nach der Ortstafel waren wir noch $\frac{7}{8}$ Meile von Grätz entfernt. Diese Tafeln sind eine herrliche Erfindung *); nur schade, daß der Ortsname nicht jedes Mal gleich oben (groß geschrieben) und unter diesem erst der Werb-, Pfarr- und Ortsdistrikt angegeben erscheint. Der Vorüberfahrende rollt viel zu schnell vorüber, als daß er unter so vielen Zei-

*) Man sehe Hesperiden Nr. 1. Band XXIX.

*) In Deßreich fanden wir diese löbliche Einrichtung vernachlässigt. Den Kreisämtern in Salzburg und Steyermark gebührt deshalb ein besonderes Lob.

len den Ortsnamen herauszufinden vermag. Auch sollten die Wegweiser (die Hände) an keinem Seitenwege fehlen. Der Gemeinde verursacht es eine geringe Ausgabe, und dem Reisenden ist es von außerordentlicher Wichtigkeit, weil nicht jeder Reisende ein Idiotikon besitzt, um sich die Antworten der Landleute verständlich machen zu können.

Wir fuhren statt nach Ilz den nähern Weg rechts nach Raindorf, das wir um 7 Uhr erreichten. In dieser Gegend kamen mir erst Kleefelder zu Gesicht. Auch den Feldbau fand ich äußerst gering. Die verschiedenen Mobilisationen des Bodens, ob die Dammerde leicht, locker oder schwach sey, nach der Gewohnheit der neuesten Reisenden in dem Wagen sitzend zu beurtheilen und darüber zu raisonniren, ist meine Sache nicht. Doch daß der Futterbau die Seele der Landwirthschaft sey, daß dergleichen natürliche Grasplätze mit perennirenden Futterkräutern ebenfalls einer Wartung bedürfen, ist außer Zweifel, und die Erfahrung hat bewiesen, daß auch die schlechteste Erde benützt werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Debatten und Berichtigungen.

Suum cuique!

Berichtigung mancher Angaben über die Verfasser einiger geographischen und statistischen Aufsätze über Ungarn in dem Topographisch-statistischen Archiv des Königreichs Ungarn, herausgegeben von Johann von Csaplovics, 2 Bände, Wien bei Anton Doll, 1821, gr. 8.

Von Dr. Rump in Pressburg.

Herr von Cs., der um Ungarns Ethnographie, Topographie und Statistik unlängbare Verdienste hat, schreibt im zweiten Bande seines Archivs S. 288, die in den Vaterländischen Blättern 1813 1. Band Nr. 20. 21. S. 115 ff. vorkommenden „Bemerkungen eines Reisenden über Zipsen, insbesondere über Leutschau und die Karpaten,“ die anonym erschienen sind, mir zu, da doch ihr Verfasser der, leider! als Student zu Sáros-Patak gestorbene talentvolle achtzehnjährige Jüngling Adolph Sennowitz, einziger Sohn des Professors Mathias Sennowitz in Eperjes, war, wie auch in seinem im Druck erschienenen Nekrolog gesagt wird. Schon das aufmerksame Lesen dieser flüchtigen Reisebemerkungen deutet auf ein jugendliches Alter, als das meinige im J. 1813 war. Auch kommen darin Behauptungen vor, die meinen früher und später in Schriften bekannt gemachten Forschungen und Ueberzeugungen widersprechen; z. B. daß die Zipsen ursprünglich Sachsen sind (S. 116)*); daß Zipsen aus den Bergwerken Schwefel

*) Ich läugne zwar nicht, wie Engel, daß Zipsen auch aus Sachsen Colonisten erhielt, halte aber nicht mit

(S. 116) gewinnt (dies war zwar ehemals der Fall, jetzt aber nicht mehr); daß von den Zipser Schriftstellern beinahe (?) jedes Fach der Wissenschaften bearbeitet wird (S. 117); daß P. Lur in Leutschau (S. 118) ein geniesvoller (?) Dichter in griechischer und lateinischer Sprache ist (dazu gehört mehr, als in beiden Sprachen Gelegenheitsgedichte verfassen); daß Johann Leibiger der ältere (S. 118) gute ökonomische und Gartenbücher geschrieben hat (sie sind größtentheils Compilationen, die bona mixta malis enthalten und incorrect geschrieben, dagegen sind die ökonomischen Schriften von Johann Leibiger dem jüngern, der sich in dem Georgikon zu Keszthely bildete, wirklich gut in Betreff des Inhalts und Stils); daß in der karpatischen Gebirgsmasse (nach S. 122) von Metall keine sichere Spur gefunden wird (da man doch zuverlässig schon auf Gold und Kupfer gebaut und beide Metalle gewonnen hat, und nur die steile Höhe dieser Bergwerke, die langwierige unerträgliche Kälte und die Härte des Muttergesteins dem Bau unbefiegbare Hindernisse in den Weg legen). Es ist nicht gut, wenn man anonyme Verfasser, die man durch Errathen entdeckt zu haben glaubt, dem literarischen Publikum bekannt macht. Dagegen sind die Topographien der Bergstädte Schmölnitz und Iglo (meiner Vaterstadt) in den Vaterländischen Blättern 1813 1. B. S. 127—135 und 149—164 von mir verfaßt, was in dem Archiv II. B. S. 288 nicht bemerkt ist, ungeachtet ich mich in den Vaterl. Blättern 1814 II. B. S. 357 als Verfasser derselben bekennt habe. — Der Ausflug von Leutschau nach Epos in den Vaterl. Blättern 1810 1. B. Nr. 18., dessen Hr. v. Es. gleichfalls S. 288 erwähnt, ist von dem seligen Superintendenten Johann Samuel Fuchs in Lemberg (einem gebornen Leutschauner), der sich unter dem Aufsatz nur mit J. F. S. unterzeichnet hat. — Die von Hrn. v. Es. auf derselben Seite angeführte „Reise von Széphalom nach Hotkocz von Rumi“, Vaterl. Bl. 1811 S. 553 ff.“ ist keine Originalarbeit von mir, wie man nach dieser Anführung schließen könnte, sondern bloß eine Uebersetzung eines magyrischen Aufsatzes meines gelehrten Freundes Franz von Kazinczy zu Széphalom in den Hazai Tudósítások wie in den Vaterländischen Blättern pag. cit. in einer Anmerkung ausdrücklich gesagt wurde. Auch der verstorbene Ribini in Wien, den einige seiner Freunde nach der am Ende der Uebersetzung stehenden Chiffre R—i für den Verfasser des Aufsatzes hielten, irrte, als er in den Annalen der östr. Literatur, Dezember 1812, die Abfassung dieser malerischen Reise als einen Originalaufsatz von sich ablehnte, weil er wahrscheinlich die An-

Christian Generstich, Bredeky und Jakob Melzer alle Vorfahren der Zipser-Teutschen für Sachsen, sondern leite die Mehrzahl derselben aus den Rheingegenden, aus Elsas und Flandern ab, und stimme so mit Schwartzner überein.

R.

merkung übersah. — Die vom Herrn v. Es. ebendasselbst citirte Beschreibung des Dunajeger Schlosses und seiner Umgebungen in Sartoris Malerischem Taschenbuch 1812 hat den Prediger Christian Generstich zu Käsmark zum Verfasser, was Hr. v. Es. verschweigt.

Band II S. 40 führt Hr. von Es. nicht an, daß die von ihm mitgetheilte geographisch = statistische Beschreibung der Gömörer Gespanschaft (S. 140—183) nach der Recension des Bartholomäidessischen Werks „Comitatus Gömörionensis Notitia historico-geographico-statistica“ in den Annalen der österreichischen Literatur 1809 II. Band S. 153 und nach dem langen, mit bedeutenden Zusätzen versehenen Auszuge dieses Werks in den Vaterländischen Blättern 1812 S. 75 ff. aus meiner Feder geflossen sind, da ich der Verfasser sowohl der Recension als des Auszugs bin. Diese Anführung mag zufällig unterblieben seyn, da S. 176 eine meiner Anmerkungen zu jenem Auszug die Unterschrift „Rumi“ hat. Seite 143 citirt Hr. v. Es. in einer Anmerkung eine topographische Nachricht über Dobschau in Sartoris Naturwundern 1809 4. Thl. S. 176, ohne zu bemerken, daß Hr. Sartori diese Nachricht aus Bredeky's Beiträgen zur Topographie von Ungarn 2. B. S. 40 ff. entlehnt hat, und daß ihr Verfasser Hr. M. Michael Gotthard, evangel. Prediger zu Iglo in der Zips, ein geborner Dobschauner ist. *)

In dem ersten Bande des Archivs wird mir die Beschreibung des Bergs Somos in den Vaterländischen Blättern 1815 S. 148 im Verzeichniß der Schriftsteller, deren Aufsätze in dem Archive vorkommen, ausdrücklich zugeschrieben, im Buche selbst S. 71 aber nur in der Parenthese mit einem Fragezeichen (Rumi?) nach der Chiffre D. (Doctor) R. Der Aufsatz ist allerdings von mir, und ich hatte mich schon früher zu demselben ausdrücklich bekennt.**) Schade, daß Hr. v. Es. die Schreib- und Druckfehler, die in diesem Aufsatze in den Vaterl. Blättern vorkommen, in seinem Archiv abdrucken ließ, ungeachtet ich ihm die vorzüglichsten in einem Briefe anzeigte und um Berichtigung bat. (Nur der Druckfehler Galop ist durch Galop berichtigt.) Der Berg Somos (lies Schomosch) ist nicht im Zempliner, sondern im Abaujvarer Comitatus an der Gränze des Zempliners. Es mark's Reise durch Ungarn erschien nicht 1788 (wie es in den Vaterl. Blättern durch einen Druckfehler heißt), sondern 1798, und Es-

*) Möchte es doch diesem würdigen Gelehrten gefallen, seine mir im Manuscript bekannte ausführliche, für den Druck bestimmte Geschichte und Topographie von Dobschau bald im Druck heraus zu geben!

R.

**) Einige Data dazu lieferte mir mein gelehrter Freund, Franz von Kazinczy, der mir eine Art Aufwache aus dem Berge zur mineralogischen Untersuchung sandte.

R.

mark behauptet nicht (S. 169—172 seines Werks), daß der Bimsstein meistens und ursprünglich ein vulcanisches (Druckfehler in den Vaterl. Blättern und im Archiv anstatt neptunisches), sondern vielmehr, daß er meistens und ursprünglich ein neptunisches Produkt sey. Dieses sollte ungrisch Meszes gedruckt seyn.

Den ersten Aufsatz des ersten Bandes des Archivs bildet die Physiographie des Königreichs Ungarn nach meiner freien Bearbeitung der vortrefflichen lateinischen Abhandlung des seligen Dr. Kitabel in dem kostbaren Prachtwerke Descriptiones et icones plantarum rariorum Hungariae, Wien 1802, fol. in Sachs Monatslicher Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde, VII. und VIII. Band, Gotha b. Becker 1803, 3. Hr. v. Es. fügt der Angabe seiner Quelle den für mich schmeichelhaften Wunsch bei: „Schade, daß uns Hr. Rumi nicht auch die Einleitung des zweiten von Croatien und Slavonien handelnden Theiles irgendwo ebenfalls geliefert hat.“ Gerne hätte ich dies gethan, wenn ich mir bisher als ein unbemittelter, stets mit Mühseligkeit ringender Schulmann das kostbare Werk hätte anschaffen können, oder wenn mir Jemand den zweiten Theil (den ersten erhielt ich im J. 1803 aus der königl. Bibliothek zu Göttingen, wo ich damals akademischer Bürger war) geliehen hätte. Da ich jetzt in der Nähe von Wien lebe, so hoffe ich den zweiten Theil in der Folge bei einem etwas längern Aufenthalte in Wien für eine freie Bearbeitung der Physiographie von Slavonien und Kroatien nach Kitabel benutzen zu können. Zugleich verspreche ich, auf ähnliche Weise, wie ich in den Vaterländischen Blättern eine Chorographie und Statistik der Szömörser Gespanschaft lieferte, eine ähnliche der Gespanschaften Zemplin, Ugocsa und Szathmár nach drei Werken von Anton von Szirmay — die zwei Werke über die Zempliner und Ugocsaer Gespanschaft sind lateinisch, das Werk über die Szathmárer Gespanschaft magyarisch geschrieben — da in unsern Zeiten, wenn man auf das größere Lesepublikum sieht, von lateinisch geschriebenen Werken beinahe schon, wie von gleichischen, jener bekannte Anspruch eines Professors der Rechte „Graecia sunt, non leguntur“ gilt, und die magyarisch geschriebenen Werke, wenn sie noch so trefflich geschrieben sind (und deren haben wir jetzt, dem Himmel sey Dank, nicht wenig), schon unsern nächsten Nachbarn, den Deutschen, so unzugänglich sind, als wenn sie in der türkischen oder gar sinesischen Sprache geschrieben wären.

Bei dem ohnehin nicht beendigten Aufsatz über den Szolnoker Canal, Vaterl. Blätter 1811 S. 87 ff., im ersten Bande des Archivs S. 113—118 hätte die treffliche Schrift von dem Ingenieur Stephan von Webersch zu Szegedin „über einen neuen schiffbaren Canal in Ungerland, mittelst dessen die Donau mit der Theiß

am vorthellhaftesten verbunden werden kann“ (Szegedin 1805, 108 S. 8) citirt werden sollen und daraus zur Ergänzung jenes Aufsatzes Einiges im Auszuge mitgetheilt werden können.

Es ist etwas sonderbar, daß Hr. v. Es. in dem Verzeichniß der Schriftsteller, deren Aufsätze in dem Archiv kommen, von einigen auch diejenigen Aufsätze anführt, die sie entweder ganz oder im Auszug aus dem Lateinischen oder Ungarischen übersezt oder aus deutschen Schriften ausgezogen und mit einigen Bemerkungen begleitet haben, z. B. seinen aus dem Tudományos Gyűjtemény entlehnten Aufsatz über die Komorner Schifffahrtsassurance (1 B. S. 112) und seine Auszüge über das Trentschiner Bad (1. B. S. 181, 182) und den Larczaer Gesundbrunnen (1. B. S. 238, 239) und die historischen Notizen über die Gewerbe, Künste und Erfindungen in Ungarn aus dem Aufsatz des seligen Cornides in Bredeky's Beiträgen und andern Schriften, und die Uebersetzung von Kölesy aus dem Tudományos Gyűjtemény über den Plattensee von N. J. (1. B. S. 128), den Velenger See (1. B. S. 166) und die Esongrader Gespanschaft von U. (II. B. S. 471), während er die Uebersetzungen und Auszüge Anderer, z. B. die meinigen in dem Schriftstellerverzeichniß nicht citirt. Dies ist nicht consequent.

Uebrigens ist dieses Archiv des Herrn v. Esaplovics eine sehr brauchbare Compilation, da man darin so viel in Ordnung zusammengestellt findet, was man in einer Menge von Zeitschriften, die man sich nicht leicht zusammen anschaffen kann, nachschlagen müßte. Der Zweck meiner obigen Berichtigung ist nur, den Leser vor Irrthum zu bewahren.

XI. II.

Philosophie.

Enardo's Ansicht en.

Mitgetheilt von Friedrich Barth.

Der Glaube an Gott und Ewigkeit ist der einzig sichere Halt im Leben; es wird einem sonst so wirr' und kalt ohne diesen Gedanken in dem ewigen Einerlei, wo die Menschen sich so feindlich neben einander hetreiben, nur dem Eigennuz nachgehend.

O, wer mit seinem innern Schmerz hinaus kann schreien, oben auf den Bergen dem Himmel näher und dem Menschengewühle fern seyn, dort im Gefühl der Kraft stolz sich allein vertrauen und dem über ihm, der die Wolken daher jagt: der ist zu beneiden! Wo aber die zehrende Schwäche jeden freien Gedanken der Seele gleichsam ankettet, da kann sich nichts Hohes erzeugen; da neigt sich die Sehnsucht nach unten, um durch die finstere Tiefe zur neuen Freiheit zu gelangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 11. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im Oktober 1821.)

Naturkunde.

VIII. 5.

1.

a. Ueber die Haare des Menschen.

Ein Haar ist ein cylindrischer, dünner, doch dabel harter, elastischer und biegsamer Körper, ohne Nerven und Blutgefäße, unverweslich und ibioelektrisch. Es enthält ein Mark, welches ihm seine Farbe mittheilt. Die Oberfläche desselben ist über und über mit Schweißlöchern versehen, durch welche die Ausdünstung abgeführt wird. Der Nahrungsaft wird einem jeden einzelnen Haare durch eine ganz zarte Schlagader zugeführt, und eine feine Blutader leitet die nicht gebrauchten Säfte zum Herzen wieder zurück.

Das dicke Ende der Haare, welches zwiebförmig gebildet ist, greift in die Haut ein und zieht, gleich einem Gewächse, die zum Wachsthum erforderlichen Säfte vermittelst der Wurzeln aus dem Zellgewebe der Haut. *) Die zwiebförmige Wurzel besteht aus zwei Theilen: nämlich aus einer Hülse, die den äußern Theil der Wurzel ausmacht, und welche gleichsam eine Kapsel

von runder Gestalt bildet. Sie ist mit feinen Fäserchen des Zellgewebes und mit feinen Gefäßchen und Nervenfasern umgeben und befestiget. Dasjenige Ende der Kapsel, aus dem das Haar hervorkommt, ist offen und schmaler, das untere Ende aber stumpf, verschlossen und nach innen gewandt. Die eigenthümliche Wurzel, von cylindrischer Gestalt, liegt innerhalb dieser Kapsel. In diese Kapsel gehen fünf bis zehn elastische Fädchen gegen das offene Ende dieser Hülle hin, welche sich aber vereinigen und eben durch diese Vereinigung das Haar bilden. Es drängt sich nun in schräger Richtung durch die äußern Lagen der Haut, nimmt seinen Weg durch den malpighischen Schleim, nach dem Oberhäutchen zu, und ist nun am Körper endlich sichtbar. Das Oberhäutchen bildet noch eine äußerst dünne Fortsetzung, die dem Haare gleichsam zu einer Scheide dient. Eine dem Del zu vergleichende Feuchtigkeit, nämlich der Haarsaft, füllt das feine Zellgewebe an, (das oben genannte Haarmark), und man findet solche nicht nur in der Wurzel, sondern auch in der Haarröhre selbst. Diese ölichte Feuchtigkeit bringt, als Ausdünstung, durch die feinen Schweißlöcher und überzieht sodann auch die äußern Theile der Haare. *)

Nach Wittthofs Bemerkung (*De pilo humano*, Duisb. 1757) ist bei verschiedenen Menschen auch die Dicke der Haare sehr verschieden, wie man auch dieses schon zur Noth mit bloßen Augen wahrnehmen kann. Einige fand man $\frac{1}{3}$, andere $\frac{1}{2}$ eines Solles dick, die meisten aber zwischen diesen beiden äußersten Enden in der Mitte. *Ruschenbroek* (*Indroductio ad*

*) Ein kleines Mädchen in meiner Gegend hatte durch einen Fall auf einer Stelle ihren Kopf, da wo die Haare wachsen, so sehr beschädiget, daß diese sich verloren und nicht wieder wachsen wollten. Es ward ihr gerathen, von ihren eignen Haaren mehrere in ganz kurze Endchen zu zerschneiden, solche dann mit Schweinschmalz zusammen zu kneten und mit dieser Salbe sodann die von Haaren entblößte Stelle des Kopfes einzusalben. Es geschah, und, siehe, es erzeugten sich junge Haare da, wo vorher keine waren. Ob nun, wie versichert ward, diese Haarfedlinge (möchte ich sie nennen) in die Haut sich einsogon, oder ob allein schon das Schweinschmalz den Wachsthum der Haare beförderte, darüber will ich hier nicht entscheiden. Für eine Thatsache wird indessen das, was ich gemeldet habe, ausgegeben.

*) Manche Handwerker, z. B. die Buchbinder, benutzen die ölichte Ausdünstung der Haare, um zu verhindern, wenn sie Papier zusammenkleistern, daß dieses ihnen nicht an den Fingern kleben bleibt. Sie fahren eben darum mit ihren Fingern über ihre Haare hin, und die Spitzen derselben nehmen von dem Haarsaft etwas an.

cohaerent. corpor. firmor. Dissertatio physica L. B. 1729 p. 421) fand die Haare ihrer Dide nach verhältnißmäßig sehr stark, indem er 2069 Gran anhängte, ohne daß sie zerrissen. Uebrigens nimmt man an, daß auf einem haarreichen Kopfe 240000 Haare gezählt werden.

Die Haare sind von der Vorsehung zu mancherlei wohlthätigen Zwecken bestimmt. So dienen die Haare des Hauptes, wie der Augenschein schon lehret, zu einer wärmenden Decke sowohl, als zum Schmuck des Menschen. Die Augenbrauen und Wimpern beschützen das Auge, daß nicht der herabtriefende Schweiß und Staub demselben nachtheilig werde. Uebrigens kennt man alle Funktionen der Haare noch nicht, und man muß sich zum Theil nur mit Vermuthungen begnügen. Die Bemerkung, daß alle spitze Körper Elektrizität einsaugen, hat zu der Vermuthung Veranlassung gegeben, daß die Haare von der Vorsehung dazu bestimmt seyn dürften, dieses belebende Fluidum aus der Atmosphäre uns zuzuführen. Man darf es daher, wenn dieses gegründet ist, nicht bloß zu den Thorheiten, sondern zu den Tollheiten der Mode rechnen, daß man unbedenklich durch das Verschneiden der Haare den Kopf seiner wärmenden Decke und jener ätherischen Flüssigkeit beraubt, deren Einfluß von so großem Gewichte für unser denkendes Wesen vielleicht seyn mag. Denn wenn wir auch durch Perücken, Mützen u. den Kopf durch andringende Kälte zu schützen suchen, so kann doch eine solche Kopfbedeckung die übrigen Funktionen der Haare unmöglich verrichten. Ich bin in der That der Meinung, daß ein Tituskopf, wenn wir ihn lange auf unsern Schultern tragen, zuletzt in einen Dummkopf ausartet. Und wer wüßte, wenn wir unsern Bart wachsen lassen, (wie die altteutsche Jugend es schon angefangen hat) ob wir dann so viele Klagen über schlechte Zähne hören würden? Gewiß hat der unverantwortliche Leichtsin, womit wir über unsere Haare schalten, eine Menge von Uebeln uns zugeführt. Die Natur beleidigt man nie ungestraft.

* * *

b. Der Kanarienvogel.

Die Kanarischen Inseln sind das eigentliche Vaterland dieses, bei uns sowohl wegen seines lieblichen

Gesanges als auch wegen seiner Farbe, so beliebten Vogels. Unter dessen soll man auf der Insel Montagna Clara, wie Herr Forster in den Neuen Beiträgen zur Länder- und Völkerkunde (Th. II. S. 8.) versichern will, die vorzüglichsten finden. Sie sind schon seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts in Europa bekannt, und fast jeder, der diese armenuthigen Inseln besucht, pflegt sich einige von diesen kleinen Sängern zu fangen oder fangen zu lassen, und nimmt sie als Seltenheit mit. Dadurch und besonders durch die nachher angelegten Hecken haben sich diese Vögel so vermehrt, daß man sie selbst in Rußland und Sibirien nicht selten findet, wo sie dann auch freilich, wie bei uns in Deutschland, in Häusern gezogen und erhalten werden.

Die ursprüngliche Farbe dieses Vogels soll grau seyn, unter dem Bauche ins Grünliche fallend; auch versichert man, daß sein eigenthümlicher Feldgesang bei weitem nicht so angenehm sey und wenige Ähnlichkeit mit seinem jetzigen Gesange haben soll. Allein, wie durch das Klima, durch Vermischung mit andern Vögeln, durch Futter und Züchtung die ursprüngliche Farbe seiner Federn in andere Farbe übergegangen ist, so hat sich auch sein Gesang durch den Unterricht europäischer Vögel (die unter den Waldbängern der fünf bekannten Welttheile die vorzüglichsten seyn sollen, doch wollen einige dem amerikanischen Organisten den Vorzug vor unserer Nachtigall einräumen) sehr veredelt.

Am häufigsten findet man die gelbe Farbe an ihnen; es gibt aber auch weißliche, graue, bräunliche, gräuliche, zimmetfarbige, auch sogar buntgezeichnete. Indessen schimmert die gelbe Farbe doch immer sehr hervor. Die gelben und weißlichen, mit rothen Augen, hält man für die schwächlichsten, auch sollen sie die sanfteste Stimme haben; von den grauen und grünen behauptet man hingegen, daß sie nicht nur die stärkste Stimme haben, sondern auch am dauerhaftesten seyn sollen. Kann man aber einen gelb- und graugesprengten, die nicht selten sind, erhalten, so darf man versichert seyn, daß sein Schlag so ziemlich zwischen dem zu starken und zu schwachen das Mittel hält. Am meisten wird anjetzt der am Körper gelb und weiße, am Flügeln, Kopf und Schwanz isabellfarbene, gesucht und vorzüglich dann wenn er gekrönt ist, oder eine Haube

auf dem Kopfe hat. Hierauf folgt im Preise der goldgelbe mit schwarzbraunem Kopfe.

Der Prediger Herr Friedrichs im Mecklenburg-Schwerinschen, gestorben schon vor längerer Zeit, hat manche für Liebhaber der Kanarienvögel sehr anziehende Erfahrung und Beobachtung über diese allerliebsten Geschöpfe gesammelt, die zum Theil, wie ich glaube neu sind, und daher vielleicht nicht ganz unwillkommen seyn werden. *)

In dem Abschnitt, worin Herr Fr. über die Farbe des Vogels redet, sagt er S. 19:

Sollte die Verschiedenheit der Farbe auch wohl in den verschiedenen Arten des Futters liegen, das man ihnen vorsehet? Eine vierteljährige Erfahrung hat mich nicht nur auf diesen Gedanken gebracht, sondern auch darin bestärkt, daß ich ihn fast für Wahrheit ausgeben möchte. Kein Vogel in der Welt frist wohl so mancherlei Sämereien, Grünigkeiten und Gewächse, als eben unser geliebter Kanarienvogel. Man lege ihm vor, was man will, sein Schnabel wagt sich an alles, und wenn er es nur einigermaßen abpolstern und zermalmen kann, so schluckt er's nieder, und es bekommt ihm — Rüben- oder Rapsaamen, Leinsaamen, Hanfsaamen, sogenannten Kanariensaamen, Mohlsaamen, Laktusaa-men, Hafer, Buchweizengröße, gekochte Kartoffel und gelbe Wurzeln, rohe Äpfel, Äpfelkerne, Gurkenkerne, Hirse, Klettensaamen, Sonnenblumenkerne, Eier, Semmel, Zwieback, Sallatblätter, Kreuzkraut, Petersilienblätter, Spinat, Kohl u. dgl. Wo ist ein Vogel unter dem Himmel, der sich einen so vollständigen Küchenzettel hält? Mit zwei-, drei-, höchstens vierlei Arten von Futter nimmt gewöhnlich der größte Theil von dergleichen gefiederten Kreaturen vorlieb.

Was folgert man nun aber hieraus? — Dieses: Die sogar vielerlei Arten von Futter müssen nothwendig ganz verschiedene Säfte in dem kleinen Körper des Kanarienvogels, und diese wiederum verschiedene Farben der Federn hervorbringen. Einige Jahre hindurch blieb Herr Fr. immer bei einerlei Futter, das aus drei bis vier Arten von Sämereien bestehen mochte, die man durchgängig für ihr rechtes Futter hält, und er bekam

*) Die erwähnte Schrift ist betitelt: Für Liebhaber der Kanarienvögel. 1802. Sie ist nicht sehr bekannt geworden.

immer Vögel von einerlei Farbe, zwar gelbe, weiße, grüne und etwas bunte mitunter, aber doch sehr unregelmäßig und ganz gemein gezeichnet. Sobald er aber anfang noch mehrere Arten hinzuzuthun, sonderlich Leinsaamen, trocken gefüttert, Klettensaamen und Saamenblumenkerne u. dgl., so kamen auf einmal Vögel von ganz andern, viel höhern und ausnehmend schönen Farben zum Vorschein. Sollte man bei solchem Erfolge, sagt er, nicht auf den Gedanken kommen müssen, daß das Futter einen großen, wohl gar den meisten Einfluß auf die Farbe dieser Vögel habe, mithin die verschiedenen Arten von Futter, wo nicht die einzige, doch eine der Hauptursachen von den so verschiedenen Arten der Kanarienvögel seyn?

Wer eine Hecke von dieser Art von Vögeln hat und die Sache versteht, der kann, wenn er zwei Arten von verschiedenen Farben zusammenpaart, zuweilen auch ganz besonders gezeichnete Junge bekommen, so wie ohngefähr bei der Mählerei zwei verschiedene Farben, wenn sie gemischt werden, eine dritte geben.

Daß die Farbe mit den Jahren, wenn die Vögel ein hohes Alter erreichen, welches, je nachdem sie oft oder gar nicht oder selten zum Brüten gebraucht werden, 10, 15 bis 20 Jahre dauert, sehr viel von ihrem Glanze und von ihrer Schönheit verliert, ist eine bekante Sache.

Bei einer einfachen und ungelünstelten Nahrung befindet sich der Vogel am besten, vorzüglich gut soll ihm der Sommerrapsaamen bekommen, der kleiner als der Saame vom Winterraps ist. Man kann aber auch dieses Futter, ohne Gefahr für den kleinen Sänger, mit zerquetschtem Hanfsaamen, Kanariensaamen und Mohn vermischen, ja es wird ihm sogar um so besser schmecken. Eine noch angenehmere Speise soll für ihn ein Gemisch von Sommerrübsaamen, ganzen Haferkörnern, Hafergröße und Hirse, oder auch etwas Kanariensaamen seyn.

Der Vogel, mit wenigem zufrieden, will uns für seinen schönen Gesang ganz und gar keine Unkosten verursachen und nimmt daher mit ganz ordinaier Hausmannskost vorlieb, wenn sie nur nicht allzuarmelig ist. Aus vieljähriger Erfahrung versichert Herr Fr., daß der Vogel bei der oben angeführten Kost sich sehr wohl befindet, und erklärt alle übrige Futterarten für Ländelei.

Aber der Vogel will neben dem trocknen auch grünes Futter haben, das ihm sehr wohl bekommt und zur Verlängerung seines Lebens dient. Man muß diese Kräuter indessen, wozu auch Brunnenwasser gehört, bevor sie ihm gegeben werden, waschen und vom schädlichen Thau reinigen. Im Winter gibt man ihm, statt des gewöhnlichen grünen Futters, Stückchen von süßen Aepfeln und Kopfkraut. Auch kann man in einen kleinen Kasten etwas Rübsamen säen und davon täglich ihm einige Pflänzchen reichen. Im warmen Zimmer gedeiht der Saame bald dahin. Auch nimmt er gerne gekochte und kalt gewordene Kartoffel und gelbe Wurzeln an.

Den länglichten Vogelbauern räumt Herr Fr. den Vorzug ein vor den andern. Sie müssen wenigstens, welches er nicht so genau bestimmt hat, einen Fuß hoch seyn und acht Zoll im Durchmesser haben, damit man dem kleinen Gefangenen zwei oder mehrere übers Kreuz gelegte Springhölzer geben kann. Ueberdem ist nothwendig, daß der Boden des Bauers mit einem Schieber versehen ist, weil man es für die Gesundheit des Vogels für unumgänglich nothwendig hält, daß zum wenigsten alle acht Tage seine Wohnung gereinigt und mit Kleesande ausgestreut werde. Die kleinen weißen Quarzkörnchen, welche unter dem Sande sich finden, sucht er sich auf, und diese befördern seine Verdauung. Auch hält man es nicht für gut, den Vogelbauer mit Oelfarbe anstreichen zu lassen; denn er läßt das Picken nicht, und besonders die Farbe ist ihm ein tödtliches Gift.

Sehr vielen Einfluß auf die Gesundheit des Vogels sowohl als auf seinen Gesang hat die Stelle, die man ihm im Zimmer anweist. Wenn man zwei Bauer mit Vögeln im Zimmer hat, so sollen sich zuweilen Eigensinnige unter ihnen finden, die nicht singen, so lange sie den andern Vogel im Gesichte haben. Ja, manche eröffnen nicht den Schnabel zum Singen, so lange sie den andern Vogel sehen. Aber eben diese kleinen Virtuosen, bei denen sich ein solcher Eigensinn findet, singen am vorzüglichsten. Nicht gut können diese zarten Thierchen es vertragen, wenn ihr Bauer zwischen zwei einander gegenüber stehenden Thüren hängt. Der Zugwind verursacht ihnen epileptische Zufälle, woran sie unsehlbar sterben.

Andere Krankheiten, außer der Epilepsie, dem Geschwür auf dem Schwanze, einer gewissen Art von Heiserkeit und endlich dem Mustern oder Federn, will Herr Fr., in Ansehung dieser Vögel, nicht gelten lassen.

Was die erste Unpäßlichkeit betrifft, so versichert er, der Grund derselben liege einzig in einer unvorsichtigen Behandlung, indem man bei Reinigung der Zimmer mit Besen und Rauchtopf ihnen Furcht und Angst einjage, woraus diese Krankheit sich dann entwickelt. Ein Fingerhut voll Laktusfaamen und etwa einige junge, zarte Rübsamenpflanzen sollen in diesem Fall sehr heilsam seyn.

Das Geschwür auf dem Schwanze ist weiter nichts, als eine Fettbrüse, die diese Vögel mit allen andern zu dem Zweck gemein haben, um vermittelst ihres Schnabels jenes Del herauszupressen, womit sie ihr Gefieder bestreichen, damit dasselbe der Nässe bei feuchter Witterung bessern Widerstand leisten kann. Wenn indessen, da der Vogel im Trocknen sich befindet, wo er keinen Gebrauch von dieser Mitgabe der Natur machen darf, diese Delbrüse eine krankhafte Beschaffenheit annimmt, so soll man sie nicht aufstechen und ausdrücken, sondern man gibt ihm, statt des gewöhnlichen Futters, Laktusfaamen, der den kleinen kranken Herrn unsehlbar wieder herstellt.

Die Heiserkeit hat eine unnatürliche Höhe im Magen zur Ursache. Auf diesen Fall entziehe man ihm das grüne Futter auf einige Tage gänzlich, gebe ihm Laktusfaamen und ein Stück geräuchertheten Speck, woran aber kein Fleisch seyn darf.

Endlich gibt es auch ein Uebel, und dieses sind die allzulangen Krallen. Aber diesen Umstand bringt das Alter mit sich, wenn man freilich auch Vögel findet, die schon in ihrer Jugend mit diesem Uebel sich plagen müssen. In diesem Fall nehme man den Vogel in die eine Hand, halte die Füße gegen das Licht, sehe nach dem feinen, röthlichen Striche in den Behen und schneide dann mit der andern Hand das Ueberflüssige weg, doch so, daß man dem röthlichen Striche nicht zu nahe kommt.

Will man einen guten Sänger lange behalten, so verhüte man es, daß er nicht oft und viel den schlechten Gesang anderer Vögel höre; so wie man auf der andern Seite, wegen der Gelehrigkeit dieses Vogels, seinen Ge-

sang sehr dadurch veredeln kann, daß man ihm andere, besser singende Vögel zu Lehrern gibt. Es mag ein Sperling oder Fink, Stieglitz oder ein Kehlchen seyn, er ahmt die Stimme des guten wie des schlechten Sängers nach.

Ist der kleine Gefangene entflohen, so soll man erst gelinde Mittel versuchen, um ihn wieder zu erhalten. Man soll ihm sein Bauer hingängen oder nachtragen, etwas Grünes hineinlegen und an eine Stange befestigen. Auch kann man einen andern Kanarienvogel in seinem Bauer darneben hinsetzen. Sobald der Flüchtling diesen sieht oder hört, eilt er zu ihm. Man kann ihn auch, wenn er hungrig geworden ist, in einen sogenannten Schlag- oder Fangbauer fangen. Hilft indessen alles dieses nicht, so jage man so lange ihn herum, bis er ermüdet, und dieses wird, da er das Fliegen nicht gewohnt ist, bald geschehen. Man kann ihn alsdann mit der Hand fangen. Auch kann man ihn mit Wasser besprühen und dadurch zum Fliegen unfähig machen. Ist er lange im Freien gewesen und also sehr hungrig geworden, so setze man ihm nicht zu viel Futter auf einmal vor, sonst überfrisst er sich und stirbt.

Was die Abendsänger anbetrifft, so gibt es deren von Natur nur äußerst wenige. Herr Fr. vermuthet, daß es an der Beschaffenheit ihrer Augen liege, so wie es, sagt er, ja auch Menschen, wenn auch nur äußerst wenige, gibt, die am Tage nicht so gut wie Abends sehen können. Man kennt sie unter dem Namen der weißen Neger oder Kakerlaks. In einem Zeitraum von sechszehn Jahren war Herr Fr. nur einmal so glücklich, ein Paar Abendsänger zu besitzen. Der eine von diesen war aus der ersten Hecke, noch vor Ostern, der andere aus der letzten Hecke, ganz spät gegen Michaelis; beide hatten eine schöne, goldgelbe Farbe mit schwarzen Federbüschen oder Kronen geschmückt; der jüngere aber sang besser bei Licht als sein älterer Bruder.

Auch kann man den Vogel dadurch zum Abendsang gewöhnen, wenn er nämlich von munterer Gemüthsart ist, daß man den Tag über, oder eigentlich erst gegen Mittag, damit der Vogel nicht so lange hungern darf, seinen Käfig so bedeckt, daß er im Dunkeln sitzt. Er wird dann glauben, die Nacht sey angebrochen, und begibt sich zur Ruhe. Zündet man dann Abends

Licht an, so nimmt man die Decke ab, und der Vogel, in dem Wahne, der Tag sey angebrochen, wird nach und nach schon anfangen, zu singen.

Der Vogel ist sehr gelehrig und klug, welches auch sein kleines, lebhaftes Auge hinlänglich bezeuget. Daß man ihm, wenn er dazu abgerichtet ist, Namen vortragen kann, die er durch Buchstaben, welche in einer kleinen Schachtel durch einander verworren liegen, und welche er nach einander herausfucht, zusammenlegt und richtig buchstabirt, ist bekannt genug. Einmal ward einem solchen kleinen reisenden Gelehrten (es ist kein Anekdöthen) der Name Ludwig aufgegeben. Der Vogel hatte sich verhört und legte dafür ganz richtig Louis; denn daß er ein Heib auch im Uebersetzen wie im Buchstabiren gewesen wäre, kann man doch nicht annehmen.

Die Art und Weise, wie man Vögel zu solchen Kunstfertigkeiten abrichtet, ist mir unbekannt. Ich habe einmal gehört, daß sie durch Hunger so weit gebracht werden sollen. Freilich macht der Hunger auch manchen zum Schriftsteller und Dichter.

Eduard Stern.

VIII. 14.

2.

Kurze Beobachtungen über die Geographie der Pflanzen, von Obrist-Lieutenant F. S. W. Wernhagen in Brasilien.

(Eingeschickt an die naturforschende Gesellschaft in Halle, mitgetheilt von Ch. Kersersstein daselbst.)

Ich erlaube mir, meine Zweifel über eine anzunehmende Geographie der Pflanzen, auf Erfahrung gestützt, aufzustellen.

Jede Pflanze, glaube ich, sucht mehr oder weniger ihr Klima, welches aber gewiß nicht allein von der Höhe über dem Meere und der geographischen Breite abhängt, sondern von so unendlich vielen Umständen, daß es oft schwer werden muß, diese anzugeben. Z. B. verschiedene Wälder, welche von den Richtungen der verschiedenen Gebirge und Gebirgsketten abhängen, von der Beschaffenheit des Erdreichs, von der Fruchtbarkeit, den Moräften, diesen Wäldungen, Steppen, Ebenen u. s. w. — Hier, wo ich wohne, entsteht bloß Frost bei Westwinden, und Gegenden, die diesen ausgesetzt sind, haben gänzlich verschiedenes Klima von denen, die es nicht treffen kann; auf der Westseite dieser Hügel und Berge erfriert das Zuckerrohr, da es auf der entgegengesetzten Seite gedeiht.

Ich glaube, daß dasjenige, was Herr v. Humboldt über die Geographie der Pflanzen sagt, nur um den Chimborasso herum giltig ist. Ich habe dieselben Palmenarten bei Rio de Janeiro nahe am Meere beobachtet und zwar in ihrem natürlichen Vorkommen, die ich hier 3000 Fuß über dem Meere auch beobachte. Die Kohlpalme (?) Palmito findet sich nahe am Meere, glaube ich, in ganz Brasillen, und oben auf dem Gebirge Arasciaba, 4000' über dem Meere, findet man sie in Menge, so wie auch in allen Ebenen um dies Gebirge herum; ja ich glaube, daß man dieselbe Palmenart in allen Urwäldern Brasiliens findet, denn die Einwohner schließen selbst aus dem Vorkommen der Palmito's, ob ein Wald Urwald oder nicht ist, denn bloß im letztern findet sich die Palmitopalme.

Die baumartigen Farrenkräuter stehen nahe am Meere bei Rio de Janeiro und Santos sowohl, als bei Paulo 2000' über dem Meere, wie auch auf dem Gebirge Arasciaba 4000' über dem Meere, nur sucht der Farrenkrautbaum einen etwas feuchten Boden.

Die nämliche Species *Chinchora* kommt am Gebirge Arasciaba 3500' über dem Meere in so großer Menge vor, als wie in den hiesigen Ebenen. Die Brasilianische Lanne (*Araucaria*) findet sich auf dem Gebirge von Paraty nahe an der Küste unter dem 23. Grad Breite in den Wäldern ohne Untermengung von andern Bäumen in einer Höhe von 4000', und in der Capitania St. Paulo finden sich unter 26° s. B. ungeheure Wälder von *Araucaria* und nur 2000' über dem Meere.

Das Nämliche kann ich von vielen Baumarten und Pflanzen beweisen. Als Herr St. Hilaire hier bei mir war, hoffte er auf der Eisensteinformation von Arasciaba die nämliche Pflanzenvegetation zu finden, die er in der Capitania von Minas geraes, als dieser Formation ganz eigenthümlich, immer gefunden hatte; allein er versicherte mich, daß er auf dem Eisenstein von Arasciaba bloß die Pflanzen gefunden habe, die er weiter um das Gebirge beobachtet hätte. Dieser Botaniker, der nun schon einen so großen Theil von Brasillen bereist hat, stimmt mit mir über die Nullität der Geographie der Pflanzen überein. Nur sagt St. Hilaire so wie Herr Sellow, daß sich die *Burittia* Palme nie über 16° süd. B. gefunden habe. Von dieser Palme, welche die prächtigste und größte Palmenart ist, macht Humboldt viel Wesens und hat sie nöthlich vom Aequator beobachtet.

Aus allem, was ich in der neuen Welt beobachtet habe, muß ich völlig überzeugt bleiben, daß sich so wenig das Pflanzenreich als auch das Thier- und Mineralreich auf gewisse Höhen und Gegenden beschränken läßt, und daß die Natur unbeschränkter ist, als man gewöhnlich in den Büchern reguliren will.

Ich glaube, daß man in der neuen Welt diese Beobachtungen richtiger machen kann, als in der alten, weil in

jener die Natur durch die Menschenhände noch nicht verändert ist, wie in dieser. —

Real Fabrica de St. Jacobo Ispanera
Capitania de St. Paulo ein Brasil.

Den 15. März 1820.

VIII. 7. a.

3.

Göthes Schilderung der Wirthschaft der kleinen See-
thiere auf den Murazzi bei Venedig.

Diese dem Meere entgegengebauten Mauerwerke (*Murazzi*) bestehen erst aus einigen steilen Stufen, dann kommt eine sacht ansteigende Fläche, sodann wieder eine Stufe, abermals eine sanft ansteigende Fläche, dann eine steile Mauer mit einem oben überhängenden Kopfe. Diese Stufen, diese Flächen hinan steigt nun das stuhende Meer, bis es, in außerordentlichen Fällen, endlich oben an der Mauer und deren Vorsprung zerschellt.

Dem Meere folgen seine Bewohner, kleine eßbare Schnecken, einschalige Patellen und was sonst noch beweglich ist; besonders die Taschenkrebse. Raub aber haben diese Thiere von den glatten Mauern Besitz genommen, so zieht sich schon das Meer, weichend und schwellend, wie es gekommen, wieder zurück. Anfangs weiß das Gewimmel nicht, woran es ist, und hofft immer, die salzige Fluth soll wiederkehren, allein sie bleibt aus, die Sonne sicht und trocknet schnell, und nun geht der Rückzug an. Bei dieser Gelegenheit suchen die Taschenkrebse ihren Raub. Wunderlicher und komischer kann man nichts sehen, als die Gebärden dieser, aus einem runden Körper und zwei langen Scheeren bestehenden Geschöpfe; denn die übrigen Spinnfüße sind nicht bemerklich. Wie auf seltsamartigen Armen schreiten sie einher, und sobald eine Patelle sich unter ihrem Schild vom Flecke bewegt, fahren sie zu, um die Scheere in den schmalen Raum zwischen der Schale und den schmalen Raum, zu stecken, das Dach umzukehren und die Auster zu verschmaufen. Die Patelle zieht sachte ihren Weg hin, saugt sich aber gleich fest an den Stein, sobald sie die Nähe des Feindes merkt. Dieser gebärdet sich nun wunderlich um das Dächelchen herum, gar zierlich und affenhaft; aber ihm fehlt die Kraft, den mächtigen Muskel des weichen Thierchens zu überwältigen, er thut auf diese Beute Verzicht, eilt auf eine andere wandernde los, und die erste setzt ihren Zug sachte fort. Ich habe nicht gesehen, daß irgend ein Taschenkrebs zu seinem Zweck gelangt wäre, ob ich gleich den Rückzug dieses Gewimmels stundenlang, wie sie die beiden Flächen und die dazwischen liegenden Stufen hinabschlichen, beobachtet habe.

(Göthe: Aus meinem Leben II. 1. S. 223.)

Mineralogie.

VIII. 10.

1.

Ueber einige merkwürdige neue brasilianische Gebirgsformationen; vom Obersten von Eschwege, Sen. Dir. d. Goldbergw. in Bras. (Auszug eines Briefes an den Herrn Canum. Assessor von Eschwege, eingeseudet mit Bemerkungen von dem Bergrevisor Zinken zu Blankenburg.)

I. Aus der Klasse derjenigen Urgebirge, welche hohe, ausgebreitete Gebirgsketten bilden:

A. Der Chloritsandstein.

B. Der Eisenglimmerschiefer.

II. Aus der Klasse derjenigen Urgebirge, welche nur große, ausgebreitete Lager, isolirte Berge und Rückgebirge bilden:

C. Der Seifen- oder Topfstein.

D. Der Chloritschiefer.

E. Der Eisensfeld.

III. Endlich aus den jüngern Gebirgsarten:

F. Das Eisensteinconglomerat.

A. Der Chloritsandstein verdient einen Hauptplatz unter den Urgebirgen des ersten Ranges, und zwar gleichzeitig mit dem Urthon-schiefer.

Bestandtheile. Wesentliche: Quarz und Chlorit, in einem groß- oder klein- und feinkörnigen, auch körnig-schieferigen Gefüge mit einander vereinigt, je nachdem der Chlorit darin die Ueberhand nimmt, und wie der Glimmer im Glimmerschiefer sich in Blättchen anschließt. Weisser Quarz ist gewöhnlich der vorwaltende Bestandtheil, und von ihm hat das Ganze die Farbe. Nimmt der Chlorit Ueberhand, so hat das Ganze eine bläuliche Farbe. Zuweilen findet man ihn auch in ganzen Lagern, braungefleckt durch Eisen.

Textur. Er zeigt durchaus eine ausgezeichnet schieferige Textur und deutliche Schichtung, theils gerad, theils wellenförmig, theils dicke, theils dünn-schieferig, und in diesem letztern Zustande greifen die Chloritblättchen oft so in einander und über einander, indem sie die Quarzkörnchen umgeben, daß sie den bekannten biegsamen Sandstein bilden, den man bis jetzt irrig für einen Glimmerschiefer hielt.

Zufällige Gemengtheile. Eisenglanzocit aber größtentheils verwittert, Schwefelkies, Eisenglimmer, selten wenig Glimmer, ausgenommen da, wo er den Uebergang in Glimmerschiefer macht.

Lagerung. Er ist gleichzeitig mit dem Urthon-schiefer gelagert und wechselt mit demselben in großer Mächtigkeit und in weiten Erstreckungen mit einem Hauptstreichen von N. nach S. und einer Hauptneigung nach D. unter

einem stärkern Winkel als 45°; doch scheint er streng vom dem Urthon-schiefer getrennt.

Uebergänge. Auf einer Seite geht der Chloritsandstein in Chloritschiefer, auf der andern in einen Quarzschiefer über. Bemerkenswerth ist aber der Uebergang in den Eisfeld.

Fremdartige Lager. Diese sind Chloritschiefer und Quarz, letzterer mit vielen goldhaltigen Arsenikkiesen, weißem Speiskobalt und Spießglanz.

Untergeordnete Lager. Man findet sowohl in ihm als zwischen ihm und einem Chloritartigen Urthon-schiefer (Pisarra von dem Bergmann in der Nachbarschaft von Villa Rica genannt) ein stark goldhaltiges Lager, welches aus einer theils zerreiblichen, theils festen, schwarzen Substanz besteht, die an der Luft zu einem festen Gestein erhärtet, oft mit vielen eisen-schüssigen Quarzadern durchzogen, mit Quarznestern angefüllt, auch mit vielen Turmalinen und zuweilen kernförmig eingekneteten Talkblättchen gemengt ist. Diese Substanz scheint auf den ersten Anblick ein kohlenstoffhaltiger, verhärteter schwarzer Thon zu seyn; nach genauer Untersuchung findet sich jedoch, daß sie eine außerordentliche Anhäufung von kleinen Turmalinkristallen ist, die so innig mit einander verbunden sind, daß sie zuletzt eine solide Masse bilden, die mehr oder weniger verwittert ist und folglich ein für den Mineralogen neues Fossil darstellt. Dieses Lager, welches der hiesige Bergmann Carvoeira nennt, kommt von einigen Faden bis zu 1 Lachter Mächtigkeit vor, findet sich auch wohl nur nesterweise, enthält viele Arsenikkiese und macht das vorzüglichste und reichste Goldlager bei Villa Rica und Marianna aus.

Gänge. Quarzgänge durchsetzen häufig den Chloritsandstein, und zwar oft von großer Mächtigkeit, wie man an dem Morro das Lagoas bei Villa Rica wahrnehmen kann. Sie enthalten ebenfalls Schwefelkies, Antimonium, Kobalt und Nickel (?). Andere Gänge führen nur Quarz und Rhyolit.

Gestalt der Gebirge. Er bildet rauhe, unfruchtbare, felsigte und oft grobe Gebirge. Der Diamantdistriet von Serra do Frio zeichnet sich in dieser Hinsicht vorzüglich aus.

Vorkommen in Brasilien. Diese Gebirgsart bildet die ausgebreitetsten und höchsten Gebirge in Brasilien, sie macht den vorzüglichsten Rücken des großen Gebirges aus, welche sich aus der Capitanie St. Paulo durch ganz Minas und einen Theil von Bahia einige hundert Leguas weit zieht, und welchem Hauptgebirge ich den Namen der Serra de Espinhaço (Rückgratgebirge) gegeben habe. Sie erhebt sich in einigen Punkten bis zu 6000 Fuß über das Meer, wie z. B. der Itacolumi bei Villa Rica und die Serra Itambé bei Villa do Principe.

Name. Chloritsandstein benannte ich diese Gebirgsart, weil der Chlorit sie charakterisirt.

B. Eisenglimmerschiefer.

Bestandtheile. Die wesentlichen Bestandtheile dieser Gebirgsart sind Eisenglimmer und Quarz, die in einem feinkörnig schiefrigen Gefüge mit einander verbunden sind und gewöhnlich in einem verwittertem Zustande sich befinden; doch findet man auch außerordentlich feste Lager in ihm. Eisenglimmer ist der vorwaltende Bestandtheil, und von ihm erhält er seine mehr oder minder dunkle Eisenfarbe. Zuweilen ist er sehr dünn geschichtet, und sowohl der Eisenglimmer als der Quarz erscheinen für sich in Schichten getrennt, so daß das Ganze ein bandartiges, weißes und dunkelgestreiftes Ansehen hat. In diesem Zustande ist der Quarz meistens zerreiblich und lose und fällt auf der Oberfläche heraus, so daß das Ganze ein zerfressenes Ansehen erhält. Auch erscheint diese Gebirgsart gefleckt und punktiert. Der Eisenglimmer ist von starkem Glanze. Unter gewissen Umständen und in dünnen Schichten ist der Eisenglimmerschiefer eben so biegsam, wie der biegsame Chloritsandstein.

Zufällige Gemengtheile. Diese sind: Eisenglanzoctaeder, die entweder innig mit ihm verbunden sind oder auch ganze Nester in ihm bilden, Brauneisen, Schwefelkies und besonders Gold, wie man in den reichen Carvas (Bergwerken) von Cochas und Sartas altas findet.

Lagerung. Allen meinen Beobachtungen nach ist diese Gebirgsart gleichzeitig mit dem Chloritsandstein und dem Urthonschiefer, doch nicht ganz so ausgebreitet als diese beiden. Meistens lehnt sie sich an den Chloritsandstein und ist alsdann goldhaltig; nicht so, wenn sie sich an den Thonschiefer lehnt, (hierüber fehlen noch Beobachtungen.) Die Schichtungen sind immer parallel mit der unterliegenden Gebirgsart.

Uebergänge. Der Eisenglimmerschiefer geht auf einer Seite in Quarz, auf der andern in Eisenglimmer über, so wie aus diesem in einen dunkeln Chloritschiefer.

Fremdartige Lager. Man findet in ihm goldhaltige Quarzlager, Eisenglanz, Magnet-, Eisenstein, Brauneisenstein, so wie auch Chloritschieferlager.

Gestalt der Gebirgsart. Es bildet diese Gebirgsart weitenlange, ausgebreitete Lager von 6 bis 10 Lachtern Mächtigkeit, welche sich durch äußere Form weiter nicht auszeichnen. Da aber diese Lager von den Bergleuten wegen ihres Goldgehaltes sehr verfolgt werden, auch die Carvas era zuweilen unter ihnen liegt, so stellen sie meistens eine zeriffene und verwitterte Oberfläche dar, wie man besonders bei *Villa Rica* und *Mariana* beobachten kann.

Vorkommen in Brasilien. Man findet diese Gebirgsart an vielen Orten der großen *Cerra de Espinhaco*, so wie auch auf andern Parallelgebirgen, und gewöhnlich mit einer Eisensteinconglomeratkruste bedeckt.

Gebrauch. Gewaschen und vom Quarze getrennt, gibt sie ein gutes Eisen. Ist sie fest und dünnstiefrig, so kann sie zur Deckung der Häuser dienen.

Namen. Das ausgebreitete Vorkommen und die schiefrige Textur des Eisenglimmers in Verbindung mit Quarz bewegen mich, der dadurch entstandenen Gebirgsart den Namen Eisenglimmerschiefer zu geben.

(Beschluß folgt.)

VIII. 16.

2.

Fasriger Mesolith. *)

Dieses Fossil fand Hr. Dr. Zelenka ausgezeichnet schön zu Hauenstein im Ellbogener Kreise in Böhmen, im Klingstein, vom seligen Werner für fasrigen Zeolith erklärt, welchem er in der That täuschend ähnlich ist. Der verstorbene von Freymuth, Professor der Chemie zu Prag, zerlegte ihn und fand, daß er sich zu Satz- und Klee säure und vor dem Löthrohre verhalte, wie jene Zeolithgattung, welche Hr. Prof. Fuchs in Schweigger's Journal (XVIII. 17.) als Mesolith bezeichnete, die specifische Schwere 2,335, sehr übereinstimmend mit Herrn Fuchs, wenn dessen Angabe 2,63 — ein Druckfehler wäre und heißen müßte: 2,263.

Die vergleichende Analyse ergab

	Naevolit	Böhmischer Mesolith	Fuchs und Zeolith	Stolezit (Mesotyp?)
Kieselerde	48,0	44,6	47,0	46,5
Thonerde	26,5	27,6	25,9	25,7
Kalk	—	7,1	9,8	14,2
Natron	16,2	7,7	5,1	—
Wasser	9,3	14,0	12,2	13,6

Man sieht, daß der Naevolit dadurch in fasrigen Mesolith übergeht, daß er Kalk aufnimmt und Natron verliert; daß der Faser-Mesolith in den Fuchsischen, durch Zunahme des Kalkgehalts und noch größere Verminderung des Natrons übergeht — endlich gar in den Stolezit durch gänzliches Verschwinden des Natrons und noch größere Zunahme des Kalks.

*) Chemische Untersuchung eines fasrigen Mesolithes von Dr. Jos. v. Freymuth, Professor der Chemie und Pharmacie an der Universität zu Prag. 1818.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 12. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im Oktober 1821.)

III. 7.

Auswärtige Länderkunde.

Fahrt von Utrecht nach Amsterdam im April 1821.

Um von Utrecht nach Amsterdam zu kommen, zieht der Reisende in der Regel die Wasserfahrt vor. Diese verdient auch mit Recht einem Jeden, der die Gegend nicht kennt, anempfohlen zu werden. Im nördlichen Teutschland und mehreren andern Gegenden kann man sich schwer eine Idee davon machen, wie man hier mit dem Angenehmen, welches die schöne Gegend und die Abwechslung dem Reisenden darbietet, die Bequemlichkeit und den Vortheil zu verbinden gewußt hat. — Die Fahrt geschieht in sogenannten *Treckschuyts*. Diese von Pferden gezogenen Nachen haben in ihrem Innern in der Regel drei von einander abgefonderte Kajüten — *Ruffs* — in welchen Reisende aus allen Klassen befindlich sind. — Will man diese gemischte Gesellschaft vermeiden, so steht es dem Reisenden frei, sich eins dieser Zimmer zu miethen. Der hierfür zu entrichtende Preis ist dann, wenn drei bis vier Personen in einer Gesellschaft reisen, nicht von Bedeutung. Von Utrecht bis Amsterdam zahlt man für ein solches *Ruff* des ersten Rangs, welches acht bis zehn Personen faßt, etwa 4 Gulden. Das zweite *Ruff* kostet etwas weniger. Das dritte *Ruff*, welches ungepolsterte Bänke hat und nicht so bequem eingerichtet ist, aber gegen Regen und Sturm ebenfalls ein sicheres Obdach gewährt, ist in der Regel nicht vermietet, sondern für sämtliche Reisende, welche nur das gewöhnliche Fahrsgeld entrichten, offen. Wir hatten vor unserm Nachen, während der ersten Station von Utrecht nach Amsterdam, ein Pferd, welches bereits seit 10 Jahren diesen Dienst leistete und uns, im fortwährenden Trot-

laufend, sehr rasch vorwärts schaffte. — Auf den nahe am Kanal vorbeiführenden Landstraßen ist es beständig lebhaft; bald rollt ein ausgezeichnete Wagen vorüber, bald sprengen Reiter mit muthigen Rossen vorbei. Von Fußgängern ist es an beiden Ufern in beständiger Lebhaftigkeit. Dörfer und Lusthäuser verschönern die Gegend. So folgt eine Gruppe der andern. — Die Fertigkeit des Steuermanns, den Nachen rasch von einer Seite nach der andern zu lenken, das Abnehmen der vom Ufer übergebenen Briefe und namentlich das rasche Senken des Seils, woran die Pferde vor den *Treckschuyts* ziehen, wenn das eine dem andern begegnet, ist beobachtungswerth. — Wer an die rasche Bewegung des Fahrzeuges nicht gewöhnt ist, empfindet anfänglich in der Regel einige Uebelleit, man thut daher besser, so lange diese währt, nicht in die Kajüte zu gehen, sondern auf dem Verdeck zu bleiben. Jedoch ist dieser unbehagliche Zustand gewöhnlich nur von kurzer Dauer, und tritt selbst bei Vielen, die eine solche Fahrt zum ersten Male machten, gar nicht ein. Auch artet diese Unbehaglichkeit nicht aus, wie bei einer Seereise. Wir nahmen einen jungen Mann in unser gemiethtes Zimmer, welches noch hinreichenden Raum darbot, mit auf. Dieser konnte seine Abkunft von Israels Geschlecht nicht verläugnen, obgleich er sonst nicht ohne Bildung war. — Das zweite an das unsrige stoßende Zimmer war an ein junges Mädchen vermietet, und das dritte Zimmer faßte die übrigen Reisenden. — Die Gegend ist hier durchgängig flach. Schön sind aber die *Akers*, *Wiesen* und *Wetdiefelder*. — In den Zimmern der *Treckschuyts* sind Fenster, aus welchen man die Gegend ebenfalls übersieht. Nur ist es keinem Reisenden zu rathe, aus denselben den Kopf herauszustrecken, weil man oft sehr nahe bei hohen im Wasser befindlichen Pfählen, Zugbrücken u. s. w. vorbeifährt, und wenn dieselben bei der raschen Bewegung des Nachens nicht zur gehörigen Zeit wahr-

Septerus Nr. 12. XXX.

genommen werden, so kann hierdurch eine solche verzeihliche Neugierde sehr hart bestraft werden. — Es sind wirklich schon Fälle vorgekommen, in welchen Heraussehende auf diese Art ihr Leben auf schreckliche Art und zwar durch Verschmetterung des Kopfes verloren. Die Schiffer, welche sehr gleichgültig sind, vernachlässigen oft, den mit dieser Gefahr unbekanntem Reisenden von derselben gehörig zu unterrichten. — Vorzüglich schöne Parks werden an beiden Ufern sichtbar, man erblickt in den Anlagen überall Abwechslung. Jeder Besitzer folgt in der Anlage seinem Geschmack. Dasselbe gilt von den sogenannten Suitenplaats, womit der Holländer Landhäuser benennt. — Bei ihrem Anblick sieht man zum Theil die Baukunst der Alten auf unsere Zeit übertragen, zum Theil Gebäude im neuern Geschmack und erhabnen Styl. Am mannigfaltigsten sind die Gartenhäuser. Bald entdeckt man erhabene corinthische Säulen, welche den Bau zieren und stützen, bald eine geschmackvolle chinesische Kuppel, bald ein freundliches Häuschen, welches von Italiens Boden hierher verpflanzt zu seyn scheint, bald aus dem Alterthume, dem griechischen oder gothischen Geschmacke entlehnt. — Die reichsten Bewohner der Umgegend, welche im Winter sich gewöhnlich nach Amst erdam oder Utrecht zurückziehen, bewohnen im Frühjahr, Sommer und Herbst ihre hier aufgeführten Landhäuser, oder suchen hier nach ihren Geschäften Vergnügen und Erholung. — Die große Mehrzahl der Besitzer sind Kaufleute; denn bekanntlich ist dieser Stand in Holland der reichste und herrschende, deshalb befindet er sich auch in dem Genuß und Besiz der schönsten Gegenden, die dies Land liefert und welche, durch seinen Reichthum verschönert, die Aufmerksamkeit jedes Reisenden auf sich ziehen müssen. — Erlaubt ist es allenfalls dem Reisenden, jene schönen Anlagen auch in ihrem Innern zu sehen; ein zuvorkommendes Wesen muß man aber von dem Holländer nicht erwarten, und am wenigsten eine alte teutsche Gastfreundlichkeit, welche mehrere Völker der frühern Zeit vor der unsrigen auszeichnete, und sich noch jetzt in manchem, von der Natur viel weniger begünstigten Lande weit mehr als in Holland findet. — Auch würde man unbillig seyn, wenn man von dem Holländer eine besondere Aufmerksamkeit gegen den Reisenden erwarten wollte, da dies sein Land von einheimischen und fremden Reisenden, welche größtentheils in Handelsgeschäften von

einem Orte zum andern ziehen, fortwährend besucht wird. Unter der frühern Herrschaft waren auf die Landhäuser dergestalt hohe Abgaben gelegt, daß viele Besitzer ihre mit großen Kosten aufgeführten Anlagen niederrissen. Jetzt fängt man indeß wieder mit der Verschönerung der schon vorhandenen und selbst mit einzelnen neuen Anlagen an. —

Bemerkenswerth ist auch die sogenannte Nieuwe Schlus — neue Schleuse — wo das Treckschuyt anhält und die Reisenden in einem Gasthose Erfrischungen bekommen können. Nahe bei der neuen Schleuse erblickt man ein prachtvolles Landhaus, umgeben von den schönsten Anlagen und einem einladenden Park. — An der neuen Schleuse sind mehrere freundliche Gebäude im holländischen Geschmack aufgeführt. Besonders verdient aber die hier befindliche Posthalterei von jedem Reisenden in Augenschein genommen zu werden. Kein fürstlicher Marstall kann sich mehr durch Reinlichkeit und Geschmack auszeichnen, als der hier befindliche Poststall. Mancher polnische Edelmann würde unbedingt seine Wohnung mit der der Pferde des hiesigen Posthalters vertauschen können und dabei in jedem Falle gewinnen. Die Pferde sind durchgängig sehr gut und wohlgenährt, und unter denselben mehrere sogenannte Harttraber vorhanden, welche in Holland eben so beliebt sind, als die Paßgänger in der Normandie. — Das Sielen- und Baumzeug hat seinen abgesonderten Platz in einer großen und schönen Wagenremise, und zeichnet sich durch Pracht und Reinlichkeit aus. — Wagen aller Art, zweirädrige und vierrädrige, stehen in der Remise mit der größten Ordnung aufgeföhren. Einige derselben scheinen nur für hohe Reisende bestimmt zu seyn; keinem aber ist der Gebrauch anzusehen, weil man hier die Kunst versteht, dem Alten den Schein des Neuen zu erhalten. Kurz, die Einrichtung dieser Posthalterei ist einzig in ihrer Art, und findet, außer in Holland, schwerlich in Europa ihres Gleichen. — Der Posthalter, welcher uns bemerkte, machte eine rühmliche Ausnahme von der holländischen Schwerfälligkeit, führte uns selbst durch alle seine Anlagen, und hatte sein ganz besonderes Vergnügen, daß wir unsere lebhafteste Freude über seine Errichtung zu erkennen gaben.

Die Gegend hinter der neuen Schleuse ist flach wie zuvor, aber in ihrer Art nicht minder schön. Man erblickt zur Rechten und zur Linken eine große Wiesen-

fläche und in einiger Entfernung zur linken Seite eine schöne Alee, welche eine anmuthige Aussicht gewährt. Landhäuser stehen auf dieser Wiesenfläche nicht, jedoch entdeckt man in einiger Entfernung auch diese. — Zur Rechten und Linken sieht man fortwährend freundliche Dörfer und Mühlen aller Art. Viele dieser Mühlen sind bloß dazu bestimmt, um das Wasser aus dem Lande zu ziehen. Da die Landschaftsgemälde, der fortwährenden Fläche ohngeachtet, sich so verschiedenartig darstellen, so wird das Auge im Anschauen nicht ermüdet. — Unser Israelit bekümmerte sich wenig um die Gegend, und warf sich zu wiederholten Malen in die Arme des Morpheus. — Der Kanal läuft von der neuen Schleuse an in mehreren bedeutenden Krümmungen fort. — Zu wiederholten Malen blickte die Sonne hervor und zerstreute die Nebel Hollands. Reizend war dann der Anblick der Gegend und malerisch die Schattirung, welche die durch die Nebel dringenden Sonnenstrahlen auf erstere warfen. — Solche Augenblicke wurden dann auch von den Bögeln, welche in den verschiedenen Parks ihre Behausungen aufgeschlagen hatten, benützt, und wir durch ihre muntern Töne erfreut. — Bevor wir die Hälfte der Fahrt zurückgelegt hatten, entdeckten wir noch in der Mitte des Kanals ein freundliches Gartenhaus — eigentlich sollte man es Wasserhaus nennen — nach welchem man von einem anstoßenden Garten durch Hilfe einer schönen Brücke gelangte. — Kurz vor der zurückgelegten Hälfte der Fahrt ward das Pferd gewechselt. Die Fahrt ging jetzt nicht mehr so rasch, weil das Pferd träger war. — Das Seil, woran die Pferde ziehen, läßt oft ein heulendes Geräusch vernehmen.

Als die erste Hälfte unserer Wasserreise zurückgelegt war, hielt der Nachen von neuem in einem Wirthshause an. — Das Wetter war im Ganzen rauh; denn nur selten vermochte die Sonne durchzubringen. — In den Gasthöfen sind zwar Erfrischungen für den Reisenden zu erhalten, jedoch könnte die Einrichtung in denselben gewöhnlich besser seyn. Der Kaffeh, welchen man in Holland erhält, ist durchgängig schlecht und oft gar nicht zu genießen. Hierbei leidet ganz besonders das weibliche Geschlecht, wenn es, wie in Deutschland, an die bessere Zubereitung dieses Tranks gewöhnt ist. Besonders aber wird es den sogenannten Kaffeschwestern in Holland nicht behagen. Uebrigens ist aber auch dieser schlechte Kaffeh, wie alle Bedürfnisse in Hol-

land, über die Hälfte theurer, als in den Gasthöfen Deutschlands. Der Reisende, welchem man die Unbekanntschaft mit dem Lande anmerkt, wird ganz besonders geprellt. — Wein wird in Holland weniger getrunken als am Rhein. Der Rheinwein ist hier mit schweren Abgaben belegt und eignet sich auch nicht für das Klima, am wenigsten im Sommer. Man findet daher hier gewöhnlich nur rothe französische Weine, welche man in den gewöhnlichen Gasthöfen mit einem bei einer etwas bessern Sorte auch mit zwei Gulden bezahlen muß. — Den mehrsten Absatz haben die Gasthöfe durch Brantwein, welcher ungewöhnlich viel in Holland verbraucht wird. Ein ächter Holländer nimmt es mit einem Kosaken bei diesem Getränke auf. Auch das weibliche Geschlecht ist hier an Brantwein gewöhnt. Das Klima rechtfertigt den Gebrauch desselben, und selbst jeder Reisende wird in Holland mehr Brantwein vertragen können, als in andern weniger wasserreichen und nebligen Gegenden. —

Jetzt stellte sich uns, nachdem wir die Fahrt weiter angetreten hatten, ein neues Landschaftsgemälde dar. Wir erblickten von neuem üppige Wiesen und auf denselben verschiedene Landhäuser, welche offen, von keinem Gehölze umgeben, da lagen. Das Wetter ward angenehmer, und die Sonne fing allmählig an, ihren Sieg über die Nebel zu behaupten. — Das Dorf Landersstak lieferte uns zur Linken einen schönen Anblick. Bald darauf erblickten wir zur Rechten das Dorf Bamburg, in der Nähe und hinter demselben wieder schöne Landhäuser mit den anmuthigsten Gärten und Anlagen. Auch zur Linken zeigten sich nun unsern Augen in einer kleinen Entfernung hinter einer Wiese schöne Gartenhäuser. — Die Besitzer der uns hier erscheinenden Landhäuser und Umgebungen sind größtentheils Kaufleute, welche zu Amsterdam wohnen. Mehrmals veränderte sich noch das Wetter, doch blieb es größtentheils freundlicher als am Morgen. — Jetzt waren wir noch zwei und eine halbe Stunde von Amsterdam entfernt, als sich uns zur linken Seite ein alter Wirththurm zeigte, der die unverkennlichsten Zeichen des Alterthums an sich trug. Zur Rechten erschien uns nun das Dorf Aylau, freundlich wie die übrigen, und nun begann unsere Fahrt in das Aylauer Meer. Man wird sich bei diesem Namen nicht den Kanal bei Calais und am wenigsten den Dzean denken. Das Aylauer Meer kann mit dem

bloßen Auge gemessen werden und ist nur der Kanal in einer größern Gestalt. — Eine Mühle mit holländischer Flagge zeigte uns das Orange howen! — Schwäne, den Besitzern der nahe gelegenen Landhäuser gehörig, spielten ohne Scheu auf den Wellen umher und haschten nach einer Beute. — Flugben wilden Geflügels zeigten sich in einiger Ferne. Die Fahrt durch das A p k a u e r Meer kann nicht durch Hülfe des Pferdes geschehen; es muß abgespannt werden und einen Umweg machen. — In einer Viertelstunde war aber das Meer durchfahren, und das zuvor von der linken nach der rechten Seite über eine Zugbrücke geführte Pferd ward wieder an das Tau gespannt. Nachdem der Kanal in einer kurzen Krümmung fortgelaufen war, gewannen wir die erste Ansicht des schönen A m s t e r d a m. — Wie in einem optischen Kasten ein Gegenstand nach dem andern erscheint, so erschienen uns die verschiedenen Gegenden der Stadt und verschwanden wieder unserm Auge, je nachdem wir die verschiedenen Krümmungen des Kanals durchfuhren. — Jetzt trat wieder eine andere Richtung ein, und jede Ansicht der Stadt war unserm Auge entzogen. Es zeigten sich uns von neuem prächtvolle Landhäuser und in einiger Entfernung eine große Menge von Windmühlen. — Man findet hier häufig auf Häusern angelegte Mühlen. Die Bauart der holländischen Mühlen ist auch in Deutschland bekannt; doch gibt es auch hier viele Abstufungen in jener. — Von den auffallenden Erscheinungen, deren es in Holland für den Fremden mehrere gibt, will ich hier nur der Inschrift eines Wirthshauses erwähnen, welches auf seinem Schilde die Worte hatte: Vry Wien und Bier! — Dabei wurden wir aber in dieser freigebigen Kneipe dergestalt geprellt, daß ich wohl dem Gastgeber ein anderes Ausschänkgeschild empfehlen möchte. — Bei der Kenntniß der Sprache leidet aber diese Inschrift eine andere Auslegung. — Auffallend sind auch die hier häufig gebrauchten Wagen ohne Deichsel. Die Wege sind zwar in Holland größtentheils gut, indeß viele derselben laufen auf Deichen, welche äußerst schmal sind und eine geschärft Aufmerksamkeit der Fuhrleute erfordern. Dessenungeachtet bedient man sich der Wagen ohne Deichsel, welche durch einen Schnepper geleitet werden und eben so rasch aufgehalten werden können als die übrigen.

Um wieder auf unsere Fahrt und das aus dem Gesichtskreis verlorne A m s t e r d a m zurückzukommen, so

bemerkte ich nur, daß unsere Erwartung durch das gehabte Vorspiel noch mehr gespannt worden war. Nachdem wir uns hierüber gegenseitig aussprachen und die Gegenstände um uns her betrachteten, vorzüglich aber unsern Sinn auf das Wiedererscheinen der Ansicht A m s t e r d a m s gerichtet hatten, stimmte der neben uns träumende israelitische Reiseführte auf einmal mit schmelzenden Tönen ein Lied folgenden Inhalts an: „Ach wär' ich zu Hause geblieben, sein Liebchen ist hübschchen und sein!“ — Sein Vortrag hatte mit dem bekannten neuen Liede die größte Aehnlichkeit. — Unsere Empfindungen standen so im Contrast, daß sich keiner eines lauten Lachens entwehren konnte, und der Jude lachte zur Gesellschaft mit. Er versicherte übrigens, diese Wasserfahrt schon öfter gemacht zu haben, wußte aber von derselben weniger als wir, die sie jetzt größtentheils zum ersten Male machten.

Als wir von A m s t e r d a m noch eine halbe Stunde entfernt waren, da erschien es uns zum zweiten Mal. Jetzt betrachteten wir die Gegenstände, welche unsern Augen vorher zwar schon erschienen, ihnen aber bald wieder entzogen worden waren, mehr aus der Nähe, und nach und nach ward uns die große schöne Stadt ganz sichtbar. — Erhabne Thürme, prächtvolle Häuser und dampfende Kamine zeigten sich uns wie bei dem Anblick jeder großen Stadt. Aber nicht jede große Stadt liefert ein so allgemein freundliches Aeußere, als A m s t e r d a m. In einer weiten Ebene steht diese Königin der Städte H o l l a n d s.

Wenn man bedenkt, daß Menschenhände diesen Ort auf einem Sumpf gründeten, und mit der größten Mühe jedes einzelne Haus auf tief eingerammelten Pfählen aufzuführen mußten, so gewinnt man wahrlich Achtung für die betriebsamen Vorfahren. — Fragen muß man sich freilich: warum wählten die Gründer der Hauptstadt sich nicht einen geschicktern Platz zu ihrer Anlage aus, zumal da die Hauptstadt eins der wichtigsten Bedürfnisse in ihren Ringmauern, das Wasser, entbehrt? Aber daß jene eine Hauptstadt gründen wollten, dürfte auch schwerlich zu erwiesen seyn! Wohl aber steht es fest, daß H o l l a n d verhältnismäßig eins der bebauteften Lande unter den uns bekannten ist. — Je näher wir der Stadt kamen und die Ansicht derselben deutlicher gewannen, desto mehr ward auch unsere Erwartung gesteigert, sie im Innern kennen zu lernen. Wir fuhren bis in die Nähe

der Stadt und hatten auf beiden Seiten des Kanals eine Reihe von Häusern. Als das Treckschuyt kaum gelandet war, da erschienen dienstfertige Träger und Wegweiser, deren Zahl hier für eine verhältnißmäßige Quantität von sogenannten Dubbelchens *) nicht selten ist. Nun begann unsere Fußreise. Wir hatten bald das uns vorstehende Thor erreicht und wurden bei einer mehrtägigen Ansicht in unsern Erwartungen über Amsterdam nicht getäuscht, worüber gelegentlich die weitern Beobachtungen werden mitgetheilt werden.

Πολυτρόπος.

X. 5.

Staatswissenschaft.

Die Klagen über die Abnahme des Geldes und den Verfall der Manufakturindustrie in Deutschland, betrachtet von H. F. Hopf.

(Fortf. v. Nr. 10. XXX.)

Der Zeitpunkt des Abfalls der Niederlande, der den Geist des inländischen Gewerbefleißes im Fache der Feintuchherzeugung mit neuem Muthe belebte, und ihn durch die vortheilhaften Aussichten, die er darbot, zu neuen Unternehmungen reizte, wäre ganz geeignet gewesen, den Fabriken, die bei weitem noch nicht im Stande waren, allen an sie gemachten Forderungen ein Genüge zu leisten, zu einer bessern innern Consistenz und zur Erreichung eines Standpunktes zu helfen, auf welchem sie dem auswärtigen Andrängen mit Kraft und Sicherheit hätten widerstehen können, wo man die obenwähnte in den niederländischen Manufakturorten gewöhnliche Einrichtung, nach welcher ein großer Theil der weitläufigen Manipulation durch *Façonnairs* betrieben wird, hätte aufnehmen und selbiger gemäß Verfügungen treffen wollen, daß den in Fabriken gebildeten, geschickten und ordentlichen Arbeitern, besonders unter den Tuchwebern auf die Empfehlung ihrer Brodherren Befugnisse wären ertheilt worden, Spinnereien und Webereien oder sogenannte Faktoreien an schicklichen Orten auf dem Lande anzulegen, mit denselben den Fabrikanten in die Hände zu arbeiten und sich so durch eine in einer bestimmten Zeit erprobte Thätigkeit und Geschicklichkeit den Anspruch auf das Recht zum Betrieb einer vollständigen Fabrik zu erwerben. Dies hätte die bestehenden Fabriken in den Stand gesetzt, eine fleißige und besser gearbeitete Waare wohlfeiler und schneller zu erzeugen, als in ihren eigenen Werkstätten, sie hätten Zeit und Gelegenheit erlangt, ihren lebhaften Absatz zum Sammeln von eigenen Fonds zu benutzen, und dadurch nicht nur ihr ganzes Geschäft mit immer geringern Kosten zu betreiben, sondern

auch den Gebrauch der neu erfundenen technischen Verbesserungen in ihrer Fabrikatur einzuführen und so den Fortschritten des Auslandes zu rechter Zeit nachzueifern. Hätte man zugleich den Fabrikunternehmern von Seiten der Staatsverwaltung Gelegenheit gegeben, nicht durch das Organ gleichgültiger und in diesen Fächern unbewanderter Beamten, sondern durch eigene in mehreren Gegenden aus ihren Mitgliedern errichtete Kommissionen das Mangelhafte ihres Zustandes und die Ideen zur Verbesserung desselben den administrativen Behörden bekannt zu machen, und wäre mit dem Genehmigen und Ergreifen solcher ihr Emporkommen begünstigender Maaßregeln die bestimmte Erklärung verbunden gewesen: Die Staatsverwaltung erwarte, daß innerhalb eines gewissen Zeitraums durch die inländischen Erzeugnisse die Wünsche des Publikums in Rücksicht der Qualität und Quantität hinlänglich befriedigt werden, weil man im entgegen gesetzten Falle ohne Berücksichtigung der bestehenden Anlagen andere zu diesem Zwecke führende Maaßregeln zu ergreifen wissen werde; so hätte wahrscheinlich dieser wichtige Zweig des österreichischen Fabrikwesens ein besseres Wachstum erlangt, und diese Angelegenheit einen erwünschten Fortgang genommen. Sollten jedoch die bestehenden Feintuchfabriken auch unter diesen sie begünstigenden Umständen dem Bedarfe in der Menge der Erzeugnisse nicht Genüge geleistet oder in Hinsicht der Vervollkommnung eines Spornes bedürftig haben, so würde vielleicht beides schwerer erreicht worden seyn, wenn man einige in gutem Kredite stehende und notorisch mit hinlänglichen eigenen Fonds versehene auswärtige Fabrikanten durch angemessene Begünstigungen zur Einwanderung und Errichtung industriöser Anlagen gereizt hätte. Statt dessen ließ man sich, von dem allgemeinen Geschrei über den großen Theils nur eingebildeten Reichthum der Fabrikanten und über ihren Luxus, der unglücklicherweise gegen die damals ängstlich beschränkte Lage der Staatsbeamten grell abfiel, betäubt, durch die herrschend gewordene *Marime* leiten: Eine unbegränzte Vervielfältigung industriöser Anlagen werde den Kunstfleiß anspornen, seine Bemühungen zu verstärken und seinen Wirkungskreis zu erweitern, zugleich werde die vermehrte Concurrenz der Producenten den Uebermuth der Fabrikanten im Zaume halten, die Erzeugung einer besser gearbeiteten und wohlfeilern Waare bewirken und so die Erwartungen des Staates und des Publikums gleichzeitig befriedigen. Es fehlte auch zwar damals nicht an mündlichen und schriftlichen Vorstellungen, wodurch die Fabrikanten diese Maaßregeln zu beleuchten und das Nachtheilige derselben aufzudecken suchten, aber ihre Behauptungen hatten theils den Schein des Wohlstandes der Fabriken und die öffentliche Meinung gegen sich, theils durften Manche um ihres eigenen Credits willen die wahre Lage der Dinge nicht enthüllen, sondern sahen sich vielmehr durch dieselbe veranlaßt, dergleichen Behauptungen zu widersprechen, und überhaupt wurden die in den herrschenden Ton nicht einstimmanden Schilderungen, als vom Eigennutze eingegeben, um so weniger beachtet, da man bei den administrativen Behörden voraus setzte, der Gewerbs-

*) Ein Geldstück, welches beinahe 2 gr. pr. C. beträgt!

mann und der Fabrikant feste weber die Kenntnisse noch die Fähigkeit, sich in den Standpunkt des Staatsbeamten zu stellen und die administrativen Maaßregeln richtig zu beurtheilen. Ueberdies waren die untergeordneten Behörden in der Regel zur Vollziehung der höhern, den Wirkungskreis der einzelnen Fabrikanten beschränkenden Verfügungen um so bereitwilliger, weil sie dadurch vielfältige Gelegenheiten erhielten, unter dem Schutze derselben manche Kleinliche Nebenrücksichten und Leidenschaften zu befriedigen. Es verließen also Manipulanten und Arbeitsgehülfen oder sogenannte Gesellen, von denen jene den ganzen Reichthum ihrer Kenntnisse und Erfahrungen in dem Kreise der Fabrik, in welcher sie sich bildeten, gesammelt, diese hingegen, die oft nicht einmal gut lesen und schreiben konnten, ihre Kunstfertigkeit in einer einzigen Werkstatt erlangt, beide aber die Behandlungs- und Erzeugungsmethoden nicht einmal anderer Fabriken an dem nämlichen Orte, geschweige denn in andern Ländern kennen gelernt hatten, die Arbeitszimmer und Werkstätten, fingen mit oder ohne fremde Unterstützung an, auf eigenen Werkstätten zu arbeiten, und erreichten, begünstigt von den damaligen Umständen, die auch einer mangelhaften Waare Absatz verschafften, ohne besondere Geschicklichkeit, mit wenig Mühe und Gefahr in kurzer Zeit eine Ausdehnung ihres Gewerbes, durch welche sie in die Kategorie privilegirter Fabriken verlegt wurden. Auf diesem Wege nun verbreitete sich die Industrie allerdings äußerst geschwind, es wurden eine Menge Waaren erzeugt, und mit denselben nicht nur die Bedürfnisse der eigenen Provinzen, sondern auch die Forderungen anderer Länder nothdürftig befriedigt; ja man war im Stande, selbst denen, die sich nicht aus Bedürfnis, sondern aus einer durch das schwankende Geldwesen veranlaßten Spekulation in dergleichen Geschäfte einließen und ihr Vermögen durch den Waarenhandel zu retten suchten, Genüge zu leisten. Dabei wurden aber die von den neuen Fabrikunternehmern gewöhnlich durch einen höhern Arbeitslohn oder durch Geschenke angelockten Arbeitsleute äußerst übermüthig und widerspenstig, zeigten sich immer abgeneigter, die Forderungen Kunst- und Werkverständiger Herren und Aufseher zu erfüllen, oder sich durch Fleiß und ordentliches Betragen auszuzeichnen, und suchten nur aufmerksam jede Gelegenheit zu benutzen, wo sie glaubten, für ihre nachlässigen Arbeiten einen höhern Lohn fordern zu können. Da nun aber der unter viele Konkurrenten vertheilte Gewinn nur selten dem Einzelnen gestattete, sein Etablissement durch Zurücklegen bedeutender eigener Fonds zu consolidiren oder seine Manufaktur durch Beschaffung kostbarer Maschinen auf eine vorzüglichere Art zu betreiben, so ist es in der That nicht befreudend, daß der Gang der österreichischen Industrie in diesem Fache eine so wenig günstige Wendung nahm; aber auffallend ist es, und man wird versucht, an ein dem inländischen Kunstfleiß feindselig entgegengesetztes Fatum zu glauben, wenn man weiß, daß zu eben der Zeit, in welcher man an die einheimischen Fabriken die Förderung machte, sie sollten mit ihrem Erzeugnissen die Vollkommenheit und Wohlfeilheit der aus-

ländischen, besonders der französischen und englischen Waaren erreichen, und als man sie durch Vermehrung der Konkurrenz zur Anstrengung aller Kräfte zu stacheln suchte, es noch großen Bedenklichkeiten und beinahe unübersteiglichen Hindernissen unterworfen war, in der Einführung und für die Anwendung neuer technischer Erfindungen begünstigt und durch ausschließende Privilegien geschützt und belohnt zu werden, da es doch unbezweifelte Maxime ist, daß, wer den Zweck will, auch die dazu führenden Mittel anwenden muß, und da es allgemein anerkannt wird, daß England dem Patentiren seiner Maschinerie vorzüglich die großen Fortschritte verdankt, die es seit einem halben Jahrhundert in allen Gewerbfächern machte. Es unterliegt daher auch keinem Zweifel, daß es für die Industrie in den österreichischen Staaten von großem Vortheil gewesen wäre, wenn man schon vor 20 Jahren nach den heut zu Tage angenommenen Maximen gehandelt und die Bemühungen und Aufopferungen für die Einführung des Maschinenwesens in die Fabriken durch Patente belohnt und ermuntert hätte, statt daß man die ersten kostspieligen, nach jahrelangen Anstrengungen glücklich zu Stande gebrachten und der Absicht vollkommen entsprechenden Versuche durch die Verweigerung einer so billigen Belohnung in ihrem Entstehen unterdrückte, und die daraus zu erwartenden gemeinnützigen Folgen in ihrem Keime vernichtete. Ein solches Verfahren mußte Andere von dergleichen anfänglich doppelt schwierigen, gefährlichen und immer mit einem großen Verluste verknüpften Unternehmungen abschrecken, und die Industrie im Streben nach Verbesserung ihrer Erzeugnisse aufhalten. Unter solchen Umständen konnte zwar ein großer Theil der inländischen Feintuchmanufakturen eine Zeitlang, durch einen glücklichen, an sich aber unverdienten Absatz begünstigt, eine augenblickliche Existenz und eine überspannte Ausdehnung erlangen, aber im Ganzen nicht mehr leisten, als sich unter dem Einflusse so ungünstiger Verhältnisse erwarten ließ. Dieser Geringschätzung und Zurücksetzung der ersten Unternehmungen in der Maschinerie ist es auch hauptsächlich zuzuschreiben, daß die französischen und niederländischen Tuchfabriken, hierinnen von der Regierung auf's Nachdrücklichste unterstützt, den Engländern auf dem Fuße folgten, und dadurch neben diesen vor den inländischen Manufakturen in jedem Betracht einen Vorsprung erlangten, den zu erreichen diese um so weniger hoffen dürfen, da sie durch die neuesten Zeitereignisse in eine starke Entkräftung versetzt sind, die um so empfindlicher drückt, weil sie mit dem Bewußtseyn verbunden ist, daß man sie wenigstens zum Theil hätte vermeiden können. Denn schwerlich wird es sich in Abrede stellen lassen, daß im Laufe des verflohenen Jahrzehends sich noch ein Zeitraum ergeben hat, worin es den Fabriken möglich gewesen wäre, dem Schicksale, das sie bereits getroffen hat oder ihnen von Ferne droht, wo nicht ganz zu entgehen, doch es erträglicher zu machen, wenn sie nämlich Besonnenheit und Mäßigkeit genug gehabt hätten, die in den Jahren 1811 und 1812 eingetretene Störung der Geschäfte und den damit verbundenen Mangel an

Abſag als einen ahnungsvollen Wink von dem, was ihnen im Stande des Friedens früher oder ſpäter gewiß bevorſteht, zu betrachten und durch Beſchränkung der Werkſtätten und Verminderung der Erzeugniſſe ihren Wirkungskreis, den nur außerordentliche Ereigniſſe ſo weit ausgebehnt hatten, ſich wieder in angemessene Schranken zurückzuziehen. Allein von den schönen Hoffnungen einer baldigen beſſern Zukunft, getäuſcht, von den Nachtheilen, die mit jeder Geſchäftsbeſchränkung unzertrennlich verbunden ſind, geſchreckt und von der Liebe zum Gewinne gereizt, ließen ſie ſich beinahe durchgängig von den günſtigen Ausſichten, die ihnen der im Jahre 1813 plötzlich ſich ändernde Zuſtand der poliſtiſchen Verhältniſſe darbot, blenden, ihr Geſchäft mit erneuerter Lebhaftigkeit zu betreiben und hierdurch Vorräthe von Waaren anzuhäufen, deren Größe ſie beim Eintritte des Friedens an jeder freien Bewegung hinderte, deren täglich abnehmender Werth gleich einem geheimen Krebs an ihrem Vermögen zehrte, und die ihnen unter der Laſt unnützer Gebäude und Geräthſchaften die beunruhigendſten Ausſichten in die Zukunft eröffneten. Doch muß man zu ihrer Entſchuldigung auch in dieſem Stücke noch des Umſtandes erwähnen, daß die Verlegenheit der öſtreichſchen oder auch fremden Manufakturen um Vieles vergrößert wurde durch die unerwartete Beſchränkung, welche die ruſſiſche Regierung dem Handel des Auslandes entgegenſetzte. Dieſe in's Allgemeine gehende Schilderung des Ganges, welchen die Erzeugung ſeiner Tücher in den öſtreichſchen deutſchen Staaten nahm, und mit welchem auch die Geſchichte ähnlicher Manufakturen in andern Gegenden in weſentlichen Punkten übereinstimmen könnte, dürfte hinreichen, den Zuſtand von Unvollkommenheit und Lähmung, in welchem ſie größtentheils ſich noch gegenwärtig befindet, zu erklären und jeden Unbeſangenen zu überzeugen, daß derſelbe nicht durch das fehlerhafte Benehmen der Fabrikanten allein, ſondern auch durch eine Verkettung anderer wichtigerer Ursaſchen herbeigeführt worden ſey; ja! es läßt ſich mit viel Wahrſcheinlichkeit annehmen, dieſe induſtriöſen Anſtalten, wenn ein günſtigeres Geſtirn von ihrem Entſtehen an über ihnen gewaltet und ihre Entwicklung nach richtigen Verhältniſſen geordnet hätte, würden ein ungleich ſtärkeres Wachsthum und mehr innere Kraft erlangt haben; aber aus den angeführten Thatſachen leuchtet auch deutlich hervor, daß es der öſtreichſchen Induſtrie und vielmehr einem großen Theile des deutſchen Manufakturzuſtandes unter Umſtänden, die ſie gegen die auswärtigen Nebenbuhler ſo ſehr in Nachtheil ſetzten, und bei dem großen Vorſprunge, den dieſe letztern über ſie erlangt haben, äußerst ſchwer, wo nicht gar unmöglich fallen müßte, ſo bald einen Grad von Vollkommenheit und einer Conſiſtenz zu erreichen, die ſie fähig machte, Erzeugniſſe zu liefern, die an Güte, Schönheit und Wohlſelbheit den franzöſiſchen und engliſchen Produkten dieſer Art vollkommen gleich kämen. Da nun dieſe Vermuthung wenigſtens in Rückſicht der öſtreichſchen Feintuchmanufakturen beinahe zur Gewiſſheit wird, und da ſelbſt die vortheilhafter organiſirten und feſter gegründeten niederländiſchen Fabriken mit den

fremden Manufakturen in die Länge einen Kampf auf Leben und Tod zu beſtehen haben dürften, ſo weiß man nicht, was man von den vielen Stimmen in Teutſchland, die in unſern Tagen ſo laut und gebieteriſch dem freien Handel als die ſicherſten Quellen des Nationalwohlſtandes das Wort reden, eigentlich denken ſoll.

(Die Fortſetzung folgt.)

XI. 16.

Sprachkunde.

Zur Bereicherung der deutſchen Sprache.

Erſte Lieferung.

Wolke in ſeinem Anſeite zur deutſchen Sprache, der neben vielen eigenſinnigen Forderungen und unausführbaren Vorſchlägen eine Menge ſehr Brauchbares, aber, leider! Unbeachtetes enthält, hat ſchon mit einer hübschen Anzahl einfacher Wörter den Verſuch gemacht, durch neue acht deutſche Zuſammenſetzungen ſowohl neue Begriffe zu bilden, als angemessenere Ausdrücke für ſchon vorhandene zu erſchaffen.

Dieſer rühmliche Verſuch iſt, vermuthlich weil das ganze Werk zu viele Spötter fand, erfolglos geblieben. Es dürfte alſo nicht undienlich ſeyn, einen andern Weg einzuschlagen, um Gebildete auf den großen Reichthum unſerer Sprache aufmerkſam zu machen und durch Aufnahme neuer Wörter in unſere Schriftſprache das große Feld des Wiſſens zu bereichern.

Ich will nämlich, wenn die erſte Probe einigen Beifall erlangt, von Zeit zu Zeit einzelne Wörter hinwerfen, und zeigen, was durch Zuſammenſetzung ſich aus ihnen bilden läßt. Das Ding könnte ein nützliches Spiel für gebildete Kreiſe abgeben — ut misceram utile dulci.

Für heute wähle ich das Wort **Blick**, welches ſogende theils bekannte, theils neue Zuſammenſetzungen liefert:

Anblick, **Aufblick**, zu Gott, zum geſtirnten Himmel. **Einblick**, laßt mich nur einen Einblick in dieſe Sache nehmen. **Durchblick**, ein ſcharfer Durchblick macht den Kabinetſmann. **Großblick**, ſein Großblick drang in des Andern böſes Gewiſſen. **Gegenblick**, ſie warf ihm einen Gegenblick zu. **Hinblick**, mit leichtem Hinblick auf die Gegenwart, mit jagendem Hinblick auf die Zukunft. **Halbblick**, er iſt oft genug, um unbemerkt zu erſpähen. **Nebenblick**, es iſt öfters gut, ihn auf ſcheinbare Kleinigkeiten zu richten. **Niederblick**, ſie warfen einen Niederblick auf die tiefen Thäler. **Ueberblick**. **Umblick**, den jeder Feldherr haben ſoll. **Tiefblick**, der den Denker bezeichnet. **Undblick**, vor dem Entſchluffe richte man einen Rundblick auf die ſich umlagernden Gefahren. **Mitblick**, hilf mir einen Mitblick auf dieſes Bild werfen. **Stettenblick**. **Zuſammenblick** oder **Gesamtsblick**, welcher die Wahrnehmungen des Einzelnen berichtigt

gen, erweitern, bestimmter machen kann. Hochblick, er erhebt über das Irdische. Festblick, er macht den Bösewicht fassungslos. Starrblick des Denkenden, des Melancholischen.

Und wie viele andere noch lassen sich nicht aus diesem einzigen Worte bilden, die der Gebrauch bald einbürgern könnte!

W. E. Gausch.

Correspondenz und Neuigkeiten.

II. 393.

1.

Breslau, Anfang Sept. 1821.

a) Ertrunkene Kinder.

Vor Kurzem, als die hiesigen Waisenkinder durch einen ihrer Lehrer spaziren geführt wurden, ertranken vier dieser Kinder zugleich in einem Teiche. Sie hatten Gelegenheit gefunden, sich unbemerkt zu entfernen, und faßten den Entschluß, zu baden. Bei dem seichten Wasserstande war das Ertrinken fast nicht möglich; es scheint daher, daß die Knaben zu erhit in's Wasser gegangen und vom Schlage getroffen worden sind. Der älteste der Verunglückten war 13, der jüngste 9 Jahre alt. —

b) Fremde Künstler.

Seit einiger Zeit wird in den Gesellschaften von nichts anderm gesprochen, als von den Kunstleistungen der Hrn. Pohlmann (ich erwähnte ihrer schon), des Hrn. Raibel aus Hannover und Hrn. Siebert aus Wien. Es ist uns Menschenkindern eigen, daß wir das fremde Verdienst weit höher schätzen, als das einheimische. Besonders aber ist das Breslauer Publikum gegen Fremde sehr tolerant. Auch das mittelmäßige Talent ist nicht ohne Lobprüche von hier entlassen worden. Keiner Fremder fällt hier durch. Deswegen mag auch wohl der Zuspruch so häufig seyn. Den Breslauern gereicht dieser humane Sinn zur Ehre. Doch will ich von dieser Bemerkung keineswegs die Anwendung auf die eben genannten Künstler gemacht wissen. Emilie Pohlmann singt recht artig, unübertrefflich, wie Einige sagen, welche es dem Kritiker Schall durchaus nicht verzeihen können, daß er der Leistungen der Pohlmann auch noch mit keinem Worte in seiner Zeitung gedacht hat. Hr. Raibel ist schon vor 13 Jahren hier, wie ich höre, mit Beifall aufgetreten, und gibt seine Darstellungen jetzt, wenn auch nicht vollendet, doch recht lobenswerth. Hr. Siebert hat als Sänger außerordentlich gefallen, namentlich als Lanerob, in welcher Rolle er zweimal auftrat.

c) Fortschritte religiöser Aufklärung.

Das Streben der preuß. Regierung, die protestantischen Confessionen immer enger zu vereinigen, ist sehr sichtbar. Mit dem erhabensten, rühmlichsten Beispiele geht der König voran und wirkt auch hierin auf seine Unterthanen. So ist vor Kurzem eine Verfügung erlassen worden, nach welcher die Bezeichnung „protestantisch“ in allen gerichtlichen und öffentlichen Verhandlungen bei Personenbeschreibungen wegfällt, und dagegen „evangelisch“ gesetzt wird. —

d) Insektenregen.

Nach einem Regen bemerkte man in der Umgegend der Stadt eine ungeheure Anzahl ungewöhnlicher Insekten, und der Aberglaube machte sich mit ihnen genug zu schaffen. Sie wurden für Wunderdinge und drohende Zeichen gehalten, und anfänglich für bedeutende Preise verkauft. Dieses Insekt ist aber kein anderes, als der krebsartige Kiefensuß (monoculus apus), der sich häufig in stehenden Gewässern vorfindet und in nassen Jahren sich außerordentlich vermehrt.

e) Selbstmord.

Ein junges Dienstmädchen, das seine Herrschaft bespöthelt hatte und vor die Polizei geführt werden sollte, tödtete sich durch einen Messerstich in den Hals.

Friedr. Barth.

XI. 11.

Philosophie.

Genardo's Ansichten.

Mitgetheilt von Friedrich Barth.

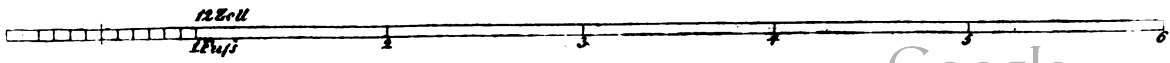
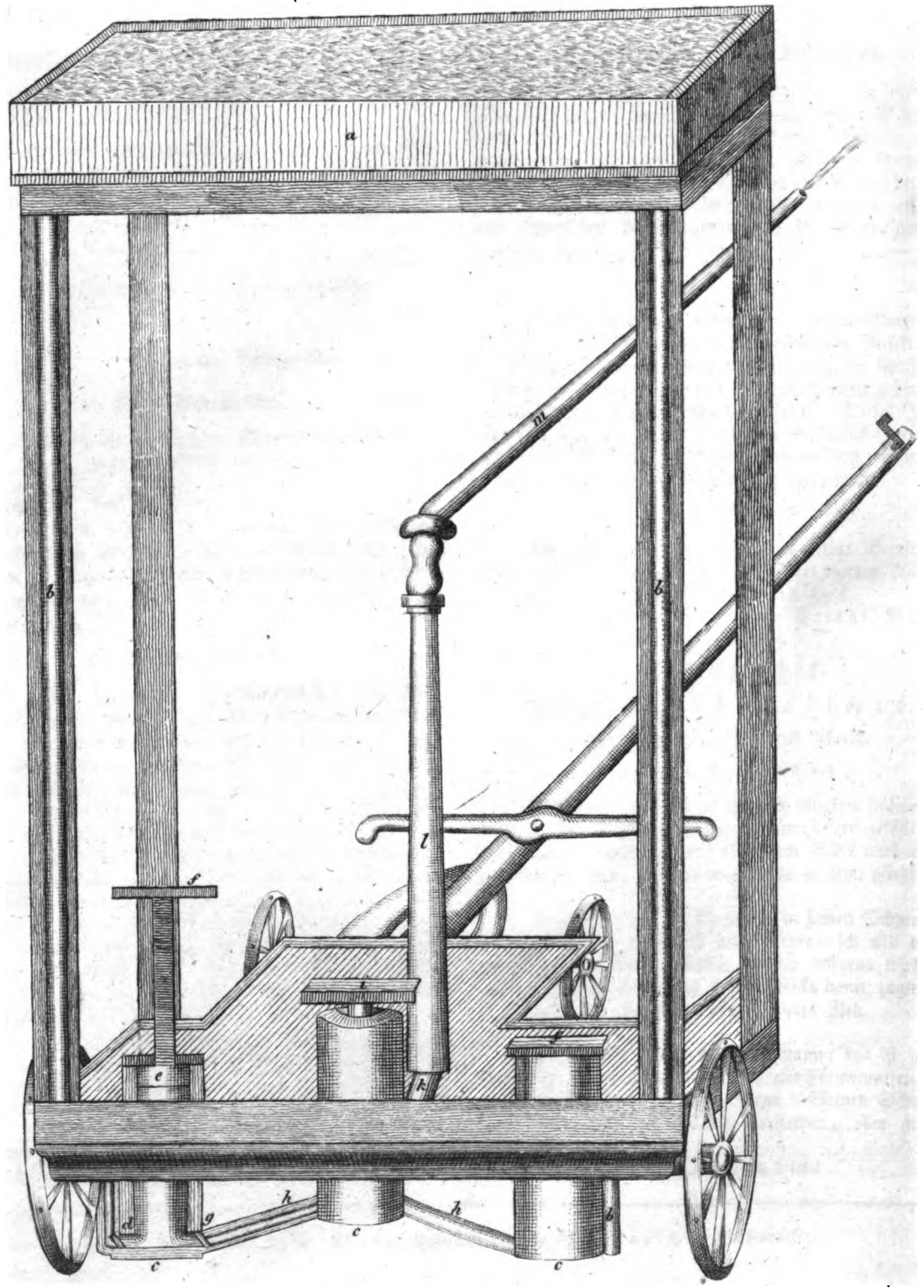
(Fortf. v. Nr. 10. XXX.)

Wahrlich, dessen Blut muß sich langsam in seinen Adern bewegen, der sich in der Gegenwart am besten gefällt, der sich nicht über sie hinaus sehnt! Oder sein Glück muß ein stärkeres Gebäude seyn, als das menschliche zu seyn pflegt.

Man sagt, das sich Versenken in seinen Schmerz soll erschlassend wirken auf Geist und Körper; ich will dem nicht gerade entgegen treten. Allein herrlich lindernd wirkt es auf das verwundete Herz, und immer blickt dann zugleich durch das Dunkel der Gegenwart ein schöneres Ziel.

Die Welt will nur den Weltmann; das ist ihr Idol! Gold' ein abgerundetes und geglättetes Formenwesen von schöner Schale, aber stinkendem Kerne. Seinen Schmerz und seine Freude muß der Mensch verdecken, oder ganz ohne solche seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)



VII. 1.

Technologie.

Neue Art einer minder kostspieligen und bei wenigem Kraftaufwand, doch verhältnißmäßig wirksamern Feuerspritze mit ununterbrochenem Wasserstrahle.

(Mit Abbildung.)

Nicht selten tritt der Fall ein, daß bei einer entstandenen Feuerbrunst, besonders zur Nachtzeit, es an der hinlänglichen Zahl von Männern fehlt, die Feuerspritzen gehörig bedienen zu können; und überhaupt sind unsere Feuerspritzen so gebaut, daß die dabei Arbeitenden nicht recht vortheilhaft genug ihre Kräfte verwenden können, ja nicht selten einander in der Arbeit hinderlich sind. Diesem Mangel so viel möglich abzuhelfen, dachte ich über eine neue Einrichtung einer Maschine dieser Art nach, mittelst welcher ein ununterbrochener Wasserstrahl zum Gegensatz der sogenannten Gießelspritzen, welche wegen des unterbrochenen Wasserstrahls zum Feuerlöschen nicht vortheilhaft genug befunden worden sind, mit einem geringern Kraft- und Kostenaufwand auf die Flammen geschleudert werden kann. Diese Maschine ist ein reines Druckwerk, bei welchem die Kolben durch den Druck des oben aufzugießenden Wassers gehoben werden, wodurch schon ein beträchtlicher Kraftaufwand wegen Beseitigung eines besondern Saugwerkes, das bei unsern gewöhnlichen Feuerspritzen unumgänglich nothwendig ist, erspart werden kann.

In beiliegender Zeichnung dieser Maschine ist a der Wasserkasten, aus welchem das Wasser durch die Röhre b, welche unten sammt dem einen Stiefel im Durchschnitte erscheint, in diesen Stiefel c mittelst des Ventils bei d eindringt und den Kolben e bis auf die Höhe von etwa einen Fuß emporhebt. Wenn der Kolben empor-

gehoben ist, tritt ein Arbeiter auf das Steigbret f, und drückt also mit einer Kraft, die der ganzen Schwere seines Körpers und der Muskelkraft gleich ist, mit welcher er sich noch an die obern Balken stemmen kann, das in dem Stiefel befindliche Wasser herab; dieses kann durch das sich igt schließende Ventil bei g nicht entweichen, sondern muß durch das Ventil bei h in die Röhre i und durch diese in den mittlern Stiefel treten, in welchem es einen andern Kolben emporhebt, der durch ein hinlängliches Gewicht auf seinem obern Steigbrette, das ich i nennen will, und allenfalls noch durch die Last des darauf stehenden Regierers der Brandröhre beschwert ist. Das in dem mittlern Stiefel eingetretene Wasser kann nicht anders, da sich das Ventil bei g nach beendetem Druck wieder schließt, als durch die Röhre k in die Säule l und durch diese in die Brandröhre m entweichen, aus welcher es also im Verhältnisse der Kraft, mit welcher der Kolben des Steigbretes i gedrückt wurde, herausgetrieben werden muß.

Bei anzustellender Betrachtung über die Wirksamkeit dieser Maschine fragt es sich vor allem andern, ob der Druck des Wassers aus dem Wasserbehälter a groß genug sey, die Schwere des Kolbens e und des Steigbretes f nebst der Reibung des Kolbens im Stiefel zu überwinden und den Stiefel mit Wasser zu füllen. Nicht dünkt, daß dieser Druck zur Aufhebung des Kolbens auch in einem hölzernen Stiefel mehr als hinlänglich seyn wird; denn man nehme den Kolben, wie hier in der Zeichnung, zu fast 4 Zoll im Durchmesser an, so ist seine Fläche etwa 12 Quadrat Zoll; die Höhe des Wassers von seiner Oberfläche im Behälter bis zum Boden des Stiefels betrage $6\frac{1}{2}$ Fuß oder 78 Zoll, so ist nach hydrostatischen Grundsätzen der Druck des Wassers auf die Birkelfläche des Stiefels 936 Kubitzoll, das ist beinahe 35 Pfund, welche Kraft zur Ueberwindung der Reibung und der Schwere des Kolbens, wenn dieser

sammt Steigbret nicht viel über 10 Pfund Schwere angenommen wird, mehr als hinlänglich seyn dürfte. Nun stelle man eine Rechnung über die zu Gebote stehende Wassermenge und über die Kraft an, mit welcher der Wasserstrahl auf 60 Fuß hoch oder weit geworfen werden soll. Da eine ununterbrochene Wassersäule einen Raum von 60 Fuß nach hydrostatischen Grundsätzen in einer Sekunde durchfällt, so muß zu einem Fallraum von dieser Höhe für eine hinlängliche Wassermenge auf jede Sekunde Rath geschafft werden. Man nehme einseilen die Birkelöffnung der Brandröhre wenig kleiner als 4 Linien im Durchmesser an, so wird die Birkelfläche von diesem Durchmesser 12 Linien seyn. Eine Höhe von 60 Fuß ist 8640 Linien, damit die Birkelfläche der Brandröhrenöffnung multipliziert, gibt die 60 Fuß hohe Wassersäule zu 103680 Kubiklinien oder 60 Kubitzoll Wasser für jede Sekunde an. In den Stiefel können aber, wenn der Kolben auf einen Fuß gehoben und die Leitungsröhre weit genug gemacht ist, in einer Sekunde 144 Kubitzoll Wasser eintreten, folglich erhellt schon daraus, daß man die Oeffnung der Brandröhre größer machen könne, wie denn auch ein Wasserzuström von 60 Kubitzoll in einer Sekunde einem auch nur mäßigen Feuer nicht viel Einhalt thun würde. Um die Oeffnung der Leitungsröhre nicht zu enge zu machen, damit nämlich durch sie ohne große Reibung des Wassers an ihren Wänden 144 Kubitzoll in einer Sekunde in den Stiefel immer eintreten können, hat man vorläufig Folgendes zu betrachten: Die ganze Fallhöhe beträgt wenig mehr als 6 Fuß, und man wird sie fügllich nicht größer annehmen können, um die Maschine nicht unverhältnißmäßig hoch zu machen und dadurch ihr Umschlagen zu veranlassen, besonders wenn der Wasserkasten beim Hin- und Herführen nicht ganz leer ist; auch würde bei einer größern Höhe das beständig nothwendige Anfüllen des Kastens selbst bei der Voraussetzung erschwert werden, daß mehrere Personen sich einander das Wasser auf die gehörige Höhe zureichten. Man wird also bei angezeigter Fallhöhe und aus Gründen, in deren Entwicklung ich mich hier ohne Weitläufigkeiten nicht einlassen kann, den Durchmesser der Leitungsröhren oder vielmehr die Birkelöffnung an den Ventilen nicht unter einem Quadrat Zoll machen müssen; denn sonst würde in einer Sekunde nicht die erforderliche Wassermenge zufließen können. Dieses also vorausgesetzt, könnte man

der Brandröhre eine Oeffnung von 6 Linien Diameter geben; denn so wäre ihre Durchschnittsfläche $28\frac{1}{2}$ Quadratlinien; diese mit 8640 Linien gleich der Höhe der verlangten Wassersäule multipliziert, gibt 142 Kubitzoll, also die ausströmende Wassermenge um wenig geringer als die zuströmende, und meiner Meinung nach groß genug an, um damit auch schon einer heftigen Feuerbrunst Einhalt thun zu können.

Nun handelt es sich noch um Berechnung der Kraft, welche eine Wassersäule auf 60 Fuß Höhe in einer Sekunde treiben kann. Diese Kraft ist gleich der Höhe dieser Wassersäule, welche zur Dicke den Durchmesser des Kolbens hat. Hier tritt das sogenannte hydrostatische Parador ein. Der Kolben hat 4 Zoll im Durchmesser, und also beinahe 12 Quadrat Zoll Birkelfläche, die geforderte Höhe der Wassersäule beträgt 720 Zoll, folglich die ganze Wassersäule von dieser Höhe und 4 Zoll Dicke 8640 Kubitzoll oder 5 Kubikfuß, das ist, den Kubikfuß zu 60 Pfund schwer angenommen, 300 Pfund. Eine Kraft also von 3 Centner würde bis auf die verlangte Höhe jene Wassersäule von 142 Kubitzoll steigen machen oder erhalten können. Man nehme nun an, ein Arbeiter sey 125 Pfund schwer, und könne, ohne sich sehr anstrengen zu müssen, dieser Kraft noch durch das Aufstemma an die obern Balken der Maschine eine Muskelkraft von 25 Pfund zusetzen, so wäre die gesammte Kraft von 2 Arbeitern, die zugleich auf das Steigbret treten, gleich 300 Pfund, und folglich hinlänglich, um die besagte Wassermenge von 142 Kubitzoll auf die verlangte Höhe von 60 Fuß in einer Sekunde zu bringen. Daß die Kraft, welche auf dem mittlern Kolben wirkt, und durch welche eigentlich das Wasser auf die besagte Höhe gehoben werden muß, etwas geringer, als die auf die andern Kolben einwirkende seyn muß, ist leicht begreiflich, weil widrigenfalls das Wasser in der Leitungsröhre das Ventil bei g wegen des stärkern Gegendruckes nicht öffnen könnte; daher wird in solchen Fällen die Muskelkraft der Arbeiter, welche willkürlich bis auf einen gewissen Grad vermehrt oder vermindert werden kann, sehr gut angewandt, wenn man den Druck auf dem Steigbret in des mittlern Kolbens als unveränderlich auf etwa 300 Pfund festsetzt. Da nun aber der Wasserstrahl ununterbrochen aus der Maschine fortgeschleudert werden soll, so fragt es sich, ob die 2 Seitenstiefel, wie sie in beiliegender Zeichnung

vorge stellt sind, oder die Kraftmomente von 4 Arbeitern hinlänglich wären; einen ununterbrochenen Wasserstrahl zu unterhalten; hiebei kommt Folgendes zu betrachten. Das Kraftmoment eines Mannes, der 25 Pfund durch 6000 Fuß in einer Stunde bewegt, ist für eine Minute gleich $4\frac{1}{3}$, folglich von 4 Männern = $166\frac{2}{3}$; das Kraftmoment aber einer Wassermasse von beinahe 5 Kubikfuß, welcher in einer Minute eine Geschwindigkeit von 60 Fuß gegeben wird, ist gleich 300, folglich fast noch einmal so groß als jenes; nun kann man zwar zugeben, daß in Fällen, wie bei einer Feuersbrunst, das Kraftmoment eines Menschen noch einmal so groß als bei gewöhnlichen Anstrengungen werden kann; doch wird dieses Kraftmoment nicht lange dasselbe bleiben, und im vorliegenden Falle wohl durch die Muskelkraft, aber nicht durch die Geschwindigkeit, welche bei thierischen Kräften beschränkter als jene ist, hergestellt; und da es gerade hier mehr auf die Geschwindigkeit der Bewegung als auf die Muskelkraft ankommt, womit jene Kraftmomente mit einander in ein Gleichgewicht gesetzt werden sollen, so wird man bei der in Rede stehenden Feuerspritze nebst dem mittlern Stiefel noch 4 andere, einen jeden in der gehörigen Entfernung von den Seitenwänden, anbringen und selbe von 6 Männern zu gleicher Zeit bedienen lassen müssen, wobei der 4te Stiefel zur Reserve dienen kann, wenn ja an den Ventilen eines andern eine Störung während der Arbeit eintreten sollte. Dadurch würde sich auch eine Maschine dieser Art wesentlich vor unsern gewöhnlichen Feuerspritzen mit oder ohne Windkessel empfehlen, weil bei diesen eine geringe Störung an einem Theile derselben einen sehr ungünstigen Einfluß auf ihre Wirksamkeit nimmt. Eine bei k oder l angebrachte Pipe würde dazu dienen, das Steigbret i, wenn es sich durch irgend einen Zufall schon zu tief gesenkt hätte, wieder auf die gehörige Höhe zu erheben, damit der Regierer der Brandröhre darauf sich immer in einer oscillirenden Auf- und Abbewegung befinde. Ich brauche erst nicht zu erinnern, daß man, wenn der Kolben des mittlern Stiefels einen größern Durchmesser, wie billig, erhalten soll, um etwa für 2 Sekunden Wasservorrath aufnehmen zu können, das ihn niederdrückende Gewicht verhältnißmäßig vermehren müsse.

Eine so eingerichtete Feuerspritze, die von 6 Männern bedient würde, müßte meiner Meinung nach mehr

leisten als eine gewöhnliche, die 8 bis 10 Männer zur Bedienung braucht, und würde auch, da ihre Theile meistens von Holz angefertigt werden können; kaum die Hälfte so viel als eine gewöhnliche Feuerspritze von noch geringerer Wirksamkeit kosten.

Wer wegen vorhabender Anfertigung einer Feuerspritze beschriebener Art über eines oder das andere vorliegender Beschreibung oder Berechnung nähere Aufklärung oder auch Behebung sonstiger Zweifel wünscht, der kann sich nicht ohne Befriedigung an mich in postfreien Briefen wenden; so wie ich dagegen bloß die Mittheilung der aus dem angestellten Versuche erhaltenen Resultate wünsche, um sie zu seiner Zeit gelegentlich diesen Blättern wieder einverleiben und mit meinen Ansichten begleiten zu können.

Leitersdorf am 4. Dezember 1820.

Joseph Eduard Ziaf,
Bischofshof.

Anmerkung des Herausgebers.

Dieser Aufsatz bestätigt auf eine interessante Art, wie nützlich und wie praktisch meine Idee eines Bauvereins sey, welchen ich der mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde vorgeschlagen, und worüber ich mich bei einem schicklichen Anlaß näher in den Oekonom. Neuigkeiten erklärte. Meiner Meinung nach sollte dieser Verein zunächst sein Augenmerk auf Verhütung der Feuersbrünste auf dem Lande und, falls sie ausgebrochen, auf deren kräftigste Unterdrückung richten. Die Löschwerkzeuge machen nur ein Kapitel in diesem höchst gemeinnützigen Plane aus. Aber wieviel ist da noch zu erwägen, zu verbessern, zweckmäßiger einzurichten und zu veranstalten — nur allein über die Feuerspritzen! Der würdige Herr Dechant Ziaf liefert den Beleg und bricht die Bahn. Mögte er viel Nachfolger finden und sich daraus ein zuverlässiges System sicherer und einfacher Löschanstalten bilden!

Leben und Gesundheit.

Folgen der vernachlässigten Schutzpockenimpfung.

Als Folge eines thörichten Mißtrauens gegen die Schutzpocken wurden 5 Kinder eines prager Bürgers im Monate Juli des laufenden Jahrs von Menschenblattern befallen; ein Knabe von 8, ein anderer von 4 Jahren; drei Mädchen, das älteste 6, das zweite 5 und das jüngste 1 1/2 Jahr alt. Zuerst ergriff die Seuche das 6jährige Mädchen. Es hatte sehr bössartige Blattern mit einer Lungenentzündung, welche in vollkommene Verelkerung derselben überging; das Kind starb nach großen Leiden an der Auszehrung. Der Tod des Kindes wirkte auf die Eltern dergestalt, daß sie, die bevor vom Einimpfen der Schutzpocken nichts hören wollten, ist von Besorgniß und Angst getrieben, sehnlichst ihre übrigen Kinder vor den Menschenblattern durch die Schutzpockenimpfung sicher zu stellen wünschten. Doch dieser Wunsch kam zu spät; es offenbarten sich bei selben bereits die Vorboten der Ansteckung, und schnell erfolgte der Blatternausbruch. Nur an dem achtjährigen Knaben, der zwar schon ein starkes Fieber hatte, an dem jedoch noch kein Ausschlag sichtbar war, wurde die Impfung vorgenommen; diese haftete vollkommen und verlief ordentlich bis zum 8ten Tag; an diesem Tage stossen die ausgebrochenen Menschenblattern mit den Schutzpocken so zusammen, daß letztere nicht mehr unterschieden werden konnten; denn die ganze Oberfläche des Körpers war, so zu sagen, eine einzige Blatter. Obschon die Blattern nicht zu den gutartigen gehörten, so liefen doch mehrere Umstände bis zum gedachten Tag keine Gefahr befürchten. Nichts desto weniger bildete sich die Krankheit in der Folge vollkommen zu einem Faulfieber aus, so, daß man nach der Hand alle Hoffnung zur Genesung aufgab. Wider alles Vermuthen trat aber dennoch dauernde Besserung ein; der Knabe wurde gesund. Die Erfahrung, daß selten ein Schutzpockenimpfling, welcher zugleich mit Menschenblattern befallen wird, an letztern stirbt, ist nicht neu, und der gegenwärtige Fall liefert einen neuen Beweis davon. Der zweite vierjährige Knabe bekam gutartige Blattern, die er leicht überstand. Außer dem sechsjährigen Mädchen wurde noch das anderthalbjährige und das dreijährige ein Opfer der Blatternseuche. Ersteres starb schon am 8ten Tag am Schlagfluß als Folge der Hirnentzündung.

Das ärgste Loos traf das dreijährige Mädchen; es bekam die bössartigsten Blattern; die in denselben enthaltene stinkende Fauche verursachte fressende Geschwüre an Händen und Füßen; in der Tiefe des Schlundes und in der ganzen Mundhöhle befanden sich Geschwüre, welche jede Labung des unglücklichen Kindes verwehreten. Die fürchterlichste Verwüstung traf die Nase, welche binnen 3 Tagen ganz zerstört wurde; hierauf wurden die Augenlider ergriffen, und wäre ist der Tod nicht erfolgt, so würden auch die Augen der Zerstörung nicht entgangen seyn. So endete ein schönes,

liebliches Kind, die süßeste Freude der Eltern, sein Leben unter unbeschreiblichen Leiden. Den widrigen Eindruck, welchen dieser grausen- und schaudervolle Krankheitsverlauf auf die Eltern sowohl als auf die Umgebung machte, kann sich Jedermann leicht vorstellen. Gott! welch trauriges Loos würden Kind und Eltern gehabt haben, wenn dieses Kind, wie es in dergleichen Fällen oft geschah, beim Leben geblieben wäre! Die Eltern erkennen schon ist diese traurige Ereignisse für eine Strafe des Himmels, und schreckliche Gewissensbisse machen ihre Lage beklagenswerth. Könnte ich doch, sprach der höchst betrübte Vater, alle Feinde und Gegner der Impfung, alle Väter und Mütter, welche die göttliche Wohlthat der Schutzpockenimpfung ihren Kindern aus was immer für einer Ursache bis nun zu nicht angedeihen lassen wollen, um mich versammeln, sie befehlen und auf den Weg der wahren Erkenntniß von dem Werth der Schutzpockenimpfung führen! Könnte ich ihnen das Elend, den Jammer der gemarterten Kleinen vor die Augen stellen, sie ihren unsäglichen Schmerz, unsere eigene Angst, Trauer, unsere Vorwürfe und Gewissensbisse mitempfinden lassen! Ich bin überzeugt, sie würden die Impfung ihren Kindern nicht weiter verenthalten, sondern sich beeilen, das aus Unwissenheit oder Eigensinn Verachämte einzuholen und die göttliche Wohlthat der Schutzpocken anerkennen.

Correspondenz und Neuigkeiten.

II. 394

1.

Lotosblätter.

Es gibt Bücher, deren eigentlicher Inhalt sich kaum aus dem Titel errathen läßt, und die, wenn sie vorzüglich der Name keines in der Schriftstellerewelt schon eingebürgerten und bekannten Verfassers empfiehlt und hierdurch dem Publikum näher bezeichnet, oft unter der Menge literarischer Erscheinungen ganz übersehen oder doch weit weniger bekannt werden, als sie es zu seyn verdienen. Es scheint mir deshalb nicht ganz unverdientlich, das Publikum und die wissenschaftliche Welt auf solche übersehene und verborgene literarische Schätze aufmerksam zu machen.

Ein solches in vieler Hinsicht ausgezeichnetes und interessantes, obgleich keineswegs für den großen Haufen geeignetes Buch, das jedoch ohnstreitig weit weniger bekannt geworden ist, als es zu seyn verdient, dünkt mir nun:

Lotusblätter. Fragmente von Ißidorus. Zwei Theile. Hamburg und Leipzig bei Kunz. 1817. 8.

Aus dem bescheidenen Titel läßt sich dessen Gehalt und Inhalt schwerlich errathen. Dieser umfaßt einen Schatz origineller und höchst treffender Bemerkungen, die sich auf die höchsten Angelegenheiten der Menschheit und des menschlichen Lebens beziehen, und leat Ansichten derselben dar, die, ob man ihnen zwar im Allgemeinen eine etwas Schwärme-

ische und mystische Tendenz nicht wohl absprechen kann, die aus einer nähern Bekanntschaft mit der neuern naturphilosophischen Schule entsprungen zu seyn scheint, doch so geläutert, treffend wahr und nicht selten so tief empfunden und gedacht sind, daß es deshalb weit über andere Schriften ähnlichen Inhalts hervorragt. Dabei bedient es sich einer weit verständlichern und edlern Sprache, als diejenige ist, durch welche sich ein Theil der naturphilosophischen Schriften vorzüglich aus der Schelling = Menschen Schule auszeichnet.

Die Andeutungen des Verfassers kommen Göthe's, des Hochmeisters, aus dem innersten Wesen der Natur und des Menschen unmittelbar geschöpften Mystik nahe, obwohl selbst diese nicht einem Jeden verständlich ist. Es ist der veredelte und höher gereifte Geist — der kindlich fromme gemüthvolle Sinn von Novalis, welcher hier weht, und der das Herz und was aus dem Herzen kommt, höher hebt und stellt, als den kalt berechnenden Verstand und die eigensüchtige Klugheit, doch die Widersprüche, in welche Kopf und Herz so oft mit einander gerathen, in Harmonie zu bringen und zum Vortheil des praktischen Lebens zu verschmelzen sucht. —

Man nennt — ich weiß nicht, ob mit Recht? — den Namen eines jungen hier lebenden Mannes höheren Standes als den Verfasser dieser recht eigentlich hochherzigen Erziehung, der auch sonst dem Publikum als Dichter nicht unbekannt ist. Jedoch — was thut der Name zur Sache? —

Die Gegenstände, über welche sich der Verfasser ausspricht, werden in Ueberschriften der einzelnen Abschnitte kurz bezeichnet. Das erste Bändchen enthält:

- I. Borhof, (Wissenschaft), Streben und Wissen.
- II. Der goldene Faden; (Kunst, Poesie, Literatur).
- III. Das Labryinth; (Politik).

Zu dem zweiten Bändchen befindet sich:

- IV. Der Fremdling; (Seelen- und Lebenskunde).
Der Mensch und die Natur.
 1. Allgemeine Lebensansichten
 2. Die Lebensalter und Geschlechter.
 3. Naturstimmen der Sehnsucht. Die Jahreszeiten.
- V. Die Befreiung; (Religion und Liebe).

Blicke auf das höhere Leben auf Erden.

Ahnungen vom Geheimnisse des Daseyns.

Blicke in das höhere Leben auf Erden.

Der Standpunkt.

Erfahrung.

Poetische und prosaische Ansicht.

Irdische Bestimmung.

Sehnsucht nach der Heimath.

Der höhere Sinn.

Des Innern Aeußerung.

Der Verfasser bemerkt in der Vor Erinnerung, daß er den ersten Theil dieser Blätter eigentlich: den Geist, und den zweiten: das Herz habe überzeichnen wollen, um das

Verhältniß anzudeuten; in welchem ihre Harmonie begründet zu seyn scheint.

Vorzüglich der letztere Theil der aphoristischen Bemerkungen enthält über die für jeden Menschen von Gefühl und Bildung so unsäglich wichtigen, durch die Ueberschriften kurz bezeichneten Gegenstände goldene Worte, — Stoff, den Jeder nach Maaßgabe seiner Individualität höher verarbeiten wird und kann, — leise Andeutungen, von denen der Ungelehrte nur das Wenigste fassen und verstehen wird, die aber den Gereifteren ein Schlüssel zu immer höheren Aufschlüssen werden können. —

Nur selten verliert sich der Geist des Verfassers in etwas zu gesuchte kleinliche Spielereien, wie es vielleicht mit dem im zweiten Abschnitt des ersten Bändchens (Kunst) befindlichen Versuch einer ästhetischen Deutung und Würdigung der musikalischen Instrumente, die nicht nur von ihrer Wirkung, sondern auch von ihrer äußern Gestaltung entlehnt wird, doch im Grunde der Fall seyn dürfte, so viel Schönes und Originelles diese Bemerkungen auch enthalten.

Um den charakteristischen Geist, welchen die Ideen des Verfassers athmen, einigermaßen zu bezeichnen und anschaulich zu machen, lese ich aus der reichen Fülle origineller, nicht selten ungemein tief geschöpfter Bemerkungen ohne vieles Suchen Einiges heraus, und überlasse es Ihrer eignen Entscheidung, ob Sie es Ihren Lesern, von denen sich doch wohl voraussetzen läßt, daß die allerwenigsten dieses Büchlein kennen, mittheilen wollen. Ich entlehne diese Fragmente einzuweilen nur aus dem ersten Theil.

Der Borhof:

„In der Chemie wird ein Specificum von einem andern schneller gesättigt; ein zweites bedarf mehr Sättigung und löst das ihm zugesellte verzehrender auf; eben so ist es mit dem Menschen; einer wird vor dem andern durch Geist eher und weniger gesättigt; mancher ist nicht zu sättigen, während ein anderer nicht mehr Geist, als mit der kleinsten chemischen Dosis im Verhältnisse steht, verschlucken und mit seiner Substanz vereinen kann.“ S. 33.

Der goldene Faden:

„Die Weltmenschen, für welche eigentlich jedes Gefühl an Ueberspannung gränzt, weil ihnen jede Erhebung eine Anstrengung der eingeschlaferten Kräfte kostet, und denen darum alles Hohe und Begeisterte als das Produkt eines erkünstelten, angenommenen, fremdartigen Zustandes erscheint, urtheilen auf dieselbe Weise von der Begeisterung des Dichters, welche sie auf einen gewissen leidenschaftlichen Rausch, in dem er gleichsam durch Dämpfe seine Eingebungen erhalten soll, beschränken. Ihnen erscheint das Gemüth des Dichters, dies frohe Gefäß mit der Flamme des Mysteriums des Lebens, als eine Punschbowle, die, auf die Kohlen der Erstase gesetzt, in Dämpfe geräth und den Geschmack erhält. Von jenem harmonischen Zustand der Erhebung, von jenem Frieden des Sinnes, jener harmonischen Klarheit des Gemüths, welcher der wahre Blick in die Tiefe der Welt aufgeht — wissen sie nichts. Was sie sich als Begeisterung des Dich-

ters denken, wäre nicht viel anders als Besessenheit. Sie, die Nüchternen, erwachen nie von ihrer Berauschung; sie sind immer toll und voll von Nichts." S. 64.

„Es ist ein wahrhaft sprechender Beweis von dem Mitleidthume des teutschen Volks, daß es fremde Klänge, die dem allgemeinen Ideale des Menschlichen sinnvoll angehören, lebend annimmt. Nicht todt, sondern lebendig ist diese Aufnahme! Soll es keine Erinnerung an jene verloren gegangene Familiensprache des menschlichen Geschlechts geben? — Sollen wir uns nicht jener gemeinschaftlich bleibender Worte freuen, welche auf das geistige Gemeingut der Menschen hindeuten? — Solche fremde Worte sind Kometen, welche die getrennten Systeme mit einem größern Centro verbinden. Verweist uns doch nicht auf engen Egoismus zurück, ihr Puristen! Indem ihr Teutsches zu retten gedenkt, gebt ihr das auf, was höchst und ewig Teutsch ist. Unsere Herstellung als Nation gilt nicht einem Volk von 25 Millionen allein; sie gilt Europa und der ganzen Welt! Dies gilt auch für unsere Sprache." S. 70.

Ferner:

„Die Bücher sind Waare geworden, wie alles andere. Der Tausch von Gold um Gold ist in diesem Fall an sich schon zu ungleich, als daß die Buchhändler denselben nicht auf alle Weise für die edlern Schriftsteller zu mildern suchen sollten. Diese macht der Besitz des einen wirklich gegen das andere dafür Gebotene gleichgültiger; nur kann ihnen das Benehmen bei dem (an sich eine bloße symbolische Handlung bleibenden) Tausche nicht gleichgültig seyn, sie wünschen aufrichtiges, vertrauendes Entgegenkommen, Proben wahrer Uneigennützigkeit, wahren Gefühls und Eifers für die Sache der Literatur, offenes Einverständnis zu einem Zwecke, sie wünschen wahre Großhändler unter dieser Klasse anzutreffen, in deren Haus eine Fülle des Geistes sey, — mit einem Wort, Minervens Eule, der schattende Delzweig, der ehrende Lorbeer soll nicht vergebens beim Mercurius-Zeichen des Buchhandels zu erblicken seyn. Wohl soll er den regen Caduceus führen, den Büchern Flügel leihen nach allen Himmelsrichtungen, die friedlichen Boten beschicken, — nicht aber den Gott der List, der bloßen Gewinn sucht, des Diebstahls (Nachdruck) bezeichnen.“

„Das Honorar für Manuscripte ist eigentlich eben so auskömmlich, als daß man die protestantischen Beichtväter für Beichte und Laufen zc. bezahlt. Die Buchhändler sollen sich unmittelbar an die Schriftsteller anschließen, sie sollen gleichsam die Sinne vorstellen, die zwischen dem Geist und der Außenwelt vermitteln, sie sollen das Dekonomische in der gemeinschaftlichen Geistesstadt besorgen, deren Bewohner nicht bloß lebendige, sondern ewig Lebende, Bücher, Gedanken sind. Man fördert seinen wahren Vortheil nur, wenn man den allgemeinen befördert; denn wir sind unzertrennliche Glieder, Nerven und Adern einer Welt. — Die Bücher sind

nicht für den Handel, sondern der Handel ist für die Bücher da." S. 91.

„Der Staat ist eine uns angeborne Idee, die der wirkliche Staat zu erreichen streben soll. In dem höchsten Sinne sind Familie, Staat und Welt einerlei. Der Staat ist eine große Familie mit großen Familienschicksalen. Die philosophische Personalisirung des Staats ist eine allgemeine Uebereinkunft der Individuen, sich als einen Menschen, einen Willen betrachten zu wollen, in Haupt, Herz, Hand und übrige Glieder getheilt. Sie haben das Wort Staat als ein allgemeines Gewissen über sich gestellt, sie lassen sich von dem regieren, was sie in sich selbst verehren: vom Gesetz. So wie das Haupt von den übrigen Theilen als König anerkannt wird, ist auch die höhere Intelligenz oder Kraft zum Haupt im Staate erkoren. Die Gewerbe sind seine Hände, die ländlichen Stände sein Magen, die eigentlichen Beamten seine Ohren und Augen, die Gelehrten und Künstler sein Gehirn- und Nervensystem, der Kriegerstand sein Muskelsystem, die Frauen sein Herz u. s. w." S. 237.

So weit einstreifen und hinlänglich genug, um zu zeigen, was Geistes dieses Ganze ist. Das Werkchen ist übrigens sehr unscheinbar und schlecht auf Lösspapier gedruckt. Und doch überwiegt sein innerer Gehalt — hoffentlich werden Sie mir hierinnen Recht geben? — so manches glänzende auf Velin gedruckte und prachtvoll ausgestattete Buch, das entweder todte Beschreibungen und Conterfeie der lebenden Natur oder mathematische und geometrische Demonstrationen und kalte philosophische Reflexionen enthält, welche die Welt so gern in ein Rechenexempel verwandeln möchten, ohne jedoch eine Ahnung von dem Geiste des Höhern zu haben, welcher jeder Berechnung spottet. Vielleicht kommt doch eine Zeit, wo das unscheinbare Verborgene ans Licht gezogen, seiner würdiger ausgestattet und hierdurch einem gewählten Publikum zugänglicher gemacht wird. —
Prob. a. d. Ebe.

II. 395.

2.

Wien, August 1821.

a) Curiosa.

In der Allgemeinen Zeitung vom 7. August d. J. Nr. 219. Aus einem Handelschreiben kommt ein Artikel, die 5 pr. centigen Papiere betreffend, vor, von dem man schwören sollte, er sey eine veränderte Auflage des in Ihrem Hesperus vorgekommenen Aufsatzes: Aufgedecktes großes Börsenspiel.

Eben so findet man in dem Kalender für 1821, der märische Wanderer genannt, ein Paar Anekdoten, von denen man schwören sollte, sie wären von einem Ihrer Wiener Beobachter, da sie im Wanderer wörtlich so vorkommen, wie in Ihrem Hesperus.

Williger handelte früher das Conversationsblatt, welches bei der Aufnahme des Artikels: Einträglich-

tes Amt (nämlich das eines Oberkellners in einem der ansehnlichen Gasthäuser Wiens) doch anführte: „Aus einem inländischen Journale,“ obwohl es sich hütete, seinen Namen näher zu bezeichnen.

b) Großes Gewitter in Wien am 12. August.

Das ungestüme Wetter verdarb uns armen Wienern dieses Jahr fast alle Sonntage; auch heute bedrohte uns die Atmosphäre schon den ganzen Nachmittag. Endlich nach 9 Uhr brach ein Donnerwetter aus, welches zwar nach einer Stunde aufhörte, aber um 12 Uhr Nachts nur um so stärker zurückkehrte. Um 1 Uhr geschah ein Schlag, dessen Stärke und Anhalten alle vorigen übertraf. Weinade eine volle Minute hielt das Feuer an, während der fürchterlichste Donner rollte, und nicht nur alle Fenster in der Stadt und in den Vorstädten, sondern auch im buchstäblichsten Sinne die Häuser erschütterte, besonders im Schottenhof, wo es im Pfarrhof in dem Schlafzimmer des Pfarrherrn, der zum Glück nicht in diesem Zimmer war, einschlug. — Der Pfarrer verlor die Besinnung, ward aber nicht beschädigt; auch fing das Gebäude nicht Feuer. — Bemerkenswerth ist es, daß der Blitz nicht in den daneben stehenden Thurm und Kirche, sondern in den niedriger stehenden Pfarrhof einschlug, und von da erst seinen Weg in die Kirche nahm.

Noch bemerkenswerther ist, daß wir dieses Jahr keine andere Wärme, als Gewitterwärme hatten; die Luft war dann stets so schwül, daß nervenschwache Menschen sich kaum aufrecht erhalten konnten. Ueberhaupt ist dieses Jahr, nach der Beobachtung der Aerzte, für Nervenranke ganz besonders nachtheilig gewesen.

c) Kunst wird mit Recht der Natur vorgezogen.

Der größte Theil der Wiener Aerzte zieht jetzt die künstlichen Mineralwässer den natürlichen vor; man hat wahrgenommen, daß der weite Transport des natürlichen vieles von ihrer Stärke und heilenden Kraft benehme. Besonders ist dies der Fall bei dem Seltzerwasser, so daß man dieses meistens künstlich bereitet trinkt. Herr Anton Ficklinger in der Josephstadt, der alle künstlichen Mineralwässer verfertigt, hat großen Absatz, und Jeder, der sich von der Wahrheit des Sages, daß hier die Kunst der Natur den Rang streitig mache, überzeugen will, versuche eine Boucille künstliches und eine Boucille natürliches Seltzerwasser; schon Geruch und Geschmack werden entscheiden.

Die kleine Boucille künstliches Seltzerwasser kostet 24 Kr. W.W., und ist auch in der Stadt, in der Singerstraße, in der Apotheke zur Schlange zu bekommen.

Wien: Prof. Dr. G.

II. 396.

5.

Wien, August 1821.

a) Insektenregen in Schönbrunn.

Dieser fand dieser Tage, und zwar einen halben Schuh hoch, Statt. Ich konnte keines dieser Thiere zu Gesichte bekommen, und kann nur berichten, daß das Exemplar den ersten Tag um 12 Kr. das Stück, den vierten schon um 1 fl. W.W. verkauft wurde. Sobald ich eines selbst erhalte, werde ich nicht ermangeln, Ihnen davon eine Beschreibung einzusenden.

b) Schwabenzug.

Auf einer Excursion, die ich gestern nach Sieghartskirchen machte, begegnete ich 50 theils eins, theils zweispännigen Wagen, die mit recht wohl aussehenden Pferden bespannt, jeder eine ganze Familie aus dem Schwabenland führte. Es waren sehr viele und auch sehr schöne Kinder dabei; Männer und Weiber sahen ebenfalls gut aus. — Die Wagen waren mit Bretern auf den Seiten verschlagen, über jeden derselben war eine Blase gespannt; Alles war ganz neu.

Auf mein Befragen erfuhr ich, daß diese Leute nach Rußland zögen; früher dahin Gewanderte hatten Bericht erstattet, daß es ihnen sehr wohl erginge.

Die Leute zehrten unter Wegs gut, sie tranken lauter Wein, und eine Abtheilung mit 10 Wagen verzehrte über Nacht 500 fl. W.W. Dieses kam mir sehr unwahrscheinlich vor, unterdessen löste mir der Gastwirth, welcher mir diesen Bericht gab, das Räthsel dadurch, daß er mir sagte, diese Caravane reife auf russisch = kaiserliche Kosten, und bezöge von Station zu Station bei unsern Kreisämtern Reisegelber.

Des andern Tages kamen wieder 20 Wagen diese Straße.

c) Schwimmschule im Prater.

Endlich begünstigte seit 6 Wochen zum ersten Mal den Sonntag schönes Wetter. — Ich begab mich in die sehr besuchte Schwimmschule.

Nicht leicht mag eine Anstalt das, was sie versprochen, so leisten, wie diese. — Höchste Decenz, möglichste Vorsicht und die größte Sorge für die Gesundheit zeichnen sie aus. Man findet alle Vorschriften, die beim Erlernen des Schwimmens und zur Erhaltung der Gesundheit zu beobachten sind, auf großen Tafeln verzeichnet.

Eine blaue Schwimmhose und ein eben solches Schwimmkorsset bedecken den Körper. — Gegen 40 verschlossene kleine Kämmerchen dienen zum Aus- und Anziehen. — Herumgehende Schwimmmeister sorgen für genaue Befolgung aller Vorschriften.

Ich sah drei ganz vorzügliche Schwimmer; mit einer Kühnheit, die Erstaunen erregt, sprangen sie von der höch-

ten, beinahe 3 Klafter hohen Gallerie in das Wasser, und kamen erst in der Mitte des Schwimmbassins, das 105 Schritte Länge hat, wieder zum Vorschein.

Besonders zeichnete sich einer aus, welcher sich so unterm Wasser hielt, daß man nur seinen Rücken noch sehen konnte, und so der Quere nach (30 Schritte) im Wasser sich gleichsam fortziehen ließ, ohne daß man ihn eine Bewegung machen sah.

An den Wänden sind die Namen der Schüler verzeichnet, welche das Meisterstück (das Durchschwimmen des großen Donauarms) vollbracht haben.

Im Jahre 1817 gelang dies	24.
— 1818 —	25.
— 1819 —	50.
— 1820 —	56.

Darunter findet man die Sproßlinge der ersten Häuser, drei Fürsten Schwarzenberg, Fürst Lichnowsky, Graf Stadion, zwei Grafen Salm u. c.

Wien. Beob. Nr. 60.

II. 397.

4.

Vierzehn Millionen Conventionsmünze erbt ein armer Müllerbursche in St. Pölten.

Ein armer Müllerbursche diente in St. Pölten bei einer Beständmüllerin, Wittwe und ebenfalls nicht in den besten Umständen.

Die Schöne des Müllerburschen dient in Wien; zuvölligerweise hört sie von ihrer Herrschaft ein Zeitungsblatt lesen, worin Erben eines in Schweden verstorbenen Reichthums citirt werden; Tauf- und Zuname ihres Geliebten treffen zu; sie benachrichtigt ihn davon, dieser meldet sich, und Welch ein Glück! er ist der nächste Erbe eines Vermögens von 28 Millionen. *) — Da sich jedoch mehrere Erben meldeten, so wurde die Erbschaft vertheilt, die eine Hälfte erhalten die in entfernteren Graden Verwandte, und er der ärmste erhält nur — Vierzehn Millionen! *)

Aber, höre ich fragen, wer muß denn dieser Erblasser gewesen seyn, der solch ein ungeheures Vermögen hinterließ? — Die Sache verhält sich so

*) Gewiß wohl ein Schreibfehler und wenigstens eine wo nicht mehrere Nullen zu viel.

Der Herausgeber.

Ein Destreicher ging in schwedische Dienste, avancirte nach und nach bis zum General, und erwarb sich in Kriegzeiten (die Sache hat sich vor 100 Jahren zugetragen) ein großes Vermögen. — Am Ziele seiner Laufbahn wird er der Landesverrätherei bezüchtigt, sein Vermögen in gerichtliche Verwahrung genommen und ihm der Prozeß gemacht. — Während dieser Untersuchung stirbt der Erblasser im Kerker. — Der Prozeß geht fort und das Vermögen wird von der Instanz mittlerweile in die englische Bank gelegt; hier bleibt dieses Geld fruchtbringend bis zum Ausgang des Prozeßes liegen; die Sache wurde lau betrieben, endlich wieder in Anregung gebracht. Der Spruch fällt in letzter Instanz für den Verstorbenen günstig aus, und durch einen Zeitraum von mehr als 100 Jahren wuchs dieses Vermögen so an.

Der Müllerbursche wird aus Dankbarkeit seiner ehemaligen Herrin die Beständmühle kaufen, und das Dienstmädchen, der er alles verdankt, heirathen.

Beobachter im B. D. W. W.

XI. 11.

Philosophie.

Leonardo's Ansichten.

Mitgetheilt von Friedrich Barth.

(Fortf. v. Nr. 19. XXX.)

Es muß das heilige mystische Dunkel seyn, das auf den Gräbern ruht und uns den Blick in das Jenseits versperret, was die Scheu vor dem Tode in uns erregt; denn der Mensch ist ein Kind des Lichtes, und die Finsterniß ist sein Element nicht.

Wie fremdlich lächelt mich das Grün des Kirchhofs an! Wie eine über die Gräber der Entschlafenen sanft ausgegossene Hoffnung.

Der Trost des Gebets, wahrlich! es ist ein heiliger Trost, der oft in meine ermattete Seele neue Kraft gießt! Hätte ich mich nicht oft zu meinem Gott wenden und im kindlichen Vertrauen mich ihm ergeben können, o! ich hätte der Qual unterliegen müssen!

(Der Beschluß folgt.)

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 14. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im Oktober 1821.)

XI. 19.

E r z i e h u n g.

Karl Witte.

(Beschluß v. Nr. 9. XXX.)

„In seinem sechsten Jahre hielt ich mich mit ihm sechs Wochen in Dresden auf, machte ihn genau mit der schöneren Natur des Orts und seiner Umgebungen, und besonders mit den mannigfaltigen Schätzen der Kunst bekannt, und berichtigte durch das häufige Betrachten derselben, so wie durch die mannigfaltigen Unterhaltungen darüber, die wir beide sogleich und später führten, seinen Geschmack. Schon in Leipzig, Potsdam und Berlin, und wo sonst etwas Schönes zu sehen gewesen war, hatte ich angefangen, ihn vor dem kindischen Behagen an grellen Farben bei unrichtiger Zeichnung zu bewahren. Seit unserm Leben und Weben auf der Bildergalerie in Dresden, vorzüglich im innern (italischen) Saale unter den Antiken und Menglischen Abgüssen, war er davor völlig gesichert. Ich habe seit der Zeit nie ein albernes Urtheil über Kunstfachen von ihm wahrgenommen, und doch hört man sie selbst von großen Kindern gar oft.“ (S. 167.)

Der Vater schätzt, daß auf diese Weise in den ersten 6 Jahren gegen 30000 Worte wenigstens aus unserm ungeheuern Sprachschatz der Seele des Kindes vorüber gegangen, welche er mit Ueberlegung und Auswahl gesprochen, richtig gesprochen, darüber gesprochen, gelesen, geurtheilt, darüber mit seinen Eltern, Bekannten, Freunden empfunden und besonnen und klar sich ausdrücken lernte.

Je mehr aber der Mensch Sachen nebst ihren Namen und Eigenschaften richtig kennt, und Andern mittheilen kann, desto größer ist sein gewonnener Geistesvorrath, desto häufiger findet er Anlaß zu suchen, zu vergleichen, zu unterscheiden, vorzuziehen, zu verwerfen oder zu wählen, überhaupt mit dem Geiste zu arbeiten d. h. mit Einem Wort — zu denken.

„Je mehr aber der Mensch denkt, desto mehr lernt er denken, und je mehr er sich darin übt, desto schneller geht es. Deshalb ist schon unendlich viel

gewonnen, wenn man nur erst erreicht hat, daß die Kinder bei Allem, was sie sagen oder thun wollen, zuvor denken.“ (S. 171.)

„Wie unübersehlich viel wird ein Kind in 6—8—10 Jahren d. h. in 3650 Tagen und (den Tag nur zu 10 Stunden gerechnet) in 36500 Stunden lernen, wenn jede Unterhaltung mit ihm oder doch in seiner Gegenwart es belehrt.“ (S. 173.)

„Hierauf gründet sich meine feste Ueberzeugung, daß auch ein mittelmäßig organisirtes Kind den höhern Wesen nahe gebracht werden kann, wenn man es darnach anzufangen weiß, kann und will.“ (S. 174.)

„Wir hatten ihn dazu gewöhnt, daß ihm Wahrheit über Alles ging. Er hätte sich lieber die größten Schmerzen zugezogen, als — eine Unwahrheit gesagt.“ (S. 186.)

§ 197—241 wird der Unterricht über die Buchstaben so mitgetheilt, wie ihn der Vater Karl in gesprächsweise ertheilte, als Probe solcher Unterredungen, mittelst welcher des Sohnes Aufmerksamkeit festgehalten, sein Verstand gebildet, sein Scharfsinn geübt, sein Witz angeregt und seine Fähigkeit, sich mit Wahl auszu drücken, über allen Glauben erhöht ward.

Eine sehr wichtige Stelle ist folgende:

„Von allem Schönen, Großen und Guten, das je auf der Erde verübt wurde, liegen die Keime in der menschlichen Natur, und zwar nicht etwa bloß in den Seelen einiger, weniger großer erhabener menschlichen Wesen, die durch das Ungefähr oder vielmehr durch ein günstiges Schicksal in die Lage kamen, jenes Schöne, Große und Gute auszuführen. Nein, sie liegen, so wahr ein Gott ist, und so gewiß er Menschen geschaffen hat, die — auf der Erde — ein Abbild von ihm seyn sollten, in der ganzen menschlichen Natur. Jeder also, der nicht vor oder nach seiner Geburt verwahrloset wurde, kann darauf Anspruch machen.

Wir aber fehlen bei unsern Kindern, fehlen unverzeihlich, denn wir verderben das Gute, und pflanzen oft dafür Schlechtes. Dieß Unkraut wächst dann lustig empor in dem guten Boden, und übertäubt bald das Vortreffliche, statt

Hesperus Nr. 14. XXX.

daß diesem die ganze Kraft des Bodens hätte erhalten werden müssen.

Alles Schöne, Große und Gute kann, seiner Natur nach, nur mit Mühe, nur mit Aufopferung ausgeübt werden. Aufopferungen wollen wir selbst aber nicht gern bringen, deshalb begnügen wir uns mit dem Gemeinen, und lassen das Schöne, Große und Gute zur Seite liegen, mit der bekannten Versicherung der Trägheit: Es ist unerreichbar!

Das bemerken dann unsere Kinder, denn, wahrlich! sie sehen weit heller, als wir glauben! — und sagen sich im Stillen: Nun wenn der Vater, die Mutter, der Freund unsers Hauses das Leichtere vorziehen, so muß es auch wohl das Bessere seyn. Bequemer ist es ohnedies, also — geschieht es, und das Edlere, aber Mühevollere unterbleibt.

Das Gemeine hat ferner ganz die böse Art des Unkrauts an sich. Man findet es allenthalben! kann sich also stets damit trösten: mein Nachbar hat es ja auch an sich! und — es schlägt schnell über das Gute empor, eben weil es die Natur des Unkrauts und des Bösen ist, überall leicht zu wachsen und das Gute zu unterdrücken.

Reißet aber jede Unkrautpflanze, so bald sie sich zeigt, mit der Wurzel aus, und pflüget das Gute, so viel ihr nur immer vermöget! Dann werdet ihr Wunder sehen. Doch davon ein andermal!

Besonders sollten kein Vater, keine Mutter, kein Lehrer, kein Erzieher vergessen, daß Lehre nur beginnt, Beispiel aber vollendet. Unsere Kinder sind, was wir sind, gut, wenn wir gut, und schlecht, wenn wir schlecht sind."

So wahr dieß ist, so nicht gar leicht ist es auszuführen. Denn es erfordert von Seiten aller erwachsenen Umgebungen des Kindes stete Anstrengung der Aufmerksamkeit, stete Besonnenheit, immer möglichst vollkommen zu seyn und zu handeln. Dafür ist aber eben diese Nothwendigkeit, eben dieser Zwang (sind nur erst einmal Beide als solche erkannt) der größte Gewinn für diejenigen, welche sich ihm unterwerfen. Sie müssen sich nothwendig dadurch selbst ungemein veredeln. Wenn nun Sinn, Empfänglichkeit, ernstliches Streben dafür bei Vater und Mutter eher vorausgesetzt und erreicht werden kann (obwohl auch hier gleichstimmige Denk- und Handlungsart nicht so gar gemein sind); so wird es um so schwieriger, die weitem Personen des Hauses so zu wählen, so zu erhalten oder so umzustimmen, wie sie seyn sollten. Der Verwandten nicht zu gedenken, will ich nur der Dienenden erwähnen. Wie selten in diesem Stande feineres Gefühl, Biegbarkeit, sich dem Erziehungsplan zu fügen, und die Abwesenheit aller störenden Untugenden! Wie selten schon das negativ Gute, ohne positive Forderungen zu machen! Doch findet man sie, aber man muß ernstlich suchen, und einen solchen seltenen Schatz zu bewahren, zu achten und zu lohnen wissen. Wer denkt aber wohl hieran?

Welcher sonst bravste Hausvater hält dieß für so wichtig oder auch nur thunlich?

Und doch, soll Alles gelingen, ist es wesentlich nöthig, daß nur ein moralischer Ton, nur eine verständige und moralische, wohl zusammenstimmende Harmonie im ganzen Hause besonders für die Erstlingsjahre herrsche. So wohl ward es Herrn Witten auch in Rücksicht seines Dienstmädchens.

„Ein gutes Kind wird nie vertrießlich, wenn man es seiner Unarten wegen tadeln“ (S. 291.) Nun da wäre ein Probestein für die Güte unsrer Kinder und — so mancher Freunde!

Der Vater Witte meint: „Auf diesem eingeschlagenen Wege mußte mein Sohn sehr früh ein ausgezeichnete Knabe werden. Wurde er dabei zugleich mit Sprachen und Wissenschaften beschäftigt; so mußte er auch in diesen schnell ungewöhnlich zunehmen, das heißt mit andern Worten: er mußte ein früher Gelehrter werden!“ (S. 293)

„Er lernte unaufhörlich, aber — ohne daß er es bemerkte. Er lernte außerordentlich viel, und hatte doch gar keine Gelehrsamkeit. Er vervielfachte, verfeinerte und erhöhte seine Geisteskräfte so sehr, daß er bald jeden vorkommenden Gegenstand durchschaute oder doch that, was er vermochte, um ihn zu durchschauen, denn — ihm wuchsen beim Siege die Schwingen!“

und doch glaubte er nichts gethan zu haben, als was jedes Kind, jeder gewöhnliche Mensch thue und thun müsse. Er lernte endlich sehr gern, und immer lieber, weil er mannigfaltigen Genuß dabei suchte, und das stete Zunehmen seiner Fähigkeit, weiter fortzuschreiten, (das Zunehmen seiner Geisteskraft) bemerkte.

Statt daß so viele Andere des Lernens und Studirens satt werden, wurde er immer eifriger darin. Es konnte ihn quälen, ein Feld des Wissens gewahr zu werden, auf welchem er noch wenig oder gar nichts kannte. „Ach wie vielen Genuß entbehre ich dadurch!“ Das sagte er nicht etwa bloß, sondern er fühlte es auch, ja, ich darf sagen: mit Thränen der Sehnsucht.

(Daher die unendlich hohe Achtung gegen Personen, die mehr wußten, als er, und die zärtliche Dankbarkeit, die er Jedem bewies, der sich die Mühe gab, ihn Licht voll zu belehren.)

Er ergriff folglich jedes Buch, jede Wissenschaft, jede Sprache mit der Begierde, sich alles Vortreffliche daraus eigen zu machen. Ist man jedoch bei Kindern, Knaben, Jünglinge u. d. hin gelangt, so hat man alles erreicht. Das Uebrige thut Gott, oder vielmehr die von ihm geschenkte Kraft, der Himmelsfunken, der, gemeinen Augen unbemerkbar, aber — sehr hell! — in unserm Innern strahlt.

Ein so geleiteter Knabe bringt vor, und immer weiter vor, bis die Grenzen der menschlichen, oder seiner

eigenthümlichen Natur ihm wehren. Er wird, er muß also zu etwas Hohem und Großem gelangen.“ (S. 311.)

„Bekanntlich füllt man die schönen Jahre vom siebenten oder achten bis zum siebenzehnten oder achtzehnten Jahre, (folglich zehn Jahre lang!) — mit dem meistens widerwärtig erteilten Unterrichte im Lateinischen und Griechischen aus; natürlich klagen daher unter hundert Erwachsenen neunzig, daß sie wenig dadurch gelernt haben, weil man ihnen denselben nicht anziehend machte. Die Unterweisung in den neueren Sprachen und in den Wissenschaften, welche — in den jetzigen Zeiten daneben erteilt wird, pflegt jenem untergeordnet zu werden, und schreitet deshalb nicht weit vor; man muß es aber schon zu einer gewissen Vollkommenheit darin gebracht haben, wenn eine Wissenschaft uns anziehen, und das Studiren derselben uns erleichtern, oder wenn die erlernete Sprache uns fühlbar Nutzen schaffen soll.“

Mein Sohn gewann alle diese Jahre, um in denselben eine Menge Fächer seines Kopfes auszufüllen, und viel noch wüßtes Feld desselben urbar zu machen. Er studierte in dieser langen Zeit alte und neue Erdbeschreibung, alte und neue Geschichte, Naturgeschichte in fast allen ihren Theilen, Mathematik, Physik und Chemie, und zwar so gründlich, daß er in seinem dreizehnten Jahre schon Doktor der Philosophie wurde, und daß seine vorher erhaltenen Zeugnisse im hohen Grade rühmlich für ihn sind. In seinem vierzehnten Jahre wurde er zum Mitgliede der naturforschenden Gesellschaft in der Wetterau aufgenommen. Nun blieben ihm noch vier Jahre übrig; er genoß dadurch das Glück in den schönen Rheingegenden zu leben, Jurisprudenz mit ihren Hülfswissenschaften so umfassend zu studieren, daß er in seinem sechszehnten Jahre auf eine ehrenvolle Weise zum Dr. juris promovirt wurde.“

Witte der Vater bekennt sich zu Wurzers Ansicht: „Statt kleinlichen Wörterkrams galt den größten Männern der Vorzeit das Studium der Lebensweisheit und die harmonische Uebung aller Kräfte der Seele und des Körpers. Das ist der ächte Zweck und Geist alles Unterrichts; und die Frucht des ächten Unterrichts ist, wie Johannes von Müller sagte: Geistesgegenwart und Geschied zu allem; Würde des Lebens und Unabhängigkeit von der Laune des Glücks. Die Vereinigung eines thätigen Lebens mit einem denkenden ist es, welche uns wieder unsern Meistern im Alterthum nähern kann.“ (S. 393.)

Doch genug der Proben für Jeden, um dessentwillen diese Zeilen geschrieben sind. Der zweite Theil ist ganz besonders praktisch und darf von Niemand, dem Erziehung ein wichtiges Anliegen ist, ungelesen bleiben.

Es wird sehr viel dazu beitragen, zum Studium dieses Buches Väter und Mütter anzureizen, wenn wir ihnen alle diejenigen mehr oder weniger berühmten, wichtigen und

vorzellenden Personen nennen, welche sich für den Verf. für seine Erziehungsweise interessirt, sie im Wesentlichen gebilligt, ja bewundert und nach Umständen unterstützt haben:

- 1) Pestalozzi (man lese seine Briefe S. 7 u. 11.)
- 2) Julien aus Paris. 3) Tobler. 4) Krüsi. 5) Niederer. 6) Gesner (Lavaters Schwiegersohn.) 7) Heyne (man lese dessen Brief an Wieland vom 25. Jul. 1810. S. 160.) 8) Hufeland. (Er erteilte den 31. August 1810 folgendes Zeugniß: „Ich habe mit Vergnügen gefunden, „daß der junge zehnjährige „Witte, trotz der frühzeitigen Sprachübung und Gedächtnißanstrengung seiner Seele, dennoch körperlich völlig gesund, und in seiner physischen Entwicklung ungestört geblieben ist, auch den kindlichen Charakter sowohl an Seele als Leib conservirt hat, welches unstreitig der vernünftigen Art der Unterweisung und der damit immer verbundenen körperlichen Uebung zuzuschreiben ist.“) 9) Görke. 10) Reil. 11) Walter, der Anatom in Berlin. 12) Der russische Staatsrath von Jacob. 13) Consistor. Rath Senf in Halle. 14) Funk in Magdeburg. 15) Gedike in Berlin. 16) Böttiger in Dresden. 17) Prof. Casar in Leipzig. 18) Hofrath Blumenbach in Göttingen. 19) Hofrath Pfander ebendas. 20) Amtmann Westfeld zu Wehnde bei Göttingen. — Die Hofräthe 21) Mäper und 22) Herren zu Göttingen. 23) Hofrath Schüz. 24) Prof. Tieftrunk und 25) Dr. Knapp in Halle. 26) Buchhändler Baumgärtner. 27) Magister Bergl und 28) Hofrath Mahlmann in Leipzig. 29) Schuldirektor Weiß in Naumburg. — Die großen Gelehrten und Redactoren der Leipziger Literat. Zeit.: 30) Beck. 31) Blümler. 32) Carus. 33) Erhard. 34) Der ganze Sächsische Hof. 35) Prof. Kost in Leipzig. 36) Prof. Kühn ebendas. 37) Der Kanzler Niemyer in Halle. 38) Schuldirektor Lenz in Weimar. 39) Der Hof zu Weimar. 40) Der Minister von Voigt in Weimar. 41) Wieland. 42) Bertuch. 43) Lössius in Erfurt. 44) Minister von Frankenberg in Gotha. 45) Becker das. 46) Der Hof zu Gotha. 47) Salzmann. 48) Gutsmuths. 49) Die Minister von Leist und 50) Wolfenradt des damaligen Westphalens. 51) Der französ. Gesandte Graf Reinhard. 52) Der russische Gesandte Graf Repnin. 53) Der Sächsische Graf Schönberg. 54) Die andern westphäl. Minister Simeon, Morio, Fürstestein. 55) Der verstorbene Graf Kalkreuth in Berlin. 56) Der Berliner Hof. 57) Der Medlenburger Hof. 58) Prof. Thibaut in Göttingen. 59) Der damalige westphäl. Hof. 60) General Altr. 61) Prof. Hausmann. 62) Doktor Seebode. 63) Prof. Gaus. 64) Der Herzog v. Braunschweig. 65) Der Herzog von Cambridge. 66) Der hursfürstl. Hof zu Kassel. 67) Dr. Stromeyer in Göttingen.

gen. 68) Die philos. Fakultät in Gießen, welche den jungen Witte zum Doktor graduirte. 69) Geh. Rath Leonhardt u. s. w.

V. 18.

Alt er th ü m e r .

Die Herculianischen Manuscripte. *)

Die Papyrus-Rollen des Herculaneums (i Papiri, wie die Italiener sie nennen) enthalten bekanntlich griechische und lateinische Handschriften. Sie wurden gegen das Jahr 1750 unter den Trümmern des Herculaneums gefunden, zu der Zeit, da der nachmalige König von Spanien, Carl III, noch über Neapel und Sicilien herrschte. Es waren ihrer der Zahl nach ungefähr 1800. Wie man sie zuerst aus dem Schutte hervorzog, erkannte man nicht gleich, was sie waren. Man hielt sie für verkohltes Holz, oder sonst eine nichtswürdige Masse, und manches mag zu Grunde gegangen seyn, ehe man ihres Werthes inne wurde. Ihr äußeres Ansehen entschuldigte die Vernachlässigung, welche ihnen anfangs widerfuhr. Sobald man aber auf die Vermuthung gerieth, daß sie schätzbare Ueberbleibsel des Alterthums seyn möchten, behandelte man sie mit zweckmäßiger Aufmerksamkeit. Sie wurden in das Museum von Portici zur Aufbewahrung gebracht, und eine gelehrte Gesellschaft gestiftet, welche für die Erhaltung, Abwicklung und Erklärung derselben Sorge tragen, und den Inhalt der Welt mittheilen sollte. Zu dieser Gesellschaft gehörte unter andern der gelehrte Mazzochi, welcher zuerst den Werth der Rollen entdeckt hatte. (Vergl. Gött. gel. Anz. 1769. S. 134.)

Diese alten Handschriften waren auf Papyrus geschrieben, und in der Gestalt einer Rolle (volumen) zusammengefügt. Eine solche Rolle, wenn man sie entwickelte, mochte etwa eine Länge von 40 Fuß haben und war aus aneinander geleimten Stücken oder Bogen zusammengesetzt. Ein solcher Bogen mochte ungefähr drei Fuß lang seyn; die Breite betrug kaum einen Fuß. Man schrieb so, daß die Breite aufrecht stand, und entwickelte also die Rollen beim Lesen nicht senkrecht, sondern wagerecht. Es ist wahrscheinlich, daß das Schreiben dem Zusammenkleben der Stücke vorausging: denn dieß war für den Schreibenden bequemer. Der Schreiberaum war in Columnen oder Paginas getheilt, die von einander durch einen leeren Streif abgefordert waren. Jene Rollen waren nun bei dem Untergange von Herculaneum vermuthlich durch die Stärke des Gebäudes, worin sie sich befanden, vor unmittelbarer Vernichtung gesi-

*) A report upon the Herculaneum Manuscripts, in a second letter addressed, by permission, to His Roy. Highness, the prince Regent by John Hayter, London 1811. 4.

chert. Die brennende Asche und Lava, womit das Haus bedeckt war, hatte sie verkohlt aber nicht zerstört, und diese Verkohlung selbst hatte zu ihrer längern Erhaltung beigetragen. Diejenigen, welche der Hitze am nächsten waren, mußten am meisten verkohlt seyn; und daher läßt sich schon ein Unterschied, den man bei den Rollen bemerkt, erklären, daß nämlich einige mehr und andere weniger verkohlt sind, einige schwarz und andere braun aussehen, je nachdem sie von der glühenden Oberfläche mehr oder weniger entfernt waren. Hr. Hayter nimmt an, um von diesem verschiedenen Zustande einen Grund anzugeben, daß da die Rollen, wie erzählt wird, in zwei verschiedenen Zimmern gefunden worden, das eine dieser Zimmer von der Hitze weniger angegriffen, und daher die Rollen in demselben weniger verkohlt wären. Dieß soll im allgemeinen bei den lateinischen Handschriften der Fall seyn, die, wie Hr. H. sagt, nicht so schwarz aussehen, als die griechischen. Man hat indessen durch kein Merkmal die Rollen bezeichnet, um anzuzeigen, in welchem Zimmer jede gefunden wäre. Die stark verkohlten Rollen sind bei weitem die besten; denn in diesen hat sich die Schrift am vollkommensten erhalten, und die Lagen lassen sich auch am leichtesten ablösen. Je mehr sie sich von der Verkohlung entfernen und eine bräunliche Farbe annehmen, desto schlechter und unbrauchbarer sind sie. Ein gewisser Paggi machte unter der Aufsicht der oben erwähnten Herculianischen Gesellschaft zuerst den Versuch, die Rollen abzuwickeln, während daß Mazzochi sich mit der Entzifferung der Schrift beschäftigte. Auf diese Weise ward ein griechisches Werk von Philodemus über Musik ans Licht gebracht. Was bisher geleistet worden war, hatte sich des Schutzes und der Begünstigung des damaligen Königs erfreut, wie dieser aber als Carl III. nach Spanien ging, wurden die Herculianischen Angelegenheiten vernachlässigt, und die gelehrte Gesellschaft selbst hörte auf zu seyn. Unter andern eine Folge der Unfähigkeit Mazzochis, welcher kindisch wurde, und bald darauf starb. Im Jahr 1787 ward die Gesellschaft wieder hergestellt, und man fing aufs neue an, zu arbeiten. Im Ganzen hatte Paggi nicht so viel gethan, als er hätte thun können, er wurde nachlässig. Den von ihm entrollten Philodemus hatte Mazzochi zur Herausgabe vorbereitet, welche Rossi darauf im J. 1790 besorgte. (Vergl. Gött. gel. Anzeigen 1794. S. 1589 bis 1598.) Es ist wohl zu verwundern, daß in einer so langen Reihe von Jahren so wenig bei den Rollen bewerkstelligt ist. Dieß mag zum Theil ungünstigen Zeitverhältnissen, zum Theil dem Mangel an Betriebsamkeit und an einer zweckmäßigen Verfahrensart zuzuschreiben seyn. Es ist indessen höchst zu beklagen, da es keinem Zweifel unterworfen zu seyn scheint, daß in jenen Ueberbleibseln noch herrliche Schätze des Alterthums verborgen seyn müssen. Selbst die vergleichungsweise geringe Ausbeute, die man bis jetzt erhalten hat, ist nicht ohne beträchtlichen Werth. Um so mehr gereicht es dem Könige von England zum Ruhm,

daß er diese für die Gelehrsamkeit wichtige Angelegenheit seiner Aufmerksamkeit gewürdigt, und mit königlicher Freigebigkeit neue Mittel aufbot, jene Kostbarkeiten für die Welt zu retten. Im J. 1800 ernannte Se. Königl. Hoheit (damals Prinz von Wallis) den Hrn. John Hayter zu der Beforgung dieses Geschäftes. In demselben Jahre schiffte sich dieser Gelehrte ein, um nach Italien zu reisen. Er landete erst zu Genua, ging von da nach Palermo, und da er glaubte, die Herculianischen Rollen wären zu Neapel zu finden, verflügte er sich auch dahin. Allein, wie er ankam, erfuhr er zu seinem Erstaunen, daß anstatt sich seinem Ziele genähert zu haben, er sich davon entfernt hatte: denn die Rollen waren nicht in Neapel, sondern in Palermo, wohin sie zu der Zeit, da sich die königl. Familie der Unruhen wegen nach Sicilien begab, nebst vielen andern Sachen von Werth geschafft waren. Sondern, daß dieß Niemand dem Hrn. Hayter in Palermo hatte sagen können, aber selbst in Neapel war es den meisten unbekannt; so sehr hatte man jene merkwürdigen Handschriften vernachlässigt, daß sie beinahe in Vergessenheit gerathen waren. Auch in Palermo machte man sie nicht ohne Mühe wieder auffindig. Mit mancherlei Schwierigkeiten und Hindernissen ging viele Zeit verloren, und nichts geschah, bis die Rollen endlich im J. 1802 auf den Rath des damaligen brittischen Gesandten am sicilischen Hofe, Sir William Drummond, wieder in das Museum zu Portici geschickt wurden, und da fing Hr. Hayter dann seine Arbeiten an. — Es ist kein Grund da, an seinem Eifer und seiner Thätigkeit zu zweifeln; allein die Unternehmung ward durch die Eifersucht und den Neid der Italiener, wogegen ihn weder das Ansehen des Prinzen von Wallis, noch selbst der Wille des Königs von Neapel, den Hrn. Hayter zum Aufseher (superintendent) der Handschriften, welchen Titel ihm vorher der Prinz von Wallis beigelegt, ernannt hatte, zu sichern vermochten. Im J. 1806 fiel Neapel den Franzosen in die Hände, alles flüchtete; die Herculianischen Rollen aber wurden ihrem Schicksale überlassen. Hr. Hayter rettete sich mit den Abzeichnungen der Handschriften (facsimiles), welche er hatte verfertigen lassen, nach Palermo, wo er im Februar 1806 ankam. Dasselbst verweilte er immer hoffend, daß eine glückliche Aenderung der Dinge ihn in den Stand setzen würde, sein Werk fortzusetzen; allein die Zeit verstrich ohne eine günstige Wendung, und im J. 1809 ward er auf Befehl des Prinzen von Wallis nach England zurückgerufen. *) Während seines Aufenthalts in Neapel wurden unter seiner Aufsicht über 200 Rollen theils ganz, theils stückweise geöffnet. Die Resultate seines Fleißes bewahrt Drford als Facsimiles.

Herr Hayter hatte etwas, ja viel, aber nicht Al-

les geleistet. Man dachte also in England ernstlich darauf, die Sache weiter zu verfolgen. Dem zu Folge geschah 1817 an Hrn. Schulrath Sicker in Hildburghausen der Antrag, sein Kunstverfahren, welches gerühmt worden, bei 12 von Neapel nach London geschickten Herculianischen Rollen anzuwenden. Keine leichte Aufgabe!

Piaggis Methode, die Rollen abzuwickeln, war sehr unvollkommen und brauchte gewaltig viel Zeit. Man befestigte die Rollen in einem Rahmen, nachdem man Stückchen von Goldschlägerhäutchen auf der äußern Oberfläche geklebt hatte. An diese Stückchen befestete man seidene Fäden mit Gummi, und brachte diese mit gewissen Schrauben, welche oberhalb sich an dem Rahmen befanden, in Verbindung. Die Schrauben zogen, so wie sie gedreht wurden, die Fäden auf, und hoben das Goldschlägerhäutchen mit dem darunter klebenden Papyrus ab. Vermittelst eines scharfen oder spitzigen Werkzeuges hatte man vorher das Papyrusstück am Rande um das Goldschlägerhäutchen gelöst, wodurch die Trennung des Stückes vom Ganzen leichter wurde. Hierbei ist zu bemerken, daß man zu diesen Einrichtungen solche Rollen wählte, in welchen die Lagen nicht sehr fest aufeinander gepackt waren, sondern sich ohne viele Beschwerlichkeit ablösen ließen. Die Rollen, die durchaus versohlt sind und ganz schwarz aussehen, in diesen hat sich auch die Schrift am besten erhalten. Die von einer minder schwarzen oder von einer bräunlichen Farbe sind schwer abzuwickeln. Von einigen der letztern riß man mit Mühe kleine unbrauchbare Stücke ab; bei andern der Art war es unmöglich (impracticable), die Masse in ihre Lagen zu sondern, und selbst die kleinsten Stückchen herunter zu bringen. Daher suchte man die Rollen mit vieler Sorgfalt aus, und wählte nur solche zum Abwickeln, die eine leichte Arbeit versprachen. Das Äußere schon, besonders das verkohlte Ansehen, zeigte dieß an; man prüfte aber ferner vermittelst des Bestreichens oder Bedupfens mit einem befeuchteten Pinsel, ob die Rolle von rechter Art wäre; denn schon durch die Feuchtigkeit hob sich die Lage und fing an sich zu lösen. Die Stücke ließen sich darauf leicht abreißen. Denen, welche nicht so los und locker zusammenhingen, hatte man einmal geglaubt durch chemische Auflösungsmittel zu Hülfe kommen zu können. Ein gewisser Hr. Poli, den man für einen guten Chemiker hielt, schlug verschiedene solcher Mittel vor und bekam endlich vom Hrn. Hayter die Erlaubniß, einen Versuch zu machen, welcher in der Anwendung von vegetabilischem Gas bestand, und wovon die Folge war, daß er die Rollen in Staub verwandelte, also völlig vernichtete. Die bisherige Abwickelungsart war in der That sehr unvollkommen, und es war ganz natürlich, daß eine, welche etwas Besseres versprach, sich der Unterstützung des Prinzen Regenten von England empfehlen sollte; und Hr. Sicker ward dem zu Folge nach England gerufen. Sein Verfahren gründete sich auf eine neu eingerichtete Abwickelungsmaschine,

*) Göttingische gelehrte Anzeigen. 191. St. 1818. S. 1898 — 1903.

und den Gebrauch einer Flüssigkeit, wodurch die Lagen in den Rollen von einander gelöst wurden. Einsichtsvolle Personen hatten es als zweckmäßig anerkannt, und so schien es auch dem Ausschittsausschusse, welchen E. Königl. Hoheit ernannt hatte, um diese Angelegenheit zu besorgen. Denn wie Hr. S. kurz nach seiner Ankunft demselben seine Verfahungsart bekannt machte, ward nichts dawider eingewendet, sondern er ward angewiesen, den Versuch anzustellen. Aber womit sollte Hr. S. es zu thun haben? Was fand er in London? Rollen von der schlechtesten Art, solche, die nicht genugsam verkohlt waren, sondern eine bräunliche Farbe hatten, von denen nicht nur Hr. Hayter längst gesagt, daß es unmöglich sey, sie abzuwickeln, sondern ein jeder, der mit den Herculanischen Handschriften bekannt ist, erklären wird, daß es ein thöriges Unternehmen war, mit diesen etwas zu beginnen. Denn gelänge es auch, die Lagen solcher Rollen zu trennen, und sie abzunehmen, so war doch keine Schrift zu finden, und wenn man auch ersteres (das Abwickeln) von Hr. Sickle's Kunst fordern konnte, so wäre es doch unsinnig gewesen, von ihm zu verlangen, daß er Schrift hätte entdecken sollen, wo wirklich keine vorhanden war, denn da hätte er sie hineinzubern müssen. Seine Kunst leistete, was man von ihr zu erwarten ein Recht hatte: jene schweren Rollen wurden entfaltet, und die Lagen abgenommen. Nicht kleine Fugen und Flecken riß er los, sondern wickelte beträchtliche Stücke ab, wo Schrift sich hätte zeigen müssen, wäre sie da gewesen. Aber Schrift war nur erhalten, wo das Verkohlen statt gefunden hatte; in den bräunlichen Rollen war sie fast ganz verschwunden. Die, welche man Hr. Sickle'n zu bearbeiten gab, waren von dieser Art, und dazu kam noch ein anderer höchst nachtheiliger Umstand, nämlich daß sie der Feuchtigkeit ausgesetzt gewesen, und wahrscheinlich selbst im Wasser gestanden haben mußten. Denn erstlich waren die Lagen so sehr zusammengepackt, und die Rollen so fest und hart geworden, daß man diesen Zustand bloß durch ein vorhergehendes Einweichen, und folgendes Zusammentrocknen erklären konnte, und zweitens fand man im Innern solcher Rollen, zwischen den Lagen, Moder, Sand und selbst kleine Steinchen. Dieses deutete auf Berührung mit Wasser hin. Daraus wird auch die zusammengedrückte Beschaffenheit der Rollen und die Furchen und Vertiefungen, welche darin waren, begreiflich. Waren sie nämlich durchweicht, so würde schon ihr eigenes Gewicht ihnen diese gesenkte Gestalt haben geben können. Es läßt sich vermuthen, daß das Wasser bei dem Erdbeben in den untern Theil des Gewölbes, wo die Rollen waren, eindrang, und diejenigen, welche zunächst am Boden standen, überschwemmte, während daß die oberen von der auf dem Gebände lastenden heißen Asche und Lava in Kohlen verwandelt wurden. Daß Hr. Sickle bei so bewandten Verhältnissen alles erfüllt habe, was zu leisten möglich war, wird jedem, der von der Sache zu urtheilen vermag, einleuchten; und wenn dem so ist, so muß man über den Bericht erstaunen, welchen der Ausschittsausschuß über diese

Sache dem Parlamente abgestattet hat. Darin läßt man nicht nur dem Hrn. Sickle keine Gerechtigkeit widerfahren, sondern es wird ihm im Grunde alles Verdienst abgesprochen, und man beschuldigt ihn verdeckter Weise, wenn nicht gerade der Hinterziehung, doch getäuschter Erwartungen. Das hat nun für diesen Gelehrten sehr unangenehme Folgen gehabt, die zu beklagen sind; er hat die Belohnung, zu der er sich berechtigt glauben konnte, eingebüßt, und sein Ruhm und guter Name ist unverdient beeinträchtigt worden. Denn wer nicht wohl von den Vorgängen unterrichtet ist, wird auf den besagten Bericht trauend, den Hrn. S. tadeln: aber man muß sich wundern, wie die Comittée sich zu einem solchen Berichte verstehen konnte. Sie hatte gleich anfangs die Verfahungsart sich mittheilen lassen und gebilligt; und sie billigend den Hrn. Sickle fünf Monate lang fortarbeiten lassen, da es der ursprünglichen Verabredung gemäß war, wenn sich die Methode nicht bei der ersten Prüfung bewährte, dem Hrn. S. die Arbeit nach 14 Tagen aufzukündigen. Aber anstatt dieß zu thun, ward er nach Verlauf jener Prüfungszeit angewiesen, fortzufahren. Der Bericht deutet an, daß das Nichtfinden von Schrift nicht unwahrscheinlich dem Umstande beigemessen werden dürfte, daß wohl die Lagen nicht rein und einzeln abgenommen wären, sondern vielleicht zu zwei oder mehrern zusammengesteckt hätten. Hierüber hätte man leicht durch eine genaue Untersuchung zur Gewißheit gelangen können. Von der Flüssigkeit (dem Liquidum) wird gesagt, daß sie keinen Werth habe, und ganz etwas Einfaches sey, als ob die Eigenschaft des Einfachen mit Zweckmäßigkeit und Wirksamkeit im Widerspruche stände. Und das Mittel war ja zu Anfange dem berühmten Chemiker, Sir Humphry Davy, der ein Mitglied der Committee war, zur Beurtheilung vorgelegt worden, der darüber keine Mißbilligung zu erkennen gegeben hatte. Wenn alles wohl erwogen wird, so scheint zu erhellen, daß die Schuld des Mißlingens nicht an Hrn. Sickle sondern an den Rollen lag, welche man ihm zu bearbeiten aufgetragen hatte. Wenn es zur Last fällt, daß solche untaugliche Stücke nach England geschickt worden, wissen wir nicht, aber hier allein haftet der Tadel. Von dem Italiener, der sie auswählte, kann man argwöhnen, daß böser Wille oder Abgunst im Spiel war; aber bei dem Engländer, der sie sich aufheften ließ, muß Unwissenheit, oder wenigstens Unkunde vorgeherrscht haben. Die gelehrte Welt hat dadurch verloren, denn vielleicht wäre schon etwas bedeutendes ans Licht gekommen, wenn Hr. Sickle's Kunst auf etwas Taugliches wäre angewendet worden.

(Göttingische gelehrte Anzeigen: 191. Stück 1818.)

Mineralogie.

VIII. 10.

Ueber einige merkwürdige neue brasilianische Gebirgsformationen; vom Obersten von Schwewe, Gen. Dir. d. Goldbergw. in Bras. (Auszug eines Briefes an den Herrn Camm. Assessor von Schwewe, eingesendet mit Bemerkungen von dem Bergrevisor Zinken zu Blankenburg.)

(Schluß von Nr. 11. XXX)

C. Eisens- oder Topfstein.

Da dieses Gestein genugsam bekannt ist, so handle ich nur von dem Vorkommen desselben.

Lagerung. In der Capitane von Minas ist diese Gebirgsart auf dem Seeis gelagert und scheint gleichzeitiger Entstehung mit dem Urthonschiefer zu seyn. Sie zeigt in schiefrigem Zustande deutliche Schichtung, in massigem ist die Schichtung verdeckt.

Uebergänge. Sie geht nicht nur in Thonschiefer, sondern auch in Chloritschiefer über.

Metallführung. Sie führt Gold auf Lagern, Nestern und Gängen von Quarz. Auf letztern bei Concohas do Campo auch chromsaures Blei in einem weißen zerreiblichen Mineral, ganz ähnlich der sibirischen Gebirgsart, worin das rothe Bleierz vorkommt. Man findet hier die schönsten Stufen, nur sind sie eben wegen der weissen Substanz schwer zu erhalten.

Vorkommen. Es erscheint diese Gebirgsart nicht nur als große Lager und Bergköpfe, sondern auch als Stückgebirge, so wie man sie nicht fern von der Villa de Bombacena, besonders aber bei Concohas do Campo und an andern Orten beobachten kann.

D. Chloritschiefer.

Farbe. Blaulichgrau, auch silberweiß, zuweilen schwarz.

Zufällige Gemengtheile. Man findet in ihm crystallisirten Talk, Eisenglanz octaeder, Turmalin und Schwefelkiese; in Nieren, Nestern, Lagern und Trümmern von Quarz goldhaltige Arsenikiese, Eisenglanz und Eisenglimmer, Topase in Steinmark eingehüllt, Rutil, Euclase und besonders häufig Kyanit.

Uebergänge. Er geht in Thonschiefer, Chloritsandstein und Eisenglimmerschiefer bis zum Eisenglanze über, und, welches sehr merkwürdig ist, auch in Urkalkstein.

Lagerung. Er kommt vereinigt mit dem Urthonschiefer, Chloritsandstein und Eisenglimmerschiefer parallel und deutlich geschichtet vor, sowohl ganze Berge als auch große Lager bildend.

Vorkommen. Gewöhnlich an Abhängen und zwischen höhern Gebirgen in Thälern, wo er runde niedrige

Berge bildet, deren Oberfläche durch tiefe Gräben zerrissen ist. Die Gegend von Villa Rica, und vorzüglich der District von 4 Stunden Länge, der sich von Capao bis Villa Rica erstreckt und der Topasidistrict genannt werden könnte, bietet dieses Vorkommen dar.

E. Eisensfels.

Das eigene und große Vorkommen des Eisensfelses bezieht sich auf ihn unter die Gebirgsarten aufzunehmen.

Bestandtheile. Er besteht aus reinem Eisenglimmer, dichtem, auch blättrigem Eisenglanz und Magnetiseisenstein, die bald jeder für sich, bald abwechselnd vorkommen und in einander übergehen. Meistens ist der Hauptbestandtheil dichter Eisenglanz.

Zufällige Gemengtheile. Sandiger Quarz und Chlorit.

Uebergänge. In den Chloritsandstein und wahrscheinlich auch Thonschiefer.

Lagerung. Auf Chloritsandstein und Thonschiefer aufgesetzt, mit welchen er von gleichartiger Entstehung zu seyn scheint. Kommt er in schiefrigem Zustande vor, so ist seine Schichtung deutlich und mit der Hauptgebirgsart parallel. In dichtem Zustande bildet er unförmliche mächtige Felsenmassen.

Magnetische Eigenschaft. Aller Eisensfels zeigt mehr oder weniger Polarität, und auf einer und derselben Fläche wechseln die Pole in einer Entfernung von 3 zu 3 Zoll von einander, doch wirkt die magnetische Kraft nur höchstens bis 10 Zoll Entfernung auf die Nadel.

Vorkommen. Der Eisensfels bildet groteske und hohe Bergkuppen, unter welchen sich vorzüglich der Pic de Itabira mit einer Höhe von 4395 Fuß über die Meeresebene, und die Serra da Piedade bei Villa nova da Rainha mit einer Höhe von 5460 Fuß auszeichnen. Auf letzterem Gebirge ist der Eisensfels 1000 Fuß mächtig. Aus diesem ungewöhnlich mächtigen Vorkommen kann man folgern, daß, so lange die Welt seyn wird, hier Eisen für sie erzeugt werden könnte, wenn man auf Erhaltung der Waldungen bedacht wäre, welches freylich leider nicht geschieht.

F. Eisensteinconglomerat.

Unter den jüngern Gebirgsarten stelle ich nur hier als merkwürdig auf ein Urfelsconglomerat besonderer Art, welchem ich den Namen Eisensteinconglomerat gegeben habe.

In vielen Theilen der Capitane Minas findet man ein Conglomerat, welches aus lauter eckigen, selten etwas abgerundeten Bruchstücken von Eisenglimmer, Eisenglanz und Magnetiseisenstein, in ein Bindemittel von rothem und gelbem Eisenoxyd eingeknetet, besteht. Die Bruchstücke sind von der Größe einer Linie bis zu 8 Zoll und mehr Durchmesser. Dies Conglomerat findet sich nicht bloß in den Thälern und an den Abhängen der Berge, sondern bedeckt sogar die höchsten Gebirgsrücken, indem es, so zu sagen, eine Kruste von 1 bis $\frac{1}{2}$ Lachtern über der darunter stehenden Gebirgsart bildet und deren

äußere Form annimmt. Oft ist es goldhaltig. Der Abhang des Gebirges von Villa Rica war ganz mit dem Conglomerate bedeckt, jetzt ist dies aber durch die Goldgräber zerstört. Hier war der Eisenglimmerschiefer unmittelbar durch das Conglomerat gedeckt, welches auf dem Campo von Sarameña, gleich gegen Villa Rica über, eine ausgebreitete Kruste bildet, die den Urthonschiefer unmittelbar überzieht. Die Serra de Tapanhoacanga bei Cononhas do Campo, deren Rücken sich 4800 Fuß erhebt, ist gleichfalls einige Meilen ganz damit bedeckt. So auch trifft man auf der Straße von Villa Rica nach Cerro do Frio dieses Conglomerat an vielen Orten und in großer Erstreckung. Die Bergleute nennen es Tapanhoacanga, auch wohl schlechtweg nur Canga.

Anmerkung 1. Es bleibt immer schwer, sich die Bildung dieses Conglomerats zu erklären. Die eckigen Bruchstücke, die Unregelmäßigkeit, womit die Bruchstücke in und durch einander liegen, deuten nicht allein auf eine schnell vor sich gegangene Zerstörung benachbarter Eisensfelsberge, die die höchsten Theile dieser Gebirge bildeten, und wovon z. B. der Pic von Itabira, die Serra da Piedade und andere mehr Ueberbleibsel sind, sondern auch auf eine äußerst schnelle Austrocknung der Flüssigkeit, welche über diesen Gebirgen stand und den Bruchstücken nicht so viel Zeit ließ, daß sie zu den Thälern hätten herabsinken und unter einander eine horizontale Lage annehmen können. *)

Anmerkung 2. Ueberall, wo ich Fragzeichen gemacht habe, bedarf es der Bestätigung und nähern Untersuchung.

(Silberts Annalen VIII. 1820)

Correspondenz und Neuigkeiten.

II. 400.

Bevölkerung von Bologna.

Aus den öffentlichen Registern über die Bevölkerung von Bologna erhellet, daß sich die Zahl seiner Einwohner fast von Jahr zu verringert. Die 65,287 Seelen, die mit 31. Dezember 1819 gezählt wurden, hätten für ihr Bestehen im Jahre 1820, die Schließung von 652 Ehen und wenigstens die Geburt von 2,611 Kindern erfordert; allein es wurden nur 529 Ehen geschlossen und 2,264 Kinder geboren, von denen 132 aus den vorjährigen und 1,753 aus frühern Ehen, so wie 568 uneheliche und 11 zufällig außerhalb der Stadt geborne sich befanden. Wenn man diesen noch die Zahl der sich dieses Jahr dort sesshaft gemachten

*) Sollte diese Erscheinung nicht, wie so manche andere, für das Hervortreten der Gebirge aus der Tiefe reden?

Fremden 508 beifügt, so erscheint doch nur eine Vermehrung von 2,772 Seelen.

Gestorben waren im Jahre 1820: 954 eheliche und 167 uneheliche Kinder; 1833 Erwachsene, so wie 16 Personen zufällig außerhalb der Stadt umgekommen waren. Anderwärts ansässig hatten sich 104 Personen gemacht; daher die Bevölkerung in diesem Jahre eine Verminderung von 3074 Seelen erlitt; die mit dem Zuwachs verglichen einen eigentlichen Abgang gegen 1819 von 302 Personen geben, denn die Bevölkerung vom 1. Jan. 1820 mit 65,287 zählte am 31. Dezember nur noch 64,985 Seelen.

1820 herrschte keine Krankheit vor; doch starben 169 Erwachsene am Friesel, 192 an Entzündungsfebern, 121 am Schlagfluß und 444 Kinder an Cachexie. —

Der Beobachter am adriatischen Meere.

Interessante, geographische Notizen.

III. 9.

1. Britisches Museum.

Das ist nun freilich ein Museum und kann eins seyn wie wenige. Was that die englische Nation nicht alles dafür? Nur einige Beispiele: 1772 kaufte sie für 8400 Pf. Sterl. die Hamiltontsche Vasensammlung. — 1805 die Sammlung von Statuen, Büsten, Reliefs ic. des Ritters von Tomley für 20000 Pf. 1815 die Sammlung von antiken Marmoren des Lords Eslyn um 35000 Pf. und außerdem kaufte der Prinz Regent 1814 für dasselbe die Reliefs, die zu Hygalia in Arcadien gefunden worden, für 15000 Pf. Also allein nur für Antiken und Bildhauerwerke in 60 Jahren fast 90000 fl. Convent.!

2. Genf.

Der kleinste der eidgenössischen Cantone, nur $4\frac{1}{2}$, deutsche Q. Meilen, so daß Zug noch um $1\frac{1}{2}$ Q. M. größer ist. 40000 Einwohner, wovon $\frac{1}{4}$ auf die Stadt kommen. Von der Rhone und Arve durchflossen. Der Kapitalwerth aller Ländereien beträgt 6 Millionen Landthaler oder 24 Mill. Schweizer = Franken. Außer Genf gibt es noch die Stadt Carauge und 36 Gemeinden. Genf ist befestigt und die bevölkerteste Stadt der Schweiz. Das Hospital ist eine bedeutende Anstalt. Seine jährliche Ausgaben belaufen sich auf 130000 Schweizerfranken, die Einnahme, außer Interessen, von Collekten und Geschenken 30—40000 Livres. Die bedeutendste Industrie wird mit Uhren getrieben; 70000 werden jährlich verfertigt, darunter $\frac{1}{2}$ goldene. Die Hälfte der goldnen sind Frauenzimmeruhren; $\frac{1}{4}$ Repetiruhren zum Theil mit Musik. Die Einkünfte des Cantons betragen 3—400000 Livres. Der Gulden theilt sich hier in 12 kleine Sols deren einer etwa 1 Schweizerkreuzer gleich ist. 51 Gulden gehen auf 1 Louisd'or.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 15. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im October 1821.)

Biographie.

V. 11.

1.

I. Heinrich von Bülow. *)

(Sesp. 1818. Nr. 27. Beil. Nr. 6.)

Der Mann, dessen Namen die Ueberschrift führt, war unstreitig einer der genialsten Köpfe seines Zeitalters und würde aller Wahrscheinlichkeit nach in der preussischen Geschichte als ein bedeutender Kriegs- oder Staatsmann geglänzt haben, wenn gewisse, freilich von ihm selbst herbeigeführte, Schicksale ihm nicht alle Wege dazu nach und nach versperrt hätten.

Heinrich von Bülow, der Sohn eines begüterten Edelmanns zu Seehausen in der Ufermark, war von einem höchst lebhaften, feurigen Temperamente und erhielt eine liberale Erziehung. (a) **) In einem Alter von kaum 15 Jahren ward er, nachdem er sich in der Ritterakademie mit den französischen Formen bekannt gemacht hatte, bei einem Infanterieregiment angestellt, das damals zu Berlin garnisonirte. Doch bald behagte ihm dieser Dienst nicht mehr, und er vertauschte ihn mit dem in der Reiterei. Doch auch hierin fand er bald eine Leere, die ihm der Umgang mit seinen Kameraden nicht anfüllen konnte, wohl aber das Stu-

dium des Polybius, Tacitus und Rousseau. Ueber dies eifrig betriebene Studium vergaß er aber bald fast gänzlich den Soldatendienst; ja blickte sogar mit Verachtung auf ihn herab.

Bülow sah sich daher veranlaßt, seinen Abschied zu verlangen, den er auch erhielt. Durch eine Reise nach den Niederlanden glaubte er, einen angemessenen Wirkungskreis (b) zu finden. Er erhielt auch sehr bald eine Offiziersstelle; allein, wem die Geschichte jener Insurrektion bekannt ist, der wird sich leicht vorstellen, daß Heinrich von Bülow, dieser Feuerkopf, keine Gelegenheit finden konnte zur Auszeichnung, wozu Genialität gewöhnlich strebt. Bülow nahm daher seine Entlassung und kehrte nach Preußen zurück.

Hier faßte er den, für einen solchen Mann freilich etwas sonderbaren Entschluß, eine wandernde Schauspieltruppe zu errichten; doch gab er dies Unternehmen auf, als er sah, daß ihm dabei Hindernisse in den Weg gelegt wurden, entließ die angenommenen Mitglieder, verkaufte die Kleider und Dekorationen und lebte eine kurze Zeit in Ruhe. Wir sagen: eine kurze Zeit; denn bald darauf schiffte er sich, in Begleitung seines Bruders, nach Amerika ein. Große Vorstellungen hatte er sich von jenem Freistaate gemacht; aber er sah bald ein, daß er sich gewaltig geirrt hatte. Verdrüsslich über diesen Irrthum, kehrte er nach Europa zurück. Er, wie sein Bruder, der ein Buch über Amerika geschrieben hatte, war vom Handelsgeist angesteckt worden, und sie wagten eine Spekulation mit Glaswaaren nach Neu-York und Philadelphia, deren übertheuern Verkauf sie dort bemerkt hatten. Sie kauften daher eine große Quantität von Glaswaaren ein und schifften damit von Hamburg zum zweitenmal nach der neuen Welt hinüber. (c) Ihre Absicht war dabei, ihren gesunkenen Glücksumständen wieder emporzuhelfen, und diese würde ihnen vielleicht auch gelungen

*) Da bereits in Nr. 27. (†) und Beil. Nr. 6. 1818 von diesem merkwürdigen Manne die Rede war; so wird den Lesern die Ausnahme nächstehender Biographie um so willkommener seyn, da derselbe Freund Bülow's, welcher mit schon 1818 Originalnachrichten über ihn mittheilte, auch diesem Aufsatze Berichtigungen und Zusätze beifügte.

D. S.

**) Die beigefügten lateinischen Buchstaben beziehen sich auf die zuletzt folgenden Zusätze und Berichtigungen.

(†) Nur steht dort falsch Dietrich statt Heinrich als Vorname.

seyn, wenn sie, statt Kredit geben zu müssen, die Glaswaaren hätten baar verkaufen können und den Amerikanern nicht allzuviel Rechtlichkeit im Handelsverkehr zugetraut hätten. Allein, hintergangen von mehreren, mit denen sie in Verbindung getreten waren, sahen sie sich genöthigt, abermals nach Europa zurückzukehren.

(d) Zwar wollten Leute, die Bülow in Amerika kannten, versichern, er sey dort in frommen Conventikeln als Prediger aufgetreten; allein, wenn er gleich ein großer Verehrer von Schwedenborgs Schriften war, so scheint es doch, als ob jene Versicherung zu einem bloßen Gerücht herabsinke, indem, bei allen Kenntnissen und bei aller Genialität Bülows, das Redner-talent nicht unter seine vorzüglicheren Eigenschaften zu zählen war.

Die beiden Reisen nach Amerika (besonders die letzte durch die bekannte verunglückte Handlungsspekulation) hatten den Rest seines Vermögens gekostet, und er mußte nun im Ernst auf Mittel denken, welche seine Subsistenz sichern konnten.

Bärenhorst hatte zu jener Zeit „Betrachtungen über die Kriegskunst“ geschrieben und darin den Beweis aufgestellt: daß die Theorie der Kriegskunst noch sehr mangelhaft sey und eben deshalb auch oft in der Praxis sich so unvollkommen bewährt habe.

Man kann leicht denken, daß unsern Bülow, den vormaligen wissenschaftlichen Soldaten, das Bärenhorst'sche Werk durch und durch entglühte, und er faßte nun die herrliche Idee auf, daß man die Mangelhaftigkeit der theoretischen Kriegskunst der Militärphilosophie zuschreiben müsse, welche zu oberflächlich und in ihren Abstraktionen noch nicht so hoch gestiegen sey, als der menschliche Geist, nach dem Maasstabe seiner Kraft, steigen könne.

Befeuert von dieser Idee, ging er nun mit allem Eifer an sein „System der Kriegskunst“. Einen, bis dahin zu wenig beachteten Unterschied zwischen Strategie und Taktik suchte er in diesem Werke festzustellen, führte alle militairischen Operationen auf die Form des Triangels zurück und gab Anweisungen über die Taktik, welche der Beachtung allerdings werth waren.

(e) Dessen ungeachtet gab es nicht viele Indivi-

duen, die Bülow's Schrift mit dem wohlverdienten Beifall ausnahmen.

Sehr natürlich war es, daß, da Bülow, der sich durch sein Werk gleichsam als den Schöpfer einer neuen Kriegskunst betrachtete, sich in seiner Erwartung getäuscht sah, nun von jener Bitterkeit im Innern befallen wurde, welche späterhin fast in allen seinen Schriften und mündlichen Mittheilungen sich offenbarte.

Von seinem Werthe und von seiner Vaterlands-liebe überzeugt und durchdrungen, kehrte er im Jahre 1799 nach Berlin zurück, und versuchte im Generalstabe oder im Departement der auswärtigen Angelegenheiten eine Anstellung zu erhalten, aber auch hier war ihm das Glück nicht günstig, (f) obwohl er in einem wie im andern Fache viel hätte leisten können, dort, wegen seiner theoretischen Kenntnisse der Kriegskunst, hier wegen seiner ausgezeichneten Länder- und Sprachkunde. Bülow war von vorigen Zeiten her als ein Mann bekannt, der sich in Dienstverhältnisse nicht zu finden wußte, und dies, wie die Erinnerung an seine revolutionairen (?) Ideen, (g) mochte wohl der Hauptgrund zu seiner Nichtanstellung gewesen seyn.

Ein Genie, wenn es sich in dergleichen Erwartungen getäuscht sieht, behält immer noch einen Stützpunkt in sich selbst, so auch unser geniale Bülow. Reichthum besaß er nicht mehr, aber ein herrliches Talent, das ihm, als Schriftsteller, seine Subsistenz hinlänglich sichern konnte. (h) Er gab ein Buch über das Geld heraus, worin er die Ideen eines Schweden über diesen Gegenstand entwickelte. Bald darauf folgte eine Uebersetzung von „Mungo Parks Reisen“ aus dem Englischen. — — — (i)

Ueberdrüssig des Aufenthalts in seinem Vaterlande, das er undankbar nannte, ging er nach England. Seine Schriftstellerei war ihm nicht so bezahlt worden, daß er von deren Ertrag die Reise dahin hätte bestreiten können; aber es fand sich ein edler Mann, der Hauptmann Rothard, (k) der ihm sechshundert Thaler zu dieser Reise vorstreckte.

Ehe er noch dahin abreiste, schloß er mit einem Berliner Buchhändler einen Contract, wornach dieser ihm, sobald er das Manuscript zu den ersten drei Hefen eines Journals über England einsenden würde, die Summe von 100 Pf. Sterl. zahlen sollte.

Allein diese literarische Spekulation verunglückte, indem die ersten Hefte keinen hinlänglichen Absatz fanden. Bülow erhielt vom Buchhändler, der sich in seiner Hoffnung getäuscht sah, kein Geld, und hatte das Unglück, in London als Schuldner festgesetzt zu werden. (l)

Auf welche Art er diesem höchst unangenehmen Verhältnis, das in einem fremden Lande um so härter trifft, entnommen wurde, ist unbekannt geblieben; aber wahrscheinlich befreite ihn aus dem Gefängniß brittische Großmuth, die er dazu benutzte, sich nach Calais einzuschiffen, von wo er nach Paris reiste.

Sein Voratz war, von hier eine Reise nach Afrika zu machen, indeß änderte er denselben aus nicht bekannt gewordenen Gründen, und blieb bis zum Juli 1804 in jener Hauptstadt, von wo er, seinen Fremden gänzlich unerwartet, plötzlich nach Berlin zurückkehrte. (m)

Bülow hatte sich drei Jahre in Paris aufgehalten, und man gibt, mit Bezug auf seinen früherhin gefaßten und späterhin wieder aufgegebenen Entschluß, nach Afrika zu reisen, als Grund zu diesem Aufenthalt an, daß er dort Agent der deutschen Reichsritterschaft gewesen, um deren Mediatifirung zu verhindern. Obwohl nun einerseits diese Nachricht durch Bülow's langen Aufenthalt in Paris einige Wahrscheinlichkeit für sich hat, so fällt es andererseits doch nicht wenig auf, daß er von der dortigen Polizei wegen eines auf ihn gefallenen Verdachts den Rath erhielt, jene Hauptstadt zu verlassen; denn man darf wohl mit Recht annehmen, daß, wäre er als Agent der deutschen Reichsritterschaft wirklich anerkannt gewesen, ihm, obgleich er mit ehemaligen französischen Edelleuten Umgang pflegte, jenes consilium abeundi wohl nicht ertheilt worden wäre.

Bei seiner Ankunft in Berlin war so eben ein kleines Werk erschienen, betitelt: „Sendschreiben an Napoleon Bonaparte“, worin diesem zum Vorwurf gemacht wurde, daß er nicht erster Consul geblieben, sondern die Kaiservürde angenommen hatte. Im Innern zwar einen brennenden Haß gegen Napoleon fühlend, war Bülow mit der Ansicht jenes Verfassers doch nicht einverstanden, sondern legte die Lanze gegen denselben an, indem er ihn durch Herausgabe einer Schrift, „Napoleon Bonaparte“ (n) betitelt, zum Streite herausforderte. Dieser Streit dauerte über zehn Monate; dennoch ward er die Quelle

zur Versöhnung und wechselseitiger Freundschaft, obwohl er, besonders von Seiten des Verfassers jenes Sendschreibens, mit großer Leidenschaftlichkeit und Bitterkeit geführt worden war.

Daß er die eben bemerkte Gegenschrift, wie Viele behaupteten, dem damaligen französischen Gesandten gewidmet hatte, nahm ihm das Publikum sehr übel; und dieser (irrig oder wahre) Umstand mochte wohl die Ursache seyn, daß Manche, die den patriotischen Sinn Bülow's schlecht kannten, ihn für einen französischen Spion hielten.

Die Nothwendigkeit gebot ihm Fleiß in der Schriftstellerei, um möglichst anständig leben zu können. Er schrieb nun die Lehrsätze des neuern Kriegs, oder reine und angewandte Strategie, aus dem Geiste des neuen Kriegssystems abgeleitet, dann die Geschichte des Prinzen Heinrich von Preußen, dann seine militärische Monatschrift, und zuletzt seine Taktik der Neuern, wie sie seyn sollte.

Obgleich alle diese Schriften im Publikum viele Aufmerksamkeit erregten, und dadurch auch Bülow's ökonomische Umstände sehr verbessert wurden, (o) so blieb sein Hauptwunsch, die Regierung dadurch für seine Ansichten und demnächst vielleicht für eine anständige Anstellung zu gewinnen, dennoch unerreicht, und diese Zurücksetzung oder Nichtbeachtung war es, welche nach und nach in seinem Innern immer mehr und mehr Groll und Bitterkeit erregte und jenen Unmuth unterhielt, der sich in allen seinen Schriften bekundete, und in öffentlichen Circeln oftmals, gleich einer gewaltigen Flamme, unwiderstehlich emporloderte. (p)

Bülow's Unmuth verwandelte sich endlich in eine außerordentliche Niedergeschlagenheit, und — wie traurig ist es, daß große Männer, zur Heilung derselben, oft die verkehrtesten Mittel anwenden! — Bülow nahm seine Zuflucht leider ebenfalls zu erhitenden Getränken. Diese künstliche Begeisterung (q) war es, welche das herrliche Naturgeschenk einer großen Genialität nach und nach an seinem hohen Werthe verlieren ließ und auf dem Besitzer desselben in der Meinung des Publikums über ihn nicht anders als nachtheilig seyn mußte.

Gewiß hatte Bülow Augenblicke, wo er diese letztere Wirkung nur zu sehr fühlte; aber bei dem Feuerkopfe erzeugen solche Augenblicke keine Rückschritte vom

Nachtheiligen zum Guten, vielmehr: geben sie Veranlassung, auf der betretenen Bahn noch wilder und unbesonnener fortzuschreiten, und so war es auch mit unserm genialen Landsmann. Wehe dem, dessen herrliche Naturgaben auf solche Weise zerstört werden, wehe ihm, wenn er zu wenig Energie und Selbstständigkeit besitzt, Herr seines Schicksals zu seyn, und das am Ende außer sich suchen muß, was in so reichem überfüllten Maaße in ihm vorhanden ist!

So sehr wir übrigens Bülow's große Verdienste anerkennen, so können wir doch nicht umhin, ihm auch zugleich eine große Eitelkeit vorzuwerfen, nämlich die, daß er die Schriftstellerei als Edelmann verachtete, und als solcher nur allein durch seine Persönlichkeit gelten wollte. (r) Wir glauben nicht, daß Schriftstellerei dem Edelmann, selbst wenn er sie zur Sicherung seiner nothdürftigen Subsistenz treibt, auch nur im mindesten nachtheilig seyn könne, im Gegentheil erhält, in den Augen jedes Vernünftigen, seine Persönlichkeit dadurch einen noch weit höhern Werth, und wenn wir nun doch einmal genöthigt sind, sein Unglück zum Theil als eine Frucht jener Eitelkeit zu betrachten, so wollen wir hier auch nicht den Vorwurf verschweigen, daß Bülow das Vorzüglichste, was er besaß, die Kraft neuer Ideen, selbst so wenig zu schätzen verstand.

Nach der Schlacht bei Austerlitz schrieb Bülow die Geschichte dieses Feldzugs. Die preussische Regierung sah sich genöthigt, ihn verhaften zu lassen. Im Gefängniß mußte eine ärztliche Commission seinen Gemüthszustand untersuchen, und ein Glied dieser Commission bemerkte in seinem Bericht darüber: „Da die Lebensgeister des Herrn von Bülow in einem sehr gereizten Zustande wären, so könne eine längere Gefangenschaft ihm sehr gefährlich werden; es sey daher zu wünschen, daß man ihn, sobald als möglich, wieder in Freiheit setze, und ihm rathe, sich künftig behutsamer zu benehmen.“

Bülow hatte im Gefängnisse seinen Mitgefangenen vorhergesagt, daß die preussische Armee in ihrer Stellung zwischen der Saale und Elbe von Napoleon geschlagen werden müßte, und seine desfallsigen Gründe ihnen angeführt: daher die Meinung, welche man über seinen irrigen Gemüthszustand im Publikum vernahm, keine richtige zu nennen war, sondern

seinen gesunden Menschenverstand nur desto mehr beschäftigte.

Nach Einreichung jenes ärztlichen Gutachtens ward ein Criminalprozeß gegen Bülow eingeleitet, dessen Ausgang unbezweifelt mehrjähriges Gefängniß gewesen wäre, wenn das Schicksal es nicht anders beschlossen hätte. Was er zu seinen Mitgefangenen vorher gesagt hatte, traf ein: die Schlachten bei Jena und Auerstädt gingen für die Preußen verloren, und ehe die Franzosen noch in Berlin einrückten, transportirte man ihn schon nach Colberg.

Zu Stettin hatte er, weil er mit dem damals in Ungnade gefallenen Cabinetrath Lombard verwechselt wurde, das Unglück, vom Pöbel mit Noth beworfen zu werden. In seinem neuen Gefängnisse wollte er die Geschichte des Feldzugs von 1806 schreiben, mußte aber diesen Entschluß aufgeben, weil, bei der Gegenwart jener gebieterischen Fremdlinge, kein Buchhändler den Muth hatte, ein solches Buch zu verlegen.

Als die Franzosen gegen Colberg anzogen, um es zu belagern, wollte der damalige Commandant dieser Festung Bülow's Militärgenie benutzen, und gewiß würde jener sich in seiner Erwartung nicht getäuscht haben, wenn dieser nicht seit einiger Zeit durch die gemeinsten hitzigen Getränke des Genie bereits in einem bedauernden Grade zerstört hätte. Statt reif durchgedachter Entwürfe zur Vertheidigung dieser wichtigen Festung kamen unzusammenhängende Ideen zum Vorschein, die, bei der Rechtthaberei Bülow's, bald eine Uebernüchtheit zwischen ihm und dem Festungscommandanten veranlassten, und, neben andern Gründen, diesen bestimmten, den Gefangenen nach Königsberg in Preußen transportiren zu lassen. Dies geschah zu eben der Zeit, als die Franzosen Colberg zu belagern angingen.

In Königsberg fand er Gelegenheit zur Flucht, auf welcher ihn die Kosaken gefangen nahmen, und unter den grausamsten Mißhandlungen nach Riga schleppten, wo er bald nachher im Gefängnisse gestorben ist.

So endete ein Mann, den die Natur mit allem ausgestattet hatte, was ihn zu einer glänzenden Stelle in der Welt berechtigen konnte. In seinem Leben ward ihm leider nicht der Ruhm und die Belohnung, die er verdient — und wahrscheinlich auch erhalten hätte, wenn er in seinen schriftlichen und mündlichen Aeußerungen weniger leidenschaftlich gewesen wäre und das

Gewand seiner Wahrheiten besonnener zu wählen verstanden hätte. Jetzt, da Bülow's Gebeine längst vermodert sind — denn *de mortuis nil nisi verum!* — jetzt sind wir ihm dies gerechte Geständniß schuldig: daß die zweckmäßige Anwendung mancher seiner Schriften gewiß nicht wenig zur Rettung des Vaterlandes beigetragen hat.

II. Nachträgliche Bemerkungen zur obigen Biographie.

Jene aus früher erschienenen Biographien zusammengetragene kurze Lebensbeschreibung Bülow's enthält manche Unrichtigkeiten, die einer seiner Freunde nach seiner Kenntniß des berühmten Verstorbenen berichtigen zu müssen glaubt, und folgende Bemerkungen an die Redaction dieses Blattes eingesandt hat.

Es heißt darin: 1) Bülow habe gar kein Rednertalent besessen. Wir haben ihm oft beim Glasse Wein, wo man sich gehen zu lassen pflegt, Stunden lang in Gesellschaft Anderer mit Vergnügen zugehört, wie er allein sprach und ihm Niemand in die Rede fiel. Um wie viel anziehender würde eine Rede gewesen seyn, wenn er sich darauf vorbereitet gehabt hätte. Er besaß alles, was einem guten Redner nicht abgehen darf, eine angenehme Persönlichkeit, ein gutes Sprachorgan, eine wohlgebildete Gestalt, ein nie erlöschendes Feuer des Vortrags, eine Ideenfülle, wie sie selten Jemanden zu Theil wird, eine so reich ausgestattete Phantasie, daß sie ihm die treffendsten Bilder lieb, um seinen Vortrag angenehm und ergreifend zu machen, eine anständige Dreistigkeit und eine große Klarheit des Vortrags. Wenn Jemand in einen ihm fremden Cirkel von Weintrinkern tritt, von verschiedener Bildung, und er dann durch das Hervorstechende und Anziehende seines Vortrags alle zum Zuhören und Schweigen bringt, wenn er nie in der Rede stockt, ein neuer Gedanke den andern drängt, kein Stammeln, kein Husten u. s. w. ihm helfen sollen, neue Gedanken und für sie Worte zu finden, dem geht gewiß Rednertalent nicht ab!

2) Bärenhorst soll Bülow zuerst durch seine „Betrachtungen über die Kriegskunst“ in der schriftstellerischen Laufbahn im Fach der Kriegswissenschaften geleitet haben. Das müssen wir verneinen. In den ersten Jahrgängen der „Minerva von Archenholz 1792 — 1794“ stehen „Betrachtun-

gen über den Erfolg der Schlacht von Fleurus“, von denen wir gehört haben, daß sie Bülow verfaßt habe, worin bereits die Grundideen ausgesprochen sind, welche Bülow späterhin in seinem „neuen Kriegssystem“ gründlich entwickelte. Schon damals hat er also die Lehre von der Basis militärischer Operationen aufgestellt, wozu ihm die Operationen Carnots in Belgien als Erfahrungen gebient hatten.

3) Es soll nicht viele Individuen gegeben haben, die Bülow's neues System verstanden oder verstehen gewollt hätten.

Ein nicht unbeträchtlicher Theil junger Offiziere und vieler andern aus dem Civilstande haben Bülow's Werke verschlungen, und wahrlich deshalb hat der Berewigte großen Antheil an den Erfolgen der Jahre 1813 bis 1815. Er verdient deshalb wohl ein Nationaldenkmal.

4) Der Verfasser jener Biographie weiß nicht wozu er Bülow zählen soll, ob zu den Revolutionärs oder zur entgegengesetzten Parthei.

Wenn ein Revolutionär so viel heißen soll, als ein Unruhiger, ein Veränderungsüchtiger, ein Mensch, der alles Bestehende vernichten möchte, um seinen Idealen Platz zu machen, so muß Bülow zu den Revolutionärs gezählt werden; aber das Ideal eines Staats, welches er in seinem Kopfe trug, war das einer europäischen Universalmonarchie, und eben deshalb war Bonaparte sein Mann.

5) Bülow soll als Edelmann die Schriftstellerei verachtet und nur als solcher durch seine Persönlichkeit haben gelten wollen.

Das Letzte wollte er allerdings, aber nicht als Edelmann, sondern als Mann vom großen Genie, dessen er sich bewußt war. Hätte er als Edelmann gelten wollen, so dürfte er damals nur die Bahn einschlagen, die ihm als solchem offen stand, und dürfte dann nicht Schriftsteller werden.

(Allg. preuß. Personal-Chronik Nr. 6 und 7 — 1820.)

(Beschluß folgt.)

Beiträge zur Biographie Kindermanns.

Weniger bekannt, als die Verdienste dieses Gelehrten um die Geographie und Landwirthschaft der Steyermark, sind die Lebensumstände desselben. Jene liegen in Karten und Schriften dem Vaterlandsfreunde vor Augen, diese leben nur noch in dem Gedächtnisse seiner Freunde. Ich will es versuchen, die mir bekannten der Vergessenheit zu entreißen. Kunstlos und einfach, wie seine Lebensweise, soll die Erzählung seyn.

Kindermann ist von nicht vermöglichen Eltern in Ungarn (wenn ich nicht irre, in oder bei Raab) geboren. Seine ersten Jugendjahre enthalten nichts Merkwürdiges. Seine Eltern hatten nicht das Vermögen, ihm eine hohe Ausbildung zu verschaffen, aber die Wisbegierde des Jünglings ersezte, was der Erziehung fehlte. Hinaus in die Welt strebte sein Geist; mit beschränkten Mitteln zu einer weiten Reise gelangte er nach Holland, dem Vaterlande des Handels, (damals) und von dort (wo er beinahe den Seelenverkäufern in die Hände gefallen wäre) als Schiffschreiber nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Schiffkapitän hatte den Jüngling auf der Reise lieb gewonnen und ihn dem Gouverneur des Caps empfohlen, von dem er eine Anstellung in der Gouvernementskanzlei erhielt. Nach einem, wie er versicherte, vergnügten Aufenthalte von beinahe drei Jahren ergriff ihn das Heimwehe, und ausgerüstet mit Kenntnissen kehrte er in die Heimath zurück, und von dort nach Gräß, wo er seinen Wohnsitz aufschlug. Der Buchdrucker Leykam hatte vor Kurzem seine Druckerei errichtet und übertrug ihm die Redaction der Gräzer Zeitung, die neben dem alten Gräzer Merkur neu erschien und sich vor diesem auszeichnete.

Aber zu beschränkt war diese Sphäre für Kindermanns Geist und rastlosen Thätigkeitstrieb. In Kürze erschien ein Landwirthschafts-Wochenblatt, welches einen literarischen Streit über die Stallfütterung veranlaßte; dann gab er die bekannten Beiträge zur Vaterlandskunde, den Abriß des Herzogthums Steyermark mit seiner ersten Karte dieser Provinz, später sein nützliches Repertorium derselben heraus, das sich auf allen Geschäftlichen fand.

Endlich verband er sich mit dem Buchhändler Mülller zu einem größern Unternehmen. Von Kindermann gezeichnet erschienen die fünf Kreisarten Steyermarks.

Hierher gehört eine Anekdote, die mir Kindermann im Jahre 1797 erzählt.

Steyermark ward in diesem Jahre das erstemal von dem französischen Heere überzogen, und Gräß ebenfalls besetzt. Bonaparte, damals Oberbefehlshaber dieses Heeres, wohnte im, nun Baron Mandl'schen Hause in der Herrengasse. Er ließ Kindermann rufen, legte ihm seine Kreisarten vor und verlangte zu wissen, ob

von der Provinz Oesterreich keine ähnlichen vorhanden seyen. Kindermann verneinte es, und Bonaparte wollte es nicht glauben. Er habe freilich diese Karten schon in Mailand gehabt und von Oesterreich keine ähnlichen Spezialkreisarten erfragen können, doch schiene es ihm sonderbar, daß von dieser Provinz allein solche nur vorhanden seyen. Kindermann erklärte, was Bonap. unbegreiflich oder unglaublich schien, durch den Umstand, daß diese Karten nur die Frucht einer Privatunternehmung, also ein Zufall für Steyermark sey. Bei dieser Gelegenheit bemerkte Kindermann, daß Bonaparte sich in den Benennungen: Vorderösterreich, Innerösterreich, Ober- und Unterösterreich nicht zu rechte finden konnte.

Gräß verdankte Kindermann seine erste Mittagslinie, die er am Schloßberge errichtete, nach welcher dann die Schloßfuhr und nach derselben die Stadtuhrzeit regulirt wurden, die früherhin oft um eine halbe auch drei Viertel Stunden von einander abwichen.

Im Jahre 1800 erschien sein Vaterländischer Kalender der Steyermärker im Verlage von F. A. Kienreich, erlebte aber nur zwei Jahrgänge, weil Kindermann, alles Zuredens seiner Freunde ungeachtet, auf der Deltaform bestanden hatte. Hätte er die gewohnte Quartform gewählt, so hätte dieser sehr gemeinnützige Kalender gewiß in jährlichen Fortsetzungen fortgelebt. In diesem ersten Kalender ist eine sehr einfache Methode, sich mit wenig Kosten und Mühe selbst eine Mittagslinie zu errichten, angegeben.

Kindermanns Aufenthalt in Gräß fällt in die Zeit der Erbauung der Jakobinivorstadt. Kindermann erbaute sich ein kleines niedliches Häuschen, verkaufte es, erbaute das zweite, veräußerte es wieder, und endlich das dritte mit dem Schilde: zum großen Barometer. Denn Kindermann auf Ersuchen einem Bauunternehmer einen Anschlag verfertigte, so konnte derselbe zuverlässig auf seine Richtigkeit zählen; es fehlte nie um 100 fl. Kosten, so genau war seine auf eigene Erfahrung gestützte Berechnung.

Kindermann hatte zu viele Verdienste, um keine Feinde zu haben. Menschen, die im erborgten Schimmer glänzen, hassen jedes eigenthümliche Licht. Meinungen trennten auch in jener verhängnißvollen Zeit Menschen, die sonst Freunde gewesen wären. „Warum setzen Sie nicht eine „Mittagslinie an die Stelle Ihres großen Barometers?“ so fragte G. W. an einem schönen Sommertage Kindermann, der eben vor seinem Hause diesen Barometer aufrichten ließ. „Eu...“ war die Antwort „werden vergeblich, die Sonne ist auf der andern Seite.“ Kindermanns Haus stand (es war Mittag) im Schatten.

Er gab die Redaction der Gräzer Zeitung auf, verkaufte seinen großen Barometer, und wählte seinen Aufenthalt eine Stunde von Gräß in der sogenannten Einöde, einer reizenden Gegend, wo er sich der Landwirthschaft wid-

mete, ohne jedoch seine litterarischen Arbeiten ganz aufzugeben. Sein selbst gebautes Haus führte die Aufschrift:

Beata Solitudo
Sola Beatitudo.

In dieser neuen Sphäre lebte er wieder neu auf. Als Freund, Lehrer, Vertreter seiner Nachbarn, ward er geliebt und geehrt von den Landleuten der Umgegend.

Aber nicht gewohnt der mit der Landwirtschaft unzertrennlich verbundenen stärkeren Bewegung bei wechselnder Witterung und oft rauher Jahreszeit, zwar stark von Körperbau, aber schwer und hinkend mit einem Fuße, befiel ihn eine Diarrhöe, die nur periodisch ihn verließ und — endlich in Wien, wohin er von einer Kunsthandlung unter sehr vortheilhaften Bedingungen berufen ward, seinem thätigen Leben ein Ende machte.

Kindermann war kein Pedant — wie manche Gelehrte, kein Misanthrop; ohne Anmaßung, ohne Anstrich von Schulstaub war er ein guter Gesellschafter, ein guter Wirth ohne Geiz, freigebig ohne Verschwendung, treu seinem Worte, seinen Verpflichtungen, sank er zu früh in das Grab.

A. Ledeschi.

Correspondenz und Neuigkeiten.

II. 398.

Campo Vaccino (Viehmarkt) in Rom.

Jeder Reisende, der sich Rom näherte, wird, indem er mit Virgil ruft: Salve magna parens frugum Saturnia tellus — magna virum — die sonderbarsten Empfindungen gefühlt haben, die sich bei dem Anblicke dieser uralterbühnten Stadt aufdringen. Eine Menge Erinnerungen der alten und neuen Geschichte gehen vor uns vorüber, wie Schatten in einer optischen Kammer; unser Herz erhebt sich bei dem Einen und senkt bei dem Anderen; die Urstoffe fast aller unserer gegenwärtigen Kultur danken wir ihr, und selbst jenseits des Grabes weist ihr dermaliger Szepter auf noch ein anderes Leben, das mit der moralischen Tendenz der Handlungen dieser Welt eng verknüpft ist. — Rom! das, wie Chateaubriand sich ausdrückt, zweimal das Erbe der Welt theilte — (des Saturns und Jakobs) — lagert sich in einer ausgebreiteten Wüste hin, vom gelben Flusse still umflossen; man kann es die große Grabstätte des Ruhms, des Reichthums und aller menschlichen Größe nennen. Welche gedankenreiche Einsamkeit, noch öder durch die mephitischen Dünste rings umher, nur durch das Wischen einiger zerstreuten Kinder, die an morschen Grabmästern und Ruinen das süppige Gras nagen, unterbrochen! — Jeder Gebildete glaubt hier an der Grabstätte seiner Angehörigen auszuruhen; jedes Denkmahl ruft den Ruhm, die Größe eines seiner Seelenverwandten zurück, an dessen Rück Erinnerung er nur noch zu schmelzen vermag. Er senkt über

das Geschick der schwachen Menschheit; der Neronen so tiefe Wunden schlugen! — Kein Wunder, daß Reisende, die in Rom einige Zeit lebten, sich von demselben, wie vom zweiten väterlichen Hause, nur mit Thränen trennen. Kein Wunder über die Sehnsucht, die jeden Gebildeten so sehr wieder dahin zieht! Er glaubt unter seinen Verwandten und Freunden zu wandern; denn die Bande geistiger Verwandtschaft sind fester als die physischen. Jedes Monument, jeder Stein, jede Erdscholle spricht mit ihm; ein heiliger Boden, wo die Aschen untergangener Völker ruhen, über den er die erhabenen Geister aller Jahrhunderte in offizianischer Fantastie schweben sieht. Alle, sage ich, die, wie wir, Rom sahen, oder auch nur unsre Empfindungen mit uns theilen, werden bei der Nachricht frohlocken, die uns das Diario di Roma verkündigt, daß man nach tausend vierhundert Jahren findet, das einst so herrliche, durch so vielfache Erinnerungen der Geschichte heilige Forum romanum seines Schuttes zu entledigen, das, entwürdigt, bisher nur Campo Vaccino (Viehmarkt) hieß und bis auf unsere Zeiten eine diesem Namen entsprechende Bestimmung hatte. — Am 30. Mat trat eine Commission unter Vorßiß des Monsignore Cristaldi und der Commission der schönen Künste zusammen, um den Plan zu entwerfen, wie nach und nach das ganze Forum aufzudecken sey, und zugleich einige Arbeiten zur Erhaltung der da befindlichen Denkmähler anzuordnen, in denen sich hier die ganze römische Größe concentrirte.

In wenigen Ueberbleibseln und Ruinen sieht man vom Campidoglio kommend auf diesem Plage noch immer schön und groß die Reste des Tempels des Antoninus und der Faustina, des Friedenstempels, einst das berühmteste und prächtigste Gebäude Roms, des Tempels der Pallas, des Nerva, der Venus und Romas, die herrlichen drei Säulen des Tempels Castor und Pollux, die noch jetzt das schöne Ebenmaß zu korinthischen Säulen abgeben, des Jupiter Tonans, der Vesta, die großen Zeugen der Geschichte und selbst unserer Religion, die Relumpfbögen eines Titus Vespasians, Konstantins und Septimus Severus; — von weitem die Iden, mit Epheu und Cypressen bewachsenen Ueberreste des einst im Golde schimmernden Pallasts der Cäsaren, und des an die zweite Zerstreuung und Gefangenschaft der Juden erinnernden Collossäums! —

Nicht mehr auf holprichten Steinen über Vertiefungen und Hügel, auf dem Paviment des römischen Forums wird man wandeln, um die hohen Ueberreste menschlicher Größe zu schauen! Und wenn auch nur in Ruinen, immer groß ist die Anregung dieser Denkmähler römischen Geschmacks und alter Kunst in so mancherlei Beziehung. Hier gedachte ich mit den geschäftsvollen und müßigen Römer, wie er bei Betrachtung dieser Monumente göttlicher Kunst auf alle anderen Blicke herabsah und sie nur Barbaren nannte. — Die unerbittliche Sense der Zeit hat diesen Stolz vernichtet und Demuth, die erste Tugend der christlichen Religion, hat an dessen Stelle ihr dauerndes Panier aufgepflanzt.

Was es heiße, in Empfindungen zu schwelgen, die uns die Geschichte an der Seite alter Denkmäler aufregt, habe ich besonders in den einsamen aufgedeckten Straßen Pompeji's gefühlt, und noch immer verschafft mir die Rück Erinnerung jener Stunden die angenehmsten Genüsse. Da schien es mir, als wenn am Thor die Soldaten nur auf einige Zeit ihre Quartiere verlassen hätten; in dem Circus werde nächstens ein neues Fest gegeben, wo wilde Thiere und Sklaven kämpften; der heilige Brunnen im Tempel sey noch bereit, Wasser zur Reinigung der Opfer zu geben. Die Häuser mit allen Utensilien, das Bad, das Speisezimmer, die Portici mit den frischen, in edler Zeichnung ausgeführten Gemälden an den Mauern beweisen, wie wir durch unsern jetzigen Geschmack auch hierin noch mit dem fast vor 2000 Jahren untergangenen Römern verschwifert sind. Die Grabmäler vor dem andern Thor mit ihren Lampen und Urnen, die frischen schönen Inschriften, gleichsam, als wenn sie der Meisel erst gestern geendigt hätte, die Campagna mit ihren gleichsam unterirdischen Gärten, in denen uns Kühle erquickt, die Amphoren, noch an jener Stelle, wo sie vor 2000 Jahren mit altem Falerner angefüllt standen, das thätige Leben im Hafen und auf den an den Ringen der Stadtmauern besetzten Schiffen, die aus allen Enden des Mittelmeers dort landeten, das sich nun zwei Stunden zurückgezogen hat. —

Nationen vergehen und blühende Städte verschwinden,

Eben doch waltet ein Gott, ziehet der Humanität
Göttliche Pflanze auf ihrem Schutt zum mächtigen
Baume;
Glücklich der Mensch, den sein erquickender Schatten bes-
chützt,
Glücklicher noch, der sein Säuseln versteht, am glücklich-
sten jener,
Dessen Busen sein Duft schwellender Blüthe erwärmt.

Der Beobachter am adriatischen Meere.

Interessante, geographisch = statistische Notizen.

1. Indischer Sommer.

Dies ist eine Art zweiter Sommer, der sich in einem großen Theile der vereinigten Nordamerikanischen Staaten Ende Octobers oder Anfang Novembers einzustellen pflegt und zwei bis drei Wochen dauert. Die Atmosphäre ist während dieser Zeit trocken, ruhig und neblig, wodurch Sonne und Mond im Horizont eine dunkle Carmesinfarbe erhalten. Das Grün der Wälder vergeht gänzlich, oder verliert sich vielmehr in ein unendliches Spiel von Braunem, Rothem und

Gelbem, das oft von europäischen Reisenden bemerkt worden, und bildet in dieser Jahreszeit einen äußerst schönen und auffallenden Zug der amerikanischen Landschaft. Der Anblick dieser hinweisenden Natur und des nebligten Himmels wirkt wehmüthig auf das Gemüth der Menschen, eben so wie die Novemberwitterung in England. Endlich aber stellt sich ein mit nordwestlichem Wind begleiteter Regen ein, der Nebel wird vertrieben, die Wälder werden ihres bunten Kleides beraubt, der Winter mit einer klaren, heitern Luft ist da. Die Wälder schreiben den rauchartigen Nebel, der in diesen Tagen herrscht, dem Verbrennen des dünnen Grases und Krautes auf den großen nordwestlichen Wiesen zu.

2. Baierns Adel nach dem Stand vom Dezember 1815.

Kürstliche Stammhäuser 9, Gräfliche 105, Freiherrliche und vom Ritter = Adel und adeligen Grade (mit dem bloßen Prädikate von, welche jedoch nicht im Umfang der Adelsrechte, sondern nur durch die höhere Kanzleitare unterschieden sind) 700; im Ganzen 1116, welches jeden Stamm nur zu drei Familien berechnet, die wahrscheinliche Summe von 3000 adeligen Familien, und wenigstens 12,000 adeligen Individuen unter einer Menschenzahl von 3,200,000 Seelen gibt. Von diesen 1116 Stämmen sind 190 (also mehr als der sechste Theil) von der Creation des Churfürsten Carl Theodor; 97 Familienväter haben ihren Adelstitel mit dem Recht der Vererbung auf einen einzigen Sohn durch den Civil- und Militärverdienstfordern erhalten.

Vielen Familien des Auslandes hat Baiern seinen Schoof geöffnet: aus Dänemark 1, aus Schweden 6, aus England 2, aus Ungarn 1, aus Böhmen 13, aus Polen 1, aus Spanien 3, aus Italien 43, aus Frankreich und Brabant 41, aus Holland 7, aus Preußen 9, aus Sachsen 21, aus Niedersachsen und Norddeutschland 48, aus den Rheinländern 70, aus der Schweiz 21, aus Schwaben 124, so daß also der vierte Theil des Baierschen Gesamtadels, (die aus Oesterreich, Tyrol und Salzburg Abstammenden gar nicht einmal mit berechnet) ursprünglich ausländisch ist. Von einem Hannoverischen Chirurgen, den sich der Churfürst Maximilian Emanuel vom König Georg I. in England erbeten, stammen die Herren von Stubenrauch ab.

(Von Lang Baiersches Adelsbuch. 1815.)

3. Großbritannien. Getreidebedarf.

Im Jahre 1802 ist das meiste Getreide aus der Fremde in Großbritannien eingeführt worden. Dieses selbst würde aber doch nur zugereicht haben, $\frac{2}{3}$ des jährlichen Bedarfs des Landes zu decken; $\frac{1}{3}$ davon kam auf Island.

V. 17.

Geschichte.

Denksteine für Geschichtschreiber.

1.

Welches ist die erste Vollkommenheit der Geschichtschreibung? Sie sey wahrhaft, enthalte wirkliche Begebenheiten, keine Dichtungen, wie sehr auch die Phantasie von diesen angezogen werde; Grundtugend jedes Historikers ist reine Wahrheitliebe, ohne welche alle andere Eigenschaften und Vorzüge etwa den Tugenden der Heiden gleichen, welche nach dem Urtheil einliger Kirchenväter bloß glänzende Sünden sind.

2.

Kann die Geschichte unsers Geschlechts zum Würdigsten und Bedeutendsten gezählt werden, was wir anzuschauen vermögen, so ziemt auch nur ein würdiger und großer Styl dem Geschichtschreiber, und er soll darin jenen gerühmten Baukünstlern gleichen, welche nichts Kleinliches oder Mißfälliges vor die Augen stellen, sondern in großen Verhältnissen mit wohlüberlegtem einfachem Schmuck der Thelle eine ruhige ungestörte Bewunderung ihrer Werke hervorbringen.

3.

Die brauchbare Geschichte sey pragmatisch, das heißt, sachgemäß, gut zusammenhängend, dadurch unparteyisch und belehrend. Groß genug ist diese Aufgabe des Historikers; er hat in Absicht des Parteylosen nicht selten sein eignes Herz zu verwahren, daß ihn keine Vorliebe nachsichtig, kein Born schonungslos mache, sondern Gutes und Böses, Großes und Kleines in seiner ursprünglichen Gestalt erscheine. Wäre er besungen von Dogmatismus und Sektengeist, so würde er Gefahr laufen, in den freiesten Bestrebungen des mensche-

Hesperus Nr. 16. XXX

lichen Geistes feyerliche Verstockung, in dem Uebermuth siegender Parteysucht herrlichen Eifer für Wahrheit und Recht zu entdecken, überhaupt das enge Maas seines Verstandes zum Maas aller Dinge zu machen. Beschränkte Naturen wählen gern ihre Günstlinge sowohl unter Menschen, als unter Sachen und Lehrmeinungen, an denen sie so lange festhalten, bis sie durch irgend einen Umstand das Alte mit dem Neuen vertauschen, und nun zwar den Gegenstand ihrer fehlerhaften Neigung verändern, diese selbst aber nicht ablegen. Verzeihlicher als dieses ist eine Vörliebe des Historikers für sein Vaterland, in welchem er geboren und erzogen, die ersten jugendlichen Eindrücke und die Bildung seines Geistes empfangen, überhaupt Wohl und Weh erfahren, so daß der Grieche als Grieche, der Römer als Römer, der Deutsche als Deutscher schreiben und urtheilen muß; jedoch könnte selbst diese natürliche Vaterlandsliebe den Geschichtschreiber irre leiten, wenn er etwa alles vortrefflich fände, was im Vaterlande geschehen, oder jene Begebenheiten als die herrlichsten pries, welche nach seiner Meinung dem Vaterlande am meisten gefrommt. Hart, aber nicht ohne Sinn ist deshalb wohl vom pragmatischen Historiker gefordert worden, „er solle keine Religion und kein Vaterland haben.“

4.

Das Fleckenlose ist gewiß selten in der Menschengeschichte, vielleicht überall nicht; die Wahrheit fordert Erwägung seines Mangels, aber keine mit Vorsatz verstärkte Anschauung desselben. Gleichergestalt kann das Schlechte durch Vergleichung mit dem Schlechtern oder durch eine Beimischung von Kraft und Gewandtheit günstigeren Schein gewinnen, dem aber der Geschichtschreiber nicht zu hulldigen hätte. In dieser Beziehung verlange man kurz von ihm, er habe Charakter. Wer Charakter

besitzt, urtheilt über alle Angelegenheiten des Lebens am sichersten und wahrsten, während der Charakterlose bald von dieser, bald von jener Umgebung Farbe annimmt und sie unzuverlässig wechselt. Freilich kann Niemand seyn, was er nicht ist, und der Charakter steht außer der Reihe von Eigenschaften, welche durchweg erworben werden; in zwischen gehört das nicht erworbene und nicht erwerbbar persönliche Verdienst zu demjenigen, was man am meisten liebt und achtet, und ohne welches äußerlich erworbene Vorzüge und Geschicklichkeiten nur geringe Bedeutsamkeit und Vollendung zeigen.

5.

Sehr bedenklich scheint eine viel wiederholte Behauptung, nur die Nachwelt könne ein richtiges Urtheil über Geschichtsbegebenheiten fällen. Wer ist denn diese Nachwelt? Ein Geschlecht von Menschen, dem Irrthum so gut unterworfen, als die Mitwelt. Sofern weniger leidenschaftliche Theilnahme an den Ereignissen und lebhaftes Gefühl des Augenblicks vorhanden, auch die Folgen des Geschehenen hinreichend klar sich entwickelt haben, sieht der spätere Beobachter ruhiger, besser. Aber sollen die Folgen der Thaten unser Urtheil vorzugsweise lenken, und ist nicht denkbar, daß Leidenschaft und Parteilichkeit auch in der Brust dessen schweigen, der merkwürdige Begebenheiten erlebt? Wenigstens hat dann die Mitwelt eine bessere Anschauung dessen, was geschieht, als das spätere Geschlecht, welches oft mit Kälte hin und her abwägt, ohne zur festen Entscheidung zu kommen, und wiederum seinen eigenen Vorurtheilen ausgesetzt ist. Schrieb Tacitus weniger wahr und richtig urtheilend, wenn die gesehenen Thaten der Despoten und die niedrige Verworfenheit der Römer ihn mit Unwillen erfüllten? Ihn tadelte Bayle, daß er die Beweggründe der Handlungen zum Bösen gekehrt, und Lillomont, daß er ein Feind der wahren Religion, nämlich der Christlichen, gewesen.

Besser wahrlich insgemein urtheilen Thucydides, Xenophon, Cäsar, Tacitus, als mancher spätere Geschichtschreiber vor seinen Büchern, der nicht mithandelt auf dem Schauplatz seiner Thaten, nicht sieht, wie Dinge wurden. Theilnehmendes Handeln gibt Ein-

sicht, das Leben bewährt den Gedanken, Sinnesanschauung beglaubigt den Begriff. Aus Schriften und Urkunden ist Vieles zu lernen, doch nicht Alles; nicht die vollständige Pragmatik der Geschichte; denn sie fordert Charakter; diesen aber befestigt leichter Leben und That, als Gelehrsamkeit und todttes Pergament. Wenn Davila, Zeitgenosß und Theilnehmer an den bürgerlichen Unruhen Frankreichs im sechszehnten Jahrhundert, offenbar zur Hofpartei gehört und sich wohl hütet, die Regierenden nachtheilig zu schildern, ja vielmehr ihre Maaßregeln mit dem Drange der Umstände und einer freilich nicht moralischen, aber nicht ganz ausweichlichen und zum Theil entschulbbaren Politik zu mildern sucht, so ist er demungeachtet ein vortrefflicher Geschichtschreiber, und man erkennt aus ihm hinreichend die Begebenheiten selbst, und wie Katharina von Medicis sammt ihren Söhnen daran Theil genommen. Nicht minder anschaulich und wahr ist Aubigné in seiner schätzbaren Allgemeinen Geschichte desselben Zeitraums, obgleich aus entgegengesetztem Standpunkt; geschieden vom Hofe durch Religionsüberzeugung und bürgerliche Partey, nicht glimpflich und milde gesinnt, sondern kräftig, oft wie Tacitus, in's Dunkle malend. Aus beiden Schriftstellern erhellt, auch ohne deren Vergleichung und Vermittlung, was Johannes Müller über die Königin Mutter sagt: „Sie hatte die Frechheit eines schwachen Geistes, der in seiner Eingeschränktheit die Maske der Tugend oder die Gräuel der Tyrannei, das erste beste ihm Vorkommende als Mittel ergreift.“ Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß jene Zeitgenossen, ob schon uneins in politischer Gesinnung, über die Italienerinn wenig verschieden gedacht haben werden, weil das klare Bild derselben aus ihrer beiderseitigen Erzählung hervorgeht. Brauchten sie dafür erst das neunzehnte Jahrhundert zu erwarten?

Urtheilen und richten können sonach die Zeitgenossen der Begebenheiten, sobald sie gute Kunde von ihnen besitzen, und sie gewinnen die beste durch eigene Theilnahme an den Begebenheiten. Nicht einer verborgenen Nachwelt ist das Maaß der Vorgänge anvertraut, und die Mitwelt misst und überlegt, was sie sieht. Entfliehen ihr gleich die entfernteren Folgen der Thaten, so stehen doch diese Thaten in voller Anschaulichkeit vor ihr, und im Fall nicht ein Wechselspiel der Leidenschaften den Menschen hierhin und

dorthin zieht, so lernt er am meisten durch eigne Erfahrung, überschlägt am sichersten, was ihm selbst gesfrommt oder geschadet, beurtheilt am klarsten das eigne Leben.

Weil ferner alles historische Urtheil eine Frucht hinreichender Ueberlegung ist, muß es demnächst bestimmt seine Meinung aussprechen, und dem Schwanken, was man von gewissen Begebenheiten halten sollte, ein Ende machen. Nun möchte ich doch sehen, ob die Nachwelt im Besiz solcher festen Urtheile seyn kann, wenn die Meinungen über längst verflossene merkwürdige Ereignisse bis zum heutigen Tage ganz verschieden lauten! Da nicht anzunehmen steht, daß unser gegenwärtiges Geschlecht, als Nachwelt vergangener Jahrhunderte, gerade das schlechteste Urtheil über die Vorzeit besitze, und dennoch aus unsern historischen Schriften die verschiedensten Meinungen über Hauptbegebenheiten der Menschengeschichte zu sammeln sind, so wird dadurch das Urtheil einer Nachwelt überhaupt verdächtig. Leidenschaft und lebendige Theilnahme der Handelnden sind vorüber, doch Schwanken und vorgefaßte Gunst und Ungunst für Personen und Sachen sind geblieben.

Darum scheint mir, um meine Ueberzeugung scharf hinzustellen, die Nachwelt nicht geschickter und klüger im pragmatischen Urtheil, als die Mitwelt. Jene hat unverkennbaren Vortheil durch Ueberblick der Folgen, aber die Letztere besitzt lebendigere Anschauung. Gefahr des Irrthums gibt es für beide; der Sinn kann trügen und der Verstand fehlgreifen. Ueber dem Urtheil beider steht das höchste, nämlich Gottes, oder auch eines ruhigen erhabenen Charakters auf Erden, dessen Erscheinung nicht an Zeiten und Räume gebunden ist.

Was du von der Nachwelt erwartest, ist dir meistens schon in der Mitwelt, als ihrem Vorbilde, gegeben; über deinem Grabe wandeln und streiten und ihren die Menschen, wie vorher; ja der krächzende Todtenvogel ruft mit Neid und Uebermuth oft Worte, deren sich das anschauende Geschlecht in deiner Gegenwart geschämt hätte. Ist gleich manches verkannte Verdienst nach Jahrhunderten oder Jahrzehenden zur Ehre auferstanden, manche nichtige Schmeichelei der Zeitgenossen von ihren Enkeln Lügen gestraft; das wahre Maas dessen, was ein Mensch gewesen und gethan, ruht in der Hand von Gegenwart und Zukunft, und

wenn es irgendwo sichtbar wird als lohnendes Lob oder strafbarer Tadel, so gehört dieses zum Glück oder Unglück der Lebendigen und Todten, nicht zur nothwendigen Kette ihres Schicksals. Das wahre Weltgericht ist Gottes Gericht, welches bis dahin Niemanden kund geworden. Außer diesem richtet am sichersten das eigne Gewissen oder etwa ein königlicher Mensch mit der Kraft des Unvergänglichen im Busen, mit der unbestechlichen Klarheit des Verstandes und dem vollen Gefühl des Herzens. Bei den Verwirrungen des Lebens und der vielfältigen Thorheit der Menschenmenge meinen wir immer, es müsse uns dieser Königl. einmal begegnen, unser Inneres versiechen, auslegen; warnend strafen, lobend aufrichten, mit seinem Urtheil die wahre Krone des Ruhms oder das ernste Zeichen der Verwerfung ertheilen. Ihm Huldigung, wie dem Richter der Thaten; der Menge jene besonnene Ruhe, welche nicht eitel wird durch günstige Meinung, nicht niedergeschlagen durch ungerechtes Urtheil. Und was ist es Anders, wenn Jemand sich vor Gott prüft und seiner Sache und ihres Werthes gewiß wird?

Für den Geschichtschreiber folgt hieraus: sein beigefügtes Urtheil über Begebenheiten, Thaten und Gesinnungen macht keinen Vortrag pragmatisch. Man lernt dadurch nur die Gedanken eines einzelnen Mannes kennen; der nicht immer so viel Schärfe des Verstandes und gereifte Kenntniß besitzt, als der Florentiner Machiavelli in seinen Abhandlungen über die Geschichtsbücher des Livius; ja manche Chronik in ihrer schlichten Art kann ungleich pragmatischer seyn, als die glänzende Weisheit kunstvoller Historiker. Vielmehr möchte dem guten Geschichtsvortrag große Sparsamkeit des Urtheils empfohlen werden, damit aus pragmatischer Darstellung ein Leser sein eignes Urtheil bilde und nach seiner besondern Anschauungsweise aus den Sachen Nutzen ziehe. Wirklich beobachten dies die trefflichsten Geschichtschreiber aller Zeiten; sie drängen sich nicht vor mit ihrem Urtheil, sie haben Vertrauen zur Einsicht des Lesers, und lassen nur zuweilen einige Winke durchschimmern, welche dann desto entschiedener und eindringlicher zu seyn pflegen. Selbst Polybius ist an Bemerkungen zu reich, und man gewahrt bei ihm eine gewisse Ungebuld, auf jede Weise den Nutzen der Historie recht ins Licht zu stellen. Eine Furcht, der Leser möge noch nicht genug daran glauben,

wöburch sein Vortrag keineswegs an Kraft und würdiger Haltung gewinnt.

Braucht nun der pragmatische Geschichtschreiber seiner Sacherzählung kein Urtheil beizufügen, so ist es niemals zu früh, selbst erlebte Begebenheiten zu beschreiben, im Fall man sie ordentlich kennt, und die Enkel thun es nicht besser.

6.

Zwei Vorsichtsmaaßregeln dürfen beim Vortrage der Geschichte nicht unvergessen bleiben. Die bestimmte Richtigkeit des Inhalts werde nicht vom Ausdruck überboten, jedes Wort stehe genau unter Herrschaft der Sache, und man opfere nicht die letztere einem glänzenden Gedanken, einem erfreulichen Bilde. Ferner meide der Historiker den geringsten Schein einer gesuchten Ausschmückung; seine höchste Kunst sey das Einfache, Natürliche. Vom Dichter weiß man, daß er durch Phantastie hinzureißen strebt; bei dem Redner setzt man voraus, daß er überreden will; aber der Geschichtschreiber verkündet uns Wirklichkeiten, hat keine überredende Absicht. Darum ist im Ganzen das Bilderreiche des Geschichtsvortrags fehlerhaft, und besonders unglücklich scheint mir eine Art des Styls, welcher mit aufgerafftem Bildertrödel lebhaft und anziehend zu werden meint. Manche Schriftsteller können von keinem Kriege sprechen, ohne einen Sturm drohen und die Flammen der Zwietracht zischen zu lassen; sie schildern keinen Helden, ohne daß ihnen ein glänzendes Gestirn, kein Unglück, ohne daß ihnen ein Schiffbruch beifällt, keinen Friedensschluß, ohne daß Delzweig und Palme genannt werden. Der Leser vernimmt, wie des Glückes Schalen sinken und steigen, wie Thüren sich öffnen zu hohen Würden, wie Parteyen sich aneinander schmiegen, wie Wuth losbricht, wie Brennstoff, ja sogar Sunder vorhanden, wie Funken unter der Asche glühen, wie der Blitz aus den Wolken fährt! Leider ist viel dergleichen Abgenutztes, dem ächten historischen Vortrage durchaus Widersprechendes, oft auch unpassend Gewähltes und Angewandtes in unsern Geschichtschreibern zu finden. Schiller, welcher in Absicht eigentlicher Darstellung keiner der letztern ist, will erzählen, daß der Anfang des dreißigjährigen Krieges am wahrscheinlichsten von den niederländischen Un-

ruhen zu erwarten gewesen, aber dennoch in Böhmen seine nächste Veranlassung gefunden, und nun schreibt er: — „es habe geschienen, der niederländische Krieg wolle sich auf teutschen Boden spielen, wo ein unerschöpflicher Sunder für ihn bereit gelegen, die Spanier hätten am Unterrhein festen Fuß gewonnen, die Holländer wären über die Reichsgränzen hereingebrochen; in Westen habe die Mine sich entzündet, welche längst das ganze Teutschland unterhöhlte; und aus Osten sey der Schlag gekommen, der sie in Flammen setzte.“ — Welcher Wust von Bildern! Ich rüge dieses nicht aus unbefugtem Splitterrichten, vielmehr ist am Beispiele eines geistreichen und lobenswerthen Schriftstellers jener Fehler kenntlich gemacht, in welchem die mittelmäßigen ihre ganze Vortrefflichkeit zu suchen pflegen.

7.

Offenbar ward Johannes Müller zu seinem historischen Beruf durch die Werke der Alten angeregt, und ein tiefes Gefühl ihrer Vortrefflichkeit war die Seele seiner frühern und spätern Bestrebungen. Auch darin ist er den Alten ähnlich, daß er die Geschichte seines Vaterlandes zur Darstellung wählte und den Werth republikanischer Freiheit und Tugend mit lebendiger Theilnahme schilderte. Außer diesem durchdringt ihn wahre Gottesfurcht, frei von dogmatischer Härte und Engherzigkeit, erhaben und groß den Lauf menschlicher Angelegenheiten erwägend und beurtheilend. Darin besteht seine gewiß preiswürdige Philosophie, welche ihm nach dem Urtheil unberufener Tadler gefehlt haben soll. An Kraft und Nachdruck ist er seinen unvergänglichen Mustern zur Seite zu stellen. Der Einheit und nicht unterbrochenen Lebendigkeit des Ganzen mußte die vielfache Zerstückelung der Vorgänge unter kleinen Gebirgsvölkern Schaden bringen. Gewandtheit und ungezwungene Leichtigkeit der Sprache mögen wir bei ihm vermissen, gleichwie Gott nicht Jeglichem Alles gewährt; seine Sprache ist oft rauh und ungeschicklich, seine Kunst vermeidet nicht immer das Künstliche, so daß mit Recht bemerkt wurde, von dem Chronikenstyl der Vorzeit sey Manches durch fleißiges Lesen und Ausziehen auf ihn übergegangen, und dieses sey doch nicht gerade ein natürliches Vorbild unserer Zeit. Was er, unablässig nach höherer Vollendung strebend, noch einstudieren konnte, hat uns das

Schicksal nicht zu sehen vergönnt; aber aus dem letzten Theile der Schweizergeschichte und manchen Abschnitten der Allgemeinen Geschichte zu schließen, würde er sein Bestes noch geschaffen haben, wären ihm Muße und längeres Leben verliehen gewesen. Sein Ruhm ist auf entschiedenes Verdienst gegründet, und die Vorzüge des Mannes überwiegen bei weitem seine Mängel, wenn auch die Behauptung wahr seyn möchte, daß seine Werke im Ganzen wenig Leser fanden, und ihr allgemeiner Ruf eben so viel aus Ueberlieferung als aus eigener Anschauung hervorging. Verderblich aber wird der jüngern Welt eine Nachahmung des Müllerschen Styls, weil dieser noch nicht vollendet und rein heißen kann, sondern Merkzeichen mühsamer Geburt und unsicherer Haltung an sich trägt, was er Vortreffliches, Kräftiges, Eindringliches, Würdiges hat, nicht nachzuahmen steht, sondern durch den eigensten Charakter des Schriftstellers bestimmt wird. Gebt euch diesen, und ihr werdet ohne Nachahmung das Eure leisten.

8.

Bändigt nur zuvor den taumelnden Kiesen, unsre Sprache, der die eigenen Glieder nicht in Ebenmaß und Haltung bringen kann! Vieles ist schon geschehen für heitere Bewegung und Anmuth, der Würde und des Nachdrucks entbehrt kein deutsches Wort, mit Ernst und Gemüth gesprochen. Kommen muß, daß die allgemeine Stimme mehr Gewicht legt auf den guten Vortrag, und ein historisches Werk eben so sehr den Tadel der Schreibart, als der Sachkenntniß zu fürchten hat. Dann wird jenes Weitschweifige, Ungefüge, Trockne, ja selbst Unedle, welches noch gegenwärtig historischen Arbeiten schadet, geächtet seyn, und allmählig dem Bessern weichen. *)

*) Diese Denksteine verdienen nicht nur Fortsetzung, sondern auch Prüfung, nicht nur an sich, sondern in Anwendung auf die Fehler und Tugenden unsrer neuern Geschichtsschreiber.

Der Herausgeber.

V. II.

Biographie.

Heinrich von Bülow.

(Beßluß von Nr. 15. XXX.)

III. Zusätze und Berichtigungen zu vorstehenden biographischen Nachrichten.

Von einem ehemaligen vertrauten Freunde
Bülow's.

(a) Die Erziehung Bülow's war nur zu liberal. Seinen Vater habe ich zwar nicht persönlich gekannt, aber doch aus den Erzählungen seines Sohnes so viel von ihm erfahren, daß ich auch ihn für einen höchst sonderbaren Mann und eben so excentrischen Kopf habe halten müssen, als sein Sprößling unlängbar war. Wenn er seine Söhne in Berlin besuchte, fragte er gewöhnlich: „Fehlt es Euch auch nicht an Gelde?“ Man sah B. in sein gebildeten weiblichen Circeln — die er weder suchte, noch vermied — sehr gern, weil es in seiner Gesellschaft 1) nie an reichem Stoff zur Unterhaltung fehlte, und 2) weil B. sich nie auch nur eine entfernte Zweideutigkeit erlaubte, die er für eine Herabwürdigung oder wenigstens Nichtachtung des schönen Geschlechts hielt. Doch ließ er es auch an seinen, oft auch beißenden Bemerkungen nicht fehlen. Wo er aber beleidigt wurde, oder es zu seyn glaubte, schonte er weder Geschlecht, noch Stand und Würde, und seine Geistesgegenwart verließ ihn nie. Er ging stets sehr elegant gekleidet (gewöhnlich schwarz, in schwarzseidenen Strümpfen und beschuht), aber seine Garderobe war à la Yorick eingerichtet. Sie bestand in einem Frack, einem Oberrock, einem Paar Hemden und Strümpfen. War dies abgenutzt, so wurde es neu angeschafft. Von seiner wohlgebildeten Gestalt und übrigen körperlichen Beschaffenheit hat ein anderer Freund B. schon in den vorstehenden nachträglichen Bemerkungen gesprochen; ich füge nur noch hinzu, daß seine Gesichtsbildung früherhin Ähnlichkeit mit der Napoleons gehabt hat, und zwar in der Consular-epoche des letztern, wo er noch nicht so stark an Körper war. Auch soll B. wirklich einige Male in Paris für N. gehalten worden seyn. Auf der Straße ging mein Freund stets in tiefen Gedanken verloren, figurirte auch wohl, wenn der Drang seiner Ideen zu heftig wurde, mit den Händen. Man konnte ihn dreist begegnen und ziemlich nahe auf den Leib rücken, ohne von ihm gesehen zu werden. Beim Anreden erwachte er gleichsam aus einem lebhaften Traume und war dann ganz der herzliche Freund. Ich bemühte den erwähnten Umstand oft, ihm auszuweichen, wenn ich wußte, wohin er ging und nicht in seiner Gesellschaft seyn wollte, aus Besorgniß unangenehmer Auftritte, wovon ich nicht selten Zeuge und bei einer Gelegenheit nur mit vieler Mühe B. Retter war.

(b) In einem Gespräche über die Expedition in den Niederlanden entrißte sich B. einst heftig darüber, als man ihm vortwarf, warum er, wenn er die Sache besser verstanden, sie nicht besser geleitet hätte. Seine Antwort:

„Es lief ja Alles, was hätte ich, wenn ich auch das Generalcommando gehabt hätte, da thun sollen?“ verdroß mich, der ich an dem Tage nicht in der besten Laune und des ewigen Schimpfens müde war. In dieser Stimmung stieß ich die Worte aus: „Hör' auf zu prahlen, Du hast ja selbst die Rockschöße aufgenommen!“ Fast in Wuth wandte sich B. zu mir, aufschreiend: „Das sagt ein Hundsfott!“ — Dies war eine Ausforderung, die nur durch Pistolen hätte ausgeglichen werden können, wenn ich B., der bei solchen Gelegenheiten gleich fertig war, nicht besser gekannt und zu behandeln gewußt hätte. „Du schimpfst Dich selbst, Herr Bruder!“ war meine gelassene und ganz trockne Antwort. Dies machte B. futzig, und er forderte Erklärung. „Du selbst hast es mit bei einer andern Gelegenheit erzählt, wie hätte ich es sonst wissen können?“ fuhr ich ruhig fort. Dies kaum gesagt, lachte B. laut auf, wiederholte nochmals: „Nun ja, wenn Alles lief, sollte ich da allein stehen bleiben?“ und so war die Veröhnung hergestellt.

(c) So viel ich mich erinnere, hat B. seine Glaswaaren nicht selbst nach Amerika geführt, sondern seine Speculation verunglückte hauptsächlich durch einen Hamburger Expediteur, der Banquerot machte. Die dadurch verlorne Summe — der Rest des Vermögens beider Brüder — betrug 10000 Thaler C. M.

(d) Die Behauptung, daß unser B. in Amerika als Prediger aufgetreten sey, möchte ich — der B. gewiß genauer, als jeder andere kannte — eher bezagen, als verneinen, wiewohl ich aus seinem eigenen Munde nichts Bestimmtes darüber erfahren habe. Wer aber weiß, mit welchem Enthusiasmus er an Schwedenborgs Lehre hing, wie er sie ganz in Saft und Blut verwandelt hatte; wer es weiß, wie eifrig er das, was er für gut und wahr erkannte, mitzutheilen und zu verbreiten strebte, wie sehr er trachtete, von ihm als verständige und gut erkannte Menschen zu Proselyten dieser Lehre zu machen; wer dies alles weiß, der wird in jener Versicherung gar nichts Bestremdes finden, vielmehr würde er sich wundern, wenn B. bei seinem Hange zum Ungewöhnlichen und Seltsamen nicht auch auf diesen Einfall gekommen seyn sollte, zumal in einem Lande, wo es der verschiedenen Sekten so viele gibt, wo B. gewiß schon damals (wie wir jetzt aus neuern Nachrichten schließen können) Anhänger seiner Lehre genug vorfand und noch mehr zu gewinnen hoffen konnte, und wo jeder seine Meinung und seinen Glauben, auch in überirdischen Dingen, öffentlich vortragen durfte. Daß es ihm hiezu nicht an Talenten gefehlt habe, hat der Verf. der nachträglichen Bemerkungen zu meiner Freude sehr richtig angezeigt. Doch möchte ich behaupten, daß sich B. Rednertalente beim Glase Wein gerade am wenigsten in ihrer höchsten Vollkommenheit veroffenbart hätten; auch bedurfte er zur Belebung seines Vortrags keiner erhitzenden Getränke.

(e) Ich muß ebenfalls der Behauptung widersprechen,

daß B. System der Kriegskunst wenig Leser gefunden haben soll. Vom Militärstande hörte ich auch viele gebildete östreichische Offiziere oft mit vielen Lobeserhebungen von diesem Werke sprechen. Doch muß man, wenn vom Absatze eines solchen Werkes die Rede ist, nicht zu bedenken vergessen, daß es seiner Natur nach auf kein großes Publikum Anspruch machen kann. Denn wie wenige vom Militärstande werden es lesen und zu beurtheilen verstehen?

(f u. g) Daß übrigens B. einen sehr hohen Werth auf dieses Geistesprodukt legte, ist wahr. Auch forderte er unbedingt, daß jede Militärperson von einiger Bedeutung es gelesen haben müsse. Er ging hier in seinem Egoismus so weit, daß er alle Regeln der Klugheit vergaß und selbst gegen die der Höflichkeit und guter Lebensart verstieß, die ihm sonst so eigen war. Weder Rang noch Stand konnte ihn bewegen, Rücksichten zu nehmen. (Vergl. Hesperus Nr. 27. 1818 S. 215). Höchst wahrscheinlich versperrte er sich durch die in jenem Blatte mitgetheilte Anekdote selbst dem Weg zu einer ihm angemessenen Anstellung. Man kann also diese vereitelte Aussicht eben so wenig einem ungünstigen Besatze (f), als der Erinnerung an Bülow's revolutionäre Gesinnungen (g) zuschreiben, die mir in der That in dem Sinne, wie sie der Biograph nimmt, ganz unbekannt sind, und worin ich mit dem Verf. der nachträglichen Bemerkungen ganz übereinstimme. Der mitangeführte Grund, daß B. sich in keine Dienstverhältnisse zu finden gewußt habe, ist allerdings nicht unrichtig, und wird auch gewiß mit berücksichtigt worden seyn. Dessen ungeachtet bin ich überzeugt, daß B. Vorhaben gelungen wäre, hätte er seinen Plan mit mehr Besonnenheit, Ruhe und Resignation angelegt und verfolgt. So hatte er aber eigentlich gar keinen angelegt, und schnitt durch Troß gleich alle fernere Unterhandlungen ab.

(h) Die Leichtigkeit, mit der B. arbeitete, mußte Jesden, der mit seinen literarischen Arbeiten genau bekannt war, in Erstaunen setzen. Hier zeigte sich der Reichthum seiner Ideen und die Fertigkeit, sie auf das Papier zu werfen, in einer ganz ungewöhnlichen Größe. Er arbeitete aber auch gewöhnlich nicht mehr als 4, höchstens 5 Stunden des Tages. (Vergl. Hesperus a. a. D.)

(i) Daß B. zu der Geschichte des Feldzugs von 1800 nichts weiter als den Hamburger unparteiischen Correspondenten benützt hat, ist wörtlich wahr. Ob ihm aber seine literarischen Produkte bis zu seiner Reise nach England schlecht bezahlt wurden, weiß ich zwar nicht (weil ich B. erst nach seiner Rückkehr kennen lernte); das weiß ich aber, daß er sehr viel brauchte, und daß ihm eine Lumperei war, was andere ehrliche Leute für eine große Summe achten.

(k) Hier, wo des Hauptmanns Nothard gedacht wird, fühlte auch ich mich verpflichtet, den seltenen Werth dieses edlen Mannes zu bestätigen; nicht bloß deswegen, daß er meinen Freund so großmüthig unterstützte und so vielen Menschen im Stillen half und Gutes that, sondern auch wegen

seines trefflichen Kopfes und seiner seltenen Kenntnisse, besonders aber im militärischen Fache. *)

(l) Der Arrest in der Kings Bench blieb meinem Freunde stets eine äußerst lustige Erinnerung, und ich war Zeuge seiner lebhaften Freude, die er bei dem zufälligen Zusammentreffen mit einem seiner damaligen Mitgefangenen an den Tag legte. Höchst interessant war es, von B. eine Beschreibung dieses Gefängnisses und die Charakteristik der darin Eingesperrten zu hören. Die Art seiner Befreiung aus diesem kleinen Staate im Staate ist mir ebenfalls unbekannt geblieben.

(m) Das Land, wohin meines Freundes Sehnsucht nach seiner ausgegebenen afrikanischen Reise ging, welches er nie genug rühmen und nie glänzend genug koloriren konnte, war *Kentucke* (in Virginien). Nur zu oft hat er durch seine enthusiastische Schilderung auch in mir den Wunsch erregt, das Land zu sehen, wo die *Magnolia grandiflora* wild wächst. Wahrscheinlich zog aber auch noch die Unabhängigkeit dieses Staates meinen Freund dahin.

(n) Durch seinen *Napoleon Bonaparte*, der, wie B. selbst sagte, mehr aus Lust zum Widerstreit, als aus Neigung für den vertheidigten Gegenstand geschrieben wurde, hatte er sich, wenn auch nicht gerade den Haß einer hohen Person (mit der er vorher in vertrauter Freundschaft lebte) auf sich gezogen, doch wenigstens ein kälteres Benehmen derselben veranlaßt, welches ihn, ohne es merken lassen zu wollen, doch offenbar innerlich tief schmerzte, und nun zu Bitterkeiten gegen den erlauchten, bei *Saalfeld* gebliebenen Prinzen *Louis Ferdinand* verleitete, die nicht selten laut wurden.

(o) *Bülow's* ökonomische Umstände konnten eigentlich nie verbessert werden; denn wenn er auch zehnmal so viel eingenommen hätte, als es in seiner vorletzten Lebensperiode der Fall war, so würde er nicht allein nie etwas übrig gehabt haben, sondern es würden auch dann noch Zeiten des wirklichen Mangels bei ihm eingetreten seyn, weil er das Geld gar nicht achtete, und es oft geradezu wegwarf. Wenn eine einzelne Person in einem Jahre 3000 *Thaler* Conventionsgeld braucht (die er wirklich für seinen Prinz *Heinrich* erhalten hat), so ist dies wohl hinlänglicher Beweis für das Gesagte. (Vergl. *Hes p. a. a. D.*) Man könnte glauben, daß auch hier sein *Wismuth* beigetragen habe, welches ich auch gern zugeben will; aber dessenungeachtet bin ich überzeugt, daß, wenn ihm alle seine Wünsche gewährt worden wären, seine Finanzen sich doch stets in einem zerütteten Zustande befunden haben würden. Denn wirtschaften hätte B. nie gelernt, weil ihm dies viel zu kleinlich schien, und er oft beim Auszahlen spöttisch sagte: „Wer wird denn lange rechnen?“ Diesem Rechnen und Bilanzziehen, so wie dem regelmäßigen Geschäftsgange war er überhaupt so abhold, daß er einen gewissen sehr achtungswerthen Staat nicht selten den *Katharine* oder das große geheime *Secretariat* nannte. Außer der gänzlichen Nichtachtung des Geldes würde auch noch

die große Gutmüthigkeit *Bülow's* ihn nie zu Reichthum, selbst nicht einmal zur Wohlhabenheit haben gelangen lassen.

(p) Was noch außer den angeführten Gründen den Groll und die Bitterkeit im Innern B. unterhielt und erhöhte, war die vereitelte Hoffnung, wieder in Besitz der verlorenen Güter zu gelangen, die ihm, nach seiner Behauptung, nach allen Rechten wieder zurück gegeben werden müßten. In wie fern seine Behauptung gegründet war, kann ich eben so wenig sagen, als auf welche Art die Güter verloren gingen. Wenn ich über letztern Punkt aus den abgerissenen Erzählungen B. etwas zu mutmaßen wage, so hat sein Vater sie verschert.

(q) B. bedurfte (wie schon gesagt) keiner künstlichen Reizmittel, um begeistert zu werden; er befand sich vielmehr stets in einem Zustande der Begeisterung. Wer ihn zum allerersten Male bei gänzlicher Finsternheit über einen ihm wichtigen Gegenstand reden hörte, mußte wegen der Lebhaftigkeit seines Vortrags und wegen des Frappanten und Paradoxen seiner Sätze glauben, er sey durch geistiges Getränk überreizt. Daß ihn *Wismuth* und Nierengechlagenheit zum Trinken gebracht haben sollen, möchte ich, wenigstens von der Zeit, wo ich ihn kannte, nicht behaupten; vielleicht ist dies späterhin der Fall gewesen. B. war überhaupt kein Trinker von Profession, wenn man darunter nämlich einen solchen versteht, dem geistiges Getränk zum Bedürfnis geworden ist. Ich weiß nicht, daß er sich je dergleichen in's Haus hätte holen lassen, welches gewiß geschehen wäre, wenn er es nicht hätte entbehren können. Drang nach Mittheilung, mitunter auch Verlangen, einen Gegner zu finden, an dem er seine Geistesüberlegenheit auslassen konnte, führten ihn in Gesellschaft. Da er nun wenig Umgang in Familiencirkeln hatte, ihn auch nicht suchte, oft auch vermied, so ging er in öffentliche Gesellschaften. Hier mußte er sich doch etwas geben lassen. Dem deutschen Gerstentranke war er sehr abhold, konnte ihn auch nicht vertragen. Durch seinen Aufenthalt in *England* an die starken Biere dieses Landes gewöhnt, trank er also entweder *Burton Ale*, oder das diesem sehr gut nachgeklüpfelte *Stettiner Bier*, oder auch *Weln*, zuweilen auch *Liqueur*. In allen Dingen sehr rasch und heftig, trank er sehr schnell (zumal, wenn er im lebhaftesten Gespräch begriffen war), und da sein so flüchtiges Blut an sich gar keines fremden Impulses bedurfte, so mußte es natürlicherweise durch das kleinste Reizmittel in ungewöhnlich heftige Bewegung gerathen und mit Gewalt zum Hauptstiß der organischen Thätigkeit — zum Gehirne — getrieben werden. Darum bedurfte es auch — insbesondere, wenn B. einen Gegenstand mit ganzer Seele abhandelte — nur sehr wenig, ihn trunken zu machen. Daher ist er oft wirklich so unrichtig beurtheilt, so oft verkannt worden. Wäre Trinken ihm Bedürfnis gewesen, so würde er es keinen Tag unterlassen haben. Dies war aber nicht der Fall, im Gegentheil lebte B. oft sehr nüchtern und mäßig, auch keinen Tag, wie den andern. Gewöhnlich aber nahm er Morgens um 10 oder 11 Uhr ein *déjeûné à la fourchette* ein, wobei *Burton Ale* oder *Stettiner Bier* getrunken wurde (denn *Raffeh* trank er nicht), dann arbeitete er bis 4 oder 5 Uhr Nachmittags und aß nur Abends. Hatte er sich ja einige Tage hindurch überreizt, so lebte er mehrere Tage hintereinander sehr

*) Er hat, wenn ich nicht irre, damals die langen *Bajonette* in der preussischen Infanterie eingeführt.

einfach und nüchtern. Milch, Reis- und Sporspeisen waren dann seine Nahrung. Dies nannte er: „Hufeland ist an der Tagesordnung!“ oder auch wohl: „Wir leben jetzt wieder ganz unschuldig, wie die ersten Eltern im Paradiese!“ Daß dies aber Wirkungen der Reue oder Gefühl seines begangenen Unrechts gewesen seyn sollten, bezweifle ich sehr. Es war vielmehr Folge seiner angenommenen Maxime: „Der Mensch muß sich nie an eine Lebensart binden!“

(r) Zu dem, was der Biograph B. über seine Eitelkeit als Edelmann sagt, habe ich, da der Verf. der nachträglichen Bemerkungen ihn in der Kürze so trefflich zurecht weist, nichts weiter als die beiden Fragen hinzuzufügen:

1) Wurde denn Bülow's Unglück durch seinen Adelstolz begründet? Oder nicht vielmehr

2) durch das Bewußtseyn seines geistigen Werths, durch die Kraft seiner neuen Ideen, die unaufhaltbar wie ein reißender Strom Alles überwältigten, was Widerstand zu leisten sich erlaubte, wess Standes und Ranges es auch seyn mochte?

Hätte er auf seinen Adel Werth gelegt, so fand er ja hier der Anhänger genug, die weiter keinen Werth, als diesen eingebildeten hatten, den B. aber so tief verachtete. Hieraus leuchtet also das Lächerliche — oder mindestens das Unwahre — jener Behauptung von selbst ein, daß nämlich B. das Vortzligste, was er besessen, „die Kraft neuer Ideen!“ selbst zu wenig zu schätzen verstanden habe. Ich möchte eher, und wie ich glaube, richtiger sagen: „er hat sie überschätzt.“

Ueber das weitere und endliche Schicksal meines Freundes kann ich nichts Bestimmtes sagen, habe aber gehört, er sey in Remel am Nervenfieber gestorben.

XI. 2.

Philosophie.

Du bist weiser als ich.

(Ein Gespräch.)

Thor, was suchst du Weise unter den Sterblichen? sprach unmuthsvoll der alte B. zu dem jungen C. Geh' dem Menschen aus dem Wege, fliehe jeden ihrer Fußstritte oder sey das Opfer ihrer Bosheit, ihrer Dummheit, ihrer Rache, ihres Neides und ihres niedrigsten Eigennuzes. Traue meiner Erfahrung, Jüngling, denn 30 Winter belasteten mein gebeugtes Haupt. Ich fand Freunde, da ich reich, liebende Mädchen, da ich jung, gebückte, kriechende Schmeichler, da ich von Einfluß war. Als Stürme eines unverdienten Schicksals meine Hütte umtobten, mein treuloseres Weib die Schmach meines Hauses wurde, mißrathene Kinder die väterliche Hoffnung tückten, vergebliche Freunde die von mir entlehnten Gelder verschwelgt hatten, raubten Gram und Krankheiten noch meine Körperkräfte und entstellten mein

Gesicht. Nicht ich floh nun die Menschen; sie flohen mich, den Mann, der ihnen in besseren Zeiten so willkommen war! Das schmerzt C.! Kaufe deine Erfahrungen nicht so theuer als ich, guter Jüngling. Du bist vielleicht besser als Tausende deiner Mitmenschen. Dein offenes, ehrliches Gesicht, dein grundfester Blick müßten schreckliche Lügner seyn, wenn du unter den Haufen der Thoren und Beseiwichter gehören solltest, von denen alle Straßen so voll sind.

Beschelden hatte C. bisher geschwiegen, jetzt nahm er das Wort. Mich dauert, Greis, sprach er, dein Mißgeschick, auch zernit es nicht meiner Jugend, dein Alter zu belehren; aber ich fühle mich noch nicht reif genug, deinem Rathe folgen zu können, und wohl mir, daß ich es nicht vermag. Zeit genug, wenn auch mich die Bürde der Jahre niederbrückt und mich endlich zwingt, dann der Welt zu entsagen, die ich, so lange mein Sommer währt, mäßig genießen will. Doch eine Bitte gewähren Sie mir, Greis, kommen Sie in die Wohnung meines blinden Vaters, auch ein Achtziger, der Sie von dem Werth des Lebens unterhalten wird. Sie gingen.

Ich grüße dich, alter blinder C., sprach der hereintretende B. Du entbehrest das Licht des Tages, und seltene Heiterkeit lächelt aus deinen Zügen? Du bist wahrlich einer der Glücklichen, wie sie alle hundert Jahre einmal geboren werden.

Reiche mir deine Hand, B., daß ich dich bewillkomme. Ich bin blind, aber auch ich sah einst die Sonne, sah sie lange genug, um mich noch am Abend meines Lebens mit Zufriedenheit an ihren Strahlen zu erwärmen, ohne von ihrem Schein zu leiden.

„Wie machtest du es, Alter, um dein Leben 30 Jahre bei so gutem Muthe fortzuschleppen?“

Ich ging den einfachen Weg der Natur, ließ mich weder von übertriebenen Hoffnungen zu misslingenden Erwartungen hinreißen, noch durch blinde Furcht vom frohen Genuß der Gegenwart abhalten. Jammer nahm ich die Welt, wie sie noch heute ist, weder für ein Paradies, noch für ein Jammertal, wo Dornen, Disteln und Unkraut jede Blume, jeden Getreidehalm ersticken. Auch die Menschen nahm ich, wie sie noch heute sind. Gerne glaubte ich Gutes von ihnen, aber ohne meine Geheimnisse, wenn ich deren je hatte, mit ihnen zu theilen. Gerne erwieß ich ihnen anspruchlose Gefälligkeiten, und sie erwiderten dieselben ohne mein Verlangen. Langsam und prüfend wählte ich meine Freunde, auch fand ich welche, die mir treu blieben. Ein thätiges Leben setzte mich in den Stand, das Ende meiner Tage ohne Arbeit und Sorgen zu erwarten, dabei —

„Seh stille, ich höre, du bist weiser als ich.“

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 17. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im October 1821.)

I. 9.

Waterlandskunde.

Naturhistorische Wanderungen in den Jägerndorfer und heimatlichen Gegenden, geschildert in Briefen an einen Freund in ***** von Kajetan Koschakky.

Erster Brief.

Gegenden, von denen durchpilgert, mit welchen wir das Herz getheilt, haben für uns immer ein großes Interesse, und wären sie auch rauh und minder schön, als andere. Liebt man doch der Rose wegen den stacheligen Strauch, zieht ihn der geschmeidigen, schön belaubten Weide vor, und pflegt seiner mit Sorgfalt! Es liegt in unsrer Natur, daß wir jene Gegenden, die unser Freund durchwandelt, den Ort, wohin ihn sein Beruf aus unsren Armen abgerufen hat, wenn nicht anders, doch wenigstens in Umrissen kennen zu lernen wünschen, um uns in seine Lage besser hineindenken und an seinem Wehl und Weh einen vollkommeneren Antheil nehmen zu können.

Was man liebet, will die Liebe
Liebend in ihr Ich verwandeln,

rufen Sie mir mit dem zu früh verbliebenen Colkin zu, und fordern mich auf, Sie mit den Gegenden meines gegenwärtigen Aufenthalts und meines Geburtsortes bekannt zu machen. Sie wollen mich dann, sagen Sie, im Geiste auf meinen einsamen Pilgerungen durch die Hallen der Natur begleiten, und meine hier genossenen Freuden durch Mitgefühl zu den Ihrigen machen. Sie wollen Sich durch die Zauberkraft Ihrer Phantasie wieder so an meine Seite versetzen, als Sie einst während unserer Studienjahre Mährens schöne Gegenden mit mir durchpilgerten. Ich ehre Ihr Verlangen, und erkenne darin zugleich den Beweis, daß mir Ihr zartfühlendes Herz noch immer so zugethan ist, wie in den Tagen unsrer wissenschaftlichen Laufbahn, und will nicht säumen, es nach meinen Kräften zu realisiren.

Jägerndorf, wo ich mich seit unsrer Trennung befinde, ist eine freundliche, muntere Stadt, die mit ihren drei Vorstädten 561 Häuser und 4767 Einwohner katholischer Religion zählt. Sie liegt in einem Thale zwischen den beiden Flüssen, der Dypa (der großen Dypa, auch Gold-

fluß) und der Kleinen Dypa (der Komeise), und ist mit Mauern und Wällen umgeben. Die schöne Pfarrkirche ragt mit ihren beiden, 32 Klustern hohen Thürmen, deren einer für die Glocken, der andere für die Stadtuhr bestimmt ist, über die des Minoritenklosters hoch empor. Bei dem Hospitale, in welchem sechs arme und alte Bürger und Bürgerinnen verpflegt werden, so wie außerhalb der Stadt auf dem mit Kreuzwegkapellen, Linden- und Obstbäumen verzierten Beerdigungsplatze befinden sich kleinere Kirchen. — Der Fürst von Liechtenstein besitzt hier ein Schloß und eine städtische Meierei; auch besteht seit 1779 eine k. k. Hauptschule.

Diese Stadt ist im 10. Jahrhundert erbaut worden, ob aber vom Kaiser Heinrich dem Vogler, ist nicht ganz gewiß, doch sehr wahrscheinlich, theils weil sich auf dem hiesigen Rathhause von diesem Kaiser eine Urkunde befindet, in welcher die neue Stadt sehr begünstigt wird, theils weil man aus der Geschichte weiß, daß dieser Kaiser die Gränzen seines Reiches, die aus Mangel besetzter Städte dem feindlichen Anfällen sehr ausgesetzt waren, durch neu angelegte Städte und feste Schlösser zu schützen suchte, und, um sie zu bevölkern und empor zu bringen, ihnen selbst vorzügliche Achtung erwies und mehrere Privilegien ertheilte. *)

Ist Jägerndorf von Kaiser Heinrich I. erbaut worden, so ist es ziemlich wahrscheinlich, daß seine Einwohner unter Miesko oder Mieslaus die katholische Religion angenommen haben. Von diesem Herzoge ist wenigstens bekannt, daß er, nachdem er durch seine Gemahlinn Dombrowka zum Christenthum bekehrt worden war, über Polen und Schlesien das wohlthätige Licht desselben verbreitet habe; denn schon im J. 905 gründete er in Schlesien das erste Bisthum zu Smokra, und sein Nachfolger Boleslaus I. entrichtete dem Pabste den Peterspfennig. Auch die Verbrüderungen zur statutenmäßigen Verehrung dieses oder jenes Heiligen müssen in Jägerndorf frühzeitig Statt gefunden haben; denn in dem pfarrlichen Archive findet sich vom Pabste Eugen IV. vom J. 1475 ein apostolisches Breve an den damaligen Stadtpfarrer Urban, Priester des teutschen Ordens, welches die bei der Pfarrkirche bestehende Corporis Christi - Bruderschaft bestätigte. Ja schon im J. 1399 sind bei dieser Kirche gewisse

*) Ernst Ludwig Posselt's Geschichte der Deutschen. Hamburg. 1808. 1. B. S. 233.

Stiftungen bestanden, wozu, sonderbar genug, auch die Zudengemeinde das Ihrige beisteuern mußte. Allein der öffentliche Cultus mag wohl durch die beständigen Kriege der Herzoge und Könige Boleslaus I., II., Wladislaus, Boleslaus III. u. s. w., vorzüglich aber durch den verheerenden Einfall der Mongolen unter Heinrich II. im J. 1241 oft unterbrochen worden seyn. Zwar blieb Jägerndorf von den blutigen Folgen des Hussitenkrieges, der zu Anfang des 15. Jahrhunderts entstand, verschont, und auch die neue Lehre schien bei den Einwohnern keinen Eingang zu haben. Desto begieriger schienen sie die Lehre Luthers angenommen zu haben. Als Georg von Anhalt, ein Jugendfreund des böhmischen Königs Ludwig, dem Herrn von Schellenberg, der das Fürstenthum Jägerndorf von seinem König Wladislaus zum Geschenk erhalten hatte, dasselbe abkaufte (1526), war schon im J. 1550 in der Stadt und der Umgegend der katholische Cultus abgeschafft, die Gestlichkeit vertrieben, und Lehrer der neuen Religion angestellt. Doch schon im J. 1607, in welchem der brandenburgische Markgraf und Herzog Johann Georg in Jägerndorf residirte, verbreitete sich unter den Einwohnern dieser Stadt auch die Lehre Calvins. Johann Georg war darauf bedacht, die Pfarrkirche erneuern und durch M. Agricola, den Superintendenten des Fürstenthums, und nach dessen Tode durch dessen Bruder Gabriel Agricola, Bürger und Maler, einrichten und verzieren zu lassen. Ueber hundert Jahre also, so lang nämlich das Fürstenthum Jägerndorf in den Händen der Markgrafen von Brandenburg war, war der katholische Cultus aus den Mauern der Stadt verbannt, und waren ja noch einige Bürger der wahren Religion zugethan, so durften sie, ohne sich nicht heftigen Verfolgungen auszusetzen, dieselbe nicht öffentlich ausüben. Der berühmte Sieg auf dem weißen Berge bei Prag (1620) gab endlich der Sache eine andere Gestalt. Der letzte Markgraf und Herzog Johann Georg, der an den böhmischen Unruhen Antheil genommen hatte, wurde von dem Kaiser Ferdinand II. geächtet (22. Jänner 1621), das Fürstenthum Jägerndorf an den, wegen seiner Treue und Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich berühmten Fürsten Carl Eusebius von Lichtenstein als ein böhmisches Lehn überlassen, und die hin und wieder noch verborgenen Katholiken von ihrem Drucke befreit. Dieser Fürst arbeitete im Einklange mit dem Dlmüser Consistorio dahin, nicht allein die katholische Religion in Jägerndorf wieder einzuführen, sondern auch die eingegangenen Pfarrgebäude und pfarrrlichen Rechte wieder herzustellen, was nach gänzlicher Vertreibung der protestantischen Volksehrer im J. 1626 vollkommen erreicht wurde. Zu derselben Zeit ist auch, wie aus einer bei dem Bau der Freyherrmersdorfer Kirche aufgefundenen Denktafel zu ersehen war, die ganze Herrschaft Großherlig, Braunsdorf und Jossen zur christkatholischen Religion zurückgeführt. Sind auch während der Invasion der Schweden in den Jahren 1645

bis 1650 mehrere Bewohner von Jägerndorf zum Protestantismus wieder übergegangen, so konnten es doch nur wenige gewesen seyn, weil im J. 1662 in der Stadt und den Vorstädten nur noch vier Protestanten vorhanden waren. Diese Schweden, unter der Anführung des General Torstensohn, nahmen nicht nur allein das ganze Vermögen der Bürger, sondern auch alle jene geschichtlichen Urkunden mit, die dem Vandalismus der protestantischen Prediger noch entgangen waren; ein Raub, den man an vielen Orten Deutschlands zu beklagen Ursache hat. Die Wunden, welche den Einwohnern dieser Stadt von den Schweden geschlagen worden waren, waren kaum zum Theil vernarbt, als der siebenjährige Krieg neue Leiden über diese Stadt brachte und sie sammt ihren Einwohnern aufs neue verarmen machte. Und um das Maaß ihrer Leiden voll zu machen, wurde in letzten preussischen Kriege ein großer Theil der Einwohner durch Epidemien hinweggerafft, und die Stadt selbst ward bis auf wenige Gebäude ein Raub der Flammen. Eine Folge hiervon war, daß wegen Unvermögenheit der Bürger mehrere Häuser nicht wieder aufgebaut wurden, und noch bis auf diese Stunde sind mehrere Wohnplätze von Häusern entblößt. Die Pfarrkirche, die bis auf die Seitenmauern abbrannte, verlor ihren gothischen Charakter und ward im neuern Style wieder erbaut.

Die Lage dieser Stadt, deren Geschichte, so weit dieselbe aus dem pfarrrlichen Archive zu schöpfen war, ich Ihnen hier gedrängt mitgetheilt habe, ist wirklich reizend. So wie das ganze Gesenke schon sehr romantisch ist, so ist Jägerndorf ein ausgezeichnete Punkt desselben. An Fuße des Burgberges gelegen, wo zwei Thäler, das eine von Südwestwest, das andere von Nordwestwest kommend, den gegen Norden und Osten steilen Burgberg vorbei nach Südostost streichen, vereinigt es viel, was eine Gegend schön und romantisch macht. Ringsum von Bergen umgeben, die mit lichterem und dunklerem Grün bekleidet sind, zieht es sich in einem schönen und großen Thale hin, das von zwei silberhellen Flüssen, der großen und kleineren Dypa, bewässert wird, üppige Wiesen und fruchtbare Felder in gefälliger Abwechslung enthält. An die Vorstädte schließt sich das von Linden und Weiden beschattete Krostendorf an, und in einiger Entfernung von der Stadt liegen die Dörfer Weiskirch, Komelise, Türmig und Bleischwig.

Der merkwürdigste Punkt in der Jägerndorfer Umgegend bleibt der erwähnte Burgberg, ein auf der Nord- und Ostseite mit mannigfaltigem Gesträuche bewachsener, mit mehreren schönen und seltenen Pflanzen geschmückter, und über den Wasserpiegel der Dypa, nach einer trigonometrischen Messung 34 Wiener Klafter erhabener Grauwackenfelsen, auf dessen kahlem, ehemals mit Wald bewachsenem Gipfel eine im J. 1726 erbaute prachtvolle Kirche steht, die weit und breit gesehen wird, und die frommen Gläubigen aus fernen Gegenden zur Verehrung Mariens, insbesondere aber zur Betrachtung und Nachahmung ihrer bewun-

berungswürdigen Gebuld in Leiden einladet. Der Abhang dieses Berges ist gegen Norden und Osten steil, weniger gegen Westen, und hängt gegen Süden und Südwesten mit einem Gebirgszug zusammen, der durch das Wockendorfer und Milkenborfer Thal westlich, durch die Dypa nördlich und östlich, und durch das Lichtenauer Thalwasser südlich begrenzt wird. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Gebirgszug mit dem Bratscher Hulberge und mit dem Jägerndorfer Gemeinberge im Zusammenhange gestanden und durch die vereinigten Stürche der beiden Dypen durchbrochen worden sey. Dafür scheint das hohe Felsenufer, das hohe Ufer genannt, der diesem Ufer gerade gegenüber liegende steile Abfall des Burgberges und das alte Flußbett der Dypa, welches an seinem Fuße vorbei gegangen ist, zu sprechen. Auf gedachtem Berge genießt man die reizendste Aussicht in drei mit Dörfern besäete Thäler und auf die in dem Saume des Horizonts sich verlierende Ebene Preussisch-Schlesiens. Das romantische Gewühl von Dörfern, Wiesen, Feldern, Gebüsch, Hügeln und Bergen, durch welche sich die beiden genannten Flüsse wie zwei breite Silberbänder schlängeln, das mit seinen Thürmen die südöstliche Landschaft krönende Troppau, die in den Wolken sich verlierenden Karpaten in Südosten und des Gesenkes Niesen, der Altvater, die Janowitzer Heide, der Urlelkamp, die Bischofskoppe in Westen, der Jubel von Bögen, das Summen und Schwärmen eines Heeres von Insekten, alles das lehrt jeden Sehenden Gottes Allmacht, Weisheit und Güte hier ahnen, fühlen und schauen. Dieser Berg mit seiner schönen Aussicht und mit seinem schönen Gotteshause ist auch der Lieblingsparcours der Jägerndorfer. Wenn im Hinansteigen durch das Beschauen des Schönen und Erhabenen in der Natur das Gemüth zu höhern Gefühlen gestimmt worden ist, bietet das schöne und geräumige Gotteshaus einen passenden Ort dar, diese Gefühle in Lob und Anbetung Gottes ausströmen zu lassen.

Dem Burgberge gegen S. S. D. ragt auf einem schieferigen Graurackensfels über dunkle Föhren der Rest der Burg Lobenstein oder Schellenberg's vestemantelhaft hervor, die aber durch die Atmosphären und durch den Aberglauben schon sehr mitgenommen worden ist. Ueber die Reste des Burgveralles beugt sich kümmerlich ein junger Spigahorn, und

Distein wanken einsam auf der Stätte,
Wo um Schild und Speer der Knabe stehete,
Wann der Kriegsdrommete Ruf erklang
Und auf's Kampfroß sich der Vater schwang.

Auf den Mauern dieser alten Ritterburg stehend und umhersehend, gruppirt sich besonders in Südwesten und Westen die Gegend nicht minder schön und erhaben. Die mit Langel- und Laubhölzern bewachsenen Hügel und Berge erheben sich wechselweise über einander, mäandrische Thäler öffnen sich und werden von immer höher werdenden Bergen geschlossen, so daß man sich beim Anblicke dieser Gegend eine

kleine Schweiz idealisiren kann. Während dem sich nun der Landschaftsmaler, der Dichter, der Freund des Schönen und Erhabenen in der Beschauung dieser Scenen verlieren, überlassen sich der Archäologe und der Geschichtsforscher der Betrachtung,

was vor grauen Jahren

Diese morschen Ueberreste waren:

Ein bethürmtes Schloß voll Majestät

Auf des Berges Felsenstirn erhöht;

und der Architect bewundert die feste Bauart der Alten. Selbst der Geognost des Gesenkes findet in den aus den Mauern herabgestürzten Trappuffstücken einen Beweis für das graue Alterthum des Trapp- (Basalt-) tuffbruchs bei Rase. — Wird man durch den Anblick dieser verfallenen Felsenveste, die vielleicht von Boleslaus dem Muthigen erbaut wurde, der als polnischer König an die Grenzen seines Reiches mehrere Burgen erbaute und Besatzungen hineinlegte (1018), und die durch die Invasionen der Mongolen und Schweden eben so, wie Jocksdorf bei Breitenau, das Städtchen Medlitz an der Mohra und andere Dörfer, zerstört wurde, in die rohen Zeiten des Mittelalters versetzt, so geben die am Fuße dieses Berges aus einem Lehmhügel gegrabenen Urnen Veranlassung, über jene finstern Zeiten nachzudenken, wo noch die Quaden in den heiligen Hainen ihre Götzen verehrt und die Asche von den verbrannten Gebeinen ihrer Angehörigen in Urnen verwahrt dem Schooße der Erde übergeben haben. Aber der Blick auf die am Fuße des Berges liegende Meierei des Fürsten Johann von Lichtenstein führt in die Gegenwart, und beruhigt, daß jene rohen, barbarischen und kriegerischen Zeiten vorüber sind und nun Friede über die Fluren herrscht.

Der Burgberg hat für mich ein doppeltes Interesse. Nicht nur seine malerische Aussicht lockt mich oft hinauf, um auf einem mit weichem Moos und duftendem Quendel gepolsterten Felsensofa den Frühling von Kleist oder von Thomson zu lesen; auch seine organischen Bewohner ziehen mich an. Hier finde ich unter kriechendem Epheu die zarte Viola hirta, das unter dichtem Gesträuche sich sorgfältig verbergende Melittis melissophyllum, das dem Blumenfreunde freundlich ernst zunicke Liliun martagon, den im Herbar im Kleide der Trauer erscheinenden Orobus niger und Cytisus nigricans, den gefranzten Enzian, den für das Geruchsorgan so widerlichen, den Staubläusen (Termez pulsatória) aber so angenehmen Coriandrum sativum, den purpurrothen Hasenlattich, die fürchterliche Belladonna, die bei uns seltene Dürnwurz (Conyza squarrosa), das behaarte Thurmkraut, den Carabus crux major, hortensis, intricatus, coriaceus, Cassida equestris, Calosoma sycophanta, Notodonta bicolora, Papilio Sibil-la, Populi; Sphinx fuciformis, Onobrychis; Yunx torquilla und noch viele andere, an andren Orten seltenere Einzelwesen.

Ein anderer, dem Burgberge gegen Westen gelegener Berg ist der Pfaffenberg, der seinen Namen von

einem Benediktinerkloster erhalten haben soll, das am Fuße desselben, wo sich jetzt die Localität des Dorfes Weiskirch befindet, gestanden hat. Obwohl dieser Berg etwas höher als der Burgberg ist, so gewährt er doch keine so schöne Aussicht als jener. Er wird daher, außer von Naturfreunden, nur wenig besucht. An dem sandigen Fuße dieses Berges sammelte ich *Veronica verna*, nie aber unter Saaten, wo ich jedoch *V. triphyllos* immer gefunden habe. Auf dem Berge selbst und auf dem mit Laub- und Nadelholzern bewachsenen Wein- und Eichberge, mit denen der Pfaffenberg in Verbindung steht, entdeckte ich alle fünf Arten des Wintergrüns (*Pyrola*), *Epipactis ensifolia*, *Nidus avis*, *Allium carinatum*, fast alle österreichischen Maiblümchen (*Convallaria*), die seltene *Cerinth minor*, die vom Berge selbst herabgezogene *Tricentris europaea*, *Orchis sambucina*, *pallens*, *maculata*, *Vaccinium uliginosum*, *Vitis idaea*, *Aetaca spicata*, *Hieracium glaucescens*; *Papilio Mnemosyne*, *Ligea*, *Herminone*, und noch so manche andere Art aus der Summe heimischer Naturprodukte. Diese genannten Berge schließen gegen Süden und Südosten ein Thal, in welchem das romantische Dörfchen Bösnig liegt, welches seiner angenehmen Lage wegen von jedem Freunde des Schönen gewiß nicht ohne frohe Empfindungen betreten wird. Der von hier bis nach Kronsdorf sich ziehende Wald enthält schon manche Pflanze, die im höhern Gebirge häufiger vorkommt, so z. B. *Convallaria verticillata*, *Senecio saracenicus* etc. Eine vom Walde eingeschlossene Wiese erfreut den Pflanzenfreund mit *Gladiolus communis*, *Valeriana dioica* und *Orchis mascula*, die sich aus den flachen Thälern hierher als in ein Asyl gerettet haben.

Eine, jedoch nur für den Naturforscher merkwürdige Gegend ist die Fortsetzung des Burgberges bis Taubnig u. s. f. In eine Wucht dieses Gebirgszuges, der ganz zu der Grauwackenformation gehört, haben jene Fluthen, denen die älteren aufgeschwemmten Gebirge ihr Daseyn zu verdanken haben, zahllose Quarz- und Granitgeschiebe abgelagert. Diese Quarzgeschiebe enthalten viel gemeinen Scherf eingewachsen, und manche aus ihnen unter einer weißen, etwas verwitterten Rinde einen topasgelben Kern. In dem Föhrenwalde, mit welchem dieses Gebirge bekleidet ist, wächst *Pyrola umbellata*, *Campanula cervicaria* und *glomerata*, *Spartium scoparium*, und auf den von ihm eingeschlossenen Wiesen steht unter *Pedicularis palustris* und *sylvatica* *Sedum villosum*, *Ledum palustre*, *Cineraria cordifolia* und bisweilen *Geum rivale*. *Papilio Bricseis*, *Phaedra* und *Virgaurea* sind hier auch zu finden.

Dies sind die vorzüglichsten Höhen um Jägerndorf. Es liegt mir nun noch ob, Sie mit den drei Thälern bekannt zu machen, die sich auf dem Standpunkte der Stadt Jägerndorf vereinigen. Das gegen Südwest sich ziehende Thal hat eine Länge von vier Meilen, nimmt in seinem Laufe viele Dörfer auf, und verzweigt sich bei Witzenthal und Buchbergsthal in mehrere Seitenthä-

ler, welche der Dypa eine Menge kleiner Bäche zuführen. Dieses schöne, an Wiesen, Feldern und Dörfern so reiche Thal ist aber in den Jahren 1813 und 1814 durch die Regenschluthen sehr zerrissen worden, und bietet daher wenige schöne Auenplätze mehr dar. Der Pflanzenfreund erfreut sich hier, was er bei Jägerndorf nicht findet, der *Anemone ranunculoides*, *Tussilago Petasites*, *Lythrum hyssopifolia*, *Melica coerulea*, *Dianthus Armeria*, *Peplis portula*, *Pimpinella magna*, *Epipactis ovata* und *Carduus Personata*. Klar wie Bergkristall fließt über weißen Kiesel sand die Dypa durch dieses Thal und dient der reinlichen Forelle zu einem fröhlichen Aufenthalt; erst nachdem sie schwere Eisenhämmer, Mehl-, Graupen- und Delmühlen, rastlos schöpfende Viehräder und Sägen in Bewegung gesetzt hat, laßt sie ruhiger fließend bei Jägerndorf an, nimmt ihren Lauf zwischen Stadt und Weststädten, wendet sich von hier nach Troppau, und eilt, nachdem sie vor Kommerau die Mohra aufgenommen hat, der Dber zu, um sich Schwesterlich mit ihr zu verbinden. *Alcedo ispida* und *Lutra vulgaris* werden an diesem Flusse bisweilen geschossen.

Malerischer ist das von Jägerndorf anfangs nach Nordwesten, dann aber nach Westen sich ziehende Thal, welches fast von der Länge des erstern ist und sich bei Hilsersdorf zersplittert. Am schönsten nimmt es sich vom Burgberge aus. Von der mit mancherlei Weiden, schlanken Pappeln und dunklen Erlen beplanten kleineren Dypa bewässert, von waldbekränzten Hügeln und Bergen eingeschlossen, reibet sich in demselben ein Dorf an das andere, bis im Hintergrunde des Thales, wo es nach Westen ausbeugt, die beiden Städtchen Troppowitz und Dabersdorf mit ihren Kirchthürmen und Häusern über das, im italienischen Geschmack erbaute Schloß Wepersdorf freundlich herunter schauen. Vorzüglich schön erscheint dieses Thal im Sommer, wenn das dunkle Grün der Wiesen und die melancholische Schwärze der Erlengebüsche gegen die falschen Saaten abflecken. Für den vaterländischen Naturforscher bewahrt dieses Thal in großen Geschieben einen feinstörnigen Basalt mit blättrigem Alwin, ferner *Aster annuus*, *Mevyanthes trifoliata*, *Comarum palustre*, *Scandix pecten*, *Bupleurum rotundifolium*, und bevor die fürstlich-Lichtensteinschen Wiesen bewässert wurden, fand sich auch auf ihnen, bestrebend genug, *Narcissus poeticus*. Von Vögeln sind hier vorzüglich *Tringa arenaria*, *Motacilla flava* und *Loxia serinus*.

Das dritte, nach Südost sich fortlauende Thal ist eigentlich eine Fortsetzung der beiden ersten Thäler, und ist vorzüglich sehr reich an Wiesen. Es zieht sich als Dypathal, nachdem es mehrere Dörfer und die Stadt Troppau aufgenommen hat, bis nach Polisch-DStrau, wo es sich mit dem Dberthale vereinigt und seinen Namen an das letztere abdrückt. Die Teiche, welche es früher erhielt, sind seit einigen Jahren eingegangen, weil die im J. 1813 angeschwollenen Wasserschluthen die Dämme derselben

durchbrachen. Florens Jünger findet hier manches Geschieb, was er sich in Schlesien entweder sonst nirgends, oder aber doch nur aus entlegenen Gegenden verschaffen könnte. *Veratrum album*, *Ranunculus reptans*, *Lychmis diurna*, *Isopyrum thalicroides*, *Senecio aquaticus*, *Acer campestre*, *Hottonia palustris*, *Iris pseudacorus* bieten sich ihm zur Auswahl dar. Den Entomologen überreichen *Phalaena Fraxini*, *Hera*, *Dominula*, *Bucephala*, *Papilio Levana* und *Prorsa*. Der Ornitholog kann sich in demselben des *Oriolus galbula*, *Sturnus cinclus*, *Turdus arundinaceus*, *Emberiza Schoeniclus*, *Fulica atra*, *Scolopax phaeopus*, *Tringa ochropus*, *Vanellus*, *Charadrius hiaticula*, *limantopus*, *Anas boschas*, *Ardea major*, *stellaris*, *Rallus Crex*, *Porzana u. a.* für sein Cabinet bemächtigen.

Da Schlesien überhaupt den Nord- und Ostwinden ganz offen steht, so ist die Luft hier zwar rein, aber doch rau und um ein Merkliches kälter als in Troppau. Das Wasser in den Brunnen der Stadt ist salpeterig. Der Boden besteht größtentheils aus einem fruchtbaren Letten, der bald mehr, bald weniger mit Quarz- und Grauwackengeschrieben gemengt ist. Die den beiden genannten Flüssen zunächst gelegenen Wiesen und Felder sind den jährlichen Ueberschwemmungen sehr ausgesetzt; denn da das Flußbett von den sich anhäufenden Geschieben nur selten gereinigt und von den hineinwachsenden Korb-, Bach- und Purpurweiden noch mehr verengt wird, so übersteigt das angeschwollene Gewässer nicht selten die niedern Ufer und zerstört die Hoffnungen des Landwirthes. Döyleich die ganze Gegend ziemlich reich an Eisen ist, so findet sich in der Nähe der Stadt doch keine Mineralquelle. Die Berge selbst gehören entweder der Grauwacke, oder in sofern nicht aller Sand und Lehm aufgeschwemmt ist, der Flößtrappformation an. Die Grauwacke selbst erscheint hier oft in sehr kleinen Distrikten bald als gemeine oder schieferige Grauwacke, bald wieder als Grauwackenschiefer. Sie wird häufig von Quarztrümmern durchsetzt, die theils derb, theils gedrußt erscheinen. Gänge von Kohlenblende, Bleiglanz, Schwefelkies, Koch- und Spathisenstein, Kalkspath und Kieselschiefer sind ganz gewöhnliche Erscheinungen in der hiesigen Grauwacke; nur an Versteinerungen scheint sie sehr arm zu seyn; die einzige, die ich in einer geringen Tiefe bei dem Dorfe Weiskirch auf dem sogenannten Hanselberge entdeckte, war eine versteinerte Wurzel, die einer Eichenwurzel ziemlich nahe kam. Urgebirgsarten findet man in dieser Gegend nur als Gerölle, das durch die beiden genannten Wässer von seinen fernern Lagerstätten herabgeschoben wird. Quarz mit gemeinem Schörl, Granit, Grünstein, Glimmer-, Hornblende-, Chlorit- und Kieselschiefer kommen als Gerölle häufig in dem Rinnsaal beider Flüsse vor, und leiten den schlesischen Mineralogen und Geognosten bis zu ihren Lagerstätten. In frühern Zeiten führte die Oppa, daher auch Goldfluß genannt, Goldsand mit sich, der in Erbersdorf gewaschen

wurde. Noch erscheinen als Geschiebe der Bergkristall, Feuer- und Hornstein, Puddingstein, Uebergangskalkstein und der Basalt.

Die Holzarten sind um Jägerndorf mannigfaltig. Die Thäler sind vorzüglich reich an mancherlei Weiden, über welche hier und da eine schlanke Pappel, eine Stieleiche, Berggrüster und bisweilen eine Esche hervorragen. Die Hügel werden von der harzreichen Föhre bekleidet, und die Grauwackenseiten sind mit der knorrigen Steineiche, Hainbuche und mit *Rhamnus catharticus* bewachsen. Die zottige Fichte, die majestätische Tanne, der in Ansehung der Höhe mit den Palmen wetteifernde Lerchenbaum nehmen die Anhöhen ein, und erst in höhern Gegenden folgt die Buche, welche die Nachtlampe den armen Gebirgsbewohnern ersetzt. Unter diesen Holzarten wuchern der Trauben- und Zwergholzlunder, die fürchterliche Tollkirsche und der gemeine Wachholder, dessen wohlriechendes Holz zu Räucherwerk benutzt wird, und aus dessen Früchten man den Wachholderaft und das Wachholderöl bereitet, ja sogar eine Art harn- und schweißtreibenden Bieres brauet.

Der Landmann dieser Gegend baut vorzüglich Roggen, Gerste, Hafer, wenig Weizen; Flachs, Wicken, Erbsen, rothen Klee, Kunkel- und Stoppelrüben. Hirse und Hanf werden fast gar nicht angebaut, wohl aber Heidekorn und Rübsen; ja man fängt auch schon an, so wie in Mähren, die bessern Feld- und Küchengewächse zu bestellen. Die Obstkultur und Viehzucht machen täglich größere Fortschritte, was in dem Charakter des Schlesiers liegt, der Alles, was er einmal ergreift, mit anhaltendem Fleiß und Eifer betreibt.

Die Mannigfaltigkeit der Gewächse ist auf den Jägerndorfer Fluren keineswegs so groß, als in den ruhigen und stillen Gebirgsthälern, die von der umbarmerigen Sichel der Viehmagd, von dem verwundenen Pfluge und von dem verheerenden Horn- und Wollenvieh verschont bleiben; dessen ungeachtet ist aber die Flore hier reicher, als auf der durch Natur und Kunst zu einer der angenehmsten Gegenden umgestalteten Herrschaft Großherlig. Der Botaniker so wie der Ornitholog, besonders aber der Entomolog finden hier so manches Einzelleben, nach welchem sie in andern heimischen Gegenden vielleicht vergebens suchen würden, wovon ich Ihnen oben einige Beispiele angeführt habe. Ueberhaupt ist die hiesige Gegend sehr angenehm und interessant, und ich wünsche nichts so sehr, als daß ich mehr Nutzen gewönne, um sie nach allen Richtungen zu durchforschen, und daß wir, wie einst, Hand in Hand durch dieselbe wandeln könnten. Jede neue Entdeckung würde eine Saite in uns berühren, deren harmonischer Zusammenklang uns eine Freude bereiten würde, die uns für jede Mühe, Anstrengung und Aufopferung reichlich entschädigte. Doch was wir nicht persönlich thun können, soll schriftlich geschehen; daher im nächsten Briefe von den Pilgerungen in meine Heimath. —

Zweiter Brief.

So oft ich den Burgberg besteige, unterlasse ich nicht in meine Heimath hinüberzublicken, die vier Stunden von Jägerndorf süßlich liegt. Es ist nicht nur die süße Pflicht der Elternliebe, die meine Blicke lenkt, auch die unschuldigen und harmlosen Freuden der Kinderjahre, die Einsalt und Natur dort in so reichem Maaße mir bereitet haben, und die nie mehr wiederkehren, sind es, die meine Augen an jene Gegend fesseln. Denn wer willt nicht gern bei den lieblichen und dämmernden Bildern der Vergangenheit, die die Erinnerung an den dunkeln Hintergrund eben so hinzeichnet, wie die untergegangene Sonne die bethauten Gipfel des dunklen Föhrenwaldes vergoldet? Dektors, wenn der Zephyr die Blüthen des Kirschbaums umher streute, und die Lerche ihren Morgenpsalm anstimmte, setzte ich mich auf einen besmoosten Stein dieses Berges, sah mit wehmüthigen Blicken in die Heimath meiner Lieben und las mir Sall's oder Mathisson's Kinderjahre. Mit Hülfe der Phantasie sah ich dann

des Dorfes Welden,
Des Wiesenbaches Rand,
Wo ich die ersten Freuden,
Den ersten Schmerz empfand.

Das Zirpen der Feldgrille, das Rufen des Finken, die vor meinen Augen auf duftende Weischen sich niederlassenden Krefzweisklinge, die emsige Geschäftigkeit der Bienen, Alles trug dann das Seinige bei, mir die frohen Scenen meiner Jugendzeit vor die Seele zu zaubern. Unwillkürlich langte ich nach den mir zunächst blühenden Gänseblümchen, um sie, wie ich als Knabe gethan hatte, mit geschmeidigen Grashälmlchen zu Kränzen und Sträußern zusammen zu flechten. So saß ich oft stundenlang und hing mit innigem Wohlgefallen an den lieblichen Bildern meiner Jugend, bis mich die tönende Glocke an den Altar dessen abrief, der uns Geist und Gefühl gegeben hat. Ach! rief ich aus, indem ich mich von dem Stein erhob, wie wenig bedarf es doch, das Herz zu erfreuen, so lang es der Natur und Einsalt getreu bleibt.

Da meine Heimath von Jägerndorf nicht fern liegt und für mich so viel Liebes und Anziehendes hat, so pflege ich alle Jahre, doch absichtlich jedes Mal zu verschiedenen Jahreszeiten, in dieselbe zu pilgern. Wer sich die Natur zum erhabenen Gegenstand seiner Studien erwählt hat, der geht, wie Sie leicht begreifen, niemals fehl, wenn er auch auf seinen, aus andern Absichten unternommenen Reisen von dem geraden Wege ausbeugt und Nebenwege einschlägt: darum denn auch ich nicht immer einen und denselben Weg gewandert bin. Am gewöhnlichsten pflegte ich jedoch über Pochmühl zu gehen. Dieser Weg ist zwar bergig, allein er führt größtentheils durch Wadungen, die auf die gefälligste Art mit Wiesen und Feldern abwechseln. Nicht allein das hundertstimmige Concert der besiederten Sängere und die mit jedem Schritte vorwärts angenehm abwechselnde Gegend machten mich diesen Pfad vorziehen, sondern

auch die mancherlei Naturprodukte, die ich hier fand, und bei deren Wiedersehen ich mich jedes Mal freute. Vorzüglich häufig begegnen dem Wanderer in diesem Walde *Salix aurita* und *uliginosa*, *Sambucus racemosa*, *Carex digitata*, *Vicia sylvatica*, *Cnicus palustris*, *Ranunculus lanuginosus*, mehrere *Cytisus*arten und *Genista germanica*. Auch *Prenanthes purpurea*, *Senecio sylvaticus* und *sarracenicus*, *Actaea spicata* und *Carex Drymeja* bieten sich dem Sammler hier an. Freudig ragen über die dunklen Rubusarten die rothen Blütensträußer des schmalblättrigen Weidenrößleins empor, aus feuchtem Moose erheben sich die melancholischen Pyrolen und die niedliche zweiblättrige *Convallaria*. In diesem Walde war es auch, wo ich ein einziges Mal *Scabiosa sylvatica* entdeckte. Der muntere Wendehals, die klopfenden Spechte, die zärtliche Turteltaube, *Carabus auratus*, *Lucanus caraboides* nebst vielen andern Kerfen sind hier zu Hause. — Etwa auf halbem Wege nach meiner Heimath öffnet sich der Wald, und ein schönes Thal mit einem in Obstbäumen versteckten Dörfchen empfängt den Wanderer. Es ist Pochmühl, ein Name, der so wie die Spuren alter Schächte an den vor Zeiten hier betriebenen Bergbau erinnert. Aus der Mitte dieses romantischen Thales erhebt sich ein isolirter Felsen gemeiner Grauwacke, auf dem man die verfallenen Ueberreste der Burg Wartenau bemerkt. An dem Fuße dieses Felsens, wo man auch noch Spuren der schon zum Theil verschütteten Wälle findet, rauscht ein kleiner mit Weiden eingefasteter Bach vorbei, an welchem die Nachtigallen in schmelzenden Tönen die Mythen der Liebe besungen. Sehr häufig wachsen in diesem Thale *Ornithogalum luteum*, *sylvaticum*, *Corydalis Halleri*, und von dem erwähnten Felsen blicken die goldgelben Blumen der *Anthemis tinctoria* wie Sterne herab. — Ein schmaler und steiler Pfad führt aus diesem friedlichen Thale heraus, und schlängelt sich durch Felsen nach dem von Linden beschatteten Dorfe Uebele, in welchem sich dem Botaniker weiter nichts darbietet, als der um Jägerndorf sparsam wachsende *Leonurus cardiaca*.

Der kalte Lehmboden, über welchen der Pfad von diesem Dorfe nach einem andern, erst seit wenigen Jahren bestehenden Dörfchen, Jagdbase, führt, ist, wo ihn der schlesische Fleiß nicht zum Ackerland umgeschaffen hat, der Vegetation wenig günstig. Selbst das wuchernde Heidekraut (*Calluna vulgaris*) scheint mit diesem Boden nicht zufrieden zu seyn, indem es manchen Flecken desselben an seine niedern Verwandten, an die *Urceolaria bryophila*, *Lecanorea tartarea*, *granulosa*, *Collema muscicola*, und an die *Sticta scrobiculata* abgetreten hat. Nur wenige Pflanzen wollen auf diesem hochgelegenen und wilden Boden gedeihen; der Saum des Pfades ist daher mit einer sehr lockern Blumenguirlande von *Dianthus deltoides*, *Apargia hispida* und einigen wenigen Hieracien, unter denen *H. florenzinum* und *glaucescens* noch die bemerkenswerthesten sind, geschmückt. Außer den Käfern, deren Bes-

flimmung es ist, die thierischen Abfälle zu zerarbeiten und mit der sterilen Erdrume zu vermischen, findet man hier auch nur wenige Coleopteren und Lepidopteren; denn vermöge eines unwillkürlichen Zuges folgen diese tiefere Gebirge den Schritten Florens, und freuen sich nur dort ihres kurzen Daseyns, wo die Blumengöttin ihr Füllhorn leert und Hügel und Thäler mit duftigen Kränzen schmückt. Sind auch die Geschenke Florens und Faunens auf diesem Punkte nur klein und unansehnlich, so gruppiert sich der Horizont doch auf eine Art, daß das Auge mit Wohlgefallen von einem Punkte desselben bis zum andern eilt, und durch schnelles Uebersehen denselben als ein schönes und erhabenes Ganze aufzufassen. Gegen Westen erhebt sich der Boden allmählig zu Hügeln und Anhöhen, mit dunklen Föhren und Fichten bescheidete Berge thürmen sich amphitheatralisch über einander, und am Vorkaume steht der *Alt vater* gleich einem kalten Greise im Circle seiner Kinder und Enkel. Gegen Norden sieht die schöne und freundliche *Burgbergkirche* über den finstern Fichtenwald herüber, als wollte sie mir noch einmal Lebewohl zuwinken und mich bitten, ja nicht lange von ihr entfernt zu bleiben. Gegen Osten, Nord- und Südosten verschärfen sich die Hügel mit dem *Dypathale* und der *Ebene Preußens*, auf welcher zerstreute Dörfer und kleine Gebüsche den irdenden Blick zurechtweisen, bis am Saume des Horizonts der röthlichgraue Duft der *Dder* dem weitem Vordringen desselben ein Ende macht. In Süden endlich öffnet sich ein von einem Schwarzwalde geschlossenes Thal, in welches der Pfad einlenkt, um dort die heiße Stirn des Wanderers zu kühlen. Süß ruht es sich hier in dem Schatten einer siskernden Zitterpappel auf weiches Moos und duftenden Luendel hingestreckt, besonders wenn im Frühlinge die Sängler des Thals ihre kunstlosen Lieder anstimmen, in welche aus dem nahen Walde die Amsel in tiefem Tönen und der selbstgefällige Kuckuk mit seinem dichotonischen Liede einfallen, und das durch Weiden- und Ertenwurzeln rieselnde Bächlein dazwischen murmelt! Sind auch die in diesem Thale wachsenden Pflanzen nur die gewöhnlichen, so erweckt ihr Wiedersehen in dem einsamen Waller doch angenehme Empfindungen, um so mehr, als die Höhe bei *Uebel* kahl und blumenarm war. In dem, den Saum des Waldes einfassenden Buschwachtelweizen scheint man das Streben wahrzunehmen, die Kleinheit und Schmucklosigkeit seiner Blumen durch das farbige Nebenblatt heben zu wollen; allein wenn man es vermag, in das Innere dieser Pflanzen zu dringen, so wird man sich bald überzeugen, daß es die alles verschönernde Liebe ist, welche die Bracteen dieser Pflanzen bläuet und röthet. Angenehm ward ich hier von einigen Exemplaren des *Trifolium spadicum* überrascht, weil ich diese Akeart nur im höhern Gebirge zu sehen gewohnt war. Das behaarte *Hieracium sabaudum* grüht mit freudlichem Ernste aus finstern Gebüschen seinen schönern Verwandten *H. umbellatum*, der auf der nahen Wiese schlanken Wuchses steht. Mehr als dem Botaniker wird sich dem Ornithologen und Entomologen in diesem Thale darbieten.

Wie sich der Wald öffnet, so schlängelt sich der Weg durch Fruchtfelder, an denen sich zur Linken der Wald in einer schönen Wellenlinie fortzieht, in der bejahrte Birken ihre schlaffen Zweige gleich der *Salix habilonica* melancholisch zur Erde herabsinken, als wollten sie die in ihrer Nähe stehenden Eichen betrauern, die in diesem Boden nur kümmerlich fortkommen. Bald lenkt der Weg über phosphorsaurer Wiesen dem Dorfe *Kleinherlig* vorbei, durch welches die Straße von *Troppau* nach *Freudenthal* läuft, und dessen Bewohner den Erdäpfelbau sehr stark betreiben. Flora erscheint auch hier nur im gewöhnlichen Hauskleide. An den aus Grauwackengestein aufgeführten Gartenmauern wächst *Athyrium fragile* und *Asplenium Ruta muraria* sehr häufig. Auf der Anhöhe hinter diesem Dorfe, über welche der Weg gelegt ist, erweitert sich der früher beschränkt gewesene Horizont wieder und gewährt eine nicht uninteressante Aussicht. Zur Linken ragt über das durch dunkle Föhren schattirte falbe Grün der Lerchenbäume das schöne Schloß des Grafen *Eugen von Wrbona* hervor, und in Südosten sieht man das lebendige Spiel zweier Windmühlen. Zur Rechten laufen mehrere mit Waldungen bekränzte Anhöhen fort, über welche der *Raudenberg*, der *Barometer* des hiesigen Landmanns, herüber sieht. Gegen Südflüost scheint täuschend sich eine Ebene bis zu den Bergwäldern von *Dorfeschen*, *Dehlhütten* und *Gräz* fortzuziehen, auf welcher man das slavische Dorf *Glo mniß* erblickt; allein, wie gesagt, diese Ebene ist nur scheinbar; denn sie wird von mehreren versteckten Thälern durchzogen. Am Fuße dieser Anhöhe liegt das Dörfchen *Koschen dorf*, bei welchem der Pfad seitwärts vorbeiläuft, ohne daß man hier, außer der etwas selten gewordenen *Esche* und der hier ziemlich gemeinen *Phalaena Hebe*, etwas zu bemerken fände.

Doch nun fängt Alles an für mich Interesse zu bekommen; denn ich stehe auf helmischem Boden. Zwar entzieht ein Grauwackengebirge, an dem der Pfad allmählig hinansteigt, die Heimath selbst noch meinen Blicken; allein mit jedem Schritte vorwärts erinnern mich neue Gegenstände an die glücklichen Tage meiner Jugend. Endlich ragt aus dem von Grauwackenfelsen eng zusammengezogenen Thale die im J. 1789 vollendete Kirche hervor, an die sich mit jedem Schritt ein Häuschen nach dem andern reihet, bis endlich auch die von röthlich blühenden Apfelbäumen beschattete Wohnung meiner Lieben mir freundlich entgegen steht. Einst hat ein Schloß auf dem nämlichen Hügel gestanden, auf welchem jetzt Kirche und Localie stehen. In die erstere gelangt man auf Stufen von Basalttuff, und die in dieselbe führenden, dem Thal entlang angelegten beiden Wege sind mit schlanken Pyramidenpappeln bepflanzt, die, da die Kirche im einfaches Styl erbaut ist, die Colonnade derselben vertreten müssen. Dieses Dorf scheint erst nach dem *Vandalismus* der *Mongolen*, durch welche das Dorf *Dürstendorf* zerstört wurde, dessen Name aber noch durch eine nach ihm benannte gräßlich = *Wrbona'sche* Meierei fortgepflanzt

ntrod, erbaut worden zu seyn. Auch hierher hatte sich die Lehre Luthers verbreitet, die aber im J. 1626 der unversälfchten Lehre der christkatholischen Religion wieder weichen mußte. — Das Thal, in welchem Freyherrmersdorf liegt, gehört unter die größern des Gesenkes; denn es läuft unter mancherlei Wendungen von Seitendorf bis unterhalb Ottendorf, wo es sich mit dem Mohrathale vereinigt, gegen drei geographische Meilen fort. Unterhalb des Dorfes gewährt es eine vorzüglich schöne Ansicht. Gegen Nordosten bildet ein Grauwackengebirgszug einen hohen Damm, der von mancherlei Sträuchern und Pflanzen bekleidet ist; gegen Süden und Südwesten ziehen sich kleine Gebüsche, an welchen das mit Stachelbeers- und Hliederhecken bekränzte Thalwasser vorbei rieselt; die Thalfäche selbst ist mit dem üppigen Grün der Wiesen geschmückt. Besteigt man den nordöstlichen Thaldamm, so kann man von diesem aus das ganze, unter hohen Pappeln und schattigen Linden versteckte Dorf übersehen. In der Entfernung von einer Viertelstunde Weges lehnt sich im nämlichen Thale an den mit Wald bewachsenen Franzberg das Dorf Seitendorf, welches in den ersten Morgenstunden einen herrlichen Anblick gewährt. Ueber die gegen Westen ausgebreiteten Wadungen ragen die Flügel der Benscher Windmühle herüber, in Südwesten liegt, von Feldern und Lerchenbaumwald umgeben, die oben erwähnte Dürstendorfer Meierei, und der Raubenberg erhebt sich oft umnebeltes Haupt über die ganze Gegend. In diesem schönen Thale war es, wo ich in meiner Jugend der fröhlichen und glücklichen Stunden so viele verlebt, und wo ich nachmals den außer englischen Pflanzungen bei uns sonst nirgends wird gesehenen *Berberis vulgaris* und die *Rosa pyrenaica* entdeckt habe. Hier ist auch der schroffe Grauwackenselsen, an welchem ich unter *Arundo epigejos*, *Asplenium Trichomanes*, septentrionale, *Adiantum nigrum* die schöne *Melica ciliata* auffand. Außerordentlich häufig ist auf den Wiesen dieses Thales *Trifolium filiforme*, doch die bei Dehlhütten und auf den Ruinen bei Eulenberg, wie Sie wissen, so gemeine *Aquilegia vulgaris* sah ich hier nur ein einziges Mal. Nicht bald ist mir an irgend einem Orte *Digitalis ambigua* so häufig vorgekommen, als an dem oben gedachten Gebirgsdamme. Diese Pflanze mit der sparsam vertheilten *Malva Alcea*, der reichlich zugegebenen *Campanula persicifolia*, *Lychnis viscaria*, *Coronilla varia* und *Origanum vulgare* hat einen schönen Teppich über diesen Felsen gebreitet. Besonders reich ist dieses Thal an Glossaten und Eleutheraten, wie ich mich in den langen Schulferien des Jahres 1809 überzeugt habe. Damals sah ich die schöne Raupe der *Phalaena Carpini* häufig auf der hier sehr gemeinen *Genista tinctoria*, was mich befremdete, da diese Pflanze unter denen die Raupe nähernden Gewächsen nicht aufgezählt war. *Phalaena Dominiola*, *Caja*, *Fraxini*, *Nupta*, *Dromedarius* etc., *Papilio Briseis*, *Hermione*, *Populi*, *Iris*, *Ilia* etc., viele Dämmerungsfalter und eine Menge von Käfern, als z. B. Ca-

rabus intricatus, *brunneus* Megerle, *Cotellii* M., *picipennis* M., *viridis* M., *interpunctatus* M., *foveolatus* M. etc. etc. bieten sich hier dem Sammler zum Fange dar.

Etwa eine Viertelstunde Weges unterhalb Freyherrmersdorf kömmt von Südwesten ein anderes enges Thal hergelaufen, dessen Name, *Beckseifen*, mich auf die Vermuthung brachte, es müsse hier in frühern Zeiten in Eisfengebirgen Bergbau getrieben worden seyn, wovon ich aber keine Spuren entdecken konnte. Selbst das in der Nähe befindliche aufgeschwemmte Gebirge wollte meine Vermuthung nicht bestätigen; denn außer wenigem Eisensand konnte ich kein anderes Erz in demselben entdecken, wohl aber Granit mit fleischrothem Feldspath, Quarz, abgerollten Bergkrysal, Feuerstein, Hornblendeschiefer und lydischen Stein. In botanischer Hinsicht enthält dieses Seitenthal nichts Merkwürdiges, außer daß die eben schon genannte *Rosa pyrenaica* nochmals vorkommt. Allein verfolgt man es so weit, bis es sich erweitert, so erscheint auf einer Wiese die bei uns überall nur sparsam zu entdeckende *Iris sibirica*, und in einem daran stößenden Lerchenbaumwäldchen *Epipactis ensifolia*. Hier verläuft endlich das Thal mit den fruchtbaren Gründen der Meierei Dürstendorf, unterhalb welcher zahlreiche Quarzblöcke dem Geoasten die Frage zur Beantwortung vorlegen, ob wohl dieselben durch Fluthen hierhergeschwemmt oder durch ein Spiel chemischer Kräfte aus der Universalosolution an Ort und Stelle niedergegelaufen worden seyen? Unweit diesen Quarzblöcken empfängt ein neues, mit den Beckseifen parallel laufendes Thal, in dem vor langen Jahren das von den Mongolen zerstörte Dürstendorf gestanden hat, den Wanderer. Knorrige Eichen stehen igt auf dem dürrn Hügel, von dem sich einst die Kirche erhoben hat, und eine runde Vertiefung erinnert noch an einen alten Brunnen, der erst vor einigen Jahren verschüttet worden ist. Dieses Thal ist ziemlich reich an Insekten; unter andern fing ich hier den Blumentäfer *Cetonia hirtella*, den ich in Schlesiens sonst noch nirgends sah. Auch befindet sich hier ein kohlensaures Mineralwasser, welches sich aber mit dem Andreasdorfer und Carlsbrunner nicht messen kann. Der unweit davon liegende Grauwackenschieferbruch versteht schon seit langen Zeiten die Gegend mit Dach- und Tafelschiefer. Bei diesem Steinbruche ward ich von einem merkwürdigen Naturspiele überrascht; eine von einer Anhöhe schief herabgewachsene Birke ist mit einer in der Nähe derselben stehenden Fichte und dann nochmals mit einem Lerchenbaume innigt verwachsen. Der Raum zwischen beiden Thälern ist größtentheils mit Langelhölzern bewachsen, unter welchen man im J. 1805 bei dem Streurechen *Tuber album* sehr häufig im Moos entdeckte. Fast in der Mitte dieses Waldes befindet sich ein von Bäumen entblößter und mit *Aira cespitosa* bekleideter Platz, der sogenannte *Herzplan*, der in der Geschichte von Freyherrmersdorf merkwürdig bleiben wird. Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen die Veranlassung zu dieser Benennung mitzutheilen. (Die Fortsetzung folgt.)



Hesperus.
Encyclopädische Zeitschrift

gebildete Leser.

Herausgegeben

von
Christian Carl Andre.

XXX. Band. III. Heft,
(oder das 9te Heft des 13ten Abonnements). *)

Nr. 18 — 22. Beilage Nr. 3. — 8.

Prag 1821,

J. G. Calve'sche Buchhandlung.

*) Jedes Abonnement besteht aus 2 Bänden, jeder von 6 Heften, und kostet im Inlande 25 fl. W. W., im Auslande 7 Thlr. schf. Bei dem k. k. Oberpostamt in Prag pränumerirt man nur immer auf ein halbes Abonnement oder Einen Band mit 16 fl. 30 kr. W. W. inclusive der postfreien Zusendung innershalb der k. k. Erblande.

I n h a l t

des Hesperus XXX. Band. III. Heft.

	Seite
I. Vaterlandskunde.	
1. Ethnographische Mittheilungen. Von Hrn. v. Csaplovics. (Fortf.)	137
2. Janosik und Surower, zwei berühmte Räuberhauptleute in Ungarn. Von Demf.	141
3. Naturhistorische Wanderungen in den Jägerndorfer u. heimathlichen Gegenden etc. von Kofchagky. (Fortf.)	146, 156
4. Ueber die Hochzeitgebräuche einiger Sipserrenten an den Ufern der Popper. (Fortf. von Nr. 29. XXX.)	169
5. Sebastesky Belo. Von Hrn. v. Csaplovics.	175
II. Auswärtige Geographie u. Statistik.	
1. Interessante kurze Notizen.	144, 152
2. Bewunderungswürdige Ueberbleibsel des alten Theben in Egypten. Beil. Nr. 3.	9
3. Zugabe zum Stilleben. Reise - Notizen. Von Valentinus. Beil. Nr. 8.	46
4. Die so merkwürdige Insel Balhern. Eb.	50
III. Staatswissenschaft.	
1. Das Ueberhandnehmen des Branntweintrinkens, eine Ursache der Volksverwilderung.	145
2. Begriff der Staatskunde. Von Carlo. Beil. Nr. 7.	40
3. Intestat. Erbseft. Vorzug der Oesterreichischen Gesetzgebung. Eb.	42
IV. Leben und Gesundheit.	
Eau de la pierre. Mittel gegen das Wundliegen der Kranken.	151
V. Philosophie.	
1. Eine Parallele zwischen alter und neuer Literatur und Kunst. Von P.	153
2. Bemerkungen von Ed. Stern. Beil. Nr. 7 und 8.	42, 46
VI. Geschichte, Biographie.	
1. Festsuchen in Böhmen. Von Welleba. Beil. Nr. 3.	15
2. Das letzte Wiederaufleben der Tarischen Reichspost, oder Verwaltung des Postwesens am Niederrhein, nach Vertreibung der Franzosen. Von Reigebauer. Beil. Nr. 7.	37
3. Aneboten von Dr. Engelbert Kämpfer. Eb.	39
VII. Naturkunde.	
1. Kurze mineralogische Notizen. Beil. Nr. 3.	16
2. Hansen über den Magnetismus der Erde. Beil. Nr. 4.	22
3. Ein Wort über den Himmel. Eb.	24
4. Fünftes Verzeichniß meiner Mineralien. Beil. Nr. 5.	25
VIII. Dichterschule.	
1. Die Gründung der Kapelle bei Brigittenau bei Wien. Von Petter. Beilage Nr. 6.	20
2. Beronika von Dessenig. Von demf. Eb.	—
3. Ungarische Lieder. Von Peschel. Eb.	31
4. Epigramme. Von Schmidt. Eb.	33
5. detto. Von Mattig. Eb.	36
6. a) In Stella. b) In Selma. Von Pajal. Eb.	35, 36
7. Das Vater Unser paraphrasirt v. Knapok. Eb.	35
8. c) Mein Wunsch, d) Epigramme von Fr. v. Stöckhaya. Eb.	35
IX. Debatten und Verichtigungen.	
1. Köblers und Sakas Urtheile über den Werth der 100 magyarischen Sonette von St. Köstnyl etc.	142
2. Bergwerksverwaltung durch Staats- oder Privatbeamte.	161
3. Geschichte der Kirche zu Maria Stiegen in Wien. Von G. Beil. Nr. 4.	17
X. Correspondenz und Neuigkeiten.	
1. Wien: Wasserensch. Beil. Nr. 3.	15
2. Baden bei Wien: Veränderungen in Baden.	162
3. Prag: Prof. BlasPs Versuch einer allgemeinen Darstellung der Naturbeschaffenheit Böhmens.	—
4. Berlin und seine merkwürdigen Umgebungen.	176
XI. Currentia.	
30. Sept. 1. Dft.	162

Nachricht von C. B. Schiefer.

In der Verlagsbandlung dieser Zeitschrift ist auch in Kommission zu haben;

COURS THÉORIQUE ET PRATIQUE DE LANGUE FRANÇAISE.

à l'usage des Allemands,

oder theoretisch = praktischer Cursus zur Erlernung der französischen Sprache

nach der Grammaire des grammaires par Ch. P. Girault-Duvivier, nach dem Cours de langue française et de langue latine par P. A. Lemaire, nach dem Dictionnaire de l'Académie française, nach dem Dictionnaire raisonné des difficultés grammaticales et littéraires de la langue française par M. Boiste, nach dem Dictionnaire française de la langue oratoire et poétique par J. Planche und nach den besten französischen Schriftstellern zum Gebrauch für Deutsche bei dem öffentlichen und Privat-Unterricht, sowohl für Anfänger als auch für solche, welche schon Fortschritte in der französischen Sprache gemacht haben, bearbeitet

von Ferdinand Leopold Kammstein,

2 Bände in 6 Heften. gr. 8. Prag 1820-1821. Preis 6 fl. 24 kr. Conv.-Münze.

Der Inhalt des Werkes und die gute Auswahl der Originale, die zu dessen Bearbeitung dienten, nebst der zweckmäßigen, obchon von der gewöhnlichen Methode etwas abweichenden Anordnung der Lehrgegenstände, wird die Sprachlehrer überzeugen, daß dieses Lehrbuch nicht nur allein das vollständigste, sondern auch das dem Geiste der französischen Sprache getreueste unter allen bisher in Deutschland erschienenen Lehrbüchern seye. Diese ersten zwei Bände enthalten folgende Gegenstände:

Ersten Bandes erste Abtheilung.

Epigraphe. Que de gens sauraient le français s'il était ou de tous ceux qui le parlent!

1. Von der Sprachlehre überhaupt. — 2. Von den Worten, als Lerne für die gesprochene Sprache betrachtet. — 3. Von dem Alphabet. — 4. Von den reinen und einfachen Selbstlautern. — 5. Von den Nasenlautern. — 6. Von den Mittlautern. — 7. Von den Doppellautern. — 8. Von den Nasen-Doppellautern. — 9. Abwandlung der Hülfzeitwörter, bejahende Form. — 10. Besondere Bemerkungen über die Aussprache der Selbst- und Doppellauter. — 11. und 12. Abgebrochene Redensarten zur Uebung in der Aussprache der Selbst- und Nasenlauter. — 13. Hülfzeitwörter, verneinende Form. — 14. und 15. Aussprache der Mittlauter h bis k. — 16. Hülfzeitwörter fragende Form. — 17. Fortsetzung der besondern Regeln über die Aussprache der Mittlauter. — 18. Abgebrochene Redensarten zur Uebung in der Aussprache der Mittlauter j bis z.

Ersten Bandes zweite Abtheilung.

Epigraphe. Le bon usage est le premier maître de langue.

19. Abwandlung der Hülfzeitwörter, in Verbindung mit den persönlichen und beziehenden Fürwörtern, nebst mündlichen und schriftlichen Uebungen. — 20. Abwandlung der unpersönlichen oder einpersönlichen Zeitwörter avoir und être, nebst mündlichen und schriftlichen Uebungsstücken. — 21. Abwandlung des einpersönlichen Zeitwortes y avoir mit der Beziehungsartikel en. — 22. Abwandlung und Anwendung der Hülfzeitwörter in verschiedenem Sinne. — 23. Von der Verbindung des End- Mittlauter mit den folgenden Selbstlautern bei der Aussprache. — 24. Abwandlung und Anwendung des Zeitwortes parler. — 25. Von den Zeichen der Rechtschreibung (accents, apostrophe, tiret, tréma, ou diérèse, cédille, parenthèse). — 26. Abwandlung und Anwendung des einpersönlichen Zeitwortes falloir. — 27. Von dem Gebrauche der großen Anfangsbuchstaben. — 28. und 29. Abwandlung und Gebrauch der Zeitwörter dire, lire und écrire. — 30. Von der Interpunktion oder Schriftschöpfung (virgule, point virgule, deux points, point, point interrogatif, point exclamatif ou admiratif, point suspensifs, trait de séparation, guillemets, alinéa).

Ersten Bandes dritte Abtheilung.

Epigraphe. Le premier livre d'une nation est le dictionnaire de sa langue.

31. und 32. Abwandlung der Zeitwörter commencer und prononcer, bâtir und finir, nebst mehreren andern auf ausgehenden Zeitwörtern, und deren Anwendung. — 33. Besondere Beobachtungen über einige Selbstlauter, in französischer Sprache. — 34. Abwandlung und Anwendung der Zeitwörter faire und taire, faire faire und faire taire, se taire, se faire faire, und laisser faire. — 35. Beobachtungen über Nasenlaute, französisch. — 36. Behandlung und Gebrauch der auf oir ausgehenden Zeitwörter. — 37. Beobachtungen über die Doppellauter französisch. — 38. Anwendung der Zeitwörter acheter und vendre, écouter und entendre. — 39. Beobachtungen über die Mittlauter, französisch. — 40. Aussprache der Zahlwörter. — 41. Erste Sammlung der notwendigsten Bedeutungen im gesellschaft-

lichen Umgang. — 42 und 43. Abwandlung und Anwendung der Zeitwörter boire et manger, porter und se porter — 44. Höflichkeitsformeln. — 45. Proibie (accent. et quantité, Ton und Sylbenmaß).

Zweiten Bandes erste Abtheilung.

Epigraphe. Aucune langue ne s'apprend jamais et ne peut jamais s'apprendre par les règles.

46. Von den Worten als Mittel betrachtet, an ihre Gedanken in der gesprochenen und geschriebenen Sprache darzustellen. — 47. Abwandlung und Anwendung der Zeitwörter aller et venir nebst ihren Abgeleiteten. — 48. Von dem Hauptworte. — 49. Von dem eigenen Rahmen. — 50 und 51. Abwandlung und Anwendung der Zeitwörter partir, arriver, passer, voyager etc. in Verbindung mit dem eigenen Rahmen. — 52. Abwandlung und Anwendung der Zeitwörter savoir und pouvoir. — 53. Von dem Geschlechte der Hauptwörter. — 54. Zeitwörter servir et vouloir. — 55. Französisch-männliche Wort-Gattungen oder Wortendungen (Désinences françaises masculines). — 56. Zeitwörter couvrir, souffrir, ouvrir, offrir etc.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung.

Epigraphe. Les cas, adinis avec raison dans le grec et dans le latin, sont désavoués par le génie de la langue française.

57. Französisch-weibliche Wort-Gattungen (Désinences françaises féminines). — 58. Abwandlung und Anwendung des Zeitwortes mettre. — 59. Von der Zahl der Hauptwörter. — 60. Zeitwörter conduire, traduire etc. — 61. Von der Bildung der Mehrzahl der Hauptwörter. — 62. Von den zusammengesetzten Hauptwörtern. — 63. Uebungen über alle Arten von Hauptwörtern. — 64. Von dem Artikel oder Geschlechtsworte Uebereinstimmung des Geschlechtswortes mit dem Hauptworte. Wiederholung des Geschlechtswortes Stelle und Anwendung des Geschlechtswortes. — 65. Uebungen über die Anwendung und Weglassung des Artikels. — 66. Zeitwörter rendre und prononcer etc. — 67. Von der Art die Sprachen zu lehren und zu lernen.

Zweiten Bandes dritte Abtheilung.

Epigraphe. L'art d'écrire est plus étendu que ne le pensent la plupart des hommes, la plupart même de ceux qui font des livres.

68. Von dem Beiworte. — 69. Von dem Geschlechte der Beiwörter. — 70. Abwandlung und Anwendung der Beiwörter sentir und dormir mit ihren Abgeleiteten. — 71. Von der Zahl der Beiwörter. — 72. Zeitwörter croire et connaître. — 73. Von den Bedeutungs- und Vergleichungs-Graden der Beiwörter. — 74. Von den Beiwörtern, betrachtet in ihren Verhältnissen mit den andern Kennwörtern, z. B. von der Uebereinstimmung der Beiwörter mit dem Geschlechte, und Hauptwörtern; von der Stelle und dem Régime der Beiwörter. — 75. Zeitwörter plaire und plaindre. — 77. Zahl-Beiwörter und Zahl-Hauptwörter. — 78. Von den Beinamen (épithètes). Von dem Gebrauche der Beinamen. Von der Wahl und Eigenheit der Beinamen; von dem Reichtum der Beinamen; von den wohlklingenden Beinamen; von den schwankenden, unzeitlichen und unbedeutenden Beinamen. — 79. Zweite Sammlung der wichtigsten Bedeutungen im gesellschaftlichen Leben; von den Wissenschaften, Künsten und Gewerben; von dem Ritterorden u. s. w.; Mannigfaltigkeiten.

Durch diesen Cours de langue wird die Nützlichkeit aller Theorien, welche der französischen Sprache Casus und Declinationen aufbringen wollen, gründlich und fest bewiesen. Ueberhaupt werden die unparteyischen und vorurtheilfreyen Sprachkennner bei dem jedesmaligen Erscheinen einer neuen Section dieses Lehrbuches sich von dessen echt französischer Diction, die man nur durch Benutzung der besten Originalwerke classischer Autoren, und durch den Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Franzosen sich eigen machen kann, zu ihrer Zufriedenheit überzeugen.

Anfang d. Jahres 1822 wird erscheinen, der erste Band des

Cours der französisch-classischen Literatur

COURS DE LITTÉRATURE FRANÇAISE,

ou Recueil, en prose et en vers, des plus beaux morceaux de la littérature française des deux derniers siècles, ouvrage classique à l'usage de tous les établissements d'instruction, publics et particuliers, de l'un et de l'autre sexe, par M. M. Noël et de la Placé, d'après la neuvième édition originale, deux volumes gr. 8. prix six kreutzers argent de convention pour la feuille de seize pages.

Dieses Werk, als Fortsetzung des Cours théorique et pratique de langue française, bildet in Verbindung mit dem Manuel épistolaire ein Lehrgebäude der französischen Sprache, das sowohl an innerem Werthe als auch an Umfang und Vollständigkeit seines Gleichen in Deutschland nicht haben dürfte, und jedem Liebhaber der Sprache willkommen seyn wird. Nach dessen Vollendung soll der Druck der besten französischen Theaterstücke mit gegenüber stehender deutscher Uebersetzung, so wie einiger classischen deutschen Theaterstücke mit gegenüber stehender französischer Uebersetzung beginnen, und man das Publikum sich für diesen Zweig der Literatur interessieren will, mit der Herausgabe der besten Stücke in beiden Sprachen fortgesetzt werden.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 18. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im Oktober 1821.)

I. 26.

Waterlandskunde.

Ethnographische Miscellen *).

Von Hrn. von Esaplovics.

(Fortsetzung von Nr. 2. XXVIII. B.)

Klassifikation der königl. freien Städte, Märkte und größern Ortschaften in Ungarn, nach der Einwohnerzahl derselben.

Etwas Aehnliches wollte Jemand (ein gewisser Bispingen) in den Waterländischen Blättern 1810. Nr. 23. 24. 25 liefern; aber sein Aufsatz verräth, wenigstens in so weit er das Königreich Ungarn betrifft, zu wenig geographische Kenntnisse. — Er ließ sechs königl. Freistädte: Nagy-Bánya, Libeth-Bánya, Kaproncza, Altsohl, Ruszt und Kreuzgang, dagegen schaltete er viele unbedeutende Märkte ein, und die Einwohnerzahlen sind ohne alle Kritik angeführt. Ich bemühte mich, das nachfolgende Kataster besser auszuarbeiten. Als Quellen dienten mir dazu nicht nur meine eigenen Vormerkungen aus verschiedenen

Schriften, sondern auch die bischöflichen Schematismen von den Jahren 1818 bis 1820, und die neueste Volksconscription vom J. 1818. Die Varianten sind überall vorgemerkt. Man vergesse nicht, daß die Volksconscription nur die Unadeligen, die Schematismen aber auch den Adel mitbegriffen. Und dennoch fand ich bei einigen Städten die Einwohnerzahlen in den Schematismen geringer angegeben, als in der Conscription. Ein Beweis, daß irgendwo ein Fehler stecken müsse. Dies ist der Fall bei Mariatherefiopel, Bombor, Neusohl, Kremnitz, Breznobánya, Mordra, Krutschau, Kopminiz, und Libethen. Was Neusohl, Kremnitz und Breznobánya anbelangt, darüber kann ich selbst die Auskunft geben, daß nämlich in der Conscription auch die auf den städtischen Terrainen befindlichen Ortschaften, deren es im Gebiete der Stadt Neusohl 25, der Stadt Breznobánya 18; und von Kremnitz 9 gibt, mitbegriffen sind. — Werseß ist noch nicht als königl. Freistadt conscribirt. —

Überall, wo ein Sternchen steht, vermute man ein von mir besonders erhobenes Datum.

a) Königliche Freistädte.

I. Klasse von 30000 bis 50000 und darüber.

1. Pesth nach den bischöf. Schematismen	46227	nach der Conscription	37317
(nach Scham's Beschreibung 1819. Einheimische)	47188	und alles zusammen	58626
2. Debreczin (nach dem Großwardeiner griechischkath. Schem. 1820).	39717	nach der Conscription	24706
3. Preßburg (nach Schemat. 1819)	35055	—	21146
4. Szegedin	30153	—	27295
5. Mariatherefiopel hat etwa	30100	Schem. 28022. Conf.	30015

* Ich war Willens, ein eigenes ethnographisches Werk über mein Waterland herauszugeben. Aber alle Welt weiß es, wie wenig die jetzigen Zeitumstände auch den wohlgemeintesten literarischen Arbeiten zulassen. Darum streute ich meine Vorarbeiten in Flugschriften aus, damit sie nicht unbenützt verschimmeln.

Anmerk. des Verfassers.

II. Klasse 20 bis 30000 Einwohner.

6. Ofen, mit 2900 Häusern, nach dem Schem. 25560 nach der Conscription 23931.

III. Klasse 10 bis 20000 Einwohner.

7. Bombor (hat * 18776) nach dem Schem.	15102	—	—	18145.
8. Stuhlweissenburg n. d. Schem.	18691	—	—	13101.
9. 10. Schemnik sammt Bela, n. d. Schem.	13579	(* 17000)	Consf.	12628.
11. Neusäß (2507 Häuser) — —	16663	nach der	Conscription	16400.
12. Werseß nach dem Schem. 12401	(*16200)	—	—	—
13. Raab 1711 Häuser, nach Tudom. Gyüjt. 1820 April	16118,	Schem. 13698	Consf.	10561.
14. Temesvár nach dem Schem.	12665	—	—	11628.
15. Debenburg — —	11969	nach der	Conscription	11017.
16. Kaschau — —	11961	—	—	7963.
17. Szathmár = Nemeth hat	11200	—	—	9821.
18. Bran (Strigonium) n. d. Schem.	9177	(* 10725)	Conscripct.	5679.
19. Fünfkirchen — —	10323	—	—	9778.

IV. Klasse 5 bis 10000 Einwohner.

20. Szejt nach dem Schem.	9242	nach der	Conscription	9040.
21. Komorn (Sch. sammt Dufften)	17781	n. d. C.	8584 (kann 9000 haben.)	
22. Ugram nach dem Schem.	8175	nach der	Conscription	3158.
23. Warasdin — —	7797	—	—	4897.
24. Eperies (*7430) n. d. Schem.	7034	—	—	6025.
25. Szakolcza (nach Hesperus 1819)	7123	n. Sch.	5581 Consf.	5520.
26. Tyrnau n. d. Schematismus	6787	—	—	5124.
27. Neusohl — —	4322	(richtiger etwa 6000)	C.	9166.
28. Slinz — —	5962	—	—	4576.
29. Kremnik — —	5484	—	—	8776.

V. Klasse 2 bis 5000 Einwohner.

30. Eisenstadt nach dem Schem. 4540. (Waterl. Blätt. 1816	4670)	nach der	Conscription	2624.
31. Modra — — 3889. (Hesp. 1819	4618)	—	—	4349.
32. Nagy = Bánya hat	4600	—	—	3381.
33. Pöfing hat nach dem Schem.	4533	—	—	3694.
34. Leutschau — —	4060	(*4445)	—	4336.
35. Wartfeld — —	4332	sammt Bad	—	4201.
36. Käsmarkt — —	3725	(richtig. über 4000)	C.	3461.
37. Uj = Bánya (Königsberg) nach dem Schem.	3717	nach der	Conscription	3607.
38. Brezno = Bánya n. d. Schem.	3472	—	—	7135.
39. Karpfen — —	3360	—	—	2526.
40. Kopreinitz (Kaproncza) hat	3200	Schem. 2749.	Consf.	3112.
41. St. Georgen nach dem Schem.	2974	—	—	2345.
42. Sibiniam (Szeben) — —	2929	—	—	2229.
43. Trenchin — —	2811	—	—	1980.
44. Kreuz (Körös) — —	2749	—	—	1453.

45. Alföld hat nach dem Schem.	:	2740 nach der Conscription	1451.
46. Baka = Bányá (Pakarz)	—	2417 — —	2313.
47. Poséga	—	2183 — —	2007.

VI. Klasse von 1 bis 2000 Einwohner.

48. Libeth = Bányá hat	1530 Schem.	1415. Consf.	1495.
49. Kuszt nach dem Schem.	1139 — —		974.

b) M ä r k t e.

I. Klasse bis 31000 Einwohner.

- 1. Kecskemét bei 31339.
- 2. Holtmező = Bádárhely 25286*
- 3. Miskolcz bei 21393.

II. Klasse 10 bis 20000.

- 4. Erlau bei 17382.
- 5. Großwardein — 15510.
- 6. Szentes — 15795*
- 7. Makó — 15159.
- 8. Békés — 14804.
- 9. Mező = Tur (1820) 13947*
- 10. Nagy = Körös — 13621*
- 11. Tász = Berény — 13591.
- 12. Pápa — 13537.
- 13. Bözörmény — 13354.
- 14. Fegyverhár — 13299*
- 15. Cegléd — 13292*
- 16. Benta — 13024.
- 17. Nyíregyház — 13000.
- 18. Gyöngyös — 12246.
- 19. Szoboszló — 12113.
- 20. Szarvas — 11730.
- 21. Baja — 11133.
- 22. N. Sz. Miskolc — 11083.
- 23. Gyula — 11080.
- 24. Galás — 11075*
- 25. Kardöszög = Uj = Szálás bei 11054.

- 26. N. Kifinda — 10449.
- 27. Csongrád — 10195*
- 28. Balken — 10106*

III. Klasse 5 bis 10000.

- 29. N. Becskerek bei 9779.
- 30. Mijawa (Hesp.) — 9238.
- 31. Zemlin — 9100.
- 32. Szolnok — 9108*
- 33. Beszprím — 8928.
- 34. Tata — 8739.
- 35. Török Sz. Miskolc 8513.
- 36. N. Kanisza — 8472.
- 37. D = Becse — 8330.
- 38. Kis = Körös etwa — 8000.
- 39. N. Károly etwa — 8000.
- 40. Fülbár — 7787.
- 41. Mohács — 7681.
- 42. Kalocsa — 7405.
- 43. D = Kanisza — 7359.
- 44. Nánás — 7354.
- 45. Alt Ofen — 7285.
- 46. N. Abony — 7089*
- 47. Szekszárd — 6918.
- 48. Temerin — 6853.
- 49. Paks — 6666.
- 50. Turkeva — 6497.
- 51. Tász = Apáthi — 6531.
- 52. Krokószállás — 6415.
- 53. Dettva — 6333.

- 54. Keszthely bei 6280.
- 55. Kunhegyes — 6185.
- 56. Ruma — 6171.
- 57. Lugos — 6146.
- 58. Bezdan — 6119.
- 59. Brezova — 6000.
- 60. Duna = Becse — 5960.
- 61. Solt — 5904.
- 62. Nádudvar — 5892.
- 63. Ersek = Ujvár — 5853.
- 64. Mező = Kövesd — 5645.
- 65. Nyitra — 5315.
- 66. Moor — 5305.
- 67. Carlowitz — 5247.
- 68. Szomolnok etwa — 5242.
- 69. Derecke — 5173.
- 70. Arad — 5071.
- 71. D = Tura (Hesp.) — 5040.
- 72. Rosenau (Kosnyó) etwa 5000.

IV. Klasse unter 5000.

- 73. Lippa bei 4796.
- 74. Bág = Ujhely — 4655.
- 75. Munkács etwa — 4500.
- 76. Kun = szent = Miskolc 4302.
- 77. Balassa Gyarmath 4265.
- 78. N. Kálló — 4199.
- 79. Stein am Anger — 3780.

c) D ö r f e r.

- 1. Csaba bei 17850.
- 2. Nagylak — 9777.
- 3. Mező = Berény — 9611.
- 4. Drosbáz — 8680.
- 5. Madarás — 7443.

- 6. Kis = Uj = Szállás bei 6761.
- 7. Csandb — 6737.
- 8. Sz. Tamás — 6527.
- 9. N. Kába — 5979.
- 10. Palánka — 5974.

- 11. Tóth = Komlos bei 5454.
- 12. Monor — 5443.
- 13. Kun = szent = Márton — 5279.

Anmerkungen.

Die königl. Freistädte bieten uns in Hinsicht der Populationsvermehrung eine eigene Ansicht dar.

In dem Zeitraum 1787 — 1805 vermehrte sich die Volkszahl der Städte, und zwar:

1. Neusatz so, daß sie einer Verdopplung in	37 Jahren
2. Pesth	75 —
3. Szegedin	96 —
4. Szathmár	99 —
5. Zombor	146 —
6. Temesvár	162 —
7. M. Theresiopel	312 —

darnach fähig wären.

In den folgenden 13 Jahren, 1805 — 1818, war der Zuwachs ganz anders beschaffen; wonach zu urtheilen die folgenden Städte ihre Bevölkerung verdoppeln könnten, und zwar:

1. Pesth in	30 Jahren.
2. M. Theresiopel =	33 —
3. Neusatz . . . =	55 —
4. Zombor . . . =	61 —
5. Temesvár . . =	117 —
6. Szegedin . . =	170 —
7. Ofen . . . =	181 —
8. Szegedin nahm ab.	

Im Durchschnitt vom J. 1787 bis 1818 ist die Verdopplungsmöglichkeit folgende:

1. Bei Neusatz . . . in	36 Jahren.
2. — Pesth . . . =	39 —
3. — M. Theresiopel =	63 —
4. — Zombor . . . =	78 —
5. — Temesvár . . =	106 —
6. — Szegedin . . =	107 —
7. — Stuhlweissenburg =	216 —

Die übrigen Städte nahmen in der Bevölkerung entweder ab, oder aber erhielten sie nur einen unbedeutenden Zuwachs. In die letztere Klasse gehören: Tyrnau, St. Georgen, Dries, Libeth Bánya, Gran, Kaschau, Eperies, Bartfa, Szegedyn, in die erstere so ziemlich die übrigen Städte alle.

Vorzüglich fällt hier Debreczin auf, welches im J. 1787 mit 28,873 unadeligen Einwohnern, die am

stärksten bevölkerte Stadt im Reiche war; darauf folgte Preßburg mit 26,112; Ofen mit 23,983, und endlich Pesth mit 21,215 unadeligen Einwohnern. — Seitdem lief allen diesen drei Städten das vortreffliche wachsende Pesth den Vorrang ganz ab; denn es zählte 1818 bereits 37,311; Debreczin dagegen nur 24,706; Ofen 23,921, und Preßburg 21,146 unadelige Einwohner.

Pesth ist daher gegenwärtig die bevölkerteste Stadt im Lande, nur muß sie sich aber gefallen lassen, die Stadt Neusatz (Uj-Bidek, im Bácsker Comitate) als die größte Nebenbuhlerin anzuerkennen; denn die letztere wettschreit in verhältnißmäßiger Zunahme an Volkszahl mit der ersteren augenscheinlich. In dem ersten 18jährigen Zeitraum lief Neusatz in der Schnelligkeit den Rang ab; im zweiten behielt Pesth die Oberhand, im Ganzen aber, seit 1787 bis 1818 blieb Neusatz Meister.

Am nächsten kommen hierin die Städte Zombor, M. Theresiopel, Szegedin und Temesvár, welche alle an Volkszahl sichtlich zunehmen.

An der Abnahme der Population mancher Comitate (wie ich es ein andermal darthun werde) tragen Schuld die darin liegenden Städte, z. B. im Raaber, Komorner, Honther, Sározer, Sipser, Debenburger. — Ein sonderbares Phänomenon, doch auch in andern Ländern, besonders in Deutschland bereits wahrgenommen, wo viele Städte (wie z. B. Eibitz, Nürnberg, Regensburg, Augsburg, Dresden, Mannheim, Würzburg, Mainz) ebenfalls an der Volkszahlabnahme kränkeln! Sollten unsre Städte wegen ihres abgeschlossenen Terrains auch nicht mehr wachsen können, so sollten sie doch wenigstens nicht abnehmen. Und eben dieses, daß nämlich mehrere unter den freien Städten in Abnahme, dagegen die Comitate für sich in Zunahme sind, scheint mir zu einer vollgültigen Antwort auf die so oft schon von gewissen menschenfreundlichen, aber nichts weniger als denkenden Ausländern vorgeorgelten Vorwürfe den zweckmäßigsten Stoff zu enthalten.

I. 25. 2.
**Jánossík und Surowec, zwei berühmte
 Räuberhauptleute in Ungarn.**

(Von Hrn. von Esaplovics.)

1. Jánossík.

Bei diesem Namen erinnert sich noch immer mit Schauern die ganze Karpathenkette, so weit sie von Slowaken bewohnt ist, eines ausgezeichneten Straßenräubers.

Dieser berühmte Räuber lebte zu Ende des XVII. und Anfang des XVIII. Jahrhunderts, soll seine Jugendjahre in Schulen nützlich zugebracht, und sich schöne Kenntnisse gesammelt haben. Darauf diente er unter den Kátotzischen sogenannten Kuruczen, und später unter den kaiserlichen Truppen (nach Angabe eines slowakischen Gedichtes, welches der Prediger Tablig unter den übrigen 1809 heraus gab) als Rittmeister. Während seines Soldatenlebens kam er nach Bicske im Trentschiner Comitat, und fand da einen berühmtesten Räuber, Uhrótzik, in Eisen sitzen. Diesem erwies er viel Gutes. Bald hernach befreite er sich vom Militärstande, und ging zu seinem Bruder nach Tarschowo im Trentschiner Comitat. Der Räuber Uhrótzik ward auch des Arrestes entlassen, besuchte unsern Jánossík, und beredete ihn, Räuber zu werden. Dieser entschloß sich dazu, wurde auf der Stelle von jenem beieidet, ward mehrere andre an, und ward Räuberhauptmann. Seine Truppe exercirte er kunstmäßig im Schießen, Springen, Werfen zc., und fing seine Laufbahn wohlverbreitet an. Nur ein einziger Mord, nämlich des Saszkower Plebans, von seinen Leuten verübt, ward ihm zur Last gelegt. Er selbst schonte das Menschenleben und begnügte sich mit Abnahme des Geldes und der Waaren, welche die überfallenen Reisenden mitführten. Auf den Salaschen (Schafställen im Sommer) war die Hauptsache, ein Schaf zu schlachten, Mahlzeit daraus zu bereiten, Milch zu trinken, und die Hirten mußten Dudelsackmusik machen, wobei er sich gut unterhielt, und zu Zeiten auch ein Länzchen machte. Sicherheits halber verschwand er aus einer Gegend plötzlich, und ließ seine Gegenwart bald in andern entfernten Gegenden merken. Er soll in den Karpathen an vielen Orten geraubte Schätze niedergelegt haben. Darüber existirt ein eigenes, angeblich von Jánossík selbst verfaßtes Manuscript unter den Slowaken, worin die Hauptniederlagen der Schätze bezeichnet sind. Aber es gelang, soviel man weiß, noch Niemand darnach etwas zu finden. Endlich ist die Obrigkeit durch den Verrath seines Dudelsackpfeifers dieses Räuberhauptmanns in Klenocz, Gömörer Comitats habhaft geworden, und er ward im dritten Jahre seines Räuberlebens (1713) in Epytauer, nächst Sz. Miklós bei einer linken Klippe aufgeklopft. —

Alle Nachrichten, deren es sehr viele von ihm gibt, stimmen darin überein, er sey ein Mann von ganz besonders edlem Wuchse, stark und flink gewesen. Sein Anzug war immer sehr nett; er trug ein grünes weites, mit goldenen Borten besetztes Hemd, einen rothen mit goldenen Schnüren garnirten Dolmány, einen seidenen mit Gold und Silber gezierter Gürtel, auf den Hut eine Straußfeder zc. Eben so zeichnete er sich auch in Hinsicht seiner Denkart unter seines gleichen rühmlich aus. Seine Spekulation war immer nur auf wohlhabende Reisende, Edelleute, Kaufleute, Handelsjuden gerichtet; diese plünderte er mit vieler Schonung aus, und ließ arme Reisende fast nie weiter, ohne sie zu beschenken. Vorzüglich aber erwies er sich gegen reisende Studenten sehr gnädig. Er examinirte diese öfters, und ermahnte sie, fleißig zu studiren. Die erwachseneren nöthigte er zu Zeiten, ihm und seinen Leuten ordentliche Predigten zu halten, ließ dazu augenblicklich den nächsten Baum hoch über der Erde abstocken, und aus dem Stock eine Art Kanzel hauen, hörte die Predigt sammt seinen Spießgesellen sehr andächtig an, und ließ dem Prediger durch alle seine Leute Geldopfer machen auf eben die Art, wie dies in Kirchen üblich ist. Er selbst beschenkte die Studenten gewöhnlich reichlich, nicht nur mit Geld, sondern auch mit Leinwand und Büchern zu Kleidern, wobei er anstatt der Elle sich der Entfernung eines Baumstammes zum andern bediente. (Od buka do buka.) —

Bauernmädchen, welche um Gras zu hohlen in den Wald gingen, hieß er sehr freundlich singen, ergögte sich daran, und beschenkte die Sängerrinnen mit Wändern, Geld zc. — Einst überfiel er einen seiner ehemaligen Schulkammeraden, Hr. v. Révay, als dieser seine Hochzeitsreise machte, that ihm gar nichts zu Leide, und nahm ihm nur das Versprechen und zum Pfand einen silbernen Säbel ab, daß dieser mit seiner Braut eben denselben Weg zurück nehmen werde. Im Vertrauen zu

dem Edelmuth des Räubers, obschon, wie man es sich leicht vorstellen kann, nicht ohne große Verlegenheit, that es Révay, und traf da den bereits auf ihn, sammt der ganzen festlich geschmückten Rotte, wartenden Räuber an. Dieser bewillkommte die Braut sehr anständig, beschenkte sie mit allerlei Kostbarkeiten, gürtete selbst den Säbel dem Eigenthümer um, schloß mit einem herzlichen Wunsche zum Ehestand, und entließ das dankbare Paar friedlich. Dergleichen Anekdoten erzählt man sich noch mehrere von ihm. —

Seine Fußstapfen betrat

2. Surowec Jakob,

ein nicht minder furchtbarer, doch an Galanterie, an Edelmuth dem ersteren nicht ganz gleichkommender Straßenräuber. Auch dieser beunrubigte mit seiner Rotte, deren Hauptmann er war, ebenfalls die ganze Karpatenketten mehrere Jahre lang; aber sein eigentliches Vaterland, das Arwacer Comitat verschonte er ganz. Er befolgte zum Theil des ersteren Beispiel, daß er arme Reisende ungeschoren ließ, wohl noch beschenkte, wohlhabendere aber ausplünderte. Endlich verliebte er sich in ein Mädchen, Marie, in einem einsichtig im Walde Polhora, nicht weit von der Stadt Bries gelegenen Wirthshause, und dieses lockte ihn in die Falle. Er besuchte sie in einer Nacht auf ihrem Lager (auf dem Heuboden), und als er einschloß, hustete diese und gab dadurch den versteckten Leuten das Zeichen. Der Briesner Stadtmagistrat verurtheilte ihn 1735 zum Galgen. Auch von diesem Räuber hat man ein slowakisches mit dem vorigen von Hrn. Tabliß herausgegebenes Gedicht, mit dem lateinischen Chronosichon:

SVroveC praDo brIznensI pressVs In Ora
Ergo tVVM tVte Carpe VIator Iter.

Es gab von Zeit zu Zeit auch andre dergleichen Räuber, aber nur diese zwei verdienen einer besonderen Erwähnung. Menschenmord geschieht unter den Slowaken überhaupt äußerst selten, und dergleichen Gefindel schränkt sich darauf ein, daß es seine tägliche Nahrung in Dörfern und auf den Salaschen sich verschafft, und einsichtige Häuser der Schwaaeren wegen ausplündert.

Geschrieben den 27. May 1821.

XII.

Debatten und Berichtigungen.

Christoph Köstler's und Karl Balla's widersprechende Urtheile über den aesthetischen und dichterischen Werth der hundert magyrischen Sonette von Stanislaus Töltényi, (Pesth bei Trattner 1821. 8.), in den Ofner Gemeinnützigen Blättern 1821. Nr. 12 und in dem Tudományos Gyűjtemény 1821, 3. Heft, S. 97 — 105. Mit dem Urtheil eines Dritten über jene Urtheile und über „Waterländische Ehre.“

Ungarn hat treffliche magyrische Sonettendichter an Kazinczy, Kölesy, Szemere, Ezentmiklosy, Helmezy, die sich mit den besten italienischen Sonettendichtern messen können, und die deutschen Sonettendichter schon deswegen an Anmuth und Lieblichkeit übertreffen, weil die magyrische Sprache nicht so hart und rauh, sondern sanft, sonor und lieblich: tönend wie die italienische ist, und gleich dieser sich eines Reichthums an Vocalen, in die sich viele Sylben endigen, (was in der deutschen Sprache nicht der Fall ist) erfreut. Jene trefflichen magyrischen Sonettendichter traten jedoch nur mit sparsamen Sonetten, nicht mit ganzen Sonettensammlungen auf, und in der That sollten Sonette wie Epigrammen nur als Würze andern Gedichten untermischt werden. Allein zu Anfang des laufenden Jahres 1821 erschienen in Pesth von dem noch sehr jungen Dichter Stanislaus Töltényi ein hundert magyrische Sonette auf einmal in einer Sammlung. Jeder Freund der magyrischen belletristischen Literatur war nach geleseener Ankündigung einer so starken Sammlung von Sonetten eines einzigen, noch jungen Dichters in gespannter Erwartung, ob diese Sonette eine Bereicherung der belletristischen Literatur der Magyaren seyn würden.

Herr Köstler, Redakteur der Ofner deutschen Zeitung und der Gemeinnützigen Blätter, in welchen er neu erschienene Werke in Ungarn- oder doch von Ungern, besonders magyrische, von Belang unter der Rubrik „Waterländische Ehre“ anzuzeigen, kurz zu beurtheilen und zu empfehlen pflegt*), zeigte die Erscheinung jener 100

*) Manchmal werden jedoch (man weiß nicht warum?) neue wichtige Werke, auch magyrische, mit Stillschweigen übergangen und des Urtheils unter der Rubrik „Waterländische Ehre“ nicht gewürdigt. Diese Ehre ist z. B. der trefflichen wissenschaftlichen Zeitschrift „Tudományos Gyűjtemény“ noch nicht wiederfahren. Die Urtheile sind meistens lobpreisend (wie bei den Sonetten von Töltényi), wenn gleich manchmal die Schriften genug Wäcken geben, und ihre Mängel auffallend sind (z. B. die vor einigen Jahren in den Gemeinnützigen Blättern freundlich empfohlene Broschüre von dem bekannten Folnesics in Ofen über die Erziehung des weiblichen Geschlechts, die in Gutsmuths Pá-

Sonette als ein Chef d'oeuvre (Meisterwerk) Nr. XII. der Gemeinnützigen Blätter auf folgende Weise lobpreisend an. „Hundert Sonette (so viel enthält diese Sammlung) eines und desselben Dichters wären in jeder Sprache, mit Ausnahme der italienischen, eine Seltenheit; um so mehr also sind sie es in der ungarischen, die sich bisher nur wenig (?) in dieser Dichtungsform versuchte. Doch die Menge allein und die Form machen es nicht aus, und wir würden kein Wort darum geben, zeichneten sich diese Sonette nicht im hohen Grade (?) durch Zartheit der Empfindungen (?) und durch jenen lieblichen innern Rhythmus (?) aus, der, wie keiner andern Dichtungsart, dem Sonett eigen ist. Um dieser Vorzüge willen, die nur hier und da (?) durch kleinliche Tändeleien gestört werden, machen wir das Vaterland aufmerksam auf den wackern gefühlvollen Dichter. (der seinen Werth selbst am kompetentesten in der Zueignung an seinen Freund Birzen charakterisirt) und auf seine freundlichen Poesien.“

Wald nach dieser beifälligen Beurtheilung und Empfehlung trat im Tudományos Gyűjtemény, 3 H. 1821, Karl Walla (er hat sich unter der Recension unterzeichnet) in einer kritischen Recension, comme il faut, der Löstényischen Sonette gegen Kössler auf. Er gesteht, er habe die Löstényischen Sonette mit großer Erwartung, nach jener Lobpreisung von einem Gelehrten, der leghin Szentmiklósi's dramatische Dichtung so streng beurtheilt und herabgesetzt hatte, in die Hände genommen, aber bei dem Durchlesen derselben sich leider sehr getäuscht gefunden. Walla beweist nun in seiner Recension unwiderlegbar, daß Löstény's hundert magyarische Sonette sich keinesweges, wie Kössler behauptet, im hohen Grade durch Zartheit der Empfindungen und lieblichen innern Rhythmus auszeichnen, auch nicht den von Löstény selbst in der Vorrede aufgestellten Regeln über die Abfassung guter Sonette und den Forderungen Kazinczy's in seiner trefflichen Abhandlung über das Sonett im Tudományos Gyűjtemény 1817, IX. Heft entsprechen.

Löstény's Sonette zeichnen sich keinesweges durch einen lieblichen Rhythmus aus. L. hat in seinen aufgestellten Regeln selbst sehr gut bemerkt, daß man im Sonett unscandirte Verse oder Alexandriner nicht anwenden dürfe. Allein Walla hat in seinen hundert Sonetten kaum zwei bis drei Stellen gefunden, in welchen gegen das Metrum nicht gesündigt wäre. So hat er z. B. im ersten Sonett 28,

dogogischer Bibliothek und in der Allgemeinen Literatur-Zeitung ganz anders, nämlich als ein schlechtes Nachwerk, gewürdigt worden ist). Nur manchmal wird eine auffallende Ausnahme gemacht, und die Arbeit eines geschätzten Autors zu streng beurtheilt, was z. B. der magyarische Tragödie „Hunyady Péter" von Alois Szentmiklósy von Primocz in den Gemeinn. Blättern 1820 Nr. 49 wiederfahren ist. Kritiker sollen consequent handeln und Weisrauch oder Geißelblut nicht nach Laune ausspenden.

im fünfzigsten 35, im hundertsten 35 Fehler gegen das Metrum gefunden. Härten in der Versification sind in vielen Stellen gleichsam mit Fleiß gehäuft, z. B. im vierten Sonett:

De majd fa Kardot lapdát 's binczk't (?) Kapott
Reményem vágyam most csak csók csak csók.

Die Reime in den Sonetten sind häufig unrein, z. B. im 10ten: alá und csokolá, im 17ten livét, lejét. Manche Sonette strogen von einsylbigen Reimen, z. B. im 52ten: jár, vár, tár, im 57ten: jót, szót, im 17ten: sül, ül, száll, áll u. s. w. — Löstény ertmahnt in seinen Regeln selbst, „daß in den Sonetten vor allen die Monotonie zu vermeiden sey,“ und doch hat er dagegen unzählige Male gefehlt, z. B. im 10ten: Kit csak szerel mes énekek emésztnek; (der Guckuk hole so viele e, würde Bürger sagen!) im 17ten: Csak a' vasut ah a' vasut ragadja; im 19ten: Egyszerre egy hegyet mellem felé hengerget és szemem a' tizre száll. u. s. w.

Zum innern Werth guter Sonette rechnet Löstény in seinen Regeln: Neuheit und Einheit der Gedanken, lebhaftes Bild, Klarheit und Deutlichkeit des Ausdrucks, einen unerwarteten und edlen Schluß; reine und zierliche Ausdrücke und eine wahrhaft poetische Sprache und Vermeidung alles Ansehens von Zwang. Leider hat L., der die Theorie der Sonette besser aufgefaßt hat, als er sie selbst befolgt, auch gegen die Erfordernisse eines guten Sonetts sehr häufig gefehlt, wie sein Recensent beweist. Die Gedanken endigen nicht immer mit jeder Zeile, sondern werden oft in der folgenden fortgesetzt, wodurch gegen die Deutlichkeit gefehlt wird. Die Ausdrücke sind oft tändelnd, lächerlich, gegen den ästhetischen Geschmack verstößend, z. B. im 17ten: Klórinid minap kertben csatangala (Chlorinde stief neulich im Garten herum *); im 29ten: Cziczád gyanánt hogy engem üzgetél u. s. w. In Betreff der Sprache bediente sich L. gegen seine eigenen Regeln der Freiheit, Wascale wegzulassen, wo dieß nur in unscandirten Sonetten erlaubt ist, z. B. im vierten Sonett: binczk't (wie hart auszusprechen für einen magyarischen Mund, der nicht an Härten der böhmischen Sprache oder an harte teutsche Wörter, wie Pfropf, Pflod u. s. w. gewöhnt ist!); im 9ten: Koszrús für Koszorús u. s. w.

Mit Recht tadelt Löstény in der Vorrede diejenigen, welche in Sonetten ihre Gedanken mit griechischen und römischen Mythen auszieren wollen, und doch findet man bei ihm solche Mythen-Sonette: das 3te, 12. 32. 34. 49. 55. 56. 76. 81. 82. 85 und 100te. Ja im 68ten Sonett häuft er sogar Namen aus der hebräischen, assyrischen, griechischen, römischen, arabischen, französischen u. s.

*) Csatangala ist im Magyarischen ein niedriger Ausbruch.

so. Geschichte, so daß fast das ganze Sonett aus bloßen Hie und da eben nicht lobenswürdigen Namen besteht. Wir theilen den Anfang desselben den Lesern des Hesperus zur Belustigung mit.

„Igaz hogy benned Eva', Maria',
Szemiramis', Laiz', Helois', Fatime';
Helene', Dido', Laura', Hermioue',
Lukreczia', Korinna', Cynthia',
Hogy Zásó', Ninon', Laodamia,
Brizeis', Bethsabe', Gonzay', Cydippe',
Kleopatra', Hero', Montaign', Penelope',
Abiság', Phaedra', bájit látnia. u. s. w.

Der strenge und aufrichtige Recensent Balla erklärt am Schlusse seiner kritischen Recension (comme il faut), daß er unter allen hundert Sonetten Bölényi's kein einziges fand, welches seiner äußeren und inneren Form nach ein gelungenes Sonett genannt zu werden verdiente. Zwar haben die Sonette 6. 13 — 26 und vorzüglich das 16te innern Werth, allein auch diese wimmeln von Fehlern der äußern Form.

Unpartheyische Kenner des Wesens der Dichtkunst und der Aesthetik im Allgemeinen und zugleich der magyarischen Sprache und Dichtkunst müssen gestehen, daß Herr Balla und nicht Hr. Bölker das Recht auf seiner Seite hat. Hr. Bölker sollte billig sein zu voreiliges schmeichehaftes aber unverdientes Urtheil über die Bölényischen Sonette widerrufen, um nicht Andere in Verthum zu führen. Möge er in Zukunft in seinen Beurtheilungen magyarischer Werke, namentlich magyarischer Poesien unter der Rubrik „Waterländische Ehre“ entweder mit strengerer Kritik zu Werke gehen, oder, wenn er etwa als ein Deutsch-Unger aus Preßburg in der magyarischen Sprache und magyarischen Dichtkunst nicht genug bewandert ist, das Beurtheilen magyarischer Werke lieber Magyarern überlassen, und überhaupt unter der Rubrik „Waterländische Ehre“ nichts mittheilen, was unserm Waterlande Ungarn nicht zur Ehre gereicht, oder als etwas Unbedeutendes unsern Nachbarn, den Deutschen, besonders den Wienern, ost ein Lächeln oder Achselzucken abnöthigt oder die Ungern in ihren Augen als Praxter darstellt. Wir könnten hierüber Beispiele anführen, aber exempla sunt odiosa — und erinnern daher nur, daß erst neulich ein anderer Correspondent des Hesperus aus Pesth bitter rügte, daß Hr. Bölker den neuen fehlerhaften Grundriß von Pesth unter der Rubrik „Waterländische Ehre“ als fehlerfrei anpries.

Vom Donaustrom, August 1821.

Igazságos.

III. 19.

Interessante geographisch = statistische Notizen.

Die großen Holländer = Flöße auf dem Rhein. *)

(Aus Briefen eines Reisenden 1810. **)

Unter allen großen und kühnen Unternehmungen kenne ich wenige, die so bedeutend und bewundernswürdig sind, als der Bau und die Behandlung einer solchen ungeheuren sich bewegenden Maschine, deren man sich auf dem Rhein vorzüglich vor allen andern Flüssen in Europa zum Holzhandel bedient. Sie sind die Riesen unter andern Fahrzeugen. Man denke sich eine schwimmende Holzinsel von ungefähr 800 — 1000 Fuß in die Länge und 200 Fuß in der Breite, in deren Mitte 10 — 15 geräumige Hütten, von Brettern zusammengefügt, angebracht sind, worauf ein mittelmäßiges Dorf Platz haben könnte, und die von 4 — 500 Ruderknechten und Arbeitern bewohnt wird, so kann man sich ungefähr einen Begriff von einem Floße machen, welchen der majestätische Rhein auf seinem stielzen Rücken vor den Augen seiner freudigen Uferbewohner daher trägt. Ein solches Holzfloß ist eine aus verschiedenen Kleinern beige-schwimmten Flößen zusammengesetzte Maschine, die theils zu Mannheim, theils zu Mainz ihre erste Entstehung erhält, und unter Koblenz oder Andernach zu ihrer gehörigen Vollkommenheit gelangt. Bei einem jeden Floß ist die Länge des Hauptstückes sich fast immer gleich, und hat gemeinlich eine Länge von 10 Masten zu 70 — 72 Fuß, welches überhaupt eine Länge von 700 — 720 Fuß im Ganzen ausmacht. Die Breite ist sich nicht immer gleich, und richtet sich meistens nach der Länge, doch mag sie in der Regel sich auf 200 — 250 Fuß belaufen. Das Floß, auf welchem ich mich befand, bestand nach der Angabe des Schiffszimmermeisters aus 2225 Stück Lannen von 60 — 80 Fuß, 4657 Eichen von 10 bis 60 Quadratsfuß, 1697 Eichen von 4 — 8 Fuß.

Die verschiedenen Werkholzstücke bestehen ihren einzelnen Benennungen nach:

- 1) Aus Mastbäumen von 60 — 90 Fuß, welche sich auf 2 — 3 Fuß beschlagen.
- 2) Aus Dickbalken von 44 Fuß.
- 3) Aus Wagenschufflöz von 14 — 17 Fuß.
- 4) Aus Pfeiffholzlöz von 10 — 15 Fuß.
- 5) Aus Knabholz von 8 — 9 Fuß.
- 6) Aus halb Knabholz von 6 — 7 Fuß.

Außer diesem findet man noch vielerlei geringeres und geschnittenes Werkholz, welches sämmtlich anzuführen, zu weitläufig seyn würde.

*) Laurops Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft. II. 2. 1812.

**) Eine Uebersicht dieses wichtigen Stroms gibt Andrés Nationalkalender für 1821.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 19. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im November 1821.)

X. 22.

Staatswissenschaft.

Das Ueberhandnehmen des Brantweintrinkens, eine Ursache der Volkswilderung.

Seit einigen Jahren fangen die Güterbesitzer an, Brantweimbrennereien auf eigene Rechnung zu treiben. Sonst waren diese Gerechtfamen meistens verpachtet und nur als Nebensache behandelt; igt aber wird daraus ein großer Spekulationsgegenstand gemacht. Man rechnet darauf, daß viel, ja sehr viel getrunken werde; deswegen sucht man den Brantwein auf verschiedene Arten zusammenzusetzen, um ihn dem Geschmack der Menge und der Einzelnen nun recht anzupassen, demselben zu schmeicheln und so die Menschen zum Trinken zu reizen; deswegen wird jetzt auch auf Arrenden und Schenkhäuser viel Geld angewandt.

Auf allen Ecken und Enden, auf allen Gränzen der Dorfschaften und einzelnen Güter, auf allen Straßen und Fußsteigen, in allen Winkeln der Gemeinden, wo es nur zu vermuthen ist, daß Menschen zusammen kommen oder in größerer Zahl vorbeigehen, werden Schenkhäuser neu gebaut, oder in bestimmte Häuser wird Brantwein gestellt, um nur recht viel Gelegenheit zu geben, abzurufen, einzutreten, auszuruhen, sich zu wärmen, zu verweilen, sich zu besprechen und zu trinken. Ist einmal einer da und der Anfang geschehen, so folgen andere nach, Bekannte, Nachbarn oder auch nur Neugierige, um zu schauen, was es da gibt. — So entstehen da Saufgelage, wo zuvor Niemand, ehe die Gelegenheit gegeben war, daran gedacht hatte.

Die Schenkhäuser werden übertrieben hoch verpachtet; der Schenker muß also, um zahlen und zugleich

Nutzen haben zu können, auf den möglichst größten Verschleiß bedacht seyn. Er lockt, ladet ein, gibt freiwillig Geschenke, um Menschen an sich zu ziehen; er verbessert den Brantwein, gibt etwas zum Zubeißen, damit nur getrunken werde.

Um die Menschen noch mehr zu locken, gibt der Schenker fleißig Musikten; Mancher geht bloß als Zuschauer, Zuhörer oder zum Zeitvertreib hin. Damit er indeß nicht ganz müßig da sitze, schenkt ihm Jemand ein, oder er läßt sich ein Glas geben. Es findet sich ein Bekannter, ein Gevatter, dem man aus Höflichkeit mittheilt und zutrinkt, so daß des Schenkens und Einschenkens kein Ende ist. Die Musik ist selten mit einem Tage abgethan, die Musikanten sind meistens selbst Liebhaber vom Glase oder müßige Leute, haben daher Zeit, im Wirthshause zu sitzen, passen auf die Menschen und ihre Neigungen, spielen, muntern auf, wenn sie nur Brantwein bekommen.

Wer nirgends zu borgen bekommt, erhält Brantwein ohne Zahlung. Es ist unglaublich, wie hoch sich die Brantweinschulden belaufen! Der Schenker findet schon Mittel, sie einzutreiben.

Tritt Marktzeit ein, in wie viel Winkeln wird da nicht Brantwein geschenkt? Auch passen die Musikanten in allen Wirthshäusern, sowohl in der Stadt als außerhalb auf den dahin führenden Straßen, um die Menschen hineinzulocken, welches um so leichter gelingt, weil die meisten gern Bekanntschaften suchen, oder ercuern, oder auch gegenseitige Bestellungen machen; lauter Gelegenheiten zum Trinken!

Waterlandskunde.

Naturhistorische Wanderungen in den Jägerndorfer und heimathlichen Gegenden, geschildert in Briefen an einen Freund in ***h von Kajetan Koschakly.

(Fortf. von Nr. 17. Bd. XXX.)

— Nach dieser Episode wollen wir unsere Reise wieder fortsetzen. Folgt man dem Laufe des Thälwassers, welches das alte Wasser genannt wird, so wird man von dem, von Freyherrmersdorf herabkommenden Hauptthale wieder aufgenommen. Von dem dasselbe nordöstlich schließenden Gebirgsdamme sieht Brettersdorf, ein slavisches Dorf, herab, in welchem noch vor 50 Jahren Niemand teutsch sprechen konnte, dessen Einwohner jetzt aber eben so, wie jene von Großherlig, Sossen, Zattig, Dorsteschken u. a. ganz teutsch sind, ein Beweis, daß sich die teutsche Sprache immer mehr verbreite. —

Dieser Weg in meine Heimath, wie Sie gesehen haben, war gebirgig und waldig. Eben ist der Rückweg nach Jägerndorf über Großherlig. Hat man die Höhe von Freyherrmersdorf erstiegen, so erblickt man in der Entfernung von einer halben Meile das wahrhaft romantisch gelegene Großherlig. Ein Abbild des prächtigen Gradtsch bei Olmütz liegt das Schloß, umgeben von englischen Parteen und Wirthschaftsgebäuden, vor dem Wanderer. Schon der Wald, den man durchpflügen muß, bevor man dabei anlangt, erregt große Erwartungen; denn geschmackvolle Alleen mit zweckmäßig angebrachten Ruheplätzen durchziehen denselben in mancherlei Richtungen, und er selbst reicht bis an die geschmackvollen englischen Parteen des Schloßgartens. Noch angenehmer wird man überrascht, wenn man den Thälweg einschlägt. Das ganze Wiesenthal, so weit es nämlich dem Grafen Eugen von Wrba gehört, gleicht einem großen englischen Garten. Der mit gemeinem Schilf bewachsene Teich, in welchem sich Wasserschühnchen (*Gallinula chloropus*) aufhalten, besonders aber der Bach, in welchem nebst *Cyprinus gobicus*, *phoxinus*, *linea*, *Perca fluviatilis* auch *Salmo thymallus* vorkommt, was mich von letzterem um so mehr befremdet, da er nach Bloch ein Zugfisch seyn und zu gewissen Zeiten in's Meer gehen soll, und der doppelte Thälbaum sind mit allerhand Gebüschen und Hecken, in denen versteckte Sige zu schattiger Ruhe winken, recht malerisch bekleidet. Schön nehmen sich in diesen Kunstgebüschen zwischen den einheimischen Weiden, Erlen, Silberpappeln, Spillbaum und *Prunus padus* die fremden Gewächse, als *Cytisus laburnum*, *Cornus suecica*, *Rhus cotinus*, *coriaria*, *Spirea salicifolia*, *opulifolia*, *Rubus odoratus*, *Colutea arborescens*, *Pinus strobus*, *Robinia pseudo-acacia* &c. aus Der vaterländische Botaniker findet hier *Astrantia major*, *Phytolacca orbicularis*, *Asarum europaeum* und *Dianthus*

superbus vorzüglich zu Hause. Den Entomologen erwarten *Phalaena versicolora*, *Populi*, *Pini*, *Monacha*, *Geom. Papilionaria*, *Papilio Sibylla* &c. Der Ornitholog hat Gelegenheit, sich hier in den Besitz nicht nur allein von mehreren schönen Wald-, sondern auch von Wasservögeln zu setzen.

Natur und Kunst scheinen den Wanderer in diesem Thale mit Rosenketten festhalten zu wollen, um, indem sich Herz und Aug' immer mehr erweitern, durch die Anschauung des Schönen die bizarren leidenschaftlichen Bilder in ihm auszutilgen, den Sinn für das Wahre und Gute in ihm zu wecken und sein Gemüth für das kindliche Wort der patriarchalischen Welt empfänglich zu machen, besonders da

Wenige nur, ach wenige sind,

Deren Aug' in der Schöpfung

Den Schöpfer sieht! Wenige, deren Ohr

Ihn in dem mächtigen Rauschen des Sturmwind's hört!

Unter den angenehmsten Empfindungen gelangt man endlich aus diesem Thale in den englischen Garten selbst, aus dem sich auf einem Grauwackenschieferfels, dessen Eingeweide Brandschiefer und wahrscheinlich auch Steinkohlen enthalten, das prächtige Schloß erhebt. *) Wer auch nur ein natürliches Gefühl für das Schöne hätte, müßte den Geschmack in der Anlage der einzelnen Parteen und in der Vertheilung der Gewächse bewundern. Wie in einem botanischen Garten findet man hier eine zahlreiche Sammlung heimischer und erotischer Gewächse, nur daß sie hier weder nach Linné's, noch nach Suessé's und von Vets System, sondern nach den nur von Wenigen begriffenen Regeln der Grazien vertheilt sind. Schön nehmen sich *Canna indica*, *Fuchsia coccinea*, *Hortensia speciosa* zwischen *Hemerocalliden*, Irisarten und der weißen Lilie aus! Herrlich ist der Kranz, der aus *Mirabilis jalappa*, *longiflora*, *Valeriana rubra*, *Cineraria lanata*, *Iberis umbellata*, *Senecio elegans*, *Chrysanthemum Achilleae*, *Scabiosa atropurpurea*, *Dahlia pinnata*, *Amaranthus tricolor*, *caudatus*, *crista galli*, *Helianthus*, *Tagetes*, *Lupinus*, *Lathyrus*, *Pelargonium*, *Polemonium*, *Lobelia*, *Rubiacien*, *Aster* &c. um die aus Rosen, Sprenstauben, *Rubus*, *Cornus*, *Lonicera*, *Licium*, *Viburnum* und aus andern Straucharten gepflanzten Hecken gewunden ist! Neidlos gesellen sich zu den einheimischen Ahornarten ihre fremden Verwandten, der schöne Tulpenbaum mit den in der Romantik berühmt gewordenen Platanen. Die einheimischen Pappein scheinen sich zu freuen, in der Nähe ihre Schwestern, als *Populus balsamifera*, *fastigiata*, *pyramidalis* und *monilifera* zu erblicken. Hier sah ich auch zum ersten Mal *Tozzia alpina* und *Brugmansia candida* und fand eine reiche Collection von Rosen nebst vielen *Pelargonien*, *Melampyranthen* und andern Fettpflanzen.

Die Kirche des Orts ist ein schönes Gebäude mit eis

*) Als dieses geschrieben war, erhielt ich aus diesem Berge ein Stück schieferiger Grauwacke mit einer verfeinerten Muschel.

nem breiten Kuppelgebirge ohne stützende Pfeiler. Durch einige ihrer Verzierungen wird man erinnert, diese Herrschaft sey einst in den Händen der Weltrader Cistercienser gewesen. — Auf den fünf Meiereten dieser schönen Herrschaft hat man es in der Veredlung des Horn- und Wollensviehes vorzüglich weit gebracht und die Regeln der neuern Landwirtschaft unter kluger Berücksichtigung des Terrains und des Clima's mit Vortheil angewandt. Eine solide, mit Grauwacke beschotterte und mit mancherlei heimischen und fremden Bäumen bepflanzte Straße durchschneidet diese Herrschaft von Süden nach Norden, und so findet man das Schöne allenthalben mit dem Nützlichen gepaart und diese Gegend zu einer der angenehmsten umgestaltet.

Schwer trennt man sich von diesen freundlichen, schönen und lieb gewonnenen Scenen, wenn die Pflicht an den Ort seiner Bestimmung wieder zurück ruft. Zwei Wege bieten sich zur Rückreise nach Jägerndorf. Der eine führt durch fruchtbare Felder, Braunsdorf vorbei, in das schöne Thal, welches sich von Pochmühl herabzieht. Die sandigen Dämme desselben bieten dem Botaniker *Gnaphalium arenarium* und *Aira cristata* reichlich an. Aus diesem Thale führt der Pfad wieder über, dem Getreidebau sehr günstige Gründe nach dem Dorfe Kobenstein, aus welchem man, bereichert mit *Aretium Bardana*, *Atriplex roseum* und *Melilotus vulgaris*, auf der von Troppau kommenden Straße, in deren tiefen Seitengraben *Sagittaria sagittifolia* und *Sparganium rectum* sehr häufig wachsen, Jägerndorf zuet und, auf seinem Sofa ausruhend, sich noch einmal an den freundlichen Naturscenen weidet, die auf der zurückgelegten Reise wechselweise vor die empfängliche Seele getreten waren.

Der andere nicht so bald zum Ziele führende Weg geht über Strempowiz und Lodeniz. Ob man den ersten Ort erreicht, zieht sich der Weg eine kleine Strecke über aufgeschwemmtes, mit *Festuca ovina* bewachsenes Land, bis man an den beiden Basalthügeln, der Kleinen und großen Horka, anlangt. Im ersten Hügel erscheint der Basalt von kugeltiger, concentrisch-schaliger Absonderung, auf letzterem aber massig und unordentlich aufgehäuft. Dieser massige Basalt hat ein feines Korn, fängt an seiner Oberfläche an, in eine thonige, aber noch feste Masse überzugehen und wirkt auf die Magnetnadel. Der Basalt beider Hügel hat häufigen Olivin zum Gemengtheil, ruht auf schieferiger Grauwacke, und die große Horka ist mit Birken bepflanzt. Dem Botaniker bieten sich hier dar *Gentiana ciliata*, *Athamanta libanotis* und *cervaria*. Am Fuße dieser Hügel liegt gegen Osten Strempowiz mit einem Schlosse, das ebenfalls von englischen Partien umgeben ist, und gegen Süden das Dorf Kamenz. *Ornithogalum pyrenaicum*, *Muscari botryoides*, *Tulipa sylvestris*, *Gnaphalium arenarium*, *Triglochin palustre* und *Salix pratensis* Scopoli sind in dieser Gegend zu finden. Auch auf der Herrschaft Strempowiz gedeihen der Ackerbau und die Viehzucht vortrefflich; es werden hier zur

Fütterung der veredelten Schaaf große Strecken mit weißem Alee angebaut, der einen lieblichen Honigdunst verbreitet und die ämigen Bienen aus weiter Ferne herbeilockt. Wandert man von Strempowiz über die schön und gut bestellten Felder dem Dorfe Lodeniz vorbei, so hat man Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß der größte Theil dieser Gegend zu dem aufgeschwemmten Lande gehöre, das aber mit der fruchtbarsten Dammerde bedeckt ist. Eine Strecke hinter diesem Dorfe gelangt man unterhalb Braunsdorf auf die Troppauer Commercialstraße, der man aber ausweicht und einen Pfad einschlägt, der durch das Oppathal bis nach Jägerndorf über herrliche Wiesen führt, wo, wie ich schon im ersten Briefe erwähnt habe, der Botaniker, Entomolog und Ornitholog manches Product finden, dessen sie sich freuen. —

Noch habe ich zweier Wege zu erwähnen, auf welchen ich in meine Heimath pilgere, wobei ich mich aber kürzer fassen werde, da ich die Fernsichten schon oben beschrieben habe. Der eine führt durch das mit den Jägerndorfer Vorstädten zusammenhängende Dorf Krotendorf über das im ersten Briefe genannte Quarzgeschiebe, und über jenen Gebirgszug, der, wie ich sagte, vom Burgberg bis Mittenendorf fortläuft. Auf der Höhe von Krotendorf erscheint die gemeine Grauwacke sehr grobkörnig. Der sie bekleidende Föhrenwald liefert einen traurigen Beleg, wie nachtheilig es sey, wenn Wälder zugleich als Hutweiden benützt werden. In diesem Walde, wo *Pteris aquilina* häufig vorkömmt, fortwandelnd, gelangt man zu der Colonie Larischau, die der Zerspitterung eines Meierhofes ihr Daseyn zu verdanken hat. Zur Rechten und zur Linken stoßen die Wiesen an das Dörfchen an, aus welchem man wieder in einen Wald eintritt, durch den die Straße nach dem Dorfe Lichten führt. Dieses ist eines der größten Dörfer im Gesenke; es zählt 296 Hausnummern und 1694 Einwohner. Es liegt in einem engen Gebirgsthale, wo die gemeine, hier sehr feste und unter dem Hammer klingende Grauwacke mehrere groteske Felsen bildet. Dieses Gebirge wird von Bleiglanz- und Schwefelkiesgängen durchsetzt, die eine Gesellschaft zu bebauen unternommen hat. Dem Dorfe entlang läuft neben dem Thalwasser die Straße nach Benssch, einem Gebirgsstädtchen, das dem in früheren Zeiten stark betriebenen Bergbau sein Aufkommen zuzuschreiben hat. Es liegt hoch, daher die spätern Obstgattungen nur selten reif werden. In der hiesigen Gegend wird in der Grauwacke auf Spatheisenstein gebaut, auch hat es eine Gesellschaft unternommen, den hier einst auf Silber betriebenen Bau wieder fortzuführen, und deshalb einen kostbaren Stollen zur Abtreibung der Grubenwässer angelegt, der aber noch nicht vollendet ist. Aus den Zeiten jenes alten Baues liegen noch zu Tag geförderte Jaepisblöcke, Kalkspath und schieferiger Talg umher, doch kömmt letzterer als Hangendes auch in dem Spatheisensteinbau vor. Kieselkiesergeschiebe sind in der hiesigen Gegend zahlreich umhergestreut, und in den Wäldern ist *Chaerophyllum hirsutum* eine sehr gewöhnliche

Pflanze. — Von Mensch führt der Weg durch einen dunklen Fichtenwald, in welchem *Merulius cantharellus*, *Clavaria flava* Schaefl., *Botrytis Persoon*, *Agaricus lactillus*, *deliciosus*, *terminosus*, *Boletus edulis*, *subtomentosus* und noch andere Schwämme häufig vorkommen. Außerhalb desselben schlängelt sich der Pfad über Wiesen meiner Heimath zu, in dessen Nähe *Primula veris*, *Gentiana pneumonanthe*, *Serratula tinctoria* und *Orchis mascula* sehr sparsam wachsen. Auf diesem Pfade ist mir bis jetzt auch nur allein *Tremella nostoc* vorgekommen. Auf den Wiesen hat man Sandmergel gegraben, dessen Lager aber bald erschöpft war.

Der zweite Weg dient mir zur Rückreise. Er zieht sich dem Dorfe Seitendorf rechts vorbei, und läuft an einem Walde hin über Wiesen nach dem Dorfe Zossen. In dieser Gegend ist das Grauwackengebirge vorzüglich reich an Spath- und Rotheisenstein, neben welchen Kalkspath und Kalkschiefer vorkommen. Die Wiesen vor Zossen bieten dem Botaniker *Iris sibirica* und *Menyanthes trifoliata* dar. Das Dorf Zossen selbst liegt in einem Thale, das fast ringsherum mit Wäldern umgeben ist. In den zu dem hiesigen Schlosse gehörigen Gärten kann man noch den alten Gartengeschmack kennen lernen. Auf einem Berge nächst dem Dorfe stand eine Wallfahrtskirche, die aber, wie viele ähnlicher Kirchen, eingegangen ist. — Der Weg von diesem Dorfe führt größtentheils durch Wadungen bis zu dem Dorfe Ditzkau, bei welchem der Berg Gscholke aus schieferiger Grauwacke und aus Grauwackenschiefer besteht, der von farbigen Streifen durchzogen ist; eine Erscheinung, die mir auch am Hohenstein bei Eckersdorf vorgekommen ist. *Orchis sambucina* und *Rosa tomentosa* scheinen diesen Berg sich zum Lieblingsplatze erkohren zu haben; auch kam mir an den hier wachsenden Wachholdersträuchen *Tremella juniperina* häufig vor. — Doch von hier erblickt man schon die Thürme von Jägerndorf, gegen welches sich der Pfad allmählig tiefer hinabsenkt und endlich durch Krotendorf in die Stadt führt. —

Ich glaube nun, Ihrem Wunsche entsprochen und Sie mit den Gegenden meiner Heimath und meines gegenwärtigen Aufenthaltes so ziemlich bekannt gemacht zu haben etc.

Dritter Brief.

Da ich in meinen beiden Briefen mehrerer Naturprodukte gedachte, die ich in den Gegenden meines Geburtsortes und meines gegenwärtigen Aufenthaltes bemerkt oder gesammelt habe, so äußern Sie gegen mich den Wunsch, Sie mit denselben auch bekannt machen zu wollen. Sie, mir von jeher als ein warmer Verehrer der Natur bekannt, haben doppeltes Recht, an meinen Beobachtungen und Bemerkungen über die vaterländische Natur Theil zu nehmen. Ich eile daher, Ihren Wünschen um so lieber nachzukommen, als Sie mir jetzt, wo die Natur ihrem Winterschlaf zueilt, Gelegenheit geben, im Geiste alle jene Gegenden zu durchwandern, wo so mancher Baum und Rain, so manche Anhöhe und

Wiese mich an die schönen und harmlosen Zeiten meiner Jugend erinnern. Ich darf nicht befürchten, daß ich Sie durch das Aufzählen auch der gewöhnlichen Naturprodukte belästigen werde, theils weil es Ihr ausdrückliches Verlangen ist, eine Uebersicht von allen von mir bis jetzt entdeckten vaterländischen Naturalien zu bekommen, theils weil Sie, als Sie mich während unserer Studien in Dlmüg auf meinen naturhistorischen Excursionen zu begleiten die Güte hatten, schon damals mit öfters mit Enthusiasmus beige stimmt haben, wenn ich, von der schönen und erhabenen Natur ergriffen, mit de la Bruyère ausrief: *Tout est grand et admirable dans la nature, il ne s'y voit rien qui ne soit marqué au coin de l'ouvrier!* *) theils weil es doch Produkte des lieben Vaterlandes sind, die, weil sie uns an den Boden erinnern, wo wir in das Reich des Lebens und der Pflichten eingetreten sind, für Sie, als Vaterländer, kein geringes Interesse haben dürfen. Ich bemerkte auch wirklich schon damals, als wir mit einander die bunten Wiesen und schattigen Haine um Dlmüg durchpilgerten, daß das flimmernde Johanneswürmchen, das zwischen Halmen und Gräsern in bescheidener Stille blühende und duftende Weicheln und der mit der Hälfte seiner Flügel in das Morgenroth getauchte Krefweißling mehr Interesse für Sie haben, als der leuchtende Springkäfer (*Plater noctiluca*), die prächtige Dichterblume (*Castalia magnifica*) und als der surinamische Achilles (*Papilio Achilles*); denn jener Anblick veranlaßte in Ihnen eine Folge befreundeter Ideen und Empfindungen und führte Ihnen Scenen aus den glücklichen Tagen Ihrer Jugend in das Gedächtniß, was diese gepriesenen Fremdlinge mit aller ihrer Pracht und Schönheit freilich nicht zu thun im Stande waren.

Frühzeitig hatten Sie schon eingesehen, daß das Studium der Natur nicht einseitig betrieben werden könne *); als Sie daher die wechselseitige Sympathie der Insekten und Pflanzen wahrnahmen, schlossen Sie daraus mit Recht, man dürfe auch nicht in der Praxis die Entomologie von der Botanik trennen; *cum vix ullum folium vigeat, quod non arrodit aliqua larva, cumque Insectorum observatio sit altera via, ducens Philobotanum ad cognitionem generum, specierum earumque affinitatum.* **) Dieser Ueberzeugung haben Sie es auch zu verdanken, daß Sie Ihre frohe Laune behielten, wenn auch die Pflanze, nach welcher Sie griffen, von Insekten so verunstaltet worden war, daß sie für das Herbar unbrauchbar wurde; die Befangennehmung des Feindes, der diese Pflanze zernagt hatte, entschädigte Sie.

Ich will Sie nun mit den Schmetterlingen, Käfern und Pflanzen der hiesigen Gegend bekannt machen, werde aber diejenigen Einzelwesen weglassen, die in den höhern Ge-

*) *Les Caractères de la Bruyère, A Vienne 1812. tom. III. p. 93.*

**) *Je an Paul Richter's Vorlesung der Naturgeschichte. 1. B.*

*) *J. A. Scopoli Entomologia Carniolica. Vindobonae 1763. Praef.*

genden Schlesiens, in dem eigentlichen Gesente, vorkommen, weil ich gesonnen bin, Ihnen letzteres in naturhistorischer Hinsicht besonders zu beschreiben, wo ich sodann Gelegenheit haben werde, jener Naturprodukte zu gedenken, die ich ist übergangen habe. So weit Dohsenheimers Geschichte der europäischen Schmetterlinge mir als erschienen bekannt ist, werde ich die Schmetterlinge nach diesem Werke benennen und ordnen; die Spanner (Phal. Geometrae) aber nach Borkhausen¹⁾, die Blattwickler, Feuerwürmchen, Motten und Federmotten endlich nach Linné²⁾ und Scopoli³⁾ benennen.

A. Papiliones.

- Genus I. *Melitaea*: Artemis, Cinxia, Athalia, Parthenie, Lucia, Maturua.
- II. *Argynnis*: Selene, Euphrosine, Dia, Daphne, Latonia, Niobe, Adippe, Agleja, Paphia (var. *Valesina* Herbst).
- IV. *Vanessia*: Cardui, Atalanta, Io, Antiopa, Polychloros, Urticae, Calbam, Prorsa, Levana.
- V. *Liménitis*: Sibylla, Populi.
- VII. *Apatura*: Iris (var. *Jole* Borkh.), Ilia (var. *Lutea* B. *rubescens* Herbst).
- VIII. *Hipparchia*: Hermione, Briseis, Semele, Phaedra, Janira, Eudora, Dejanira, Maera, Megaera, Galatea, Medea, Ligea, Egeria, Pamphilus, Hero, Arcania, Hyperanthus, Davus, Iphis, Oedipus.
- IX. *Lycaena*: Argiolus, Damon, Daphnis, Corydon, Adonis, Icarus, Alexis, Agestis, Eumedon, Argus, Aegon, Circe, Chryseis, Virgaureae, Phlaeas, Rubi, Helle, Amyntas, Polysperchou, Quercus, Ilcis, Betulae, Ariou, Cyllarus, Acis, Alcou.
- X. *Papilio*: Podalirius, Machaon.
- XII. *Doritis*: Muemosyne.
- XIII. *Pontia*: Crataegi, Brassicae, Rapae, Napi, Daplidice, Cardamines, Sinapis.
- XIV. *Colias*: Hyale, Edusa, Palaeno, Rhamni.
- XVI. *Hesperia*: Malvarum, Sylvanus, Alveolus, Tages, Comma, Linea, Sertorius.

B. Sphinges.

Gen. XVIII. *Atychia*: Pruni, Statices.

¹⁾ Moris Balthasar Borkhausen Naturgeschichte der europäischen Schmetterlinge nach systematischer Ordnung. Frankfurt. 1788. f. f.

²⁾ Caroli a Linné Systema Naturae. Editio XIII. Vindob. 1767. tom. 1.

³⁾ l. c.

Gen. XIX. *Zygaena*: Minos, Lonicerae, Filipendulae, Medicaginis, Peucedani (var. *Veronicae* B.), Onobrychis.

— XX. *Syntomis*: Phegea.

— XXIII. *Sesia*: Apiformis, Culiciformis, Ichneumoniformis.

— XXIV. *Macroglossa*: Fuciformis, Bombyliformis, Stellatorum.

— XXV. *Deilephila*: Elpenor, Porcellus, Galii, Euphorbiae.

— XXVI. *Sphinx*: Pinastris, Convolvuli.

— XXVII. *Acherontia*: Atropos.

— XXVIII. *Smerinthus*: Tiliae, Ocellata, Populi.

C. Phalaenae.

Gen. XXIX. *Saturnia*: Spini, Carpiui.

— XXX. *Aglaia*: Tau.

— XXXI. *Endromis*: Versicolora.

— XXXII. *Harpyia*: Viuula, Ermineae, Fagi, Bifida, Furcula.

— XXXIII. *Notodonta*: Tritophus, Ziczac, Dromedarius, Camelina, Dictaea, Argentina, Palpina, Chaonia, Trepida, Bicolora.

— XXXIV. *Cossus*: Ligniperda, Aesculi.

— XXXV. *Hepiulus*: Humuli, Hectus, Lupulinus.

— XXXVII. *Lithosia*: Quadra, Complana, Helveola, Luteola, Aureola, Rubricollis, Rosea, Muscerda, Irrorea, Eborina, Jacobaeae, Mundana.

— XXXVIII. *Psyche*: Pulla, Plumella, Viciella, Graminella.

— XXXIX. *Liparis*: Morio, Rubea, Monacha, Dispar, Salicis, V. nigrum, Chrysorrhoea, Auriflua.

— XXXX. *Orgyia*: Pudibunda, Fascelina, Antiqua, Gonostigma.

— XXXXI. *Pygaera*: Anastomosis, Reclusa, Anachoreta, Curtula, Bucephala.

— XXXXII. *Gastropacha*: Ilcifolia, Betulifolia, Populifolia, Quercifolia, Pini, Pruni, Potatoria, Trifolii, Medicaginis, Rubi, Quercus, Dumeti, Populi, Processionea, Catax, Lanestris, Neustria.

— XXXXIII. *Eyprepia*: Grammica, Cribrum, Russula, Plantaginis, Domiulla, Hera, Aulica, Purpurea, Matronula, Villica, Caja, Hebe, Fuliginosa, Luctifera, Mendica, Menthastris, Lubricipeda.

— XXXXIV. *Acronicta*: Leporina, Psi, Tridens, Rumicis, Aceris, Megacephala, Euphorbiae, Favillacea.

- Gen. XXXXVI. Colocasia: Coryli.
 — XXXXVIII. Tethea: Retusa, Oo, Or.
 — XXXXIX. Episema: Caeruleocephala, Gothica.
 — L. Agrotis: Vitta, Tritici, Aquilina, Fumosa, Suffusa, Segetum (var. Fuscata B.), Exclamationis, Luctulenta.
 — LI. Graphiphora: Sigma, Triangulum, Plecta, Cnigrum.
 — LII. Triphaena: Pronuba, Fimbria.
 — LIII. Amphipyra: Tragopogonis, Pyramidea.
 — LIV. Mormo: Maura, Typica.
 — LV. Hadena: Popularis, Leucophaea, Dentina, Capsicola, Cucubali, Meticulosa, Lucipara, Saturata, Gemina, Genistae (var. W latinum B.), Contigua.
 — LVI. Miselia: Consersa, Comata, Albimacula, Oxyacanthae, Aprilina.
 — LVII. Polia: Chi, Dysodea, Flavicincta, Nebulosa, Herbida.
 — LVIII. Trachea: Atriplicis, Piniperda.
 — LIX. Apamea: Nictitans, Didyma, Infesta, Cespitis, Bella, Strigilis.
 — LX. Mamestra: Pisi, Oleracea, Chenopodii, Brassicae, Persicariae.
 — LXI. Thyatira: Batis, Derasa.
 — LXII. Calyptra: Libatrix.
 — LXIII. Mythimna: Acetosellae, Albipuncta.
 — LXIV. Orthostia: Instabilis, Ypsilon, Stabilis.
 — LXV. Caradrina: Cubicularis, Trilinea, Virens.
 — LXVII. Leucania: Comma.
 — LXX. Xanthia: Ochroleuca, Citrigo, Silago.
 — LXXI. Cosmia: Trapezina, Pyralina.
 — LXXII. Cerastis: Vaccinii, Satellitia.
 — LXXIII. Xylina: Conformis, Rizolitha, Petrificata, Conspicillaris, Putris, Linariae, Rurea, Polyodon, Cassinia, Nubeculosa, Pinastri, Lithoriza.
 — LXXIV. Cucullia: Umbratica, Lactucae, Verbasci.
 — LXXV. Abrostola: Triplasia, Asclepiadis.
 — LXXVI. Plusia: Festucae, Chrysitis, Aemula, Circumflexa, Moneta, Ain, Gamma, Interrogationis.
 — LXXVII. Anarta: Heliaca.
 — LXXVIII. Heliothis: Scutosa, Marginata.
 — LXXIX. Acontia: Solaris, Luctuosa.
 — LXXX. Erastria: Sulphurea.
 — LXXXI. Anthophila: Aenea.
 — LXXXII. Ophiusa: Lunaris, Craccae.
 — LXXXIV. Catocala: Fraxini, Elocata, Nupta,

Sponsa, Promissa, Pacta, Electa, Paranymphe, Hymenaea.

Gen. LXXXV. Brepheos: Parthenias.

— LXXXVI. Euclidia: Glyphica, Mi.

— LXXXVII. Platypteryx: Falcula, Lacertula.

* Geometrae.

Adaequata, Advenaria, Adustata, Aestivaria, Albicillata, Albulata, Alchemillaria, Alniaria, Amataria, Apiciaria, Artemisaria, Atomaria, Aversata;

Badiata, Betularia, Bilineata, Bipunctaria, Bisetata, Biundularia, Brumata.

Caerulata, Candidata, Capreolaria, Carbonaria, Cervinata, Chaerophyllata, Clathrata, Comitata, Conjugata, Consignata, Consobrinaria, Consortaria, Corylata, Crataegata, Cydoniata, Cytisaria;

Dealbata, Derivata, Diversata, Dolabraria, Dubitata; Emarginata, Euphorbiata, Exanthemaria;

Farinata, Fasciaria, Ferrugaria, Flammularia, Flavofasciata, Fluctuata, Fulvata;

Galiata, Gemmaria, Glarearia, Grossulariata;

Hirtaria, Hyemaria;

Immorata, Impluviata;

Lactearia, Lichenaria, Linariaria, Litorata, Lunaria, Luteata, Lineata Sc.;

Maculata, Margaritaria, Marginata, Marginepunctata, Mensuraria, Miaria, Mocniaria, Moniliata, Montanata, Murizaria;

Nemorata, Notataria, Nymphaeata, Niveata Sc.;

Obliterata, Ocellata, Ochreate, Ornata, Osseata;

Pallidata, Palumbaria, Papilionaria, Parallelaria, Pascuaria, Pendularia, Piniaria, Plagiata, Plumaria, Pomonaria, Prasineria, Prodrumaria, Prunaria, Prunata, Psittacata, Pulveraria, Purpuraria, Punctaria, Punctulata, Pusaria, Putataria, Pyraliata;

Quadrifasciata;

Rectangulata, Remutata, Repandaria, Rivulata, Rhamnata, Roboraria, Rubidata, Rubiginata, Rubricata, Russata;

Sambucaria, Scutulata, Selenaria, Sociata, Spadicaria, Strigilata, Sylvestrata, Syringaria, Staphyleata Sc.;

Tiliaria, Trilineata, Tristata;

Vernaria, Vibicaria, Viridaria, Variegata Sc.;

Undulata, Urticata;

Wavaria.

** Pyrales.

Arcualis, Flammealis, Lemnalis, Litteralis, Nym-

phaealis, Pinguinalis, Pollinalis, Pratorum, Proboscida-
lis, Purpuralis, Rostralis, Rubiginalis, Stratiotalis, Ten-
tacularis, Trivialis, Furvalis, Nemoralis &c.

*** Tortrices.

Arcuana, Corylana, Fasciana, Herciniana, Oporana,
Podona, Pomona, Resinana, Rivalana, Rosana, Viridana.

**** Tinea e.

Barbatella, Chrysonuchella, Culmella, Degeerella,
Evonymella, Forficella, Padella, Pascuella, Perlella, Pi-
metella, Scabiosella, Spingiella, Viridella, Xylotella.

***** Alucitae.

Didactyla, Hexadactyla, Pentadactyla, Pterodacty-
la, Tridactyla.

Ich habe Sie ißt mit 532 Schmetterlingen bekannt gemacht, die ich größtentheils selbst gefangen oder bei einigen Liebhabern der praktischen Lepidopterologie gesehen habe. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen an jene Plätze, wo ich diesen niedlichen Geschöpfen nachstellte. Die vielen Stunden, die ich von meinen Knabenjahren an bis auf diesen gegenwärtigen Augenblick dieser Wissenschaft zum Opfer gebracht, waren Stunden unschuldiger und stiller Freude. Der Anblick blühender Wiesen und Gebüsche, auf welchen diese schönen Geschöpfe von Blume zu Blume flattern und die Mysterien der Liebe feiern, die von den Bewohnern der Wälder und Lüfte zu Hymens Feier angestimmten Gesänge, endlich die freie Bewegung in einer mit Düften geschwängerten Luft, die man zu machen genöthigt ist, wenn man diese Geschöpfe in seine Gewalt bringen will, das alles wirkt so wohlthätig auf Geist und Körper, daß man dabei alle geheime Leiden und Kränkungen, die man etwa in den Tempel der Natur mitgenommen hat, vergißt, und die Müdigkeit nicht leicht eher gewahrt wird, als nach seiner Zurückkunft vom Fange. Zudem erinnert mich die sinnige Betrachtung dieser ähertischen, aus einer gröbern Hülle zu einem verfeinerten und höhern Daseyn sich emporgeschwungenen Geschöpfe an eine der reizendsten Dichtungen, an den Mythos von Amor und Psyche, die allein Jeden bezaubern müßte, der den Grieschen Artgefühl und tiefen Blick in die Geheimnisse der Natur absprechen wollte. Unwillkürlich erhebt man seine Blicke zu der heltern Bläue des Himmels, wohin sich diese Geschöpfe mit ihren vergoldeten Fittigen erheben, und es verbreitet sich bei ihrer Beschauung über Leben und Tod ein milder Schimmer jenes höhern und geistigen Lebens, wo auch wir die grobe Hülle abstreifen werden, um uns als vollendete Wesen zu dem Quell des Lichtes und der Liebe zu erheben, um ewig liebend, ewig glücklich zu seyn. *) So werde ich durch

*) M. f. Die Schöpfung der Raupe, in Dr. Friedrich Adolph Krummachers Parabeln. 2ter Bd. Neutlingen 1810.

die Metamorphose dieser Geschöpfe immer an meine Bestimmung erinnert, und ich bin der Meinung, wenn man die Natur so betrachtet, wirke sie belehrend, rührend und stärkend auf des Beschauenden Gemüth, wie auch der selige Reinhard schon dargethan hat. *) —

Vergeben Sie mir daher diese kleine Expectoration; sie mag Ihnen beweisen, daß ich für die Natur noch immer so enthusiastisch eingenommen bin, wie ich es damals war, als wir noch mit einander in der Nähe von Dülmüg herbarisirt und entomologisirt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben und Gesundheit.

Eau de la pierre. Mittel gegen das Wundliegen der Kranken.

(Vergl. Hesp. Nr. 16. des XXIX. B.)

In der Beilage Nr. 16. zum 29. Bande Ihrer schätzbaren Zeitschrift „Hesperus“ geschieht sub VI. 34. e. eine Anfrage wegen der Zubereitung eines Mittels wider das Wundliegen der Kranken, welches in Frankreich unter dem Namen „Eau de la pierre“ bekannt ist. In der langwierigen und schmerzhaften Krankheit eines theuren Freundes habe ich das Recept zu diesem Präparat erhalten, und lege dasselbe in einer buchstäblichen Abschrift in deutscher und französischer Sprache, so wie ich es bekommen habe, in der Anlage bei. Ich habe dieses Mittel in der Apotheke nach dieser Vorschrift bereiten lassen, und mit Genehmigung des Arztes bei dem erwähnten Kranken und zwar mit bewunderungswürdigem Erfolge angewendet; denn obchon derselbe ohnehin von äußerst schwächlichem, reizbarem Körperbau bereits ganz abgezehrt und an mehreren Stellen seines Körpers theils roth und blau unterlaufen, theils ganz wundgelegen war, so verschwanden Wunden und Farbe in wenig Stunden nach dem Gebrauche, und der Kranke klagte seitdem nie mehr über Schmerzen des Liegens. Ich habe mir die einzige Abweichung von der Vorschrift erlaubt, statt eines Stückchens in der Größe einer Erbse, 2 bis 3 Steinchen in der Größe einer großen Bohne in $\frac{1}{2}$ Maas Brunnenwasser zu werfen. Mehrere Bekannte, denen ich dieses Recept mitgetheilt, haben es mit gleich gutem Erfolge angewendet, und ich zweifle nicht, daß es auch bei andern Wunden und äußerlichen Verletzungen von heilsamen Wirkungen seyn könne. Sollten Sie das Recept zur Aufnahme in Ihre Zeitschrift als Antwort auf die Eingangsbetragene Anfrage geeignet finden, so würde sich seines Besizes doppelt erfreuen

der Einsender.

*) System der christlichen Moral, von Dr. Franz Volkmar Reinhard. Wien und Prag. 4. B. SS. 432 bis 454.

Recette de l' Eau de la pierre.

- $\frac{1}{2}$ lb de Vitriol vert.
 $\frac{1}{2}$ lb d' Alun.
 1 Once de Vert de gris.
 $\frac{1}{4}$ Once de Sel ammoniac.

Il faut bien pulvériser ces drogues, les mettre dans un poëlon de terre, neuf, à trois pieds, et peu profond. Faites les cuire sur un petit feu, que vous augmenterez peu à peu jusqu'à ce que le tout soit bien fondu et liquide; continuez de les faire cuire, jusqu'à ce qu'il paraissent 5 ou 6 bouillons de la grandeur du Vase; tirez le du feu et laissez le refroidir. Il faut casser le poëlon pour en retirer la matière, qui est dure comme de la pierre. En cuisant ces drogues il les faut remuer exactement jusqu'à ce que les gros bouillons commencent, — et prendre garde de ne pas en respirer les vapeurs.

On fera le mieux de faire préparer ces drogues chez l'apothicaire, pour qu'elles soient soigneusement faites.

Pour s'en servir il faut en prendre un morceau de la grandeur d'un pois, qu'on met dans une bouteille sur laquelle on verse un demi-pot d'eau fraîche. Il faut la laisser reposer pendant 12 heures, afin qu'elle se fonde bien, et remuer la bouteille chaque fois qu'on veut s'en servir. On en verse dans un vase, et en lave le malade; il n'est pas besoin de la chauffer; pourvu qu'elle reste dans la Chambre, elle acquiert le degré qu'il lui faut. Il ne faut plus se servir ni de la bouteille, ni du vase.

Dans les maladies longues où l'on craint que le malade ne se blesse, on le lave avec cette eau 2 ou 3 fois par jour; et lorsqu'il est blessé l'on prend de la Charpie qu'on imbibe et qu'on met sur la playe, ce qu'on renouvelle également.

Il sera bon de s'en servir d'avance, puisque cela empêche les écorchures si douloureuses pour le malade.

III. 20. Interessante geographisch = statistische Nachrichten.

Die Schottländerinnen.

Frauen und Mädchen, die nicht den höhern Ständen

Vrag. verlegt bei J. G. Caloe. Gedruckt in der Sommerschen Buchdruckerei.

Man nimmt

- $\frac{1}{2}$ lb grünen Vitriol,
 $\frac{1}{2}$ lb Alaun,
 2 Loth Grünspan,
 1 Loth Salmiak,

läßt alles dieses wohl pulverisiren, und stellt diese Mischung in einem neuen, seichten, irdenen Gefäße mit Füßen (Raine) auf ein kleines Feuer, welches man immerzu verstärkt, bis das Ganze durchaus wohl geschmolzen und flüßig ist. Man fährt mit dem Sieden so lange fort, bis 5—6 Blasen (Waller) von der Größe des ganzen Gefäßes vorüber sind; dann nimmt man es vom Feuer und läßt die Materie auskühlen. Um dieselbe herauszukriegen, muß man das Gefäß zerschlagen, da sie so hart wie Stein geworden ist. Während des Siedens muß man die Flüssigkeit, bis sie zu kochen anfängt, sorgsam umrühren; auch muß man sich wohl in Acht nehmen, die Dämpfe nicht einzuathmen.

Der Genauigkeit halber dürfte es am gerathensten seyn, diese Steine in der Apotheke bereiten zu lassen.

Gebrauch.

Man nimmt von dieser Materie ein Stück von der Größe einer Bohne, wirft es in eine Glasflasche und gießt $\frac{1}{2}$ Maß frischen Wassers darauf. Hierauf läßt man es 12 Stunden ruhen, damit sich die Materie wohl auflöse. Wenn man sich des Wassers bedienen will, muß man die Bouteille jedes Mal wohl ausschütteln. Man gießt alsdann etwas davon in eine Schale und wäscht damit den Kranken. Es ist nicht nöthig, das Wasser zu wärmen; es ist hinreichend, wenn es fortwährend im Zimmer des Kranken steht, wodurch es den gehörigen Wärmegrad von selbst erhält. Uebrigens darf man sich fernerhin weder der Bouteille, noch der Schale zu einem andern Gebrauche bedienen.

In langwierigen Krankheiten, wo man das Wundliegen befürchtet, wäscht man den Kranken 2—3mal des Tags mit diesem Wasser, oder legt ihm, wenn das Fleisch roth oder blau unterlaufen ist, in dieses Wasser eingetauchte Flecken Leinwand auf; ist ein Theil schon wirklich wund, so legt man auf die wunden Stellen eingetauchte Leinwandfasern (Charpie), welches man ebenfalls 2—3mal des Tags wiederholt.

Am besten ist dieses Wasser bei langwierigen Krankheiten als Präservativ zu gebrauchen, weil es das so schmerzhaftige Wundliegen (Aufliegen) ganz sicher verhindert.

angehören, sieht man selbst Sonntags zwar mit langen weißen Kleidern, mit Shawls und Sammethauben angethan, selbst mit Handschuhen und Regenschirmen versehen, aber Schuh' und Strümpfe tragen sie fein säuberlich in den Händen und gehen barfuß durch den Schmutz der Gassen. (Simonds.)

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 20. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im November 1821.)

XI. 18.

P h i l o s o p h i e .

Eine Parallele zwischen alter und neuer
Literatur und Kunst.

Eine Vorlesung, gehalten in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Erfurt, 1820 im November.

Ein flüchtiger Blick in das große, weite, unermessliche Reich der Künste und Wissenschaften zeigt unwidersprechlich, daß es so gut seine Länder, Perioden und Abwechslungen habe, wie der Erdkreis selbst, und die Geschichte der Kunst und Literatur lehrt uns, daß diese von einem Reiche in das andere wandern, und einer steten Vervollkommung fähig sind. So wie aber die Menschen auf der einen Seite eine fast unüberwindliche Begierde und einen überwiegenden Hang zum Neuen haben, so findet sich auf der andern Seite bei ihnen gleichwohl auch wieder eine Anhänglichkeit an das Alte, an das Hergebrachte, an die Arbeiten und Verdienste der Vorfahren. Beides ist der Natur des Menschen gemäß, Beides ist daher an sich nicht zu tadeln, wenn man nur in der Mittelstraße bliebe, und die Extreme vermied. In der Regel und nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge sollte das Neue allemal besser, vorzüglicher, gediegener seyn, als das Alte. Denn wenn das Neue immer eine Fortsetzung und Vervollkommung des Alten wäre, wenn kein Stillstand, sondern ein stetes Fortbilden, Vorschreiten und Emporstreben Statt fände, wenn man immer auf das baute, wozu die Alten in so vielen Stücken einen so glücklichen Grund gelegt haben, so hätte man dadurch allerdings einen Schritt weiter gethan, man hätte sich der Vollkommenheit mehr genähert, wenn auch nicht ihr Ideal erreicht, nach welchem der bessere Mensch einen so starken Trieb fühlt.

Hesperus Nr. 20. XXX.

Weil man aber das Alte oft ganz verwirft, und das Neue bloß beschwören, weil es neu ist, mit gar zu großer Wärme ergreift, es mit Vorliebe für sein Zeitalter empfiehlt, und auf den Thron hebt; so werden Andere, welche das Alte bisher eifrig liebten und dessen Werth und Nutzen empfanden, mit Recht gegen manches Neue mißtrauisch, indem sie wohl wissen, daß das Neue, obgleich nicht selten bis an den Himmel erhoben, wenn es nicht, durch lange Erfahrung geläutert, durch den Erfolg als nützlich bewährt, die Probe gehalten hat, gar oft verwerflich geworden ist, und seine Lobredner getäuscht hat. Wenn hingegen derjenige, welcher eine zu große Anhänglichkeit und Vorliebe für das Alte hat, das Neue beschwören verwirft, weil er sich aus seinem bequemem, einmal gewohnten und behaglichen Wirkungskreise nicht herausheben will, oder die damit verbundene Schwierigkeiten, wie der Gemächliche die Arbeit, scheuet, aus Liebe zur Bequemlichkeit keine Aenderung vornehmen mag, so kann er oft auch viel Gutes, Edles und Vortreffliches, das von dem Neuen mit Recht zu erwarten war, hindern. —

Es ist von jeher der Streit geführt worden, ob im Fache der Kunst und Gelehrsamkeit die Neuern den Alten, oder diese jenen vorzuziehen seyen. Perrault erhob im 17. Jahrhunderte hierüber einen heftigen gelehrten Wettkampf und behauptete mit vieler Hitze den Vorzug der Neuern vor den Alten. Boileau und Andere verfochten das Gegentheil, worauf jener seine Meinung in etwas zu ändern schien. Aber dieser Streit ist noch weit älter, indem schon Horaz, Tacitus und Plinius die Klage führen, daß man sie als die Neuen verachte und den Alten nachsetze. Horaz fragt daher B. 2. Epist. 1. mit Recht: „Kann denn das Alte alt geworden seyn, wenn es nicht vorher neu gewesen ist?“ — Halten wir es daher mit Plinius,

welcher im 6. B. 21. Briefe sagt: „Ich bin einer von denen, welche die Alten bewundern, ohne daß ich deswegen die Erfindungen und die guten Köpfe unsers Zeitalters verachte; denn die Natur ist weder so ermüdet, noch erstorben, daß sie nichts Vortreffliches mehr zu erzeugen im Stande sey.“ —

Ich will, so viel mir die Kürze der Zeit, welche mir zur Ausarbeitung dieser Abhandlung vergönnet war, es erlaubt, versuchen, eine Parallele zwischen der alten und neuen Literatur und Kunst zu ziehen. Der Gang meiner Gedanken hierüber wird dieser seyn, daß ich zuerst den Tadel, welchen man hin und wieder unserm Zeitalter, unsern Kunstprodukten, unsern Wissenschaften und unserer Art zu studiren, macht, vortrage und denselben zurückzuweise, dabei aber auch den Werth und die Verdienste der Alten in Künsten und Wissenschaften gehörig würdige und bestimme. Die erlauchte Akademie wird hiernach auch den etwaigen Werth oder Unwerth meiner Arbeit zu beurtheilen wissen.

Ungeachtet unser Zeitalter den Zenith der Aufklärung, Kultur und Wissenschaft erreicht zu haben scheint, obgleich die Künste fast überall in Europa blühen und Erleuchtung, Bildung und Geschmack zum Theil selbst schon in die Sphäre der niedern Stände gebrungen sind; so viele Mühe sich auch die größten Erzieher und Bildner der Menschheit gegeben haben, den Unterricht und die Erziehung der Jugend auf das Möglichstvollkommenste einzurichten, so glauben doch Viele, Stoff genug zu finden, unsern gelehrten Anstalten, wissenschaftlichen und Kunstakademien die bittersten Vorwürfe zu machen, und den Alten weit nachzusetzen. Man behauptet nämlich für's Erste: unsere jetzige Art zu studiren, und seine Künstlerlaufbahn zu machen, sey in Vergleichung mit der ältern Methode viel seichter und nachlässiger, man bringe seine Studien früher zu Ende, obgleich sich der Umfang der Wissenschaften und Künste erweitert habe, komme aber eben deswegen nicht sehr weit, und sehe unsern Werken der bildenden Künste die Stümperei beim ersten Blicke an.

Wenn dieser Tadel gegründet ist, so bekommt unsere Art zu studiren dadurch freilich ein schiefes, falsches und schälendes Ansehen, denn da sich der Kreis der Wissenschaften seit Jahrhunderten so sehr ausgedehnt hat, und zugleich mit den redenden und bildenden Künsten

auf eine so hohe Stufe der Vollkommenheit gestiegen ist; so sollte nothwendig auch die Zeit zum Studiren derselben viel weiter ausgedehnt werden als ehedessen. Aber ist denn diese hier gerügte Methode, sein Studium zu vollenden, gerade die allgemein gebilligte? Ist sie der Geschmack, die Denkart, das Muster Aller? Wer erklärt sie denn für das Non plus ultra? Wer hält sie für ein Ideal? Welche Lehrer und Vorseher der wahren, tiefen, gründlichen Gelehrsamkeit, die hier doch nur allein kompetente und entscheidende Richter seyn können, empfiehlt sie seinen Schülern? Und diejenigen, welche nicht folgen, die nicht für sich emsig, mit Eifer und Liebe studiren, und einige Zeit auf dem Wege zum Heiligthum der Wissenschaft und Kunst stille stehen, befinnen sich oft noch eines bessern und setzen ihre Studien für sich fort. Es ist auch hierbei meistens nicht sowohl der gute Wille, als der Mangel Schuld, wenn Viele sich auf Universitäten und in den Werkstätten der Künstler nicht länger aufhalten. Viele, die, von einem warmen Eifer zu den Wissenschaften oder schönen Künsten glühend, den Samen ihrer künftigen Kenntnisse und Geschicklichkeit auf Akademien gerne lange einsammeln möchten, die mit Neigung und dem regsamsten Fleiße die Hörsäle der Weisen besuchen, werden oft durch ihre beschränkten Vermögensumstände in die engen Grenzen einiger wenigen Jahre eingeschlossen. Viele, welche Gelegenheit und Geld haben, verweilen länger in den Wohnsälen der Gelehrsamkeit, besuchen mehrere, bilden sich durch Reisen, und weiterhin ist jeder Ort ihres Aufenthalts ihnen eine Akademie. Wir haben zu unsern Zeiten große Gelehrte und Künstler, welche auf mehr als einer Universität sich aufgehalten, Gallerien und Schulen der Malerei und Bildhauerkunst besucht, und auch gelehrte Reisen gemacht haben, z. B. Hornemann, Dr. Seeken, Herr von Humboldt, der große Bildhauer Canova, Fernow, von Ramdohr, Bredow, selbst der vor kurzem verstorbene Professor Döll in Gotha, u. a. m.

Man macht unserm Zeitalter ferner den Einwurf oder Tadel, daß es der heutigen Methode, Wissenschaften vorzutragen, an Gründlichkeit, strenger Ordnung, Schärfe, Disciplin und Beständigkeit fehle. Daher so viele seichte Köpfe, so viele unverbaute Meinungen, so viele Neuerungen und Widersprüche, eine solche Menge unnützer und schlechter Bücher; selten sey auch eine

solche Methode alt geworden. Deutschland edle es bereits vor der Kantischen, Fichte'schen und Schelling'schen Philosophie, und so sey es vor diesen Koryphäen der Wolff'schen Lehrart und Philosophie, dem Thomasius, Newton, Locke, Leibniz, de Cartes, Malebranche, Petrus Ramus und Andern ergangen.

Wer weiß es denn aber nicht, daß sich der Wolff'schen, so wie in den neuesten Zeiten der Kant'schen Methode, gleich anfangs nicht allein viele Gelehrte, sowohl Theologen als selbst Philosophen, widersetzten, und sie nicht annahmen, sondern daß auch Viele, welche ihre Grundsätze und Terminologien mißbrauchten, widerlegt und lächerlich gemacht wurden? Doch muß man der Wolff'schen Philosophie, um nicht ungerecht zu seyn, den Ruhm lassen, daß sie zuerst deutsche und bestimmte Begriffe in die Philosophie brachte, der jetzigen Kant'schen oder kritischen Philosophie den Weg bahnte, und bei Kompendien oder sogenannten Handbüchern zu Vorlesungen auf Universitäten ihren guten und unlängbaren Nutzen leistete. Die kritische, Fichte'sche und Schelling'sche Philosophie hat freilich ganz unstreitig und ohne Vergleich mehr geleistet, die Grenzen des menschlichen Wissens bestimmter gezeichnet, durch haarscharfe Begriffe und Definitionen noch die Aristotelische übertroffen, die mannigfaltigen Modifikationen und Felder der Sinnlichkeit, des Erkenntniß- und Begehrungsvermögens, so wie der Urtheilskraft, genauer abgemessen und auseinander gesetzt, und eine totale Revolution im menschlichen Denken hervorgebracht. Der Streitsucht steht nun nicht mehr ein so weiter Spielraum offen, und die Akerphilosophen, die Eklektiker, die popularen Köpfe, denen systematisches Denken und schulgerichtetes Demonstriren ein Brechmittel ist, scheitern an diesem unerschütterlich dastehenden und jedem Angriffe trotzenen Felsen. — Sokrates klagte zu seiner Zeit auch über die Sophisten und ihre Methode, Weisheit zu lehren. Er hatte von ihnen vielen Verdruß und brachte mit der Bestreitung ihrer Lehren und ihres Verfahrens einen großen Theil seines Lebens zu. Hoher Ruhm und Achtung gebühret daher unserm Zeitalter, da man eine philosophisch bestimmte und dabei reine, natürliche, kraftvolle Schreibart liebt, der edlern Sprache den Vorzug zuerkennet, einen körnigen, bestimmten Ausdruck dem matten, schwankenden, spie-

lenden und zweideutigen vorzieht, und sich bemüht, richtig und allgemein verständlich zu schreiben. Ungeachtet zwar noch manche Schriftsteller gezwungen, allzubumreich, störend oder frostig, mit Bombast schreiben, alto cothurno einherschreiten, wie es Horaz nennt, so haben wir doch dagegen eine Menge vortrefflicher Schriftsteller aufzuweisen. Wer tadelt Wieland, Engel, Klopstock, Lessing, Gellert, Spalding, Abbt, Jerusalem, Hermes, Moses, Mendelsohn, Gesner, Zimmermann, Kramer, Göthe, Kant, Schiller und eine Menge Anderer? —

Die Verehrer der Alten machen der neuern Gelehrsamkeit ferner noch diesen Einwurf oder Tadel: die Polyhistorie oder Vielwisserei, verbunden mit der Sucht, zu glänzen, welche in der neuern Zeit fast allgemein um sich zu greifen beginne, bringe den Wissenschaften mehr Schaden als Nutzen, und man könne von gar vielen seyn wollenden Gelehrten mit Recht sagen: *ex omnibus aliquid, in toto nihil*.

Reichtum an gründlichen Kenntnissen ist der Besitz eines Schazes, dessen Werth für das Entbehren aller Geschenke des Zufalls schadlos hält, und dessen Dauer mit stetem Zuwachs und reichlichen Zinsen sich in die Fäden der Ewigkeit spinnt. Das Kapital heller Einsichten gibt untrügliche und vielseitige Zinsen und Ansichten. Der bloße Schein wird zur leuchtenden Wirklichkeit in einer Seele, die von dem Lichte der Erkenntniß erhellet ist. Nur derjenige, welcher mit einer solchen Seele und einem so hellen Lichte ein reines Gefühl für Sittlichkeit verbindet, selbst sieht und selbst denkt, erfreut sich der wahren Aufklärung, und wandelt wie ein Engel des Lichts unter den Sterblichen, um Licht und Segen über sie zu verbreiten, und ihnen einen erhabenen Beweis davon zu geben, daß der Geist des Unendlichen in dem Menschen wehet. Dieß aber freilich nur dann, wenn die Aufklärung des Verstandes ihren veredelnden Einfluß auf den Willen behauptet, ein Einfluß, welcher durch Vernachlässigung der Bildung des moralischen Charakters, durch Sinnlichkeit, Leidenschaften, Erziehung, Beispiele u. s. w. öfters gehindert wird. Eine solche Erleuchtung, eine solche Vielseitigkeit von Kenntnissen, die mit der Moralität nicht gleichen Schritt hält, also dennoch einseitig bleibt, wird gar leicht für den Menschen und für die Menschheit gefährlich. — Ober-

flüchtige Kenntnisse, Vielwifferei geben ein schwaches, dämmerndes Nachtlämpchen, in Vergleich mit jener aller erleuchtenden Fackel. Man sieht nur matte, leichte Umrisse, vielen Schatten, und je mehr der Gegenstände sind, die wir in diesen Skizzen mehr ahnden als sehen, je verdrüßlicher wird die lange Nacht um uns her, und je mehr man sich jenes dämmernden Lichtchens bedient, um damit vor den Leuten zu leuchten, desto leichter verlischt es, und das Tappen im Dunkeln ist dann unvermeidlich. Der Polyhistor, der mit diesem schwachen Lämpchen an das helle Tageslicht zu treten wagt, wird bei aller prahlerischen Arroganz nur Mitleiden erregen, wie ein Nachtwandler, der mit geschlossenen Augen Dächer ersteigt und Lasten aufhebt, ohne zu wissen, was, oder warum er es thut. —

(Die Fortsetzung folgt.)

I. 9.

Waterlandskunde.

Naturhistorische Wanderungen in den Jägerndorfer und heimathlichen Gegenden, geschildert in Briefen an einen Freund in ***** von Rajetan Koschakky.

(Fortsetzung von Nr. 19. Bd. XXX.)

Ich glaube, Sie werden nichts dagegen einzuwenden haben, daß ich Vanesia Prorsa und Levana als bestimmte Arten aufgeführt habe. Ich habe auch deshalb schon vor zwei Jahren im *Hesperus* gesagt, daß ich eigener Erfahrungen wegen Hr. Richter *) bestimmen muß, wenn er der Vereinigung dieser beiden Falter seinen Beifall verweigert. Indessen, da mir ihre Raupen noch nicht zu Gesicht gekommen sind, bin ich noch immer nicht im Stande zu bestimmen, in wiefern *Borkhausen* ***) Recht hat, wenn er versichert, der geübteste Sammler könne wegen der Ähnlichkeit der Raupen dieser beiden Falter nicht mit Gewißheit behaupten, ob er eine Prorsa oder Levana aus ihnen erhalten werde. Sie werden Sich aber noch erinnern, daß wir in dem Wädchen nächst Gradisch bei *Dimlig* die Prorsa nicht mit Levana, und die Levana nie mit Prorsa in Begattung gefunden haben. Beide Falter sind bei uns sehr selten.

Doritis Mnemosyne und *Limenitis Sibylla* hatte ich nicht in meiner Heimath vermuthet, daher ich mich auch ungemein freute, als ich letzteren i. J. 1809 bei *Groszherlig* und später auch in den *Jägerndorfer* Umgebungen mit ersterem entdeckte. Von *L. Populi* fand ich als

te jene Abänderungen, deren Hr. *Dshenheimer* in seinem vortrefflichen Werke gedenket; besonders ist jene Abänderung mit der breiten weißen Binde gar keine Seltenheit. Weniger gemein als bei *Dimlig* ist *Pontia Daplicice*; so auch erscheinen *Lycæna Quercus*, *Ilcis* und *Betulae* nur selten, ja *L. Virgaureae* habe ich bis jetzt nur erst dreimal gefangen. Seit dem warmen Sommer i. J. 1811 sind nicht nur *Apatura Iris* und *Ilia* mit ihren von *Borkhausen* als Arten aufgeführten Varietäten, sondern selbst die gemeinen Weißlinge seltener geworden. — Nur bei *Freibersdorf* und *Groszherlig* habe ich die *Hipparchia Briseis* gefangen, *H. Phædra*, *Hyperanthus* und *Hermione* sind nur sparsame Erscheinungen, sie finden sich jedoch, so wie *Ligea*, mit zunehmender Höhe des Gebirges häufiger ein.

Unter den 25 angegebenen Dämmerungsfaltern sind, mit Ausnahme der *M. Stellatarum* und *Fuciformis*, die *Essien* und *Macroglussen* noch seltene Entdeckungen zu nennen: wahrscheinlich mögen sie wegen ihrer Ähnlichkeit mit den *Piczen* oft übersehen worden seyn. *Deilephila Elpenor* ist um *Jägerndorf* erst dreimal gefangen worden; selbst *D. Porcellus* ist hier nicht so häufig als im flachen *Mähren*, wo er in den Sommermonaten jeden Abend auf den Blumen der *Lychnis vespertina* und des *Echium vulgare* zu fangen war. Der einst so seltene *Atropos* hat sich mit den *Erdäpfeln* auch in *Schlesien* eingefunden, seine Raupe sah ich in meinem Geburtsort und den *Schwärmer* fing ich in *Troppau*. — Ich weiß nicht, ob Sie an dem gefangenen *Sphinx convolvuli* das *Phosphoresziren* seiner Augen, den bisamähnlichen Geruch und den von sich gegebenen wimmernden Ton bemerkt haben? Daß ich den, ihm so nahe verwandten *Sph. Ligustri* nicht auch gefangen habe, erkläre ich mir daraus, daß *Ligustrum vulgare*, worauf sich bekanntlich seine Raupe nährt, bei uns ein seltener Strauch ist. Vielleicht, da dieser Strauch in englischen Gärten jetzt häufig gepflanzt wird, blühet sich dieser *Schwärmer*, den ich in *Mähren* freilich auch nur einmal gefangen habe, bei uns ebenfalls ein. Von *Sph. Pinastri* kann man sich eine hülfreiche Menge verschaffen, wenn man im Sommer in *Fichtenwäldern* die Erde vom Moose entblößt, worunter er seiner *Metamorphose* entgegenharrt.

Da wir *Saturnia Pyri* durch die sechs Jahre unseres Aufenthaltes zu *Dimlig* in allen Obstgärten jährlich häufig gefangen haben, so werden Sie kaum vermuthen, daß dieser *Riese* europäischer *Phalänen* in *Schlesien* noch nicht gefunden worden sey. Ich wurde zwar versichert, er finde sich unterhalb *Troppau*, allein ich vermuthete, man habe ihn mit *S. Spini* verwechselt. *S. Carpini* habe ich mir häufig aus Raupen gezogen. Nur ein einziges *Mahl* ist *Endromis Versicolora* bei *Groszherlig* gefangen worden. Immer hatte ich, durch *Entomologen* irre geleitet, *Notodontia Bicolora* für keinen schlesischen *Schmetterling* gehalten, bis ich ihn endlich vor fünf Jahren auf dem *Burgberge* bei *Jägerndorf* mit *Calosoma Sycophanta* mehreremal von *Bitter-*

*) *De. Germars Magazin der Entomologie.* 1. Bd. 2. S.

**) *X. a. N. 1. B. S. 21.*

poppeln geschüttelt hatte. — Nicht bald habe ich außer *Liparis Dispar*, *Salicis* und *Chrysorrhoea* eine *Phaläne* so häufig gesehen, als *Cossus Aesculi* in *Olmutz* war; jedoch bei uns ist er weit seltener, obgleich es auch hier nirgends an *Roskastanienbäumen* fehlt; *Lithosia Jacobae* und *Rubricollis* sind nirgends selten; selbst die von *Nagel* *) als eine große Seltenheit angegebene *Eyprepia purpurea* ist von mir öfters gefangen worden. *Gastropacha Quercus* ist auf *Waldiviesen* bei *Jägerndorf* sehr gemein, nur ist sie, wenn sie aus dem *Grase* aufgeschreckt wird, ihres schnellen Fluges wegen schwer zu fangen. Die übrigen *Gastropachen* sind mit Ausnahme von *Quercifolia*, *Lancestris* und *Neustria*, gar keine gewöhnlichen Eroberungen. — *Eyprepia Villica* ward i. J. 1809 nur einmal bei *Zatitzig* gefangen, seit einigen Jahren ist sie in der *Jägerndorfer* Umgegend öfters eingebracht worden. *Mormo Maura* hat sich etwan vor zwanzig Jahren in *Gewitternächten* durch die geöffneten Fenster häufig in die Zimmer geflüchtet; allein seit jener Zeit wird sie nur bisweilen gesehen. — *Triphaena Pronuba*, *Eyprepia Dominula*, *Russula*, *Hebe* und *Caja* sind in manchen Jahren sehr gemein, und letztere ist sehr leicht mit *Salat* aus *Raupen* zu erziehen. — *Plusia Festucae* und *Chrysis* habe ich in den hiesigen Gegenden nicht so oft entdecken können, als sie uns in *Olmutz* vorgekommen sind. — Die einst in *Holland* so theuer bezahlte *Catocala Fraxini* gehört bei uns keineswegs unter die seltensten *Phalänen*: sie ist bei *Troppau*, *Eckersdorf*, *Geppersdorf*, *Freyhermersdorf*, und dieses Jahr bei *Jägerndorf* allein viermal gefangen worden. Ihre *Wermänten* sind ebenfalls nicht sehr selten.

Keine *Phaläne* ist seit einigen Jahren so gemein und daher für die *Obstbaumzucht* so nachtheilig geworden, als der *Spanner Geometra Brumata*. Seinen Verheerungen sind vorzüglich jene Gärten ausgesetzt, die gegen Süden keine geschützte Lage haben. Sehr gemein ist auch *G. Grossularia* bei uns; man darf nur im Sommer mit einem *Stoche* an eine *Stachelbeerhecke* schlagen, so flattern aus derselben viele dem *Neze* entgegen. *G. Sambucaria* ist oft in meinem *Geburtsorte* gefangen worden; eben so *G. Papilionaria*, *Prasinaria*, *Viridaria* und *Betularia* in der *Großherlitzer* Umgegend. So kommen in letztgenannter Gegend auch vor: *G. Ochreata*, *Piniaria*, *Parallellaria* und *Atomaria*. Fast allenthalben begegnen dem *Sammler*: *G. Niveata*, *Lineata*, *Exanthemata*, *Urticata*, *Staphyleata*, *Variegata*, *Maculata*, *Crataegata*, *Mensurata*, *Moeniata*, *Bilineata* und *Rivulata*.

Von den *Pyralen* sind *P. Proboscidalis*, *Trivialis* und *Neimoralis* Sc. nicht selten zu finden. — Unter den angeführten *Motten* verdienen *Tinea Pascuella*, *Pinetella*, *Chrysouchella*, *Virginella* Sc. *Evonymella* und *Pa-*

della als die gewöhnlichsten genannt zu werden. — Die oben angegebenen *Blattwickler* (*Fortrices*) sind fast überall nur zu gemein. Aus den angeführten *Aluciten* erscheinen *A. didactyla* und *Pentadactyla* am öftesten.

Daß ich von den *Pyralibus*, *Tortricibus* und *Tinea* nur so wenige aufgezählt habe, daran ist wohl nicht ihre bei uns wirklich so gering vorhandene Zahl, als vielmehr ihre Kleinheit Schuld, weshalb man sie so leicht überseht, oder aber den größeren *Phalänen*, wenn sie zugleich mit jenen *Zwergen* auffliegen, nachsetzt. Nur von wenigen *Eulen* und *Spinneern* war ich im *Stande* anzugeben, ob sie bei uns häufig oder selten vorkommen, und zwar vielleicht deswegen, daß die übrigen wirklich nur sehr selten sind, oder aber daß sie in ihren verborgenen *Schlupfwinkeln* und wegen der Ähnlichkeit ihrer Farben mit dem *Orte* ihres Aufenthalts nur schwer zu bemerken sind, was wohl auch mein halbes kurzes Auge erschwert haben mag.

Ich schließe dieses Schreiben mit der Versicherung, daß ich die nächste freie Stunde benützen werde, um Ihnen das Verzeichniß anserer Käfer mitzutheilen. Sehr würde es mich freuen, von Ihnen zu vernehmen, daß Sie unter den angeführten *Schmetterlingen* manches für Sie Interessante gefunden habe.

Vierter Brief.

In meinem letzten Briefe machte ich Sie mit den *Lepidopteren* bekannt, die ich auf meinen naturgeschichtlichen Wanderungen in den Gegenden meiner Heimath und meines gegenwärtigen Aufenthaltes entdeckt habe. Durch das Verzeichniß derselben werden Sie zu der Ueberzeugung gekommen seyn, daß *Schlesien* in Ansehung des Reichthums an *Schmetterlingen* im Range keineswegs die letzte *Provinz* unsers *Kaiserstaats* sey, obwohl sie es in Ansehung des *Flächenraumes* ist. Es dürfte Ihnen vielleicht aufgefallen seyn, daß ich die *Koleopteren* den *Lepidopteren* nicht vorausgeschickt habe, wie es *Linne*, *Boigt* und andere *Naturforscher* gethan haben. Allein was man vorzüglich liebt, setzt man dem minder Geliebten nicht gern nach. Die große *Sympathie*, die zwischen den *Lepidopteren* und *Pflanzen* jedem *Beobachter* auffallen muß, die bunten Farben, welche diese artigen Geschöpfe zurückgreifend mit den *Blumenkränzen* *Florens* und vorgreifend mit den *Vögeln*, besonders mit den in ihrer *Lebensart* ihnen so nahe verwandten *Fliegenvögeln* und *Kolibris* gemein haben, das geistige, von dem niedern Triebe nach *Nahrung* nicht mehr getriebene Leben, welches viele *Einzelleben* dieser *Ordnung* führen, indem sie nicht einmal die zur *Befriedigung* dieses *Triebes* erforderlichen *Organe* mitbringen, ihr *friedliches* nur noch der *Liebe* geweihtes Leben, und endlich die frohe *Abnung* unsers *Wiederauflebens*, wozu sie schon den *ehrwürdigen* *Ältern* *Veranlassung* gegeben haben, die für ihre *Wünsche* und *Wenig* *Urania* die bunten *ätherischen* *Fittige* von ihnen entlehnt haben *), dieß alles hat mir diese *Thiere* schon längst

*) Versuch einer *lepidopterologischen* *Encyclopädie* für angehende *deutsche* *Schmetterlingsammler*, von *G. Nagel*. *Helmstädt* 1809.

*) Ich bitte nachzulesen: *Mythologische* *Briefe* über *Amors* *Schicksale*, von *J. Karl Unger*. *Wien* 1803.

vor allen andern lieb und werth gemacht. Zwar, werden Sie mir erwidern, herrscht ja auch zwischen den Coleopteren, Dipteren und anderen Thieren dieser Klasse und zwischen den Pflanzen jene bewunderungswürdige Sympathie, und werden mich, um Ihren begründeten Einwurf noch mehr zu gewichtigen, auf *Conrad Sprengel's* Erfahrungen in dieser Hinsicht *) verweisen: allein dieses zugestanden, werden Sie mir doch auch einräumen müssen, daß das Gemüth von den Coleopteren, Dipteren, Hymenopteren u. s. f. nicht so freundlich angesprochen wird, als von den Lepidopteren. Die bizarren Formen, die man bei ihnen findet, das bei ihnen fast durchgreifend herrschende System *Polypheismus*, die oft widerlichen Gerüche und ägrenden Säfte, welche viele von sich geben, die dumpfen und schauerlichen Orte, wo sich viele aufhalten, und noch mehrere andere Eigenschaften stoßen von den Coleopteren eben so zurück, als die Schmetterlinge anziehen. Sie werden diese Vorliebe für Blumen und Schmetterlinge selbst bei der Jugend wahrgenommen haben, wo das Gemüth noch durch keine Leidenschaften und geschraubte Schulansichten getrübt wird; ich schäme mich nicht, Ihnen zu gestehen, daß ich noch so fühle.

Wenn ich es auch billige, daß die Methodisten die Coleopteren, wegen ihrer näheren Verwandtschaft mit den Crustaceen und durch diese mit den Knorpelfischen, höher stellen als die Lepidopteren; so bin ich doch lieber meinem Gefühle und den mit mir ähnlich fühlenden Verfassern des *Verzeichnisses der Schmetterlinge der Wiener Gegend* (Wien 1776. III. Abth.) gefolgt, und habe Sie zuerst mit den Schmetterlingen bekannt gemacht, und zwar um so mehr, als ich nicht für die Schule sondern für den Freund geschrieben habe, von dem ich erwarten kann, daß ich — meinem natürlichen Gefühle folgen darf.

Ich eile nun, Sie mit den von mir, oder von meinen Schülern, die mich öfters auf meinen Excursionen begleitet haben, gefangenen heimischen Käfern näher bekannt zu machen. Schon unter den Glossaten werden Sie manche Art aufgezehlt gefunden haben, die Sie in *Schlesien* entweder gar nicht oder nur als eine seltene Erscheinung vermuthet hätten; unter den Cleutheraten werden Sie nicht nur manche Seltenheit, sondern auch manche Eigenthümlichkeit *Schlesiens* entdecken, und sich deshalb als Vaterländer gewiß mit mir freuen. Im Gegentheile aber werden Sie auch wieder manchen Käfer vermissen, oder doch nur als selten angegeben finden, den wir während unserer Studien in *Ulm* häufig auf unsern Ausflügen in die nahen Umgebenden jener Stadt häufig gefunden haben. Ich will zur leichteren Uebersicht und Vergleichung die Gattungen dieser Einzellieben in alphabetischer Ordnung folgen lassen.

Actinophorus: *Schaefferi* Duftschmid **).

Aesalus: *Scarabaeoides* D.

*) Das entdeckte Geheimniß der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen, von *C. R. Sprengel*. Wien 1793.

**) *Fauna Austriae*, oder Beschreibung der österreichischen Insekten für angehende Freunde der Entomologie, von *Dr. Kaspar Duftschmid*. Wien 1805. 1812.

Altica: *erucæ*, *dorsalis*, *exoleta*, *euphorbiæ*, *nomorum*, *Sisymbrii*, *oleracea*, *Verbasci*, *Panzer* *).

Anisotoma: *ferrugineum*, *seminulum*, *castaneum* P.
Anobium: *Boleti*, *castaneum*, *striatum* *pertinax*, *tessellatum*, P.

Anthicus: *floralis*, P.

Anthrenus: *Scrophulariæ*, *museorum*, *Verbasci*, *Pimpinellæ*, P.

Anthrabus: *varius*, *albinus*, P.

Apate: *capucina*, P.

Aphodius: *fossor*, *subterraneus*, *terrestris*, *granarius*, *pusillus*, *obscurus*, *erraticus*, *foetens*, *finetarius*, *sordidus*, *prodrumus*, *conspurcatus*, *inquinatus*, *nigripes*, *consputus*, *merdarius*, *porcatus*, *arenarius*, D.

Atopa: *cervina*, *cinerea*, *Oken* **).

Attelabus: *aequatus*, *alliariae*, *alviariae*, *bachus*, *Betulae*, *Betuleti*, *Coryli*, *Craccæ*, *curculioides*, *cyaneus*, *cupreus*, *flavipes*, *frumentarius*, *pubescens*, *Sorbi*, *Populi*, *cuprirostris*, *caeruleocephalus*, P.

Blaps: *Mortisaga*, D.

Bolitophagus: *reticulatus*, *agricola*, D.

Bostrichus: *chaleographus*, *typographus*, *laricis*, *pygmaeus*, *ligniperda*, *abietinus*, *piniperda*, *testaceus*, *crenatus*, P.

Brachinus: *crepitans*, D.

Buprestis: *chryso stigma*, *lugubris*, *biguttata*, *linearis*, *nitidula*, *quadripunctata*, *rustica*, *mariana*, *rutilans*, *viridis*, P.

Byrrhus: *aeneus*, *albopunctatus*, *ater*, *dorsalis*, *fasciatus*, *minutus*, *varius*, *semistriatus*, P.

Calandra: *granaria*, O.

Callidium: *bajulus*, *agreste*, *clavipes*, *femoratum*, *fennicum*, *fulcratum*, *fuscum*, *rusticum*, *praeustum*, *striatum*, *triste*, *sanguineum*, *violaceum*, *undatum*, *Verbasci*, *mysticum*, *massiliense*, *arietis*, *detritum*, *arcustum*. *Gazella*, P.

Calopus: *serraticornis*, P.

Calosoma: *sycephanta*, *inquisitor*, D.

Cantharis: *fusca*, *dispar*, *obscura*, *pellucida*, *lateralis*, *melanura*, *bipunctata*, *nitidula*, *testacea*, *biguttata*, *livida*, *fulvicollis*, *obscura*, P.

Carabus: *coriaceus*, *catenatus*? *violaceus*, *convexus*, *hortensis*, *nodulosus*, *cancellatus*, *granulatus*, *auro-*

*) *Dr. Panzer's Insekten-Fauna auf das J. 1795.*

**) *Oken's Lehrbuch der Zoologie. 1. Abth. Jena 1815.*

nitens, *auratus*, *irregularis*, *nitens* P., *crux major*, *brunneus*, *rufescens*, *cephalotes*, *elatus*, *striola*, *gibbus*, *niger*, *melanarius*, *lepidus*, *cupreus*, *aeneus*, *binotatus*, *fulvipes*, *signatus*, *ruficornis*, *nigrita*, *tardus*, *picipennis*, *vernalis*, *fulvus*, *apricarius*, *helo-pioides*, *vulgaris*, *communis*, *viridis*, *cisteloides*, *melanocephalus*, *aterrimus*, *holosericeus*, *nigricornis*, *sexpunctatus*, *parumpunctatus*, *meridianus*, *interpunctatus*, *foveolatus*, *flavicornis*, *leucophthalmus*, *oblongopunctatus*, *vestitus*, *germanus*, *lunatus*, *discus*, *prasinus*, *gagates*, *tristis*, *nemoralis*, *metallicus*, *nigrita*, *bipustulatus*, *angusticollis*, *intricatus*, D.

Cassida: *affinis*, *equestris*, *viridis*, *ferruginea*, *vibex*, *fastuosa*, *margaritacea*, *nobilis*, P.

Cerambyx: *Cerdo*, *crinitus*, *fascicularis*, *Heros*, *hispidus*, *pilosus*, *nebulosus*, P.

Cerocoma: *Schaefferi*, P.

Cetonia: *fastuosa*, *aurata*, *marmorata*, *viridis*, *hirtella*, *stictica*, *metallica*, D.

Chrysomela: *tenebricosa*, *göttingensis*, *hottentotta*, *aethiops*, *lamina*, *graminis*, *cuprea*, *haemoptera*, *varians*, *violacea*, *Populi*, *Tremulae*, *Staphyleae*, *polita*, *lurida*, *collaris*, *Salicis*, *Viminalis*, *decempunctata*, *sexpunctata*, *pallida*, *Polygoni*, *cerealis*, *fastuosa*, *gloriosa*, *speciosa*, *sanguinolenta*, *marginata*, *aucta*, *marginella*, *quinquepunctata*, *Scutellata*, *Armoraciae*, *aenea*, *vigintipunctata*, *flavicans*, *litura*, P.

Cicindela: *campestris*, *hybrida*, *sylvatica*, *germanica*, D.

Cistela: *humeralis*, *laeta*, *pallida*, *pallipes*, *fulvipes*, *sulphurea*, *ceramboides*, *tepturoides*, P.

Clerus: *formicarius*, *quadrimaculatus*, *apiarius*, P.

Clythra: *bucephala*, *cyanea*, *tridentata*, *longimana*, *quadripunctata*, *Scopolina*, P.

Coccinella: *impunctata*, *pubescens*, *marginepunctata*, *bipunctata*, *tripunctata*, *hieroglyphica*, *quadrimotata*, *septemnotata*, *quadripunctata*, *septempunctata*, *octopunctata*, *decempunctata*, *tigrina*, *pantherina*, *quatuordecimpustulata*, *duodecimpustulata*, *decempustulata*, *sempustulata*, *bisbipustulata*, *bisbiverrucata*, *quadriverrucata*, *renipustulata*, *fasciata*, *bipustulata*, *analis*, *arctica*, *biguttata*, *decemguttata*, *quatuordecimguttata*, *sexdecimguttata*, *octodecimguttata*, *vigintiguttata*, *conglobata*, *ocellata*, *quatuordecimmaculata*, *tredecimmaculata*, *duodecimgemmata*, *tredecimpunctata*, *vigintipunctata*, *vigintiduopunctata*, *vigintiquatuor punctata*, P.

Colydium: *sulcatum*, *filiforme*, P.

Copris: *lunaris*, *lemur*, *austriaca*, *vacca*, *coenobita*, *fracticornis*, *nuchicornis*, *nutans*, *Schreberi*, *taurus*, *capra*, D.

Corynetes: *violacea*, O.

Crioceris: *fulvicollis*, *Asparagi*, *brunnea*, *cyarella*, *melanopa*, *quatuordecimpunctata*, *campestris*, *duodecimpunctata*, *Phellandrii*, P.

Cryptocephalus: *Coryli*, *variegatus*, *lineola*, *violaceus*, *marginatus*, *vittatus*, *variabilis*, *bipunctatus*, *labiatus*, *nitens*, *Moraei*, *Hübneri*, *bipustulatus*, *flavilabris*, *flavipes*, *flavifrons*, *sericeus*, *sempunctatus*, P.

Cucujus: *sanguinolentus*, D.

Curculio (et *Rhynchaenus* et *Lixus* Fabr.): *viridis*, *palliaris*, *nebulosus*, *marmoratus*, *sulcirostris*, *obliquus*, *incanus*, *micans*, *Polygoni*, *Arundinis*, *moerens*, *Coryli*, *lineatus*, *fulvipes*, *hirsutulus*, *scabriusculus*, *chloropus*, *raucus*, *Ligustri*, *Zebra*, *nubilus*, *calcaratus*, *picipes*, *Pyri*, *lepidopterus*, *alneti*, *mali*, *piceus*, *argentatus*, *ovatus*, *muricatus*, *oblongus*, *triguttatus*, *globulus*, *pini*, *fuscocomaculatus*, *equisetti*, *pruni*, *dorsalis*, *crux*, *paraplecticus*, *brunneus*, *artemisiae*, *abietis*, *lapathi*, *germanus*, *scrophulariae*, *thapsus*, *blattariae*, *guttatus*, *echii*, *lamii*, *trimaculatus*, *violaceus*, *nucum*, *druparum*, *pe-morum*, *calcar*, *beccabungae*, *populi*, *jota*, *salicis*, *bicolor*, *quinquepunctatus*, *anguinus*, P.

Cychrus: *rostratus*, D.

Dermestes: *lardarius*, *macellarius*, *aterundatus*, *vulpinus*, *murinus*, *catta*, *tomentosus*, *pellio*, *vigintiguttatus*, P.

Diaperis: *boleti*, *bicolor*, D.

Dircaea: *humeralis*, P.

Donacia: *clavipes*, *crassipes*, *festucae*, *nigra*, *nymphææ*, *sagittariae*, *simplex*, P.

Dytiscus: *latissimus*, *marginalis*, *punctulatus*, *Roeselii*, *sulcatus*, *cinereus*, *bipustulatus*, *fuscus*, *striatus*, *ater*, *fenestratus*, *lacustris*, *stagnalis*, *notatus*, *adspersus*, *maculatus*, *paludosus*, *picipes*, *dorsalis*, *minutus*, *crassicornis*, *geminus*, *guttatus*, D.

Elaphrus: *aquaticus*, *semipunctatus*, *riparius*, *flavipes*, *paludosus*, *minimus*, *rupestris*, *pygmaeus*, D.

Elater: *aterrimus*, *niger*, *murinus*, *holosericeus*, *teselatus*, *fasciatus*, *varius*, *aeneus*, *pectinicornis*, *castaneus*, *linearis*, *obscurus*, *marginatus*, *saturalis*,

- lineola*, thoracicus, ruficollis, brunneus, haematodes, Sa uineus, ephippium, testaceus, balteatus, praeustus, elongatus, gliscereus, lateralis, sputator, analis, variabilis, pilosus, rufipes, minutus, Bructeri, bipustulatus, ferrugineus, tristis, striatus, P., undulatus, O.
- Endomychus*: coccineus, P.
- Galeruca*: tanacetii, rustica, alni, vittellinae, lineola, sanguinea, capreae, flavipes, P.
- Geotrupes*: nasicornis, D.
- Gyrinus*: natator, D.
- Hallominus*: micans, D.
- Helodes*: Phellandrii O.
- Helops*: lanipes, ater, caraboides, D.
- Heterocerus*: marginatus, laevigatus, D.
- Hispa*: atra (spinosa O.) P.
- Hister*: quadrimaculatus, sinuatus, unicolor, bissexstriatus, purpurascens, bimaculatus, semipunctatus, transversalis, depressus: D; metallicus P.
- Hydrachna*: ovata D.
- Hydrophilus*: piceus, caraboides, luridus, melanocephalus, griseus, truncatellus, orbicularis, minutus, fuscipes, D.
- Helophorus*: grandis, nubilus, aquaticus (var. flavipes) D.
- Hypophloeus*: castaneus, bicolor, ferrugineus, D.
- Ips*: quadripustulata, bipustulata, humeralis, P.
- Lagria*: hirta, pubescens, P.
- Lamia*: textor, aedilis, curculionoides, rufipes, sartor, sutor, varia, tristis, nebulosa, pedestris, P.
- Lampyrus*: noctiluca, splendidula, P.
- Leptura*: hastata, melanura, laevis, livida, sanguinolenta, meridiana, villica, rubra, testacea, atra, femorata, nigra, quadriguttata, quadrimaculata, octomaculata, attenuata, calcarata, subspinosa, quadri-fasciata, sericea, virginea, collaris, unipunctata, maculicornis: P., tomentosa: O.
- Lebia*: crux minor, truncatella: agilis, quadrimaculata, D.
- Lucanus*: cervus, parallelepipedus, caraboides, tem-broides, D.
- Lycus*: politus, histeroides, crenatus, pubescens, P.
- Lycus*: sanguineus, aurora, P.
- Lymexilon*: dermestoides, P.
- Lytta*: vesicatoria, syriaca P.
- Melachius*: aeneus, fasciatus, equestris, pedicularius, pulcarius, bipustulatus, B.
- Melandria*: caraboides, D.
- Melasis*: flabellicornis, P.
- Meloe*: brevicollis, majalis, proscarabaenus, tecta, P.
- Melolontha*: vulgaris, hippocastani, solstitialis, aequinoctialis, aprilina, brunnea, Julii, horticola, fruticosa, agricola, pilosa: D., ruficornis, castanea, puberulenta, P.
- Molorchus*: abbreviata, dimidiata, P.
- Mordella*: aculeata, atra, fasciata, frontalis, thoracica, P.
- Mycetophagus*: quadrimaculatus, sanguinicollis, piceus, punctatus, P.
- Mylabris*: Fucelini, P.
- Necydalis*: viridissima, virescens, testacea, podagrariae, clavipes, flavicollis, P.
- Nicrophorus*: germanicus, humator, vespil'o, P.
- Nitidula*: bipustulata, obsoleta, ferruginea, aestiva, obscura, aenea, discoidea, colon, sordida, truncata, varia, haemorrhoidalis, solida, virescens, P.
- Notoxus*: mollis, P.
- Opatrum*: sabulosum D. P.
- Oxyporus*: rufus, maxillosus, thoracicus, P.
- Paederus*: fulvipennis, riparius, ruficollis, elongatus, tricolor, P.
- Parnus*: prolificornis D. P.
- Pimelia*: bipunctata Ok.
- Prionus*: coriarius P.
- Ptilinus*: pectinicornis, muticus, P.
- Ptinus*: fur, imperialis, latro, crenatus, pectinax, P.
- Pyræchoa*: coccinea, pectinicornis, P.
- Rhagium*: clathratum, cursor, indagator, inquisitor, mordax, noctis, bifasciatum, P.
- Rhinomacer*: curculioides, P.
- Ripiphorus*: populneus, P.
- Saperda*: carcharias, scalaris, bclulata, linearis, erythrocephala, nigricornis, populnea, tremula, virescens, testacea, praeusta, P.
- Sarretium*: muticum, O.
- Scaphidium*: agasicium, boleti, P.
- Scarabaeus*, stercorarius, silvaticus, vernalis, D.
- Scarites*: fossor, thoracicus, gibbus, D.
- Sinodendron*: cylindricum, D.
- Silpha*: littoralis, atrata, lunata, brunnea, ferruginea, obscura, rugosa, opaca, sinuata, tomentosa, quadripunctata, thoracica, reticulata, P.
- Sphaeridium*: scarabaeoides, lunatum, bipustulatum, marginatum, melanocephalum, simetarium, unipunctatum, P.
- Spercheus*: emarginatus D.
- Spondylis*: buprestoides P.
- Staphylinus*, murinus, pubescens, olens, similis, maxillosus, erythropterus, fossor, politus, splendens, fuscipes, aenecephalus, rugosus, floralis, biguttatus, melanocephalus, P.
- Tenebrio*: molitor, culinaris, D.
- Tetratoma*: cinnamomea, P.
- Trichius*: eremita, nobilis, variabilis, fasciatus, hemipterus D.
- Tillus*: elongatus, P.
- Tritoma*: pilosa, bipustulata, dubia, R.
- Trox*: sabulosus, scaber, hispidus, D.
- Zonitis*: praeusta, Ok.

(Die Fortsetzung folgt.)

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 21. des 20sten Bandes.

(Gedruckt im November 1821.)

XII. 39.

Debatten und Berichtigungen.

Bergwerksverwaltung durch Staats- oder Privatbeamte.

Fortsetzung der Beantwortung der im Hesperus XXVI. B. I. Heft S. 11 und III. Heft S. 60 von Hrn. A. J. D. gemachten Eröffnung.

(Weil. Nr. 10. B. XXVIII.) *)

Die Frage, ob es besser ist, die Berg- und Hüttenwerke ärarialisch oder durch Private allein betreiben zu lassen u. s. w. (siehe Seite 13 III. Heft) dürfte sich wohl von selbst beantworten, wenn man das bereits Gesagte erwägt, und dies um so mehr, als von der gegenwärtigen Zeit nur allein die Rede ist. Einst, wie die Bergbaulust unter dem Volke vorherrschte, wo beinahe jeder Privatmann zum Betrieb des Bergbaues von dem Gewinn seines Erwerbes etwas erübrigen konnte und wollte, wo die Bergbauimmunitäten jedweden Staatsbürger anspornten, sich dadurch eine bessere Subsistenz zu verschaffen, würde ich ganz der Meinung gewesen seyn, die Berg- und Hüttenwerke unter gewissen Bedingungen Privaten zu überlassen. Gegenwärtig aber kann, und zwar in mancherlei Rücksicht der Abtretung der Aerarialwerke an einzelne Private nicht mehr gedacht werden, weil aus ganz einleuchtenden Gründen (Deren ich noch erwähnen werde) der Bergbau vollends in Grab finden würde. — Sind denn nicht im gewissen Sinn durch die Bergwerksverträge dem Herrn- und

Ritterstande die Vortheile zum eigenen Betrieb des Bergbaues an Handen gelassen, und in Ansehung des Terrains der größte Theil der Gebirge anvertraut und übertragen worden? — Ich glaube auch nicht, daß jemals eine solche Abtretung ernstlich als Projekt bei der geheimen Staatskonferenz in Vortrag gekommen sey, vielmehr scheint es aus einer politischen Kammergiebergesellschaft abzustammen; einem denkenden Kopf würde so etwas nie beifallen. Hr. A. J. D. hat daher, vorzüglich was diesen Punkt betrifft, mit Ausschluß der schlecht seyn sollenden Administration ganz recht; denn der Bergbau kann für keinen Fall mit einer in stetem Umtrieb befindlichen Fabrik verglichen werden, welche aus rohen Naturstoffen Kunstprodukte liefert, an welchen gar kein Mangel ist und wo der einmal in gehörigen Gang gebrachte mechanische Betrieb nur mit dem Kunstfleiß in Verbindung gebracht werden darf, um den Ertrag zu erhöhen, und wo man in Ansehung der Bestimmung des Werths nur einen zehnjährigen Durchschnittsertrag zu Hilfe nehmen darf.

Bei einem Bergbau hingegen öffnen sich ganz andere Ansichten. Hier hat nur der effektive Stand in merkantilischer Hinsicht seinen reellen Werth, das Uebrige ist wie eine Lotterie; denn der Ertrag ist steigend und fallend, setzt oftmals eine längere Zeit ganz aus, und kehrt nach einem muthigen Kampf der Ausdauer mit segensvollen Anbrüchen dennoch wieder zurück.

Hier liegen keine rohen Naturstoffe zur Erzeugung der Metalle ohne Erze vor; hier hängt der Ertrag nicht wesentlich von dem Kunstfleiß ab; denn die Erze der Metalle und mineralischen Schätze liegen unter verschiedenen Verhältnissen und Umständen bald höher, bald tiefer in dem festen Theile der Erde verborgen; nur das Ausgehen ihrer Lagerstätte zeigt die Möglichkeit oder die mögliche Gegenwart bei einem weitem Verfolge an. Ihre kunstvorschriftmäßige Auffuchung ist eben so mühs-

*) Indessen ist die Replik des Herrn D. in Nr. 9. B. XXIX. erschienen, aus welcher gegenwärtiger Hr. Verf. hinlänglich die Mißverständnisse entnehmen wird, welche hier abzuwalten.

Der Herausgeber.

sam und unsicher, als es beschwerlich und kostspielig ist, ganze Felsenmassen in verschiedenen Richtungen und Tiefen zu durchforschen.

Dem Bergmann ist zur Auffindung reicher Erzanbrüche kein sicheres Ziel gesteckt, auch kann er daher im Ganzen nur analog nach dem vorgehen, was die Geognosie als das Resultat praktischer Erfahrung ihm vorlegt.

Aus dieser gedrängten Darstellung folgt, daß der Bergbau, zumal auf edle Metalle, ein Gegenstand des käuflichen Ueberlassens niemals seyn kann; auch dann nicht, wenn er nicht verpfändet wäre!

Da ferner ein reiner Ertrag beim Bergbau überhaupt zu viel, beinahe einzig vom Glücke abhängt, so kann ein geringer Ertrag an sich nichts entscheiden, wohl aber eine unwirtschaftliche und kunnavorschriftswidrige Bauführung, deren genaue Beurtheilung aber viel Einsicht erfordert. Ich kenne in der Welt kein undankbares Geschäft, als die Verwaltung des Bergbaues in jenen Fällen, wo sich die Erzanbrüche trotz aller Anstrengung eine Zeitlang entfernt halten. Dann muß die Verwaltung oft die größte Sorgfalt und Anstrengung anwenden, um es dahin zu bringen, den Bergbau in seinem vorigen Glanz zu erhalten, besonders wenn dieser Verwaltung in kommerzieller Rücksicht politische Hindernisse sich in den Weg stellen. Und eben zu dieser Zeit ist die Verantwortung und Verfolgung aller Art am größten. Nicht genug, daß der Bergmann, von den gewöhnlichen bürgerlichen Lebensverhältnissen durch seine besondern Verhältnisse getrennt, allen Gefahren des Leibes und des Lebens stündlich in dem Eingeweide der Erde ausgesetzt ist, wegen Einathmung bössartiger Wetter und giftiger Dämpfe ein hohes Alter selten erlangen kann und Beschwernisse mancher Art zu ertragen hat: muß er denn auch noch auf diese rohe Art öffentlich und fälschlich Ausfällen von Profanen ausgesetzt werden? —

Ist dies sein verdienter Lohn? —

Herr A. F. D. fragt ferner bedenklich mit schlechtem Zutrauen, wo im Fall der theilweisen Zersplitterung der Berg- und Hüttenwerke an Private die einzelnen Bürger Rath und Schutz finden würden u. s. w.

Hier kann ich nicht begreifen, wie um Erlangung des nothwendigen Rathes und Schutzes hier eine Besorgnis eintreten könne. Denn betrifft es bloß administrative Gegenstände, so steht ja nach dem so entschiedenen Vorzuge, welcher den Privatbeamten vor den

Staatsbeamten gegeben worden, gar kein Hinderniß im Wege, dem Bürger als Lehenträger und Gewerken mit Rath und That an die Hand zu gehen, um so mehr, da jeder Private nach den landesfürstlichen Gesetzen direkte an die Bauleitung von Seiten der Staatsbeamten nicht gebunden ist; und da nach der Behauptung des Herrn A. F. D. das ganze Berg- und Hüttenwesen der schlechten Verwaltung halber darnieder liegen, so müßte sich ja der Bergbau unter der Leitung der Privatverwaltung gegentheilig wieder um so leichter heben. Inzwischen ist diese Ueberlassung der Bergwerke an Private schon aus einer andern Rücksicht nicht allerdings thunlich. — Betrifft es aber den Schutz der Gerechtigkeit sowohl in Ansehung des Lehn- als des dinglichen Rechts in Bezug auf die Bergbauentitäten, so bestehen diesfalls Berggerichte, welche unter der Leitung der Landesstelle, der Appellation, und diese wieder unter einer höhern Behörde stehen. Mithin ist gar nicht zu begreifen, aus welcher Ursache Herr A. F. D. in diese Verwaltung von Seiten des Staats ein Mißtrauen setzen konnte. Wollte man schlechterdings eine landesfürstliche Berggerichtssubstitution keines Zutrauens würdigen, so kann man ja seine Rechte weiter geltend machen. Hierüber werden die Privatsubstitutionen den besten Rath geben können. Herr A. F. D. frage sich nur bei den Berggerichten an.

Die eigentliche Ursache, warum der Bergbau, im Ganzen genommen, nicht mehr bei Privaten so schwunghaft betrieben wird und immer weniger betrieben werden wird, wenn nicht mit Rücksicht auf die Vergangenheit ein der itigen Zeit angemessenes und dem frühern ähnliches Verhältniß im Staate wieder hergestellt wird, dürfte sich leicht von selbst enthüllen, wenn man die mächtigen Hindernisse zusammen stellen wollte, die sich schon vom 30jährigen Kriege an hier entgegen setzten. Nur von der letzten Zeit will ich erinnern, welchen widrigen Schicksalen der Bergbau ausgesetzt war. Viel leicht liegt selbst eine Ursache in dem bisher üblichen Commerzialsystem und den Conventionen mit fremden Höfen, wonach nicht immer berücksichtigt werden konnte, wie hoch das Metall den Gewerken zu jener Zeit in der Erzeugung zu stehen gekommen ist, wo alle Bergbaubedürfnisse, ja selbst der Arbeitslohn der Theuerung halber auf eine unverhältnißmäßige Höhe steigen mußte. Man hat vielmehr den Preis für den Ankauf der Metalle und

Mineralprodukte ohne alle Rücksicht unverhältnißmäßig gering vorgezeichnet und dadurch den Handelsstand begünstigt, indessen doch jeder Land- und Gewerbemann in Ansehung der Preissatzung seiner erzeugten Produkte und Arbeiten frei schalten konnte. Nur das Montanistieum allein mußte das Opfer des Schicksals, welches auf dem Staat lastet, tragen, und das so empfindlich, daß die Privatgewerke, um sich nach und nach dieser Bürde zu entledigen, selbst wenn sich schon nahe Hoffnungen zeigten, sich genöthigt sahen, ihren Bergbau aufzugeben. Auf diese Art verlor sich in einem Zeitlauf von 30 Jahren die Lust zum Bergbau ungemein. Nur die Eisenwerke allein haben sich erhalten, weil bei diesem Metall keine Beschränkung der Art Statt gefunden hatte, und dessen Preise, so zu sagen, mit der steigenden Theuerung in gleicher Höhe geblieben sind. Der Erfolg davon war, daß die Gebirgsbewohner, welche größtentheils den Bergbau unterstützten und auch ihre Nahrung hieraus zogen, verarmten, und auch gar nicht im Stande waren, etwas zur Emporbringung des Bergbaues mehr beizutragen; denn gerade zu jener Zeit, wo sie im größten Elend schmachteten, stieg der Uebermuth im flachen Lande über alle Gränzen. Der übermäßige Wohlstand, die leichten und einträglichen Erwerbsmittel aller Art machten sie taub für diese edlere Befriedigungsart der Staatsnothdurft, taub für die leidende Menschheit auf dem Gebirge. Dort, wo man bei eifriger Arbeit mit fröhlichem Gemüth ein frommes Berglied absingen gehört hatte, war bei der überhand nehmenden Kraftlosigkeit die Lust mit den Tönen des Elends und des Sammers erfüllt. Der Land- und jeder andere Gewerbemann auf dem flachen Lande, gewohnt, das Einkommen nach seiner Art aufzusuchen und seine Erwerbsmittel zu vervielfachen, unbekannt mit den Vorzügen der Bergbauimmunitäten, fand sonst und ist um so weniger in der Mitbetreibung des Bergbaues einen Reiz.

Bei so bewandten Umständen hatte der ärarialische Bergbau alle Lasten allein auf sich zu nehmen, wodurch starke Reize entstehen und starke Einschränkungen unter dem Personale sowohl als auch unter den Berggebäuden selbst erfolgen mußten, welches Alles der zunehmenden Erzeugung der Metalle nachtheilig war. Die Staatskassen durften wegen anderer nöthigen und unverschieblichen Auslagen nicht geschwächt werden. Zum Unterhalt des östreichischen Bergbauhaushaltes war

kein eigener oder kein hinlänglich bestimmter Fond vorhanden. —

Eine gewisse der Zeit angemessene Begünstigung an der Steuer oder ein auf das Gemüth besonders wirkendes Vorrecht, verbunden mit der Hoffnung eines realen Gewinns, dürfte die Bergbaulust allgemein wieder heben. Wer würde sonst einem bloßen Ungefähr sein Privatvermögen opfern? — Wer würde sich herbeilassen, die alten, der ungünstigen Zeitperiode halber verlassenen Grubengebäude wieder aufzunehmen und zu öffnen, wenn es so bleiben sollte? *) — Denn der Gedanke, daß jene Gebirgsgegenden, wo ehemals der Bergbau im vollen Maaße blühte, wegen Erzangel verlassen seyn sollten, ist bloßes Vorurtheil — beruht auf bloßen Sagen, welche sich weder mit der Theorie, noch mit den vorhandenen Urkunden vertragen. Dies könnte nur von jenen Gegenden gelten, worin die Gänge alle und ganz verhaat wären. — Wo ist diese Gegend? — Ist auch irgendwo eine Leche ganz preß gehaut, so ist dieses nur von dem Innern der Feldgrängen zu verstehen; das Uebrige und das ganze Gebirg in einer ungeheuern Ausdehnung herum ist und bleibt für die Nachwelt dennoch noch neu und unverriht. Man betrachte nur unter den böhmischen und mährischen Gebirgen das Erz- und Riesengebirge, dann die Berge alle bis an den Böhmerwald. Ja, ist nicht ganz Böhmen, wie es Herr Rath v. Eichler in seinem mit patriotischem Eifer herausgegebenen Werkchen nennt, ein kleines Peru? — Sieht man denn an diesen Gebirgen weit und breit Spuren der Verwüstung durch den Bergbau am Tage, welche auf starke Verhaue im Innern zeigen? — Betrachten wir ferner die Karpaten, die Gebirge in Ober- und Niederungarn, die im Banat und in der Wallachei, in Polen, Kärnthen, Krain, Steyermark und Tyrol, dann jene im Innern des Erzherzogthums Niederösterreich! — Wo ist ein Staat, welcher mit so viel Mineralschätzen von der Natur beglückt ist? —

*) Sollte eine höhere Silber- und Goldzahlung nicht fast wieder an ihrem Plage stehen, welche freilich nur durch eine Convention mit fremden Höfen zu erwirken wäre, da im sechzehnten Jahrhundert die Silberzahlung pr. Mark mit 7—8 fl., den Gulden zu 24 Groschen böhmisch, bestanden hatte und später erhöht wurde? Was war die Ursache zu ihrer Erhöhung?

Bei der igitigen Lage der Umstände kann nichts anderes erübrigen, als den Bergbau, zumal auf edle Metalle, mit Aerialregie zu betreiben. Sollte aber nicht ein Nationalverein zu Hülfe kommen können, damit der Gold- und Silberbergbau nicht vollends einschlafe? Auch könnte zur bessern Gründung des Bergbaues auf eine leichte und unfehlbare Art das ganze Publikum beitragen, wenn für ein Fäßchen Salz 3 oder 6 Kreuzer Conv. M. mehr als gewöhnlich bezahlt würden, um vom Ertrage den Silberbergbau in mehreren Orten wieder zu eröffnen. Ein sehr geringer Beitrag für eine Familie, die das ganze Jahr hindurch oft nicht ein Fäßchen verbraucht, wogegen oft zehnmal mehr in einem Tage verschleudert wird.

Wäre der Gold- und Silberbergbau zu jener Zeit, als die Gold- und Silberpunzierung, dann die Silbereinlösung erfolgte, in erwünschtem Flor gestanden, gewiß würde das Finanzministerium nicht Ursache gehabt haben, sich dieser Mittel zu bedienen. Daß dieses Projekt nicht nach Wunsch ausgefallen ist, daran ist weder der Projektant, noch die getroffene Anstalt Schuld, sondern der Mangel an wahrhaft patriotischem Geist — der herrschende Egoismus — und deshalb kam nicht so viel, als man mit Recht vermuthen konnte, in die Einlösung.

In dem äußersten Drang der damaligen Nothwendigkeit, wo die Ueppigkeit im flachen Lande durch den überaus großen Verdienst herbeigeführt wurde, wo man, ohne einen Erwerb als Beruf zu kennen, bloß Geschäfte machen konnte und durfte, um sein Fortkommen zu finden, hätte der Staat Ursache gehabt, mehr Hülfbeiträge zu erwarten, als wirklich erfolgt sind.

Viel edles Metall verschlang der überhand nehmende Luxus. Sollte dieser in fortschreitendem Maße befriedigt werden, so würden die Bergwerke in allen österreichischen Staaten nicht genug Silber liefern können.

Die vielen verlassenen Berggebäude haben gegenwärtig schon zur Folge, daß der inländische Bedarf der mindern Metalle, vorzüglich des Zinns, nicht gedeckt werden kann und aus dem Auslande bezogen werden muß; dergleichen mag es noch mehrere geben. Soll denn das Silber, um den Luxus auf diese Art zu befördern, auch noch aus dem Auslande herbeigeschafft werden, da beinahe die Staatsnothdurft mit dem Erzeugungsquantum kaum auslanzen kann; da es schließlich unmöglich seyn würde, bei den besten Umständen

den der österreichischen Bergwerke diesen Bedarf zu befriedigen? — Aus welcher reinen Aktivquelle sollen denn die Mittel hiezu hergeholt und womit bezahlt werden? —

Einen noch nähern Beweis des überaus großen Silbermangels im österreichischen Staate gibt die Zwölfskreuzergutmanipulation, wo man das reine Silber aus den schon geprägten Münzen mit großem Verlust und Kostenaufwand abtreiben mußte, um die Staatsnothdurft zu befriedigen. Welche Folgen würden erst eintreten, wenn das Aerialium den Bergbau auf Gold und Silber nicht unterhielte oder bis jetzt nicht unterhalten hätte? —

Vergleicht man den gesammten, des Silberbaues wegen vorhandenen Personalstand mit jenem in frühern Jahren, und die gegenwärtige Silbererzeugung in Ansehung des Quantum mit jener der längst vergangenen Zeit, so dürfte sich verhältnißmäßig die Silbererzeugung der gegenwärtigen Zeit nicht gemindert haben. (Siehe Paulus Drogaphie von Joachimsthal Seite 142.) Wollte man aber diesen Vergleich weiter fortführen und einen Kalkul ziehen, wie hoch der Staatsbedarf an Silber und Gold in frühern Jahren gegen den der jetzigen Zeitperiode betragen habe, so wird sich bestimmt zeigen, daß der letzte ungleich größer als der erste seyn mußte. Und woher mag dies wohl kommen? — Nach einem buchhalterischen Kalkul übersteigen zwar die Ausgaben die aus den verkauften Bergwerkprodukten erhaltenen Empfänge um vieles, jedoch wenn man das superplus, um welches die zum Bergbau nöthigen Materialien und andern Erfordernisse aller Art der großen Theuerung halber mit Rücksicht auf den geringen Metallpreis herbeigeschafft werden mußten, ab- und zuschlägt, den Verschleiß und den Münznutzen mit in Anschlag bringt, so entsteht die Frage, ob sich auch zu dieser Zeit eine wahre Einbuße ergeben habe oder nicht.

Erwägt man, daß zu dieser höchst nöthigen Habhaftwerdung keine fremden Kräfte nöthig waren, auf keine Weise der Staat an Aktivvermögen verlor, der Erwerbstand in der gehörigen Höhe erhalten, und gleichwohl nur eine geringe Klasse Menschen in jenen Gegenden erhalten worden ist, in welchen die Natur der dort mangelnden Vegetation halber so stiefmütterlich für sie gesorgt hat, und wo die Nahrungsbedürfnisse unter dem Druck des Buchers weit aus dem flachen Lande herbeigeschafft und bei so schlechten Straßen auch um so theuer

rer verkauft werden müßten ic., so begreift man, daß hier nach höherm statistischem Kalkül der Bergbau statt Verlust Gewinn brachte. Kann denn der durch die Zeit sich aufgedrungene und unverhältnißmäßige Stand der geringen Erzeugung in Betracht des höher gestiegenen Bedarfs der schlechten Verwaltung durch Staatsbeamte — der ebenfalls schlecht seyn sollenden Administration zur Last fallen?

Im III. Heft des XXVI. Bandes Seite 60 des Hesp. besorgt Hr. A. F. D. durch eine bevorstehende Administration, welche „nie bestanden haben soll, daß dem Staat mehr Unkosten aufgebürdet, und der Geschäftsgang mehr erschwert und vervielfältigt würde;“ ferner ist Hr. A. F. D. der Meinung, „daß die Reduzierung statt jener Vermehrung lieber auf die Vereinfachung und Verminderung des Personals, überhaupt „auf die Ersparung in allen Bergwerksverwaltungsweigen bedacht seyn sollte.“

Eine Administration in Bergbauangelegenheiten von jener Art, wie sie Hr. A. F. D. vermuthet, hat zwar noch nicht bestanden; allein unter ähnlichen Umständen bestand zu Prag einst ein Oberstämungmeisteramt, welches im Ganzen genommen dasselbe ist. Der Name macht hier nichts zur Sache; denn es hängt lediglich nur davon ab, wie den vorliegenden Umständen gemäß die Organisirung beschaffen ist, oder seyn müßte. So viel aus der Geschichte bekannt ist, war der böhmische Bergbau zu jener Zeit, wie diese Art Administration zu Prag bestand, in voller Blüthe. Ob man den damaligen Zustand des Bergbaues dieser getroffenen Anstalt zuschreiben kann oder nicht, ist mir unbekannt, so viel will man aber behaupten, daß die Aufhebung dieser Administration den Verfall des böhmischen Bergbaues nach sich gezogen haben soll. Inzwischen liegt kein legaler Grund vor — genug wenn man sagen kann, daß zu jener Zeit der Bergbau in bestem Flor stand, welches die Geschichte beweist. Da die Errichtung einer Administration mit Aufhebung einer andern Stelle in Verbindung seyn dürfte, so sehe ich auch nicht ein, warum diese Organisirung mit mehreren Unkosten in Verbindung stehen könnte. Auch wurden zu jener Zeit, als das Oberstämungmeisteramt bestanden hatte, die Geschäfte viel einfacher geführt, als jetzt; dabei hatte der Manipulationsbeamte mehr Gelegenheit, der Hauptsache, nämlich dem technischen Bergbau und Hüttenbetrieb seine

Aufmerksamkeit zu widmen. Folglich dürfte jene Besorgniß noch zu voreilig seyn. Um so mehr ist es besorgnissvoll, eine neue Administration, d. i. eine neue Umgestaltung der Bergbauverwaltung für überflüssig zu halten, da die gegenwärtige schlecht seyn soll, und Seite 62 dennoch eine Anstalt der Art für sehr wohlthätig und wünschenswerth anerkannt wird. Die angerathene Ersparung bei allen Bergbauverwaltungszweigen verdient allerdings, in so fern sie dem Staate nicht nachtheilig werden kann, Beachtung. Ob eine fernere Einschränkung des Arbeits-, Amts- und Aufsichtspersonals, als bereits eingetreten, rathsam sey, ist ein Gegenstand näherer Prüfung. Die bereits geschehene, vorzüglich unter den Arbeitern, scheint mehr nachtheilig, als nützlich. Wenn man die Geschichte Böhmens durchgeht, so wird man eine große Anzahl Bergknappen schon früher und zur Zeit der Libussa angeführt finden, deren Mehrzahl dermaßen überhand genommen hatte, daß innere Unruhen der Verfolgung halber zwischen ihnen und den Landleuten entstanden. Zu Joachimsthal allein waren im sechszehnten Jahrhundert 400 Schichtmeister, 800 Steiger und 8000 Bergknappen, und jetzt sind nur noch 3 Schichtmeister, 12 Steiger und 250 Mann vorhanden. Ich glaube, daß jetzt in ganz Böhmen nicht 3000 Mann Bergarbeiter zu finden seyn werden, wobei noch berührt werden muß, daß der Lohn der Arbeiter von 20 fr. auf 11 fr. pr. Schicht herabgesetzt werden mußte.

Das Amtspersonale ist in Böhmen so zusammengezogen, daß von einem und demselben Individuum verschiedene sonst getrennte Geschäfte verwaltet werden. Es gibt Bergämter und Berggerichts substitutionen, welche nur aus einer Person bestehen, wo das Individuum zugleich Aktuar, Berggeschworener, Bergmeister und Berggerichts substitut ist und dabei noch einige Klassen allein zu besorgen hat. Kann hier wohl noch eine größere Einschränkung Statt finden? — Zu Joachimsthal fielen meines Wissens binnen einem Zeitraume von 28 Jahren folgende Reduktionen unter dem Amtspersonale vor. Es wurden nämlich an Stellen eingezogen und andern Beamten unentgeltlich zugetheilt: Der Vorkwerksinspektor, mehrere Schichtmeister, ein Bergschreiber, ein Amalgamationsverwalter, ein Hüttengegenhändler, ein Kobaltfaktor, ein Kobaltpräparirer und zuletzt der dritte Berggeschworne zu Abertam. In Prji-

bram haben sich die Geschäfte so gehäuft, daß es nothwendig werden wird, mehrere Individuen anzustellen. Hr. A. J. D. hätte sich zuvor mit diesen Verhältnissen mehr bekannt machen sollen, ehe er seine Vorschläge machte.

Im Maschinenbau und andern mechanischen Erfindungen haben bisher unstreitig die Engländer den Vorzug behauptet, der ihnen auch gern eingeräumt werden kann, weil solche Erfindungen mit enormen Kostenaufwand, wozu der Adel das Meiste hergibt, verbunden ist, und weil sie dafür belohnt werden. Aber wie vielen Antheil haben nicht die Deutschen an ihren Erfindungen!

Hr. A. J. D. scheint in Ansehung des Bergbaues in den östreichischen Provinzen Seite 61, wo er von Böhmen nur Biron erwähnt und von Schemnitz in Niederrugarn gar nichts sagt, viel Individuelles entdeckt zu haben, weil die Gründe des zeitweiligen Verfalls und Deficits in Organisations- und Personalverhältnissen, in veralteten Vorurtheilen und Mißbräuchen, in momentan wirkenden Mißgriffen u. s. w. mehr liegen sollen. Hätte Hr. A. J. D. nur von einzelnen Fällen gesprochen, dann hätte ich nichts zu entgegen gehabt. Da aber Hr. A. J. D. den Verfall des Bergbaues da, wo er eingetreten, unbedingt und ohne Ausnahme einer schlechten Bergbauverwaltung zuschreibt, ohne selbst nähere Notizen darüber zu haben, ohne die nur in Böhmen bestehenden wichtigen Silberwerke gesehen zu haben, so muß ich gezwungen dieser allgemeinen Behauptung nach meiner 30jährigen Beobachtung und vorurtheillosen Ueberzeugung feierlichst widersprechen, und ich glaube in dieser meiner Darstellung das Gegentheil bewiesen zu haben. Wenn auch irgendwo Gebrechen in personellen Verhältnissen in der schlechten Wahl der Personen u. s. w. sich einfänden, so sind sie immer nur speziell und können auf das Ganze schon deshalb nicht so verderblich einwirken, weil die Bergbauverwaltung durch eine Kettenreihe von mehreren Gliedern mit der obersten Leitung in Verbindung ist. Wie können einzelne Fehler den Sturz des ganzen Bergbaues herbeiführen? Haben sie denn nicht in frühern Zeiten auch Statt gefunden ohne widrige Folgen?

Herr A. J. D. scheint seine Ansichten (Schemnitz ausgenommen) von gewissen mit Anfangsbuchstaben bloß bezeichneten Eisenhüttenwerken und auch sogar von den

seit lange bestehenden Kreisforstbeamten in Steyermark und Oestreich u. s. w. hergenommen zu haben, und diese überhaupt analog auf alle Gold- und Silberwerke zu übertragen, wenn er sich Seite 61 folgendermaßen ausdrückt: „Daß aber der Fehler lediglich an der Verwaltung liege, und diese einer emsigen Privatregie keineswegs vorzuziehen sey, glaube ich schon, dadurch allein genugsam zu beweisen.“

So viel ich mich zu besinnen weiß (behaupten will ich es zwar nicht), ging er bloß von Werken aus, welche unter der Staatsgüteradministration stehen, und daher auch nicht durch k. k. Staatsbeamte verwaltet werden, und wenn ich nicht irre, so betrifft es bloß Hüttenwerke, Hammer- und andere Industriewerke, welche mit dem Bergbau in gar keiner Verbindung stehen. (Und wie kommen denn die Kreisforstbeamten in Steyermark und Oestreich zum Montanisticum?) Daß der Eisenhüttenprozeß einer der wichtigsten ist, welcher sich nicht überall gleichförmig anwenden läßt, so wenig wie die englische Art des Ackerbaues, daß das Lokale und die Eisenerzgattungen sehr verschieden sind, und auf die Qualität des Eisens, mithin auch auf den mehrern oder wenigern Absatz Einfluß haben, und daß ferner die Beschickungsmaterialien ebenfalls an allen Orten nicht dieselben sind, auch vor andern Werken, um solche beizuschaffen, näher oder entfernt liegen, wird jeder Hüttenmann eingesehen. Folglich kann die schlechte Verwaltung nicht allein lediglich die Schuld tragen, wenn nachtheilige Erfolge eintreten. — Wer will aber nach diesen klar aufgestellten Thatsachen Hrn. Karstens Behauptung ferner widerlegen und den Privatbergbau nach jener Art zulässig finden, wie ihn Hr. A. J. D. vorschlägt — nämlich mit aller Unabhängigkeit als ein unumschränktes Eigenthum und ohne alle Controлле u. dgl. — da Hr. A. J. D. dennoch bei Gelegenheit Seite 62 Schutz und Kunstvorschriftsmäßige Leitung für sehr zweckmäßig hält? Woher sollen denn beide kommen, wenn sie nicht von den unter der weisen und milden Regierung Oestreichs stehenden Staatsbeamten, welche die Regierung eigens für dieses Departement mit allen Hilfsmitteln ausstattet, ausgehen, und gegen welche sich Hr. A. J. D. bei anderer Gelegenheit so ängstlich sträubt? Und wer soll denn den Bergbau führen? Glaubt Hr. A. J. D., die Leitung des Bergbaues bedürfe keiner besondern und bestimmten Kenntnisse, und

könne jedem Privaten überlassen werden? Und dennoch gestatten es die Bergwerksverträge und die Bergordnung, daß letztere die eigene Leitung übernehmen können? Ließe sich nicht vielmehr das Gegentheil behaupten, weil der Beweis vor Augen liegt, daß eben der Privatbergbau, ohne daß er im mindesten von einer höhern Verwaltung gestört worden, darnieder liegt?

Wer und wo sind denn diejenigen Verwaltungen, die (Seite 62) „in gewaltsame und unheilbringende „Zwangsanstalten ausarten und das Privateigenthum „beschränken und gefährden?“, Wo sind denn jene Staatsbeamte, welche Hr. A. J. D. ohne Unterschied einer übermüthigen Pflichtvergessenheit, Bestechlichkeit und Parteilichkeit, verblendeten Eigendünkels, dummen Stolzes, der Unwissenheit, Trägheit und Bosheit aller Art beschuldigt? Der Bergbau kann in so fern kein unbeschränktes Eigenthum seyn, als er aus den Rechten des Lehns entspringt; der Bergbau kann ohne Controлле, die jeder Biedermann schätzt, von Seite der Staatsregierung nicht bestehen, nachdem er ein Regale ist, welches mit dem Vorrecht der Landeshoheit in Verbindung steht; — der Bergbau kann ohne Controлле, die dem Hrn. A. J. D. Seite 61 so lästig fällt, auch darum nicht seyn, weil die Landeshoheit auf den zehnten Theil von jeder Erzeugung Anspruch macht. Eben deshalb ist sie auch berechtigt, vom Stand der Werke, von der möglichen Erzeugung der Metalle u. dgl. Kenntniß einzuziehen, wozin auch die Werksrechnungen gehören, die Hr. A. J. D. Seite 12 (ja selbst die Verrechnung) unter die positiven Eingriffe des Privateigenthums zählt. Der Bergbau muß unter einer administrativen unparteyischen Aufsicht darum stehen, damit der Bau nicht räuberisch, sondern mit Oekonomie und Kunst vorschriftsmäßig geführt werde, damit des momentanen Gewinns wegen der Nachkommenschaft die Fortsetzung des Baues nicht erschwert, oder wohl gar die Gelegenheit herbeigeführt werde, den Bau liegen zu lassen, wodurch das allgemeine Staatsinteresse geschwächt, oftmals an solchen Orten ganz abgeschnitten wird. Die Absicht des Staates ist, den Bergbau möglichst lange fortdauernd zu erhalten, weil die Erze nicht wie die Getreidegattungen angebaut werden können. Mit hin müssen auch diesfalls Berggesetze bestehen, die dem staatsgefährlichen Eigennutz Einhalt gebieten! — Im

übrigen aber, was den Egoismus betrifft, hat Hr. A. J. D. ganz richtig bemerkt, daß der Eifer bei Erhaltung des Eigenthums größer sey, als in Besorgung des Vermögens eines Dritten. Eben daher wird der Bergbeamte des Staats recht treu und fleißig seyn müssen, um sein Salär, welches für dessen Eigenthum gilt, zu erhalten. Ich kenne aber auch viele Menschen, denen ein anvertrautes fremdes Eigenthum oft näher am Herzen liegt, als das ihrige. Ueberdies sind die Staatsbeamten unter einer strengen Disciplin, unter mehreren Abstufungen montanistischer Behörden, welche sie leiten.

Ich kann ferner gar nicht begreifen, wo zur Emporbringung der Manufakturen und Industrie aller Art im östreichischen Staate ein positiver Zwang angelegt seyn soll. Hier scheint Hr. A. J. D. die Industriewerke mit den Berg- und Hüttenwerken zu verwechseln, zwischen welchen doch ein großer Unterschied ist. Das Berg- und Hüttenwesen hat nur Bezug auf die Gewinnungsart der Erze und auf die Zugutbringung des Centnerguts im rohen Zustande des Metalls und der Mineralprodukte. Jede Raffinirung oder Umstaltung hieraus in andere zum gemeinen Leben nuzbare Formen gehören nicht mehr zur Berg- und Hüttenwerksverwaltung, nicht mehr zum Montanistischem.

Und nun zum Schlusse dieser meiner entgegengesetzten Ansicht über alle der Bergbauverwaltung ange-schuldeten Verbrechen wünsche ich, daß meine Absicht nicht verkannt werde. Meine Absicht war, uns für das allgemeine Wohl des Staats zu interessiren und zu vereinigen. Durch wechselseitige Aufklärung der noch ungeläuterten Begriffe soll sich ein Verein bilden, der stets grünen und Gold und Silber als seine Früchte bringe; ein fröhliches Glück auf!!! erschalle hierzu in allen Gebirgen!

Geschrieben und geschlossen zu Klostergrab den
8. Jänner 1821

von

F. K. D.

Correspondenz und Neuigkeiten.

1.

Prag im Oktober 1821.

Prof. Dlasch's Versuch einer allgemeinen Darstellung der Naturbeschaffenheit Böhmens, für Freunde der Vaterlandskunde.

Hr. F. A. Dlasch, Prof. am hiesigen Conservatorium, hat im Verlage der Ender'schen Buchhandlung unter obigem Titel ein Werk auf Pränumeration angekündigt, welches nicht bloß „Freunde der Vaterlandskunde,“ sondern alle Freunde der Naturkunde überhaupt interessiren dürfte. Es hat bekanntlich noch immer an einem Werke gefehlt, worin Böhmens physikalische Geographie vollständig abgehandelt wäre. Das vorliegende Werk soll, außer einer Einleitung, welche die Vorbegriffe aus der allgemeinen Naturkunde enthält, in 6 Abschnitten nachfolgende Gegenstände abhandeln: Geographische Uebersicht Böhmens in Rücksicht der Naturbeschaffenheit des Landes im Allgemeinen, mit einer Tabelle von 202 astronomisch bestimmten Punkten; Beschreibung der Gebirge Böhmens u., mit einer Tabelle von 242 barometrisch gemessenen Höhen, insbesondere der Gebirgsmassen nach Alter, Bestandtheilen, Entstehungsart u.; Beschreibung der Flüsse und Bäche Böhmens nach ihrem Ursprunge, Laufe u., wie auch der merkwürdigsten Landseen und der größten Teiche; endlich das Klima Böhmens, nebst Uebersichten der jährlichen und monatlichen Witterung von 1761 bis 1818. — Außerdem soll dem Werke noch eine Höhencharte und eine tabellarische Uebersicht der drei Hauptflußgebiete Böhmens beigegeben werden. Man sieht, daß der Verfasser seinen Gegenstand zu erschöpfen gesucht hat. Der Pränumerationspreis ist 7 fl. W.W., was bei der Menge des Dargebotenen (das Ganze soll 30—40 Bogen stark werden) sehr billig genannt werden kann.

2.

Baden bei Wien, 23. Sept. 1821.

Veränderungen in Baden.

Manches, da ich seit zwei Jahren nicht hier gewesen, fand ich ganz neu, z. B. ein sehr großes Gebäude, zum Militärspital bestimmt, wozu der Kaiser gestern selbst mit großer feierlicher Ceremonie den Grund legte. — Das sehr schöne, vom Baron von Doblhof neu gebaute Sauerbad mit 150 Zimmern, welche diesen Sommer alle besetzt waren. Endlich imponirt das wahrhaft kaiserliche Schloß, welches Sr. k. Hoheit der Erzherzog Carl am Eingang des Helenenthals emporsteigen ließ. Auch hier hat

das Wasser große Verwüstungen angerichtet und mehrere Brücken ganz zerstört. Am heutigen Tage legt auch der Kaiser in Wien den Grundstein zum neuen Burgthor mit vieler Feierlichkeit.

Wiener Beob. Nr. 9.

C u r r e n t i a.

Eingelaufen 30. Sept. Steyermark. 1) Schreiben an den Herrn Regierungsrath Hahn in Erfurt. 2) Berichtigung wegen Mineralwasser zu Pinkafeld und Laßmannsdorf.

Wien. 1) Epistel an einige Freunde in Salzburg. Von Hopf. 2) Zacharias Werner bei den Ursalnerinnen in Wien von Doctor Hain.

Böhmen. 1) Lambs Verdienste als Schulmann in Hohenelbe. 2) Der Neujahrswunsch. 3) Die geizige Wittwe. (Alle drei für den Nationalkalender auf 1823, da der für 1822 schon fertig gedruckt ist.)

1. Oktober. Dresden. 1) Eine Schiffbruchscene. 2) Allgemeine Gründe für die Mäßigkeit und Wahrscheinlichkeit einer sich gegenwärtig noch allmählig fortsetzenden Vergrößerung des Erdkörpers. Von Tauscher.

Wien. Bergmayers Verfassung der östreich. Armee.

Preußen. 1) Nationalökonomie. 2) Der König. Literaturfreiheit. Stralauer Fischzug in Berlin. Verschönerungen. Politik. Militär. Gesetzgebung. Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes. Landwirthschaft. 3) Universität Bonn. Landwehr. Schauspiels. 4) Fonks Criminaluntersuchung.

Meklenburg. Ueber Meklenburg.

Meiningen. Mosengeils Gott geweihte Morgen- und Abendstunden.

Hessen. 1) Glockeninschriften in Wezlar. 2) Wezlar. 3) Gleßen. 4) Hütten- und Stoppelberg.

N a c h r i c h t.

Ich finde mich zu der Erklärung bewogen, daß ich an der hier erscheinenden Unterhaltungsschrift „der Franz, oder Erholungen für Geist und Herz“ vom 1sten Blatte des 4ten Heftes angefangen, nicht den allerentferntesten Antheil habe.

Prag.

E. W. Schießler.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 22. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im November 1822.)

L. 31.

Waterlandskunde.

1.

Ueber die Hochzeitsgebräuche einiger Bipserteutschen an den Ufern der Popper.

(Ein Beitrag zur Sittenkunde der Deutschen in dem Ostreichischen Kaiserstaate.)

[Fortsetzung von Nr. 29. XXIX. B.]

S e c h s t e r B r i e f.

(Alle Eingänge und Schlüsse der Briefe sind weggelassen.)

K***

— — — — — Ist der um die Hand seines Mädchens werbende Jüngling günstig von seinen künftigen Schwiegereltern aufgenommen worden, so eilt er frohlockend nach Hause. Ich weiß nicht, ob ein Feldheer, der, von Sieg und Triumph begleitet, innerhalb der Linien einer für unüberwindlich gehaltenen Festung ausruft: Veni, vici, vici! solche Wonne empfindet, als unser Jüngling nach glücklich überstandnem heißem Freiungsakto. Voll Freude macht er sogleich seine Eltern mit dem Resultate ebenfalls in einer hierzu eugends verfaßten Rete bekannt. Nun gehet es an ein Fragen, Ausforschen, Betrachten und Anschicken zur bevorstehenden Hochzeit.

Vorzüglich pflegt, möge auch unter den Liebenden das beste Seeleneiverständnis herrschen, noch so Manches zwischen den Eltern der Kinder auszugleichen zu seyn. Bis unter ihnen die Menge der Skrupel und Exceptionen nicht erwogen, und alles ins Reine, was Stoff zu Mißverständnissen und Irrungen geben könnte, gebracht worden; geschieht von ihrer Seite zur Förderung der Verbindung der Heißliebenden nichts. Bis dieß aber bewirkt wird, braucht es herkulische Mühe.

417. Nr. 22. XXX.

Merkur, der Beflügelte, muß sich bei dergleichen gegenseitigen Erklärungen ziemlich müde laufen. Seine Diennerinnen sind in diesem Falle gewöhnlich alte Weiber, die aus einem Haus in das andere die Posten und die nöthigen Berichtigungen über das Ebnen und Hinwegräumen der anstößigen Hindernisse tragen, und die von den Eltern der Liebenden eben so, nur zu einem andern Endzwecke, gebunden werden, wie einst auch bejahrte Weiber von den Römern bei Leichenbegängnissen für Geld und gute Worte, um an den Särgen der Verbliebenen zu klagen und zu heulen. Die hier aufgenommenen und bezahlten Weiber müssen jubeln, lachen, Schnacken vorbringen zureden und mit aller Kraft ihrer natürlichen Eloquenz, alles dasjenige, was Braut und Bräutigam in allen ihren Verhältnissen angeht, mit gebührendem Lobe überall und vor jedermann erheben. — Wenn dergleichen Postträgerinnen mit ihren Depeschen hin und her laufen, so ist das ganze Dorf lebendig, voller Neugierde und Theilnahme. Man kann sich über Alles, was die Brautleute und ihre künftige Vermählung betrifft, nicht satt reden. Sie werden aber, geliebter Freund, fragen, was denn unter so großen Anstrengungen auszugleichen und zu berichtigen sey? — Nichts anderes, als was das leidige, zeitliche Hab und Gut angeht. In diesem Punkte sehen die kaltblütigen und sehr oft von Eigennutz regierten Eltern weit richtiger, als die Zöglinge der seligen Liebe in dem Reiche ihrer goldenen Phantasien. Die Eltern des Bräutigams fragen gewöhnlich, ob die Braut eine nach Standesgebühr tüchtige Aussteuer erhalten werde? Wie viel Stück Rindvieh, und wie viel Schafe u. s. w. man ihr mitgebe? Ob sie einen halben oder ganzen Wagen mitbringen wird? Ob sie brav Leinwand weben kann? Ob sie einen schönen, mit Fuchswammen ausge schlagenen Pelz habe u. s. w.? Die Eltern der Braut ziehen wieder durch ihre Bothen Erkundigungen von dem Bräutigam ein, ob er nicht ein heim-

sicher Faulenzen, ein Säufer und schlechter Kirchengänger sey? Ob er Lust und Liebe zu dem Worte Gottes habe? Wie lange seine Eltern ihn und sein künftiges Weib in der Kost behalten, und wieviel sie ihm denn von ihrer Wirthschaft abtreten werden u. s. w.? Freilich wo Braut und Bräutigam arm sind, wird man mit diesen oft sehr nothwendigen Formalitäten bald fertig. Bei reichern Parteyen aber verziehen sich dergleichen Ausgleichswerke oft sehr lange, und zuweilen geschieht es, daß alles rückgängig wird. Ist aber Alles in Bezug auf die beiderseitigen Bedenlichkeiten durch die ausgesandten und besoldeten Boten (denn selbst treten die Eltern der Liebenden nie zusammen, um das, was zwischen ihnen eine Spannung erregt, beizulegen, weil sie sich, wenn sie dieß thäten, nach der Meinung der Bauern dann große Verachtung und die Schande elender Kuppeler, die ihre Kinder verhandeln, zuziehen würden) glücklich beendigt worden, so schreitet man sogleich zur Wahl und Bestellung des bei der Hochzeitsfeyer unentbehrlichen Personals. Dazu gehören vor Allem die Beistände und Tischdiener. Bis diese gewählt werden, braucht es wieder gar viele Berathschlagungen und Zeit. Gewöhnlich nimmt man sie aus den Reichen der nächsten Seitenanverwandten. Sie müssen nach dem Begriffe der Bauern sehr gelehrt und studirt seyn, weil sie viel zu reden haben. — Das Nähere hierüber, geliebter Freund, in meinem nächsten Briefe.

* * *

Siebenter Brief.

R***

Zu Beiständen, welche auch die Stelle der gewöhnlichen Zeugen bei ehelichen Verbindungen vertreten, werden immer verheirathete und gewöhnlich alte, zu Tischdienern aber Personen ledigen Standes bestellt. Findet man in der Freundschaft keine tüchtigen, so nimmt man auch ganz Fremde dazu, wenn sie nur das Nöthige wissen, was bei Hochzeitssolemnitäten herzusagen erforderlich ist. Dergleichen Menschen gibt es in manchem Dorfe sehr viele, die sich eigens zu diesem Geschäfte bilden, und daher bei ihren Nachbarn im Ruf studierter Leute stehen, gegen die man immer eine Art Respect hegt, und ihnen bei andern Gelegenheiten es gerne vergönt, das Wort für Alle zu führen. Sonst werden auch gewöhnlich, vorzüglich bei Hochzeiten, wo

man ein bißchen groß thun will, zu diesen Berrichtungen die Schullehrer gebraucht. Die Beistände sind immer vier an der Zahl, zweie nämlich von Seiten der Braut, und zweie des Bräutigams. Doch von diesen stellen nur zwei die eigentlichen Redner vor, und die andern zwei sind neben diesen nur stumme Figuranten und des Pompees wegen da, die nur zuweilen durch wichtige Einfälle zu diesem oder jenem Späßchen den Ton angeben. Die wirklichen Beistände haben ihre besonderen Namen. Derjenige, welcher dem Bräutigam zur Seite steht, heißt *Forschmann*; der der Braut angehörige *Zusagmann*. Nun diese beiden Männer, die nach dem Ausdrucke der Bauern in den Worten sind, machen die Triebräder aus, welche die ganze Maschine der feierlichen Hochzeitgebräuche mit dem Organ ihrer Beredsamkeit in Bewegung setzen. Ihr Beruf ist schwer, denn sie haben viel zu studieren und zu lernen! Sind die Beistände einmal durch die Wahl bestimmt, so ist es des Bräutigams Pflicht, ihnen die zuge dachte Ehre anzukündigen. Er begibt sich deshalb ganz festlich gekleidet in ihre Behausungen, und trägt ihnen sein Gesuch in einer ziemlich langen Rede vor, auf die ihm wieder der Angeredete unter mancherlei Formalitäten antwortet. Hat der Bräutigam von dem angere deten *Forschmanne* auf seine Bitte keine abschlägige Antwort bekommen, so verfügt er sich in eben der Absicht zu dem andern, ladet dann alle beide zu sich auf einen bestimmten Tag ein, und von hier begeben sich endlich alle drei in die Behausung der Braut. Hier finden sie schon die Beistände der Braut versammelt. Diese Zusammenkunft geschieht in der ersten Frühe. Die Braut wird förmlich von den Männern befragt, ob sie den Bräutigam haben will oder nicht? — Die Dirne ist zu dieser Zeit ungewöhnlich lustig, berebt und recht gut aufgelegt. Sie macht daher nicht viel Umstände, hüpfst ganz freundlich im Zimmer herum, neckt wohl auch zuweilen mit kleinen Spottreden, Vorwürfen und einer Aufgabe von Räthseln die Gäste, erklärt sich affirmative, und gibt dann zur Bestätigung der Wahrheit ihres Ausspruches den beiden Beiständen des Bräutigams unter einem gutmüthigen Lächeln die Hand. Dieser Akt wird der *Handschlag* genannt. Volle Branntweingläser schließen ihn. Nun ist Ruhe bis zum nächsten Sonnabend. An diesem Tage gegen Abend wirft sich aber Alles in den größten Staat, Braut und Bräuti-

gam und die ihnen zugegebenen Beistände. Gegen 9 oder 10 Uhr vor Mitternacht desselben Tages holt der Bräutigam seine Forscleute wieder ab, und begibt sich mit ihnen zu seiner Braut. Hier wird nun erst recht ernstlich und feyerlich um die Braut geworben. Alles gewinnt bei diesen Verhandlungen eine ganz andere Gestalt, die sonderbar von Seiten der Braut mit der Scene des Handschlages contrastirt.

* * *

Achter Brief.

R***

Unter einem Strome von Thränen gibt die zärtliche Mutter dem Sohne die herzlichsten Glück- und Seegenwünsche mit auf den Weg, der in der Würde eines Bräutigams sich zu seiner Braut zu verfügen im Begriffe steht. Er tritt endlich, geführt von den Forscleuten in das Haus, wo ihn bange die Geliebte erwartet. Wie nun die stattlichen Männer, unter welchen sich auch der Vater des Bräutigams befindet, an die Stubenthür gelangen, so klopft einer von ihnen ganz bescheiden an dieselbe, (ich erwähne dieses Umstandes darum, weil diese Etiquette der gebildeten Stände der Bauer nie bei einer andern Gelegenheit, wenn er seines Gleichen besucht, zu beobachten pflegt) und wie ihnen ein feyerlich schallendes „Herein!“ den Eintritt ins Zimmer erlaubt, so tritt derjenige, der das Redneramt auf sich hat, voran, und fängt nach einem kurzweiligen Begrüßen sogleich im Kreise der Versammelten, nachdem er unter denselben mit seinen Blicken den Zusagsmann hervorsucht hat, folgendergestalt zu reden an:

„Ehrsamer und Wohlweiser Herr!“

„Es spricht der hochweise Mann Salomon in seinen Sprichwörtern ein sehr kluges und äußerst beherzigenswerthes Wort, nämlich: Haus und Güter erbt man von den Eltern, aber ein vernünftiges Weib kommt von dem Herrn.“

„Den Inhalt dieses Spruches hat der gegenwärtige, ehrenveste Jüngling sehr fleißig und genau bei sich selbst erwogen, nach dem er einmal zu den Jahren gekommen ist, wo er's an seiner eigenen Person wahrzunehmen vermochte, daß es ihm unmöglich zu etwas Gutem frommen würde, außerhalb des lieben Ehestandes zu leben. — Er dachte auch ferner noch sehr weißlich an

die lehrreichen Worte, die irgendwo einer der frommen Kirchenväter ausgesprochen hat: Nie gebe man zu, daß sich junge Leute verheirathen, bis sie nicht das gehörige Ziel ihrer Mannbarkeit erreicht haben. Nur dann, wenn sie an dieser Grenze stehen, mögen sie mit Gottes Rath und der Eltern Vorwissen freien.“

„Noch hat der gegenwärtige Junggesell Gott auch sehr inbrünstig in seinem Gebete immer angerufen, er wolle doch sein Herz und Gemüth zu einer Person bewegen, an deren Seite er die Zeiten seines Lebens in aller Furcht und Ehrbarkeit würde verleben können. — Nun nach allen diesen reiflichen Ueberlegungen und christlichen Erwägungen faßte er endlich den Entschluß, sich zu verheirathen. Doch, was würde ihm sein Vorsatz nützen, wenn er nicht zur Vollführung desselben Schritte? Da er also das, was er sich, so voll des löblichen Eifers, sowohl nach der Anordnung Gottes, der seine Seufzer erhörte, als dem Willen seiner lieben Eltern, und der ganzen ehrbaren Freundschaft zu thun vorgenommen hat; so sind wir in der ehrlichen Behausung Ew. Wohlweisen erschienen, um Euch im Namen des hier stehenden Junggesellen um die tugendsame Jungfer, Eure liebe Tochter, zu bitten, die er in seinem Herzen innig liebt, weil sie ihm vor allen andern Jungfrauen am besten gefällt. Ich wende mich daher an Euch mit einer höchst demüthigen Bitte und Frage: Ob es denn Euer Wille nicht seyn könnte, ihm Eure Jungfer Tochter zur Lebensgefährtin zu geben? — Er will bei einer günstigen Antwort gewissenhaft das Seinige auch zu thun nicht vergessen. Er verspricht nämlich im Voraus, die ehrenveste Jungfer, Euer geliebtes Töchterlein, in allen Ehren zu halten, wie es die Art eines redlichen und christlichen Ehemannes erfordert; er verspricht Euch, von den Tugenden eines gehorsamen Sohnes auszuschnücken, als seine leibliche Eltern immer zu verhalten, und gegen Eure ganze ehrbare Freundschaft sich als ein Mann von Nichtschaffenheit zu betragen. — Dieß sind meine wenigen Worte, auf die ich mir eine ganz freundliche und gültige Antwort ausbitte.“

Der Forschmann endigt seine Aured; und nun erhebt von der entgegengesetzten Seite der Zusagsmann seine Stimme, der, voll des Rednerifers, den er zuvor durch ein (manchen Rednern eigentümliches) Hüpfeln und Räuspeln in seine Seele goß, folgendermaßen antwortet:

„Ehrfamer und Wohlweiser Herr Schwager!“

„Für Euren schönen Gruß und Wunsch thun wir uns alle zuvor auf das freundschaftlichste und schönste danken, und wünschen Euer Wohlweihen ebenfalls alles glückliche Wohlergehen, sowohl am Leib als an der Seele.“

„Es ist wahr, der heilige Ehestand verdient hoch gepriesen zu werden; sintemal er weder eines Engels, noch eines Patriarchen, noch hohen Potentaten, sondern Gottes des Allmächtigen Anordnung ist. Und was der Herr ordnet, das ist löblich und herrlich! — Diweil nun der ehrbare Junggefell wohl spürt und merket, daß es ihm nicht gut und zu seiner Seelenseligkeit nicht gedeihen möchte, wenn er bei sich beschlösse, außerhab dieser heilsamen Ordnug zu leben, so thut er als Mensch und Christ sehr gut und wohl, daß er sich in den lieben Ehestand begibt. — Zu loben, ja billig zu loben ist es an ihm, wenn er dieses sein Werk der Verheirathung mit Bethen anfängt, und dabei an die Worte Sirach's gedenkt: „Ein tugendsames Weib ist eine edle Gabe, und wird dem gegeben, der Gott fürchtet. Er sey reich oder arm, so ist es ihm ein Trost, und macht ihn allezeit fröhlich.“

„Wohl dem Manne, sag' ich auch, der das Glück hat, eine so kostbare Gabe zu erlangen, deren Werth keine Perle auf Erden aufzuwiegen vermag. — Nachdem es nun also geschehen ist, wie wir auch deutlich vernahmen, daß der ehrhafte Junggefell dort diese keusche und tugendvolle Jungfrau hier sich auserkoren, und sie in sein Herz festgeschlossen hat, und daher in aller Einigkeit und Liebe mit ihr zu leben verhofft, so möchte der gute Geselle mit seiner Bitte wohl glücklich ankommen, wenn es ihm, versteht sich, von der andern Seite auch wieder wirklicher Ernst ist, dieß alles mit einem treuen Herzen zu leisten, was er durch Euch, lieber Herr Schwager, als seinen gunstvollen Dollmetscher angelobet hat. — Freilich verlangt er, und dieß ganz billig, von uns auf sein löbliches Begehren eine bestimmte Antwort; allein wir müssen es offenherzig bekennen, daß es uns, ihm dieselbe nach Gebühren zu ertheilen, sehr schwer fällt, sintemal wir selbst den Intent der ehrenwerten Jungfer dort nicht wissen, und von ihr auch noch nicht einmal vernommen haben, was sie eigentlich im Sinne und Schilde führe.“

Bei diesen Worten hält der begeisterte Redner inne; alles ist um ihn herum mäuschenstille, und er sieht sich in der ganzen Stube mit aufmerkamen Blicken um. „Geda!“ spricht er dann nach einer guten Pause: „Jungfer Braut!“ — Er ruft zum zweiten und drittenmale, es erfolgt aber keine Antwort.

* * *

Neunter Brief.

R***

Wir ließen den Zusagsmann mitten in seiner pathetisch gehaltenen Rede stehen. Er setzt, wie gesagt, in seiner Antwort ab und durchkreuzt während der Pause, die er macht, ein jedes Winkelchen der Stube mit seinen Augen, die Braut suchend. Er ruft wohl mehrmalen ihren Namen aus, aber immer erscheint auf sein Rufen niemand. Nachdem er sich nun so durch ein Paar gute Minuten bei dem Aufsuchen der Braut vergeblich bemüht hat, so wendet er sich dann wechselweise bald zu dem Vater von der Braut, bald zu dem Bräutigam und den andern Umstehenden, und beginnt in einem fast klagend weinerlichen Tone: Ach Gott! ach Gott! was werden wir armen Leute auch jetzt anfangen? Die Dirne ist nirgends — nirgends zu finden! Diese Worte sind das Signal zu dem artigsten Späßchen, die jetzt die bisherige Stille unterbrechend erfolgen, und in welchen der Witz der Bauern freien Lauf erhält. „He! ihr lieben guten Freunde“ fängt der Zusagsmann wieder zu klagern, und diejenigen, die um ihn herum den feyerlichen Kreis bilden, zu fragen an: „Habt ihr denn im Ernste nirgends die Magd gesehen? — Ist sie euch (sich zu dem Forschmanne wendend) nicht etwa gar auf dem Wege hierher irgendwo begegnet?“ „Ach wir haben nichts, nichts gesehen, lieber Herr Schwager, glaubt mir's,“ gibt dieser zur Antwort.

„Se nun, sagt der Zusagsmann wieder, so sind wir arme, bedauernswürdige Leute! Ja, ja, das züchtige Mädchen hat die Flucht ergriffen, und ist daher in Verlor gerathen. Nun ist guter Rath theuer!“ — Er sucht den Vater der Braut auf, und spricht: „He Vater, schaff' also Rath und sagt, was anzufangen sey? — Oder aber, vielleicht könntet Ihr uns liebe Schwägerinn, dort (indem er seinen Späherblick auf die

Weiber hinlenkt, die den flackernden Kamin umlagern) eine erfreuliche Auskunft über das Schicksal der vermögten Braut geben? Hebt Euch doch vom Ofen ein wenig weiter weg, hebt, ich bitte Euch recht schön, und schaut, ob sie nicht, wenn sie etwa Reißaus gemacht hätte, noch irgendwo einzuholen wäre?“ „Bei meiner Treue, meldet sich jetzt eine aus dem Haufen der Weiber, ich habe die Braut gesehen, als sie mit der Sichel und dem Grastuche unterm Arm sich aus dem Staub machte. Richtig! setzt wieder eine andere hinzu, sie war Klee schneiden — ist aber schon lange von dem Acker zurückgekehrt! Und also, wo ist sie denn jetzt? fällt der Zusage-mann hastig mit der Frage ein. In der Kammer ist sie, lieber Herr Schwager, gibt eine von den Weibern zur Antwort, wo sie am Weberstuhl sitzt und Leinwand webt.

„Du irrst, herzliebendes Schwesterchen, sagt wieder eine andere; ich weiß es besser, die Dirne ist nicht in der Kammer — sondern im Stalle bei den Kühen! Habt nur ein bißchen Geduld, bald wird sie mit dem reinlichen Schächtel voll Milch hereingetreten kommen. Zum Tausend! das wäre was neues und schönes! gibt der Forschmann hierauf zur Antwort. Also in einem solchen Aufzug soll seine Braut der Bräutigam finden? (indem er diesen von oben bis unten mit einer mitleidigen Miene betrachtet) Du armer, armer Mensch! Wie bist du zu bedauern! Ja, ja, lieber guter Herr Schwager, mischt sich jetzt wieder eine von den schnackischen Weibern ein, der arme Junge ist zu bedauern.“ — Sie faßt ihn ihn scharf in's Auge und spricht: „Nicht wahr, es wird dir schon recht warm ums Herz, weil die Braut so lange ausbleibt? Sicher hast du dem Mädchen in der jüngstvergangenen Nacht ein Leid zugefügt, weil es dir jetzt solche Schande anthut, und dich schier mit einem Körbchen am Halse wird nach Hause zurückziehen lassen?“ Der Bräutigam nimmt bei diesen Reden eine betäubte Miene an und spricht kein Wort. Noch dauern die komischen Gespräche ähnlichen und andern Inhaltes innerhalb der Schranken des größten Ernstes ein Weilchen weiter fort, bis sich endlich der Hausvater sprechend erhebt: „Wenn es nun einmal seyn soll und muß, geliebte Tochter, und du mußt den lieben ledigen Stand verlassen; so mache dich denn aus den verborgenen Winkelchen hervor, und tritt an's Tageslicht.“ Doch die Braut erscheint auch auf diese Citatorien noch nicht. Der

Vater nimmt nun seine Zuflucht zu seinem Weibe und spricht: „Se nu, liebe Mutter, ihr seht es ist schon einmal nicht anders, geht nur, geht und holt das Mädchen hervor, wo ihr's verborgen habt.“ — Nun trippelt die Mutter ganz leise hin zu dem Orte, wo sie die Dirne versteckt hat, und redet sie, die heißesten Zähren weinend, folgendergestalt an: „Komm nur hervor, mein liebes Töchterchen, komm, du siehst, es steht dir niemand zur Seite. Noth bricht Gebot! Du mußt dich schon in dein Schicksal fügen, und dem Jungen dort die Hand auf ewig reichen.“ — So lächerlich dieß Alles scheint, so wird es doch mit größtem Ernst und Feyerlichkeit vorgebracht. Dieses starre, ernüchterte Wesen der Leute bei ihren Gesprächen, diese große Besonnenheit und Kälte verdrängt jede spöttelnde Miene. — Endlich kommt die lange gesuchte und sehnlichst erharnte Braut, mit ihrem schönsten Feyerkleide und dem größten Schmucke angethan, zum Vorschein. Wie sie sich jetzt in dem Kreise der Versammelten, die ohne sie in ihren Verhandlungen gar nicht weiter kommen könnten, benimmt, sollen Sie, theurer Freund, nächstens von mir hören.

* * *

Zehnter Brief.

Während der ganzen vorigen Scene war die Braut entweder hinter dem Ofen oder in der Kammer, irgendwo hinter einem Mehl- oder Kleiderkasten versteckt, wo sie die Hände wehmüthig rang und weinte. — Allein kaum ist sie aus ihrem Dunkel hervorgetreten; so bleibt sie auch wieder unbeweglich stille stehen, und weint und klagt, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend. Was von ihrem Jammergeschrei am meisten vernehmbar ist, besteht ungefähr in den Worten, die man sie oft unter dem tiefsten Schluchzen ausrufen hört: Ach Gott! ach Gott, wie soll ich dieß überwinden! Wie soll ich mich zu diesem großen Schritte entschließen! —

Die mühsam hervorgelockte Braut bleibt dabei immer noch unbeweglich auf einem Flecke stehen. Die Weiber sehen ihr eine Weile zu, und wie sie bemerken, daß sie sich durchaus von selbst weiter nicht bewegen will, so gehen sie hin und stoßen sie von hinten so lange, bis sie endlich, aber unter gar sehr süßen Schmeichelworten, bis in die Mitte des Zimmers sie gebracht haben. Nun verändert sich auf einmal die ganze Scene.

Ein jegliches Individuum von der Versammlung nimmt seinen gehörigen Platz ein. In die Mitte des Zimmers tritt der Bräutigam, der bis jetzt immer nur hinter dem Rücken des Forschmannes posirt war, ihm zur Seite, aber in einer etwas kleinen Entfernung steht die Braut, die immer noch weint, keine Sylbe hervorbringt, und ihr Gesicht mit einem weißen Tuche verhüllt. Diesen beiden an die Seite stellen sich die Beistände, nämlich der Forscher und Zusage mann, nebst den Uebrigen, die zugegen sind. Ungeachtet die Braut immer schluchzet, und ein sehr betrübtes Ansehen hat, so gerathen doch bei ihrem Anblicke Alle in die fröhlichste Stimmung. Nun aber beginnt auch sogleich das harte Examen, in das der Zusage mann die Braut setzt, gleichsam sich für sein langes Harren an ihr rächend, nimmt. Er fragt in einem ganz ernsthaften Tone: „Nun sage uns, liebe Jungfrau, hast du den gegenwärtigen Junggesellen lieb? Ist er dir anständig? Hast du Lust, ihn zu heirathen, und mit ihm in den heiligen Ehestand zu treten? Wirst du ihn treu und redlich bis an das Ende deiner Lebensstage lieben können? — Antwort, sage es uns frei und unverhohlen heraus, wie dein Herz es meint, denn noch ist es jetzt Zeit, sich so oder so zu erklären.“ Allein die Braut steht immer noch wie versteinert da, und gibt keinen Laut von sich. Nun aber schleicht sich eine von den Weibern, die indessen die Küche besorgen, hin zu ihr und raunt ihr ganz leise in's Ohr: „Du Narrchen, du! so sage doch Ja — nur geschwinde!“ „Ihu! wenn ich noch lebigen Standes wäre, erhebt wieder eine andere, aber schon um vieles lauter, ihre Stimme, ich würde ohne weiters Ja sagen, und mir den schönen, hübschen Junker dort zum Manne nehmen.“ — Nun gehet im Weiberparlament das Loben und Rühmen des Bräutigams an. Kein Fleckchen bleibt an ihm unberührt, das die aufgeregten und fröhlichen Köchinnen nicht erheben, und mit einer Art von Begeistung anpreisen. Der arme Junge wird aber bei ihren Panegyrismen bald bis über die Ohren roth, bald blaß und bleich wie eine Wachskerze. Er steht von Schamröthe niedergebeugt, wie ein zerknirschter Sünder da, oder als einer, der auf die Folterbank geschraubt werden soll. Kein Wörtchen entfährt seinem Mund bei den Belobungen, die bald seinen schlanken Wuchs, bald seinen schön geformten Mund, bald sein niedlich auseinander geschweiteltes, gekämmtes und gelocktes Haar, bald seinen Arbeitseifer u. s. w. treffen.

Die Braut schweigt und weint immer noch. Endlich aber nimmt der Forscher die Miene eines kleinen Aergers an, und spricht: „Wenn es nun so ist, daß sich die Jungfer Braut nicht erklären will, und wir nicht einmal von ihr vernehmen dürfen, ob sie der Sprache mächtig sey oder nicht, so wollen wir uns in Gottes Namen wieder zurück nach Hause verfügen.“ Da dieser sich wirklich mit seinem Gefolge zum Abzuge anzuschicken scheint, so erheben die Weiber insgesammt ein wehklagendes Zetergeschrei und sagen, die Braut umringend: „Wenn sich die Sachen nun so verhalten, und du weder Ja noch Nein sagen willst, warum haben wir uns denn so viele Mühe mit dem Kochen und Braten gegeben? He Mädchen, rede, für wen wird dieß alles — für wen die prächtige warme Suppe (ein mit Honig eingerührter und warm gemachter Branntwein) bleiben?“ Diese Klagworte scheinen bei der züchtigen Jungfer Braut zu wirken; und nun rückt sie endlich unter einem heftigen Strom von Thränen mit dem langverharrten Jawort heraus. Kaum hat sich aber die Braut nach dem Wunsche Aller erklärt, so ergreift der Zusage mann schnell ihr Wort, und spricht in einem ganz feyerlichen Ton: „Dieweil wir nun genugsam gehört und vernommen haben, daß diese zwei Personen (er deutet auf Braut und Bräutigam hin) herzliche Lust und Liebe zu einander tragen, und nach Anrufung Gottes und seines heil. Geistes sich in den lieben Kreuz- und Ehestand begeben wollen; so wollen wir als Mittelspersonen dieser Verfügung, die von dem Herrn kommt, nicht im Wege stehen, sondern alles Mögliche beitragen und anwenden, daß das löbliche Vorhaben der beiden Liebenden ein herrliches Ziel erreiche.“ — Bei diesen Worten kehret er sich ganz ehrfurchtvoll zur Braut hin, ergreift sie bei der Hand und fährt in seiner Rede also weiter: „Derwegen führe ich nun diese ehr- und tugendveste Jungfer, mit Bewilligung ihrer Eltern und ihrer ganzen ehrbaren Freundschaft, diesem ehrbaren Junggesellen als seine künftige Ehegemahlinn zu, mit der er nur friedlich leben, Vater und Mutter und die ganze Freundschaft in Ehren halten möge.“

Der Zusage mann hält noch immer die in den Schleyer der Behmuth eingehüllte Dirne am Arme und spricht, nachdem er sie dem zitternden Bräutigam zur Linken hinstellt: Wenn es nun, liebe Jungfrau, mit deinem Ja voller Ernst ist, so reiche dem Junggesellen hier deine rechte Hand.“ — Sie gibt ihm sogleich, aber unter einem

tiefen Seufzer die Hand hin, der Zusage Mann tritt auf seinen vorigen Platz zurück, und der Jüngling, der in seiner Rechten die Rechte der Dirne hält, drehet sie einmal vor sich mit der Hand um, welche Schwenkung mit emporgehobener Hand gerade die Gestalt einer Tour hat, die in dem ungarischen Nationaltanz oft vorkommt, und es scheint, als wollte er bei dieser Umwendung den Tanz beginnen. Wo hier und da der uralte Brauch noch statt findet, die Ringe zu wechseln, so geschieht dieß bei dieser Gelegenheit, eben in den Augenblicken, ehe die erwähnte Umschwenkung der Braut vor sich gehet. Dieß Herumtummeln der Braut soll die nähere Anschließung ihres Herzens an das Herz des Bräutigams, oder die innige Ergießung ihrer Gefühle der Treue in die Gefinnungen seiner Liebe andeuten. Es ist also mit andern Worten das symbolische Kriterium von der Amalgamirung ihrer gegenseitigen Herzenstrieb! Mit diesem Akte werden nun die Verlobungszeremonien beschloffen, und die ganze Gesellschaft, die sich recht müde gestanden hat, setzt sich zu Tische.

Nun kehren Sie, mein Theurer, mit mir in das Haus zurück, wo die Verlobung gefeyert wird, und betrachten Sie das ganze ehrbare Verlobungsperonale bei Tische, auf den Speisen, Trank recht reichlich aufgetragen werden. Man läßt sich Alles gut schmecken und schmaust gewöhnlich bis 2 oder 3 Uhr nach Mitternacht. Die Braut kommt neben dem Bräutigam zu sitzen, welche beide, als halb und halb schon Ein Leib, aus Einer Schüssel essen und Einem Glase trinken. So oft sie den Trinkbecher zum Munde führen, müssen sie sich einander (wenn sie nicht als Menschen, die gar keine Lebensart wüßten, schieß beurtheilt werden wollen) unter den, bei den Bauern üblichen Zuruf: „Helf Gott! worauf das andere „Gott segne Dir's“ antwortet, zutrinken. Gewöhnlich wird Branntwein, dem man mit Safran eine gelbe Farbe gibt, und Bier getrunken. Wein kömmt nie auf die Tische der Bauern, und wenn dieser noch so wohlfeil seyn sollte. Sie verabscheuen, wie einst die Longobarden, allgemein dieß Herz und Geist erfreuende Getränk. Während des Schmauses thut die Braut sehr spröde und jungferlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

I. 24.

2.
Sebechlebsky Gelo.

(Von Hrn. von Esaplovics.)

Es war ein muthwilliger Patron, ein wahrer slowakischer Eulenspiegel, aus dem einst von Deutschen bewohnten, jetzt ganz slowakischen Markte Sebečlebs (Sebechlebsky) im Honther Comitat gebürtig, daher Sebečlebsky Gelo. Ob dieser Name der wahre sey, weiß ich nicht; genug das Andenken dieses Bruder Lustig ist unter den Slowaken, wegen der vielen Streiche, die er seinen nächsten Landsleuten gespielt hat, noch immer im lebhaftesten Andenken. Alles, was ich bis jetzt von ihm erfahren konnte, besteht darin, daß er in den Jahren 1740 — 1750 im Hofe des Grafen Nicolaus Koháry, im Honther Comitat, als Spasmacher lebte, und am liebsten seine Sebechlebs zum besten hatte. Einige Stücke von ihm erzählt der slowakische Dichter Chrástina (gewesener Schullehrer in Preßburg), in seinem Gedichte, welches mit den übrigen der Prediger Tablig 1803 in Skalitz gedruckt heraus gab.

Als Student erschreckte er seine Schulkammeraden, als sie einst Zwetschgen stahlen, dadurch, daß er sich ungesehen (es war zur Nachtzeit) in den Garten schlich, dort seinen Pelz auszog, und drauf mit einem Prügel tüchtig schlug und jammerte, als wenn die Streiche auf seinen Rücken fielen. Die Kameraden dachten von dem Eigenthümer des Gartens er tappt zu seyn, erschrakten heftig, und verließen ihre Beute, welche Gelo selbst in Empfang nahm.

Einst in späteren Jahren schob er die Ursache des Mißwachses auf den Drachen, welcher in einer Höhle des Sebečleber Hotters stecken sollte, und machte sich anheischig, dieses Ungeheuer gegen ein angemessenes Honorar hervorzuzaubern. Dieses empfing er von der Gemeinde im voraus, bereitete insgeheim eine Mischung von scharfem Essig und Salz in einem Topf, ging in die Höhle ein, murmelte allerhand Unsinn, erhob auf einmal ein Mordgeschrei über den Anblick des Ungeheuers, und spritzte die scharfe Mischung den zu Zeugen mitgenommenen, aber vor Aengsten an dem Eingang der Höhle zurückgebliebenen Landleuten in's Gesicht, welche diese Laufe für Gift des gereizten Drachens hielten, und davon liefen.

Ein andermal gab er sich für einen geschickten Kürschner aus, der aus alten Pelzen neue machen könne. Die Weiber strömten mit alten Pelzen aus allen Häusern hervor. Diese befahl er in einen Bottich zu thun, und süße Milch darauf zu schütten, sperrte das Haus zu und ging weg, nachdem er befohlen hatte, die Pelze dort zu lassen, damit sie erweichen, bis er wieder käme. Aber er kam nicht, und was aus den alten Häuten, und wie böse das ganze Dorf auf ihn geworden, kann sich Jedermann leicht denken.

Diese und mehrere andere Streiche erzählte er seinem Grafen, welcher ihn am Ende damit foppte, er, Gelo, würde sich nicht mehr getrauen, sich in Sebečlebs bei seinen erbosten Landsleuten sehen zu lassen. Gelo erbot sich, sogleich zu ihnen gehen, und unerkannt wieder ein Späßchen mit ih-

nen zu treiben. Es kam darüber zur Wette von ein paar Dukaten. Gelo hat nur um ein Reitroß, und mußte sich ein Offizierskleid zu verschaffen, ritt in's Dorf, und fing an, die Häuser mit Zahlen zu bezeichnen. Der eiskaltere Richter fragte, was dieß zu bedeuten habe? — Nicht mehr, und nichts weniger, als daß ich für Soldaten Quartiere machen muß, welche Morgen hier einrücken, 10 Regimenter stark. Die Einwohner erschrecken darüber, und baten um Abwendung der Einquartirungslast. Der unerkannte Quartiermacher machte Schwierigkeiten, willigte aber dennoch ein, gegen ein Honorar in andern Orten Quartier bestellen zu wollen, ward gut bewirthe, und schrieb beim Weggehen unter das Tischruch auf dem Tisch: Gelo sey hier gewesen. —

Auch erschien er einmal als Schwarzkünstler (Cernoznázník), prophezeite Ungewitter und prellte seine armen Landleute abermals um einiges Geld.

Viele dergleichen Streiche dieses Eulenspiegels sollen im Ortsprotokoll verzeichnet seyn, aber die jetzigen Einwohner schämen sich der Leichtgläubigkeit ihrer Verfahren, und zeigen die Pratekalle keinem Menschen.

Genug, der lustige Gelo verdient in der Ethnographie der Slowaken nicht vergessen zu werden, und er lebt auch jetzt in dem Andenken der ganzen Gegend herum.

Geschrieben den 27. Mai 1821.

Correspondenz und Neuigkeiten.

Berlin und seine merkwürdigen Umgebungen.

Ihrer Freund!


Sehr leicht kann der Reisende, der durch das Frankfurter Thor nach Berlin kommt, und einen imposanten Anblick der Stadt erwartet, getäuscht werden. Ich kam zu diesem Thore herein, und sah von beiden Seiten große Feld- und Gartenplätze, zwischen welchen man lange fahren muß, ehe man bemerken kann, daß man sich in einer Hauptstadt befindet. Die lange Nappelallee vor dem Frankfurter Thore gewährt zwar eine ziemlich pittoreske Ansicht, allein wer hätte nicht schönere Aulien gesehen? Wien, Prag, Dresden u. s. w. imponiren beim ersten Eintritte von jeder Seite, und wenn man bedenkt, daß in Wien zuerst die Vorstädte passiert werden müssen, ehe man die ziemlich kleine Stadt erreicht, so wird mich Jedermann entschuldigen, wenn ich die Versicherung niederschreibe, daß man Berlin nur dann erst schön finden kann, wenn man sich eine geraume Zeit hier aufgehalten hat. — Die langen, breiten, freundlichen Straßen fallen herrlich in's Auge, allein die niedrigen Häuser, auf einem sandigen, keine große Last ertragenden Grunde gebaut, erinnern höchstens an die niedlichen Provinzialstädte Schlesiens und Mährens. Gewisse Theile der Stadt machen jedoch eine ehrenvolle Ausnahme. Die Häuserreihe zu beiden Seiten der Linden, mit dem Brandenburger Thore im Hintergrunde, die Leipziger = Jäger = und breite Straße, der Opern =, der Gend'armen =, der Dönhofs =, Schloß = und

Wilhelmsplatz u. sind wirklich schön zu nennen. Die Königstraße in der alten Stadt Berlin hat die größte Frequenz, und könnte, hätte sie nur höhere Häuser, mit der Kärnthnerstraße in Wien, oder der Eisengasse in Prag verglichen werden. Die Friedrichstraße, welche vom Kranienburger Thore aus durch das Spandauer Viertel, die Neustadt und Friedrichstadt in gerader Richtung bis zum Haller'schen Thore läuft, ist $\frac{1}{2}$ Stunden lang, vermischt hingegen die Eleganz, wodurch andere Straßen der Stadt so sehr ausgezeichnet sind. Ich sah in derselben mehrere ganz hölzerne Häuser, die in Berlin noch ziemlich zahlreich anzutreffen sind. Wie sehr diese Häuser mit dem sonstigen Prunkte contrastiren, können Sie sich leicht vorstellen.

Das Straßenpflaster ist erträglich, freilich nicht mit dem in Wien zu vergleichen, allein doch practikabel. Die Gassen erlauben bei der beträchtlichen Straßbreite ein ansehnliches Trottoir, welches die Fußgänger vor dem Umgefahrenwerden hinreichend schützt. Auf mehreren Plätzen sind unterirdische Kanäle angelegt, welche den Uebelstand der Gassen verbergen. Die Beleuchtung ist viel besser, als in Breslau, wo der Wucher darüber zu gebiethen scheint. Gute Reverberirs verstärken die Strahlen der doppelten Lampenbochte, die nach zwei Richtungen, den Häusern entlang, Licht verbreiten. Doppelte, oder sogenannte Winterfenster sind in Berlin noch immer nicht so häufig, als es die nöthige Holzökonomie gebiethen sollte. Dem Verichte so mancher Reisenden zufolge entbehren diese Wohlthat die meisten größern Städte des deutschen Nordens und der skandinavischen Halbinsel. Meines Erachtens sieht ein Haus mit Winterfenstern viel zierlicher aus, als jenes, wo durch die einfachen Fenster so manches häßliche Mauerwerk sichtbar wird. Die Kellerhälse stören die Fußgänger nicht, da die Trottoirs (Bürgersteig) breit genug sind. Die Stadtmauer, welche den Umfang der Stadt — etwas über zwei deutsche Meilen — bezeichnet, ist unter Friedrich Wilhelm II. und dem jetzigen Könige in der Höhe von beiläufig 14 Fuß aufgeführt worden.

Um in der Stadt von einem Orte zum andern auf raschem Wege zu gelangen, bedient man sich kleiner, halbbedeckter Kaleschen, Droschken genannt, die von einem Pferde, nach russischer Art angespannt, gezogen werden. Da ein Jude die gesammten Droschken, deren es nach Verhältnis nur wenige gibt, in Pacht genommen hat, so werden Sie sehr bald den Schluß machen müssen, daß ein solches Fuhrwerk ziemlich elend seyn muß. Ich zweifle sehr, ob irgend eine Dame in Wien oder Prag sich entschließen dürfte, eine Berliner Droschke zu besteaen. Der Preis, um den man hier fährt, ist dem Fuhrwerke angemessen. Die Kutscher, welche durchaus gleich gekleidet sind, haben den gemessenen Befehl, in kurzem Trabe zu fahren, und man wird wirklich oft zum Mittelid aufgeregert, wenn ein altes, schlecht genährtes, steifes Pferd, das seine jungen Tage bei andermeltiger schwerer Arbeit verlebte, die müden Knochen zum Trabe erheben muß. Die unanschlicheren Fiacres in Wien sind, im Vergleiche mit diesen Droschken, glänzende Equipagen.

(Die Fortsetzung folgt.)



Hesperus.
Encyclopädische Zeitschrift
für
gebildete Leser.

Herausgegeben

von

Christian Carl André.

XXX. Band. IV. Heft,
(oder das 10te Heft des 13ten Abonnements). *)

Nr. 23—27. Beilage Nr. 9 — 14.

Hesperiden Nr. 1.

Prag 1821,

J. G. Calve'sche Buchhandlung.

*) Jedes Abonnement besteht aus 2 Bänden, jeder von 6 Heften, und kostet im Inlande 25 fl. W. W., im Auslande 7 Thlr. sächsl. Bei dem k. k. Oberpostamt in Prag pränumerirt man nur immer auf ein halbes Abonnement oder Einen Band mit 16 fl. 30 kr. W. W. inclusive der postfreien Zusendung inner- halb der k. k. Erbkunde.

I n h a l t

des Hesperus XXX. Band. IV. Heft.

	Seite
I. Vaterlandskunde.	
1. Naturhistorische Wanderungen in den Zigerndorfer und heimathlichen Gegenden zc. von Koschally. (Fortf. und Beschl.)	177, 205
2. Wanderungen durch ungrische Gegenden im Sommer 1820. Vom Prof. Sipser. (Fortf.)	185
3. Das Frauenberger oder Eipnitzer Bad in Böhmen. Von B.	207
4. Pest, Königl. Freistadt in Ungarn. Von v. Csaplovics. Beil. Nr. 10 und 11.	57, 68
II. Auswärtige Geographie u. Statistik.	
1. Kurze Notizen.	192, 208
2. Die tödtliche, so merkwürdige Insel Balakern. (Beschl.) Beil. Nr. 9.	53
3. Westindische Handelscompagnie in Elberfeld. Beil. Nr. 12.	74
4. Die Heringsfischerrei-Anstalt zu Embden in Ostfriesland. Eb.	—
5. Die Riesensäule in der Gegend des Felsberges bei Zugenheim im Doernstädtischen. Eb.	76
6. Insel Resserland. Eb.	—
7. Kurze Notizen über Frankreich. Von Barth. Eb.	77
8. Die Alpen Caplands und der Schweiz. Beil. Nr. 15.	81
9. Holländer in Pohlen. Eb.	86
10. Niederlande. Von Barth. Eb.	—
III. Geschichte, Biographie.	
1. Justus von Gruner. Nekrolog.	196
2. Todtenregister über die im Jahre 1819 verstorbenen Gelehrten. Beil. Nr. 14.	94
3. In welchen Mitteln weibliche Tugend doch ihre Zuflucht nehmen muß, um sich vor männlicher Rohheit zu schützen. Ebend.	95
IV. Naturkunde.	
1. Der Comet von 1811. Nach Schröters Beobachtungen zc.	193
2. Kurze chemische Notizen.	199, 216
3. Geologie und besonders Conchologie der Alpen. Beil. Nr. 9.	54
4. Revision der Lehre vom Basalt. Nach Reserstein. Beil. Nr. 11.	65
5. Rother Schnee. Eb.	66
6. Uebersicht der vorzüglichsten Arbeiten in den Naturwissenschaften, während des Jahres 1817. Beil. Nr. 12.	74
7. Kurze mineralogische und geologische Notizen. Beil. Nr. 12 und 14.	80, 96
8. Kurzgefaßte Erörterung des in der Aufforderung Nr. 68 — 72, 1817 aufgestellten Titels und Inhalts meiner Erfindung einer rein geistig angewandten Mathematik. Von Wisley. Beil. Nr. 13.	95
V. Staatswissenschaft.	
1. Fischers Plan zu einer Economie philanthropique.	177
2. Vermehrung und Verminderung des Gold- und Silber-Umlaufs. Beil. Nr. 12.	73
VI. Philosophie, Erziehung, Unterricht, Kunst, Sprache.	
1. Lenardos Ansichten Von Barth. (Beschl.)	184
2. Eine Parallele zwischen alter und neuer Literatur und Kunst. (Fortf.)	197
3. Leben und Oßen. Von Taucher.	201
4. Ueber die wahre Methode des Kopfschneus.	209
5. Was ist eine Krie? Beil. Nr. 13.	88
6. Notizen zur deutschen Grammatik. Von Solter. Beil. Nr. 14.	89
VII. Unterhaltung.	
1. Die schöne Diana. Erzählung. Hesperiden Nr. 1.	1
2. Verfehlte Liebe. Erzählung. Eb.	4
3. Lächerliche Druckfehler.	208
VIII. Correspondenz und Neuigkeiten.	
1. Königsberg: Confirmation zweier Zöglinge des Landstammens-Instituts.	184
2. Aus Preußen: Wirkung des Ohrgefäßs.	192
3. Hamm: Accums Abhandlung über das Bierbrauen.	191
4. Vom Niebertheln: Wangel an Einn für Konsum.	214

In der Verlagshandlung dieser Zeitschrift ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen des österreichischen Kaiserstaates zu haben:

Neuer Nationalkalender

für die gesammte österreichische Monarchie auf das Jahr 1822.

Zum Unterrichte und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute sämlich eingerichtet
von

Christian Carl André.

Zwölfter Jahrgang. Mit 2 Kupfertafeln und 3 Musikblättern. In Groß-Quart-Format, sauber gebunden, Ladenpreis 5 fl. 15 kr. W. W.

Enthält: 1. Den Kalender, Tafeln über Einnahme und Ausgabe, Postberichte, Jahrmärkteverzeichniß, Stempeltabelle. 2. Mannigfaltigkeiten zum Nutzen und Vergnügen. 3. Die fortgesetzte kritische Uebersicht der europäischen und außereuropäischen Staaten, nach ihrem neuesten Zustande. 4. Berichtigungen und Zusätze zum englischen Wahrsager von 1821.

Daß der Inhalt des hier angekündigten 12ten Jahrgangs dieses beliebten Kalenders durch die unermüdete Sorgfalt des Herrn Herausgebers abermals äußerst interessant und lehrreich sey, und daher den frühern Jahrgängen würdig an die Seite gestellt werden könne, erleht man schon aus den hier folgenden Ueberschriften der verschiedenen Aufsätze in den „Mannigfaltigkeiten,“ so wie aus dem Inhalte der kritischen Uebersicht und des englischen Wahrsagers.

Uebersicht der Aufsätze in den Mannigfaltigkeiten des Nationalkalenders für 1822.

Wertwürdigkeiten am Himmel. (Fortsetzung.) Berichtigung zum National-Kalender 1818. Kalenderbestimmungen. (Fortsetzung.) Die Astrologen Stöfler und Carion und ihre Kalender. Uebersicht strenger Winter: Ueber Wozzen und deren Heilung. Edle Rache. Was war wohl die Ursache der Wurzvergiftung? Geschichte des Fuhrmanns Christoph Bucher. Von den Schwämmen der Kinder und Mittel dagegen. Ueber den Unfug der sogenannten Wohndesuche. Eine der edelsten Handlungen. Mittel gegen esferrent' Glieder. (Fortsetzung.)

Gute und böse, vernünftige und unvernünftige Menschen, Wohlthäter und Feinde des Menschengeschlechtes. (Fortsetzung.)

A. Die Eblern, Bessern und Vernünftigen. Retter des Menschenlebens. Tischmachermeister Kohlstock zu Spremberg in Preußen. Lieutenant Krahmer zu Gumbinnen. Der Arbeiter Boelens und der Müller Gowerk im Hannoverschen. Der Leibjäger Hegemann im Pöppe-Deutoldschen. Pfarrer Petri und Johann Rautze in Hessen. Die Schifferknaben Adam Ziel, Anton Röß und Joseph Haug von Bingen am Rheine. Der Bergschreiber Gernemann von Clausthal am Harze. Edelmann und Wohlthätigkeit der Familie des Majors von Cr. zu Erfurt. Lieblosigkeit aber auch wieder Menschenliebe in einem ähnlichen Falle im Hannoverschen. Schornsteinfegermeister Jordan zu Neunkadt an den Dr. la. Vaterlands- und Fürstenliebe der Bürger Biens. Vaterlandsliebe des Invalidegenossen Wölle in Westphalen. Hofrath Schubert in Petersburg. Die menschenfreundlichen Gebrüder Hahn in Hannover, und ihre von dem Könige von Sachsen gewürdigten Verdienste. Höchst seltene Dankbarkeit und Freigebigkeit des jüdischen Banquiers Heine zu Hamburg. Kaufmann Stolz zu Königsberg, ein seltener Wohlthäter nach dem Tode. Der musterhafte Schulze in Württemberg. Nachruhm des Verdienstes; Merkel in Nürnberg. Dankondankleur Bür zu Oppenheim am Rheine. Finanzrath Schäfer stellt die verfallene Weber-Industrie Tugenburg wieder her. Die Gräfin Werthern zu Reunhellingen, eine wahre Mutter der Armen. Göttergegenwart und Muth eines 19jährigen Lächens.

B. Die Schlechtern und weniger Vernünftigen. Die Menschenmörder; Mord an einiger Thaler willen im Sächsischen. Der geängstigste Selbstmörder. Der Schwermörder Bracke im Schwarzburgischen Mord aus Rache. Mord aus Raubgier im Badenschen. Selbstmord aus überspanntem Orgzfühle. Mord im Zorne. Mordthaten aus Wahnsinn. Der Mörder Müller im Badenschen. Ein Todschlag bei Herbede an der Ruhr. Merkwürdiger im 16. Jahrhunderte verübter Kirchenraub. Und führe uns nicht in Versuchung.

Zusatzung der Rechenaufgabe Nr. XXI. im vorjährigen Kalender. Anekdoten; Epikuröl und was noch? Der Hund- und Fehlsperling. Wie ging das zu, oder Naturwunder in Schlessien in den letzten Jahren. Die Simmerflora der Blumenfreundin, oder Unterricht in der Wintergärtnerci. (Fortsetzung.) Das Gewissen. Einige Vor-

theile in der Hauswirthschaft: Reinigung des Kübels. 2te Vorchrift. Ritt für Porzellan, Steingut, Glas, Wachs, Metall. Eine grüne Farbe zur Farbe des Gebädes. Das beste Mittel Motten zu vertreiben. Eider erprobte Zusammenlegung zur Bereitung eines vortrefflichen Glases. Der einfache Glashälter (mit Abbildung). Interessantes Schreiben eines Buchhändlers und Buchbinders in Nordamerika an seine Geschwister in Sachsen. Eide lohnt allein den Weg zum Verzen. Auf dem Leben des Schulmeisters Anton. Eine herrliche, nachahmungswürdige Mutter: Anstalt der großen nun seligen Fürstin von Sipp: Detmold, Pauline, Christiane, Wilhelmine. Hengstenbergs poetische Schilderung des Erzerzogthums Oesterreich. Herschels Nieren-Teleskop. (Hierzu das Titelkupfer.) Glücklicher Erfolg eines Rezepts gegen seines Vaters Geburtstage. Gespenster: Geschichten. Aemtlige Enthüllung einer Spudgeschichte zu Ilmenau. Das Licht in der Kirche. Eine wirkliche Geschichte. Eber, Fuchs und Marier. Eine Erzählung. Nützliche Vorschläge: Vorschlag zur besseren Einrichtung der Wäschhäuser. Schlussworte bei der am 27. December 1819 abgehaltenen Selundizfeier des Pfarrers Puz zu Ischel. (Von Herrn Wice-Dechant Pour zu Gollern.) Feuergefahren und Mittel dagegen: Schaff Erpigen an. Die neue Feuer-Prüfung, deren Unterschied und Vorzug vor der gewöhnlichen. Anleitung zu einer neuen wenig Holz erfordernden Bauart für den Mittelstand und Landwirth. Rede zur Beerdigung des Dr. Heuber zu Brunn: (Von Herrn Senior Hochstättler.) Denkmal der Caroline von Lessell, gebornen von Bissowin. (Von Herrn Prediger Boff.) Unglücksfälle zur Warnung und Belehrung. Durch Wasser: Beim Baden zu Düsseldorf. Unzeitiger Müßwilligkeit auf dem Rheine. Dritter Unfall auf dem Rheine. In der Pleiße. Durch Austreibung der Natur. In der Saale. Mittel gegen das Ertrinken. Durch Feuer: In Gießen. Bei einem Schmiede. Im Beden'schen. Durch Gewitter: Im Württembergischen. In Katern. Durch Unvorsichtigkeit: Durch Pulver, im Gotha'schen. Zweiter Fall mit Pulver. Bei Gruben-Arbeitern. Beim Seisensieden. Durch Feuer-gewehr. Durch Gift. Durch Kupfer in Minden. Durch Fischkörner. Durch Thiere. Durch ein Pferd. Uners- hörtes Unglück durch Bienenschwärme heißt Erläuterung über diesen Vorfall. Durch größere Naturereignisse. Eine Lawine rückt in Schleifen Unheillich. Bergfall in einem ganzen Dorfe. Empfehlungswürthe Schriften: Kuber (Ch G.) Handbuch für Familien. Schlag (N.) Andachtsbuch. Schlag (J.) Hauspostille für religiöse Familien. Pros- fesser Bischof leat dem Volke die Schutzpocken, Impfung an's Herz. Von und aus Pilsen. Vaterunser von Raupach. Vierstimmig mit Begleitung des Fortepiano, in Musik gesetzt von A. Rante. (Als Beilage der An- nigfaltigkeiten).

Inhalt der statistischen Uebersicht.

I. Europa Uebersicht.

1. et 2. Wie verhält sich der Getreidebau zur Bevölkerung.
3. Zuwachs der Bevölkerung und Nahrungsmittel.
4. Verhältnisse der Militärpflichtigen.
5. Religionsparteien.
6. Ueber die Masse des baaren Geldes in Europa. A) Ansicht des Herrn Pouchet. B) Gegen: Ansicht. C) Storck's Ansicht. 9. Vermindert Geldzufluß von Amerika.
10. Die europäischen Banken. A) Bank von Venedig. B) Amsterdamer Bank. C) Hamburger Bank. D) Englische Bank. E) Bank von Frankreich. F) Ehemalige Reichsbank in Dänemark.
11. Uebersicht der Größe und Bevölkerung mehrerer europäischen Staaten, vor der französischen Revolution und nach dem Wiener Congresse.

II. Deutsches Reich.

1. Gränge.
2. Stimmen.
3. Bundesfestungen.
4. Gewässer.
5. Handel. a) Verhältnis mit England, b) mit Frankreich, c) mit den Niederlanden, d) mit Italien, e) mit dem Norden, f) mit Spanien, Portugal etc. g) mit der Schweiz, h) Approximativer Anschlag des Consums ausländischer Manufakturwaaren in Deutschland. i) Eine andere Ansicht über Deutschlands Handel.

Dieser Berichtungen und Zusätze zum englischen Wahrer enthalten folgende Artikel:

Anhalt. Anstern. Auersperg. Baden. Baiern. Beroldingen. Brandeis. Braunschweig. Brub- zenheim. Breuner. Comary. Etotel. Chorinsky. Clary. Coreth. Czernin. Dann. Dietrichlein. Etz. Et- lötz. Etschko. Fellenbohn. Frankreich. Fuchs. Gäller. Gorb. Großbritannien. Grünne. Habbil. Harberg. Jarrach. Joffens G. Jiffen D. Jchensfeld. Jochenworth. Jolkstein G. Jolkstein G. Jozoghy. Kaunitz. Khe- venschüller. Kinshy. Kohgen. Kellenisch. Kollowrat. Kuffstein. Königl. Lesniowshy. Lichtenstein. Ligne. Lipp- per. D. Lira E. Lohewig. Lodron. Löwenstein. Medtenburg. Metternich. Migazzi. Rabach. Raffan. Reips- zera. Reibellonde. Rettingen. Paar. Paiffy. Paoff und Cardinale. Pergen. Perito. Portugal. Preuss. Reiffensfeld. Rosenburg. Sachsen. Saint-Jullen. Sarcinien. Schaffgottsch. Sallid. Schönburg. Schönsied. Edmorgenberg. Seilern. Station. Staphenberg. Thurn und Taxis. Thurn und Tassina. Toskana. Traun und Abensberg. Trautmannsdorf. Troper. Ugarte. Walder. Waldstein. P. n. K. Wallis. Weissenwolf. Weis- lingen. Witzel. Windischgrätz. Sibna. Wurmbraun. Württemberg. Zipp.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 23. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im November 1811.)

Staatswissenschaft.

X. 20.

Fischers Plan zu einer Economie philanthropique.

Alles menschliche Elend ist entweder unzertrennlich von der menschlichen Natur, oder eine Folge des gesellschaftlichen Mechanismus. Binderung oder Verhinderung desselben muß also das Bestreben des Menschenfreundes seyn. Hierzu dient die Economie philanthropique, oder die Theorie der Humanitäts-Anstalten ihrem ganzen Umfange nach.

Diese kann nur das Resultat allgemeiner Beobachtungen und Erfahrungen seyn. Die Theorie der Hospitäler z. B. muß sich auf die Vergleichung der vorzüglichsten von Europa gründen, so daß hieraus das vollkommenste hervorgeht.

Das Elend, das unzertrennlich von der menschlichen Natur ist, bietet eine zweifache Ansicht dar. Es ist entweder Folge eines fehlerhaften Organismus, Blinde, Taubstumme u. s. w. oder einer Störung des Organismus.

Die Störungen haben statt: durch Krankheiten oder durch gewaltige Einwirkungen der Natur. Die erste Abtheilung umfaßt alles hierher Gehörige von den gewöhnlichen Volkskrankheiten an bis zu den unheilbaren hinab. Dabei die Theorie der Volksgesundheitslehre, der Quarantaine- und Kontumaz-Anstalten, die Irrenhäuser u. s. w., und der Hospitäler überhaupt. Die zweite Abtheilung, die die Einwirkungen der Natur darstellt, beschäftigt sich zugleich mit der Lehre von der Verhütung von Unglücksfällen, und mit der speziellen Rettungstheorie. Von den Ersticken an bis zu den Schiffbrüchen hinab, alles findet hier seinen Platz.

Hesperus Nr. 23. XXX.

Das Elend, das eine Folge des gesellschaftlichen Mechanismus ist, wird auf Armuth und auf Verbrechen zurückgeführt. Bei der Lehre von der Armuth unterscheidet man den allgemeinen und den besondern Theil. In jenem findet man die Theorie der Leibhäuser, der Bürgerrettungs-Institute, der Armenanstalten überhaupt. In diesem die Theorie der Gebär-, Findel- und Waisenhäuser, der Invalidenhäuser, der Kranken-, Gesellen-Institute, der Wittwen-, der Dienstbotheninstitute u. dgl. mehr.

Bei der Lehre der Verbrechen handelt der erste Theil von den Mitteln, denselben vorzubeugen, und der zweite von der Besserung der Verbrecher und ihrer Ausföhnung mit der Gesellschaft. Den Verbrechen wird vorgebeugt, je nachdem Armuth oder Rohheit die Quelle derselben ist. In jenem Falle wird die Armenlehre befragt, in diesem für bessere Volkserziehung und bessern Volksunterricht gesorgt. Die Besserung der Verbrecher und ihre Ausföhnung mit der Gesellschaft wird auf vielfältige Weise bewirkt, wie die umständliche Theorie der Straf- und Besserungshäuser zeigt.

(Geschichte der Amtsführung und Entlassung des Professors Fischer. Leipzig. Brockhaus 1818. S. 39. — wo Niemand solche inhaltsschwere Worte suchen würde, würdig, in jedem Staatsrathe erwogen zu werden. Der Herausgeber.)

I. 9.

Waterlandskunde.

Naturhistorische Wanderungen in den Jägernborfer und heimatlichen Gegenden, geschildert in Briefen an einen Freund in *****h von Kajetan Koschakky.

(Fortf. v. Nr. 20. XXX.)

Aus diesem Verzeichnisse der Käfer mehrer Heimath werden Sie ersehen, daß Schlessen an Coleopteren keineswegs arm ist. Freilich werden Sie in denselben manche Gattung (Genus), und in den aufgezählten Gattungen

manche Art (*Species*) vermessen, die Sie aus geographischen Gründen hier vermuthet hätten. Allein wenn Sie bedenken, daß ich nach Ihrem Wunsche Sie nur mit den Gegendern und Naturprodukten meiner Heimath und meines gegenwärtigen Aufenthaltes bekannt mache, und wenn ich Sie versichere, daß ich und mein geschätzter Freund, Herr Dechant zu Troppowitz Joseph Herink, in unsern Sammlungen noch manchen Käfer verwahren, den wir aus Mangel größerer entomologischer Werke vor der Hand nicht wissenschaftlich bestimmen können, und daß ich, wenn ich Ihnen unser höheres Gebirge schildern werde, noch Gelegenheit haben werde, mehrere nur dort zu sammelnde Insekten aufzuzählen: so werden Sie Sich dahin beschreiben, daß hiermit das Verzeichniß schlesischer Käfer noch keineswegs geschlossen sep. Ich übergib die Gebirgsprodukte igt absichtlich, damit, wenn ich gelegentlich mein obiges Versprechen erfüllen werde, ich dieselben nicht nochmals aufzukunnen genöthiget bin, um dadurch den Charakter dieses Gebirges kenntlich zu bezeichnen.

Um Sie in den Stand zu setzen, über die Frequenz und Seltenheit dieser Käfer mit anderen Provinzen Vergleiches anstellen zu können, bitte ich, mir zu erlauben, über obiges Verzeichniß noch einige Bemerkungen hier beifügen zu dürfen.

Da man in Schlessen ähnliche Hutweiden, wie es in Mähren gibt, vermisst, so ist auch mancher *Urtarackäfer* (*Aphodius*, *Copris*, *Actinophorus*, *Hister* etc.), den wir auf jenen Hutweiden in thierischen Auswürfen gefunden haben, in Schlessen bis jetzt noch nicht entdeckt worden. Ich war so glücklich, mit Ihnen die Freude über die auf einer jener Hutweiden gemachte Entdeckung des *Actinophorus sacer* theilen zu können, eine Freude, die um so größer war, als man diesen, auch in archäologischer Hinsicht merkwürdigen, Käfer bis igt nur in Südrußland, in Egypt, bei Triest und in Aegypten zu Hause glaubte. In Schlessen fand ich ihn noch nicht, wohl aber den verwandten *A. Schäfferi*. Ganz ich doch den in Mähren im Ueberflusse vorhandenen *Copris lunaris* nur selten! Die gemeinsten *Copriden* bei uns sind: *C. vacca*, *fractini cornis*, *nuchicornis*, *taurus*, *capra*; sehr selten aber ist *C. nutans*.

Bei den Dung- und Sturzkäfern (*Aphodius*, *Hister*,) werden Sie meine obige Bemerkung vorzüglich bestätigt finden; die von mir aufgezählten sind alle fast gleich gemein.

Aus der Familie der Baumstarkkäfer ist *Laccanus taraboides* fast auf allen Wiesen zu finden; seltener sind *L. cervus* und *parallelepipedus*, vielleicht aus dem Grunde, weil die Eichen täglich seltener werden. *Sinodendron cindricum* ist nur einige Mal an Kirschbäumen in dem Dorfe Vidau gefangen worden. *Geotrupes nasicornis* ist hier seltener als um Dillnig; dagegen aber sind *Scarabaeus sylvaticus* und *vernalis* häufiger. Die drei

angeführten Erdstarkkäfer sind fast überall, doch aber *Trox sabulosus* am häufigsten zu finden.

Sie werden Sich wundern, in der Reihe schlesischer Laubkäfer auch *Melolontha fulva* anzutreffen; er ist aber auch nur sehr selten, so wie *M. fruticola* und *agricola*. Seit vielen Jahren war *M. vulgaris* nicht so häufig, als in diesem; Eichen und andere Laubböcker waren durch diesen zahllosen Käfer abgeweidet, so daß sie spät im Sommer noch einmal Blätter treiben mußten.

Trotz dem, daß ich nur wenige Raubkäfer (*Staphylinus*) aufgeführt habe, besitzt Schlessen doch eine bedeutende Menge derselben, wie ich mich bei meinem hochverehrten Freunde, dem Herrn Grafen Ferdinand von Kuernburg, überzeugt habe, der sich einmal mit dieser Gattung einen ganzen Sommer beschäftigt hat. Allein da grade in dieser Gattung noch so viel zu sichten ist, und der freye Gebrauch kostbarer entomologischer Werke mir nicht zu Gebote steht; so wollen Sie Sich einstweilen mit der Versicherung begnügen, daß, sobald der Hr. Prof. Grassmann diese Gattung wird bearbeitet haben, und seine Schrift mit zu Gesichte gekommen sein wird, ich Sie mit den übrigen Arten derselben mit Vergnügen bekannt machen werde. Am häufigsten erscheinen *St. erythropterus*, *murinus*, *oleus*, *politus*. — Unter den Aaskäfern (*Necrophorus*, *Silpha*) fand ich *N. germanicus* seltener als in Mähren. Sehr häufig begegneten mir auf meinen Ausflügen *S. rugosa*, *opaca*, *quadripunctata* und *ferruginea*. — *Pyrochroa coccinea* bleibt bei uns wie in Mähren eine Seltenheit. —

Es wird Sie gewiß befremden, daß Sie, unter den von mir aufgezählten *Cerambycinen* den *C. moschatus* vermissen, den wir doch auf unseren entomologischen Excursionen in den Jahren 1809 — 1812 in dem flachen Mähren so häufig an Weidenstämmen gefangen haben! Allein ob gleich die weiße Weide (*Salix alba*), die bekanntlich von den Larven dieses duftenden Käfers zerstört wird, hier ganz gemein ist; so kann ich Sie doch versichern, während meines Forschens diesen Käfer in den genannten Gegenden noch nicht entdeckt zu haben. Unter den übrigen ist *C. Heros* bei uns ein sehr gefuchter Käfer.

Unter den Lauberkäfern ist *Lamia aedilis* einer der gemeinsten und nicht nur allein an hölzernen Gebäuden, sondern auch in Wäldern anzutreffen. Die schöne *L. nebulosa* habe ich nur dreimal an Lindenstämmen auf dem Burgberge bei Jägerndorf, und die *L. atomaria* gar nur einmal zu Freyherrmersdorf gefangen. Selbst die in Mähren unter Weidenbüschen häufig vorkommende *L. textor* ist bei uns keine gemeine Erscheinung.

Aus der Gattung der Langenböcke (*Rhagium*) konnte ich den bei Dillnig gewöhnlichen *Rh. cursor* nur selten auffinden; desto gemeiner sind *Rh. bifasciatum* und *clathratum*. — Nicht so häufig als um Dillnig und auf dem heiligen Berge fand ich die Schneckenkäfer *Saperda scalaris*, *tremula* und *populnea*; desto gewöhnlicher

Sie sind mit die übrigen, besonders *S. orulata*, vorgekommen. — Aus der Gattung der Listkäfer (*Callidula*), welche neuere Coleopterologen in mehrere Gattungen zerfällt haben, hat meine Heimath mehr als die Hälfte der Arten aufzuweisen, am öftesten aber sind unter ihnen *C. arietis*, *arcuatum*, *Gazella*, *Bajulus* und *dehritum* gefangen worden; sehr selten erscheint *C. sanguineum*.

Von den Blumenkäfern ist *Cetonia fastuosa* in meiner Heimath eben so selten als in Mähren; nur *C. aurata* und *marinorata* sind auf Fäeder- und Hüllendebäumen und an thranenden Weidenstämmen gewöhnliche Erscheinungen. *C. stielica* fand ich nur bisweilen in den Blüthen der *Malva Aleoa*, und *C. hirtella* fing ich zwischen Freyherrensberg und Boitensdorf häufig auf den Blumen des *Leontodon tarraxaquin*. — Eine seltene Erscheinung ist bei uns der Einsiedler-Pinselkäfer (*Trichius creanita*); selbst der von ihnen so wie von mir in dem Laubwäldchen nächst Ulmütz so häufig gefangene *Tr. variabilis* bietet sich bei uns nur bisweilen zum Fange dar; dagegen ist *Tr. nobilis* auf *Sambucus nigra* sehr zu haben.

An Lauchkäfern (*Dytiscus*), wie Sie sehen, ist Schlesien ziemlich reich. Keiner aus ihnen ist aber in allen Pfützen, stehenden Wässern und Wassergräben so gemein, als *D. bipustulatus*, so daß man sich eine bedeutende jährliche Rente verschaffen könnte, wenn dieser Käfer eben so häufig, und zwar um einen Preis von 12 Kr. abgenommen würde, wie er in der, den Ausflügen auf den Schneeberg angehängten Fauna geschätzt ist. Nebst diesem sind aber auch noch, besonders in der Jägerndorfer Umgegend, *D. sulcatus*, *fuscus*, *guttatus*, *lacustris*, *notatus* und *picipes* sehr gemein. Selbst nach *D. marginalis* und *Roesellii* darf man nicht lange suchen, wohl aber nach *D. latissimus*. — Sie werden Sich doch erinnern, daß wir in den Pfützen um Ulmütz den *Hydrophilus piceus* so oft gefangen haben, daß wir endlich seiner nicht mehr achteten; hier ist er selten, sein nächster Verwandter, *H. caraboides*, scheint ihn vertreten zu sollen. *H. luridus*, *griseus*, *truncatellus* und *minutus* sind die gewöhnlichsten Ausbeuten in dieser Gattung.

Unter den als Schlesier angeführten Erbkäfern (*Carabus*) werden Sie einige gefunden haben, die Oesterreichs hochverdienter Entomolog Herr Wegerle v. Mühlfeld in Dufschmid's Fauna schon als Schlesier angegeben hat; einen aber, nämlich *C. nitens* Panzer, werden Sie in genanntem Werk als Oesterreicher nicht angemerkelt gesehen haben. Schon während meiner Studien hatte ich diesen Käfer auf der südlichen Seite des Gesentes bei Sibau mehrmals gefangen. Auch Herr Franz Patek, Apotheker in Hof, entdeckte ihn in den Umgebungen dieses Städtchens. Nun kann ich noch das zur Jägerndorfer Parochie gehörige Dorf Laubitz als Entdeckungsort dieses schönen Eleutheren angeben. Aus allen, oben angegebenen Erbkäfern ist mir *C. crux major* bis jetzt am sparsamsten zu Gesicht gekommen, doch die in manchen Provinzen seltener Käfer,

als: *C. intricatus*, *coriaceus*, *nemorialis*, *auratus*, *auronitens*, *hortensis*, u. a. kommen hier bei weitem nicht so selten vor, als man vermuthet hätte.

So gemein unter den Prachtkäfern *Buprestis quadripunctata* auf den Blumen der Spingeseßeln vorkommt; so selten entdeckt man die übrigen. — Obgleich *Cicindela campestris* und *hybrida* auf unsern Ausflügen in Mähren gewöhnlich vor uns hergeflogen sind, kann ich dieses von letzterem hier doch nicht behaupten. Dieß gilt auch von den Calosomen, von *Clerus formicarius* und von *Apate capucina*, von dem Sie doch wissen, daß wir ihn in dem, Ulmütz nahe gelegenen Neustift aus einem einzigen dürren Stamme an vierzimal gewonnen haben. — Die oben angeführten Vorkenkäfer, besonders *Bostrichus typographus*, der vor einigen Jahren in den hiesigen Wäldern einen namhaften Schaden angerichtet hat, sind leider alle sehr gemein. — Ist auch meine Heimath nicht so reich an Schildkäfern, bietet sie dem Naturforscher und Sammler doch die schöneren dar, als: *Cassida viridis*, *equestris*, *affinis* und *nobilis*, und zwar ziemlich häufig.

Die eben aus den Gattungen *Cantharis*, *Hippophiloeus*, *Bolitophagus*, *Tritoma*, *Tetratoma*, *Scaphidium*, *Ptinus*, *Mycetophagus*, *Dermestes*, *Donacia* und *Crioceris* angegebenen Arten sind größtentheils sehr gemein. Keinen Käfer sah ich aber an einem und demselben Orte so zahlreich, als *Crioceris Asparagi*; es war im J. 1809, wo er in Großberitz eine große Spargelpflanzung ganz eingenommen hatte. — An Springkäfern besitzt meine Heimath ziemlich viele, unter denen *Elater aterrimus*, *murinus*, *ruficollis*, *pectinicornis*, *niger* und *pilosus* sehr gemein sind; dagegen aber bemerkt man *E. sanguineus*, *ferrugineus*, *ephippius* und *praeustus* sehr selten. —

Aus der sehr zahlreichen Gattung der Curculionen sind *C. germanus* und *paraplecticus* als Seltenheiten anzugeben; von letzterem bestrebet es mich, da der Wasserfenchel (*Phellandrium aquaticum*), in welchem sich die Larve dieses Käfers nährt, hier so gut vorkommt, als um das wasserreiche Ulmütz. *C. abietis*, *argentatus*, *vio-lacens*, *populi*, *salicis*, *nebulosus*, u. a. m. sind sehr gemein.

Unter den Goldhähnchen (*Chrysomela*) zählen wir viele schöne Arten, z. B. *Chr. sanguinolenta*, *graminis*, *populi*, *polita*, *cerealis* etc., die alle ziemlich gewöhnliche Erscheinungen sind. — Zu den Coccinellen glaube ich nur anmerken zu dürfen, daß die mit rothen, gelben oder weißen Punkten (*pustulatae*, *guttatae*) seltener sind, als die mit schwarzen Makeln (*punctatae*). Am seltensten erscheinen *C. tigrina*, *pantherina* und *ocollata*. —

Die übrigen Gattungen glaube ich mit Stillschweigen übergehen zu können, weil sie im Vergleiche mit anderen Gegenden entweder gleich häufig, oder gleich selten vorkommen, und behalte mir die übrigen Bemerkungen in so lang

vor, bis ich Zeit und Gelegenheit gewinne, eine vollständige Naturgeschichte des Geseutes zu bearbeiten. Eine große und schwere Aufgabe! werden Sie mir entgegenen. Wohl wahr! allein ich liebe mein Vaterland, die Natur und die Wissenschaft, und die Liebe wird mir alle jene Schwierigkeiten, die sich mir hierin noch entgegen stellen können, leicht und mich zu jeder nachfolgenden Resignation entschlossen machen. Zudem betrachte ich diese Pilgerungen durch die vaterländische Natur als eine Art von Gottesdienst. Ueberall, wo ich mich hinwende, finde ich den unverkennbaren Abdruck von Gottes Namen, fühle seine segnende Allgegenwart und lese in der Natur, wie in einem klaren Spiegel, Gottes Güte und Weisheit, Macht und Herrlichkeit mit dankbarer Freude und heiliger Ehrfurcht. Ich schäme mich also nicht, wie mehrere Naturforscher, gleich dem Ritter von Linné mit Gott in die Natur hinauszutreten und mit Gott in mein Studierzimmer wieder zurückzukehren. Nun kennen Sie ja das Sprichwort: Wo Gott vorangeht, da mag ihm kein Kiesel im Wege stehen! Wenn Sie daran zweifeln, so fragen Sie nur die Geschichte, wie sie ist, nicht wie sie der Naturalismus und Deismus hier und dort verdreht haben, und sie wird Ihnen befriedigend antworten. — Doch ich breche ab und versichere Sie meiner fortwährenden Freundschaft. —

Fünfter Brief.

Mit inniger Freude denke ich noch an jene harmlosen Tage meiner Kindheit zurück,

wo ich von Haselheiden

Mein Pferd mit schnitt

Und rasch einher auf dem gestreiften Stecken

Das Feld durchritt.

Die Blumen der Aue und die mit Gold und Purpur gekrönten, in das liebliche Morgenroth getauchten, oder mit dem Azur des Himmels geschmückten Schmetterlinge zogen damals meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Blumenkränze winden, Binsenkörbchen flechten und nach Faltern jagen waren damals meine liebsten und freudenbringendsten Beschäftigungen. Des Knaben Spiele, wie Sie auch aus der Geschichte der jungen Achilles wissen, verkündigen nicht selten seinen nachmaligen Beruf. Was mir damals leichtes Spiel war, ist mir nun zu einer wichtigen und ernstern Beschäftigung geworden. Schon in meiner Jugend hatte ich mir das bescheidene Veilchen, das liebliche Bergisminnicht und das ausdauernde Gänsefüßchen zu meinen Lieblingsblumen erwählt und wänd sie vorzüglich gern in Kränze, um damit meine Gespielen zu schmücken; allein ich ahnete lange den tiefen Sinn nicht, der in diesen und in anderen Blumen für ein unbefangenes Gemüth verborgen liegt. Je länger ich mich aber mit den, mich jährlich wieder begeisterten Kindern Florens beschäftige, desto verständlicher wird mir ihre geheimnißvolle und tiefe Sprache, die wohl kein Naturforscher so schön und zart geäußert hat, als der zartfühlende und gemüthliche Trattinick. Dieses tiefen, jedes un-

befangene Gemüth so sehr in Anspruch nehmenden, auf das Höhere und Geistige hinweisenden Sinnes wegen muß jedes Blümchen, und wäre es auch nur das überall wachsende und vom Frühling bis zum Herbst blühende Maßliebchen, für den Vaterländer und Naturfreund das größte Interesse haben. Daraus werden der Psycholog und Erzieher vielleicht erklären können, warum die zarte Jugend mit einem so anwiderstehlichen Zug den Blumen folgt, und warum selbst Erzwachene bei dem Anblicke einer blühenden Wiese oder Hecke von so angenehmen Empfindungen und Abnungen durchbebt, zu menschenfreundlichen und edlen Handlungen bewegt werden. Wahrlich! es ist nicht Empfindelkeit oder Schwärmeret, sondern es ist der in den Gewächsen liegende tiefe Sinn, wodurch Rousseau, Batsch, Darwin, Trattinick und ähnlich fühlende Naturfreunde zu den Blumen hingezogen werden. Dieß haben Sie mir auch schon längst eingestanden; darum billige ich Ihr Verlangen, ich wolle Sie mit den Pflanzen meiner heimatlichen Fluren bekannt machen. Aus dem Verzeichnisse der heimatlichen Gewächse werden Sie aber ersehen, daß die schlesische Flora der mährischen nicht ganz ähnlich ist. Mähren ist von der Nord- und Ostseite durch das Geseute gegen die kalten Nord- und Ostwinde geschützt, Schlessien aber steht denselben ganz offen. Zudem ist in Schlessien die herrschende Gebirgsart die Grauwacke, die, wie Sie aus Autopsie wissen, nur in einem Theile Mährens herrschend ist, und die in Schlessien nur in höhern Gegenden von dem Stimmer- und Chloritschiefer, dem Granit, Urgrünstein, Urthonschiefer, Urkalk verdrängt und an manchen Orten von der Sandstein-, Siltstrapp- und Flözkalkformation bedeckt wird. Auch besitzt Schlessien nicht so viele unbedauete Plätze, als sein Nachbarland Mähren; hier benützt der ersparrte Landmann jedes Fleckchen Landes, um es entweder mit Getreide oder mit Futtergewächsen zu bebauen, ja selbst die Waldungen werden in engere Schranken zurückgewiesen, um der mit Riesenschritten vorschreitenden Bevölkerung den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Reichte doch noch vor hundert Jahren der Wald fast bis an die Häuser meines Geburtsortes, wie weit ist er aber igt von demselben entfernt! Ferner finden sich hier jene großen und vielen Leiche nicht, die allein im Dilmüßer Kreise viele Tausend Morgen Landes bedecken; der fleißige Schlessier hat sie in Ackerland und in Wiesen umgeschaffen. — Wenn Sie das alles beherzigen, werden Sie Sich nicht wundern, manche jener Pflanzen in dem nachstehenden Verzeichnisse entweder gar nicht, oder in den nachfolgenden Bemerkungen doch nur als selten, oder sehr selten angegeben zu finden, die in der Dilmüßer Umgegend gewöhnliche Erscheinungen sind. Ich werde auch hier die Gebirgspflanzen weglassen und die Gattungen in alphabetischer Ordnung aufführen. Benannt sind die Gewächse nach J. A. Schultes Des Österreichs Flora. Wien 1814. 2 Bde.

Acer campestre, *platanoides*, *pseudoplatanus*. — *Achillea magna*, *millefolium*, *Parnica*. — *Aconi-*

tum Napellus, Lycoctonum. — *Acorus calamus*. — *Actaea spicata*. — *Adonis aestivalis*. — *Adoxa moschatellina*. — *Aegopodium podagraria*. — *Aesculus hippocastanum*. — *Aethusa cinaapium*. — *Agrimonia Eupatorium*. — *Agrostemma coronaria*, Gythago. — *Agrostis spica venti*, vulgaris stolonifera, sylvatica, alba. — *Aira aquatica*, cespitosa, caryophylla, cristata, canescens. — *Alchemilla vulgaris*, aphanes. — *Alisma plantago*. — *Alitium carinatum*, ursinum. — *Alnus glutinosa*. — *Alopecurus geniculatus*, agrestis, pratensis. — *Alsiere media*. — *Alyssum calycinum*, montanum. — *Anagallis phoenicea*. — *Anchusa officinalis*. — *Anethum Foeniculum*, graveolens. — *Angelica archangelica*. — *Anthemis arvensis*, Cotula, tinctoria. — *Antoxanthum odoratum*. — *Antirrhinum majus*, Orontium. — *Apargia autumnalis*, hastilis, hispida. — *Apium graveolens*, Petroselinum. — *Aquilegia vulgaris*. — *Arabis Thabena*, arenosa. — *Arctium Bardana*, Lappa, minus. — *Arenaria rubra*, serpyllifolia, trinervia. — *Artemisia campestris*, Dracunculus, absinthina, scoparia, vulgaris. — *Arundo Eptagejos*, Phragmites. — *Asarum europaeum*. — *Asclepias syriaca*. — *Asperula cynanchica*, odorata, tinctoria. — *Aster annuus*. — *Astragalus glycyphyllos*. — *Astrantia major*. — *Athamantia cervaria*, Libanotis, Oreoselinum. — *Atriplex hastatum*, hortense, patulum, roseum. — *Atropa Belladonna*. — *Avena fatua*, sativa, pratensis, pubescens. —

Ballota nigra. — *Bartsia Odontites*. — *Bellis perennis*. — *Berberis vulgaris*. — *Betonica incana*, officinalis, stricta. — *Betula alba*. — *Bidens cernua*, tripartita. — *Borago officinalis*. — *Brassica napus*, Rapa, oleracea. — *Briza media*. — *Bromus arvensis*, giganteus, mollis, secalinus, inermis, sterilis, tectorum. — *Bryonia alba*. — *Bupleurum rotundifolium*, falcatum. — *Butomus umbellatus*. — *Buxus sempervirens*. —

Calla palustris. — *Calluna vulgaris*. — *Caltha palustris*. — *Camelina sativa*. — *Campanula Cervicaria*, glomerata, latifolia, patula, persicifolia, rapunculoides, rotundifolia, Trachelium, urticaefolia. — *Cannabis sativa*. — *Capsella bursa pastoris*. — *Cardamine amara*, pratensis. — *Carduus crispus*, marianus, Personata. — *Carex cyperoides*, ovalis,

vulpina, nemorosa, brizoides, muricata, divulsa, stellulata, remota, paradoxa, parviflora, digitata, montana, praecox, flava, distans, panicea, cespitosa, stricta, Drymeja, filiformis, acuta, riparia, vesicaria, ampulacea, hirta. — *Cartia vulgaris*, acaulis. — *Carpinus betulus*. — *Cartum corvi*. — *Caucalis anthriscus*, daucoides. — *Centaurea nigra*, Cyanus, paniculata, phrygia, scabiosa. — *Cerastium aquaticum*, arvense, semidecandrum, viscosum, vulgatum. — *Ceratophyllum demersum*, submersum. — *Cerithe minor*. — *Chaerophyllum aromaticum*, Cerefolium, hirsutum, sylvestre, temulum, bulbosum. — *Chara vulgaris*. — *Chelidonium majus*. — *Chenopodium bonus Henricus*, rubrum, murale, hybridum, album, botrys, glaucum, polyspermum, obtusum Persoon, Syn. pl. — *Chrysanthemum leucanthemum*. — *Chrysosplenium alternifolium*, oppositifolium. — *Cichorium Eudivia*, Intybus. — *Cicer Lens*. — *Cituta virosa*. — *Cineraria cordifolia*. — *Circea intermedia*, lutetiana. — *Clinopodium vulgare*. — *Cnicus arvensis*, lanceolatus, oleaceus, palustris, rivularis. — *Colchicum autumnale*. — *Commarrum palustre*. — *Comium maculatum*. — *Convallaria bifolia*, latifolia, majalis, multiflora, Polygonatum, verticillata. — *Convolvulus arvensis*, sepium. — *Coryza squarrosa*. — *Corianthrum sativum*. — *Cornus mascula*, sanguinea. — *Coronilla varia*. — *Corydalis bulbosa*, HaHeri. — *Corylus avellana*, tubulosa. — *Crepis rigida*, tectorum. — *Cucubalus otites*, Bohem. — *Cuscuta europaea*, Epithymum, monogyna. — *Cymbidium corallorhiza*. — *Cynoglossum officinale*. — *Cynosurus cristatus*. — *Cyperus fuscus*. — *Cytisus capitatus*, hirsutus, nigrocans, supinus. —

Dactylis glomerata. — *Daphne mezereum*. — *Datura Stramonium*. — *Daucus carota*. — *Delphinium consolida*. — *Dentaria caucaphylla*, bulbifera. — *Dianthus Armeria*, Deltoides, superbus, Carthusianorum. — *Digitalis ambigua*. — *Dipsacus fulloquum*, sylvestris. — *Draba verna*. — *Dryasera rotundifolia*. —

Echinops sphaerocephalus. — *Echium vulgare*. — *Elatine Alsinastrum*, Hydropiper. — *Elymus europaeus*. — *Epilobium angustifolium*, hirsutum, pubescens, montanum, roseum, tetragonum, palustre. — *Eptactis ensifolia*, latifolia, ovata, Na-

cus avis. — *Erica herbacea.* — *Erigeron acre,*
canadense. — *Eriophorum angustifolium, latifolium.*
 — *Erodium cicutarium.* — *Erysimum Alliaria,*
Barbarea, officinale, cheiranthoides. — *Evonymus*
europaeus. — *Euphorbia dulcis, saxatilis, helio-*
spia, esula, cyparissias, Gerardiana. — *Euphrasia*
officinalis. —

Fagus sylvestris. — *Fedia dentata, olitoria.* —
Festuca ovina, glauca, duriuscula, rubra, pratensis,
elatior, pinuata, gracilis. — *Fragaria vesca, collina.*
 — *Fraxinus excelsior.* — *Fumaria officina-*
lis. —

Galanthus nivalis. — *Galega officinalis.* —
Galeobdolon luteum, montanum Persoon. — *Gale-*
opsis Ladenum, canescens, tetrahit, neglecta, pu-
bescens, cannabina. — *Galium sparine, rotundifo-*
lium, sylvaticum, mollugo, austriacum, verum, uligi-
nosum, scabrum. — *Genista tinctoria, germanica,*
pilosa. — *Gentiana Amarella, ciliata, pneumonan-*
the, pratensis. — *Geranium phaeum, palustre, pra-*
tense, columbinum, dissectum, rotundifolium, pusil-
lum, robertianum. — *Geum rivale, urbanum.* — *Gla-*
diolus communis. — *Glechoma hederacea, hirs-*
uta? — *Globularia vulgaris.* — *Gnaphalium*
arenarium, dioicum, sylvaticum, rectum, uliginosum,
germanicum, montanum, arvense. — *Gypsophila*
muralis. —

Hedera helix. — *Helianthemum vulgare.*
 — *Helleborus viridis.* — *Hepatica triloba.* —
Heracleum sphondylium. — *Herutaria glabra.* —
Hesperis matronalis. — *Hieracium pilosella, col-*
linum, dubium, glaucescens, auricula, florentinum,
cymosum, praemorsum, murorum, paludosum, sabau-
dum, umbellatum. — *Hippocentaurea Centaurium,*
inaperta. — *Hippuris vulgaris.* — *Holcus avena-*
ceus, mollis, lanatus. — *Holosteum umbellatum.*
 — *Hordeum murinum, distichum, hexastichum, vul-*
gare, Zeocriton. — *Hottonia palustris.* — *Humu-*
lus lupulus. — *Hydrocharis morsus ranse.* —
Hyoisiamus niger, albus. — *Hypericum hirsu-*
tum, humifusum, perforatum, quadrangulare, monta-
num. — *Hypochoeris radicata, maculata.* —

Jasione montana. — *Impatiens noli tangere,*
Imperatoria Ostruthium, sylvestris. — *Inula He-*
lenium, pulicaria, britannica. — *Iris germanica, sibi-*
nica, pseudacorus. — *Isopyrum thalictroides.* — *Ju-*

glens regia. — *Juncus articulatus, bufonius, bul-*
bosus, conglomeratus, effusus, filiformis, inflexus? —

Lactuca virosa, scariola. — *Lamium album,*
amplicaulale, maculatum, purpureum. — *Lapsana*
communis, pusilla. — *Laserpitium latifolium, cer-*
varia. — *Lathraea squammaria.* — *Lathyrus*
pratensis, sylvestris, tuberosus, septium Scopoli Flor.
car. II, p. 64. — *Ledum palustre.* — *Lemna mi-*
nor, trisulca, gibba, polyrrhiza. — *Leontodon tar-*
raxacum. — *Leonurus cardiaca.* — *Lepidium*
sativum. — *Leucojum vernum.* — *Ligusticum*
levisticum. — *Ligustrum vulgare.* — *Lilium Mar-*
tagon. — *Limosella aquatica.* — *Linaria vulga-*
ris, minor, arvensis. — *Linum usitatissimum, cathar-*
ticum. — *Lithospermum arvense.* — *Lolium*
arvense, perenne, temulum. — *Lonicera nigra, Ca-*
prifolium, Xylosteum. — *Lotus corniculatus, uligi-*
nosus. — *Lunaria rediviva.* — *Luzula albida, cam-*
pestris, pilosa. — *Lychalis diurna, flos cuculi, ve-*
spertina, vitcaria. — *Lycopus europaeus.* — *Lyc-*
opsis arvensis. — *Lysimachia nummularia, nemo-*
rum, vulgaris. — *Lythrum dubium, vulgare, hy-*
sopifolia.

Malva Alcea, crispata, rotundifolia, sylvestris.
 — *Marrubium vulgare.* — *Matricaria Cham-*
omilla. — *Medicago sativa, lupulina, falcata.* —
Melampyrum arvense, cristatum, nemorosum, pra-
tense, sylvaticum. — *Melica coerulea, nutans.* —
Melilotus officinalis, vulgaris. — *Melittis meli-*
sophyllum. — *Mentha arvensis, gentilis, hirsuta,*
sylvestris, viridis, Pulegium. — *Meganthes trif-*
oliata. — *Mercurialis perennis, annua.* — *Mespi-*
lus monogyua, oxyacantha. — *Milium effusum.* —
Monotropa Hypopithys. — *Montia fontana.* —
Morus alba. — *Muscari comosum, botryoides.* —
Myosotis arvensis, palustris, sparsiflora, sylvatica.
 — *Myosurus minimus.* —

Narcissus poeticus, pseudonarcissus. — *Nas-*
da stricta. — *Neottia spiralis.* — *Nepeta cataria.*
 — *Nigella arvensis.* — *Nymphaea alba, lutea.* —

Oenothera biennis. — *Ononis spinosa, hir-*
cina. — *Onopordon Acanthium.* — *Orchis bifolia,*
conopsea, latifolia, maculata, mascula, Morio, sambuci-
na, pallens. — *Origanum vulgare.* — *Ornitho-*
galum bohemicum, luteum, nutans, pyrenaicum, syl-

vaticum, umbellatum. — *Orobus vernus*, niger. —
Oxalis acetosella, corniculata. —

Panicum viride, crus galli. — *Papaver Ar-
gemone*, *Rhoeas*. — *Parietaria officinalis*. — *Pa-
ris quadrifolia*. — *Parnassia palustris*. — *Pastin-
aca sativa*. — *Pedicularis palustris*, sylvatica.
— *Peplis portula*. — *Peucedanum officinale*. —
Phalaris arundinacea, canariensis. — *Phellau-
drium aquaticum*. — *Philadelphus coronaria*. —
Phleum pratense. — *Phyteuma orbiculare*, spica-
tum. — *Picris hieracioides*. — *Pimpinella saxi-
fraga*, magna. — *Pinguicula vulgaris*. — *Pinus
Abies*, *Larix*, *picea*, *sylvestris*, *rubra*. — *Pisum
sativum*. — *Plantago lanceolata*, major, media, mi-
nima. — *Poa aquatica*, fluitans, sudetica, trivialis,
pratensis, serotina, nemoralis, compressa, annua. —
Polemonium coeruleum. — *Polygala amara*, vul-
garis. — *Polygonum amphibium*, aviculare, *Bistor-
ta*, *Fagopyrum*, *Hydropiper*, *laphatifolium*, *Persicaria,
incanum*. — *Populus alba*, *canescens*, *nigra*, *trem-
mula*. — *Potamogeton crispus*, natans, compres-
sus, gramineus. — *Potentilla anserina*, argentea,
hirta, verna, reptans, supina. — *Poterium sangui-
serba*. — *Prenanthes muralis*, purpurea. — *Pri-
mula elatior*, veris. — *Prunella vulgaris*, grandiflora.
— *Prunus avium*, *Cerasus*, domestica, *Padus*,
spinosa. — *Pulmonaria officinalis*, angustifolia. —
Pyrethrum corymbosum, *Parthenium*, inodorum. —
Pyrola minor, rotundifolia, secunda, umbellata, uni-
flora. — *Pyrus communis*, *Cydonia*. —

Quercus Robur, pedunculata. —

Ranunculus acer, aquatilis, arvensis, aurico-
linus, bulbosus, cassubicus, *Ficaria*, *Flammula*, fluvia-
tilis, lanuginosus, *Lingua*, *Philonotis*, polyanthemus,
repens, reptans, sceleratus, Thora. — *Raphanus
raphanistrum*. — *Rapistrum paniculatum*. — *Rham-
nus catharticus*, frangula. — *Rhinanthus crista
galli*, *Alectorolophus*. — *Rhus coriaria*. — *Ribes
nigrum*, rubrum, *Grossularia*, *Uva crispa*. — *Rosa ar-
vensis*, canina, pumila, pyrenaeica, tomentosa. — *Ru-
bus caesi*us, *idaeus*, fructicosus, *corylifolius*, *saxati-
lis*. — *Rumex acetosa*, *Acetosella*, aquaticus, cri-
spus, *Nemolapathum*, obtusifolius. — *Ruta graveolens*.

Sagina procumbens. — *Sagittaria sagittifo-
lia*. — *Salix triandra*, vitellina, fragilis, bigemmis
Vest, praecox, purpurea, helix, incubacea, rosmari-
nifolia, pratensis *Scopoli*, uliginosa, aurita, aquatica,

caprea, *Russelliana*, viminalis, mollissima, alba. —
Salvia sylvestris, pratensis, verticillata, sclareae. —
Sambucus Ebulus, nigra, racemosa. — *Sangui-
sorba officinalis*. — *Sanicula europaea*. — *Satu-
reja montana*. — *Saxifraga granulata*, bulbifera.
— *Scabiosa arvensis*, sylvatica, succisa, ochroleu-
ca. — *Scandix pecten*. — *Scilla amoena*. — *Scir-
pus caricinus*, cespitosus, maritimus, ovatus, palustris,
sylvaticus. — *Sceleranthus annuus*, perennis. —
Scorzonera humilis. — *Scrophularia aquatica*,
nodosa. — *Scutellaria galericulata*. — *Secale ce-
reale*. — *Sedum telephium*, acre, sexangulare, vil-
losum. — *Selinum corvifolia*. — *Semper vivum
tectorum*. — *Senecio vulgaris*, viscosus, sylvaticus,
Jacobeae, aquaticus, sarracenicus. — *Serratula tin-
ctoria*. — *Segeti annuum*. — *Sherardia arvensis*. —
Silene nutans. — *Sinapis arvensis*. — *Sisym-
brium amphibium*, palustre, Sophia. — *Sium an-
gustifolium*. — *Solanum nigrum*, *Dulcamara*, tube-
rosus. — *Solidago virgaurea*, alpestris. — *Son-
chus arvensis*, asper, oleraceus, palustris. — *Sor-
bus aucuparia*! — *Sparganium ramosum*, simplex.
— *Spergula arvensis*, pentandra. — *Spartium sco-
parium*. — *Spiraea oleacea*. — *Spiraea Aruncus*,
ulmaria, *Filipendula*. — *Stachys alpina*, germanica,
palustris, recta, sylvatica. — *Staphylea pinnata*. —
Stellaria graminea, *Holostea*, nemorum, palustris,
uliginosa. — *Stellera passerina*. — *Symphytum
officinale*, tuberosum. — *Syringa vulgaris*. —

Tanacetum vulgare. — *Teucrium Botrys*.
— *Thalictrum angustifolium*, *aquilegifolium*. —
Thesium knopphyllum. — *Thlaspi Alliaceum*, ar-
vense, perfoliatum, campestre. — *Thymus serpyl-
lum*, *Acinos*. — *Tilia grandifolia*, parvifolia. — *To-
fieldia palustris*. — *Tordylium maximum*. —
Tormentilla erecta. — *Tragopogon pratensis*.
— *Trapa natans*. — *Trichodium caninum*. —
Trientalis europaea. — *Trifolium hybridum*, re-
pens, rubens, pratense, medium, alpestre, arvense,
montanum, agrarium, aureum, filiforme, procmbens,
campestre. — *Triglochin palustre*. — *Triticum
polonicum*, caninum, arvense, *Leersianum*, aestivum.
— *Trollius europaeus*. — *Tulipa sylvestris*. —
Turritis glabra, hirsuta, patula. — *Tussilago
Farfara*, hybrida, *Petasites*. — *Typha latifolia*, an-
gustifolia. —

Ulmus campestris, montana, racemosa. — *Ur-
tica dioica*, urens, pilulifera.

Vaccinium Myrtillus, *Vitis idaea*, uliginosum.
— *Vallantia glabra*, cruciata. — *Valeriana
dioica*, officinalis. — *Veratrum album*. — *Verba-
scum Thapsus*, nigrum, *Lichnitis*. — *Verbena of-
ficinalis*. — *Veronica longifolia*, serpyllifolia, scu-
tellata, beccabunga, anagallis, officinalis, chamae-
drys, latifolia, var. *teucrium*, acinifolia, agrestis,
arvensis, hederifolia, romana, triphyllus, verna. — *Vi-
burnum Lantana*, *Opulus*. — *Vicia angustifolia*,
cassubica, cracca, dumetorum, polyphylla, sativa, se-
pium, sylvatica, tenuifolia, villosa. — *Vinca minor*.

— *Vincetoxicum vulgare*. — *Viola ambigua*,
arvensis, *canina*, *hirta*, *lutea*, *mirabilis*, *odorata*, *tricolor*. — *Viscago baccifera*. — *Viscum album*. —
Xanthium strumarium. —
Zanichellia palustris. —

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz und Neuigkeiten.

Königsberg, den 18. September 1821.

Unter den am 16ten dieses Monats in der Altroskartschen Kirche durch den Herrn Prediger Kahle confirmirten Catechumenen befanden sich auch zwei Böglinge des hiesigen Königl. Taubstummeninstitutes. Vor einer großen Anzahl andächtiger Zuhörer wurden beide unter den andern Catechumenen mit eingesegnet. Es war eine für Jedermann ergreifende Scene, als der eine von ihnen, Eduard Löper, aus Insterburg gebürtig, welcher 3 Jahre hindurch Unterricht und Erziehung unter dem allgemein verehrten Director der Anstalt, Herrn Neumann, genossen hat, und der es durch ihn bis zur Verständniß des Gesprochenen und bis zur vernehmlichen Rede gebracht hat, — als dieser die ihm am Altare vorgelegten Fragen laut und vernehmlich beantwortete, und nächst eben so laut und vernehmlich, zugleich im Namen seines Schicksalsgefährten, sein Glaubensbekenntniß ablegte. Gewiß werden die eben so zweckmäßigen als herzlichen Worte, welche der würdige Geistliche bei dieser Gelegenheit in Beziehung auf die künftigen Lebensverhältnisse dieser beiden Taubstummen an die zahlreiche Versammlung richtete, nicht ohne wohlthätigen Erfolg bleiben. — (Der Eine der beiden angeführten Taubstummen, Löper, will sich zum Lehrer der Taubstummen ausbilden; den Zweiten der eingesegneten wird ein hiesiger achtungswerther Bürger, Herr Tischlermeister Böhm, versuchen, zu seinem Geschäfte zu erziehen.) —

Vom 19. September.

Nennliche Mittheilungen bestätigen leider die betrübende Nachricht, daß der ordentliche Professor der Medicin und Botanik an der hiesigen Universität, Dr. August Friedrich Schweigger, auf seiner naturhistorischen Reise in Sicilien von seinem Vettarino in der Gegend von Palermo ermordet ist. — Bei der Universität, der er seit dem Jahre 1809 angehörte, hat er sich, außer seinen Vorträgen und wissenschaftlichen Bestrebungen, durch die eben so kenntnißreiche als geschmackvolle Einrichtung des botanischen Gartens, der mit seiner hiesigen Anstellung zugleich entstand, durch dessen immer größere Ausdehnung und vervollkommnung ein unvergeßliches Denkmahl gestiftet; der Stadt sich durch Eröffnung des Gartens für die Beschauung,

so wie durch seine gefällige Theilnahme an der Ausführung mancher Anlagen zur Verschönerung und durch ärztliche Hülfe in Kriegeslagarethen werth gemacht. Sein reger Forschungsgeist gehörte der Welt an, und obgleich er schon früher lange Zeit in Frankreich zu seiner höhern Ausbildung zugebracht hatte, besuchte er von hier aus im Sommer 1813 Schweden; in den Jahren 1815 und 1816 England, Frankreich und Oberitalien; im Jahre 1819 Sachsen. Die letzte Reise, welche er im Sommer v. J. antrat, war nach Sicilien, den Ionischen Inseln und Griechenland gerichtet; die Unruhen in jenen Gegenden hielten ihn aber länger in Wien und Neapel auf, von wo er nach Sicilien überging.

Wir bedauern innig das unglückliche Schicksal unseres gelehrten und thätigen Mitbürgers, der durch die That bewährt hat, was er bei Gelegenheit einer Reise selbst aussprach:

„Wenig achte ich überhaupt ein langes Leben, aber alles kommt darauf an, daß mein Leben thätig und für mich möglichst interessant sey!“

XL 11.

Philosophie.

Enardo's Ansichten.

Mitgetheilt von Friedrich Barth.

(Beschluß von Nr. 13. XXX.)

Ich kann mich nicht mit dieser Spanne Lebens begnügen; ein Jenseit muß seyn! Diese Hoffnung liegt in meinem Herzen, wie ein Heiligthum, woran ich mich halte im finstern Leben.

Dem meisten Menschen ist das Leben nur ein Hazardspiel; sie sehen nur auf den leidigen Gewinnst und setzen Seelenruhe und Frieden an eine Karte, an die eitle Ehre, nicht gedenkend, daß am Ende des Spiels sie Alles in dem großen Hause zurücklassen müssen.

Wie arm wäre das Leben ohne Freundschaft! Auf dem weiten Gange des Lebens gibt es nur zwei Ruheplätze — Freundschaft und Liebe. Beide liegen auf dem Wege der Tugend.

Druckfehler.

Hesperus, B. II. Nr. 20. B. XXIX.

S. 139, 2te Sp. 3. 5 v. o. steht sehr st. fest.
 — — — 11 — = Rutik st. Rutil.
 — — — 12 — = spitzigem st. spätzgem.
 — — — 13 — = Kalt st. Talf.
 = 140 — — 19 — = Aufogel st. Aufogel.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 24. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im November 1821.)

Vaterlandskunde.

I. 33.

Wanderungen durch ungrische Gegenden im Sommer 1820. Vom Professor Sipser.

(Fortf. v. Nr. 3. XXX.)

In Groß-Lomniz lernte ich Herrn Gregor v. Berzeviczy kennen, einen durch seltene Geistesbildung, ausgebreitete statistische und staatswirthschaftliche Kenntnisse berühmten Mann, dessen hochgefeierten Namen die gelehrte Republik mit Achtung nennt.

In Käsmark machte ich die interessante Bekanntschaft des Herrn Maulsch, eines fleißigen Botanikers, dem Wahlensbergs Flora carpatice viele Notizen verdankt. Trotz seines hohen Alters (er zählt bereits 77 Jahre) macht er nicht selten Morgen Spaziergänge von mehreren Stunden und befindet sich dabei heiter, wohl und vergnügt. Mit Verwunderung sah ich einige Salixarten, die er an dem Morgen desselben Tages, als ich ihn besuchte, vom Fuße der weißen Wand holte. Ein beneidenswerthes Alter, mit noch so rastloser Thätigkeit!

Die Mineraliensammlung des Herrn Prediger Genersich täuschte meine Erwartung. Ich fand eine vielfach wiederholte Anhäufung von Gegenständen des karpatischen Gebirges, wovon ein Exemplar genügen würde, ohne Sichtung, ohne Geschmack, gar vieles auf einander liegend, abgestossen, verstaubt, das Drytognostische mit dem Geognostischen vermengt, kurz ohne Belehrung für Andere, das Ganze ein wahrer mineralogischer Sackkasten. Mit dieser freimüthigen Aeußerung wünschte ich nicht mißverstanden zu werden. Ich erwarte in der Regel bei einem Privatmanne kein ausgezeichnetes Mineralienkabinet, das nur durch Verbindungen mit den

meisten Ländern Europa's, vielen Selbstaufopferungen, Reisen und Selbstsammeln zu Stande gebracht werden kann; ich stelle die Sache nur so dar, wie ich sie und ihren Besitzer fand.

Den Professor Genersich, diesen durch seine geübte Arbeiten allgemein geschätzten Mann, fand ich zwar nicht zu Hause, dagegen erwies er mir die Ehre seines Besuches, was mich um so mehr freute, als ich in ihm einen kenntnißreichen, dabei anspruchlosen Mann kennen gelernt habe. Ein solches Talent konnte auch der Aufmerksamkeit Sr. Majestät des Kaisers Franz nicht entgehen, und somit wünscht ihm Jeder zu der wohlverdienten Stelle eines Prof. der Kirchengeschichte an der protestantisch-theologischen Lehranstalt in Wien Glück.

Viel Vergnügen gewährte mir auch die Bekanntschaft der beiden zur Zeit sich in Käsmark aufhaltenden Genleoffiziere v. Weiß und v. Pott, welche die Umgebung trigonometrisch aufnahmen. Ersterer war so gefällig, mir den mit sich führenden Theodoliten zu zeigen — ein Instrument, das mich durch seine Genauigkeit und nette Ausführung in Verwunderung setzte. — Der Vorsatz, die höchste Lomnizer Spitze zu besteigen und dort das erste Signal zu seinem Gesäfte aufzustellen, ist nach v. Weiß's späterer Mittheilung, als er durch Neusohl nach Wien eilte, obchon mit vielen Beschwerclichkeiten, dennoch ausgeführt worden. Wenn es nicht unbekannt ist, was das heiße, ein solches Gesäfte auf den steilsten Höhen und in Gegenden zu führen, in welchen das Volk, durch die Operation der trigonometrischen Vermessung selbst zu allerlei falschen Ansichten verleitet, daraus auf nahen Krieg, auf Terrainsverlust folgert, und bei welchem man den nothwendigsten Bedürfnissen der Nahrung und Ruhe entsagen und die Ausführung gar oft mit Zwangsmitteln durchsetzen muß, der wird in Herrn v. Weiß den Mann schätzen,

Sesperus Nr. 24. XXX.

welcher würdig war, von dem Herrn Obersten, Ritter von Falson, Katastraltriangulirungsdirektor in Wien, zu dieser Ausführung angestellt zu werden.

Es mußte mir in vielfacher Rücksicht leid thun, daß ich ißt seiner Einladung, mit ihm die Komnitzer Spitze zu besteigen, nicht begehen konnte. Was ich befürchtete, fand sich am andern Morgen durch meine Gegenwart beim grünen See bestätigt. Die Schneemassen lagen nämlich auf diesen Höhen noch in so großer Menge, daß auf keine Weise ein Ausgang möglich war, daher Hr. v. Weiß diese erst zu der Zeit bestieg, als ich schon lange wieder in der Tokayer Gegend war.

Die fleißigen Bewohner Käsmark's ruhten noch sanft in den Armen des Schlafes, als ich mit meinem Diener nach Vorberg eilte, wo mich eine Gesellschaft zufolge einer Tags vorher getroffenen Verabredung erwarten sollte, die aber nicht dort hielt. Unbekannt mit der Gegend, verdoppelte ich meine Schritte, und hatte das Glück, bei bereits aufgegangener Sonne die fahrende Gesellschaft einzuholen. Aber welch seltene Scene! Es schien, als kenne mich diese nicht. — Mit mir selbst irre, blieb mir nichts anders übrig, als den Weg auf gut Glück fortzusetzen und von Zeit zu Zeit mich umzusehen, ob mir der Wagen nachfahre. Die Frühstücksstunde wurde in der Fronte auf der sogenannten weißen Wand gehalten. Mein Mundvorrath bestand in Brod und Käse, und das klare stärkende Gebirgswasser ersetzte mir den Liqueur; wenigstens war bei diesem meine Stimmung im Vorgefühle der Schönheiten, die mich erwarteten, und die mein Auge allenthalben gewahr wurde, eben so heiter, wie es die Gesellschaft bei aller mitgeführten Wagenmunition schwerlich gewesen.

Wir stiegen herab zu dem schäumenden Weißwasser, das an dem Fuße der weißen Wand, einer schiefen, aus losen Granit-, Sand- und Kalksteintrümmern bestehenden Gebirgsfläche, in immer gleich wüthendem Toben verheerend fort braust, in seinem weiten Laufe tiefe Waldklüfte mit sparsamen Nadelbäumen bekränzt und sich bei Käsmark mit der Popper vereinigt. Ungeheure Granitblöcke, welche die ewig denkwürdige Revolution vom J. 1813 bezeugen, liegen mitten in den schäumenden Wellen dieses Wassers. Auf gleiche Art mag auch die weiße Wand so wie die

entgegen liegende Gebirgsfläche entstanden seyn. Ich denke mir eine verheerende Ueberschwemmung in dem Grade, daß sie selbst das Niveau hoher Berge überstieg, und Ur- und Uebergangsgebirge (angenommen, daß sich die Diluvion partiell wiederholte, nachdem letztere schon existirten) gewaltig zerstörte. Daraus mußte ein Gemenge, eine Breccie im Großen entstehen, die ihrer spezifischen Schwere gemäß durch die Wasserfluthen nicht weiter geführt werden konnte, als in die Gegend der weißen Wand und des Katzenberges, wo sie decomponirt und nach wieder Statt gesunder Ruhe trümmerartig gebildet wurde. Da nun der Niederschlag in der Art vor sich ging, daß die totale Anhäufung, auf einem Punkte concentrirt, bei zwar zurückgetretenen Fluthen lange in ihrer ursprünglichen Decomposition sich erhielt, später aber durch zusehende Gebirgswässer und deren successives Anwachsen einen Durchbruch möglich machte, so bildete sich dadurch eine Schlucht, ein enges Thal mit zwei entgegen gelegenen schiefen Flächen, deren eine die weiße Wand, entblößt von aller Dammerde, ein Geschiebe nach dem andern, je nachdem Wind und Wetter, Regen und Schnee im wechselseitigen Kampfe auf sie wirkten, in die Tiefe herabführt. Daß die gegenüber liegende Gebirgsfläche, ein Theil des vordern Katzenberges, nicht eben so wie die weiße Wand entblößt ist, daran ist die sanftere Abdachung der erstern Schuld; indessen ragen aus der ärmlichen Bedeckung der Dammerde hier und da große Geschiebe hervor, und es bedarf nur einer ähnlichen Metamorphose, wie sie 1813 besonders im Arwer Comitate auf mehreren Plätzen Statt fand, wo das durch anhaltende Regengüsse geschwängerte Erdreich, aufgelockert, in dem Lawinengange ähnliches Rutschen erlitt, so steht auch die gegenseitige Gebirgsfläche entblößt um so mehr da, als sie durch ihr eigenes Vordersich diese Entblößung herbeiführen muß.

Unsere Reise ging lange thalaufwärts an den Ufern des Weißwassers hinan, mitten durch üppig hochwachsene Heidelbeerstauben und bemooste Granittrümmer fast durch 3 Stunden. Zum Glück gehörte zur Gesellschaft auch ein habslüchtiger Goldsucher, versehen mit Waschrögelchen und andern Instrumenten, der uns mit seinen anti-theophrast-parazellischen Ansichten manches Lächeln abzwang. Es herrscht überhaupt eine seltene Meinung und blinde Vorliebe für das Lathyrge hinsichtlich seiner metallischen Schätze, und das

so stark, daß nicht nur Familien von Generation zu Generation verarmen, sondern ihr am Ende auch Menschen unterliegen, die durch Combination, hellere Ansichten und anhaltendes Fortschreiten in der Geognosie von diesem Irrthum zurückgeführt werden sollten. Man weiß ja, daß mancher aus totaler Unkunde mit den Lehren der Geognosie unternommene bergmännische Versuch Milionen auf's Spiel setzte, weil man im Uebergangskalke Gold und edle Metalle suchte, und diese Ansicht ist zu meiner nicht geringen Verwunderung von Kennern der Gebirgskunde am Wege zum grünen See ausgesprochen. Bei solchen Begriffen müssen sich kostbare Steine, wie z. B. Karfunkel, Obsidiane in Kalkhöhlen ??, Bernsteine u. s. w. im Lattagebirge finden, und Kleins Sammlung merkwürdiger Naturbegebenheiten des Königreichs Ungarn, die außer der Zeit nicht mehr für die Zeit passen, ihren Anwerth finden, die Kröten des Krötensees noch immer Goldkörner fressen und die Gluckhenne seit Jahrtausenden auf den goldenen Eiern brüten. Solche Märchen möchten zu einer Zeit Stauben finden, wo die Bergbaukunde in tiefem Schlummer lag, die Betrügereien und Beutelschneidereien mit der Alchimie selbst weit mehr im Schwunge waren, nicht aber jetzt, wo die Wissenschaft erwacht und, aus ihrer Wiege hervorgetreten, durch die Bemühungen der ersten hochgefeierten Naturforscher Europa's die Finsterniß verschleucht. Unstreitig gebührt hier dem Genie Berners und dessen Namen das gerechteste verdienstliche Lob, der mit so vielem Umblick und Scharfsinn die relative Altersfolge der Gebirgsarten und die Ordnung ihrer Lagerung entdeckte.

Wollte man auch, um auf den Karfunkel zurück zu kommen, diesen zusehen, so frägt sich's, was man darunter verstehe, und ob er selbst dann, wenn er ein Rubin oder eine Granatart wäre, die leuchtende Eigenschaft hätte. Angenommen, daß er ein eigener Edelstein sey (denn er soll aus den Händen der Grafen Drugeth de Homona in die kaisert. Schatzkammer gekommen seyn), so hätte sich diese seltene Steinart im Granitfels nur einmal gefunden, noch dazu im Granit? Der Sage nach ein- oder ausgewachsen? Und in welcher kolossaler Größe, wenn er vom Ufer des grünen See's beobachtet werden konnte? Auf einer Granitspitze, die davon den Namen Karfunkelthurm es-

hielt, da man nicht einmal den edlen Granat als Gemengtheil des Granites annimmt? *) Denn der aus Brasilien durch die Forschungen des Herrn Dr. Vohl nach Europa gebrachte edle Granat im Granit von Rio Janeiro scheint mehr mit dem schaaligen Pyrop analog zu seyn. So lehren mich wenigstens meine Vergleichen mit dem brasilianischen Granat und dem schaaligen Granat aus Grönland (eigentlich schaaliger Pyrop), den ich der Güte des Herrn Berggraths Giesecke in Dublin verdanke. Berücksichtige man noch den Umstand, daß seit Auffindung dieses Karfunkels keine Spur von ihm oder ähnlichen kostbaren Steinen gefunden, daß sich sogar der ewig einformige Granit höchst selten übergemengt (was ich nicht fand) mitten unter Klaffen, die übrigens gar nichts nahe Verwandtes zu enthalten scheinen, behauptet, daß nach den tiefen Ansichten eines Hausmann **) sogar die Natur die nördlich gelegenen Länder weit fließmüthlicher bedachte und die Schöpfung der heißen Zone mit größter Pracht schmückte, daß die lebhaftesten und mannigfaltigsten Farben, der höchste Glanz, die größte Klarheit dort den Naturkörpern eigenthümlich, wogegen die Schöpfung der vom Aequator fernen Breiten in ein weit unansehnliches Gewand gekleidet ist, ohne zu erforschen, welche Naturkraft es seyn mag, die den lothrechten Strahlen der Sonne heißt, die höchsten Farben hervor zu rufen, sie durch einen lebhaften Glanz noch mehr zu erhöhen und die Säfte der Erde so auszulocken, daß die aus ihrer Erstarrung hervorgehenden Krystalle dem Lichte ungehinderten Durchgang verstaten.

Man sieht das Schwankende obiger Märchen leicht ein, und wird den gewiß gerechten Wunsch mit mir hegen, daß ähnliche Firtelzange lieber unterdrückt, als zur Kenntniß eines Publikums gebracht werden mögen, das an solchen abgeschmackten Dingen kein Wohlgefallen mehr finden kann.

Nicht Sucht nach Gold, sondern Schatzgräbereien und der schon in alten Zeiten gewürdigte Reichthum an seltenen Pflanzen und Wurzeln des Lattagebirges waren die Lockungen, denen Viele, selbst Auswärtige, un-

*) Wenigstens höchst selten und nur in kleinen Körnern wie in Bayern.

***) Reise nach Scandinavien. 3. B. S. 312.

ter dem Namen der Schwarzkünstler und Italiener bekannte Menschen folgten. Was Wunder, wenn sie durch ausgewiesenen Gewinn recht viele Nachahmer fanden, wenn sie aus Besorgniß, um die wahre Erwerbsquelle zu kommen, diesen verschwiegen und ihn gesunden Golderzen und Goldkörnern zuschrieben?

Wer sich eine, wenn auch nur oberflächliche Ansicht von dem Zuge des Lattagebirges eigen gemacht hat, wird sich einerseits von der Unmöglichkeit der angeblichen kostbaren Steine, andererseits aber von der Unzugänglichkeit und Schwierigkeit eines Grubenbaues, und bezöge er sich auf das edelste Metall, das Gold, leicht überzeugen. —

Wir erreichten einen Ruhepunkt. Mächtig verbreitet lagen vor uns die Felsbänke und weiter hinauf der Durlsberg, beides Kalkgebirge in unbekanntem relativem Alter zum Granit — vielleicht gleichzeitig mit diesem entstanden — vielleicht durch hohe Wasserbedeckung letzterem aufgelagert. Jetzt lenkten wir links ein, und gelangten nach erklimmter Höhe auf eine von Krummholz eingefäumte Fläche, die wieder durch herabgekollerte, mit Gras und Moos bewachsene Granitfelsen kleinere Hügel enthielt. In der Fronte begrüßten mich ehrwürdige himmelhohe Massen, und erfüllten mein Inneres mit Gefühlen, die keine Feder zu schildern vermag. Ihnen mich zu nähern, war ja mein Ziel, ich eilte — allein je größer die Ungebuld war, desto länger quälte mich ihre scheinbar nahe Ferne. Ein Hügel machte dem andern Platz, mein Diener konnte mir nicht geschwinde genug folgen, er blieb zurück — ein Krummholzwald winkte mir — ich folgte, doch — Himmel! mit welcher Mühe und Angst entging ich diesem lockenden Gestrippe. Der mich vermissende Diener schrie, pfiß — alles vergebens — endlich gelang es mir, mich aus seinem verwickeltesten Zweigenbeere herauszuarbeiten, und plötzlich stand ich vor dem schwarzen See. Mangel an Sonnenlicht, das durch das Hervorstehen hoher Schwindel erregender Granitfelsen, zum Theil durch die RepercuSSION des Krummholzes entsteht, sollen ihm seine Benennung gegeben haben.

Sein reines klares Wasser erquickte und stärkte mich zur weitern Reise. Da er mit dem grünen See eine und dieselbe Lage hat, obgleich ersterer um einige

hundert Klafter höher liegt, so wurde mir der wunderschöne Genuß, den grünen See in einer Art von Vogelansicht zu überschauen. Tief unter mir, in schiefer Richtung von S. gegen N., tummelten sich an seinen Ufern einige Menschen herum, die Knaben glichen, und Enzian, Angelika, Rhabarbará, Rosenwurzel u. s. w. sammelten. Ein Theil meiner Reisegesellschaft lagerte sich auch dabei und besorgte die Küche; bald darauf fand sich auch mein geängstigter Diener ein, und ich stieg von der Höhe herab zu dem räthselhaften grünen See, um sagen zu können: Auch ich war dort; denn alles, was über die problematische Eigenschaft dieses Sees geschrieben, gesagt, verfochten, angenommen und bestimmt wurde, ist höchst ärmlich, irrig, und erklärt die Hypothese auf keine Art. Sollte dieser überaus wichtige Gegenstand unsere vaterländischen Chemiker nicht aufmuntern, dem Grunde nachzuspüren, da die Sache in ihr Departement zu gehören scheint?

Ich sah, was Viele gesehen, eine länglich ovale, von hohen Felsenmassen in Form eines halben Birkels umgebene Wasseroberfläche, darauf einzelne geladon- und berggrüne Flecke und in diesen noch dunklere Punkte; von der Ostseite einen starken Abfluß der Wassermasse; von Westen her eine Schneeanhäufung, die sich in hohen kastadenartigen Sähen einem Wasserfalle gleich auflöst und im grünen See sammelt; dem Karfunkelthurme gegenüber die sogenannte Kupferbank, hoch mit Schnee bedeckt; endlich Krummholz, dicht am östlichen Ufer verbreitet — nun hätte man alles beisammen, um die Entstehung der Farbe zu erklären, wozu ich mich aber nicht berufen fühle. Das Wasser schmeckt übrigens gut, ist geschöpft kristallklar, weiß und außerordentlich kalt, so daß ich mich nicht entschließen konnte, bei der drückenden Hitze hinein zu gehen und von dem scheinbar grünen aufsprudelnden Körnern des aufgelösten Granites etwas zu holen.

Da ich außer Granit, wovon ich wenigstens ein Paar hundert Blöcke anschlug, nichts anders fand, auch schwerlich Jemand nach mir die edlen Steine finden dürfte, die nach Hesp. XXVIII. Band S. 70 manches Mineralienkabinet im Zustande schmücken, und nicht die Absicht hatte, die übrigen Seen, die mir weniger wichtig zu seyn schienen, zu besichtigen, so machte ich mich auf den Rückweg. Dies war die erwünschte Lo-

sung der Goldsucher, die sich auch heute beim grünen See einfanden; denn so wie ich mich entfernte, wurden die Geräthschaften, Hammer, Haxe und ein Trögelchen zum Ausziehen des Goldsandtes hervorgefucht und der Marsch nach der mit Schnee bedeckten Kupferbank angetreten. Noch schwebt mir das Bild lebhaft vor, mit welcher Aufmerksamkeit und Bedächtlichkeit man sich den vermeintlichen Goldkörnern näherte, und wie einer der Goldsatelliten gierig jede Nachricht darüber zu verschlingen schien. Diese in ihrer Art seltene Walfahrt machte mir recht vielen Spaß. Entfernt von diesem Plage ewiger Ruhe, hielten mir von der durch die Gesellschaft erklimmten Höhe des rothen Sees Freudenrufe nach, aber auch diese verstummten im Getöse des wild über Felsen sich herabstürzenden Weißwassers.

An derselben Stelle, wo ich des Morgens rastete, fand ich in dem Schatten einer dicken Tanne Erholung. Ein Paar Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, beschäftigt mit dem Sammeln der Heidelbeeren, erschrafen über meine Gegenwart und den breiten weißen Filzhut so sehr, daß ich Mühe hatte, durch Versprechungen und Versicherungen, ich wäre kein böser Mensch, den erstern an mich zu locken. Er kam mit sichtbarer Angst, und frag, was ich befehle. Als ich mir seine Heidelbeeren ausbat und ihm dafür eine Kleinigkeit reichte, schlug er diese beharrlich aus, bis ich ihm solche aufgedrungen. Das Mädchen, durch die Freude des Silberstücks herbeigelockt, wagte sich endlich auch heran und ließ sich in ein Gespräch ein.

Das Räthsel löste sich bald auf, als ein Käsmarkter Fleischhacker, sein Pferd nachführend, über die stette Höhe herab kam, und mich versicherte, daß es hier nichts Ungewöhnliches sey, durch Räuber der Kleider und Haarschaft beraubt zu werden. Er selbst komme von einem Gebirgsriegel, in dem sich eine Wäsenherde befände, und von der man einige Stücke geraubt haben soll. Im traulichen Gespräche leistete er mir Gesellschaft, und schien es meinem Gange anzusehen, daß ich heute einen Marsch von 16 Stunden bestanden, daher er mir sein Reitpferd anbot, von dem ich auch auf kurze Zeit dankbar Gebrauch machte.

Bei Worberg sahen wir die Bauern mit der Heuendte beschäftigt, wie sie selten Statt findet. Alle

Wiesen, an denen man vorbei ging, standen heute früh im blühendsten Zustande, wurden gemäht, und von eben denselben Wiesen führte man das trockene Heu bei Sonnenuntergang in die Heuböden — so groß war die Hitze dieses Tages.

Mit den verschieden beladenen Wagen, die nach Debreszin zum Markte fuhren, setzte ich meine weitere Reise über Leibitz fort. Sandsteinhügel waren meine steten Begleiter, und mitten unter diesen liegt tief die alte Stadt Leutschau. In der katholischen Pfarrkirche sprachen mich mehrere Grabmäler an. Auch sah ich die zum Theil vermorschte seidene Kleidung eines Leichnams, welcher 1819 bei Gelegenheit eines neuen Grufthaues ausgegraben wurde. Es war ein Kupferner, mit zwei Schlössern verwahrt Sarg, worin sich ein zweiter hölzerner mit den Ueberresten eines großen, weißköpfigen, der Grabchrift nach 1595 gestorbenen Mannes befand. Nach der Mittheilung des Küsters lagen der Kinn- und Lippenbart auf dem Schädel, der Körper aber war mit seidnem, bis zu den Knien reichendem Attila-Dolmány bedeckt und mit schöner seidnen Schnürmacherarbeit geziert. Dieses Kleid ist noch in ziemlich gutem Zustande, nur am Rücken, worauf nämlich der Leichnam lag, war es verfault. Das Merkwürdigste dabei war, daß der ganze Körper sammt den Beinen, in so weit ihn das seidene Kleid bedeckte, vollkommen in Verwesung übergegangen war, indeß die unbedeckt gebliebenen Beine sammt Schädel sich gut erhalten hatten. Die Kirchenwand enthielt folgende, diesem Manne geltende Inschrift: Memoria Generosi & Nobilis Domini Georgii Tribel de Jarisch in Iwanowicz.

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich, daß ein gleichzeitiger Tribel, vielleicht ein Bruder dieses Georgs, im Besitze des Schlosses Piptsch im Sohler Comitate war, was aus folgendem in der katholischen Pfarrkirche des Marktfleckens Polyo-Piptsch hinter dem Altare befindlichen Denkmale erwiesen wird:

Monumentum Familiae Tribelianae.
Obdormivere in Domino, Generosa Domina
Rosina Gelhornin mater anno 1611 aetatis 42,
& tres filii, Gregorius maior natu anno 1614
aetatis 19, item Caspar anno 1598 aetat mens.
10; nec non Andreas Tribel de Jarisch et in

Iwanovicz, Sac. Caes. Regiaeque Majestatis Consiliarius, Arcis Lipschae Possessor ac Dominus, Consorti Suae charissimae & filiis erexit.
Anno Christi 1618.

Viximus in mundo sed cuncta valent caduca
Cum Christo nobis vivere dulce nimis.

Noch sieht man in den Hauptmauern dieses bewohnbaren Schlosses, die Wappen der Tribelschen Familie, wobei sich die Frage aufwerfen läßt, ob Caspar Tribel nach den Beschlüssen des Ländtages vom J. 1608, wo es im XXIII. Art. heißt: *Conclusum est, ut arces Murany & Lipschae depositis deponendis e manibus Germanorum & aliorum extraneorum redimantur* — wirklich das Schloß der verwittpeten Freifrau von Lisch, von der es später in den Besitz der Wesselinyschen Familie kam, abgetreten hat, da er sich obiger Inschrift zufolge noch 1618, also 10 Jahre nach Bekanntmachung des Gesetzes, einen Possessor und Dominus Arcis Lipschae nennt. Doch hierüber a. a. D. mehr.

Die beiden Künstler Bauzig und Müller, auf die Leutschau mit Recht stolz seyn kann, besuchte ich. Erkern, mir durch unsern sel. Stunder als geschickter Blumenmaler angerühmt, fand ich mit der Copie eines Madonnenbildes beschäftigt, Letzterer endigte eine Landschaft für einen oberungarischen Gewerken, welche eine feiner ergiebigen Gruben mit den Arbeiten über Tag vorstellen sollte. Hr. Bauzig beschäftigt sich, wie ich mir erzählen ließ, hauptsächlich mit der Portraitmalerei. Eine Arbeit seines feinen Pinsels sah ich im Abbilde Luthers in der Markdorfer Kirche; auch ein Wala Lenstein sprach mich an. So wie Hr. Müller nur für die Landschaftsmalerei Sinn zu haben scheint, so soll jener, da beide Künstler auf Einer Stube malen, die Ausführung der Bekleidung besorgen, wobei man seinen reichen Faltenwurf bewundert.

In dem schön angelegten Garten des Herrn v. Probstner vergißt man, daß man am Fuße des Karpatischen Gebirges wandelt. Was guter Geschmack im Verein mit Deconomie zu schaffen vermochten, zeigt sich hier im Kleinen, und ist die Quelle stiller, beglückender Freuden. Mit Vergnügen ging ich an der Seite dieses

als Menschenfreund- und praktischer Bergmann gleich schätzenswerthen Veterans die Klazienlaubengänge durch. Ihm verdankt Leutschau hinsichtlich seiner Verschönerung sehr Vieles.

Auch die bekannte Dichterin v. Petróczy habe ich zwar gesehen, aber nicht gesprochen. Mit dem Neujahrsgebichte, welches sie dem damaligen Bischof v. Pirker 1820 verehrte, soll sich, wie man sagt, ein Buchdruckerjunge einen Spaß gemacht haben. Verlegen, wie er die üblichen Neujahrsgratulationen anbringen werde, um sich der Geschenke zu versichern, und in dem Wahne, jedes Gebicht zum Neuenjahre habe doch nur einen und denselben Zweck, behielt er mehrere Exemplare des für den Herrn Bischof bestimmten Gedichtes und fing sie an auszuthemen. Man lachte über diesen drolligen Gedanken, beschenkte und belehrte ihn eines Bessern.

Der würdige Mädchenerzieher, Hr. Szennovichden ich nur im Fluge kennen lernte, erfreut sich des Zutrauens von nah und fern. Möge er noch lange des Guten viel stiften!

Das Leutschauer Rathhaus ist bei seinem ehrwürdigen Außern reich an sehenswerthen Alterthümern. Unter diesen fiel mir ein Richtschwert von besonderer Länge auf, noch mehr aber die sonderbare Sitte der Vorzeit, daß der jedesmalige jüngste Rathsherr bei Hinrichtungen das Geschäft des Scharfrichters übernahm und den Delinquenten enthauptete.

Auf dem Plage, wo sich noch ein sogenannter eisener Käfig befindet, in welchen jetzt nur Krautdiebe gesteckt werden, sind in der Nähe die schmutzigen Fleischankühe. Ich hörte, daß sie einem neu zu erbauenden evangelischen Bethause Platz machen sollten, da das selbige klein, von Holz ist und schon baufällig zu werden anfängt.

In frühern Zeiten, als man von Pesther und Debresiner Messen nichts träumte, soll Leutschau der Stapelplatz eines ansehnlichen Handelsverkehrs zwischen Polen und Schlesien gewesen seyn. Zum Theil beurlunden dies noch die übrig gebliebenen Laubengänge, die eine Art Waarenniederlage bildeten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz und Neuigkeiten.

2.

Hamm, Okt. 1821.

Accum's Abhandlung über das Bierbrauen.

Von dem berühmten Accum ist den teutschen Brauern das Geheimniß mitgetheilt worden, englisches Bier auf dem Continent zu brauen, wofür alle Bierfreunde der Schulz- und Wundermann'schen Buchhandlung in Hamm, welche dies Buch mit schönen englischen Kupfern und gutem Papier ausgestattet hat, sehr dankbar seyn müssen.

Der vollständige Titel lautet:

„Abhandlung über die Kunst zu brauen, oder Anweisung, Porter, Braun-Stout, Ale, Tischbier und verschiedene andere in England gebräuchliche Malzgetränke auf die in London übliche Weise zu brauen. Mit 4 Kupfern und 2 Holzschnitten. Von Friedrich Accum ic. Aus dem Englischen mit Zusätzen vom Verfasser. Hamm, Schulz und Wundermann. 1821.“

Diese Blätter enthalten eine kurz zusammengefaßte Beschreibung der Bierbraukunst, von der Bereitung des Malzes bis zum Lagern des Biers.

Zuerst hat der Verfasser die Bereitung der verschiedenen Malzarten beschrieben, welche zur Verfertigung der beliebtesten Sorten von Bier erfordert werden; die Methode angezeigt, wie solche auf die beste Weise erhalten werden können, und den Zweck des Malzprozesses erklärt, auch die chemische Verwandlung der Gerste in Malz erläutert.

Diesen Erklärungen folgt eine künbige Beschreibung der sämmtlichen Verrichtungen, welche eigentlich die Kunst des Brauers ausmachen. Der Verfasser bemühte sich zugleich, die Natur der chemischen Bestandtheile aller in der Brauerei anzuwendenden Substanzen zu zeigen, und die chemischen Veränderungen, welche selbige erleiden, zu erklären, um dem in der Chemie ungewanderten Brauer die Mittel zur Erreichung seines Zwecks verständlich zu machen, wozu auf deren richtiger Anwendung der glückliche Betrieb seiner Kunst einzig und allein beruht.

Dann hat er eine deutliche und getreue Darstellung über das Verfahren gegeben, wie gegenwärtig in den Londoner Brauereien die verschiedenen Arten von Porter, Ale und andern Malzgetränken auf die beste und vortheilhafteste Weise erlangt werden.

Damit dieses nun auch demjenigen Brauer von Nutzen seyn möge, dem kein Zutritt zu diesen Fabriken frei steht, so hat er nicht nur die quantitativen Verhältnisse von Malz und Hopfen hergestellt, so wie solche zur Bereitung der beliebtesten Biere angewandt werden, sondern auch die Art und Weise angezeigt, wie man die relativen Quantitäten

der in den verschiedenen Malzarten enthaltenen und zur Bereitung des Biers unumgänglich nothwendigen Stoffe bestimmen und folglich den ökonomischen Werth des Malzes gehörig schätzen kann.

Er hat die zum Brauen verschiedener Sorten von Porter, Ale und anderer Biere unumgänglich erforderliche specifische Schwere der Malzwürze bestimmt und die während der Gährung der Würze zu beobachtende Behandlung angezeigt. Er hat ferner Bemerkungen hinzugefügt, die sich in keinem andern Werke befinden, und deren Ruhm oder Lobel einzig und allein auf ihn zurückfallen muß. Unter solche gehört auch die angezeigte Darstellung von der Verminderung der specifischen Schwere, welche verschiedene Arten von Bier während der Gährung vom Anfange bis zur Vollendung dieses Prozesses erleiden, so wie auch diejenigen von der Abnahme des specifischen Gewichts, welche bei Porterbier und andern Malzgetränken auf dem Lager durch das Alter bewirkt wird.

In einer beigefügten tabellarischen Uebersicht hat er ferner das eigenthümliche Gewicht aller im Handel vorkommenden Sorten von Bier dargestellt, mehrere andere den ganzen Umfang der Brauerei betreffende Bemerkungen gemacht, sich überhaupt bemüht, diese Kunst darzustellen, wie selbige in den Londoner Brauereien betrieben wird, welche stets die größte Dekonomie der Materialien, die Beyvollkommenung der verschiedenen Operationen und die bestmögliche Güte des Biers zum Hauptaugenmerk haben. Dieser summarischen Uebersicht hat er noch einige Beispiele von Brauprozessen hinzugefügt, in welchen nicht nur Maas und Gewicht der angewandten Materialien, sondern auch die Resultate der Operation selbst, die dazu erforderliche Zeit und die dabei vorkommenden Handgriffe angegeben sind.

Damit diese Abhandlung von desto größerem Nutzen seyn möge, hat er eine genaue Anweisung, wie das Bier brauen in Kleinem zu betreiben sey, beigefügt, um Privatpersonen dadurch in den Stand zu setzen, die hier gebräuchlichen verschiedenen Bierarten mit Dekonomie und gutem Erfolg zu brauen.

Sein Hauptzweck war darauf gerichtet, die Bierbraukunst von dem geheimnißvollen Schleier zu befreien, worin sie eigennützig Personen einhüllen wollten, um auch den Leser in den Stand zu setzen, die Irrthümer zu vermeiden, zu welchen die vielen empirischen Vorschriften in mehreren, über diesen wichtigen Gewerbezweig geschriebenen Werken verleiteten können, und schließlich dem Brauer die wissenschaftliche Betreibung seiner Kunst deutlich zu machen, welche allein einen sichern und guten Erfolg gewährt.

Wirkung des Ehrgefühls.

Nichts kann wohl auffallender seyn, als der Contrast des Soldatenlebens im preussischen Heere vor 1806 und jetzt. Um Soldaten zu erhalten, wurde sonst durch ganz Deutschland geworben, gewaltsam gepreßt, die junge ausgehobene Mannschaft wie Verbrecher an den Ort ihrer Bestimmung transportirt, wo sie in einem Kerker sich befanden, den sie nur in Reihe und Glied verlassen durften. Jetzt erwarten die Jünglinge aller Stände nur einen Wink, und auch den oft nicht, um sich unter ihre Fahnen zu begeben; und zum Dienste bestimmten jungen Manne wird bloß der Dem Zeit-net, an dem er sich zur bestimmten Zeit einzufinden hat, frei mag er gehen, wenn der Dienst nicht darunter leidet, wohin er will, jede Spur der ehemaligen Sklaverei des Militärstandes ist verschwunden. Sonst konnte nur Tod oder Krankheit und Alter von ihr befreien, jetzt ist jeder mit Ablauf der kurzen dreijährigen oder gar nur einjährigen Dienstzeit berechtigt, seine Entlassung zu fordern, aber Viele wünscheten diese nicht, und in der That kostet es oft den Regimentern jetzt eben so viel Mühe, sich der Freiwilligen zu erwehren und gelübte Soldaten los zu werden, um Platz für die Ungeübten zu erhalten, als sonst Rekruten zu erhalten. Aber sonst verging auch kein Tag, wo nicht die barbarischsten Mißhandlungen vorkamen, jetzt wohnt Schreiber dieses Jahre lang einer Kaserne gegenüber neben dem Exercierplatze, und er kann behaupten, noch nie bemerkt zu haben, daß ein Soldat auch nur mit Worten gemißhandelt worden wäre. Dem Anscheine nach oft unbachtet, läßt sich der Rekrut, sein Officier ist mehr sein ihm rathender väterlicher Freund, als ein gefürchteter Vorgesetzter. Gut genährt, gut gekleidet trifft man nicht mehr Frohsinn, als auf dem Exercierplatze, wo sich alles tummelt und jagt, wenn die Gewehre zusammengelegt werden. Sonst war das Militär eine Anstalt, in die man den Abshaum des Bürgerstandes gab, jetzt macht eine schändende Handlung unfähig, in ihn zu treten, und ein Exces ist, z. B. unter den Garderegimentern, unerhört. Wer Soldaten im Hause hat, ist ziemlich sicher, daß ihm nie etwas entwendet wird; der Soldat, möchte man dreißig behaupten, stiehlt nie.

Diese Contraste machen aber eine Bemerkung höchst auffallend, daß sonst die Selbstmorde unter den gemeinen Soldaten höchst selten waren und jetzt sehr häufig sind, so daß wohl 3—400 jährlich in der ganzen Armee vorkommen dürften. Spürt man der Ursache nach, so ist beinahe ohne Ausnahme gekränktes Ehrgefühl die Ursache. Ein Verweis, über den man sonst gelacht hätte, reicht hin, einem jungen

Menschen das Leben verhaßt zu machen, ein Vorwurf, ein Zurückziehen seiner Kameraden setzt ihn oft außer sich, und er vermag es nicht zu ertragen. — Wohl mag dies als eine beklagenswerthe Ueberspannung des Ehrgefühls erscheinen, da sie dem Staate und den Familien oft schätzbare junge Männer raubt, aber es kann auch die irrige Meinung berichtigten, welche in manchen Armeen Europa's noch herrscht, daß bloß körperliche Strafe genugsam auf den Soldaten wirkte, um ihn dadurch in Ordnung zu halten. Es ist genugsam das durch erwiesen, daß die Wirkung des moralischen Gefühls, wenn es nur erst erweckt ist, stärker ist, als die des körperlichen, da es so leicht die angeborene Liebe zum Leben besiegt.

Ein Heer, wo dieses Ehrgefühl so allgemein vorhanden ist und jedes Individuum belebt, berechtigt auch wohl das Vaterland zu großen Erwartungen in den Tagen der Gefahr, da es von einer moralischen Kraft belebt wird, die kein Hinderniß zu groß, keine Bedingung seinen Forderungen zu genügen, zu schwer erkennt.

III. 20.

Interessante geographisch = statistische Notizen.

Englisch = indische Gesellschaft.

Das jährliche Einkommen derselben (15 Mill. Pfund Sterl.) wird von den Ausgaben für das Militär- und Civilwesen mehr als verschlungen, und die Schuld wächst alljährlich. Die Dividende, welche die Actionärs sich selbst zutheilen (gewöhnlich 10 Procent), ist nichts weiter, als eine jährliche freiwillige Vermehrung des Schuldenbestandes der Gesellschaft. Die Gesellschaft treibt keinen Handel mehr; sie läßt nur so viel von ihren Landeseinkünften nach Europa bringen, und zwar in indischen Waaren, mit wie viel Verlust es auch sey, als erforderlich ist, ihre Zahlungen zu bestreiten, und da die Preise der indischen Waaren bei der fortschreitenden Vervollkommnung der englischen Manufakturen bedeutend gefallen sind, so ist dieser Verlust sehr groß. Das ist also die unerschöpfliche Goldgrube, von der man sich einbildet, sie mache England's ganze Stärke aus! Ein Zufall, der Hauch der Meinung, konnte, wie einst Hering's sich ausdrückte, die englische Macht in Indien auflösen. Das Unglück würde für England sehr gering seyn. So wenig der Verlust von Amerika dem englischen Handel geschadet hat, eben so wenig würde der Verlust von Indien ihm Abbruch thun, eines Landes, welches weder Menschen noch Einkommen liefert, noch auch englische Waaren verbraucht. —

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 25. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im November 1811.)

VIII. 14.

Naturkunde.

Der Komet von 1811. Nach Schröters Beobachtungen vom 25. August 1811 an bis 3. Jänner 1812.

(Vergleichen Nr. 2. 1817.)

Der runde Kern dieses Kometen schien, durch einen leeren, mit blauem Himmel angefüllten Zwischenraum von der in Gestalt eines Kopfschleiers oder hohlen Lichtmantels über den Kometen sich hinziehenden doppelten Schweiffhülle getrennt, in einem conoidischen Lichtmantel frei zu schweben. Schröter unterscheidet bei jenem die eigentliche Kernlichtkugel von dem sie unmittelbar umgebenden, deutlich abgesetzten runden Lichtnebel, und betrachtet jene als den eigentlichen Kern. Es war zwar in der Mitte dieser Kernlichtkugel sehr oft ein noch hellerer, anscheinend soliderer, Kern sichtbar; aber dennoch schien jene Lichtkugel ganz von der Beschaffenheit zu seyn, wie die Körper, welche wir bei andern Kometen ihren Kern nennen, und nur ihre ungewöhnliche Größe machte es möglich, hier den eingehüllten Kern zu entdecken, der vielleicht bei kleineren Kometen sich unserm Auge ganz entzieht. Diese große Kernlichtkugel war höchst wahrscheinlich bei unserm Kometen eine flüssige Masse, welche den solideren, nur etwa $\frac{1}{6}$ ihres Durchmessers einnehmenden Kern deutlich durchblicken ließ, wenn man die 6malige Vergrößerung des schönen 15füßigen Reflectors gebrauchte. Diese Lichtkugel, welche den einzelnen Abmessungen zufolge als eine unveränderliche Masse von immer gleicher Größe anzusehen ist, hielt fast 11,000 Meilen im Durchmesser, und in ihrer Mitte schwebte der hellere, vermuthlich festere Kern, dessen Durchmesser bald $\frac{1}{6}$ bald

$\frac{1}{2}$ vom Durchmesser jener Kugel zu betragen schien, immer aber sich so verhüllte zeigte, daß keine eigentliche Bestimmung seiner wahren Größe mit Sicherheit möglich schien. Merkwürdig ist es, daß Schröter in diesem helleren Centraltheile manchmal einen noch viel helleren feinen Punkt durchblicken sah, den er aber eher für einen besonders glänzenden Theil jenes soliden Kerns zu halten geneigt ist, als für den wahren Kern selbst, gegen den alles Uebrige vielleicht nur als Umhüllung zu betrachten sey. Jener eigentliche Kern, dessen Durchmesser wir hiernach auf 1700 bis 2000 Meilen ansetzen dürften, ward nun durch die ihn als Kernlichtkugel umgebende Atmosphäre bald mehr bald minder unkenntlich gemacht, und zuweilen ganz verhüllt, und in dieser nächsten Atmosphäre müßten also die Veränderungen vorgehen, welche die Sichtbarkeit jenes innersten Körpers mehr oder minder begünstigen oder hindern. Dieser Kernlichtkugel oder ersten Atmosphäre des solideren Kerns schreibt Herr Schröter (eben so, wie den Kometen von 1797, 1799 und 1807) ein eigentümliches Licht und nicht etwa bloß reflektirtes Sonnenlicht zu, weil sie nicht Lichtphasen zeigte; sondern immer als voll erleuchtete Kugel erschien. — Daß aber die der Sonne zugekehrte Seite durch die Strahlen derselben nicht merklich heller erscheine, als die abgewandte, erklärt er daraus, daß das Sonnenlicht von der zu wenig festen Kometenmaterie weder hinreichend aufgenommen, noch reflektirt werden könne, sondern meist unsichtbar für uns hindurch gehe. Indessen dürfte dieser Grund nicht ganz einleuchten. Denn wenn diese Masse ein durchsichtiges, also auch von den Sonnenstrahlen durch und durch erleuchtetes Fluidum ist: warum sollten dann nicht auch die Theilchen, welche von der Sonne abgekehrt sind, genug durch die übrige Masse durchgegangene Lichtstrahlen auf gleiche Art in allen Punkten

Hesperus Nr. 25. XXX.

empfangen, um durch diese uns dadurch selbst ohne eigenes Licht sichtbar zu werden? Die Frage, ob die Kometen eigentümliches Licht haben, ist also wohl so ganz sicher noch nicht entschieden.

Der runde Lichtnebel, welcher diese große Kernlichtkugel verhüllte, und sich mit matt abfallendem Licht an dieselbe angeschlossen, hatte nicht immer gleiche Größe. Außer den abwechselnden Veränderungen, die er in der Farbe zu erleiden schien, bemerkte Herr S. von der Zeit des Perihellii an eine bis gegen Ende Octobers fortdauernde Vergrößerung dieser Lichthülle. Um die Zeit der Sonnennähe betrug ihre Höhe oberhalb des Kernes etwa so viel als der halbe Durchmesser des Kernes, nach und nach aber mehr, und endlich gegen drei Durchmesser des Kernes. Diese Zunahme dauerte indes nicht immer fort, sondern am 9. Nov. war die Höhe dieser dünneren Atmosphäre auf $1\frac{1}{2}$ Durchmesser des Kernes, am 18. Dezember auf 1 Durchmesser herabgekommen, und am 3. Januar sah man sie gar nicht mehr, welches letztere indes daher kommen konnte, weil sie von dem mit ihr zusammenfließenden Schweifmantel nicht mehr zu unterscheiden war. Für einen zweiten Lichtnebel hält er den blauen Himmelsraum zwischen dem ersten Lichtnebel und dem Kopfschweif. Dieser Zwischenraum, der die Kometenkugel eben so vom Schweif trennte, wie der Saturnring von der Saturnkugel getrennt ist, erschien an Farbe bald eben so dunkelblau, wie der übrige Himmel, bald noch dunkler, zuweilen auch mit einem feinen Nebel überzogen. Vom 6. Dezember an hörte indes dieser Zwischenraum auf, und die Kometenkugel schloß jetzt dicht an den Schweif an. Vor dieser Vereinigung, oder so lange noch Kugel und Schweif mehrere Monate hindurch sich getrennt zeigten, fand Schröter den Durchmesser der Kernlichtkugel, des Lichtnebels, des Zwischenraumes und der Breite des Kopfschweifes, zusammengenommen = $34' 12''$ im scheinbaren, auf die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne reducirten, und = 205000 geogr. Meilen im wahren Durchmesser, daher noch um 10000 Meilen größer als den Sonnendurchmesser.

Von diesem Kerne und seinen nächsten Atmosphären deutlich getrennt, erschien die in zwei Schweife auslaufende Umhüllung. Diese Hülle hatte eine sehr große Ausdehnung. Denn wenn man auf die Axe des Schweifes senkrecht eine gerade Linie durch den Kern

zog; so fand man hier den scheinbaren Durchmesser der den Kopf umgebenden Schweifmasse um die Zeit der Erdnähe fast dem Durchmesser des Mondes gleich, und der wahre Durchmesser der Schweifmasse betrug etwa an jener Stelle über 200,000 Meilen. Der Zwischenraum zwischen dem den Kern umgebenden Nebel und der entfernteren Schweifhülle betrug etwa 40,000 Meilen, und erhielt sich so bis gegen den 4. Dezember; an diesem Tage war der Zwischenraum schon schwer zu erkennen, und am 6. Dezember völlig verschwunden. Bei dieser Veränderung war zugleich der ganze Durchmesser der Schweifhülle bis auf 86,000 Meilen vermindert, so daß es ganz das Ansehen hatte, als ob der früher vom Kometen abgestoßene Stoff jetzt von ihm angezogen sey, und sich wieder dicht an die nächste Atmosphäre angelegt habe.

Der Schweif erschien nach des Verfassers Beobachtungen um die Zeit der Erdnähe, nämlich den 23. Oktober, am längsten, 18 Grad lang, und seine Länge mußte also über 13 Millionen Meilen betragen, und damals noch weiter reichen, als bis auf einen Abstand, welcher der halben Entfernung der Erde von der Sonne gleich. Obgleich bei diesem Kometen kein solches strahlendes Fortschießen oder keine momentane Verlängerung und Verkürzung des Schweifes statt fand, wie bei dem Kometen von 1807, so zeigte er doch auch Aenderungen, die mit unseren Begriffen von der Fortpflanzung des Lichtes nicht so ganz zusammenstimmen. Mehrmals sah der Verfasser bei ganz heiterem Himmel einen der Schweife plötzlich auf mehrere Grade lang verschwinden, obgleich die daneben stehenden feinen Sternchen gar keine Aenderung litten, und also an vorüberziehende Dünste gar nicht zu denken war. Gleich Anfangs, am Ende August, zeigte sich der Komet mit einem Doppelschweif, oder mit zwei Zweigen desselben Schweifes, welche zu beiden Seiten, wie über den Kopf des Kometen geworfen, herunter hingen, jedoch ohne den Kopf selbst zu berühren. An diesen zwei Zweigen sproßte in der Folge noch ein dritter und vierter hervor. So erschien am 16. Oktober, nachdem Herr S. den Kopf des Kometen lange höchst aufmerksam betrachtet, und seiner Messungen wegen gerade die voranzehende Seite des Kopfes sorgfältig beobachtet hatte, auf einmal plötzlich ein Nebenschweif von mehr als 500,000 Meilen Länge gerade an dieser voranzehenden Seite, der nach einigen Sekunden

verschwand, bald darauf aufs Neue entstand und abermals verging.

Nicht bloß anziehende, sondern auch abstoßende Kräfte der Sonne sowohl als des Kometen sind überhaupt bei dem ganzen Verlauf eines so viele veränderliche Akte darbietenden Kometenschauspiels nicht zu verkennen; den bald angezogenen bald zurückgestoßenen feinen Lichtstoff finden indeß die Kometen, nach Schröters Meinung, in jeder Region des Aethers vorrätig, wiewohl in der einen reichlicher als in der andern vertheilt. Was auch den Kometen von 1811, so wie einige früher von ihm beobachtete, merkwürdig machte, dieß sind insbesondere die von ihm sowohl als von andern Astronomen beobachteten oft plötzlichen Veränderungen in der Länge der Schweife, die bald den einen, bald den andern Zweig allein, oder auch beide zugleich trafen; einmal (am 5. September) glaubte er auch, schnell sich fortwälgende, bald verkängerte bald verkürzte Strahlen wahrzunehmen. Er gesteht zu, daß die meisten dieser schnellen Veränderungen bei dem Kometen von 1811 ihren Grund bloß in zufällig vorüberziehenden unsichtbaren und feinen Dünsten der Erdatmosphäre haben mochten; nur, glaubte er, dürften die Veränderungen, welche bloß einen Zweig des Schweifes betrafen, in der Gegend des Schweifes selbst vorgefallen seyn. Aber er beharrt darauf, daß ähnliche atmosphärische Dünste nicht, wie einige Astronomen gegen ihn behauptet hatten, die Ursache jener außerordentlich schnellen Strahlenschüsse seyn können, die er Gewitterblitzen und Nordlichtsfulgurationen ähnlich, bei dem Kometen von 1807 wahrgenommen habe, und die in einem und eben demselben Moment eine Strecke von 1 Million geogr. Meilen durchliefen, vorausgesetzt, daß diese Phänomene, wie er glaubt, sich in der Gegend des Kometen selbst ereigneten. Zum Beweise führt er an, weil solche plötzliche Strahlenausflüsse nicht auch bei andern Kometen, weil sie bei dem von 1807 zu oft und zu anhaltend, auch bloß am vorangehenden, nie am nachfolgenden Schweife, und immer nach einerlei Richtung hin beobachtet worden. Als Gegen Gründe wurden ihm schon vor mehreren Jahren folgende Bedenkllichkeiten entgegengehalten. Wenn jene blitzähnlichen Erscheinungen in der Gegend des Kometen von 1807 selbst vorgefallen wären, so hätten solche theils nicht gleichzeitig längs des ganzen Schweifes beobachtet werden können, weil der

eine Theil des Schweifes um 1 Million Meilen von uns entfernter war, und demnach sein Licht erst 25 Sekunden später, als das Licht des nähern Theils, das Auge erreichen konnte, theils würde man den von ihm bemerkten Kometenblitzen eine ganz ungläubliche Geschwindigkeit beilegen müssen, welche die aus Jupiterstrahlen und aus Sternaberrationen geschlossene Geschwindigkeit 12 und 24mal übertrifft. Um den ersten dieser Einwürfe zu entkräften, stellt er die (wohl etwas kühne) Vermuthung auf, von der bekannten Geschwindigkeit des Lichts, nach welcher es den Abstand der Erde von der Sonne in $8' 13''$ durchläuft, möge der ungleich größere Theil auf den Durchgang des Lichts durch unsere dichtere Erdatmosphäre zu rechnen seyn; aber in entfernteren ätherischen Regionen dürfte sich dasselbe um sehr viel schneller fortpflanzen.

Aber mag es immerhin noch problematisch scheinen, ob die Geschwindigkeit des Lichts in allen Himmelsräumen vollkommen gleich groß ist! Wenn indessen weit der größere Theil jener $8' 13''$ auf unsere dichte Atmosphäre käme; wie könnte die Größe der Verspätung einer Finsterniß der Jupitermonde, die von der Conjunction des Jupiters bis zu seiner Opposition auf $16' 26''$ anwächst, sich so genau, als die Beobachtungen ergeben, nach dem Verhältnisse der Entfernung des Jupiters von der Erdbahn richten? Auf den zweiten Einwurf antwortet Schröter, die vom Kometen 1807 ausgeschossenen Strahlen waren nicht reflektirtes Sonnenlicht, sondern ein weit feineres, dem elektrischen analoges Licht, das wohl 12 bis 24mal schneller als jenes sich bewegen konnte. Aber kennen wir denn durch irgend eine Erfahrung die wahre Geschwindigkeit des elektrischen oder eines diesem ähnlichen Lichts? — Weisheit scheint es, eine befriedigende Erklärung der außerordentlichen und schnellen Veränderungen, die man neuerdings in Kometenschweifen bemerkt hat, sey noch so großen Schwierigkeiten unterworfen, daß es gerathener ist, für jetzt eher darauf Verzicht zu leisten und künftige genauere und entscheidendere Beobachtungen abzuwarten, als auf die eine oder die andere Hypothese zu viel zu bauen. Den seltenen Doppelschweif, der bisher nur bei sehr großen Kometen beobachtet worden, läßt Schröter im Allgemeinen dadurch entstehen, daß er annimmt, bei der größeren Masse eines Kometen müsse man diesem auch eine stärkere abstoßende

Kraft zuschreiben, die den Lichtnebel der Sonne zur
gekehrten Seite mit größerem Widerstande den abstoßens-
den Kräften der Sonne entgegensetzt.

(Genaische Literatur = Zeitung, Oktober 1816 Nr.
185. S. 77 bis 79.)

V. 12.

G e s c h i c h t e.

J u s t u s v o n G r u n e r.

Nekrolog.

(Vergl. Welt. Nr. 6. XXVII. Beide Aufsätze werden sich einander
ergänzen.)

Herr Justus von Gruner, f. preuß. Geheim-
Staatsrath und Gesandter bei der schweizerischen Eidgenossen-
schaft, starb am 8. Februar 1820 in Wiesbaden am
Blutsturz. Genau wissen wir sein Alter nicht, er hatte aber
noch nicht die Jahre der Vollendung des Mannes durchschrit-
ten, und stand näher dem 40sten als 50sten Jahre des
Lebens.

Er war der Sohn des Kanzleibirektors Gruner in
Dsnabrück, der damals, als dieß Land noch eine eigens-
thümliche selbstständige Regierung besaß, an der Spitze ders-
selben stand. Der junge Gruner erhielt eine sorgfältige
Erziehung, woran der berühmte Möser den vorzüglichsten
Antheil hatte, und auf den jungen talentvollen Mann einen
Theil seiner Grundsätze übergeben ließ. Gruner studirte
die Rechte in Halle zur selbigen Zeit, als der Prinz von
Braunschweig, nachheriger Herzog, gefallen bei Qua-
trebras 1815 für die deutsche Freiheit, dort Commans-
deur des daselbst garnisonirenden Regiments war, und in
Streitigkeiten mit den Studenten verwickelt und deshalb ver-
setzt wurde, woran Gruner lebhaften Antheil genommen
hatte.

Nachdem der Verewigte die Universität verlassen hatte,
kehrte er nach Dsnabrück zurück, machte eine Reise zu
Fuße durch Westphalen, und legte seine oft bitteren Be-
merkungen in einer Druckschrift nieder, welche den Titel
führt: „Meine Wallfahrten in das Land der
Ruhe.“ Die darin enthaltenen Klagen bewirkten in den
öffentlichen Blättern Westphalens einen großen Feders-
krieg, machten dem jungen Schriftsteller vielen Verdruß und
trieben ihn ins Ausland, wo er unter dem damaligen Staats-
minister, dem jetzigen Herrn Staatskanzler Fürsten Harde-
nberg, in Anspach als Referendarius angestellt wurde.
Hier vereinigte er sich mit dem bekannten genialen Haupt-
mann Rethardt *), um in Schwaben Colonisten

für Südpreußen anzuwerben, die sodann scharenweise
dort ankamen. Von Schwaben aus machte Gruner
eine Reise nach Paris, wo er seine Fertigkeit in der franz-
zösischen Sprache ausbildete.

Nochhardt wurde vom Könige 1804 zum Kam-
merdirektor in Südpreußen erhoben, erschien darauf nebst
Gruner in Berlin, starb hier plötzlich, und Gruner
erhielt seine Stelle.

In Posen traf Davoust ihn als Kammerdirektor
1806, nachdem er eben eine Kollekte für die Wittve des
von jenem ermordeten Buchhändler Palm gesammelt hat-
te, wodurch er den harten Davoust für sich einzunehmen
eben keine Hoffnung hatte.

Gruner, um einer Denunziation zuvorzukommen,
überreichte dem Marschall selbst jenes Kollektenverzeichnis, um
einen Beitrag für eine Unglückliche, die an der That ihres
Mannes keinen Antheil habe, zu unterzeichnen. Davoust
unterzeichnete eine nicht unbedeutende Summe, und schien
die Unbefangenheit Gruners nicht übel zu deuten.

Warum Gruner in Posen die Franzosen bei sei-
nem Haß gegen sie erwartete, ob auf höheren Befehl, oder
eigenen Antrieb, wissen wir nicht, wenigstens hatte er Ursache,
sein Bleiben zu bereuen; denn seine Stellung nöthigte ihn
als Mitglied der Administrations-Commission. auf Befehl
Davousts eine Proklamation gegen den König von Preu-
ßen zu unterschreiben. Bald darauf entfernte sich Grun-
er heimlich, und kam mit vieler Gefahr nach Königs-
berg. Hier trat er 1808 mit dem Minister B. Stein
in enge Verbindung und wurde von ihm zum Direktor der
interimistischen Kammer in Treptow in Hinterpom-
mern ernannt. Als die Franzosen 1808 im Dezember
Berlin verließen, erhielt Gruner das Polizeipräsidentium
daselbst, das er zur Zufriedenheit beider Theile — der Re-
gierung und des Publikums 1808 bis 1811 (ein seltener
Fall) verwaltete. In diesem Zeitraum ging Schill mit
seinem Bataillon über die Elbe, woran Gruner keinen
Antheil hatte, wie seine nachherige Wirksamkeit wohl ver-
muthen ließ.

Im Frühjahr 1811 trat Gruner als Staatsrath an
die Spitze der damals eingeführten von ihm organisirten ho-
hen Polizei, welche zu Napoleons Zeiten, der Preu-
ßens Regierung bewachen ließ, höchst nöthig und wohlthä-
tig war. In dieser Stellung hat Gruner große Verdien-
ste um den Staat sich erworben, da seinem Späherblick
nichts von allen französischen Umtrieben entging, wodurch
Preußen vermindert werden sollte; er unterhielt im deut-
schen Reich und Frankreich 12 Agenten, die nicht aus
Geldgier sondern aus Patriotismus ihn von allen wichtigen
Vorgängen und französischen Plänen unterrichteten; alle franz-
zösischen Agenten in Preußen wurden beobachtet und man-
che gewonnen. Gruner war mit bei der Leitung aller ge-
heimen Anstalten in Preußen zur Ausbildung der Staats-
kräfte gegen Frankreich, er ließ in Deutschland

*) Man sehe von ihm eine Anmerkung zu den Nach-
richten von Heinrich von Bülow in Nr. 15 d. B.
Der Herausgeber.

Pulver und Gewehre ankaufen, und mit großer Umsicht nach preussischen Festungen transportiren.

Seiner großen lobenswerthen Thätigkeit setzte die Allianz mit Frankreich 1812 ein Ziel, und bestimmte ihn nach Prag zu ziehen, nachdem er den preussischen mit dem russischen Staatsdienst getauscht hatte, um hier sein geheimes Sireben gegen Frankreich fortzusetzen.

Uebertreibungen führten ihn wahrscheinlich hier in 17½ jährige Gefangenschaft, über deren Motive noch ein Dunkel schwebt, das zu erhellen der günstige Zeitpunkt noch nicht eingetreten ist.

Kurz nach der Schlacht von Leipzig erhielt durch Verwendung des Baron Stein Gruner nicht nur seine Freiheit wieder, sondern auch das Gouvernement des Mittelrheins, wo er für das Interesse der Allirten sehr thätig gewesen seyn soll, worüber uns aber wie über seine nachherige Wirksamkeit die nähere Kenntniß abgeht.

Im Winter 1814 trat Gruner wieder in preussische Dienste, und erhielt das Gouvernement vom Herzogthum Berg.

1815 wurde ihm die Kriegspolizei der allirten Armeen in Frankreich und in Paris übertragen; daß der König dessfalls mit ihm zufrieden gewesen, geht aus seiner Beförderung in den Adelsstand, zum geheimen Staatsrath und zum Gesandten in der Schweiz hervor.

Gruner war ein sehr lebenskräftiger und lebenslustiger Mann, er besaß Beredsamkeit und Darstellungsgabe im großen Maße, alle Kenntniße, welche ins Leben eingreifen, waren ihm eigen; er hatte viele Menschenkenntniß, einen scharfen Blick und große Auffassungsgabe. Er war so lebendig als heftig, leidenschaftlich und jähzornig, aber auch wieder gutmüthig und nicht rachsüchtig, er entzweite sich eben so schnell als er sich wieder versöhnte. Er war ein sehr brauchbarer Beamter, der aber eines höherstehenden bedurfte, für den er Achtung hegte. Friede seiner Asche!

Berlin, den 17. Februar 1820.

v. C.

(Allgem. Preussische Personal-Chronik. Nr. 7. 1820.)

XI. 18.

Philosophie.

Eine Parallele zwischen alter und neuer Literatur und Kunst.

(Fortf. v. Nr. 20. XXX.)

Gleichwohl ist es verführerisch und überaus einladend, folglich auch sehr verzeihlich, daß, da die Wissenschaften in allen ihren einzelnen Zweigen so sehr vervollkommenet worden, da sie auf einen so hohen Gipfel gestiegen sind, einen so großen Umfang erreicht haben, und ihre Verehrer sie so sehr lobpreisen, auch die vortrefflichsten und geistreichsten Schriftten in allen Fächern des gelehrten Wissens geschrieben wor-

den sind, Viele sich von dem Zauber derselben so haben blenden und hinreißen lassen, daß sie nicht bloß Einem Gebiete, oder etlichen geschuldiget, sondern mehrere, oft sehr weit auseinander liegende und fremdartige Kreise durchwandert sind, und die Zeit ihrer Hauptwissenschaft dadurch geraubt haben. Vornämlich überschwemmt in unsern Tagen eine Fluth von Zeitschriften, Journalen, Almanachen, gelehrten Zeitungen, Magazinen u. s. f. die gelehrte Welt, in welchen Bücher aus allen Wissenschaften und Fächern der Kunst beurtheilt werden, welche dann Vielen ein unüberstehtlicher Reiz sind, fremde, sehr verschiedenartige Schriften zu kaufen, mehrere ausländische Sprachen zu erlernen, wodurch sie sich sehr mannigfaltig zerstreuen und über viele Gegenstände verbreiten, ohne zu bemerken, daß sie oft nur für ihre Eitelkeit, für ihren Zeitvertreib, für ihre Bequemlichkeit lesen, bloß ihrer Neugierde (nicht einmal immer Wißbegierde) und ihrem Vergnügen schmeicheln, und sich so um die Zeit betrügen, welche sie vornämlich auf das Studium der Alten, ihrer vollendeten, unnachahmlichen Werken des Geistes, der Kunst, und auf ihre eigene Hauptwissenschaft hätten verwenden sollen. Indessen haben doch auch viele große Männer, Sterne erster Größe am gelehrten Horizonte, die in ihrer Hauptwissenschaft Lehrer ihres Zeitalters waren und Epoche machten, auch mit glücklichem Erfolg andere Fächer bearbeitet und sich Vorbeern erworben. Ueberdies verlangt heutiges Tages eine jede Hauptwissenschaft, ohnehin für sich schon Polyhistorie. Wie kann Einer ein guter Philolog seyn, wenn er nicht mehrere alte und neuere Sprachen versteht? Der gründliche und gelehrte Theolog muß Deutsch, Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Chaldäisch, auch wohl Syrisch und Arabisch und mehrere neuere Sprachen verstehen; er muß Dogmatik, Moral, Kirchengeschichte und andere Wissenschaften erlernen. Dasselbe ist auch der Fall bei andern Gelehrten, z. B. dem Philosophen, dem Naturforscher, dem gelehrten Arzt. Alles dieses hatten die Alten nicht nöthig. Der Grieche lernte nichts als seine Muttersprache, Mathematik und Philosophie, und der Römer seine Sprache und griechische Literatur. Daher lieferten sie zwar Meisterstücke in ihren Werken, aber ihre Ansicht war auch einseitiger, ihr Wirkungskreis enger und beschränkter. Ehemals lernte der Römer sein römisches Recht; jetzt muß der Rechtsgelehrte das römische, deutsche, preussische, das Kirchenrecht und nicht selten die Rechte fremder Nationen, z. B. noch vor kurzem den Code Napoleon studiren.

Außer den genannten Beschuldtigungen sagen die Verehrer und Verehrer der Alten auch noch dieses: Obgleich man in dem gegenwärtigen Zeitalter mehrere Akademien, Universitäten, Lycäen, Gymnasien, Schulen und Privatinstitutione antreffe, so sey dieß doch noch kein Beweis, daß auch die Wissenschaften und Künste einen höhern Schwung genommen hätten, weil der Absichten und Zwecke gar mancherlei wären, warum dergleichen Lehranstalten errichtet würden, und die auf vielen derselben herrschende, allzugroße Freiheit und Zügellosigkeit schade mehr als die Anstalt nütze, und

tiefe einer solchen oft kaum den Schatten litig, daß man sie für Schulen der Weisheit und Tempel der Kunst halten könne. Es erwachse auch dem Staate mehr Nachtheil als Vortheil daraus, wenn zu viele junge Leute studierten, die gleich dem überflüssigen Erosse bei einem Kriegsheere demselben mehr zur Last fielen, als etwas zum Siege beitragen. Von einem großen Theile studierender Jünglinge könne man daher mit Recht sagen, daß sie ein inutile terras pondus wären, und den Wissenschaften und dem gelehrten Stande mehr zur Schande, als zur Ehre gereichten.

Auch gegen diesen Vorwurf läßt sich Vieles einwenden. Unlängbar ist es, daß Akademien, Universitäten, Eröden, Gymnasien und andere ähnliche Institute zur Ausbreitung der Wissenschaften, zu ihrem Flor und ihrer Vollkommenheit, zur Civilisirung, Kultur und Aufklärung der Menschen vieles beigetragen haben, wie ihre Geschichte und die Erfahrung beweiset. Welchen Gewinn, welche Vortheile hat nicht die Errichtung der Akademien und Universitäten den Wissenschaften und Künsten gebracht? Ist durch sie nicht die Barbarei, die Unwissenheit größtentheils verschucht worden? Wie blühet nicht die Gelehrsamkeit unter dem Verein ausgezeichneterer Köpfe, unter einem Zusammenfluß glücklicher Umstände, und dem Schutze eines den Muses gewognen Fürsten? Welche Bildung, welche hellleuchtenden Strahlen verbreiten sich von einem solchen Orte der Kunst und Literatur? Hat nicht die Gelehrsamkeit, der Geschmack, die bildende Kunst eine ganz andere Gestalt in Teutschland, Frankreich, England, Italien, in Europa, auf der ganzen Erde bekommen, seitdem man Universitäten, Kunstschulen, Akademien errichtet hat? Männer, die gemeinschaftlich ihre edelsten Kräfte, Zeit und Vermögen aufopfern, die mit dem lebhaftesten, unermüdeten und glühendsten Eifer an der Bildung der Jugend, an der Hervollkommnung ihrer Zeitgenossen, an der Ehre ihres Zeitalters arbeiten, sollten diese nichts zur Ausbreitung der Wissenschaften, zur Aufnahme der Gelehrsamkeit, zum Flor der Künste beitragen? Sollte dadurch das Wachsthum nützlicher Kenntnisse aller Art, Fruchtbarkeit und Reife auf dem Felde des menschlichen Wissens nicht befördert werden? Wird nicht der Jüngling durch sie in den Stand gesetzt, sich in der Folge selbst zu belehren? Haben nicht dergleichen Anstalten manche wilde, lärmende, ausschweifende Vergnügen verdrängt, Spiele, Uebungen von Turnmühen verwiesen, welche Raum und eine Leere des Geistes zurücklassen? Haben sie nicht das Studieren selbst, so wie die Kosten dazu ungemein erleichtert? Viele glänzende Genies und junge feurige Künstler gingen aus den meisten Universitäten hervor, gründliche, ihr Zeitalter zierende Männer waren Mitglieder, Lehrer derselben, Gelehrte von vielumfassenden und ausgebreiteten Kenntnissen Theilnehmer gelehrter Gesellschaften. Daß daneben viele junge Leute studierten, welche nichts lernen, ist dieß den Universitäten, den Gymnasien zuzurechnen? Bei einer genauern Untersuchung wird man vielmehr finden, daß solche Unbesonnenen meistens selbst an ihrem Verderben Schuld sind, und schon vorher

verwahrlosete Taugentheile, hohle Zähne waren, die andere ansteckten und, als unheilbar befunden, entfernt werden mußten. Durch ihre Trägheit, Buzellosigkeit, Nichtschun, durch Verschwendung und Schwelgerei stürzten sie sich in den Abgrund, und machten sich unfähig, nützliche Glieder des Staats, der gelehrten Republik zu werden. Die Liebe zur Freiheit, der Hang zur Ungebundenheit und Bequemlichkeit und andere unreine Absichten, welche sie bei dem Geschäfte des Studierens am ersten zu befriedigen hoffen, beleben zwar Viele, welche der Fahne des Apollo schwören. Vielleicht ist auch selbst die Anzahl derer nicht klein, welche studieren, oder ein Kunstfach ererben, ohne zu wissen, warum? — Ist wohl nun die Schuld davon den Universitäten bezumessen? Freilich werden hier auch mehrere nur mittelmäßige Köpfe gebildet, Halbgelehrte, langsame Menschen von nur seichten Kenntnissen; aber sind diese deshalb ganz unbrauchbar? Sind sie nicht bisweilen dem Staate, wenn sie anders thätig und Männer von Applikation sind, weit nützlicher als grundgelehrte Bedanten, die nicht von der Studierstube kommen? Braucht man zu einem Gebäude nicht auch Handlanger, im Staate nicht auch mittelmäßige Gelehrte, z. B. bei Trivial- und Landschulen, an welche sich eminent Genies wohl schwerlich werden anstellen lassen? Also sollen keine andere als nur ausgezeichnete, vortreffliche Köpfe studieren? Mit wem sollen denn geringe Ämter besetzt werden? Mit großen Geistern? Mit erhabenen Talenten? Würden sich diese dazu schicken? Würden sie Lust, Neigung, seltene Gaben und Anlagen dazu haben? Ueberdies waren große Geister, Originalgenies bei den Alten eben so dünne gesät, wie bei uns. Die Aegyptier, die Phönizier, sonst Originalvölker, welche große Männer haben sie aufzuweisen? —

Endlich macht man uns noch einen fünften Einwurf oder Tadel. Man berede sich nämlich ganz vergeblich, daß heut zu Tage mehrere Bücher geschrieben würden, als im Alterthume, denn keine einzige Bibliothek in der Welt könne mit der Alexandrinischen des Ptolemäus verglichen werden; auch finde man in den meisten Bibliotheken mehr alte als neue Bücher, und jene wären in Ansehung der Güte und Vortrefflichkeit des Inhalts sowohl, als der Darstellung, diesen fast allemal vorzuziehen, wie z. B. die alten Geschichtschreiber der Griechen und Römer vieles vor denjenigen Sammlern voraus haben, welche in unsern Zeiten die Welt mit Memoiren, Anekdoten und Zeitschriften anfüllen. Man vergleiche nur, sagt man, die Stärke, Fülle und Erhabenheit der alten Dichter und Redner mit den neuern, und erwäge zugleich, wie viel diese jenen abzuborgen pflegen. Ueberhaupt aber würde die Vielheit der Bücher doch nichts für das Reich der Wissenschaften und ihre Erweiterung beweisen, wenn man bedenke, wie viele schlechte und gefährliche Bücher in unsern Tagen in die Welt kamen, und es jetzt wirklich keine ganz leichte Sache sey, eine zweckmäßige, glückliche und vernünftige Wahl zu treffen —

Gesetzt auch, daß es gar keinem Zweifel mehr unterworfen sey, daß die Bibliothek des Ptolemäus in Alex-

randen aus mehr denn 600,000 Bänden bestanden habe, so waren es doch größtentheils nur kleine Schriften gegen unsere gedruckten kändereichen Werke gerechnet. Wer sieht folglich nicht ein, daß in unsern Zeiten eine Bibliothek, welche kaum aus dem Aten oder Uten Theile dieser Zahl besteht, einen eben so großen Betrag ausmache? Ja, was noch mehr ist, besigt nicht in unsern Tagen beinahe jede, nur etwas ansehnliche Stadt eine öffentliche Bäckersammlung, da jene des Ptolemäus vielleicht die einzige ihrer Zeit und in ihrer Art war, oder gewesen zu seyn scheint? — Soviel aber bleibt indessen gewiß, daß die Alten in Absicht der schönen Wissenschaften, der redenden und bildenden Künste, der Dichtkunst und Beredsamkeit, der Malerei, Bildhauer- und Baukunst den Vorzug behaupten, obgleich nicht zu läugnen ist, daß die Neuern in der Musik und schönen Gartenkunst größere Fortschritte gemacht, und jene unstreitig darin übertroffen haben. Sinegen in Wissenschaften, welche sich auf Beobachtung und Erfahrung gründen, Tiefsein und Nachdenken erfordern, als Physik, Naturgeschichte, Geographie, Chemie, Sternkunde, Schiffahrtskunst, Erziehungslehre, Philosophie, Arzneiwissenschaft u. a. m. stehen die Neuern entschieden über den Alten. Auch hat die Religion zur Aufhellung in den Wissenschaften, zur Entdeckung ihrer Lichseite, und zur Schätzung derselben ungemein viel beigetragen, so wie die falsche und entstellte in den Jahrhunderten der Unwissenheit sie hinderte.

Da über diesen Gegenstand im 17. Jahrhunderte in Frankreich ein langer Streit mit vieler Erörterung, Hitze und Heftigkeit ist geführt worden, so will ich jetzt in der Kürze, und bloß den Hauptumständen nach dieses gelehrten Fedeckrieges mit Billigkeit, Sanftmuth und Unparteilichkeit erwähnen, und so den Vorzug und Werth der Alten nicht nur, sondern auch der Neuern zu bestimmen suchen, wozu ich mir Ihre schätzbare Aufmerksamkeit noch auf eine kurze Zeit erbitte.

Es ist wohl nichts billiger, als daß man die vortreflichen Schriftsteller des Alterthums hochschätze, ihre unnachahmlichen Meisterwerke bewundere, die Denkmäler der Kunst, welche noch jetzt in Griechenland und Rom in Palmyra, Memphis und Persepolis zu uns reden, anstaune und die eigenthümlichen Schöheiten derselben empfinde, von ihrem Reiz gerührt, von ihrem Zauber hingeführt und entzückt werde; allein nichts ist auch ungerechter, als daß man ein sklavischer Verehrer der Alten werde, bloß weil sie älter sind als wir, und daß man die Neuern und ihre Verdienste darüber schimpflich verachte, bloß deswegen, weil sie jetzt leben. Dennoch erhob sich unter einigen Gelehrten des ältern Frankreich darüber ein lebhafter Streit. Wissenschaften und Künste waren unter dem Schutze und der großmüthigen Freigebigkeit Ludwigs XIV. zu einer Vollkommenheit gebracht worden, auf dergleichen Stufe sie sich in dem Alterthume Griechenlands und Latiums wohl kaum befanden hatten. Karl Perrault, ein Mitglied der französischen Akademie, einer der wichtigsten Schriftsteller

und vortreflichsten Dichter seiner Zeit, schrieb ein Gedicht, unter dem Titel: le siècle de Louis le grand. Er behauptete in demselben, daß das Zeitalter Ludwigs XIV. dem alten Rom unter August an Wissenschaften und Künsten nichts nachgebe, sondern es wohl noch hierin an Vollkommenheit und Glanz übertreffe. Dieses zu beweisen, erhob er die Erfindungen, Verdienste und Werke der Neuern bis an den Himmel und setzte die alten Schriftsteller, zumal die Griechen, welche er in ihren Schwächen etwas zu auffallend und grell zeichnete, weit unter sie herab. Die Alten und die Schätze ihres Geistes fanden in Frankreich zu viele Verehrer, als daß es an Segnern hätte fehlen sollen. Sie griffen Perrault und seine Meinungen an, und vertheidigten die Alten mit Lebhaftigkeit und Wärme. Perrault erklärte und versocht seine Meinung aufs neue mit gleichem Feuer und Unerbrotlichkeit. Er gab ein Buch heraus: le parallèle des anciens & des modernes, in welchem er eine ausführliche Vergleichung in allen Wissenschaften und Künsten zwischen den Alten und Neuern anstellte, jenen zwar ihre Verdienste nicht absprach, aber doch die Vorzüge der letztern vor den erstern heraus hob. Boileau widerlegte sich ihm aufs neue mit Spott und Verachtung. Hatten Perraults erste Feinde ihn lächerlich gemacht, und als einen Pedanten behandelt, so that es Boileau auf eine noch anzüglichere, beißendere und gehässigere Art; seine Vertheidigung der Alten bestand in nichts als Schmähhen und Kästern auf seinen Segner und die Neuern, ein sehr niedriger, unedler Kunstgriff, dessen sich jetzt noch manche Schriftsteller, freilich nicht zu ihrer Ehre, bedienen. Doch ertrug Perrault diese Ausfälle und Ungezogenheiten mit Standhaftigkeit und dem gelassensten Muth, zumal da er an Fontenelle einen muthigen Vertheidiger fand. Endlich wurde nach heftigen Kämpfen von beiden Seiten dieser gelehrte Krieg durch den berühmten Arnauld beigelegt, und zwischen Boileau und Perrault der Friede wieder hergestellt.

(Der Beschluß folgt.)

VII. 3.

Kurze, interessante, chemische Notizen.

I. Resultate aus Berzelius Analysen thierischer Flüssigkeiten. *)

a) Das Blut.

1. Das Blut ist aus einem gleichartigen, flüssigen Theile (Serum) und einem andern darin schwebenden, bei der Ruhe sich absetzenden (Cruor), zusammengesetzt.

2. Der flüssige Theil besteht vorzüglich aus viel

*) Berzelius Ueberblick über die Zusammensetzung der thierischen Flüssigkeiten. Aus dem Englischen von Schweigger. Nürnberg 1814.

Eiweiß und wenig Faserstoff mit Natron vereinigt, welche mit einigen Nebenbestandtheilen im Wasser aufgelöst sind.
 5. Der im Blute schwimmende Theil ist das Färben- de derselben. Er ist vom Eiweißstoff durch Farbe und Un- auflöslichkeit im Wasser verschieden. Die Farbe scheint von dem bedeutenden Eisengehalt des Cruors abzuhängen. 400 Theile desselben gaben durch völlige, nur mühsam zu ers- langende Einäscherung 5 Theile gelbrothe Asche und diese enthält:

Eisenoxyd	50,0.
Phosphorsaures Eisen	7,5.
Phosphorsauren Kalk u. Lall	6,0.
Reinen Kalk	20,0.
Kohlensäure	16,5.

4. Der Faserstoff, Eiweißstoff und die färbende Ma- terie des Blutes sind sich sehr ähnlich. Berzelius be- trachtet sie sämmtlich als Varietäten des Eiweißstoffs und nennt sie daher eiweißstoffige Bestandtheile des Blutes.

h) Galle nach demselben.

Sie besteht aus Wasser	907,4.
Säuliger Materie	80,0.
Thierischem Schleim der Gallenblase	5,0.
Alcalien und Salzen	9,6.

c) Der Speichel nach demselben.

Er enthält Wasser	992,9.
Thierische Materie	2,9.
Mucus	1,4.
Kalische salzsaure Salze	1,7.
Milchsaures Natron	0,9.
Reines Natron	0,2.

d) Der sogenannte Weinstein der Zähne. (Berz.)

Enthält Phosphorsaure Erde	79,0.
Schleim	12,5.
Speichelmaterie	1,0.
Thierische in Salzsäure auflösbliche Ma- terie	7,5.

e) Der Nasenschleim. (Berz.)

Er besteht aus Wasser	955,7.
Schleimmaterie	55,3.
Salzsauren Kali und Natron	5,6.
Milchsauren Natron	3,0.
Natron	0,9.
Eiweißstoff etc.	3,5.

f) Die Flüssigkeit der Gefäßhäute.

Enthält Wasser	988,50.
Eiweiß	1,66.

Salzsaure Kalten	7,09.
Milchsaures Natron	2,32.
Natron	0,28.
Thierische Materie	0,35.

g) Die Feuchtigkeit der Augen. (Berz.)

Enthält Wasser	98,40.
Eiweiß	0,16.
Salzsaure und milchsaure Salze	1,42.
Natron und thierische Materie	0,207.

h) Die Kryptallinse (des Auges.) (Berz.)

Lieferte eine dem Cruor des Blutes, die Farbe ausges- nommen, ähnliche Materie.

i) Die Flüssigkeit der Ausdünnung enthält freie Säure, wahrscheinlich eine durch Essigsäure ver- änderte Milchsaure.

k) Der Harn. (Berz.)

Enthält in 1000 Theilen Wasser	935,00.
Harnstoff	50,10.
Schwefelsaures Kali	371.
— Natron	5,16.
Phosphorsaures Natron	2,94.
Salzsaures Natron	4,45.
Phosphorsauren Ammoniak	1,65.
Salzsauren Ammoniak	1,50.
Freie Milchsaure	
Milchsaures Ammoniak	
Thierische in Alkohol unauflösbliche Materie	12,14.
Noch etwas Harnstoff	1.
Erdiae phosphorsaure Salze	1,11.
Flusssäuren Kalk	
Harnsäure	1,00.
Schleim der Gallenblase	0,32.
Kieselerde	0,03.

l) Kuhmilch

Abgerahmte Kuhmilch, mit specif. Gewicht von 1,033 gab Wasser	928,75.
Käse mit einer Spur Butter	28,00.
Milchzucker	35,00.
Salzsaures Kali	1,70.
Phosphorsaures Kali	0,25.
Milchsaure, effigsaures Kali mit einer Spur mitch- sauren Eisens	6,00.
Erdige, phosphorsaure Salze	0,50.

Der Rahm von eben dieser Milch lieferte.

Butter	4,5.
Käse	3,5.
Molken	92,0.

(Die Fortsetzung folgt.)

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 26. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im November 1821.)

XI. 19.

Lebensphilosophie.

Leben und Essen. *)

Die höchste Angelegenheit des Menschen für sich und Andere ist und bleibt unstreitig Daseyn und Leben. Die Natur begründet und befestigt, Religion beglückt und erhöhet, die Philosophie wagt den Versuch, es zu erklären, und alles menschliche Thun und Treiben bezieht sich einzig und allein auf dessen Genuß und Verlängerung.

Man unterscheidet ein höheres und niederes, — ein geistiges und materielles, — ein sittliches und physisches Leben.

Alles, was in der organischen Natur lebt, bedarf der Nahrung, um zu leben. Ein jedes organisches Gebilde, jede Kraftäußerung des Lebens, sie sey von welcher Art sie immer wolle, beruht auf Tod, auf Verzehren und Verzehren fremder Stoffe und Kräfte. Von der Pflanze, die ihre Nahrung aus der Erde und von den flüssigen Bestandtheilen der sie umgebenden Luftarten zieht, bis zu dem vollendetsten thierischen Organism des Menschen, der sich von rohen und durch Kunst annehmlicher und genießbarer gemachten Naturprodukten nährt, ist das Leben ein stetes Assimiliren und Ausschneiden fremdartiger Stoffe. Daher hat man dasselbe von jeher nicht nur mit einem Kampfe, sondern auch sehr treffend mit der Flamme eines Lichts verglichen, das sich

selbst verzehrt, und, in neuern Zeiten, insbesondere aus chemischen Gründen, es mit dem Namen eines Verbrennungsprocesses belegt.

Viele Menschen, welche den biblischen Ausspruch: „Ist nicht das Leben mehr denn die Speise?“ nicht kennen oder nicht beherzigen, scheinen mehr zu leben, um zu essen, als zu essen, um zu leben. So wenig der denkende und höhere Mensch mit dieser Lebensansicht übereinstimmen kann, so bleibt es doch merkwürdig, daß diese beiden Begriffe noch in andern und reellern Hinsichten synonym erscheinen. Zu leben haben und zu essen haben, gut leben und gut essen hält man nicht nur im gemeinen Leben für so ziemlich gleichbedeutend, sondern dieser gemeinschaftliche Begriff ist in unserer deutschen Muttersprache: er ist und ißt; — und im Lateinischen: esse, seyn und essen; est, er ist und ißt; — auch vollkommen gleichlautend. Im Griechischen (ἐσθαι, satiari nach Gesner) und wahrscheinlich noch in vielen andern Sprachen findet diese sinnverwandte Bedeutung ebenfalls Statt. Vielleicht verdiente es eine Preisfrage, der Verwandtschaft dieser Begriffe in mehreren lebenden und todtten Sprachen nachzuspüren und eine sorgfältige Vergleichung derselben anzustellen, um auf diesem Wege zu Resultaten zu gelangen, welche für die Geschichte des Menschen und für ächte Lebensphilosophie nichts weniger als unwichtig seyn dürften.

Nationen, wie einzelne Menschen, unterscheiden sich nach Stand, Alter und äußern Verhältnissen, zum Theil selbst auch durch die Beschaffenheit ihrer Nahrungsmittel. Jedes Klima und jedes Land bietet dem Bewohner eigene Nahrungsmittel, und der Nationalcharakter ganzer Völker, so wie die körperliche und geistige Beschaffenheit einzelner Menschen, — mithin alles, was zur menschlichen Existenz im weitesten Umfange des Wortes gehört, — scheint mit diesem körperlichen Bedürfniß und mit der

*) Dieser Aufsatz ward zwar schon in Nr. 9. des Chemnitzer Anzeigers v. J. 1818 abgedruckt. Da indessen jenes Blatt wohl schwerlich das Weichbild der Stadt Chemnitz weit überschreitet, und der Aufsatz folglich als Pflicht anzusehen seyn dürfte, so biete ich denselben mit einigen Verbesserungen zur Bekanntmachung in einem größern Lesekreise.

Z.

verschiedenen Beschaffenheit der Lebensmittel in einer nahen Beziehung zu stehen.

Der Hindu und der Pamaite tötet kein Thier und nährt sich nur von Früchten, weil er an die Seelenwanderung glaubt und durch den Genuß thierischen Fleisches thierische Eigenschaften anzunehmen fürchtet, oder weil er in demjenigen Thier, dessen Fleisch er jetzt genießt, sich selbst zu verzehren wähnt. Der gebildete Europäer hingegen benützt ohne Bedenken alle Naturweide zu seiner Nahrung, weil er sich zum Herrn und Herrscher der ganzen Natur berufen und berechtigt fühlt.

Bei allen einigermassen gebildeten Völkern des Alterthums und neuerer Zeit ist es Sitte, denjenigen, welchen man vorzüglich ehren will, mit einem festlichen Mahl zu bewirthen. Auch feiert man gewöhnlich das Andenken jeder wichtigen Begebenheit oder benützt sonst jede frohe, nicht ganz unwichtige Veranlassung zu einer geselligen Mahlzeit. Man schmaust bei der Geburt eines Kindes und bei einer ehelichen Verbindung, am eignen Geburtstage und bei Anderer Sterbefällen. Es gibt diplomatische und freundschaftliche Gastmähler, und jede einigermassen wichtige Begebenheit wird durch ein Mahl besiegelt. —

Denjenigen, welcher sich von feineren und ausgeschuhten Speisen nährt, hält der gemeine Staube nicht selten für höherer und edlerer Natur, als einen andern, den Stand und Geschick zu grober und schlechter Kost verurtheilen. Wer einer geistigen, höhern Thätigkeit fähig und an dieselbe gewöhnt ist, wählt gemeinlich feinere Kost zur Nahrung, als der niedere nur mechanisch beschäftigte Händarbeiter; der Herr überhaupt ausgeschuhtere Speise, als sein Diener.

Wohl schwerlich ist physisches Leben für ein menschliches Wesen ohne alle und jede Nahrung möglich. Es ist mithin kein Wunder, daß die Speise, dieses allgemeine Behuf des Lebens, fast bei allen Völkern Beziehungen erhielt, welche die Religion heiligt. Sollten wir sodann, wenn wir durch den körperlichen Tod aus der Reihe unserer Zeitgenossen verschwinden, als reine Geister und immaterielle Wesen existiren, so würden wir freilich gar keiner körperlichen Speise mehr bedürfen; denn es ist gewiß, daß die unkörperliche Seele nicht ist (est) oder zu essen vermag. Aber ungewiß ist

es, ob außer Gott, dem höchsten und uneingeschränkt geistigen Beherrscher aller Kräfte, irgend eine untergeordnete geistige Macht ohne alles körperliche Behuf zu wirken und zu existiren vermöge. Wenigstens haben wir, daß im unendlichen All der Natur, so weit wir es nur zu beurtheilen vermögen, Kraft und Materie eben so, wie Ursache und Wirkung, stets und unzertrennlich mit einander verbunden und von einander gegenseitig abhängig sind.

In der christlichen Religion steht die mysteriöse Veranstaltung des heiligen Abendmahls (Lich des Herrn, Messopfer, Communion) — im Sinne der Protestantanten: der feierliche und gemeinschaftliche, mit der Erneuerung des Andenkens an den Stifter der christlichen Religion verbundene Genuß von Brod und Wein, mit der zum Leben unentbehrlichen Nahrung des menschlichen Körpers in unverkennbarer Beziehung. Alle religiösen Vorschriften und Gebräuche, welche die körperliche Nahrung betreffen, greifen zuverlässig tiefer in den ewigen Gang der Natur, in die geselligen und politischen Verhältnisse der Völker, vielleicht selbst in die geistige Natur des Menschen ein, als es wohl beim ersten Anblick scheint. Staat und Kirche (Politik und Religion) müssen einander gegenseitig stets die Hand bieten. Beiden muß gleich viel daran liegen, daß es ihren Gliedern nie an verhältnißmäßigem Unterhalt, oder an Gelegenheit fehle, solchen zu erwerben.

Noch haben deshalb alle einsichtsvolle Staatsmänner die Würde und Wichtigkeit des Landmanns, welcher die ersten unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse für sich und die übrigen Stände produzirt, erkannt und diesen achtungswerthen Stand als die eigentliche Basis der Nationalkräfte und des Staatsgebüdes angesehen. Die höhern und herrschenden Stände wirkten, sobald diese sichernde und stützende Basis auf eine Anklage und eigensüchtige Art von ihnen untergraben würde, über kurz oder lang selbst mit dem Ganzen zusammensinken und in Nichts versinken. Adl, Bürger und Bauer, Regent und Unterthan, Herr und Diener — kurz alle Stände bedürfen einander zu gegenseitiger Hilfe und Unterstützung; aber nur durch harmloses Ineinandergreifen und Zusammenwirken, geleitet durch die ewigen Gesetze des Rechts und der Sitte, wird die innere

Stärke des Staats und die Wohlfahrt der einzelnen Staatsglieder dauernd begründet.

Derjenige Stand und dasjenige Individuum im Staate, welches physisch und moralisch das wenigste produziert und das meiste consumirt, hat unstreitig den wenigsten Werth, und bleibt mithin immer der unterste, sein politischer und äußerer Rang mag übrigens seyn, welcher er immer wolle; — es gleicht einer Schmarotzerpflanze, welche die gemeinsamen edlern Säfte des Staats ausaugt, oder einer Prachtblume, welche zwar das Auge erheitert, aber andere Sinne beleidigt und nützlichen Gewächsen die Nahrung raubt. Höchstens läßt sich behaupten, daß ein solcher im Zusammenhange des großen Ganzen durch Verzehren nütze.

Heilige Macht der Nahrung und der Speise! — Ertheilt sie nicht als die wichtigste Triebfeder in dem ganzen Gebiete, in welchem der menschliche Organismus zu wirken bestimmt ist, und als eines der bedeutendsten Gewichte in der großen Weltenuhr? — Die Nahrung ist ein Bedürfnis, welches auf nationales und individuelles Leben den größten Einfluß hat, Staaten hebt und Staaten stürzt, Kriege erregt und Frieden gebietet. Das mythische Rad, mit welchem wir Erdenkinder und Himmelsbewohner zwischen Seyn, Nichtseyn und Besserseyn rastlos herumtreiben, erhält sich lediglich durch dieselbe in ununterbrochenem Umtrieb.

Spottet deshalb Niemand, der sich in einer höhern und idealischen Geisterwelt einheimisch und eingebürgert wähnt, des materielle Erdenkinds, welcher unter allen Umständen die Erde für seine bleibende Bestimmung, für seine Welt hält, den Himmel nur in sich und auf derselben sucht und über die ewigen Gesetze von Zeit und Raum sich weder erhaben dünkt, noch selbst mächtig erheben will. Ueber kurz oder lang wird auch ihn, welcher der Geisterwelt am nächsten zu stehen und die Gesetze der Natur stolz zu beherrschen glaubt, die Allgewalt der Wirklichkeit und des Bedürfnisses aus den trügerischen Gefilden der Phantasie wieder zur mütterlichen Erde herabziehen, von welcher sich vielleicht weder der Atem, an den sich der menschliche Gedanke knüpft, noch das bewußtloseste Sonnenkübchen eigenmächtig loszureißen vermag.

Glücklich ist der, welcher, von der trägen Masse nicht überwältigt, dieselbe nach Maßgabe seiner individuellen Tugenden schaffend und gestaltend, wenigstens zum

Thet, beherrscht! — **Dochmal nicht!** wenn im eigentlichen Gebränge seiner Mitmenschen der innere Gott und der Genius des bessern Selbstbewußtseyns, verschleudert durch das Gemeine und Ueble, nicht für immer zürnend entflohen!

Tauscher.

Vaterlandskunde.

I 9.

I.

Naturhistorische Wanderungen in den Jägerndorfer und heimathlichen Gegenden, geschildert in Briefen an einen Freund in ***** von Kajetan Koschaly.

(Wochenschrift von Nr. 23. XXX.)

Bei Durchlesung dieses Pflanzenverzeichnisses werden Sie bemerkt haben, daß die Gegenden um Jägerndorf und um meinen Geburtsort größtentheils nur die gewöhnlichsten Pflanzen, ja wie aus den nachfolgenden Bemerkungen erhellen wird, manche unter diesen auch nur selten enthalten. Dies, wenn man zugleich die oben für die Abweisung der schlesischen Flora von der mährischen angeführten Gründe berücksichtigt, wird zum Theil daraus erklärbar, wenn man einen Blick auf die schlesische Landwirtschaft wirft. Und die an manchen Orten nur leichte oder leetige Erbküme zu einem größern Ertrage zu zwingen, ist der Landmann genöthigt, seine Gründe drei- auch viermal in einem Jahre mit dem Pfluge und der Egge zu bearbeiten, wobei die weitzer ausdauernden Pflanzen und Zwiebelgewächse nach und nach ausgerottet werden müssen. Da ferner, um den nöthigen Dünger zu erzeugen, mehrere Grundbesitzer einen ihren Grundstücken nicht angepassten Viehstand aufstellen müssen, der Anbau künstlicher Futterkräuter in der Prache aber wegen der an vielen Orten zum Schaden der Landwirtschaft noch üblichen Gemeinbütungen nicht möglich ist, so sehen sie sich genöthigt, Kaine, Gärten, ja selbst Waldungen mit der unbarmherzigen Sichel heimzusuchen, wodurch denn natürlich viele Pflanzen nicht nur selten, sondern auch nach und nach ganz vertilgt werden müssen. Vorzüglich ist dies der Fall mit den Zwiebelgewächsen. So z. B. werden *Muscari comosum*, *Tulipa sylvestris*, *Ornithogalum pyrenaicum* immer seltener, ja selbst *Allium ursinum*, das sonst zum Aerger der Landwirthinnen auf Brachen so häufig wuchs und, wenn es von dem Vieh gefressen wurde, der Milch einen häßlichen Knoblauchgeruch mittheilte, hat sehr abgenommen. Bemerkenswerth ist es, daß sich diese Lauchart an solchen Plätzen, wo sie sonst nur selten zu finden war, bald zahlreich einstellte, wenn dieselben mit Gerberlöhe gedüngt wurden. Sollte wohl die Gerberlöhe, wenn sie mit dem kalten Letten vermischt wird, die Erzeugung dieser Lauchart auf eine ähnliche Art bewirken, wie

iene des Felsblätterschwammes (*Agaricus campestris*) durch faules Weidenholz veranlaßt wird, wenn man es mit Blättern bedeckt und mit Salpeterwasser begießt? Sollten also auch höhere pflanzliche Gebilde durch eine sogenannte generatio aequivoca, oder wie man sie jetzt lieber nennt, *gen. originaria*, entstehen, wie dieses Götz, Müller, Rudolphi, Trevisanus, F. Wölgel u. a. schon längst von Infusorien, Würmern, Pilzen, Flechten und andern tiefem Einzelleben dargethan haben? — Die Erfahrungen des Hrn. Cassos de Actini, daß man nämlich in manchen Jahren auf demselben Plage lauter *Veronica verna* finde, wo ein anderes Mal nur *V. triphylos*, und wieder ein anderes Mal *V. acinifolia* wuchs; seine Versicherung, *Genista sagittalis* sey nur eine verschönerte Degeneration von *G. tinctoria*, die man in manchen Jahren ganz unermüthet mehr oder weniger verbreitet, dann aber erst wieder nach vielen Jahren finde; und endlich seine Uebersetzung, *Hypericum elodes* sey nichts anders, als eine Abart von *H. hirsutum*, durch den Einfluß des Standorts aus diesem entstanden *); diese und ähnliche Erfahrungen anderer Naturforscher scheinen wirklich obige Fragen zu bejahen.

Allein werden auch durch den wählenden Pflug, durch die tödtende Sichel und das umherstreifende Vieh auf Ebenen und in Niederungen manche Pflanzen selten gemacht oder ganz ausgerottet, so erscheinen sie mit der zunehmenden Erhöhung des Gebirges immer häufiger, wie Sie aus meiner Beschreibung des Senkes sehen werden. In die dunklen und fast undurchdringlichen Gebirgsrüder, in die engen und schroffen Felsen eingeschlossenen, von Wasser und Thau reichlich besuchten Thäler hat sich die Flora zurückgezogen und feiert dort ungestört ihre keuschen Sponsalien. Obgleich sie aber in jenen höhern Regionen ungestört herrscht, so versucht sie es doch bisweilen, ihr enges Gebiet zu erweitern, und sendet einen und den andern ihrer Lieblinge in die niedern Thäler und auf die Wiesen der Ebene herab, um hier den lockern Stranz dichter zu winden. So ward ich auf den Wiesen bei Bransdorf schon einige Mal von *Aconitum Napellus* und *Lycotomonum*, von *Thalictrum aquilegifolium*, auf einer Wiese bei Karischau von *Cineraria cordifolia* und *Ledum palustre*, in den Mähninger Wäldern von *Solidago alpestris*, *Trientalis europaea* und *Vaccinium uliginosum*, ja selbst an den Gartenzäunen Jägerndorfs von *Drosera rotundifolia*, als von lauter Pflanzen überrascht, die in Schlesien eigentlich nur in höhern Regionen ganz zu Hause sind. Gehen Sie von Jägerndorf oder von Großherlitz auch nur bis Karlsthal, so werden Sie bemerken, wie mit jedem Schritte vorwärts *Carex Drymeja*, *Elymus europaeus*, *Veratrum album*, *Spirea Aruncus*, *Carduus Personata*, *Campanula latifolia*, *Orchis maculata* und *conopsea*, *Prenanthes*

purpurea, *Senecio sarracenicus*, *Lonicera nigra*, *Hieracium paludosum*, *Thalictrum aquilegifolium*, *Valeriana dioica*, *Trifolium spadicum*, *Convallaria verticillata*, *Lycnis diurna* u. a. Pflanzen immer häufiger werden. Mit *Trollius europaeus* findet der umgekehrte Fall Statt; denn dieser findet sich in der Gegend bei Troppau häufig, dann von Troppau bis Großraden, als auf einer Strecke von drei Meilen gar nicht; bei Großraden selbst nur sparsam, etwas öfter wieder bei Karlsthal. *Iris sibirica* erscheint an einander sehr entfernten Orten, als: sparsam bei Großraden und Troppau, häufiger bei Zossen und Freiherrmersdorf. So auch findet sich *Gladiolus communis* auf einer Wiese bei Kronsdorf, dann aber erst wieder drei Meilen südlich bei Madest. *Aquilegia vulgaris* ist bei Freiherrmersdorf und Mählig nur eine seltene, bei Delsbütten aber eine gewöhnliche Erscheinung. So findet man *Tulipa sylvestris* nur sparsam bei Strempowitz und Seppersdorf. *Conyza squarrosa* ebenfalls so an letztem Orte und bei Jägerndorf.

Es wird Sie befremden, wenn ich Ihnen für *Sodium villosum* bei Jägerndorf und Karischau, als Standörter angebe; da es nur auf nassen Alpenfelsen in Kränchen wachsen soll *) — Raum werben Sie mir's glauben wollen, wenn ich Sie versichere, *Eryngium campestre*, *Adonis vernalis*, *Gratiola officinalis*, *Euphorbia palustris*, *Dianthus arenarius*, *Lithospermum purpureo-auruleum*, *Eupatorium cannabinum* auf allen meinen Excursionen in die oben genannten Gegenden noch nicht gefunden zu haben. Da sich mir ihr Bild auf vielen Spaziergängen um Dimütz so tief eingeprägt hat, so ist wohl nicht zu vermuthen, daß ich sie übersehen habe. Wenn ich Ihnen erst sage, daß ich, um mit *Oronis spinosa*, *hircina*, *Oropordon Acanthium*, *Salvia pratensis*, *Bupleurum calcatum* einzulegen, von Jägerndorf bis Troppau wandern muß, so werden Sie dies vielleicht für eben so unmöglich halten, als die Angabe der *Centaurea paniculata* für eine Seltenheit, weil alle diese Pflanzen um Dimütz unter die sehr gewöhnlichen gehören.

Holosteum umbellatum, wie Sie aus F. Trattinick's vortrefflicher Flora und aus Ihren Erfahrungen in Mähren wissen, ist um Wien und in Mähren gar keine seltene Erscheinung; allein in Schlesien gehört sie mit *Calla palustris*, *Bupleurum rotundifolium*, *Triglochin palustre*, *Nymphaea alba*, *Torritis hirsuta*, *patula*, *Cerinth minor*, *Thlaspi perfoliatum*, *Teucrium Botrys*, *Plantago minima*, *Primula minima*, *Saxifraga aizoon*, *Dentaria glandulosa*, *Uvularia amplexifolia*, *Cymbidium corallorrhizon*, *Stellera passerina*, *Corydalis bulbosa*, *Neottia spiralis*, *Andropogon Ischaemum* unter die sehr seltenen Pflanzen. Ja selbst die bei Budschowitz und Stelnitz in Mähren

*) S. Flora des österreichischen Kaiserthums von Leopold Trattinick. 2. B. S. 4 u. 45, und 1. B. S. 32.

*) a. a. D. 1. B. S. 689.

so gemeine *Gentiana ciliata* und *Nigella arvensis* erst Weimen hier nur an manchen Orten und auch da nur sparsam. Dagegen sind einige andere Pflanzen, die in andern Provinzen nur selten vorkommen sollen, als *Hypericum humifusum*, *Spartium scoparium*, *Ranunculus lingua*, *Veronica scutellata*, *Sedum villosum*, *Corydalis Haleri*, *Euphorbia saxatilis* hier häufiger. —

Wenn ich *Hesperis matronalis*, *Agrostemma coronaria*, *Asclepias syriaca* und die amerikanische *Oenothera biennis* im obigen Verzeichnisse als schlesische Pflanzen angeführt habe, darf Sie nicht befremden, da ich dieselben nicht nur allein auf Gartenschutt, sondern auch hier und da auf Feldern gefunden habe. Hat doch mein würdiger Freund, der Veteran im Gesenke, sogar *Solidago canadensis*, und ich *Balsamita suaveolens*, *Nigella damascena* und *Aster Sinensis* schon im wilden Zustande gefunden. Es ist zu erwarten, daß sich bei der zunehmenden Gartenliebhaberei, die exotische Gewächse nicht nur allein in unsere Gärten, sondern auch in die denselben nahe gelegenen Wälder verpflanzt, mehrere dieser Fremdlinge einbürgern werden, die dann von spätern Botanikern so gut als einheimische Gewächse werden betrachtet werden, als man jetzt *Aesculus hippocastanum* und *Syringa vulgaris* als einbürgert ansieht und sie in die Pflanzenverzeichnisse aufnimmt.

Im obigen Verzeichnisse werden Sie auch mehrere Pflanzen bemerkt haben, die Dr. Besser in seinen *Primitivis Florae Galiciae* zuerst bekannt gemacht hat. Hieraus ließe sich vielleicht auf eine Verwandtschaft der schlesischen mit der galizischen Flor schließen, wozu auch noch das zu berücksichtigen scheint, daß beide Provinzen von Ungarn durch die Karpaten und von Mähren durch das schlesische mährische Gebirge (Gesenke) abgetrennt sind. Doch wenn ich ihnen später das Gesenke mit allen seinen Produkten beschreiben werde, so werden Sie daraus zu der Einsicht gelangen, daß diese vermuthete Verwandtschaft nicht so eng sey.

Viele Mühe habe ich mir wegen Auffindung der *Digitalis lutea* gegeben, und habe deshalb, ich kann wohl sagen, mehr als 100 Exemplare von *D. ambigua* untersucht, wenn sie mir in der Ferne durch eine tiefere Farbe und durch eine bedeutendere Höhe aufgefallen waren, glaubte wohl auch einige Mal sie wirklich gefunden zu haben; allein wenn ich sie genauer untersuchte und die Uebergangsexemplare dagegen hielt, so war es denn doch nur *D. ambigua*, so daß ich vermuthete, man habe auch in Galizien ein ähnliches Exemplar für die wahre *lutea* gehalten.

Sie werden Sich gleich mit wundern, im obigen Verzeichnisse keine *Orobanchen* zu finden! Mein Suchen nach ihnen war bis jetzt vergeblich. *Alex. aquifolium* vermuthete ich unterhalb Troppau, wo Steinböden und Maunerge gegraben werden. Vielleicht findet sich dort auch *Salsola Kali*, was ich aber auch in Mähren nicht, jedoch desto häufiger bei Feldberg gesehen habe, an welchem Orte

mir auch erst der *Cytisus austriacus* zu Gesicht gekommen ist. *Anagallis coerulea* ist ebenfalls dort in den Weingärten sehr häufig, in Schlesien konnte ich ihrer aber noch nicht habhaft werden. Zwar hatten sie einige Botaniker für eine bloße Spielart von *A. phoenicea*, doch wenn sich dies erwähret, warum findet sie sich denn nicht auch in Schlesien, da doch die *phoenicea* in allen Gärten und auf allen Aeckern zu finden ist? Wird etwa Kaltboden und wärmeres Klima erfordert, daß die rothe Farbe in die blaue umschlage? — Unerklärbar ist es mir, daß *Hedera helix* und *Vinea minor* auf ihren natürlichen Standorten, auf dem Burgberge bei Jägerndorf, noch nicht in der Blüthe gefunden worden sind, da sie doch in einem Garten verfest gleich in derselben erscheinen! —

Die übrigen Bemerkungen verspare ich mir auf eine andere Gelegenheit, und schließe mit der Versicherung, daß ich bin u. s. w.

Sechster und letzter Brief.

Als ich den Entschluß faßte, Sie nach Ihrem Wunsche mit den Gegenständen meines gegenwärtigen Aufenthalts und meines Geburtsortes, und mit den in denselben gesammelten Naturprodukten bekannt zu machen, hatte ich nur die Blossaten, Fleutheraten und die phanerogamen Gewächse im Sinne, um so mehr, als wir uns nur mit diesen während unserer akademischen Laufbahn in Dlm üg beschäftigten, und als Sie dem Studium derselben noch jetzt jede freie Stunde widmen. Ich glaubte daher, mit meinem letzten Briefe Ihren Wünschen ganz entsprechen zu haben; allein da ich in meinen beiden ersten Briefen einiger Vögel erwähnt habe, die mir an den genannten Orten zu Gesicht gekommen waren, äußern Sie nun noch den Wunsch, Sie auch in die Kenntniß der schlesischen Vögel setzen zu wollen, um, wie Sie Sich ausdrücken, von dieser terra incognita möglichst viel zu erfahren. Ich muß Ihnen offenherzig gestehen, daß mich dieses Verlangen anfänglich in einige Verlegenheit setzte. Denn so sehr mich diese Geschöpfe durch ihre schönen Farbenmischungen, durch ihren melodischen Gesang, durch ihre Munterkeit, Regsamkeit und Harmlosigkeit von jeher angezogen haben, so gebrach es mir bei der Fülle von Geschäften bis jetzt doch an Muße, um mich auch der vaterländischen Ornithologie mit gleichem Eifer und gleicher Negligation wie den übrigen Zweigen der vaterländischen Naturgeschichte zu widmen. Zudem fehlte mir auch ein schießliches und geräumiger Platz, an welchem ich die taridarmirten Vögel aufstellen konnte. Ich mußte mich daher begnügen, die vaterländischen Vögel einstweilen nur in so weit zu beobachten, als mir meine botanischen, entomologischen und mineralogisch-geognostischen Excursionen und die kleinen Sammlungen einiger ornithologischen Dilettanten dazu Gelegenheit gegeben haben. So viel ich also auf diese Art gesehen und beobachtet habe, will ich Ihnen gern mittheilen, und will mich mit des Römers Worten beruhigen: In magnis voluisse est.

Da Sie Ihrem Wunsche nicht beigefügt haben, ob Sie es in Ansehung des Vaterlandes der Vögel mit *Treviranus* halten, der den Ort, wo die Vögel den Winter zu bringen, allein für ihr eigentliches Vaterland ansieht *), so scheinen Sie hierin mit völliger Freiheit gelassen zu haben, deren ich mich auch bedienen will. Zwar will ich keineswegs, wie es z. B. Bechstein in seiner Naturgeschichte Deutschlands mit *Ardea purpurea*, *Pelecanus aquilus*, *Tantalus fulvirellus* und andern Fremdlingen gethan hat, fremde, durch ein seltenes Ungefähr nach Schlesiens geführte Vögel als schlesische aufführen, wohl aber solche, die hier ihre Jungen ausbrüten, oder doch sehr oft gesehen, gefangen und geschossen werden. Es würde auch, wenn man sich an das von *Treviranus* aufgestellte Gesetz halten wollte, die Summe der in den verschiedenen, besonders nördlichen Provinzen Europa's beobachteten einheimischen Vögel gar sehr klein ausfallen, und zudem scheinen sich auch die meisten Ornithologen bis jetzt nicht sehr darnach gerichtet zu haben. Denn daß die Vögel dort, wo sie brüten, heimisch sind, wer wird daran zweifeln, wenn er bedenkt, daß sie hier den Zweck ihres Daseyns erfüllen, indem sie der Vermehrung gewisser zahlreicher Thiere und Pflanzen Schranken setzen, ihr Geschlecht fortpflanzen und dem Stärkern zur Nahrung dienen. Sie ziehen sich bei eintretendem Winter nur deswegen in andere Gegenden, weil sie an dem letzten Orte ihres Aufenthalts nichts mehr zu thun bekommen, was sie aber in südlichen Gegenden finden. Man könnte diese wandernden Vögel mit dem Adl vergleichen, der sich auch beim Einbruche des Winters von dem Lande entfernt und in die Städte begibt. Doch ich eile, Ihrem Wunsche zu entsprechen, und theils Ihnen die Gattungen der Vögel mit ihren Arten in alphabetischer Ordnung mit.

Alauda alpestris, *arvensis*, *cristata*, *campestris*, *trivialis*, *arboria*. — *Alcedo ispida*. — *Ampelis garrulus*. — *Anas boschas fera*, *crecca*, *acuta*, *anser*. — *Ardea nycticorax*, *cinerea*, *stellaris*, *minuta*, *Ciconia*. —

Caprimulgus europaeus. — *Certhia familiaris*, *muraria*? — *Charadrius pluvialis*, *hiaticula*, *oednicnemus*. — *Columba oenas*, *palumbus*, *turtur*. — *Columba auritus*, *minor*, *stellatus*. — *Coracias garrula*. — *Corvus caryocatactes*, *monedula*, *glandarius*, *pica*, *cornix*, *frugilegus*, *corax*, *corone*. — *Cuculus canorus*. —

Emberiza citrinella, *Cia*, *militaria*, *nivalis*, *schoeniclus*.

Falco aquila, *subbuteo*, *buteo*, *haliaetus*, *albi-*

cilla, *cyaneus*, *millvus*, *pygargus*, *aeruginosus*, *palamarius*, *ossifragus*, *nisus*, *spivorus*, *peregrinus*, *tinunculus*. — *Fragilla coelebs*, *livaria*, *montifringilla*, *carduelis*, *cannabina*, *domestica*, *petronia*, *montana*, *nivalis*, *spinus*. — *Fulica atra*. —

Gallinula chloropus. —

Hirundo urbica L., *apus*, *rustica* L., *riparia*. —

Lanius excubitor, *minor*, *collurio*, *spiniatorquus*. — *Loxia coccythraustes*, *emucleator*, *chloris*, *curvirostra*, *serinus*, *pyrrhula*. —

Mergus merganser. — *Motacilla alba*, *flava*, *alpina*, *boarula*, *ficedala*, *hippolaris*, *Succica*, *Troglodytes*, *Regulus*, *rubecula*, *fitis*, *hortensis*, *fratriceti*, *sylvia*, *curruca*, *nisorja*, *atricapilla*, *albifrons*, *modularis*, *lucyptria*, *sibilatrix* Bechst., *phoenicurus*, *salicaria*, *philomela*, *oenanthe*, *rubetra*, *rubecula*, *erithacus*, *accipedula*. — *Muscicapa grisola*, *collaris*, *atricapilla*, *parva*, *metopota*. —

Oriolus galbula. —

Parus coerulens, *ater*, *pendulians*, *palustris*, *caudatus*, *cristatus*. — *Phasianus colchicus*. — *Picus viridis*, *major*, *medius*, *minor*, *martius*. —

Rallus Porzana, *Crex*, *aquatilis*. —

Scelopax arquata, *gallinago*, *gallinula*, *limosa*, *aegecephala*, *phaeopus*, *subarquata*, *rusticola*. — *Sitta europaea*. — *Sterna hirundo*, *minuta*. — *Strix otus*, *scops*, *aluco*, *flammea*, *ulula*, *passerina*, *bubo*. — *Stranus cipelus*, *vulgaris*.

Tetrao urogallus, *perdix*, *honsala*, *cornix*. —

Eringa vasellus, *squatarola*, *ciucius*, *arenaria*, *hypoleucos*, *alpina*, *ochropus*. — *Turdus merula*, *arundinaceus*, *torquatus*, *illacus*, *musicus*, *saxatilis*, *viscivorus*, *pilaris*. —

Upupa epops. —

Vultur cinereus, *barbatus*. —

Yuax torquilla. —

Aus den nämlichen Gründen, die ich oben für die Unvollständigkeit dieses Verzeichnisses schlesischer Vögel angegeben habe, sind auch meine Bemerkungen darüber nur kurz. — Alle oben angegebenen Gattungen sind fast allenthalben sehr gemein, nur *Strix bubo* macht hiervon eine Ausnahme, theils weil sie sich nur wenig vermehrt, theils weil ihr von den Jägern sehr nachgestellt wird. — Unter den angeführten Kernbeißern ist nebst *Loxia pyrrhula* und *curvirostra* vorzüglich *L. coccythraustes* zum Ärger der Pomologen sehr gemein; er hat in manchen Jahren auf dem hiesigen Burgberge fast alle Kirschbäume abgeleert. *L. serinus*

*) Biologie oder Philosophie der lebenden Natur. Von Gottfried Reinhold Treviranus. 2. B. Göttingen 1803. S. 173.

ist erst fünfzig Mal um Jägerndorf gefangen worden. Nallus Porzana lernte ich erst dieses Jahr kennen; er wurde bei Jägerndorf einmal jung gefangen. Von den angeführten Spechten ist *Picus viridis* mir am gewöhnlichsten begegnet. Daß sich doch die Jäger bald überzeugen wollten, daß die Spechte den Holzungen keineswegs nachtheilig, sondern, weil sie so viele schädliche Holzlarven zerstören, denselben vielmehr ungemein nützlich sind. — *Ampelis garrulus* kommt nur in sehr strengen Wintern zu uns; war deshalb schon seit sechs Jahren nicht in Schlesien. — *Phasianus colchicus* wird in dem Großherzogthum Warschau gebrütet. — *Tetrao urogallus* und *Bonasia* werden seltener, da sich die Bohl-Ländschaften ihrer Jagdliebhaber täglich mehr, die ohne Schonung alles zusammenschießen, was ihnen nur vor die Flinte kommt. Werden doch die sich so stark vermehrenden Meisen, da ihnen von allen Seiten so sehr nachgestellt wird, immer weniger! — Seit dem die Teiche um Jägerndorf eingegängelt sind, habet sich die Wasservögel, als z. B. *Gallinula chloropus*, *Fulica atra* und andere von Fischen lebende Vögel, wie *Falco ossifragus*, von hier größtentheils hinweggezogen. — *Coracias garrula*, *Upupa epops*, *Caprimulgus europaeus*, *Motacilla suecica* und *Oriolus gallinula* sind mit nur sehr selten vorgekommen. Eben so begegnete mir auf meiner einsamen Pilgerungen durch die Jägerndorfer Wälder der Wendehals nur einige Mal. *Alcedo ispida* ist an den kieseligen Wässern zwar keine Seltenheit, allein wegen seiner Scheu schwer zum Schuß zu bekommen. Der geschwähige Rohrammer und die scheue Wasserläufer sind um Jägerndorf keineswegs so häufig, als in den Gegenden an der March. Dies gilt auch von *Hirundo riparia*. —

Doch genug! Schon aus diesem unvollständigen Verzeichnisse schlesischer Vögel werden Sie ersehen, daß Schlesien auch in ornithologischer Hinsicht manche Seltenheit bezahlet, und daß es, da man seiner in naturhistorischer Hinsicht bis jetzt fast gar nicht geachtet hat, wohl jene Opfer verdienet, die ich ihm als Vaterländer schon gebracht habe und noch bringen werde. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Sie von Zeit zu Zeit in die Kenntniß meiner Entdeckungen und Beobachtungen zu setzen, und werde vielleicht bald Gelegenheit haben, Ihnen unser Gebirge, das Gesecke, zu charakterisiren, wobei ich noch mancher Products gedenken werde, die ich jetzt absichtlich übergangen habe.

Ich verbleibe mit aller Werthschätzung u. s. w.

Gesecke bei Jägerndorf im November 1820.

Das Frauenberger oder Lipnitscher Bad in Böhmen.

Durch Zufall fiel mir eine Beschreibung dieses Bades vom Jahre 1766 in die Hand, und ich machte bloß in der Absicht, daß sie eine neue erwecke, einen kleinen Auszug daraus. Das Werkchen ist übrigens sehr verworren im Ausdruck, und leidet gänzlich an einer chemischen Analyse. Es wird von dem Verfasser Dr. E. W. Ritter von Erbsfeld und dem Herausgeber der zweiten Auflage Dr. Ling, so wie auch in einem Anhänge von dem Artillerieoberfeldwebelmeister Pichelmeyer sehr gelühmt und wie alle Mineralien äußerst wirksam geschilbert.

Enthalten soll es

- I. Schwefel, oder wie der Verfasser sagt, Schwefelgeist.
- II. Salz.
- III. Salpeter.
- IV. Alaun.
- V. Eisenstein.
- VI. Bergkristall (Kalk).
- VII. Gold (in der Vermuthung, daß es bei Golberg vorbestiehet und sich mit ihm vergäthe, da man, in der Nähe alte Halden findet, wo sonst auf Gold gebaut wurde.)

Die Heilkraft dieser Mineralquelle, welche man sonst nur den Stänker oder stinkendes Wasser nannte, wird, in folgenden Krankheiten, aus der Erfahrung glücklicher Kuren angegeben, als:

- I. in Abdrück und verlorne Appetit;
- II. Auswas und Kräfte;
- III. Brustkrankheiten;
- IV. Kontrakturen;
- V. Fieber;
- VI. Geschwollenen Füßen;
- VII. Sicht;
- VIII. Hypochondrie oder Mißweh;
- IX. Hinfallendes;
- X. Kniebeschmerzen;
- XI. Kopfschmerzen;
- XII. Lähmungen;
- XIII. Ohrensausen und Brausen;
- XIV. Rücken- und Kreuzschmerzen;
- XV. Schlag, ganzer und halber;
- XVI. Steinschmerzen;
- XVII. Sittern und Mattigkeit.

Dieses Bad liegt auf der fürstl. Schwarzenbergischen Herrschaft Frauenberg Sudweiser Kreises bei dem Dorfe Lipnitsch in einer Ebene, und sein Wasser perlt wie der Franzensbrunner Sauerbrunn aus der Erde hervor; es ist etwas bläulich, kalt, gestert und im Winter nie. Die Steine, welche es überfließt, bedeckt es mit einer dun-

Bel = weissen oder grauen Fettigkeit, untermischt mit etwas schmierigen, grünlich = tingirten Erde.

Unfern der Quelle sind viele kleine schwarz-sandige Hügel, welche Halben oder Schürfe sind, von, ehemals daselbst bestandnem Bergbau. Ein Wald begrenzt die eine Seite, Necker die andere.

Es können in der That die Heilkräfte des Lipnitscher Mineralwassers von vieler Wirksamkeit seyn, und bei näherer, dem jetzigen Stande der medicinischen Wissenschaften angemessenen Untersuchung leicht ein vorzügliches Heilmittel liefern. Vielleicht fehlt es nur an der genauen Erforschung dieser Quelle, an zweckmäßiger Einrichtung des Bades, der hinlänglichen Zahl von Wohnungen, an Bequemlichkeit u. s. w., um auch im südlichen Böhmen ein vollkommenes Bad in die Nähe der wegen ihrer Heilkräfte berühmten Bäder stellen zu können, welches an Kraft und Wirkung dem Marienbade gleich zu kommen scheint, und wenn der Verfasser, Dr. Löw, richtig geurtheilt hat, es sogar übertreffen soll!

Wer nun von den Lipnitscher Mineralquellen und Badeanstalten nähere Kunde geben kann, wird gewiß der leidenden Menschheit einen wichtigen Dienst erweisen, da bei dem Heere der Millionen Krankheiten so viele Nuancen sind, daß die Qualität oder Quantität eines Heilmittels in der Anwendung einen großen Unterschied macht, und was dem Einen hilft, dem Andern gar nicht zusagt, foglich der Heilmittel selbst nie zu viel werden, um die angemessensten verschaffen zu können.

Bei dieser Gelegenheit ersucht man auch Sachkundige um Auskunft über die Mineralquellen und Badeanstalten (ebensofalls im Budweiser Kreise) zu Gutwasser und im Markte Heilbrunn.

Was ein Land auf welche Art immer bereichern kann, dessen Kenntniß soll man nicht vorenthalten, und vor allem, was das Kostbarste, das Menschenleben, erhalten kann.

W*****

III. 1.

Interessante, geographisch = statistische Notizen.

(Fortsetzung von Nr. 5. Bd. XXX.)

1. Poitiers.

In Teutschland oder gar in England und Holland ist es unmöglich, sich eine solche kleine Landstadt

in diesem Theil von Frankreich vorzustellen; besonders bei Angoumois ist ihr Ansehen schrecklich. Die kleinen Häuser stehen aus, als wären sie aus Loth zusammengebacken. Die Gassen der ersten Entstehung nie gewaschenen Fenster vollenden das müde Bild; oft fehlt ganz und in Del getränktes Papier oder schlecht zusammengepackte unangestrichene Läden ersetzen ihre Stelle. Misthaufen bedecken vor halbverfallenen die engen wackligen Straßen; alles, was man sieht, läßt den Gedanken gar nicht aufkommen, als ob hier frohe Menschen in freundlich häuslichen Verhältnissen glücklich leben könnten. Der Anblick einer solchen Stadt ist so traurig und engend, so ekelerregend, daß jeder Fremde die schnelle Beförderung der Posten als eine wahre Wohthat erkennen muß. (Schopenhauer.)

2. Der Gasconer.

Dem Vergnügen bis zur wildesten Ausgelassenheit ergeben, ist er doch nicht arbeitsam, alles kann er ertragen, nur nicht ruhige Stille; er muß toben, lachen, schreien, schreien dürfen, dann thut er unermüdet, was er soll. Armut, Wohlhabenheit gilt ihm ziemlich gleich, nur Tanz und Spiel darf nicht fehlen, eher das tägliche Brod. Wohlthätige Bequemlichkeiten, Reinlichkeit und Ordnung sind Dinge, welche diese Menschen kaum dem Namen nach kennen. Von der Heftigkeit der Gasconer in Ton und Bewegung beim kleinften Anlaß, kann sich kein Nordländer einen Begriff machen, der nicht Augenzeuge war. Wenn man mehrere von ihnen über irgend eine Angelegenheit mit einander sprechen sieht, sey's im Bösen oder Guten, so muß man, um den Augenblick zu erwarten, Mord und Todtschlag entstehen zu sehen, und ehe man es sich versieht, sieht alles mit lautem Gelächter plötzlich auseinander. Der gemeine Gasconer ist stark, groß und gut gewachsen, aber alt und nirgend haben wir häßlichere, abschreckendere Gesichter, verträglichere Blicke, als bei diesem leidenschaflichen Volke; besonders übertreffen die Weiber in dieser Hinsicht alle Einbildungskraft. (Schopenhauer.)

Lächerliche Druckfehler.

Ich wünsche, daß Sie diesen festlichen Tag im Kreise der Fräulein Dorothée und der übrigen Gespenster zubringen mögen. — statt: Geschwister.

Der Feldmarschall blieb als ein alter Ego des Königs zurück. — alter Ego.

Abhandlung über die Unzucht der Ulme. — Unzucht.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 27. des 30sten Bandes.

(Druckt im November 1821.)

Nr. 27.

U n t e r r i c h t.

Ueber die wahre Methode des Kopfrechnens.

Alle Erzieher sind darüber einverstanden, daß das Rechnen eines der besten Mittel sey, bei jungen Leuten die Denkkraft zu wecken, sie an deutliche Begriffe zu gewöhnen, und die nöthige Ordnung in ihre Verstandesverrichtungen zu bringen. Auch pflegt man die Fortschritte im Rechnen mit Grund als den Maßstab zu gebrauchen, nach welchem man über die Geistesfähigkeiten und die künftige Bildung eines jungen Menschen urtheilt. Von jeher gehörte das Rechnen, neben dem Lesen und Schreiben, zu den Gegenständen des ersten Unterrichts, und selbst unter diesen dreien behauptet das Rechnen, in Rücksicht der Nützlichkeit für das Geschäftsleben, den ersten Rang. Es hat Leute gegeben, welche weder lesen noch schreiben konnten; und doch ein großes Hauswesen geführt, ausgebreitete Geschäfte betrieben und sich einen bedeutenden Wirkungskreis und Einfluß auf Andere verschafft haben; aber keiner von diesen, and kein selbstständiger Mensch überhaupt kann einer Kunst entbehren, die ihm bei jeder Vermehrung oder Verminderung seines Eigenthums, fast bei jedem Verkehr mit andern Menschen unentbehrlich ist, und ohne welche er jeden Augenblick dem Betrug ausgesetzt ist, und über das Seinige sich selbst keine Rechenschaft geben kann.

Neben diesen äußern Vortheilen des Rechnens hat dasselbe noch große innere Vorzüge. Unter allen Kenntnissen verschafft das Rechnen mit den übrigen Zweigen der Mathematik die sichersten über alle Zweifel erhobenen Resultate, deren Grundursachen wir bis zur ersten Quelle verfolgen können. Rechnen ist dem Menschen eben so natürlich, und ihm eben so Bedürfnis, als das Den-

ken, ja Rechnen selbst ist nichts anders, als ein höherer Grad von Denken, denn jeder, auch der einfachste Rechnungsatz enthält einen Schluß. Man sollte billig erwarten, daß eine für jeden Menschen so wichtige und unentbehrliche, unserm Verstande so nahe liegende Sache leicht und tief in unsere geistige Natur aufgenommen, und mit derselben unauslöschlich vereinigt werde. Die Erfahrung bestätigt dieses keineswegs.

Das Rechnen wird von wenigen Schülern leicht gefaßt, selten mit Neigung betrieben, und was noch schlimmer ist, die meisten vergessen das, was sie im Rechnen gelernt haben, nach ihrem Austritt aus der Schule bald wieder, oder wissen wenigstens die erlernten Regeln auf andere im praktischen Leben ihnen vorkommenden Fälle nicht anzuwenden. Diese Erscheinung darf um so weniger in Verwunderung setzen, da man nicht selten auf gebildete, in andern Fächern wohl unterrichtete Männer stößt, welche am Rechnen durchaus kein Interesse zeigen, und dasselbe bloß für eine mechanische, den Geist nicht nährend und nicht befriedigende Beschäftigung erklären. Solche ungünstige Urtheile rühren freilich nicht von der Sache selbst, sondern von der Methode des Unterrichts her, welche nicht immer geeignet ist, Geschmack am Rechnen und Neigung zu demselben zu verschaffen. Dieß wird noch oft und so lange geschehen, bis man anfängt, den Unterricht im Rechnen als reine Verstandesübung zu behandeln, und nicht als ein maschinenmäßiges Zeichenspiel, welches die fürs gewöhnliche praktische Leben erforderlichen Rechnungsarten weitläufig und unverständlich macht. Die Zahlzeichen oder Ziffern, und das damit in Verbindung stehende Decimalsystem sind vortreffliche Erfindungen. Jeder Denkende wird die sinnreiche und doch so einfache Einrichtung bewundern, vermöge welcher durch nicht mehr als 10 Zeichen, wovon nur 9 eine wirkliche Bedeutung

haben, jede erdenkliche Summe ausgedrückt werden kann. Aber eben die geringe Zahl dieser Zeichen setzt voraus, daß sie sehr verschiedenartig und künstlich angewendet, verbunden, verwechselt und verkehrt werden müssen, um alles damit ausdrücken zu können. Dazu kommt noch die Eigenthümlichkeit dieser arabischen Zahlzeichen, vermöge deren sie im Bergreich mit unserer Schreibart in verkehrter Richtung stehen, indem der Anfang oder das Einfache sich der rechten Hand zu nächst befindet, und die folgenden höhern Stufen gegen die linke Hand zu laufen. Dennoch sprechen wir die Zahlsummen nicht nach dieser ihrer Entstehungsweise, sondern nach Art, wie wir sonst zu lesen pflegen, von der Linken gegen die Rechte aus; mit der sonderbaren, Kinder und Anfänger oft verwirrenden Ausnahme bei den 9 ersten Ziffern, wo nach dem Hundertfachen das Einfache, und dann erst das Zehnfache ausgesprochen wird. Alles dieses zusammen genommen macht aus das Zahlensystem, so einfach es in seiner ursprünglichen Anlage ist, zu einer sehr künstlichen Gebäuße, so daß es bei den meisten gewöhnlichen Rechnungen weit leichter und kürzer ist, als als Verstandesfache aufzufassen, zu entwickeln, das gesuchte Resultat zu finden und alles dieses mit Worten auszudrücken, als eben diese Rechnung mit Ziffern gehörig anzusehen und auszurechnen, weil hiezu ein mechanisches Verfahren mit den Ziffern erfordert wird, wobei nicht selten, der wahre Grund dieses Verfahrens so entfernt und verhüllt ist, daß ihn der Anfänger und mancher andere Rechner nicht mehr zu finden und zu erkennen im Stande ist. Es handelt sich nun darum, die Methode anzugeben, durch welche das Rechnen als wahre Verstandesübung, ohne den hemmenden und daselbe erschwerenden Gebrauch der Ziffern, erlernt und betrieben werden kann. Dieß wird die wahre Methode des Kopfrechnens seyn. Was bisher Kopfrechnen genannt wurde, verdient diesen Namen nicht, weil es eigentlich ein Auswendiglernen und Hersagen desjenigen ist, was bei der Auflösung einer Rechnungsaufgabe mittelst der Ziffern geschieht, und wobei also in den meisten Fällen eben so wenig deutliche Begriffe, als Einsicht und Bewußtseyn des Grundes der Sache statt findet; da hingegen das auswendige Merken, dieses dem Geist fremder Operation eine weiters Schwierigkeit veranlaßt. Aus dieser falschen Ansicht ist auch die Regel entstanden, das Kopfrechnen und das Ziffer- oder Tafelrechnen immer

zu gleicher Zeit neben einander zu lernen und zu üben. Das wahre Kopfrechnen fordert dagegen, daß man von den Ziffern anfänglich ganz abstrahire, damit sich nichts von dem Mechanischen desselben mit einmische, was nothwendig den reinen Ideengang verwirren und aufhalten muß. Die Erfahrung bekätiget die Sache vollkommen, Kinder, welche vorher oder zu gleicher Zeit mit Ziffern rechnen lernen, werden es im Kopfrechnen niemals zu der Fertigkeit und Vollkommenheit bringen, wie andere, welche ohne alle Kenntniß von der Behandlung der Ziffern im Kopfe rechnen lernen, und nicht früher zum Tafelrechnen übergehen, als bis sie im Kopfrechnen sehr weit und oft so weit gekommen sind, daß sie für ihre künftige Bestimmung vollkommen damit auslangen.

Man würde das bisher Gesagte mißverstehen, wenn man daraus auf eine Verkennung des Werthes, der Wichtigkeit und Nothwendigkeit des Zifferrechnens schließen wollte. Es kommt dabei alles auf die Zeit, den Zweck und die Bestimmung an. Das Kopfrechnen muß immer dem Zifferrechnen vorausgehen, und soll viel länger und viel weiter als bisher, aber nach einer andern Methode betrieben werden. Der Taviasschüler, welcher bei seinem Austritt aus der Schule in das praktische Leben übergeht, hat wenig Veranlassung und Gelegenheit zum Zifferrechnen, desto vollkommener soll er im Kopfrechnen seyn. Anders ist es in gelehrten Schulen, wo das Rechnen in größerer Ausdehnung und zum Behuf anderer wissenschaftlichen Gegenstände gelehrt wird. Hier sind freilich Ziffern und andere Zeichen nothwendig, um bei großen Rechnungsoperationen das durch frühere Übung als wahr Erkante kürzer auszudrücken, und in leichtere Uebersicht zu bringen. Auf diesen wichtigen Unterschied ist bisher in unsern Volksschulen keine Rücksicht genommen worden. Das Rechnen wird gleichsam wie eine Schreibübung mit Ziffern betrieben. Das Kopfrechnen oder vielmehr das Auswendig-Rechnen wird nur den kleinsten Kindern in den untersten Klassen gelehrt. Sieht man die Zahlzeichen als Anhaltspunkte oder Veranschaulichungsmittel an, so ist es widersprechend, daß man dieses Mittel gerade bei den kleinsten Kindern nicht anwendet; fühlt man aber, daß besonders beim Anfang des Rechnens das Verfahren mit den Zahlzeichen größtentheils mechanisch ist, und die Entwicklung der Gründe dieses Verfahrens oft selbst dem Lehrer Mühe macht, so ist hier der klägliche Fall,

daß die Schüler etwas lernen müssen, was sie nicht verstehen, und schon im Besonderen verwerflich. Um jedem Einwurf zu begegnen, so könnte man allenfalls sagen, daß Kinder von reifen Jahren um deswillen an das Rechnen mit Ziffern gewöhnt werden müssen, weil sie sonst die in den Aufgaben enthaltenen größeren Zahlen nicht im Gedächtniß behalten und berechnen können. Ich antworte, daß demjenigen, welcher sich der Gränze seines Verfahrens beim Rechnen deutlich bewußt ist, und welcher besonders die Vortheile, die in dem Dezimalsystem unserer Zahlen liegen, und welche auch beim Kopfrechnen anwendbar sind, gehörig zu bemerken weiß, die Größe der Zahl keinen bedeutenden Unterschied macht, und daß Übungsbeispiele von vielen Millionen überhaupt nicht nöthig sind, weil sie im gewöhnlichen Leben nicht vorkommen. Von dem Zusammenzählen mehrerer Posten, dieser einfachsten aller Rechnungsarten, wird weiter unten die Rede seyn. Uebrigens sind die Gränzen für das Kopfrechnen bei weitem nicht so beschränkt, als man gewöhnlich glaubt. Ohne solche Beispiele anzuführen, wo einzelne seltene Menschen es zu einem außerordentlichen Grade im Kopfrechnen gebracht haben *), bin ich durch lange Erfahrung überzeugt worden, daß nicht durch Anwendung der rechten Methode Kinder im dem gewöhnlichen schulfähigen Alter dahin bringen können, daß sie nicht nur die einfachen Rechnungsarten in unbenannten und benannten, ganzen und Bruchzahlen, sondern auch die gewöhnlichen Verhältnißrechnungen mit 3 oder 5 Gliedern in gerader oder umgekehrter Beziehung ohne allen Gebrauch der Ziffern im Kopfe ausrechnen. B. B. Wie viel ist 23mal 72, oder 116mal 335; oder wie viel 17 Kr. Stücke sind in 1422 fl. enthalten; oder wenn 8 St. 560 fl. kosten, was kosten $1\frac{1}{2}$ Roth; oder was machen 24 fl. 20 Kr. Papirsgeld nach dem Cours $249\frac{1}{2}$ in Conv. Münze? Man wird zugeben, daß ein in Ziffern sehr geschickter Rechner Mühe haben wird, solche und ähnliche Beispiele ohne Ziffern im Kopfe auszurechnen. Aber noch auffal-

*) Ein amerikanischer Knabe Colburn konnte folgende Beispiele im Kopf ausrechnen: Welche Zahl, mit sich selbst multiplicirt, gibt 2401? Antwort 49. Wie viel macht 6, sechsmal mit sich selbst, oder dem Facit multiplicirt? Antwort 279,936. Wie viel Stunden sind in 25 Jahren 12 Monath und 3 Tagen enthalten? Antwort 227,232. Welches ist die Cubikwurzel von 1,879,080,904? Antwort 1234.

lender ist es; daß ein solcher Zifferrechner auch weit leichtere Aufgaben, wie sie im gemeinen Leben vorkommen, oben so wenig im Kopfe aufzulösen im Stande ist, und sich darin oft von sonst ganz ungebildeten Verkäufern oder Verkäuferinnen übertroffen sieht, die meistens eben so wenig mit Ziffern umzugehen wissen, als die Schüler, welche obige Rechnungsbeispiele ohne Mühe aufzulösen verfehen, denen gestiftentlich das Verfahren mit Ziffern noch nicht gelehrt werden ist. Hieraus ergibt sich, daß Bekanntschaft mit den Regeln des Zifferrechnens und Übung darin keineswegs die Fertigkeit im Kopfrechnen zur Folge habe, vielmehr diese dadurch in vielen Fällen gehindert wird, weil der ans Zifferrechnen Gewöhnte die Formen und das mechanische Verfahren, welches dasselbe fordert, auch beim Kopfrechnen anzuwenden; und sich dadurch die Sache zu erschweren und weilküßiger zu machen pflegt, da hingegen der wahre Kopfrechner, frei von aller äußern Form und mechanischem Zwang, jede Rechnung als eine seiner Vernunft zur Entwicklung und Auflösung vorgelegte Aufgabe betrachtet, und somit in das Wesen der Sache selbst eintritt, während der Zifferrechner es mit bloßen Zeichen, deren Stellung, Ansehung und Verwandlung in andere Zeichen zu thun hat, und dabei häufig von den meisten dieser Operationen sich selbst keinen Grund anzugeben weiß. Man frage einen Schüler, welcher sein Beispiel an der Tafel ganz ordentlich anzusehen und durchzurechnen weiß, um die Ursache, warum er beim Dividiren auf der linken Seite (bei der größten Zahl) und bei den übrigen einfachen Rechnungsarten auf der rechten Seite (bei der kleinsten Zahl) zu rechnen anfangt, oder warum bei der Regel de Tri das hintere und mittlere Glied mit einander multiplicirt, und dann mit dem vorderen dividirt werden müsse? Der wahre Kopfrechner weiß nichts von Vorne und Hinten bei den Zahlen. Der Natur gemäß arbeitet er die größern oder höhern Zahlen zuerst auf, und steigt dann bis zu den Einheiten herunter, obgleich auch der umgekehrte Weg ihm keine Schwierigkeit macht. Gleich anfänglich sucht er jede Aufgabe so zu durchschauen, daß er die leichteste und kürzeste Auflösung gleichsam in der Aufgabe selbst findet. In der nämlichen Weise, in welcher andere Kinder, welche zum Zifferrechnen angehalten werden, sich abmühen, die dazu nöthigen Formeln ins Gedächtniß zu fassen, und mechanisch zu befolgen, werden die zweckmäßig zum Kopf-

rechnen angeleiteten darin, ungläubliche Fortschritte machen, und dadurch eine Geistesentwicklung verrathen, welche auch in andern Unterrichtsgegenständen ihren vortheilhaften Einfluß zeigen wird. Erst wenn sie im Kopfrechnen ganz gewandt sind und eine bedeutende Fertigkeit und Sicherheit darin erlangt haben, dann gehe man mit ihnen zum Rechnen mit Ziffern über, und man wird sie mit Vergnügen sehr schnelle Fortschritte darin machen sehen, weil sie deutliche Begriffe und Einsicht in die Verhältnisse und Behandlung der Zahlen, welche sie sich durch das Kopfrechnen erworben haben, gleichsam als Theorie auf das Rechnen mit Ziffern anwenden, und dadurch manche Schwierigkeit des mechanischen Verfahrens leicht überwinden oder umgehen werden. So wird sich zeigen, daß, wenn auch das Zifferrechnen zur Erleichterung und Hilfe für das Kopfrechnen nicht anwendbar ist, doch umgekehrt das Zifferrechnen durch vorhergegangenen zweckmäßigen Unterricht im Kopfrechnen sehr großen Vorschub erhält. Das Rechnen ist Sache des Verstandes, und was dabei ohne deutliche Einsicht der Gründe und Ursachen, bloß mechanisch und empirisch gelehrt, gelernt und getrieben wird, ist unnütze Plage für die Kinder und führt zu keinem Zwecke. Das Kind, welches bis 10, höchstens bis 20 zählen gelernt hat, bedarf keiner weitem äußern Hilfsmittel, um rechnen zu lernen. Der Grund, ihm durch sinnliche Anschauung zu Hilfe zu kommen, fällt weg, weil schon weniger als 10 Einheiten sich nicht sicher und schnell genug als ein Gesamtbegriff auffassen lassen, um beim Rechnen davon Gebrauch zu machen.

Weg also mit Bohnen, Nüssen, Würfeln, Päckchen und andern Spielereien beim Anfang des Unterrichts im Rechnen! Selbst Pestalozzi's Einheitentabelle, und die russische Rechenmaschine taugen nicht dazu, weil erstere durch Einförmigkeit ermüdet, letztere aber nur einem solchen deucht ist, der schon rechnen kann; diese beiden Hilfsmittel haben übrigens den Vorzug, daß sie das Dezimalsystem untrer Zahlen veranschaulichen; und dieses zehnteilige Verhältnis der Zahlen muß gleich anfänglich dem rechnenden Kinde recht einleuchtend gemacht werden, worauf es schon durch einfaches Zählen hingewiesen wird. Entbehrt man auch noch in den meisten Ländern die Anwendung dieses trefflichen Systems auf Maß, Gewicht und Münze, so müssen doch die großen Vorteile benützt werden, die sich das

Rechnen überhaupt darin liegen. Aber auch hier wird man auf dem kürzesten und leichtesten Wege durch den Verstand zum Ziel kommen, ohne Unterlegung sinnlicher Zeichen, welche ihrer Menge wegen niemals eine Gesamtübersicht verschaffen können. Demjenigen, welcher gewohnt ist, mit Ziffern zu rechnen, fällt es schwer; auch dann, wenn er eine Aufgabe auswendig oder im Kopfe rechnen will, sich von diesen sinnlichen Zeichen ganz los zu machen, vielmehr sucht er sich mittels der Phantasie die Sache so zu vergegenwärtigen, daß gleichsam die Rechnung mit Ziffern nach und nach entziffern sieht, wobei er manche Schwierigkeiten zu überwinden hat, welche das mechanische Verfahren beim Rechnen mit Ziffern, der Anfang und die dabei vorkommenden Auslassungen und Uebertragungen erzeugen; weil auch bei dem Zifferrechnen nur ein kleiner Theil dessen, was während der Operation gesagt oder gedacht wird, mit Ziffern ausgedrückt und auf die Tafel oder das Papier zu stehen kommt. Durch ein Beispiel wird die Sache ganz deutlich werden. 72 soll mit 28 multiplicirt werden.

$$\begin{array}{r} 72 \\ \times 28 \\ \hline 576 \\ + 144 \\ \hline 2016 \end{array}$$

Derjenige, welcher an das Rechnen mit Ziffern gewöhnt ist, wird es auch beim Auswendigrechnen versuchen, die hier stehenden Zahlen durch innere Anschauung sich so zu vergegenwärtigen, als ob sie auf der Tafel vor ihm ständen. Dies würde nicht schwer seyn, wenn die Rechnung selbst nur die hier stehenden 14 Ziffern erforderte, um das gesuchte Resultat zu finden. Geht man aber die ganze Operation von Anfang an durch, so zeigt sich, daß dabei mehr als noch so viel Ziffern oder Zahlen verglichen oder genannt, andere im Sinne behalten oder auf andere Stellen übertragen worden sind. In dem vorliegenden Beispiele sind 28 einzelne Ziffern zu vergegenwärtigen oder zu nennen, 3 werden im Sinn behalten oder abgezogen, und eben so viele andere Ziffern zugezählt. Diese 32 Veränderungen und die daraus entstehende Verschiedenheit und Stellung der vergegenwärtigten Ziffern muß nun derjenige, welcher gewohnt ist, seine Erfahrung im Zifferrechnen beim Auswendigrechnen zu benutzen,

nach und nach sich bergewärtigen, um diese gesuchte Zahl zu finden. Man wird zugeben, daß dieses schon einen bedeutenden Grad von Vorstellungs- und Erinnerungsgabe voraussetze, und daß es daher nicht zu wundern ist, warum diejenigen, welche im Rechnen mit Ziffern bewandert sind, selten fertig auswendig rechnen, sondern stets ihre Zuflucht zum wirklichen Ansehen der Ziffern zu nehmen pflegen. Der wahre Kopfrechner, welcher entweder die Ziffern noch gar nicht kennt, oder doch keine Befähigung auf dieselben nimmt, wählt einen weit kürzeren Weg, indem dem vorliegenden Beispiel zum Ziel zu kommen. 8mal 72 heißt für ihn: 72 soll 20mal und 2mal genommen werden. Hier leistet ihm die genaue Bekanntschaft mit dem Dezimalsystem wesentliche Dienste: 1mal 72 ist 720, 20mal 72 ist 2mal 720 also 1440, 8mal 70 ist 8mal 7 Zehner, oder 560
 Zusammen 2000
 8mal 2 ist 16
 im Ganzen also 2016

Die leicht gefundenen Zahlen schließen sich hier von selbst an einander, und das Resultat erfolgt gewöhnlich so schnell, daß der Zifferrechner auf der Tafel weit längere Zeit braucht.

Auch bei den Verhältnißrechnungen der sogenannten Regel de Tri, Quinque u. dgl. weicht das Verfahren von dem gewöhnlichen Zifferrechnen ganz ab.

Die Aufgabe: Wenn 8 Str. 560 fl. kosten, was kosten 1 Loth? wird von einem geübten Kopfrechner auf folgende Art aufgelöst: Wenn 8 Str. 560 fl. kosten, so treffen auf 1 Str. 70 fl. (denn 8 ist in 56 Zehner 7 mal 10 oder 70mal enthalten); wenn 1 Str. 70 fl. kostet, so kommt das Pf. auf 42 fr. (denn von 5 fl. oder 100 Groschen kostet das Pf. 3 fr., und da 5 in 70 14 enthalten ist, so treffen von 70 fl. auf 1 Pf. 14 Groschen, oder 42 Kreuzer). Wenn 1 Pf. 42 fr. kostet, so kommt 1 Loth auf 1 gogen und 10mal $\frac{1}{2}$ fr. d. i. $\frac{1}{2}$ Kreuzer. 1 Loth kostet demnach $\frac{1}{2}$ fr. oder $\frac{1}{2}$ fr. und die Hälfte von $\frac{1}{2}$ d. i. $\frac{1}{4}$ Kreuzer; der gesuchte Preis von 1 Loth ist also 1 gogen und $\frac{1}{2}$ fr. dann $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{8}$ fr. mithin zusammen $1\frac{1}{2}$ fr. oder $\frac{1}{2}$ fr. weniger als 2 Kreuzer.

Die Buchzahlen, welche beim schriftlichen Rechnen eine so weitläufige Behandlung fordern, machen beim Kopfrechnen nicht mehr Schwierigkeiten als ganze Zahlen,

wenn nur dem Schüler gleich anfänglich die Entstehung eines Bruches und sein Verhältniß zu dem Ganzen recht deutlich und einleuchtend gemacht wird. Bedenkt man, wie viele einzelne Zahlen dazu erfordert werden, um das vorstehende Beispiel auf die gewöhnliche Art mit Ziffern auszurechnen, und wie verschiedenartig diese Zahlen verlegt und verwechselt werden müssen, um endlich auf diesem mechanischen Wege das gesuchte Resultat zu erhalten; so wird man zugeben müssen, daß es sehr schwer und unsicher sey, diese und ähnliche größere Aufgaben, durch Bergewärtigung der Zifferrechnung, auswendig aufzulösen, weil bei der Menge der Zeichen und ihrer Verwickelung kein deutliches Bewußtseyn der Gründe der Rechnungsoperation entstehen kann, wie dieses auch bei dem wirklich schriftlichen Rechnen der Fall ist; da hingegen bei der oben entwickelten Auflösung durch eigentliches Kopfrechnen der selbstgewählte kürzeste Weg Schritt vor Schritt mit deutlichem Bewußtseyn verfolgt, und so das Ziel durch Hülfen der Vernunft erreicht wird, dem sich der mechanische Rechner in den meisten Fällen ohne innere Ueberzeugung nähert, und von dem dahin gemachten Wege keine Rechenschaft zu geben im Stande ist. Es ist hier der Raum nicht, an mehreren Beispielen den Unterschied der beiden Rechnungsarten zu zeigen; das Bisherige wird hinreichen, auf die Vortheile des eigentlichen Kopfrechnens, ohne alle Beziehung auf Ziffern, aufmerksam zu machen; wozu noch kommt, daß dadurch die Richtung der ungetheilten Aufmerksamkeit auf den jedesmal zu behandelnden Gegenstand befördert, und das Gedächtniß gestärkt wird.

Um ein Kind nach der bisher entwickelten Methode des Kopfrechnens zu unterrichten, ist es am besten, das schriftliche Rechnen ganz aufzuschieben, und die Uebungen so lange fortzusetzen, bis der Schüler alle im gewöhnlichen Leben vorkommenden Aufgaben im Kopfe aufzulösen im Stande ist. Eine gleichzeitige Uebung beider Methoden wird immer die Fertigkeit im Kopfrechnen aufhalten. Um jedoch die in Büchern vorkommenden Zahlen lesen zu können, mag das Kind gleich anfänglich mit dem Stellenwerth und dem Aussprechen der Zahlen bekannt gemacht werden; das eigentliche schriftliche Rechnen, soviel davon in Elementarschulen nöthwendig ist, kann in dem letzten halben Jahr des Schulbesuchs vorgenommen werden, wobei die Fertigkeit im Kopfrechnen große Dienste leisten wird. Dabei verlange man nicht, daß der Schüler, der schon ein ferti-

ger Kopfrechner ist, sich genau an die gewöhnlichen Regeln des Zifferrechnens halten und alles aufschreiben soll. Er wird Mehreres im Sinne behalten, und nur das verzeichnen, was unmittelbar zu dem gesuchten Resultat gehört, wie an obigen Beispielen gezeigt worden ist. Selbst diejenigen, deren künftiger Beruf ausgebreitete Kenntnisse in diesem Fache fordert, und welche also das schriftliche Rechnen nicht entbehren können, werden Nutzen davon haben, wenn sie sich frühe an das wahre Kopfrechnen gewöhnt und große Fertigkeit darin erlangt haben. Auch die Kätzfel als gebrauchter Rechnungen lösen sich leichter, wenn man sie weniger als Zeichenspiel behandelt, sondern durch Vernunftschlüsse denselben auf den Grund zu kommen sucht. Das Landvolk, gewöhnliche Handwerker und Frauenspersonen reichen mit dem Kopfrechnen aus, wenn man den einzigen Fall ausnimmt, wo Einnahmen oder Ausgaben nach und nach geschehen, und am Ende in eine Summe zusammengezogen werden müssen, wozu theils zur Hilfe des Gedächtnisses, theils zur Mittheilung an Andere, eine Aufzeichnung nothwendig ist. Allein das ganze schriftliche Rechnen besteht hier im Zusammenzählen einzelner Posten und Auffindung der Hauptsumme, welches ebenfalls durch Fertigkeit im Kopfrechnen erleichtert wird. Die Posten von einerlei Benennung werden entweder auf die gewöhnliche Art, das Einfache zum Einfachen, und das Zehnfache zum Zehnfachen, oder gleich im Ganzen, ohne Absonderung des Stellenwerths der Ziffern, zusammengezählt und in die höhere Sorte verwandelt, z. B. 37, 49, 6, 54, 22, 40, 56 kr. macht 264 Kreuzer, und da dem geübten Kopfrechner sogleich einfällt, daß 240 kr. 4 fl. machen, so geben obige Posten 4 fl. 24 kr. Um sich einen Begriff zu machen, wie schnell sich die Ideen beim Kopfrechnen an einander reihen, und das Resultat herbei führen, muß man abstrahiren von aller sinnlichen Darstellung durch äußere Zeichen. Das Kopfrechnen verhält sich zum Zifferrechnen wie das Denken zum Schreiben, oder wie das Bild, welches die Phantasie des Künstlers erschafft, zu der Zeichnung, welche dasselbe darstellt. Es ist geistiges Erzeugniß ohne Werkförperung. Wer die hier vorgeschlagene Methode des Kopfrechnens, die freilich nur angedeutet und nicht anders, als durch Hilfe der hemmenden Zeichen dargestellt werden konnte, erproben will, der mache den Versuch nicht an sich selbst, noch an einem Andern, welcher mit Ziffern zu rechnen gewohnt ist, sondern an einem Kinde von gutem natürlichen Verstand, oder an einem Solchen, der

nicht schriftlich rechnen gelernt hat. Die ersten Anfänge, das Zählen, die einfache Vermehrung und Verminderung der Zahlen müssen hinlänglich geübt und dabei der Nutzen, welcher aus dem Dezimalsystem zu ziehen ist, gezeigt und durch Beispiele erläutert werden.

Mit diesen Materialien wird alsdann der Geist des Schülers bald selbst zu bauen anfangen, und den Grundsatz bewähren, daß, wie bei allem Lernen, so besonders auch beim Kopfrechnen der Unterricht zwar die Anregung geben, die dadurch veranlaßte eigene Geistesfähigkeit aber die Hauptsache thun müsse, wodurch allein lebendige Überzeugung und wahres Geistes-eigenthum entsteht.

Für diejenigen, welche in dieser Sache keine andern als Erfahrungsbeweise gelten lassen, wiederhole ich die obige Versicherung, daß nach der hier berührten Methode des Kopfrechnens eine bedeutende Anzahl von Schülern verschiedenen Alters unterrichtet worden ist, wovon keiner den Gebrauch der Ziffer näher kannte, als daß er dieselben lesen und aussprechen konnte. Alle haben gute Fortschritte im Kopfrechnen gemacht, mehrere derselben aber einen bewundernswürdigen Grad von Fertigkeit, so wohl was die Größe der Aufgaben als die Schnelligkeit der Auflösung betrifft, darin erlangt.

Correspondenz und Neuigkeiten.

Vom Niederrhein.

Mangel an Sinn für Tonkunst.

Allgemein ist die Klage in unsern Gegenden, daß man im Ganzen wenig den freien Künsten huldigt, und mit Recht; denn einzelne ausgezeichnete Künstler, und etwas allgemeines Klümpchen auf dem Clavier und der Guitare in den höhern Ständen abgerechnet, herrscht im Volke wenig musikalischer Sinn, noch weniger musikalischer Geschmack. Der Unterschied ist auffallend, wenn man in Böhmen, Schwaben und Sachsen gewesen ist, und dort in Dorfschänken zum Tanz recht ordentlich aufspielen, oder auf dem Felde einen gemeinschaftlichen Gesang der Arbeiter, oder den oft sehr schönen Gesang der Spinnerinnen hört. Hier scheint der heitere Sinn den Menschen ver sagt zu seyn, oder er ist durch Fabrikarbeit oder materiellere Genüsse erstickt, darum es auch seltener vorkommt, seine heitere Stimmung in frühlichen Gesänge zu äußern.

Um so wichtiger ist es, daß jetzt, wo die preussische Regierung so viel für das Schulwesen thut, auch auf die

Ausbildung der Musik in den Schullehrer-Seminarien gehalten wird. Es ist dadurch Hoffnung, bald einen bessern Kirchengesang hier im Lande zu hören, der oft wirklich sehr schön ist, und den Freunden einer verbesserten Liturgie bei dem evangelischen Gottesdienste viel zu schaffen macht.

In dieser Beziehung, so wie überhaupt, ist folgende Schrift sehr merkwürdig:

Ueber Verbesserung und Verschönerung der evangelischen Gottes- und Christusverehrungen. Beiträge zur evangelischen Liturgik für evangelische Christen- und Christenlehrer, von Friedrich Mohr, Prediger der kleinen evangelischen Gemeinde zu Dülsburg, Superintendent der Kreis-Synode Dülsburg, und der Synode Jülich-Kleve-Berg Professor. Hamm. Schulz und Wundermann 1821.

Der Verfasser sucht die 3 freien Künste, die Beredsamkeit, Dichtkunst und Tonkunst, für den evangelischen Ritus in Anspruch zu nehmen. Von der Musik sagt er:

„Die dritte der drei heiligen Schwestern, die heilige Tonkunst, kenne ich zwar nicht so genau, als ich sie für den Zweck dieser Schrift zu kennen wünschte, so viel sehe ich indessen klar, daß sie mit den beiden andern gleichen Charakter haben muß, wenn sie würdig seyn soll, im Heiligthume zu erscheinen. Alles, wobel es nur darauf abgesehen ist, Kunst zu zeigen und Bewunderung zu erregen, ist ihr zuwider. Sie will vergnügen, aber, indem sie vergnügt, der Flamme der Andacht Nahrung zuführen, daß sie hoch aufstiehe bis zum Stuhle Gottes. Ihre Führerinnen sind dieselben, die sich ihre Schwestern erwählt haben: Simplicität, Würde und Anmuth. Läßt sie bloß die Instrumente ertönen, so geschieht es auf eine solche Art, daß die Gemüther dadurch nicht zerstreut, sondern zur Andacht gestimmt werden. Lieber vermählt sie denselben indes den Gesang, und dann wird sie willig der heiligen Dichtkunst Dienerin, und ihr ganzes Bestreben geht dahin, durch angemessene Melodien und Harmonien die Eindrücke zu verstärken, die sie durch ihre heiligen Lieder auf menschliche Gemüther zu machen gesonnen war.“

„Eine Kirchenmusik, die die Sinnlichkeit so mächtig ergreift, daß die Zuhörer dadurch in eine Art von Taumel versetzt werden, der ihnen die zum Kultus erforderliche Besonnenheit raubt, und welche daher die Andacht verhindert, aufhört sie zu befördern, verdient den Namen der Kirchenmusik nicht. Es hat sich unter dergleichen Namen ein profanes Wesen ins Heiligthum eingeschlichen. Eine Kirchenmusik hingegen, die durchaus keinen andern Zweck hat, als große heilige Gedanken und Empfindungen dem Gemüthe tiefer einzubringen, die zu diesem Zwecke würdige angemessene Mittel gebraucht, und eben deswegen die Andacht kräftig befördert, verdient nicht deswegen Geringschätzung, weil jene, die sich an die ihr gebührende Stelle drängte, mit

Recht als ein profanes Wesen aus dem Heiligthume verwiesen wird.“

„Für die Ausführung von sogenannten Cantaten mit Instrumentalbegleitung ist der Verfasser nicht; „vielmehr“ sagt er, „gibt es eine andere Kirchenmusik, wozu jede Gemeinde die Mittel in sich selbst hat. Es bedarf dazu keines andern Instrumentes, als einer guten Kirchenorgel, und auch die könnte zur Noth ersetzt werden. Aber es bedarf dazu eines Chores und einer im Gesange gelübten Gemeinde, und diesem Bedürfnisse kann nun, da die Singkunst so sehr erleichtert worden ist, in wenigen Jahren abgeholfen werden, wenn der Schullehrer, wie es billig jeder Schullehrer seyn soll, in der heiligen Singkunst gelübt ist, und der Eifer in der Erternung derselben sich unter der Jugend verbreitet. Ist diesem Bedürfnisse abgeholfen, so kann die Feierlichkeit des Kultus durch Motetten und Arien, durch Antiphonien, Psalmen, Hymnen und Lieder (welche letztern aber, wenn mehrere Strophen nach Einer Melodie gesungen werden, äußerst kurz seyn müssen) auch kräftig erhöht werden.“

„Ohne ein Chor ist durchaus kein feyerlicher evangelischer Kultus möglich. Aber wie gelangt man zu einem Chore? Da, wo Gymnasien und Schullehrer-Seminarien sind, in welchen die Übung der Singkunst nicht vernachlässigt wird, ist die Frage leicht zu beantworten; aber nicht so leicht da, wo diese nicht sind. Alles kommt, wie mich dünkt, darauf an, daß der Prediger und dessen Familie ein lebhaftes Interesse an der Sache nehme, und die Gemeinde dafür zu begeistern wisse. Gelingt es ihm, die Angesehenen der Gemeinde dafür zu gewinnen, und treten diese an die Spitze und bilden, allen Stolz verleugnend, mit geringern Gliedern der Gemeinde ein Chor, so ist sein Ziel erreicht. Daß der Kirchengesang nach Vorzeichnungen der Melodien wider ein Hauptgegenstand des Unterrichts in Volksschulen zu werden beginnt, ist allerdings in dieser Hinsicht sehr gut, und könnte man aus lauter Kindern ein Chor bilden, so wäre vermittelst derselben diesem Bedürfnisse leicht abgeholfen. Aber es bedarf auch der Erwachsenen dazu, um dem Gesange die gehörige Kraft zu geben, und um keinen Mangel an Bass- und Tenorstimmten zu haben. Es ist also offenbar nothwendig, daß sich ein Chor von Erwachsenen bilde, an welche sich die gelübten Sänger der Schule anschließen. Dieser Chor wird sich in der Folge leichter bilden als jetzt, wenn einmal die Lust und Liebe zum heiligen Gesange herrschend herwörden ist.“

„Möchten doch die Sinnvereine, die sich hin und wieder auf eine höchst rühmliche Weise auch in unserm Nähe, z. B. zu Elberfeld und Solingen gebildet haben, und von denen ich so öfters mit Entzücken reden höre, für den evangelischen Kultus ihrer Orte das werden, was sie für denselben werden könnten. Der Sinn für den heiligen Gesang würde sich durch sie allmählig immer weiter verbreiten; und wo dieser nicht fehlt, da wird auch ein zweckmäßiger Chor leicht zu Stande zu bringen seyn.“

Wächten die frommen Wünsche des Verfassers bald in Erfüllung gehen! Allein die Musik liegt am Rhein noch zu sehr im Argen, um bald etwas zu versprechen. Am Nächstheligsten ist der große Dünkel bei uns, in dem wir glauben, daß die wenigen musikalischen Leistungen, die hier mit Mühe zu Stande kommen, wenigstens so gut sind, wie man sie in Wien, Berlin, Prag und Dresden hört.

VII. 3.

Kurze, interessante, Chemische Notizen.

(Fortsetzung von Nr. 25. d. B.)

II.

1) Chylus.

Der Engländer Brande entdeckte Milchzucker als einen constanten Bestandtheil dieser Flüssigkeit. (Philos. Transact.)

2) Blutwasser.

Auch Brande bestätigt Berzelius Analyse, daß im Blutwasser keine Gallerte enthalten, und die von Fourcroy und Andern dafür genommene Substanz Eyrweiß sey, welches sich dem Coaguliren entgegen habe, weil es vom Alkali in Auflösung zurückgehalten worden sey. (Ebendas.)

Boström dagegen gibt als charakteristische Kennzeichen des Eyrweißes an: Gerinnung in der Hitze und durch Sublimat; der Gallerte — Flüssigwerden durch Hitze und Gerinnung durch Kälte, Präcipitation durch Gerbestoff, in dem der Sublimat keine Wirkung äußert; des Schleimes — Unveränderlichkeit durch Temperatur, Sublimat und Gerbestoff, nicht aber durch essigsaures Blei. Da er nun durch mehrere Versuche fand, daß Gerbestoff und Kälte auf den durch Hitze und Sublimat nicht geronnenen Theil des Blutwassers durchaus keinen Einfluß hatten, während er durch essigsaures Blei gerann, so hält er ihn weder für Gallerte noch Eyrweiß, sondern für Schleim. (Medic. chir. Abhandl. d. medic. chir. Gesellsch. in London. Berlin 1811.)

3) Röhre des Bluts.

Man hielt bisher das im Blute befindliche Eisen für die Ursache seiner rothen Farbe. Brande beweiset aber, daß sie von einer eigenthümlichen färbenden Substanz herrühre. Er vermuthet, daß dieselbe als rothes Pigment mit Vortheil in den Rattendruckereien benutzt werden könne.

III. Farbenbereitungen.

A. Blaue.

1) Bereitung des blauen Carmins.

Zu 9 Pfund Nitroblau wird gepulvertet, sehr trockner Indigo (2 Pf.) nach und nach in kleinen Portionen, bis das Aufbrausen gänzlich aufgehört hat, gethan; dieser muß unter öfterem Umrühren vor dem Verbräuche acht Wochen stehen. Diese Auflösung wird langsam in 52 Maß Wasser gegossen, filtrirt, alsdann von 24 Pf. Pottasche in 48 Maß Wasser behutsam hinzugegossen, bis sie nicht mehr aufbraust. Nach einigem Stillstehen wird die Flüssigkeit filtrirt, der Saft ausgefüßt und behutsam getrocknet. Dieser blaue Carmin ist nicht mit einer andern Mischung zu verwechseln, die man auch blauen Carmin nennt und noch Richter, aus molybdänsaurem Kali und salzsaurem Zinn besteht.)

2) Pariser- und Berlinerblau.

Zu 100 fließender Pottasche kommen nach und nach 80 verkohlte Klauen, die man nicht bis zur Flamme kommen läßt, aber schmelzend erhält, bis die blaue Flamme erscheint. Zu der klaren Lauge setzt man 200 Alaun, schiedet die Erde ab, und thut zu jener 80 Pfund reinen Eisvitriol. Dieß ist das Pariser Blau. Scheidet man die Alaunerde gar nicht oder nur zur Hälfte ab, so ist es gewöhnliches Berlinerblau.

3) Wohlfeiles Neublau.

Absud von Blauholz und $\frac{1}{2}$ Fernambuk mit 40 l. Kupfervitriol und 26 Alaun gemischt, filtrirt und mit Salze versetzt.


4) Dunkles Mineralblau.

Im Blauholz = Absud löst man Kupfervitriol mit etwas Alaun auf, und gießt es hernach auf schwefelsaures Blei.

5) Helles Mineralblau.

In dem Blauholz = Absud wird 5 Kupfervitriol, 4 Alaun, 1 Grünspan aufgelöst, und auf Wismuthweiß oder schwefelsaures Blei, oder Kreide und Alaunerde gegossen.

(Die Fortsetzung folgt.)



Hesperus.
Encyclopädische Zeitschrift
für
gebildete Leser.

Herausgegeben

von

Christian Carl André.

XXX. Band. V. Heft,
(oder das 11te Heft des 13ten Abonnements). *)

Nr. 28—31. Beilage Nr. 15—19.

Hesperiden, Nr. 2, Kupfertafel Nr. 3 u. 4, und 1 Tabelle.

Prag 1821,

J. G. Calve'sche Buchhandlung.

I n h a l t

des Hesperus XXX. Band. V. Heft.

	Seite
I. Vaterlandskunde.	
1. Der Anlaufthal. Aus meinem Tagebuche, Juni 1820. Von R***. Beil. Nr. 17.	113
2. Wiener Aufschriften. (Fortf.) a) Im Stand; b) Zum Schabenriesel. Eb.	115
II. Auswärtige Geographie und Statistik.	
1. Großherzogthum Mecklenburg - Schwerin im März 1821.	217
2. Interessante geographische Notizen.	223, 231, 232
3. Arnheim: Ueber die Friedensgerichte in England. Beil. Nr. 17.	119
III. Geschichte und Biographie.	
1. Seils Biographie. Von Optz. Beil. Nr. 16.	105
2. Geschichte der Stadt Girschic zc. im Schwedenkriege vom Jahre 1631 bis 1648. Von Bacel. Eb.	106
IV. Technologie.	
Ueber das Pflastern mit Ziegeln. Von Seger.	239
V. Naturkunde, Mathematik.	
1. Naturhistorische Beobachtungen über die Cyclopi'schen Inseln und über die Meerenge bei Catania in Sicilien, von Hrn. Broch.	221
2. Wiederkunft des Endeschen Kometen im Jahre 1822. Vom E — m — —	225
3. Versuch die Kreisfläche ins Quadrat zu bringen. Mit Kupf.	235, 240
4. Der allzeit fertige oder geschwinde Wetterprophet. Von Jean Paul.	237
5. Auffallende Bertrüglichkeit unter Thieren. Von Seger.	259
6. Kleine zoologische Notizen. Beil. Nr. 16 und 17.	112, 120
7. Biekrich, daß doch noch eins und das andere Thier lebt, was auch der Umwelt angehörte. Beil. Nr. 17.	116
8. Schönes Verzeichniß meiner Mineralien. Beil. Nr. 18.	121
9. Das Daseyn eines sogenannten Rattenkönigs ist dennoch keine Fabel. Mit Abbild. Beil. Nr. 19.	125
10. Das Gebirge Niederösterreichs, der Grafschaft Blag zc. Eb.	126
11. Mineralogische Notizen. Eb.	132
VI. Psychologie, Philosophie, Erziehung, Literatur.	
1. Merkwürdige Heilung eines Gemüthskranken.	222
2. Eine Parallele zwischen alter und neuer Literatur und Kunst. (Beschl.) Von P. P.	226
3. Das Buch Margarita Philosophica. Von Seger.	240
4. Von einigen Mängeln des ehemaligen Jugendunterrichts zc. Von Bacel.	241
VII. Dichterschule.	
1. Der Tod des Gerechten. Von Barth. Beil. Nr. 15.	97
2. Sängers Verlangen und Schmerz. Von Demf. Eb.	—
3. Des Erbsämers letzte Worte. Oratorium von Arthur vom Nordstern. Eb.	98
4. Der Anblick der Natur. Von A — h. Eb.	100
5. In die Nachtigall. Von Demf. Eb.	101
6. Wanderers Morgenlied. Von Eugenio. Eb.	—
7. Muth im Unglück. Von Demf.	102
8. Augustinus Todeskampf. Legende. Von Badensfeld. Eb.	103
9. Epigramme. Von F. v. Kattig. Eb.	104
VIII. Unterhaltung.	
1. Das Raubschloß. Eine buchstäbl. wahre Geschichte. Hesperiden Nr. 2.	9
2. Verfehlte Liebe. (Fortf.) Eb.	15
IX. Correspondenz und Neuigkeiten.	
1. Wien: Theater- und Künstlermeter. (Gebört zu Nr. 31.)	—
2. Berlin und seine merkwürdigern Umgebungen.	229
3. Reise des Königs von England. Beil. Nr. 19.	152
4. Mecklenburg: Bäder zu Doberan und Goldberg.	240
X. Vermischtes.	
Verschiedene interessante Notizen:	248
XI. Currentia.	
12. 14. 15. October.	252

Druckfehler: Die Steinbrucktafel zu Beil. Nr. 19 soll Nr. 4 haben statt Nr. 3.

In der Verlagshandlung dieser Zeitschrift sind nebst vielen andern auch folgende Bücher erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu haben:

Die neue noch viel vermehrte und verbesserte Auflage

von

neuesten wort- und sacherklärenden

Verteutschungswörterbuch

aller jener aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, Ausdrücke und Redensarten, welche die Deutschen bis jetzt, in Schriften und Büchern sowohl, als in der Umgangssprache, noch immer für unentbehrlich und unerlässlich gehalten haben;

verbunden

mit einer Erklärung auch der weniger bekannten Kunstwörter und anderer Ausdrücke der deutschen Sprache.

Ein höchst nützliches Handbuch

für Geschäftsmänner, Zeitungsleser und für alle gebildete Menschen überhaupt;

von

Johann Gottfried Sommer,

Professor am Conservatorium der Musik zu Prag.

gr. 8vo Prag 1819. In Umschlag gebunden 8 fl. 20 kr. W. B. oder 2 Rthlr. 8 ggr.

Ein Rezensent in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1819 Pag. 64 sagt, nachdem er den Titel vollständig angegeben hat: „Wir haben mit Fleiß den umständlichen Titel abgeschrieben, um zu dem in ihm gedrängt beschriebenen Inhalt des Buchs nur hinzusetzen zu dürfen: in der Ausführung des Versprochenen ist Wort gehalten. Man erschrickt anfangs vor der Menge des ausländischen in die deutsche Sprache aufgenommenen Guts, dessen Uebersetzung oder Erklärung durch eine oder ein paar kurze Zeilen einen so großen Raum erfordert hat; aber bei genauer Ansicht findet man nicht bloß ein Verteutschungsbuch, sondern auch ein Realwörterbuch und wundert sich wieder, daß auf diesem Raum so viel hat zusammengedrängt werden können.“

Das zu Leipzig erscheinende Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur 1819, 1ten Bandes 6tes Stück, Seite 353 sagt hierüber Folgendes: „Vor vier Jahren erschien die erste Ausgabe. Die selbsten erschienenen ähnlichen Wörterbücher hat der Verf. fleißig auch bei der neuen Ausgabe benützt und diese in der That ansehnlich bereichert. Auch mehrere neu erkundene Wörter zur Verteutschung des ausländischen sind aufgenommen, mit Recht aber werden in der Vorrede einige derselben, die schlecht gebildet sind, verworfen. Das Werk wird als Hülfsbuch dem Geschäftsmanne und andern Lesern neuer Schriften in der That gute Dienste leisten.“

J. G. Sommer,

(Verfasser des mit so allgemeinem Beifall aufgenommenen Verteutschungswörterbuchs.)

Vollständige und deutliche

Anleitung zur deutschen Brieffschreibekunst.

Ein Handbuch für angehende Geschäftsmänner, worin nicht nur die Hauptregeln der Rechtschreibung, der Sprachlehre und der guten Schreibart überhaupt, sondern auch die von Unstudirten am häufigsten begangenen Sprach- und Schreibfehler insbesondere auseinander gesetzt werden.

Nebst einer zahlreichen Beispielsammlung theils muster- theils fehlerhafter Briefe, und einem Titularbuche.

gr. 8. Prag 1817, besetzt 4 fl. W. B. oder 1 Rthlr.

Wer diese Anleitung mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird zu einer solchen Fertigkeit im Ausdruck gelangen und des schriftlichen Vortrags so mächtig werden, daß er der gewöhnlichen Brieffsteller nicht mehr bedarf, die doch nie Briefe über alle vorkommende Fälle enthalten können, folglich diejenigen, welche im schriftlichen Ausdruck nicht ganz fest sind, doch alle Augenblicke und gerade oft in den dringendsten Fällen unbefriedigt lassen. Doch ist aber für eine ausgewählte Beispielsammlung musterhafter Briefe über die am meisten vorkommenden Fälle gesorgt.

Volksmährchen der Böhmen.

Bearbeitet von

Wolfgang Adolph Gerle.

2 Bände. 8. Prag 1919, in Umschlag geheftet 5 fl. C. M. oder 2 Rthlr.

Wenige Länder haben eine so reiche und eigenthümliche Sagen- und Mährchengeschichte als Böhmen, und so oft auch schon In- und Ausländer von diesem Schatz genommen haben, so ist er doch weder erschöpft, noch so benutzt worden, daß nicht noch ein so guter Erzähler, als Herr Gerle den Dank des In- und Auslandes durch die hier angezeigten Mährchen zu erwarten hätte, er hat das wenige, was schon bekannt ist, vortheilhafter und anmuthiger dargestellt, und hauptsächlich Vieles bisher nicht bekannte angenehm erzählt.

Inhalt: 1) Die Riesen im Scharathal, dieses Mährchen ist bisher noch nicht gedruckt erschienen, es enthält die Abenteuer eines jungen Hirten, der heldenmüthige Thaten vollbringt, und am Ende sogar mit dem Satan ein dreytägiges Turnier hält. Der romantische Schauplatz seiner Thaten ist keinem Bewohner Böhmens dem Namen nach unbekannt, am wenigsten den Pragern. 2) Herzog Etelfried und sein Sohn Brunswig ist nur den slawischen Bewohnern Böhmens durch seine wunderbaren Abenteuer bekannt. Hr. Gerle hat es hier mit reicher poetischer Ausstattung auch den Deutschen erzählt. 3) Dasselbe gilt von den Reitern vom Berge Blanik, der Erzähler hat durch die Treue zweyer Freunde dem Stoffe mehr Leben und Interesse verliehen. 4) Das Frauenregiment (Libussa) und die böhmischen Amazonen und 5) Horimir oder das Ross aus dem Berge sind schon mehrmals benutzt. Hr. Gerle hat ihnen neue und interessante Momente zu geben gewußt. 6) Die Schöne im eiserernen Thurm und St. Walburgis Nachts Traum sind der Lesewelt noch nicht bekannt gemacht worden, so unterhaltend sie auch sind. 7) Die goldene Ente, obschon einmal bearbeitet, gewinnt hier durch eine edlere Darstellung mehr Theilnahme, 8) Der Rübezahel, dessen Abenteuer Herr Gerle so interessant und vollständig erzählt, als keiner der frühern Bearbeiter dieses Stoffes. Die Verehrer dieses Volkslieds der Volkspoesie finden hier auch über seinen Ursprung und Abkunft Licht, und man kann das seine Jugendjahre nennen, dann heben seine eigenen Abenteuer an, sie sind überschrieben: 1) Lidomir und Prinzessin Claribella oder die Wunderquelle, 2) Die Zwillingssbrüder; 3) Die schöne Müllerin.

Ueberhaupt befriedigen diese Mährchen auch strengere Forderungen höher gebildeter Leser; Hr. Gerle hat vielen Fleiß auf Ausdruck und Einkleidung gewendet, um jeder Sache das Kostüm zu geben, das ihr am angemessensten ist, und es leidet keinen Zweifel, daß dieses Buch unter die vorzüglichsten gehört, die seit mehreren Jahren im In- und Auslande im Fache der Unterhaltungsschriften erschienen sind.

Mährchen- und Sagenbuch der Böhmen.

Herausgegeben von A. W. Griesel.

8. Prag 1920. Geheftet 7 fl. 30 kr. W. W. oder 2 Rthlr.

Der Blumengarten vaterländischer Sagen und Mährchen ist so reich, daß den zwey früheren Sammlungen (durch Caroline von Wolkmann und A. W. Gerle) unbeschadet, diese dritte veranstaltet werden konnte. — Keine von den Blumen, welche früher Dichtern und Dichter gepfückt, findet der Leser in dieser Kranze wiederholt.

Inhalt: Erster Theil. 1) Der Bergsegen. 2) Die St. Prokopiushöhle oder Leben und Tod der schönen Gräfin Lidwinna. 3) Die Durlings- Erle. 4) Prinz Brzetislauß und sein schönes Fräulein Juditha. 5) Die Windsbraut. 6) Des Jünglings Geist. Zweyter Theil: 1) Die Riesenbraut oder das Mährlein von den drey Schloßern. 2) Der theure Schmur. 3) Die Waldfrau. 4) Der Landesvorträger. 5) Die beiden Zauberherrn.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 28. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im November 1821.)

III. 8.

Auswärtige Geographie und Statistik.

Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin
im März 1821.

(Vergl. Hesp. Nr. 7. des XXIX. B.)

Die regierende großherzogliche Familie ist eine der ältesten europäischen fürstlichen, deren Ursprung sich in die graueste Vorzeit verliert. Der alte Nik. Marschalk (in Annal. Ver. et Vandal.), dem hierin manche spätere Schriftsteller gefolgt sind, geht aber zu weit, wenn er den Ursprung derselben von einem gewissen Anthyrius herleitet, der ein Heruler (Werler, Warner, Wariner) von Geburt, dessen Mutter aber eine Amazonin gewesen seyn soll. Gar lustig klingt es, wenn er mit ernsthafter Miene erzählt, wie dieser König Anthyrius unter dem Heere des macedonischen Alexander gebietet habe, aber sogleich nach dessen erfolgtem Ableben mit einem Heere von 30000 Mann von Babylon abgefegelt und zurlück in sein Vaterland, Mecklenburg, gefehrt seyn soll. So hätte ja dieser mecklenburgische Fürst jene merkwürdige Reise um Afrika schon drei hundert Jahre vor Christi Geburt glücklich vollendet, die den spätern Portugiesen zu so großem Ruhme gereichte. Denn wenn Anthyrius, wie es allerdings wohl nicht anders seyn konnte, vom persischen Meer ausgefegelt, um Mecklenburgs Küsten zu erreichen, so blieb ihm ja nicht die Wahl eines andern Weges übrig, als Afrika und Europa zu umschiffen, da der andere mögliche Weg um Sindhia herum durch's stille Meer und so weiter durch die Beckingsstraße nach dem Eis- und endlich nach dem Atlantischen Meere bisher noch nicht gefunden ward! Die ganze Sache aber fällt in's

Bächerliche, da man in jenen Zeiten diesen Weg noch nicht kannte; andern Theils aber, selbst wenn dem Anthyrius dieser Weg wirklich schon bekannt gewesen wäre, seine Kräfte es weit überstiegen hätte, ein Heer von 30000 Mann bei dem damaligen Zustande der Schifffahrt aus jenen fernen Gegenden nach den Küsten der Ostsee hin zu verpflanzen. Aber wahr ist es, wie alle neuern Forscher der mecklenburgischen Geschichte annehmen, daß Niklot, ein obotritischer Fürst (Major *) terrae Obotritorum), der in einem mit dem Herzog

*) Der Titel Major stammt her von dem altteutschen Worte Mar, welches Herr heißt. Die Fürsten nannten sich später, nämlich als der Adel diesen Titel sich zueignete, im Comparativ: Majer. Majer bedeutete also so viel als Oberherr, Oberrichter, und der teutsche Kaiser selbst nannte sich daher Majer oder Maper des Reichs, welches man, nachdem die ersten fränkischen Kaiser dies Augustus übersetzt hatten, aus Unbekanntheit mit der ursprünglichen Bedeutung des Ausdrucks Majer — durch Mehrer (von augeo) des Reichs — gab, und daraus die Pflicht für den Kaiser herleitete, daß derselbe verbunden sey, die Grenzen des Reichs auf alle mögliche Weise zu erweitern!! — Dies war freilich jenen rohen Zeiten angemessen! Der sich so klug dünkende Verfasser des Manuscripts aus Süddeutschland hat eben diese fehlerhafte Erklärung von dem Semper Augustus gegeben. Was wenn es gleich schmeichelhaft für das erhabene östreichische Kaiserhaus ist, so ist es doch keine leere Schmeichelei; denn ich würde mich schämen, so etwas niederzuschreiben, wenn ich hier versichere, daß man in dem protestantischen Norden von Deutschland Deßreich, und besonders die erhabene Person des Kaisers über alles achtet, und daß man oft und laut, da man sah, wie Vater Franz auch seine protestantischen Unterthanen als rechte Kinder und nicht als Stiefkinder behandelt, den sehnlichen Wunsch äußerte, das Haupt dieses Monarchen zu schmücken mit der Kaiserkrone des teutschen Reichs! —

Hesperus Nr. 28. XXX.

von Sachsen, Heinrich dem Löwen, geführten Kriege im Jahre Christi 1161 erschlagen ward, der Stammvater der großherzogl. Häuser Mecklenburg ist.

Nach Niklots Tode erhielt sein Sohn Prißlaus das Land als ein Lehn von Heinrich dem Löwen, und es ist seit jener Zeit diese hohe Familie, einige Störungen im dreißigjährigen und im letzten französischen Kriege abgerechnet, immer im ruhigen Besitze des Landes geblieben.

Mecklenburg hat noch eine alte ständische Verfassung, und die Ritter- und Landschaff (unter letzterer versteht man die Städte) machen ein Corps aus. Alle Jahre, abwechselnd in Sternberg und Malchin, wird ein Landtag abgehalten, wo der Landesfürst durch seine Commissarien seine Proposition den Ständen vortragen läßt, und wo endlich durch Mehrheit der Stimmen über die Annahme oder Ablehnung der landesherrlichen Vorschläge ein Beschluß gefaßt wird. Jeder Gutsbesitzer, er sey bürgerlichen oder adeligen Standes, er habe eine ganze Grafschaft zum Eigenthum oder ein einziges kleines Gütchen, hat hier nur Eine Stimme. Ich habe in der Folge noch Gelegenheit, auf diesen Gegenstand wieder zurück zu kommen.

Wie ich im Eingange meines ersten Briefes erwähnte, Mecklenburg hat eine zur Handlung sich vorzüglich eignende Lage. Schon in den allerfrühesten Zeiten ward diese, wie es scheint, von den Bewohnern des Landes benutzt, und es läßt sich aus Manchem schließen, daß das alte Land der Wariner besonders Verkehr über's Meer hatte mit den alten Skythen oder Russen; denn noch jetzt nennen die Russen die Ostsee das Wariner Meer. Ja schon die Phönizier sollen unsere Küsten gekannt haben, und, wie ich irgendwo in einer Schrift des alten Orientalisten Lychsen las, sollen auch schon damals Juden hier eingewandert seyn. Es mag gerne seyn, aber so viel ist gewiß, daß von den vielleicht zu Salomo's Zeiten hierher gerathenen Kindern Israels jetzt auch keine Spur mehr übrig ist, vielmehr verdanken wir den überreichen Segen an Juden (den der 136 Mensch *) in Mecklenburg ist schon ein Jude) dem irdischen Paradiese dieses Volks, dem Königreiche

*) In Polen ist freilich der siebente Mensch ein Jude, wie in den freien amerikanischen Staaten! — der siebente Mensch ein Sklave ist!

Polen. Die Phönizier suchten hier, wie überhaupt an der südlichen Küste der Ostsee, den Bernstein, welcher sich in frühern Zeiten hier viel häufiger als jetzt gefunden haben soll. *) Aber auf welche Handlungsartikel sich der damalige Verkehr mit den Russen, wenn sich den Bernstein ausnehme, beziehen mochte, bin ich nicht im Stande zu sagen. Vielleicht waren Sklaven und Bernstein die einzigen Artikel, welche Rußland aus Mecklenburg bezog.

Später aber blühte der Kornbau in unsern Gegenden auf, und lange vor den Zeiten des dreißigjährigen Krieges führte Mecklenburg nicht nur Getreide aus sondern auch Malz, Hopfen, Bier, Essig, grobes Tuch. Denn bei der damals so starken Bevölkerung dieser Gegenden konnte man die rohen Produkte des Landes verarbeiten. Aber noch bis zu dieser Stunde leiden wir, in Rücksicht der Bevölkerung; immer noch an den Folgen des verödenen dreißigjährigen Krieges, welche wir um so weniger verschmerzen können, da man bis in die neuesten Zeiten dem Adel die Legung seiner Bauern gestattet. Denn wo sonst sechs, acht Bauernfamilien sich nährten, da nahm man ihnen das Land und bildete daraus einen Hof. In pekuniärer Hinsicht hatten die Gutsbesitzer hiervon Gewinn, aber das Land verlor Menschen über Menschen! Man will behaupten, daß Mecklenburg = Schwerin vor dem dreißigjährigen Kriege eine Volksmenge von Einer Million Menschen gehabt haben soll, dagegen sich jetzt die Seelenzahl, der letzten Zählung zufolge, nur auf 393,326 beläuft.

Es ist bisher noch unmöglich gewesen, bedeutende Fabriken hier anzulegen, da es uns an Menschenhänden fehlt; und wenn nur unsere rohen Produkte einigermaßen Preis halten, so ist der auszuführende Ueberfluß an Korn, Holz, Wolle, Pferden, Schweinen, Ochsen, Butter, Speck, Flach, Rapsamen ic. hinlänglich, unsere Ausgaben zu decken. Wie viel Korn aber hier im Lande gebaut, ausgefahren und zum eignen Bedarf verbraucht wird, darüber ist noch nie auf ämtlichem Wege etwas bekannt gemacht worden. Es ist indessen vielleicht nicht ganz unmöglich, nach jenem Maasstabe, welchen Lenz

**) Der Schweriner See, die Mürits und andere Landseen werfen zuweilen, noch jetzt, Bernstein aus; und beim fleißigen Heraeln hier im Lande findet man sehr häufig nicht unbedeutende Stücke von diesem Produkt.

pleman annahm, solches ohngefähr zu bestimmen. Angenommen also, daß Mecklenburg 228 Q. Meilen enthält, so wird hiervon ein Drittel abgerechnet für Dörfer, Städte, Straßen, Flüsse, Seen und Waldungen. Dann bleiben noch 152 Q. M. zu tragbarem Acker, Wiesen und Weide übrig. Nun rechnet L. ein Drittel dieser Summe für Wiesen und Weideplätze ab, aber da die Ländereien Mecklenburgs alle entweder in sechs, sieben, acht u. Schläge getheilt sind, so können wir füglich und im Grunde mehr als die Hälfte für Wiesen und Weide abrechnen. Dann bleiben noch 76 Q. Meilen zur Besamung übrig. Rechnen wir ferner die mecklenburgische Meile zu 22000 Fuß, so umfaßt jede Q. Meile 1,440,000 Q. Ruthen. *) Ein Scheffel Roden, Rostocker Maasses, wird erfordert, wenn wir im Durchschnitt rechnen, um eine Fläche von 70 Q. Ruthen zu besamen; hinfolglich gebraucht man, um eine Q. Meile zu besäen, 20571 Scheffel, und das gibt für 76 Q. Meilen 1,564,396 Scheffel Saatkorn, welche jährlich hier ausgesäet werden, wenn wir alles zu Roden berechnen. Nehmen wir nun ferner an, daß durch die Bank das fünfte Korn hier gebaut wird; so gibt dies einen jährlichen Kornertag von 6,693,880 Scheffel. Hiervon geht nun 1 Korn zur Saat ab, dann ferner zum eignen Verbrauch auf jede Person im Durchschnitt, wie man gewöhnlich annimmt, 2 bis 2½ Malter, und den Malter zu 190 bis 200 Pfund gerechnet, gibt, wenn der Scheffel Roden, Rost. M., 60 Pf. wiegt, etwa 8 Scheffel, und das sind 3,146,608 Scheffel überhaupt. Endlich kommt hierzu das Futterkorn. Man rechnet in Mecklenburg so viele Gespann Pferde für ein Gut, als Last Roden ausgesäet werden; und wiederum mag man weiter annehmen können, daß der Roden oder die Winterausfaat etwa den vierten Theil der ganzen Ausfaat beträgt. Hiernach würden also zur Feldarbeit etwa 4000 Gespann Pferde in Mecklenburg gehalten. Da man nun auf ein Arbeitspferd jährlich 1 Last Futterhafer rechnet, welches an Roden 48, oder um eine runde Zahl anzunehmen, 50 Scheffel gerechnet werden kann, so gebrauchen wir an Futterkorn 8000 Last Roden oder 16000 Last Hafer, welches, zu Scheffeln berechnet, etwa

*) Die Mache nämlich, wie hier üblich ist, zu 26 Fuß gerechnet.

800,000 Scheffel an Roden beträgt. Was übrigens an Malz und sonstigem Futterkorn für das kleine Vieh und zur Mastung noch verbraucht wird, ist theils in den 800,000 Scheffel Roden schon enthalten, da ich die Last zu 100 Scheffeln rechnete, welche sonst nur 96 beträgt; theils findet sich solches in den 3,146,608 Scheffeln, welche ich zum jährlichen Bedarf der Einwohner rechnete. Denn wenn man freilich auf einen Feldarbeiter hier 12 Scheffel Roden jährlich auch rechnet, so überträgt das, was an dem weiblichen Geschlechte, an den Kindern und Städtebewohnern, und überhaupt an denen, welche nicht mit Feldarbeiten sich befassen, in dieser Hinsicht gewonnen wird, bei weitem die beträchtlichere Consumtion der eigentlichen Knechte und Tagelöhner. Nun ist es einigermaßen möglich zu bestimmen, wie viel von dem jährlichen Kornertag des Landes in's Ausland geht, wenn wir nämlich

- 1) zur Saat abziehen 1,564,396 Scheffel.
- 2) zum Verbrauch d. Menschen 3,146,608 —
- 3) an Pferdefutter 800,000 —

Dies macht die Summe von 4,510,994 Scheffel, hinfolglich bleiben, alles zu Roden gerechnet, zum Verkauf in's Ausland 2,182,886 Scheffel übrig. Da besonders, seit das Mergeln hier angekommen ist, ungewein viel Weizen gebaut wird, so ist es wohl nicht übertrieben, wenn ich im Durchschnitt den Rostocker Scheffel von allen zu verkaufenden Kornarten zusammen zu 40 s. n. zwei Drittel in Rechnung bringe. Es scheint also die gesammte Einnahme für Korn jährlich eine Summe von 1,819,070 Reichsthaler auszumachen, welche Mecklenburg = Schwerin für Korn aus dem Auslande bezieht. Was nun noch übrigens an anderweitigen Produkten von hier in's Ausland geht, mag an Werth vielleicht höchstens den vierten Theil des auszuführenden Kornes betragen, also etwa 454,767 Reichsthaler, daher denn die ganze Summe, welche Mecklenburg für seine rohen Produkte aus dem Auslande bezieht, etwa 2,273,837 Reichsthaler in n. zwei Dritteln ausmacht. Ich bescheide mich gern, daß gegen diese Berechnung Manches mag eingewandt werden können; aber es ist dies auch der erste Versuch dieser Art, und also bei den so wenigen und unzuverlässigen Quellen, aus welchen ich bei dieser Berechnung schöpfen konnte, freilich ein etwas gewagtes Unternehmen. Es wird mir übrigens sehr angenehm seyn, wenn dieser Versuch an-

fern, der Sache kundigern Männern Veranlassung geben sollte, eine der Wahrheit näher kommende Berechnung der Welt vorzulegen, und ich trete dann gern zurück. Wenn nun ganz Teutschland für auswärtige Colonial- und Fabrikwaaren jährlich die Summe, wie man gewöhnlich annimmt, von 350 Millionen Gulden ins Ausland sendet, so trägt Mecklenburg zu seinem Theile jährlich hierzu bei etwa den 75sten Theil, und das sind, nach Thalern berechnet, 3,000,000 Thaler. Es ergibt sich demnach aus dieser Berechnung, daß Mecklenburg in Jahren, da das Korn-Mittelpreise hält, nicht bestehen kann. Aber freilich, wenn die Kornpreise, wie wir es gehabt haben, sehr hoch stehen, der Scheffel Weizen 3 Rthlr., der Roden 2 Rthlr., die Gerste 1 Rthlr. 16 s., der Hafer 1 Rthlr. gilt, so gewinnt Mecklenburg ansehnlich und solche Jahre geben dann allerdings reichliche Entschädigung. Uebrigens findet sich wohl kein Land und kein Ländchen in Europa, welches nicht endlich in dem Handel mit England zurückspielt. Führt Teutschland fort im Kaffeetrinken, und will es sich nur kleiden in englische Fabrikwaaren, und soll alles englisch und französisch seyn, so gehen wir zuletzt zu Grunde; denn es erstreckt sich die Wuth, Engländer in der Lebensart zu seyn, sogar schon auf die niedrigen Stände. So wohnt ein armer Zimmergeselle neben mir an, der mit seiner Frau und einem kleinen Sohne täglich seine 48 Tassen!! Kaffee trinkt; indessen wird durch gerösteten Weizen und Roden der Kaffee freilich wohl sehr verfälscht. Mag's doch, es ist doch Kaffee darunter!

Da die Bevölkerung des Großherzogthums Mecklenburg so gering ist, daß man nach der neuesten Zählung nur 1725 Seelen auf die Quadratmeile rechnen kann, so ergibt es sich hieraus zur Genüge, daß bisher an Errichtung von Fabriken nicht gedacht werden konnte; denn wir haben bis zu diesem Augenblick durchaus zu diesem Behuf noch keine Menschen übrig. Unterdessen hat es von jeher nicht an Klugen gefehlt, die hieran erinnerten. Man ist sehr wenig auf das Wohl des Vaterlandes bedacht, hieß es schon im Jahre 1791, so lange Mecklenburg seine Produkte roh den Fremden überläßt, die man selbst verarbeiten und dann theuer verkaufen könnte. Aber daran wird nicht gedacht, die Hindernisse zu heben. Man sagt: Produkte, die wir kunstmäßig verarbeiten könnten, sind:

1) Holz, das man wenigstens als Bretter und Balken, durch Sägemühlen verarbeitet, mit weit größerm Vortheil verkaufen könnte.

2) Tabak, da der mecklenburgische Tabak nicht zu den schlechtern, sondern bei gehöriger Behandlung unter eine gute Mittelsorte gerechnet werden kann.

3) Getreide. Hier werden Stärkesabriken vorgeschlagen.

4) Wolle und Flach, zu Tuch und Leinwand bereitet. Aber, heißt es ferner, die Ursachen, die dem Aufkommen der Fabriken im Wege stehen, sind folgende: Die Verachtung der Gewerke an sich; Mangel an Unternehmungsg Geist; Volksmangel, und dies Einzige ist die Ursache, warum Fabriken hier im Lande nicht emporkommen können, wie ich dafür halte; denn wenn nur 3500 Mann, wie im gegenwärtigen Augenblick, zum Behuf der Conscription ausgehoben werden sollen, so hört man ein Jammern und Wehklagen, und die Gutsbesitzer und Pächter wissen nicht, was sie anfangen sollen, da ihre besten Knechte ihnen genommen werden. Die Conscription ist für die Einrichtung unsers Landes und bei dem Menschenmangel, den wir immer fühlen, wohl die unglücklichste Art und Weise, das Militär vollzählig zu machen. Dann rechnet man noch die Unwissenheit derjenigen dazu, denen die erste Verarbeitung der natürlichen Produkte obliegt; endlich Mangel an andern Gewerben, z. B. der schlechte Zustand der Färbereien. Alles aber wird sich von selbst finden, wenn nur erst die Menschenmenge da ist, und es hat sich seit dem Jahre 1791 auch schon Vieles geändert, und manche Fabriken sind seit 30 Jahren hier zu Stande gebracht worden, wenigstens ist der Anfang gemacht. Denn in den Städten Mecklenburgs zählte man in dem Jahre 1819 7 Essigbrennereien, 7 Tabaksfabriken, 365 Branntweinbrennereien, 1 Stärkesabrik, 1 bedeutende Tuchfabrik, 2 Gichorienfabriken, 1 Strohhutfabrik, 1 Wallrathlichtfabrik, 1 Wachlichtfabrik, 3 Papierfabriken, 2 Kartensabriken, 4 Seifenabriken, 2 Zuckersiedereien und 250 Boyer, Frieser, Rascher und Tuchmacher.

VII. 2.

Naturkunde.

Naturhistorische Beobachtungen über die Cyclopiſchen Inſeln und über die Meer-
gegend bei Catania in Sizilien von
Herrn Brocchi.

In einer Entfernung von 6 Miglien von Catania, gegenüber von dem kleinen Orte Trezza, erheben ſich ungefähre eine Viertelſtunde vom Ufer vier nackte jähe Felſen aus dem Meere, ſie ſind Faraglioni und von den Alten nach Plinius Cyclopiſche Inſeln genannt, weil man nach der Mythologie glaubte, Sizilien ſey von den Cyclopien bewohnt geweſen. Homer iſt der erſte, der in ſeiner Odysſee dieſer Klippen erwähnt, deren Haupt Polyphemus war, und der Scholiaſt Euaſtazius glaubt, daß ſie die Gegend von Lentini und den Berg Aetna bewohnten, wohin ſie von allen andern Auktoren verſetzt wurden, jedoch ohne Grund; denn aus der Beſchreibung des Homer kann man keineswegs ſchließen, daß ſie Sizilien, noch eine Inſel, am wenigſten die, wohin ſie Euaſtazius verſetzt, bewohnten; denn nach dem, was im Homer Ulyſſes von ſeinen Reiſen dem Alcinoüs erzählt, daß er, als er die Lotophagen in Afrika verlaſſen, auf einer kleinen Inſel ſo nahe an dem Lande der Cyclopien gelandet ſey, daß er das Blöcken der Schafe hören und den Rauch der Wohnungen gewahren konnte, müßte man ſchließen, daß es nur eine der ägatiſchen Inſeln, Favagnana oder Levenzo geweſen ſeyn könne. Da dieſe aber dem Elyſiſchen Vorgebirge gegenüber liegen, ſo konnte Ulyſſes weder dergleichen hören, noch ſehen; denn die Ebenen von Betini und die Abhänge des Aetna liegen auf der entgegengeſetzten Seite. Mit einem Worte, aus dem Homer kann man nicht entnehmen, ob die Cyclopien dieſen oder jenen Theil Siziliens bewohnten; denn es wäre auffallend, daß Ulyſſes, als er den Händen Polyphemus entronnen, und nach ſeiner Abreiſe aus dem Lande Circe, endlich wirklich an der Inſel Trinacria (Sizilien) landete, nichts erwähnt, daß er ein andermal ſchon in dieſem fatalen Lande geweſen ſey, wo er Gefahr lief, lebendig geſſen zu werden; — doch genug darüber.

Die ſogenannten Cyclopiſchen Felſen ſind auf's Neue bei den Naturforſchern durch Dolomieu berühmt geworden, der hier zuerſt den klüftigen Analcim entdeckte, der von ihm weiſer Zeolith und von Ferrara Cyclopit genannt wird.

Alein nicht nur dieſer, ſondern die ganze Meerküſte von Catania bis Trezza und Jaci iſt höchſt merkwürdig; der Weg führt hier über eine ſchauerliche Lavafchichte in einer Ausdehnung von zwei Miglien, die ſich bereits im Jahre 1381 vom Aetna ergoſſen haben ſoll, und noch ſo hart und unfruchtbar iſt, als wenn ſie ſich erſt vor Kurzem angelegt hätte, und kaum darauf, beſonders am Meere, ein

Graskalm zu bemerken iſt; um ſie zu zerſetzen, fängt man an, die indiſche Feige (Cactus opuntia) darauf zu pflanzen, welche ſich um die Felſen rankt, durch ihren dichten Schatten ſie feuchter erhält, und ſomit deren Verwitterung wie durch die Fäulung ihrer ſaftigen Blätter deren Fruchtbarwerdung befördert.

Hr. Brocchi entdeckte hier das erſte Mal die Mandragora (Atropa mandragora), die ſehr häufig um Catania und an dem Joniſchen Ufer beſonders groſſen Crotona und Cariati wächst, die zu der Varietät *β* der Perſoon gehört, und, ſonderbar, von Haller, Allioni und Segnier auch auf den Alpen gefunden worden ſeyn will.

Dieſe Lava hat die nämlichen Beſandtheile, wie die andern Siziliens, nämlich Feldſpath und Pyroxen, worin man aber keine Amphigen antrifft, die ſo häufig in den vulkaſiſchen Produkten des Veſuvs, Tuſkulanus und Albanis angetroffen wird; ſie füllte größtentheils einen ſehr bequemen Hafen bei Dgnina aus, den man nach Plinius für den Hafen des Ulyſſes hält, nicht wo er in Sizilien landete, ſondern vielmehr wohin er ſich flüchtete, als er die Charpbdis umgebracht und den Nachſtellungen der Scylla entgangen war, und wo ſeine Waſſerfahrten die Ochſen der Sonne ſchlachteten.

Sonderbar und ſchauerlich bildet die Lava von der Seite des Meeres in gerader Linie jähe Felſen und Abſchläſſe, vom Feuer ſo ſchwarz gebrannt, wie der ſchwärzeſte Baſalt, die den weiten Höhlen durchbrochen ſind, worin die Wellen ſpielen; und deren Formung B. aus der allmählichen überhängenden Anſchwellung und Erhaltung des Lavafluſſes erklärt.

Unweit Dgnina liegt der Ort Aci oder Jaci auf ſehr alter Lava vom Aetna; äußerſt merkwürdig iſt der Felſen von der Seite des Meeres, auf dem die alte Beſte dieſes Orts gebaut iſt. Die Grundlage deſſelben beſteht aus einer Art Schotter, eckige Stücke von Lava in gelblichen Luſtſtein gehüllt und mit weiſer Kalkerde geader, die das Ziment dieſer ſonderbaren Zuſammenſetzung abzugeben ſcheint; auf dieſer liegt eine ungeheure Lavamaſſe ſphäriſcher Form, die wieder aus Pyramidalprismen dergeltalt zuſammengeſetzt iſt, daß alle ſich mit ihrem Scheitel im Mittelpunkte vereinigen, aus dem ſie wie Strahlen rund herauslaufen. Die äußerſte Oberfläche dieſer Maſſen iſt mit einer halben zoll-
dicken Glasſchmalte überzogen, und die Subſtanz dieſer Prismen iſt eine durchlöcherne Lava, deren Zellen mit einer Ruß faſeriger Kalkerde angefüllt ſind. Ganz oben iſt der Felſen mit einer groſſen Lavabaſaltbank bedeckt.

Von Aci nach Trezza in einer Entfernung von etlicher kleinen halben Stunde iſt das Meerufer mit groſſen Lavenſtücken wie bedeckt, die aus Feldſpath mit vielem Pyroxen von gelblichem Chryſolith beſteht, welche durch eine merkwürdige Kataſtrophe gewaltſam dahin gebracht worden ſeyn müſſen. Auffallend iſt, daß man da 20 bis 30 Fuß über der jetzigen Meereshöhe von Mytilus lithophagus

durchlöcheren Luffstein findet, über welchem sich der Postpreis gegebene Ueberbleibsel von Schaalthieren befinden, die ihre Bildung wohl nicht aus der Zeit herschreiben, als unser ganzes Continent mit Wasser bedeckt war, und daher einen Beweis für jene liefern würde, die behaupten, daß sich das Meer immer mehr zurückziehe; dagegen führt der gelehrte Naturforscher aber sogleich auch eine Behauptung von den Eisternen bei *Syracus* für die Gegner an, die ursprünglich gebaut wurden, um das Getreide darin aufzubewahren, wie es noch im mittäglichen *Italien* üblich ist, und die jetzt mit Steinen angefüllt, zum Theil auch bei der Ebbe mit Meerwasser bedeckt sind und daher, zu gar keinem Gebrauche mehr geeignet, geradzu für die Erhöhung der Meeresfläche zeugen würden.

Zwischen *Aci* und *Trezza* erheben sich an der Küste verschiedene kleine Felsen, die Bündel von Basaltprismen formen und beobachtungswerth sind, da von einer Seite die Prismen wie gewöhnlich aufrecht stehen, indem sie auf der andern Seite horizontal geneigt sind. Ihre Größe ist mittelmäßig, von Form fünf- und sechseckig, und die Lava, aus der sie gebildet sind, aus einer Menge Pyroxen, selten Feldspath bestehend, grau, gelblich, inwendig aber schwärzlich.

Die nicht weit davon entfernten *Cyclopin* Inseln bestehen gleichfalls aus säulenartiger Lava, und die, welche am leichtesten zu besteigen ist, aus Lava amorph, in welcher man den erwähnten Zeolith findet, den man jedoch auch bei *Aci* antrifft. Die Lava ist grau, bald kompakt, bald mehr oder weniger von einem zellenartigen Gewebe; und diese Höhlungen sind es, die mit den glänzenden Krystallen des Zeoliths angefüllt sind, deren Formen von *Dolomieu* zum Theil beschrieben worden sind, und die, wie der gelehrte Verfasser glaubt, gleich allen andern Krystallen, die sich in den Lavazellen befinden, durch Filtrirung des Wassers entstanden sind, das als Vehikel zur Entstehung der Zeolithkrystallen dient, dessen Materie bereits in der Lava enthalten ist, wie es auch der Bruch dieser Lava offenbar beweist, wenn man sie manchmal als Haupttheil antrifft.

Die Laven dieses Eisens sind von einer Steinmassa bedeckt, die *Dolomieu* für Mergel oder Thonschiefer hielt, Hr. *Brocchi* aber gleichfalls rückfichtlich der innern Beschaffenheit für ein vulkanisches Produkt erklärt. Die andern drei *Cyclopin* Inseln sind alle von derselben Struktur und Beschaffenheit; und da *Plinius* nur dreier erwähnt, so glaubt der Hr. Verfasser, daß die zwei kleinern wahrscheinlich einst eine ausmachten, jedoch durch Stürme und Wogen das Prismenbündel von einander getrennt worden sey; ja daß wahrscheinlich einst diese Inseln mit *Sizilien* zusammenhängen, aber davon eben so wie obige durch die zerstörende Zeit durchbrochen wurden.

Von hier begab sich *Brocchi* nach *Aci*, um dort einen merkwürdigen, sehr hohen Felsen vom Meere aus zu sehen, an welchem er acht Lavalagen zählte, die inzwischen wie vegetabilischer Erde (*humus*) bedeckt waren, wobei es

die interessante Betrachtung macht, daß, wenn vor 513 Jahren der Lavastrom, *Ariso* genannt, auf der Insel *Schia* am Fuße des Berges *Epmo* ausbrach, und 439 Jahre verfloßen sind, als der Hafen des *Ulysses* durch die Lava verstopft wurde, die beide noch ein so ädes Aussehen haben, als wenn sie erst vor Kurzem erkaltet wären, so bewiese dieses allein schon für eine längere Dauer der Welt, als man ihr gewöhnlich zuschreibt.

Im Thale *Caltana* am Fuße des *Aetna* zählte er eckige Lavalagen, und wenn die nicht durch vegetabilische Erde gesondert waren, so bemerkte er dagegen bei ihnen einen vertikalten Strich Lava, ganz ähnlich jener, die man im Thale *Soma* a des *Vesuvius* antrifft*), so wie Abdrücke von Meerenschalen, unter denen er bestimmt *Cardium edule* erkannte, so wie Schaalen von Schaalthieren in der Gegend von *Aci*, welches nach ihm zuverlässig beweist, daß diese Vulkane sich aus dem Boden des Meeres erhoben haben, das sie anfangs deckte, wozu das berühmte Thal *Noto* in seinen erloschenen Vulkanen die unverweifelhaftesten Beweise liefert. Nicht unbegriffen werden sonach dem Naturforscher die im *Wicentnischen* zwischen Lavalagen angetroffenen Kalklagen mehr erscheinen.

Am Ende gibt unser vorsichtiger Gelehrte noch die Bemerkung, daß diejenigen, die sich dem Studium der vulkanischen Produkte widmen, nicht so viel Licht von den noch jetzt thätigen Vulkanen, als vielmehr von den erloschenen und besonders in *Sizilien* im *Val di Noto* erwarten dürfen, denn die Produktionen der ehemaligen und jetzigen Vulkane seyen so sehr verschieden, daß sie kaum eine Vergleichung aushalten.

Der Beobachter am adriatischen Meere.

Psychologie.

Merkwürdige Heilung eines Gemüthskranken.

In der preussischen Armee diente ein achtungswerther Offizier, welcher auf einmal die fixe Idee faßte, daß er der eigentliche König von Preußen sey, indem eine Verwechslung der Kinder Statt gefunden habe. Ohne daß diese seinem engern Cirkel mitgetheilte Behauptung zur öffentlichen Kenntniß gekommen war, sahen sich doch seine Verwandten genöthigt, ihn der Charité zu Berlin zur Heilung anzuvertrauen. Bis auf seine fixe Idee war er ganz vernünftig, und da diese nicht schädlich für irgend Jemanden ersahen, so genoß er alle Freiheit. Alle Versuche seiner Heilung waren jedoch umsonst, bis sie ein Zufall übernahm.

*) Welches ein Beleg mehr zu den vortrefflichen Beobachtungen des Herrn von *Simbern*at bei der vorjährigen Eruption des *Vesuvius* abgeben könnte, wonach er glaubt, daß die beiden Vulkane *Aetna* und *Vesuvius* in ununterbrochener Verbindung stehen.

Bei Anwesenheit der Kaiserin Mutter von Rußland, welche den schönsten Genuß darin sucht, alle Mittel kennen zu lernen, welche dazu dienen können, das menschliche Elend zu mildern, besuchte dieselbe auch die Charité und verlangte die Treuen zu sehen, von denen die unschuldlichen und unter diesen auch unser Gemüthsranke sich befand, in einem Saale versammelt wurden, um ihr vorgestellt zu werden. Der Kaiser und der Hofstaat begleiteten sie, und kaum trat der glänzende Zug in den Saal, so firierte der eingebildete König den wirklichen. Ergriffen von der natürlichen Hobeit und dem Anstände, welche dem Monarchen eigen sind, schlug er die Knie nieder und wollte plötzlich den Saal verlassen.

Wo wollen Sie hin? — frug ihn der die Aufsicht habende Arzt. — Bleiben Sie!

Nein! war die Antwort, ich weiche dem, der es verlanget; denn ich sehe jetzt ein, ich bin nicht der König. Er ist es wirklich, ich habe mich geirrt, man sieht es ja, daß er als König geboren ist! —

Von dem Augenblicke an war die lange umsonst bekämpfte Idee verschwunden und der Gemüthsranke fühlte immer gebessert, so daß er seinen Verwandten zurückgegeben werden konnte.

Interessante geographisch - statistische Notizen.

III. 5.

Kurze Notizen über Preussisch - Schlesien von Professor Zipser zu Neusohl in Ungarn. *)

1) Die Grafschaft Glatz und ihre Bäder.

Die Grafschaft Glatz ist überaus reich an mineralischen Quellen. Es sollen deren über 60 seyn, welche die Eigenschaft so vieler andern haben, daß wenn man frischen, fein gekochenen Zucker mit etwas Wein denselben beimischt, ein Moussiren erfolgt, welches, augenblicklich getrunken, einen dem Champagner ähnlichen Geschmack hat. Berühmt sind die zum Trinken und Baden eingerichteten Quellen von Landeck, Kudova und Reinerz. Letzteres ist erst vor mehreren Jahren zweckmäßig zum Kurort eingerichtet; man badet und trinkt; gewöhnlich mischt man dem Brunnen Molken bei, weshalb hier eine Molkenanstalt von Efelmitz eingerichtet ist. Das Bad wird sehr zahlreich besucht, vorzüglich von heftischen Personen, und liegt in einer kleinen Entfernung von der Stadt Reinerz in einem angenehmen Thale. — Kudova ist eigentlich bloß ein Trinkbrunnen, doch badet man auch; der Quell ist berüchtigt und wird weit verfaßt. Man achtet denselben dem Pyromont, Spaner und Flinsberger gleich. Hieber gehen fast die meisten Kurgäste unmittelbar nach dem Gebrauch des

Landeck-er Bades. Der Brunnen hat stärkende Eigenschaften.

Der drei Meilen weite Weg von Glatz nach Landeck führt durch ein angenehmes Thal von üppiger Vegetation, bewässert durch das Biela-Flüßchen. Hier liegen die fast an einander hängenden Dörfer Eiserdorf, Ullersdorf und Kunzendorf. In Ullersdorf sieht man mitten auf der Straße unweit dem herrschaftlichen Schlosse den mit einer Einfassung versehenen Obelisk, welchen der Besitzer des Dorfes, Graf v. Magnis, der höchstseligen Königin Louise zu Ehren an ihrem Geburtstag aufrichten ließ. Er besteht aus 4 eisernen zusammengefügtten Platten und ist 72 Fuß hoch. Auf den 4 Seiten des Postamentes liest man folgende Inschriften: 1) Louise Amalie Königin von Preußen war hier den 22. Aug. 1800. 2) Denkmal Ihrer Gegenwart und unserer Ehrerbietung! Trotz der Zeiten und zeige von unserer Freude bei künftigen Geschlechtern! 3) Das Andenken Ihrer Tugenden geht mit unsern Geistern zur Unsterblichkeit über. 4) Erz und Marmor vergehn, die Liebe ist ewig! — Dieser Prachtkegel ist zu Malapane in Oberschlesien gegossen und wiegt 25000 Pfund. — Hier so wie in dem Dorfe Kunzendorf — welches dem Grafen von Finkenbergh gehört — sind hübsche Gärten, weshalb beide Dörfer sehr häufig von den Landeck-er Badegästen besucht werden.

2) Landeck insbesondere.

Das Bad Landeck, eins der ältesten in Deutschland, liegt eine kleine Viertelstunde von dem Städtchen gleiches Namens am Fuße eines meist bewaldeten Berges und am Eingange eines engen Thales, welches ebenfalls die rauschende Biela durchfließt, in der hier die so beliebten Fozellen zu Hause sind, die jährlich von den Badenden in reichlicher Menge genossen werden. Es sind hier 2 Quellen, deren Bestandtheile nur unmerklich unterschieden sind, sie speisen das alte und neue Bad. Das erstere ist etwas stärker, aber die Einrichtung des Badehauses nicht so zweckmäßig und elegant, wie das neuere. Es wird in großen Bassins gebadet, in welchen noch vor einigen Jahren seit Anbeginn her beide Geschlechter zusammen badeten, die Herren auf einer, die Damen auf der andern Seite, doch wird es ungeachtet des jähigen Verbotes — nach welchem für beide Geschlechter zum separaten Baden gewisse Stunden festgesetzt sind — noch heute nicht so genau damit genommen. Aus dem Bassin geht man unmittelbar in die Wannenflüssen, wo man in den mit gewärmtem Quellwasser gefüllten Wannen sich entkleidet, trocken, und wieder anzieht; sehr geschwächte Personen pflegen sich dieser Wannenbäder auch nur allein und mit gutem Erfolge bedienen. — Außer diesen beiden Bädern ist hier noch ein Haus zum Douchen und Tr. psbad eingerichtet, und ein Trinkbrunnen (die Schwefel

*) Fragmente aus meinem Reisejournal vom J. 1817.

quelle), welcher von den meisten Bädern mit gutem Erfolg benutzt wird. Er ist von aufsteigender Wirkung und hat den Geschmack oder erzeugt ein Aufstoßen ähnlich faulen Eiern. Wichtiglich wirkt die Trinkquelle vorzüglich bei durch Verstopfung veranlassenen Krankheiten, die Bäder dagegen bei Lähmungen, gichtischen Zufällen, Rheumatismen, Hämorrhoidalbeschwerden, Nervenschwäche und bei den meisten Damenkrankheiten. Die Temperatur der beiden Bäder ist zwischen 23 — 24 nach Reaumur; die Quellen gehören (nach Hoffmann's Klassifikation der Mineralwasser), unter die salinischen Schwefelwasser, deren Bestandtheile sowohl neutrale als auch erdige Mittelsalze und luftsäurehaltige Erden ausmachen, und sind daher in Schlesten die einzigen Schwefelquellen dieser Gattung, da sie nebst der schwefelartigen Luft auch Luftsäure enthalten. Der starke immerwährende Zu- und Abfluß des Wassers gibt den Bässen stets ein reines, sehr klares Wasser, so wie es ein großer Vorzug hier vor so vielen Bädern ist, daß das Bassin im neuen einmal, und das im alten Bade zweimal täglich abgelassen und frisch gefüllt, auch alle Kannen mit diesem Brunnenwasser versorgt werden. — Zwischen beiden Bädern liegt der alte und neue Salon. Sie stehen mit ihren Nebenzimmern in unmittelbarer Verbindung, so wie der Garten (parkartige Anlagen) vor den Salons nebst den Alleen die beiden Bäder in Verbindung setzen. Im alten Salon ist stets table d'hôte, so wie auch noch an einigen andern Orten (Wirths- und Privathäusern), besonders bei bösem Wetter; sind die Salons der Versammlungsort der Badegäste, woselbst man sich auf mancherlei Weise unterhält. Der neue ist ein schöner Saal, im Innern mit einer Säulengruppe ringsherum geziert. Hier werden die Bälle gehalten. Der gedachte schatteneiche Garten nebst einer großen Lindenallee sind die gewöhnlichen nächsten Spaziergänge. Außerdem ist in einer kleinen Entfernung vom Bade in einem bewaldeten Thale der sogenannte Waldtempel — ein im Tempelstyle erbautes Gebäude, welches eine geräumige Erube und Küche enthält — ein sehr besuchter kühler Platz bei schönem Wetter. — Die zahlreichen Badegäste sind meist aus Schlesien und den nächst angrenzenden Ländern; vorzüglich viele Polen besuchen Landeck.

3) Trüphon ein neues Instrument.

Die Erfindung dieses Instruments gebührt einem Hrn. Hoffmann in Breslau. An den Enden der horizontal besetzten Tasten seiner 4 Oktaven sind die gewöhnlichen aber senkrecht aufgespannten Claviersaiten umschlungen, und indem man beim Spiel die aus Pfaffenstahlsatz gefertigten Tasten mit angezogenen Handschuhen, die man überdies durch feingepulvertes Aetraphonium rauh macht, mehr oder weniger stark und in kurzen oder langen Strichen mit den Fingern streicht, werden durch die Reibungen der Holz-

säbe die Saiten in mehr oder minder starke und anhaltende Schwingungen versetzt. Den Strich beginnt man vorn Ende der Taste nach sich, dem Spieler, zu, und so tönt dem hervorgerufenen tiefen Ton beim Anfang des Strichs während des Zugs auf dem Spieler zu nicht allein seine hohe Oktave, sondern auch die in der Mitte hallende Quinte nach. Diese Quinte ist der natürliche Ton jeder um die Stäbe geschlungenen Saite. Bei den höhern Tönen erklingt sie am stärksten; bei den mittlern schwächer, bei den tiefsten am schwächsten, aber doch merkbar mit, und wegen diesem gleichzeitigen Erschallen der zwei künstlichen und des einen natürlichen Tones hat dieses für die Theorie des Schalles sehr merkwürdige und an sich so äußerst angenehme und vollkommene Instrument den Namen Trüphon.

4) Kammermechanikus Klingert und sein perpetuum mobile.

Klingerts perpetuum mobile oder die mit einer vollständigen Uhr. versehenen wackere Poltalsche Säule, aus bloßem Gold- und Silberpapier aufgebaut, hatte viel Interesse für mich. Sie ging (1817) seit 3 Jahren, ohne still zu stehen, fort; nur wenn die Witterung feucht ist, geht sie etwas langsamer, als bei trockener, was von der stärkern Leitung der feuchten Luft für die Elektrizität der Endpole der Säule herrührt.

5) Die Zuckerraffinerie in Breslau.

Dieses Etablissement verschied jetzt weniger als sonst, weil man seit mehren Jahren die Einfuhr fremden Zuckers gegen einen geringen Impost erlaubt hat. Wie viel eigentlich jährlich produziert wird, behalten die Herren Kaufleute als ein Geheimniß für sich. Im Durchschnitt beläuft sich die Angabe auf 15,300 Ctr. Zucker, den sie versiedeln. Gewiß beträgt das jährliche Produkt viel mehr; denn diese Anlage ist eine der besten ihrer Art.

6) Schlesiener Handel.

Die Hauptartikel, welche Breslau gegen fremde Waare absetzt, sind: Tuch, Leinwand, Wolle, Körbe und Getreide, besonders Weizen. Das Tuch, besonders von mittlerer und grober Sorte, geht eines Theils über Rußland bis Peking, auf dem zweiten Wege über Moskau nach Kasan bis Sibirien, und auf dem dritten Wege über Odessa nach China, Japan und selbst nach Afrika. Die Leinwand nach Spanien und Nordamerika; die rohe Wolle und das Getreide nach England; Körbe nach den benachbarten Staaten, als nach Sachsen, Polen u. s. w., wohin nütunter, besonders nach Böhmen, auch Flach und Garn geht. Ueberhaupt gibt es keinen Staat, mit dem nicht die Breslauer Handlungshäuser wenigstens als Speditours in Verbindung ständen.

(Verw. 1812.)

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 29. des 30ten Bandes.

(Gedruckt im November 1821.)

Himmelskunde.

Wiederkunft des Ende'schen Kometen im Jahr 1822.

Es ist kein geringer Triumph für die neuere Astronomie, daß es ihr jetzt auch gelungen ist, den Lauf einiger Kometen, der in frühern Jahrhunderten ganz außer aller Berechnung zu liegen schien, wenn auch nicht mit der Genauigkeit, wie den der Planeten, doch einigermaßen genau zu bestimmen. Man kennt bis jetzt drei solche Kometen, nämlich den Halley'schen, Olbers'schen und Ende'schen. Sie haben mit Recht diese Namen erhalten, um das Andenken ihrer ersten genauen Berechner, der Astronomen Halley, Olbers und Ende, dadurch zu verewigen. Der Letztere ist zwar so bescheiden, in seinem Aufsage über diesen Gegenstand, welcher sich in Bode's Astronomischem Jahrbuch für 1823 ic. (Berlin, 1820) befindet *), vorzuschlagen, er möchte nach dem Astronomen Pons, „der ihn zweimal entdeckt, und „überhaupt unser Kometenverzeichnis mit weit mehreren „Entdeckungen bereichert hat, als irgend ein früherer „Astronom,“ benannt werden. Allein Hr. Bode bemerkt (S. 224 in der Note) sehr richtig, es scheine ihm, mit Rücksicht darauf, daß der Halley'sche und Olbers'sche Komet ihre Namen von ihren Berechnern, nicht von ihren Entdeckern erhalten haben, richtiger, diesen Kometen, um welchen sich Hr. Ende durch

seine mühsamen Berechnungen das vorzüglichste Verdienst erworben habe, nach seinem Namen zu benennen. Unser Hesperus, der ja schon seines Laufpathen wegen auch ein Wörtlein in astronomia wird mit sprechen dürfen, ist hiermit so frei, bei der astronomischen Stimmenammlung, welcher Herr Bode (ebend.) die Entscheidung überläßt, ein Affirmativ-Votum vor sich zu geben.

Der Ende'sche Komet also — oder warum nicht lieber kurzweg der Ende, da man auch nicht sagt: der Jupiter'sche Planet, sondern der Jupiter? — also der Ende ist schon viermal wirklich beobachtet worden, nämlich in den Jahren 1786, 1795, 1805 und 1819. Diese letzte Erscheinung desselben in den ersten Tagen des Juli wird noch in frischem Andenken aller Hesperusleser seyn. Er trat damals so plötzlich am westlichen Himmel nach Sonnennuntergang hervor, daß Viele in der Geschwindigkeit nicht gleich wußten, was sie mit ihm anfangen sollten. Desto vorbereiteter wird man auf seine Wiederkunft im folgenden Jahre 1822 seyn, da Herr Ende (in obenerwähntem Aufsage des Bode'schen Jahrbuchs) den Lauf des Kometen vom 25. Februar an bis zum 27. Juli von 4 zu 4 Tagen so genau als möglich im voraus berechnet hat. *) Man findet näm-

*) Eine so genaue Berechnung der Kometen, wie die der Planeten, scheint vor der Hand um deswillen noch nicht möglich zu seyn, weil der Komet in den von der Sonne entfernten Theilen seiner Laufbahn, wo er in die Nähe der großen, massenreichen Planeten Jupiter und Saturn geräth, bedeutende Störungen erfahren muß, wodurch nicht nur die Geschwindigkeit seines Laufes, sondern selbst die Form und Lage seiner Bahn verändert wird. Dieß ist auch Ursache, daß er bei seiner Wiederkehr nicht wieder an der nämlichen Stelle des Himmels steht, und oft nur während der Tagesstunden, also mit der Sonne zugleich, auf- und

*) Ueber die Bahn des Pons'schen Kometen, nebst Berechnung seines Laufes bei seiner nächsten Wiederkehr im Jahr 1822, von Hrn. Prof. Ende, Direktor der herzogl. Sternwarte Seeberg bei Gotha. S. 211 u. ff.

sich in der Tabelle, die er S. 218 und 219 liefert, zuerst die gerade Aufsteigung, und dann auch die Abweichung (Declination) des Kometen, zwei Dinge, die sich bekanntlich am Himmel wie die geographische Länge und Breite auf der Erde verhalten, und zur Bestimmung eines einzelnen Punktes am Himmel so hinreichend sind; wie jene beiden Größen auf der Erdoberfläche. Am 24. (oder 25.) Mai wird der Komet in der Sonnennähe seyn, und $81^{\circ} 12'$ (oder $80^{\circ} 33'$) gerade Aufsteigung und 23° (oder $23^{\circ} 27'$) nördliche Abweichung haben. Herr Encke ist geneigt, die erste dieser Angaben für sicherer als die zweite (hier eingeklammerte) zu halten. Was die Auffindung des Kometen indeß bei uns erschweren dürfte, wird seine Lichtschwäche seyn. Unter der Polhöhe des Seebergs (bei Gotha, etwa $= 50^{\circ} 55'$) wird er am 25. Febr. bei Sonnenuntergang etwa $26\frac{1}{2}^{\circ}$ hoch stehen, und 2 Stunden 55 Min. später als die Sonne untergehen. Am 13. März wird er 20° hoch stehen, und 2 St. 9 Min. später als die Sonne, von der Mitte März an also noch in der Abenddämmerung, Anfang Juni zugleich mit der Sonne untergehen. Für die südliche Halbkugel der Erde wird er dagegen höchst wahrscheinlich so weit sichtbar werden, daß man ihn bei einiger Kenntniß seines Orts selbst mit bloßen Augen wird sehen können. Schon am 9. Juni sieht er unter einer südlichen Breite von 34° , etwa 24° hoch bei Sonnenuntergang, und wird Ende Juli selbst im Meridian beobachtet werden können.

Sollte Jemand an der Wahrheit aller dieser Berechnungen des Hrn. Encke zweifeln, so kann dieser

untergeht, so daß man gar nichts von seinem Daseyn erschließt. Dies muß beim Encke zwischen den Jahren 1786, 1795, 1805 und 1819 der Fall gewesen seyn. Die Größe jener Störungen ist eben noch nicht ganz genau bekannt, wenigstens für die früheren Umläufe des Kometen (vor 1819) nicht scharf berechnet. Auch ist die Umlaufzeit von 1803 bis 1819 (von einer Sonnennähe bis zur andern) nicht mit aller Schärfe bekannt. Hr. Encke setzt die Gränze derselben für 1819 zwischen $1204\frac{1}{10}$ und $1203\frac{1}{10}$ Tage. Er hat daher auch die Ephemeride des Kometen für 1822 auf eine doppelte Weise berechnet, deren jede andere Annahmen (die wir hier nicht mittheilen können) zum Grunde liegen. Die Differenzen zwischen beiden sind indeß von keiner solchen Bedeutung, daß die Astronomen bei der Auffindung des Kometen an den in den Tabellen bestimmten Tagen sollten sehr irre geleitet werden können.

getroßt ausrufen: Wer nicht glauben will, kanns nachrechnen. Er sagt S. 217: „Die hier gegebenen Zahlen erforderten die Berechnung von etwas mehr als tausend Planetenörter aus den Tafeln (ohne die vorläufigen Bestimmungen und einzelnen Wiederholungen zu zählen) nebst den dazu gehörigen Kometenörtern, die Bestimmungen eben so vieler Distanzen und Störungscoefficienten.“

—mm—

XI. 18.

Philosophie.

Eine Parallele zwischen alter und neuer Literatur und Kunst.

(Schluß v. Nr. 25. XXX.)

Allein abgesehen von dieser Fehde französischer Schmeichelei, worin besteht denn nun der Vorzug der Alten vor den Neuern, welche sind ihre hervorragenden Eigenthümlichkeiten und die Ursachen ihrer Vorzüge? Lassen Sie mich, meine Herren, erst diese Frage beantworten, ehe ich auf der Rekehrseite die Vorzüge und Verdienste der Neuern vor den Alten zeige. Wenn schöne, reizvolle Darstellung und Geschmack in den Werken des Verfaßtes und in den Meisterstücken der Kunst der Wiederkehr unserer geistigen Kultur sind, so gebührt wohl unstreitig, nach dem Geständniß und wiederholtem Zeugnisse der größten Gelehrten und Kenner des Alterthums, die mit Unpartheilichkeit und Selbstverläugnung geprüft haben, im Falle der schönen Künste und Wissenschaften, in der Dichtkunst und Beredsamkeit den Alten der Vorzug vor den Neuern. Ich gestehe zwar gerne zu, daß Einige zu übertriebene Schätzer und Lobredner des Alterthums sind, daß Manche in ihrer Vorliebe und Hochachtung gegen diesen oder jenen Dichter, Redner und Historiker unter den Griechen und Römern zu weit gehen, daß Einige da Schönheiten finden, wo keine sind, daß sie oft einen Schmuck zu entdecken glauben, weil sie ihn finden wollen, daß sie nicht sowohl die Vorzüge, die Verdienste, das Kraftvolle, das Bedeugene und Erhabene der Alten schätzen, als vielmehr die Mühe, den Eifer und Fleiß, welchen sie selbst auf das Lesen und Erklären dieses oder jenes alten Schriftstellers gewendet haben. Doch wenn auch Einer oder der Andere aus Vorurtheil, aus Eigensiebt, Stolz oder Unwissenheit die Verehrung gegen die Alten zu weit getrieben hätte; so sind doch zu allen Zeiten und unter allen kultivirten Völkern unpartheische, aufklärte, scharfsinnige Richter und Kenner vorhanden, deren Urtheile und Stimmen

zusammen genommen, in Ansehung des Vorzugs der Alten in den genannten Zweigen, die Gültigkeit des schärfsten Urtheils haben. Die Alten werden überall von den besten Köpfen gelebt, oft gelesen, als Muster aufgestellt, und belohnen jedesmal die Mühe der gewendeten Aufmerksamkeit von neuem. Die spätern Schriftsteller werden bloß von Einigen gebilligt, oft von partyeischen Lobrednern empfohlen, und im Allgemeinen den Alten immer nachgesetzt, auch in der Regel nur selten und mit Einschränkung als Vorbilder der Nachahmung angepriesen. Die unschätzbaren Meisterstücke der alten Dichter und Redner, selbst in ihren Fragmenten und geringen Ueberresten, beweisen, daß die Natur ihre Führerin bei der Komposition war. Von ihr entlehnten sie den Plan zu ihren Werken, die Einrichtung des Ganzen, die Anordnung der Theile und die Ausführung derselben. Sie ahmten die Natur in ihrer Einheit und Mannigfaltigkeit, mit einer sorgfältigen Wahl und mit einer lebenswichtigen Leichtigkeit nach. Sie wählten das Beste, das Schönste, das Vortrefflichste und stellten es auf die vollkommenste Art dar, so daß ihre Werke immer und überall Muster und der Abganz ihres inneren Seyns sind. Sie banden sich zwar dabei an Regeln, ließen sich aber von ihnen keine Fesseln anlegen. Ihr Vorbild, ihr Geschmack, ihre Einkleidung ward Regel für ihre Nachahmer. Die Natur, das ideale Schöne, war ihr Muster. Wir hingegen ahmen vielleicht mehr die Kopien der Natur, als die Natur selbst nach. An gewisse Regeln und schulgerechte Vorschriften gebunden, die wir beim Lesen den Alten abgelernt haben, richten wir uns im Denken und Schreiben, oft ohne daß wir es wollen und wissen, genau nach denselben. Da es aber leichter ist, selbst etwas zu thun, als das, was ein Anderer gethan hat: ist es da wohl zu verwundern, wenn die neuern epischen Dichter unter Homer und Virgil, die tragischen und lyrischen unter Euripides und Sophokles, unter Pindar und Horaz bleiben? Nicht dünkt, es gibt wie in der Kunst also auch in der Poesie und Beredsamkeit eine gewisse Stufe, über welche hinaus zu gehen Vermessenheit ist, woraus nichts Gelungenes kommen kann. Die Alten haben nach dem Urtheil der Kenner diese Stufe erreicht. Die Neuern sind ihnen aber entweder nicht beigekommen, oder haben sich über diese Stufe hinauszuschwingen gesucht, und sind dadurch ins Unnatürliche verfallen. Haben ja einige seltene Originalköpfe die Alten in den verschiedenen Zweigen der Dichtkunst und Beredsamkeit erreicht, bisweilen selbst übertroffen, so ist es ein glücklicher Zufall, und jene bleiben immer im Besitze der Erfindung. Und schon dieses scheint keine geringe Ursache ihres Vorzugs zu seyn. Eine gewisse edle Einfalt der Alten in ihren Gedanken und Vortrage, eine lobenswürdige Nachlässigkeit und Ungezwungenheit in ihren Werken, ein fester, männlicher Schritt, mit dem sie ihren Zweck verfolgten, ein Scharfbild, mit dem sie unverrückt ihr Ziel im Auge behielten; alles dieses zusammen genommen macht ihre Vollkommenheit, ihre Größe, ihre Drei-

gültigkeit und Unverrückbarkeit aus. Ihre Werke sehen in ihrer Reife, in ihrer Vollendung da! —

Fretlich vereinigten sich in jenen früheren Zeiten mehrere glückliche Umstände, welche sie auf diese Höhe, zu dieser Stufe der Vollkommenheit erhoben, die uns jetzt nicht mehr oder nur selten begünstigen. Staatsmänner, Feldherren und selbst Fürsten fanden es nicht unter ihrer Würde, sondern hielten es für den größten Ruhm, Gelehrte zu seyn, die Menschen durch Schriften zu erleuchten und ihr Zeitalter aufzuklären. Sie setzten eine Ehre, eine edle Art von Stolz darin, Schützer und Beförderer der Wissenschaften und Künste zu seyn; und die Gelehrsamkeit in ein trümer helleres Licht zu setzen. Sie empfahlen wichtige und talentvolle Männer von niedrigem Stande, gingen auf das freundschaftlichste mit ihnen um, und suchten ihre Lage auf das vortheilhafteste zu verbessern. In den neuesten Zeiten hat jedoch dieß auch Friedrich der Große, König von Preußen. — Eine andere Ursache der Vortrefflichkeit der schriftstellerischen Werke des Alterthums liegt darin, daß zu jener Zeit Literatur, Gelehrsamkeit und schriftstellerische Arbeiten kein Gewerbe und dürftiges Mittel, oder gar ein Nothbehelf des Unterhalts waren, sondern edel und frei zu gemeinnützigen Absichten, ohne Handwerks- oder Tagelöhnerarbeit zu seyn, zu keinen andern als zu edeln und höhern Zwecken; einzig zum Besten des Staats und seiner Bürger gebraucht wurden. Es ist ein unendlicher Unterschied, zu arbeiten, weil man sich stark, geschickt und dazu ausgelegt fühlt, und zu arbeiten, weil es die Ehrsucht, die Mode, die Eitelkeit erheischt, zu arbeiten, wann und so lange man will, und zu arbeiten, weil man seinen Unterhalt dadurch erwerben muß, oder andere niedrige Absichten erreichen will. Der Verstand, der Geist des Menschen sey von Natur noch so groß: wenn er bei seinen, besonders geistigen Unternehmungen, die eine freie unumwobene Seele und Thätigkeitskraft erfordern, von Sorgen der Nahrung, von Mangel oder andern Lasten gedrückt wird, so vermag er sich nie ganz zu erheben; wie wird er Werke der Unsterblichkeit hervorbringen, und indem er sich erhebt, sinkt er unter der schweren Last bald wieder nieder.

Auch der Umstand verdient bei der Schätzung der Vorzüge der Alten in ihren Selbstwerken nicht übersehen zu werden, daß diejenigen, welche in den Wissenschaften, in den bildenden und lebenden Künsten groß waren, außerordentliche Ehrenbezeugungen genossen, und das Lob, den Beifall eines ganzen Volks erwarten konnten. Beispiele sind unter den Griechen Pindar und Praxiteles, unter den Römern Horaz und Virgil. Man weiß, wie sehr ein Schriftsteller und Künstler durch das Lob eines erhabenen Verrückers seiner Schriften und Kunstwerke, durch das lächelnde Lächeln eines Mäcenas entzückt wird; man weiß, was für eine mächtige Wirkung öffentliche Ehre, Beifall, Preise und Belohnungen aus eines Fürsten Hand thun, wie sehr sie zum Fleiße und Eifer anspornen, welche ein starkes

Lehrbrad sie für die Fieber sind, wie heftig sie den Verfasser und Künstler anfeuern und gleichsam elektrifiziren, um alle Maschinen seines Geistes in Bewegung und in die lebhafteste Regsamkeit zu setzen.

Endlich liegt der Grund, von dem Vorzuge des Alterthums vor den Neuern auch darin, daß die Alten auf die Ausarbeitung, Fellung und Polirung ihrer Schriften viele Jahre verwendeten, sie mit ungemeiner Sorgfalt besserten und vorher die Urtheile der Kunnet darüber sammelten, ehe sie dieselben öffentlich bekannt machten. Das Parabolische: Nonum prematur in annum, galt fast als allgemeine Regel. Wodurch der Tadel der Klugen, der Einsichtsvollen, der Kenner scheut, vor sein Werk des Geschmacks, welches er mit Mühe und Liebe ausgearbeitet hat, nicht zu verschlehenen Zeiten wieder vor sich nimmt, daran sollt, die üppigen Auswüchse, die gelben, wilden Ranken wegschneidet, die Fehler, welche er in der ersten Hitze der Arbeit nicht bemerkte, verbessert und die noch fehlenden Schönheiten hinzufügt, der nicht wenigstens in großen Worten, keine Meisterstücke, keine Arbeiten für die Unsterblichkeit liefern.

Sehen wir aber auf der andern Seite auf solche Wissenschaften und Künste, welche auf Beobachtung, lange Übung und Erfahrung gegründet sind, so werden wohl hiein die Neuern den Alten den Preis abtaufen. Damit hängt eine andere Frage zusammen — sind überhaupt die Neuern in theoretischen sowohl als praktischen Kenntnissen, in Künften und mechanischen Arbeiten nicht weiter gekommen, als die Alten? Man müßte ganz außerordentlich für die Alten eingunehmen, von einem ganz falschen Schimmer geblendet seyn, wenn man diese Frage verneinen wollte. Es mag seyn, daß Griechenland und Rom große Mahler, vertreffliche Bildhauer, geschickte Baumeister u. s. f. gehabt haben. Allein wir werden, wenn wir unpartheyisch prüfen, finden, daß die Künstler der neuern Zeiten ihnen wenig oder nichts nachgeben. Will man mit reiner Wahrheit und ganz ohne Parteytheilung vertheilen, so wird man gestehen müssen, daß manches Kunstwerk aus dem Alterthume dem vollendeten Meisterstücke eines neuern Künstlers oft bloß deswegen vorgezogen wird, weil jenes alt und aus der Erde gegraben worden, dieses hingegen neu und über der Erde vor unsern Augen verfertigt ist. Wir sehen ferner Künste unter uns, darin die Alten entweder nur eine leichte Kenntniß, davon sie bloß einen Schatten hatten, oder in welchen sie völlig fremd waren. Was hat nicht in unsern Zeiten die Kriegskunst, die Schiffbaukunst, die Buchdruckerkunst, die Kupferstecherkunst, die Tonkunst, die Schauspielkunst u. s. für einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht! Von der Feloplastik, Uhrmacher- und Orgebankunst wüßten die Alten gar nichts. Wie haben sich nicht die Erdbeschreibung, die Astronomie, die Scheidekunst, die Apothekerkunst, die Naturlehre und Naturgeschichte, die Marktscheidkunst, die Metallurgie, der Bergbau, die Mechanik, die schöne Gartenkunst, (in welcher sich Hirschfeld erworben hat) u. s. w. em

porgeschwungen! Wie sind Fabriken und Manufakturen gestiegen! Wie weit stehen nicht in allen diesen Kenntnissen und Fertigkeiten die Alten den Neuern nach! — Es gehört eine große Verblendung, oder eine noch größere Hartnäckigkeit dazu, wenn man hier die Augen geflissentlich zuschließen, oder bei Betrachtung aller dieser Künste und Wissenschaften den Alten den Vorzug vor den Neuern einräumen, und jene über diese erheben wollte. Welche wichtige Entdeckungen hat man nicht in unsern Zeiten in der Naturkunde, in der Arzneiwissenschaft gemacht, davon in den frühesten Zeiten entweder gar keine, oder nur eine sehr mittelmäßige Kenntniß vorhanden war! Um nur Einiges anzuführen, haben die Alten in der Anatomie den Neuern sehr wenig vorgearbeitet, und in der Physiologie waren sie sehr weit zurück. Von der Analysis und höhern Geometrie, der Electricität, der Leistung des Blutes, und Physiognomie wußten sie beinahe gar nichts. Die Ehre der Erfindung dieser Wissenschaften gehört dem Descartes, Newton, Leibnitz, Franklin und Lavoisier. Welche gründliche Einsicht hat man nicht dadurch in das Weltssystem erhalten! Und wie leicht ist uns jetzt der Weg zur richtigern Kenntniß der Natur und der Menschen überhaupt gebahnt! Was für Maschinen, welche Werkzeuge sind nicht erfunden worden, durch welche man die Natur in ihren innersten Geheimnissen und gleichsam in der Nähe betrachten lernte! Wie hell und aufgeklärt sind nicht jetzt unsere Kenntnisse in dem Laufe der Gestirne! Wie hoch ist nicht in unsern Zeiten die Wissenschaft der Kräfte gestiegen! Zu welcher Vollkommenheit ist nicht die Bergheberkunst, die Heilkunde erhoben worden! Sind wohl die Alten in allen diesen Kenntnissen über uns emporgestiegen, oder haben nicht vielmehr wir sie darü überflügelt? —

Und endlich, welchen Einfluß in alle diese Entdeckungen hat nicht die Religion gehabt! Haben wir nicht der Philosophie nicht ihr großentheils die Blüthe unserer bessern Einsichten zu verdanken? Welche liberalen vortheilhafte Wendung gab sie dem Zustande der Gelehrsamkeit? Konnten sich die Alten derselben rühmen? Hatten sie die wahre? Wer läugnet es, daß die falsche Religion, daß verkehrte Vorstellungen, daß unrichtige und dunkle Begriffe von der Gottheit die leuchtenden Strahlen der Wissenschaften, die Bildung der Menschheit mehr hindern? Sie, diese wohlthätige Tochter des Himmels, lehrte die Freunde, die Lehrer aller richtigen Ueberzeugung die Kräfte ihres Geistes ungehindert, nicht von falschem Wahn, Vorurtheilen und Aberglauben getäuscht, gebrauchen, besser anwenden und mehr vervollkommen. Sie feuerte die Menschen an, immer tiefer in die Wunder der Gottheit einzudringen, und plötzlich entstand ein allgemeiner Wettstreit, die Wissenschaften und Künste emsiger zu bearbeiten, Fürsten widmeten sich ihnen eifriger und schätzten sie als die Zierde, den Ruhm und Vortheil ihrer Länder beinahe durchgängig. Kurz, die Vortheile, der Gewinn, die Hilfe, welche die Religion den Wissenschaften gewährte, sind kaum zu berechnen, nie

genug zu schätzen, und man lerne Ihren hohen Werth, ihre Würde und Vortrefflichkeit täglich mehr einsehen. Nunmehr wechseln Künste und Wissenschaften beständig ab, unterflügen sich, stehen gegenseitig im schönsten Einklange, und bieten einander Schwesterlich die Hand. Und was folgt nun aus diesem Allen? Man soll weder den Werth der Alten verkennen, noch auch die Neuern herabsetzen; weder jene abgöttisch verehren, noch diesen unbedingt Weihrauch streuen. Beide haben ihre Vorzüge, die sie uns schätzbar machen, beide ihren Werth, ihre Verdienste, ihre Licht- und Schattenseite, welche wir sorgfältig aufsuchen, prüfen und das Bessere davon behalten wollen, gemäß dem Aussprüche und Sinne des Seneca im 64. seiner Briefe, welche Stelle ich zum Schluß noch nach der deutschen Uebersetzung anführen will. „Ich schätze, sagt er, die Erfindungen der Weisheit, ich verehere die Urheber derselben. Sie als eine Erbschaft anzutreten, gewöhret Verthell. Ich habe sie erlangt und mit vielem Fleiße erworben. Dabei aber wollen wir die Rolle eines guten Hausvaters spielen, und mit dem Erworbene huchern; meine Nachkommen sollen einst mehr erben. Es ist noch Vieles zu thun übrig, und Vieles wird noch übrig bleiben. Keinem Sterblichen wird noch nach Jahrtausenden die Gelegenheit verschlossen seyn, mehr hinzuzusetzen. Gesezt, die Alten hätten alle Erfindungen erschöpft, so wird doch der Gebrauch derselben, die Kenntniß, die gehörige Anwendung des Erfundene immer neu seyn. Es sind uns Mittel zur Heilung der Augen angesetzt, ich habe folglich nicht nöthig, mich nach andern umzusehen. Diese sollen wir auf Krankheiten, auf die Zeit einrichten. So wird die Scharfsichtigkeit der Augen wieder gestärkt: ein anderes vertreibt den Geschwulst der Augenlider; eins mindert die zu schnelle Bewegung und überflüssige Feuchtigkeit; ein anderes schärft das Gesichte. Alle diese verschiedenen Mittel wird man fleißig anwenden, die Zeit sorgfältig dazu wählen; und jedes einzelne mit Ueberlegung durchdenken. Die Mittel, unsern Geist zu bilden, haben die Alten erfunden; sie auf eine richtige Art und zu der gehörigen Zeit anzuwenden, kommt uns zu. Unsere Vorfahren haben Vieles gethan, aber noch nicht Alles vollendet. Dennoch muß man sie hochschätzen, und den Vätern gleich verehren. Warum sollte ich also die Wilder großer Männer, welche den Geist anfeuern, nicht in meinem Hause haben? Warum nicht ihre Geburtstage feiern? Warum sie nicht Ehren halber oft nennen? Diefelbe Hochachtung, welche ich meinen Lehrern schuldig bin, bin ich eben sowohl den Lehrern des menschlichen Geschlechts, den Urhebern dieser herrlichen Güter schuldig. Sobald ich einen Konsul, einen Prator sehe, so thue ich Alles, was ich seiner Würde schuldig bin. Ich fleige vom Pferde, entblöße mein Haupt und welche ihm aus dem Wege. Was soll ich hier thun? Soll ich an die beiden Rationen, an Sokrates, an Plato, Seno und Kleanth, an Scipio und Caelius Capinus nicht mit der größten Ehr-

achtung denken? Ich verehere sie und flehe allemal vor diesem großen Namen an!“ —
E. P. P.

Correspondenz und Neuigkeiten.

Berlin und seine merkwürdigern Umgebungen.

(Berl. u. Nr. 22. XXX.)

Das Nachtwächterpersonale in Berlin maebet sich durch einen kurzen Pfiff beim Schlage der Wachstunden, und durch ein bloß laut gesprochenes: „Sehn ist die Stod“ u. s. w. Sehr gefährlich scheint mir die Einrichtung, daß die Wächter die gesammten Hauschlüssel ihres Bezirkes bei sich führen und Jedem, der sie ruft, gegen ein kleines Geschenk die Hausthüren öffnen, ohne zu wissen, ob der Rufende in's Haus gehöre oder nicht. Bei nächtlichen Feuersbränden bläset die Wächter in ein kleines Horn, und die Trompete der in Berlin garnisonirenden Cavallerie lärmten die Menschen aus dem Schlafe. Die Hülfs- und Rettungsanstalten sind vortreflich.

Die Musik hat in Berlin einen würdigeren Standpunkt erreicht, als in Breslau. Das Personale der königl. Kammermusik hat Meister unter sich, die jeder Kapelle Ehre machen würden. Die Oper ist daher vortreflich besetzt, und Spontini hatte wenig zu metamorphosiren, da ihm der wahre nun leider verstorbene Weber so gründlich vorarbeitete. Die leidigen Drehorgeln treiben auch hier ihr Wesen, doch wird man nicht so arg damit gequält, wie in Schlesien. Die Erfindungsgabe der Berliner weiß selbst diese Art Musik gefälliger zu machen. Eine Pansflöte oder sonst ein Instrument begleitet die monotonen Accorde dieser Orgeln. Mit Entzücken hörte ich einem Straßenmusikus zu, der bei Nacht den Troubadour zur Guitarre sang, und die Vor- und Nachspiele mit einem meisterhaften Pansflötenspiel ausführte. Die Singschöre der Gymnasialen, unter der Leitung eines praefectus chori, verdienen alle Achtung, zumal wenn man sie in den Hauptstraßen Berlins hören kann. Für den Janbagel ertönen nur freilich hier und da barbarische Dissonanzen, die ihren Zweck immer gut genug erreichen.

Das Ausrufen verschiedener Nahrungsmittel, Delicatesseu und anderer Bedürfnisse fällt dem Fremden in Berlin weit lästiger, als die kreischenden Exclamationen der Wiener Frachtkerinnen u. s. w., da bei der geringern Frequenz der preussischen Hauptstadt diese Stimmen um so hörbarer gelten, und die Speculationswuth alle, selbst die niedrigsten Stände ergreifen hat.

Der einzige nahe Spaziergang der Berliner ist der Thiergarten vor dem Brandenburger Thore, der, obgleich regelmäßiger als der Prater in Wien, dennoch den Genuß nicht darbietet, der Jedermann in diesem entgegengelacht. Eine des Abends durch Hängelampen erleuchtete vortrefliche

Gauffée führt nach dem eine Stunde entlegenen Charlottenburg. Der ungeheure Staub der wärmern Jahreszeit breitet sich in dichten Wolken aus der Sandfläche über das junge Grün der Bäume, und hemmt die bessere Vegetation. Fast und edelhaft steht dann die ganze Parthe da. Und doch drängen sich Tausende von Luftwandlern durch die verdorbene Luft, um die sogenannten Säfte (Restauration) zur Rechten, und die theuren Erfrischungen des Hofsüßers zur Linken zu erreichen. Wenig wird das schöne Bellevue, ein dem Prinz August gehöriges Lustschloß, hinter, den Seiten an der Spree, häufiger Charlottenburg besucht, das, wenn es nicht eben so wie ganz Berlin mit seinen Umgebungen im Sande läge, ein sehr interessanter Ort genannt zu werden verdient. Das königl. Schloß mit dem daran liegenden Garten nimmt sich recht niedlich aus. Merkwürdig und wahrhaft schätzworth ist das Monument der verstorbenen Königin Louise in einer Seitenanlage des Gartens, das man nur durch den Kastellan zu sehen bekommt. Im Innern des Monuments führen zwei Treppen von acht Marmorsufen auf den höhern hintern Raum, neun Stufen zwischen diesen abwärts zur Gruft, die durch eine Thüre aus Mahagoniholz verschlossen ist. Oben steht der Sarkophag von Rhod, worauf die Bildsäule der Königin ruht. Man muß Achtung vor dem Künstlertalente des trefflichen Bildners empfinden, wenn man in dem Heiligthume steht. Diese einfache Schönheit ergreift unwillkürlich, und nur mit Mühe trennt man sich von der Göttergestalt, die noch dazu sprechende Ähnlichkeit haben soll. Zwei herrliche, antik gearbeitete Sandelaber von Eik und Rauch, deren Schaft die Poren und Porzen umgeben, vollenden das Ganze. Ich mochte die Schloßeinrichtung nicht mehr sehen, ich hatte an dem Monumente hinreichenden Genuß. Unäblich am Sterbetage der verehrten Frau trauert Friedrich Wilhelm III. in feyerlicher Stille mit seiner Familie am Sarge der Entschlafenen.

Wer einige Zeit in Berlin zugebracht hat, und Potsdam zu sehen vernachlässigte, der hat in der That viel zu bedauern. Ich fuhr mit einer Gesellschaft junger Aerzte dahin. Der Ort ist vier Meilen von der Hauptstadt entfernt, und hat eine sehr romantische Lage, die freilich das der Werk eignen Mißgeschick, vom Sande bedeckt zu seyn, theilen muß. Spät am Abend kamen wir nach dem teutschen Hause, einem Gasthose dem königl. Schlosse gegenüber, und zeitlich begaben wir uns zur Ruhe, um des andern Tages mit feischer Kraft in den Schönheiten Sanssouci's und des neuen Gartens herumwandeln zu können. Das Glückspiel auf dem Garnisonkirchthurme, welches vom Schloßbache zu sehen scheint, klingt so feyerlich und klagend, als wenn Friedrich des Großen Geist über seinen Schöpfungen schwebte. Ich ward so sehr von diesem Gedanken begeistert, daß ich um Mitternacht an's Fenster trat, um dieses süße, wehmüthige Tongelispel recht deutlich zu hören. Unser erster Gang führte uns nach dem neuen Garten am heiligen See, wo das Marmorpalais zu sehen ist, Friedrich Wilhelm II.

ließ das Haus bauen, das eine ephemere Dauer zu versprechen scheint. Der an den äußern Wänden angebrachte Marmor ist schon halb verwittert. Die innere Einrichtung ist königlich. Die Fraueninsel im heiligen See, den Erholungs-ort des Königs, besuchten wir nicht, weil wir Sanssouci sehen wollten, und nur ein Tag für Potsdam bestimmt war. Sanssouci liegt dicht an der Stadt, und ist ein Garten, welcher das sogenannte Schloß Sanssouci, die Wildergalerie und das neue Schloß in sich faßt. Auf einer Anhöhe, die durch mehrere mit Drangerie besetzte Terrassen abgetheilt ist, liegt das Schloß Sanssouci, ein Parterregebäude, Friedrichs des Großen Lieblingsaufenthalt. Heilige Schauer umwachten mich, als man uns die Stelle zeigte, wo der Monarch seinen großen Geist aushauchte. Die Bibliothek in Schränken von Ebernholz steht so, wie sie Friedrich verließ, desgleichen sein Arbeitstisch mit der Locke, Papierkiste, Dintzenzeug u. s. w. Das Schloß ist voll der schönsten Marmorantiken und Gemälden aus allen Schulen. Links von dem Schlosse liegen Friedrichs Lieblingshunde Almens, Diana, Thibbe, Biges u. unter Steinen begraben. Die Parterrelage ohne Souterrain mag wohl der morckhen Maschine des betagten Philosophen nicht ganz zuträglich gewesen seyn. Auch Voltaires Stube, mit Büchern, Affen u. decorirt, ward uns als Merkwürdigkeit gezeigt. — Am Fuße von Sanssouci steht eine Anzahl Statuen von weißem Marmor, meistens von Adam in Berlin gearbeitet, von hoher Eleganz. Bedauern muß der Kunstfreund, daß unser Morden, dem zarten Marmor aphod, aus der milchweißen Glätte durch das Verwittern Sandsteingestalten hervorspruht. Der gallische und teutsche Bandalismus hat auch an diesen schönen Formen seine Wuth ausgelassen. — Das neue Schloß im hintern Garten von Friedrich II. in den Jahren 1765 — 67 gebaut, ist allerdings ein imposantes Gebäude, welches aber vernachlässigt zu werden scheint. Die Marmorantiken vor dem Schlosse geben ihrem Untergange entgegen; die Sandsteinfiguren, welche das Gebäude unmittelbar umgeben, sind höchst unästhetisch, so zwar, daß man nicht begreift, wie ein so sehr unwissender Bildhauer diese Decorationen zu arbeiten übernehmen durfte. Die herrlichen Hintergebäude sind von dem aus allen Infanterie-Regimentern der Armee zusammengesetzten Lehrbataillon besetzt, welches von der in Potsdam liegenden Garde exerciren lernt. — Im neuen Schlosse ist meines Erachtens nur der Grotten- und der große Saal einiger Aufmerksamkeit werth. Doch ist der letztere für seine Größe zu niedrig. Die an den Wänden symmetrisch angebrachten Muscheln, und das die Felber hier und da bedeckende Spiegelglanzmetall machen einen guten Effect. Napoleon soll viel Behagen an dem Saate gefunden, und den Wunsch geäußert haben, ihn in das Louvre versetzen zu können. Der große Marmosaal, 100 Fuß lang, 60 breit, 50 hoch, ist allerdings herrlich. Der Fußboden aus Marmormosaik von Samby und Müller scheint nicht ganz zu den Wänden zu passen. Der Plafond ist von Baptoos gemahlt. Vier große Gemälde, das Opfer der Iphigenia

von Bantoo, der Raub der Helena von Pesea und Robe, das Urtheil des Paris von Pierre, und Bacchus und Ariadne von Restout, jedes 14 Fuß hoch und 20 breit, zieren die kolossalen Wände. Das gesammte Marmorhaus am heiligen See hat, dem kubischen Inhalt nach, zu diesem Saale überflüssigen Platz. In den Zimmern aller drei Geschosse hängen die vortrefflichsten Gemälde, die, so wie jene von Sanssouci und der Bildergalerie des Berliner Schlosses, und jene der einstweilen im Universitätsgebäude befindlichen Giustinianischen Sammlung, größtentheils dazu bestimmt seyn sollen, die beabsichtigte Gründung einer königl. Gallerie im Gebäude der Akademie der bildenden Künste zu unterstützen. Auch in diesem Schlosse wohnt zuweilen Friedrich der Große; in seinem Schreibkabinet zeigt man noch die Dintenlecke von seiner Hand und die Spuren der hingesehten Tassenköpfe, und sieht darauf mit Ehrfurcht. Der im Garten von Sanssouci befindliche Antikentempel verdient diesen Namen ganz. Er ist voll von Denkmälern der alten Sculptur. Die Bildergalerie enthält nicht ganz 190 Gemälde in einem Saale, der einer der größten in Europa ist. Er hat nämlich 258 Fuß Länge, 36 Breite, und 13 Fuß Höhe, was nur freilich nicht das schönste Verhältniß gibt. Marmor ist überall verschwendet, was gewiß von den Statuen im Freien gilt. Schade, daß der herrliche Garten in der Sandfläche nur durch die angestrengteste Kunst erhalten werden muß. Schon war es Mittag geworden, als wir den Garten verlassen. Nach Lische schlug ich der Gesellschaft vor, Friedrichs Gruft in der Garnisonkirche zu besuchen. Die Kirche ist sehr geschmackvoll gebaut, mit einem schönen Thurne, worauf das erwähnte Glockenspiel angebracht ist. Unter der schönen Kanzel hinter dem Altare in einem Gemölde über dem Boden sehen die Uebersasse Friedrichs II. und seines Vaters Friedrich Wilh. I. Es ist eine eigene Empfindung, an dem Sarge eines großen Mannes zu sehen. Dieselbe Empfindung durchströmte mich an dem einfachen Sarge Josephs II. in der Kapuzinergruft zu Wien. Beide Monarchen kamen viel zu früh für ihre Staaten, obschon Friedrichs Thatkraft länger waukelt, als des genialen Erstgeborenen der unversehrten Theresia. Potsdam ist eine der schönsten Städte des preussischen Staates, von etwa 24000 Menschen mit Einschluß des Militärs bewohnt. Das königl. Schloß in der Stadt enthält nichts Sehenswerthes. Kurfürst Friedrich Wilhelm streng es 1660 zu bauen an; unter K. Friedrich I. 1701 ward der Bau vollendet. Die Umgebungen des Schlosses sind monoton, die ziemlich guten Sandsteingruppen, Fichter u. s. w. vorstellend, verstämmelt. Der Ton in der Stadt soll steif seyn, die Offiziere der Garnison sind, zumal gegen Fremde, außerordentlich artig. — Nahe bei Potsdam, westlich, liegt das böhmische Colonistendorf Nowawes.

(Die Fortsetzung folgt.)

III. 5.

Kurze, interessante geographisch = statistische Notizen.

1. Kurze Notizen über Preussisch-Schlesien von Prof. Zipser zu Neusohl in Ungarn.

(Beschluß v. Nr. 28. XXX.)

7. Klöster.

Die Klöster sind 1810 aufgehoben worden, und so auch das der Augustiner (die sich Sandherren nannten, weil der Theil der Stadt wo sie wohnten, die Sandinsel heißt) worin jetzt die königl. Universitäts-Bibliothek aufgestellt ist. Zu den Kapitularen, die hier außer der Stadt ihre Domkirche haben, gehört der beliebte Kanzelredner Dr. Daniel Krüger. Er ist nebst vielen Erbauungsschriften auch der Herausgeber des Erziehungs- und Schularthes, dessen Druck er gemeinschaftlich mit Dr. Sarsnisch und Kawerau besorgt.

8. Theater.

Das Theater wird durch Aktien erhalten. Die Theatnehmer, sowohl Kaufleute als nicht Kaufleute, wählen von Zeit zu Zeit eine Direktion für die Geschäfte. Die vorzüglichsten Schauspieler sind (1817) Nagel in ernsthaften Rollen, Anschütz *) in eben dergleichen, spielt auch erste Liebhaber, ist aber für solche schon etwas zu corpulent; Schmeltz als Komiker, nur neigt er sich mehr zum Burlesken, wie auch Blanchard; Stawulsky spielt die intriganten, bösen Charaktere sehr gut, und hat das biegsamste und geschickteste Sprachorgan, besonders spricht er gut jüdisch und französisch. Seidel stellt Studenten, Wildlinge gut dar. Von Damen zeichnen sich Mad. Ungelmann und Scholz, Dem. Wenda u. a. m. aus. Die besten Sänger sind Mad. Seyer und Dem. Kahl so wie Herr Woserkusch.

9. Breslau's Mineraliensammlungen.

Unter diesen behauptet die Sammlung der Universität den ersten Platz; besonders reich ist sie an den mannigfaltigsten äußern Gestalten, bei deren Bestimmung man der Hauptsache Theorie folgt. Mit seltener Zuverlässigkeit ist Prof. von Raumer Ritter des eisernen Kreuzes (jetzt Prof. in Halle) bereit, den Fremden mit diesen lebenswichtigen Schätzen vertrauter zu machen. Die Sammlung des Medizinalrathes Herrn Günther machen die schlesischen Vorkommnisse zumal die Sulzen des Chrysoptases und Arsenkiesels von Reichenstein und Baumgarten schätzbar, und bei dem königl. Münzregenten Herrn Dr. Müller trifft man ausgezeichnete, obschon kleine Mineralien der meisten Länder Europas. Müllern verdanken wir die treffliche Uebersetzung mehrerer englischen Werke: Einleitung in die Geologie nebst einer Geologie und Mine-

*) Jetzt in Wien.

ralgeographie von England von Robert Bakewell. Freiburg 1819; Elemente der Elektrizität und Electrochemie von George John Singer. Aus dem Englischen übersetzt mit Anmerkungen von C. F. Müller, Breslau 1819.

10. Heldenmuth und Menschenliebe der Breslauer Bürger.

Während der letzten Belagerung Breslaus ließen sich die Bürger von keinen Kugeln und Bomben abschrecken, der sehr abgematteten geringen Besatzung auf den Wällen Speisen und Getränke zu bringen; besonders ein verstorbenen Hornbrechster Namens Saliger zeichnete sich hiezu aus, und veranstaltete noch außerdem bedeutende Sammlungen für das Militär. Der verstorbene Polizeidirektor Senf von Pilsach, ein alter biederer Mann, der an keine Gefahr glaubte, wo sein Beruf ihn hinrief, war bei Tag und Nacht zur Hand, besonders bei allen ausbrechenden Feuern, und durch sein Beispiel aufgemuntert fehlte es auch beim Kugel- und Bombentregen nicht an Menschen, die zum Löschen eilten; daher kam es denn auch zu keinem bedeutenden Brand. Man dankt dies aber auch zum Theil dem menschenfreundlichen Hieronymus, der bei entstehendem Feuer, so lange er im feindlichen Lager war, das weitere Schießen auf der brennenden Stelle verbot.

III. 9.

2.

a) Rußlands Bevölkerungszunahme.

Von 1796 bis 1809 hat die Bevölkerung Rußlands, nur vom griechischen Ritus (nach offiziellen Tabellen, vom Staatsrath Hermann bearbeitet) um 6,807,192 Menschen zugenommen. Geboren wurden nämlich 15,896,702, und es starben 9,583,962. Unter letztern befinden sich in einem Zeitraum von 7 Jahren (1798 — 1805) 2084, welche über 100 Jahre alt geworden, und unter diesen 35, welche ein Alter von 125 — 130 Jahren erreicht haben, und 2 welche 150 Jahre alt geworden. (Mémoires de l'Acad Imper. d. Sciences de Petersbourg. T. V. 1815.) Hiernach beträgt der jährliche Zuwachs

eine halbe Million Menschen!

Sonst nahm man ihn bei Rußland nur mit 30000 an. Als Catharina II. den Thron bestieg, traf sie eine Bevölkerung von 22 Millionen an, die aber während ihrer 33jährigen Regierung auf 36 Millionen stieg; darunter indessen als neuer Erwerb 7 Millionen Pohlen

und 2 1/2 Millionen Serben als Abkömmlinge von 60000 Serbischen Familien aus dem Banat und Krainien, die sich in Neu-Serbien niedergelassen.

Berichtigung.

In Nr. 4 dieses Bandes S. 25, 1ste Spalte, Zeile 3 von unten, soll es heißen: Er wohnt am Rennwege Nr. 499 im ersten Stocke, gegenüber der Steingasse, in Bierleins Hause.

C u r r e n t i a.

- Engelshausen 12. Oktober. Rheinpreußen. 1) Bild eines heutigen Narren. 2) Den Griechen. 3) Der Ereget v. Fr. v. Argus. 4) Geschworenengericht in Cleve. 5) Fonks Prozeß in Trier. 6) Neue Rheinbrücke bei Emrich. 7) Gensd'armie. 8) Feuerbrünste. 9) Neue Judensynagoge. 10) Glänzender Erfolg des Wohlthätigkeitsvereins. 11) Polizeymaßregel. 12) Geschichte von Cleve. 13) Literatur des Niederrheins. 14) Theater am Niederrhein. 15) Aufhebung der Regierung zu Cleve und deren Folgen. 16) Restituktion des Grundeigentums. Hypothekentwesen. 17) Ueber Essen. 18) Vortheile der preussischen Verfassung. 19) Reform bei den Unteroffizieren. Von Eugenio.
14. Sachsen. 1) Einige Anekdoten für den Nationalkalender. 2) Schulwesen in Sachsen.
15. Schweiz. 1) Steuerkassaverain in St. Gallen. 2) Truppen-Inspektion daselbst. 3) Literarische Gesellschaft daselbst. 4) Artillerie-Maneuvres zu Thun. Mecklenburg. 1) Rinaldo Rinaldini von Ed. Stern. 2) Bäder zu Dobberan und Goldberg. 3) Ableitung von manchen teutschen Wörtern.
- Paris. Socié de la Morale Chrétienne.
- Wien. Theatrometer vom August.
- Deßreich. 1) Verzeichniß mehrerer in Oesterreich auf den Kirchmessen feil gebotenen Büchlein. 2) Notizen über Tülken und Türkei. 3) Gemälde der politischen Verfassung des türkischen Reichs. 4) Bergutsch. 5) Vorschlag zur Benutzung der Hauschilder. 6) Deßbad zu Oberdöbling bei Wien. 7) Der heil. Zeit. 8) Der redliche Tagelöhner. 9) Schuleinweihungsfest zu Zehowitz für den Nationalkalender auf 1825.
- Nord-Amerika. Verbesserter Brandweindrennerel.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 30. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im Dezember 1811.)

M a t h e m a t i k.

VIII. 25.

Versuch, die Birkelfläche ins Quadrat zu bringen.

Mit einer Kupfertafel.

(Vergleichen Nr. 4. dieses Bandes.)

Vorliegender Versuch ist keineswegs für eingebildet vollendete Mathematiker geschrieben. So weit man es in der Mathematik schon gebracht hat, so ist meiner Beurtheilung nach immer noch ein weites Feld zu ihrer Vervollkommnung offen. Eine voreilige Beurtheilung dieser neuen Ansichten, eine Beurtheilung, die wohl gar in Beleidigung ausartet, kann hierinnen wenigstens nichts Verdienstliches leisten. Wer die Grundlosigkeit eines Satzes nicht beweisen kann, kann denselben auch nicht als ungiltig erklären. Zuvörderst den Sinn eines Satzes genau kennen lernen, dann seinen Gehalt prüfen! — Ob ein Satz auf diese oder jene Art berechnet sey, dürfte einerlei seyn, wenn er nur richtig berechnet ist. Daß ich diesen Gegenstand nicht rein geometrisch behandelte, das dürfte wohl eine andere Frage nach sich ziehen, nämlich diese: Was ist wohl Stercometrie anders, als die Bestimmung der Summe unendlich vieler Flächen über einander; was sind die statischen Momente anders, als eine nochmalige Multiplikation dieser Flächen? — Auffallender wäre es freilich gewesen, wenn ich mit der Geometrie die Thierarzneykunde oder die Chemie vermischt hätte.

Indem ich in Voraus auf plötzlichen Beifall Verzicht leiste, so befördere ich diese meine Ausarbeitung nur in der Absicht zum Drucke, um die darin vorkommenden Sätze zur nähern Beleuchtung für die Zukunft aufbewahrt zu wissen. Verzeihen aber wird man mir, wenn es hier und da an der richtigen Wahl der Ausdrücke, hier und da selbst an einem erwünschten Zusammen-

Hesperus Nr. 30. XXX. Hierzu Kupfertafel Nr. 3.

hange fehlen sollte; denn ich bin kein Mathematiker von Profession, und wählte mir die Mathematik bloß zur Unterhaltung; daher ich im Voraus um Nachsicht und bescheidene, jedoch gründliche Zurückweisung bitten muß, wofern sie irgend wo erforderlich seyn sollte.

§. 1.

Der Schwerpunkt eines Kugelabschnitts ist $= \frac{\frac{1}{2} a x - \frac{1}{2} x^2}{\frac{1}{2} a - \frac{1}{2} x}$, wo a den Durchmesser der ganzen Kugel Fig. A. und x die Abszisse des Kugelabschnitts vorstellen. Für die Halbkugel ist demnach der Schwerpunkt $d c = \frac{1}{2} a$ in c Fig. A. Nimmt man das Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie wie immer, z. B. wie 1 zu 2 an, so verhalten sich die dadurch gefundenen Körperteile der Halbkugel $a d h c$ und $e a c b f g$, wie die Fehler, die sie enthalten, wenn das angenommene Verhältniß falsch ist. Will man nun das Verhältniß der Entfernungen der Schwerpunkte dieser Kugeltheile von dem Schwerpunkte der Halbkugel c bestimmen, so kann man dies so gut mit den fehlerhaft gefundenen Körperteilen der Halbkugel, als mit den vollkommenen thun, indem sich sowohl die vollkommenen Kugeltheile, als die unvollkommenen, somit auch ihre Fehler wie verkehrt die Entfernungen ihrer Schwerpunkte verhalten.

§. 2.

Bei Fig. B. sey der Arm $a c = 2$.

— — — — — $c b = 4$.

Das bei a hängende Gewicht = 7.

— b — — — = 3.

Bei diesem gestörten Gleichgewichte weiß man nichts anders, als daß bei b und a etwas fehlt, und daß sich der Fehler des Gewichts von dem Arme $a c$ bei a zu jenem $c b$ bei b wie 3 zu 2 verhält; es fragt sich, wie die beiden Fehler gefunden werden?

7 ac = 3 cb oder 7. 2 = 4. 3 das gestörte Gleichgewicht durch eine Zulage x am Arme cb = 4 behoben gibt

$$\begin{aligned}
 14 &= 12 + 4x \\
 x &\approx \frac{1}{2} \text{ als erste Zulage. Diese nach dem} \\
 \text{Verhältnisse der Fehler wie 2 zu 3 auch bei a angehängt} \\
 \text{gibt } 7ac + \frac{1}{2}ac &= 3cb + \frac{1}{2}cb \text{ oder} \\
 14 + \frac{1}{2} \cdot 2 &= 12 + 4 \cdot \frac{1}{2} \text{ das gestörte Gleichge-} \\
 \text{wicht wieder durch eine Zulage bei } cb = 4 \text{ behoben.} \\
 \text{gibt } 14 + \frac{1}{2} \cdot 2 &= 12 + 4 \cdot \frac{1}{2} + 4x \\
 15\frac{1}{2} &= 14 + 4x \\
 1\frac{1}{2} &= 4x \\
 3 &= 8x = 3 \\
 x &= \frac{3}{8}
 \end{aligned}$$

Führt man so fort, so bildet sich bei $h : \frac{1}{2} + \frac{1}{3} + \frac{1}{4} \dots$ eine unendliche Reihe, deren Glieder im stetigen geometrischen Verhältnisse stehen und $\frac{1}{2}$ zum Koeffizienten haben, welche unendliche Reihe, wie bekannt, folgendermaßen in eine Summe zu bringen ist:

$$= \frac{\frac{1}{2} \cdot \frac{1}{2} - 0}{\frac{1}{2} - 1} = \frac{\frac{1}{4}}{-\frac{1}{2}} = \frac{1}{2} = 2. \text{ Dieses ist nun}$$

der Fehler auf der einen Seite, wodurch der zweite durch das bestehende Verhältniß derselben leicht gefunden wird.

§. 3.

Nach dieser gefundenen Regel sollten sich nun auch die Fehler an den Halbkugelhellen finden und berichtigen lassen, indem die Arme und das Verhältniß der Fehler bekannt sind. Die Körper der Halbkugelhellen a d h c und e a e b f g Fig. A., den Durchmesser zu 4, das Verhältniß desselben zur Peripherie wie 1 zu 3 angenommen, sind, und zwar a d h c = 7,42191, e a e b f g = 8,57809. Die Entfernungen der Schwerpunkte dieser beiden Größen vom Ruhepunkte c Fig. A. verhalten sich demnach verkehrt wie 7,42187 : 8,57813. Da sich hier aber die Fehler der Körper verhalten, wie die Körper selbst, auch bei den fehlerhaften Körpern Gleichgewicht ist, so läßt sich hieraus nichts machen.

§. 4.

Stelle ich mir aber die Fehler — statt aus dem Centrum der Kugel strahlend — um die Oberfläche der Halbkugel vor, so bilden sie einen Uebergang um dieselbe,

wo sich alle nach einander folgende unendlich kleine Uebergänge a b c d und c d e f wie 3 zu 5 verhalten. Fig. C.

§. 5.

Außer der Richtung der Arme a c und c l für die ganze Kugel, in welcher Richtung die Schwerpunkte der beiden Halbkugeln liegen, ist die Richtung von k c nach c x für die Halbkugel, in welcher Richtung die Schwerpunkte der Halbkugelhellen w d l a und l x a liegen, die einzige, wo sich in der Voraussetzung des Gleichgewichts, des Zusammenhanges und der Unveränderlichkeit der Kugelform das Verhältniß der beiden Halbkugelhellen bestimmen läßt.

Beweis.

Die Halbkugel, von x nach k senkrecht in unendlich dünne Plättchen zerschnitten vorgestellt, deren Durchmesser von x nach c, z. B. a + b + c etc. und von c nach k z. B. d + e + f etc. vorstellen, gibt folgende Flächen:

$$a \cdot \frac{a}{4} + b \cdot \frac{b}{4} + c \cdot \frac{c}{4} \text{ und } d \cdot \frac{d}{4} + e \cdot \frac{e}{4} + f \cdot \frac{f}{4}. \text{ Diese Flächen mit ihren durch-}$$

aus gleichen Höhen multipliziert geben für l x a und a w d l folgende Körper, die Höhe der Plättchen = x gesetzt:

$$\frac{a^2 \cdot x}{4} + \frac{b^2 \cdot x}{4} + \frac{c^2 \cdot x}{4} \text{ und } \frac{d^2 \cdot x}{4} + \frac{e^2 \cdot x}{4} + \frac{f^2 \cdot x}{4}. \text{ Mit 4 multipliziert und x dividirt gibt das Ver-}$$

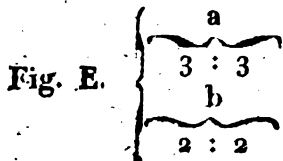
hältniß beider Körper wie $a^2 + b^2 + c^2$ zu $d^2 + e^2 + f^2$. Es verhält sich daher l x a zu a w d l, wie die Summe der Quadrate aller möglichen Durchmesser von x nach c zu jener von e nach k. Eine jede andere Richtung, z. B. jene k z, die zur Theilungslinie h d hat, würde statt ganzer Plättchen in dem Hauptkugelhellen w d h nur Theile von Plättchen, somit auch nur Theile von Durchmessern enthalten. Um das Verhältniß beider Körper hier zu bestimmen, müßte man sich zuvor diese Theile in Ganze geordnet denken und dann quadriren, indem die Summe quadrirter Theile von Ganzen ganz andere, folglich falsche Resultate liefern würden. Heiße ich die Körpertheile a und b, so

habe ich mit Beibehaltung der Voraussetzung des Gleichgewichts, des Zusammenhanges und der Unveränderlichkeit der Kugelhtheile folgende Proportion in der Richtung der Durchschnittslinie a l: a verhält sich zu b wie $a^2 + b^2 + c^2$ zu $d^2 + e^2 + f^2$ im Zustande des Gleichgewichts.

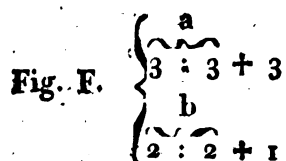
In der Richtung der Durchschnittslinie b d aber: a verhält sich zu b wie $a^2 + b^2 + c^2$ zu $d^2 + e^2 + f^2$ im gestört gedachten Gleichgewichte, und das zwar aus der Ursache, weil ich mir nach oben Gesagtem die Plättchen, somit auch die Halbmessertheile ergänzt denken muß, wenn ich das Verhältniß der Körper a und b nach der Durchschnittslinie b d bestimmen will, und weil die ergänzten Plättchen statt des Körperteils w d h den Körperteil a y d h von gleichem Volumen bilden, wodurch der Schwerpunkt wehr nach k rücken und so das Gleichgewicht gestört seyn würde. Ein Ausdruck statt $a^2 + b^2 + c^2$ und $d^2 + e^2 + f^2$, wenn diese Buchstaben alle möglichen Halbmesser der Halbkugel von x nach k Fig. D. vorstellen, ist im Zustande des Gleichgewichts nur in einer veränderten Form der Kugel darstellbar, in welcher veränderten Form sich auch das Verhältniß zwischen dem Körper und seiner Oberfläche ändert, welches doch unverändert bleiben muß, so bald die Größen keine andere Figur, als die der Kugel vorstellen sollen, wie es hier der Fall ist. Mitthin ist Störung des Gleichgewichts und Veränderung des Verhältnisses zwischen Körper und Oberfläche einerlei, und beides ist wegen der bedungenen Voraussetzung des Gleichgewichts, der Beibehaltung der Halbkugelform und Unzertrenntheit der Halbkugelhtheile für den vorliegenden Versuch unbrauchbar.

§. 6.

Folgende vier Glieder bilden eine geometrische Proportion: $3 : 3 = 2 : 2$. Die ersten zwei Glieder unter die zweiten zwei geordnet, die ersten a , die zweiten b bezeichnet, gewähren folgende Ansicht Fig. E.

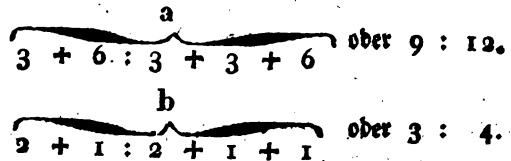


Mache ich bei dem zweiten Gliede von b eine Zulage gleich 1 , so, als ob diese Zulage an dem zweiten Gliede bei a ebenfalls eine Zulage, und zwar gleich 3 hervor-



bringe, Fig. F., so ist hierdurch die geometrische Proportion gestört, und sieht so aus: $3 : 6 = 2 : 3$. In diesem Falle aber wird die

Proportion jederzeit wieder hergestellt, wenn man annimmt, daß die Zulage 3 bei a und 1 bei b Theile von den zweiten Gliedern von a und b oder Theile des zweiten und vierten Gliedes einer geometrischen Proportion sind, welche sie auch wirklich vorstellen, und daß demnach der Gliedestheil 1 bei b die Zulage 3 bei a und der Gliedestheil 3 bei a die Zulage 1 bei b hervor gebracht haben, und wenn man daher — daß aus jedem zwei Gliedern nur immer ein Theil des zweiten Gliedes die Zulage bei dem andern zweiten Gliede hervorbrachte — diese Zulagen als unvollkommene betrachtet und für alle Theile aller Glieder nach Verhältniß der ersten Zulagen ähnliche berechnet und zuaddirt, z. B.



so ist $9 : 12 = 3 : 4$ wieder eine richtige Proportion.

Erklärung.

Die anfängliche Zulage ist bei den Gliedern a Fig. F., und zwar bei den zweiten gleich 3 und die ersten zwei Glieder erscheinen nun mit $3 : 3 + 3$. Bei den Gliedern b , und zwar bei dem zweiten ist die Zulage gleich 1 , daher die Glieder b statt mit $2 : 2$, nun mit $2 : 2 + 1$ erscheinen. Bringt nun die Zulage 3 als Gliedestheil bei $3 : 3 + 3$ die Zulage 1 als Gliedestheil bei $2 : 2 + 1$ hervor, so fragt sich's, was die übrigen Gliedtheile des zweiten Gliedes bei $3 : 3 + 3$ an dem zweiten Gliede bei $2 : 2 + 1$ hervorbringen würden. Der übrige Gliedestheil 3 des zweiten Gliedes bei a müßte demnach für den Gliedestheil 2 bei b ebenfalls 1 hervorbringen, daher Fig F. statt $2 : 2 + 1$ nun $2 : 2 + 1 + 1$. Ein Gleiches muß auch das erste Glied bei a an dem ersten bei b thun, daher $2 + 1 : 2 + 1 + 1$ oder $3 : 4$. Wir haben nun die Be-

rechnung der Zulagen für die Glieder *b* gemacht; für die Glieder *a* heißt es: Die Zulage *1* bei *b* gibt *3* bei *a*, was gibt der übrige Gliedestheil *2* bei *b* an dem Gliede *3* bei *a*? Dieser gibt *6*. Das erste Glied bei *b* ist ebenfalls *2*, daher muß es an dem ersten Gliede bei *a* ebenfalls *6* geben, weswegen man bei *a* statt $3 : 3 + 3$ nun $3 + 6 : 3 + 3 + 6$ oder $9 : 12$ erhält, daher die vollkommene Proportion $3 : 4 = 9 : 12$.

Die Proportion zwischen zwei und zwei außer der Proportion gegangenen Gliedern wird daher jederzeit wieder hergestellt, wenn man die erste Zulage als eine unvollkommene ansieht und zur Hervorbringung der vollkommenen nicht nur einen Theil des betreffenden Gliedes, sondern alle Theile aller Glieder die Zulagen an den betreffenden Gliedern wechselseitig berechnet und solche gehörig zuaddirt. Eine vollkommene Proportion besteht aber auch, wenn die ersten Zulagen mit den Größen der ursprünglichen Glieder im Verhältnisse stehen, z. B.

$$3 : 3 + 1 = 2 : 2 + ?$$

$$\text{oder } 3 : 4 = 2 : 2\frac{2}{3}$$

Daraus folgt, daß zwei geometrische Gliederpaare, wenn sie eine richtige geometrische Proportion bilden, und ihre Zulagen mit ihren Größen im Verhältnisse stehen, sich daher immer schon gegenseitig für alle ihre Theile die gehörigen Zulagen gegeben haben. Bei jeder andern Proportion müßten andere Zulagen bestehen. Wenn daher bei einer geometrischen Proportion der Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Gliede mit dem Unterschiede des dritten und vierten Gliedes als Zulagen, so daß eine Zulage die andere hervorbringt, betrachtet werden, so ist die Zulage immer vollkommen, wenn sie mit den Größen, an welchen sie besteht, im Verhältnisse ist; hingegen in Ansehung einer geometrischen Proportion unvollkommen, wenn dieses nicht der Fall ist, und wird jederzeit vollkommen gemacht, wenn man die Zulagen als einseitige, als unvollkommene betrachtet und für alle Glieder ähnliche Zulagen berechnet und zuaddirt. Jede richtige Proportion hat ihre unrichtige, ihre unvollkommene. So hat die richtige Proportion $9 : 12 = 3 : 4$ keine andere unvollkommene, als $3 : 6 = 2 : 3$ aus

$$\overbrace{3 : 3 + 3 = 2 : 2 + 1.}^a$$

Diese Proportion ist deswegen unvollkommen, weil man nicht gegenseitig allen Gliedertheilen aller Glieder

Zulagen gegeben hat. Ich kann daher eine jede unvollkommene Proportion vollkommen machen, wenn ich den Unterschied der Glieder als unvollkommene Zulagen ansehe, und darnach den übrigen Gliedertheilen ähnliche berechne und zuaddire, somit die unvollkommene Zulage vollkommen mache, ergänze.

§. 7.

Die Oberflächen der Halbkugelhülle bei der Richtung der Schwerpunkte *a l* Fig. D. sind bei der Richtung der Schwerpunkte *x k* mit den Armen der Halbkugelhülle deswegen außer der Proportion gegangen, weil nicht alle Oberflächentheile an den Armen und nicht alle Armtheile an den Oberflächen Zulagen hervorgebracht haben, und weil daher auch der Unterschied der Glieder als eine unvollkommene Zulage angesehen werden kann.

§. 8.

Eine unvollkommene Verlängerung, die unmittelbar an die Glieder kommt, ist von jener unterschieden, die durch die Vershobenheit der Glieder, somit durch deren Verringerung entsteht; z. B. an den Gliedern $3 : 3$ soll durch deren Vershobenheit eine Verlängerung $= 2$ entstehen, so erhalte ich $2 : 2 + 2$, weil $2 + 2 + 2 = 3 + 3$ ist. Ein ähnlicher Fall ist zwischen den Armen und Oberflächentheilen der Halbkugel in der Richtung der Schwerpunkte *x k* entstanden. Bei der anfänglichen Richtung der Durchschnitts- oder Theilungslinie *x k* Fig. D. seyen die Arme, z. B. $3 : 3$; in der zweiten Richtung *a l* entsteht eine unvollkommene Verlängerung, diese Verlängerung aber entsteht nur durch die Vershobenheit und Verkürzung der Arme, und ist folglich nur eine verschobene Verlängerung. Wäre bei dieser verschobenen Verlängerung die Zulage $= 2$, so müßten die Glieder $2 : 2$, folglich sammt der unvollkommenen Zulage $2 : 2 + 2$ seyn. Da nun für die Proportion die Glieder $2 : 2$ so gut wie die Glieder $3 : 3$ die ursprünglichen Arme vorstrecken können, und man daher $2 : 2$ statt $3 : 3$ selbst ansehen kann, weil diese Glieder mit der Oberfläche die Proportion nicht stören können, hier durch die Glieder $2 : 2$ statt $3 : 3$ als in der ersten Richtung der Durchschnittslinie bestanden vorgestellt werden, so will dies so viel sagen, als ob $2 : 2$ statt $3 : 3$ verschoben worden, und durch die

Vershobenheit bei unveränderten Gliedern dennoch 2 zur unvollkommenen Verlängerung gegeben hätten. Man sieht hier deutlich, daß die Glieder $2 : 2$ während des Verschiebens mit einer Größe x , die den Unterschied zwischen wirklicher und verschobener Verlängerung behebt, in der zweiten Richtung multipliziert vorgestellt werden, weil sich die Glieder nach der Vershobenheit nicht verändert haben. Die wirkliche Größe der verschobenen Glieder wäre demnach $1\frac{1}{2} : 1\frac{1}{2}$ und sammt ihrer unvollkommenen Verlängerung $1\frac{1}{2} : 1\frac{1}{2} + 1\frac{1}{2}$. Es ergibt sich daher zwischen der wirklichen und verschobenen Verlängerung ein verhältnismäßig doppelter Unterschied zwischen wirklicher und verschobener Verlängerung, welcher hier mit $3 - 1\frac{1}{2}$ vorgestellt ist.

§. 9.

Im vorigen §. ist erörtert worden, welcher Unterschied zwischen einer wirklichen und einer verschobenen Verlängerung obwaltet. Wollte man eine verschobene Verlängerung nach §. 7. ausgemittelter Regel unbedingt vervollkommen, so müßte man den §. 8. ausgemittelten Unterschied läugnen und 3 gleich $1\frac{1}{2}$ betrachten. Denn $3 : 3$ sind die ursprünglichen Glieder und $1\frac{1}{2} : 1\frac{1}{2}$ jene, die bloß in Ansehung der Proportion die ursprünglichen vertreten und die Basis zur Vervollkommnung bilden, und sind daher nicht die ersten Glieder in Wirklichkeit, demnach erscheint die Basis zur Vervollkommnung $1\frac{1}{2} : 1\frac{1}{2} + 1\frac{1}{2}$ durch eine Größe x herabgestimmt, das ist, zu klein, um nach den ursprünglichen Gliedern die Vervollkommnung vornehmen zu können. Will man nun die §. 7. nur für wirkliche Zulagen ausgemittelte Vervollkommnungsregel hier anwenden, so kann dies nicht anders geschehen, als wenn man zur Basis $1\frac{1}{2} : 1\frac{1}{2} + 1\frac{1}{2}$ eine solche Größe zuaddirt, die den Unterschied zwischen wirklicher und verschobener Verlängerung aufhebt, dann die Vervollkommnung nach §. 7. vornimmt, und nach der Vervollkommnung die fremden Größen wieder abzieht, woraus folgt, daß die vervollkommenen verschobenen Glieder, da ihre Vervollkommnung durch zweierlei Basis geschieht, dann von einer richtigen Proportion abweichen, wenn man ihnen die fremden Größen wieder entzieht.

§. 10.

Da aber die so durch die Arme verbesserten Ober-

flächentheile der Halbkugel wohl in ihrer Länge, aber nicht eben so in der Breite zunehmen, daher der dadurch entstehende Cylinder eine größere Länge als Breite für die ganze Kugel erhalten und solcher von der Form, die für die Kugeloberfläche paßt, abweichen würde, so können für die Kugel die so verbesserten Oberflächentheile nicht die verbesserte vervollkommnete Kugeloberfläche vorstellen. Es ist daher das so verbesserte Verhältniß der Oberflächentheile in so weit unbrauchbar, als der Cylinder, welcher die verbesserte Oberfläche der Halbkugel vorstellt, in seiner Höhe von der Breite abweicht, wenn man sie so wie die Arme der Halbkugelhälfte behandeln wollte. Ganz anders ist es, wenn man das vervollkommnete Verhältniß der Arme der Halbkugelhälfte in's Spiel zieht; denn das vervollkommnete Verhältniß der Kugelhörpertheile muß sich da wie das vervollkommnete Verhältniß der Arme verhalten, daher müssen die vervollkommenen Halbkugelhörpertheile einen andern Schwerpunkt haben, und daher muß für die Anwendung der Regel §. 2. auch das Verhältniß der Fehler wie 3 zu 5 angenommen werden, welches Verhältniß in dem Unterschiede der Entfernungen der Schwerpunkte von der unvollkommenen und vollkommenen Kugel gegründet ist.

Der Rest folgt.

Witterungsbüchlein.

Der allzeit fertige oder geschwinke Wetterprophet.

Von Jean Paul *)

Wie es einen geschwinden Lateiner gibt, so wünsch' ich der Welt einen geschwinden Propheten durch die folgenden 16 goldenen Wetterregeln zu geben. Darauf werd' ich mich über das Lügen, das Leiden und das erlaubte und fromme Betrügen eines guten Wetterpropheten ausführlich auslassen.

Erste goldene Wetterregel.

Der Wind ist nicht der Vater und Herr, sondern der Sohn und Diener des Wetters; denn das Wetterglas verkündigt ihn, ehe er selber etwas verkündigt, und oft weht schlechter fort bei allen Vorzeichen der Aufhetzung, und guter bei denen der Bewölkung. Hält bei schlechtem Winde

*) Verdient auch im Hesperus mitgetheilt zu werden.

Der Herausgeber.

lange schönes Wetter an (wie bei dem dreiwöchentlichen Westwinde im August 1802), so wird schlechtes, wenn der gute kommt.

Zweite goldene Wetterregel.

Steigen Gewitterwolken schon am frühen Morgen auf, so werden sie selten zu einem Gewitter ausgekocht; denn lange vor dem höchsten und heissesten Stande der Sonne hat sich schon der ganze Himmel bedeckt, und folglich gekühlt, und Alles löst sich höchstens in einen Sturmwind oder in einen Regen auf. Hingegen ein heller, höchstens am Erdrande dunstiger Himmel, der erst gegen 11 Uhr oder gar nach 12 Uhr weißer Dunstgletscher am Erdrande zu Thürmen anfängt, schmiedet gewöhnlich seine Donnerkeile fertig, und wär' es auch, falls die kurze Abendkühle sie aufgehalten, erst in der Mitternacht.

Dritte goldene Wetterregel.

Gewitter werden gewöhnlich, wie Kriege, für Vorläufer eines schlechten Wetters gehalten. Aber es gibt eine Art Gewitter, welche gerade dem schönen vorangehen. Gewöhnlich brechen solche los kurz vor den vier größten Einwirkzeiten des Mondes — vor dessen Aufgange, dessen Untergange, dessen Wuthöhe über uns (Kulmination), dessen Volltiefe unter uns — und verrollen und verflinnen bei dem Eintritt der Mondzeit. Erscheinen sie erst nach dem letzten, so dauern sie etwas länger. Dem Ohre unterscheiden sich solche aufhellende Gewitter von jedem trübenden durch die Donnerschläge, welche nicht schmettern, sondern wie abgestumpft, gedämpft und unvollendet ertönen, so wie dem Auge durch kraftlose, bleiche Blitze, welche nicht blenden. Sie scheinen ein Wolkenstockwerk höher, als die wilden Gewitter zu wohnen. Daher sie auch nicht auf die Erde einschlagen. Sogar an einem Morgen sogleich nach Untergange des Vollmonds erlebt' ich ein solches kurzes Schöngewitter.

Vierte goldene Wetterregel.

Ein Ring oder ein Hof um die Sonne bedeutet nach meinen Erfahrungen nicht gerade schlechtes Wetter (ich rede nicht von einem um den Mond), sondern nur außerordentliches, das anhält. Bei Ring und bei Hof denkt man zu sehr an Eheleute und Hofleute; und auch hier fragte sich's noch.

Fünfte goldene Wetterregel.

Das vormittägige Steigen des Wetterglases entscheidet nicht so viel für schöne Witterung, da es seine Steigzeit ist, als dessen Fallen für schlechte. Nachmittags hingegen, wo das Quecksilber gewöhnlich sinkt oder fällt, verspricht dessen Steigen, das meistens durch die Nacht fortwähret, desto mehr. Steigen vor dem Neumond wird gewöhnlich zu Fallen bei dessen Eintritt; und umgekehrt Fallen häufig zu Steigen.

Sechste goldene Wetterregel.

In den Jahren mit feuchtem Temperament treffen die kleinsten Vorzeichen der Nässe ein, indes bedeutende der Trockenheit liegen. In den trocknen Jahren gilt für beides das Widerspiel. So auch in ähnlichen Jahreszeiten; im Spätkühlinge sagt das kleinste Heben des Quecksilbers schönes Wetter voraus, im Spätherbste das kleinste Fallen nasses.

Siebente goldene Wetterregel.

Im Wetterstaate ist, wie im Menschenstaate, nichts so wichtig, als jeder Stellvertreter der Witterung; es thut aber auch nichts der Glaubwürdigkeit des besten Propheten mehr Schaden, als eben ein solcher Erfasermann. — Z. B. hat des deutlichst angezeigten Regens kann bloß sein Erfasermann eintreffen, der Wind, oder das Gewölck, oder die Hitze; denn alle diese sind wechselseitige Vikarien. So ist im Winter der Frost der Double *) des schönen Wetters. In die Nacht ist die Double des Tags. Dies bringt mich auf die

Achte goldene Wetterregel.

Nichts am Himmel gebiert uns so oft und leicht Gewölck, als seine Bläue, nur daß diese Bläue das Wolkengehären noch mehr beschleunigt, wenn sie sich entweder durch Zutritt der Hitze oder durch den der Kälte gestärkt. Blaue Mondnächte wirken wie blaue Sonnetage, nämlich im Winter Schnee, im Sommer Regen. Das schöne Wetter, das in diesem Falle alle Hähne und Wetterhähne angesagt, glänzt wie ein Geist nur in den Nächten, und läßt die Tage bewölck. Der Mondschein in der Kälte brütet eben sowohl Schnee aus, wie der Sonnenschein darin, und beide mildern bald den Frost. Ein blauer Tag im Winter brauet mehr wolkige Tage, als eine blaue Woche im Herbste, weil in jenem eine größere Kälte verstärkend mithilft, als in diesem.

Neunte goldene Wetterregel.

Da der Wind nach der siebenten goldenen Regel unter die Stellvertreter (Surrogate) des Regens (oder Schnees) gehört, so wird er das schöne Wetter, so wie den Winterfrost verlängern, wenigstens auf drei Tage, wenn er fortwährend (nicht stoßweise) weht, weil er alles Wasser, das der Blauhimmel brauet, für sich verschluckt. Aus derselben Ursache verkürzt ein in Absägen reisender Wind das Regenswetter und erhellt durch seine Stöße und Wasserstürze auf lange den Himmel. Sturm im Winter gebiert Frost.

Zehnte goldene Wetterregel.

Die Monate rechtfertigen ihren Ruf, und wär's nur gegen das Ende; so der veränderliche April, der heiße Au-

*) In Frankreich wird auf großen Bühnen für jede wichtige Rolle ein zweiter Spieler, welcher der Double heißt, für die Wechsel- und Nothfälle des ersten vorrätzig gehalten.

guß, der kalte Föhn; so ist entweder im Junius oder im Julius die Badezeit des Himmels, welche die Deutschen noch immer unbeliebt zur ihrigen machen, indes die Engländer ihr Bad klüger im Herbst besuchen.

Elfte goldene Wetterregel.

Die Wolken sind die Träume des Himmels. Die meteorologischen Traumbücher vermehrt ich bloß mit folgender Traumbedeutung. Kleine bleifarbig, schwärzliche Wolken zwischen oder in großen silberweißen, oder sonst im weiten Blau verstreut, bedeuten schlechtes Wetter.

Kein viel besseres versprechen zwei oder drei Wolkenstöcke über oder Schichten über einander, zwischen welchen man mit großer Meßkunst des Auges die Klüfte der Entfernung wahrnimmt. Zuweilen sah ich den aufgestiegenen Nebel — manchmal noch am zweiten Tage — unter hohem festem Gewölke schnell wegziehen.

Nach allen Voten eines schönen Wetters bleibt oft einen Tag lang ein ganzer stillbewölkerter Himmel, oder die Sonne sucht wenigstens immer wieder unbewegliche dicke Wolkengebirge; desto schöner wird wenigstens die verzögerte Zukunft.

Sobald in der finstern glatten Ebene des Gewittergewölks sich bestimmte Wolkenhügel runden, so verwandelt sich das ganze Wetter in einen bloßen Sturm; oder es werden, wenn dasselbe angefangen, diese hüglchen Formen dessen Gränz hügel; so wie umgekehrt unter und neben einem anrückenden Gewitterschlachtfelde alle erhobenen Wolken in eine schwarze Meerfläche verrinnen.

Dreizehnte goldene Wetterregel.

Eine Wetterveränderung ein Paar Tage vor einer Mondveränderung führt sogleich nach dieser wieder das alte Wesen herbei. Oder was einige Tage vor einer wichtigen Sonnen- oder Mondstellung sich ändert und festsetzt, geht gewöhnlich mit ihr verloren. Daher verspricht das Steigen des Wetterglases kurz vor wichtigen Mondpunkten und vor Quatembern fast weniger als das Fallen desselben.

Dreizehnte goldene Wetterregel.

Auf ein langsames Steigen des Wetterglases folgt zuweilen statt der versprochenen guten Witterung eine schlechte und ein schnelles Fallen; aber verzage nicht, beides ist kurz, und das Versprechen wird doch erfüllt.

Vierzehnte goldene Wetterregel.

Kam nach dem Fallen des Wetterglases kein Regen, sondern neues Steigen bei Mondänderung, so regnet es doch, aber bald darauf heitert es sich.

Fünfzehnte goldene Wetterregel.

Bekanntlich bedeutet schnelles Steigen des Wetterglases fast immer schlechtes Wetter; aber ich sehe hinzu, schnelles Fallen bedeutet gutes. — Im Winter trifft auf schnelles

Steigen nicht sogleich Kälte ein, sondern erst einige Tage darauf, wo schon das Fallen anfängt. — Aber nach Sturm, sogleich nach schnellem Fallen, weissage das so schnelle Steigen keinen Regen.

Sechzehnte goldene Wetterregel.

Will heiteres Wetter lange dauern, so ziehen sich nach dem warmen Morgen immer Mittags einige Wolken vor die Sonne und verschwinden noch vor Abend; aber jeden Tag erscheinen kleinere.

So weit diese sechzehn mit allein zugehörigen Beobachtungen, welche ich als ein kleines Wetter = U B C der Anschauung ohne alle astronomische und andere Kunstwörter mitgetheilt, um vielleicht dadurch auch das weibliche Geschlecht (wenigstens für bürgerliche Wochentage und adelige Lusttage) gleichsam zu einem lebendigen Wettermännchen wo möglich zu bilden, so wie das hölzerne gleichfalls aus beiden Geschlechtern besteht.

Naturgeschichte.

Auffallende Verträglichkeit unter Thieren.

In dem Dorfe Oberdöbling, im Hause des Ritters von B...h, befindet sich ein Hofhund, ein Weibchen von zwei Jahren, an der Kette. Ein zahmer Haase, der gleichfalls im Hofe gehalten wurde, suchte sich ihm durch beinahe vier Monate im Jahre 1820 zu nähern, ward aber immer mit Gebell abgewiesen, Abends sogar, wenn der Hund von der Kette abgelassen war, im ganzen Hofe herumgejagt, bis er sich verdroh. — Am Ende des Augustmonats bekam der Hofhund 10 Junge, von denen man zwei aufzog, und bei dieser Gelegenheit ließ man ihn mehrere Tage lang im Hofe ohne Kette herumlaufen. — Während dieser Zeit schlich ihm der Haase immer nach und beroh ihn, was der Hund auch geduldig litt. — Als die jungen Hunde zu laufen anfangen, spielte der Haase, anfangs furchtsam, dann immer lecker mit ihnen. — Sogar einige junge Katzen, die erst später in's Haus kamen, befreundeten sich mit dem Hofhund so, daß bisweilen diese ganze Thierfamilie in seiner Hütte schlief. — Leider erdrückte er durch eine tölpische Liebkosung den Haasen, aber die Katzen kampiren noch immer (8. Oktober) in seiner Hütte.

J. E. A. Säger.

Technologie.

Ueber das Pflastern mit Ziegeln.

Im Hesperus von 1821 Nr. 20. des XXIX. Bandes schlägt der Beobachter an der Mur vor, mit den vom Herrn Hödel in Gräg erzeugten Ziegeln die Straßen der Stadt zu pflastern.

Sehr erwünscht wäre allen Sachverständigen eine genauere Beschreibung dieser Siegelgattung gewesen. Denn unsere gewöhnlichen Siegel sind zum Straßenpflaster beinahe gänzlich untauglich. Sie sind zu weich, um den häufigen Tritten der Fußgeher, von denen viele schwere und sogar beschlagene Stiefeln tragen, gehörigen Widerstand zu leisten, und geben bei der mindesten Hitze und Trockenheit des Wetters einen den Augen besonders gefährlichen Staub. (Die Waisen im Waisenhaus zu Petersburg litten an heftigen Augenleiden, die durch den Staub, den ihre langen Kleider auf dem Siegelboden der Gänge erregten, entstanden.) —

Sollten aber die Hölzernen Siegel sich wirklich durch Härte auszeichnen, so wären sie zur Pflasterung der Seitenwege gut zu gebrauchen, nur müßten diese durch hinreichende Barrieren gegen die Hufe und Räder geschützt werden.

J. E. A. Säger.

L i t e r a t u r.

Das Buch Margarita Philosophica.

Obwohl ich keineswegs zweifle, daß dieses merkwürdige Buch mehreren Kennern aus den Catalogis librorum rariorum z. B. Brunet bekannt sey, so könnte es doch Manchem angenehm seyn, wenn er es nicht zu Gesicht bekommt, eine kleine Notiz davon zu erhalten.

Das Format ist Quart, die Buchstaben Latein, 9 Punkte hoch und etwas untein.

Das mit den Bildnissen mehrerer Heiligen und der personificirten Darstellung verschiedener Wissenschaften gezierte Titelblatt (in Holz geschnitten) hat die Aufschrift: Margarita philosophica. — Darauf folgt eine Art Exposition des Inhalts und eine Dedikation an die ingenuos adolescentes, weiter kommt ein Gedicht an den Verfasser: Gregorius Reisch generosi comitis de Zolln alumnus von Adam Venherus Temarensis, dann eine Eintheilung der Philosophie, und endlich beginnt das erste Buch, auf dessen erstem Blatt des Druckers Monogramm S. I. zwischen zwei Wappen, nämlich einem grünen Kreuz im weißen Feld und einem weißen Schild durch einen grünen Balken geschnitten. Das ganze Werk ist in Gesprächen zwischen Magister und Discipulus geschrieben, in libros und capita eingetheilt, und enthält eine Art Encyclopädie durch Holzschnitte und Noten erläutert. Unter den erstern sind einige astronomische, astrologische und anatomische Figuren das Merkwürdigste; bei den Noten sei mir, da ich keine Musik verstehe, nur der Text auf. Er besteht theils in geistlichen Gesängen, theils musikalischen Regeln, und es kommt auch das Lied vor: Adam primus homo, Noë secundus, Tertius Abraham, Quatuor Evangelistae, quinque libri Mosi,

Sex hidriae posite, Septe schole sunt artes, Sed octo sunt pts. (partes).

Das Buch hat weder Seitenzahlen, noch alle Anfangsbuchstaben, zu welchen immer der Platz leer gelassen ist, aber am Ende ein weitläufiges Register, das mit dem Worte *telos* endet. Darauf folgt ein Gedicht des Krater Gaulus Volzium Offoburgium Coenobita Schutteranus in der Versart, die er *ex Sapphico et Adonico* nennt, an den Verfasser, der hier Georgius Reisch domus Carthusianae prope Friburgum prior meritissimus heißt. Darunter steht: *Chalchographatum priniciali hae pressura Friburgi p Joanne Scholla Argen citra festu Margarethe anno gratiae MCCCCIII.* Die andere Seite dieses Blattes, welches das letzte im Buch ist, enthält die Worte: *Necessitas forte ferre docet consuetudo facilis.* Seneca sammt des Druckers Monogramm. — Daß sich mein Exemplar schon bald nach seiner Entstehung in den Händen eines fleißigen Lesers befand, zeigen die mit rother Farbe gemalten Anfangsbuchstaben und Zierrathen, die selber nur bis an die 15te Seite gehen, Correcturen, Citaten, unterstrichene Stellen u. s. w. — Am Rande des Titelblattes stehen mit blasser Dinte die Worte: *Annumeror libris Joannis* (hier ist ein Name verlißt) *Argentoratensis, anno domini 1582.* —

J. E. A. Säger.

Correspondenz und Neuigkeiten.

Medanburg, 16. August 1821.

Bäder zu Doberan und Goldberg.

Unser geliebte Großherzog, der sich den Sommer über in Doberan aufhält, ging von Ludwigslust, nicht ganz wohl, im Anfange des Juni dahin ab. Jetzt befindet er sich, gottlob, ziemlich wohl. Doberan ist mit Badegästen noch nicht sehr angefüllt. Der Graf von ** jagte vor einigen Tagen auf dem Wege vom Bade nach Doberan, etwa ein Weg von $\frac{1}{2}$ Stunden, ein Paar schöne Pferde todt, und verlor darüber eine Wette, wie es heißt, von 150 Louisd'or. Der verstorbene Vater dieses Grafen, ein um das Vaterland hochverdienter Mann, hat gewiß nie ein Pferd todtgeritten, um eine Wette zu gewinnen.

In Doberan hat sich nun noch eine Schwefelsäure und eine Stahlquelle gefunden. Das Dörtchen verschönert sich mit jedem Jahre, und die Badeanstalten nähern sich immer mehr einem schönern Ziel.

Das Bad in Goldberg wird sehr besucht. Wenn die Anlagen dort erst weiter geblühen sind, wird es auch an Annehmlichkeiten nicht fehlen.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 31. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im Dezember 1821.)

E r z i e h u n g.

Von einigen Mängeln des ehemaligen Jugendunterrichtes und von den Hauptursachen, die seine Verbesserung in unsern Tagen mächtig befördern.

Von Franz Aloysius Wacel, Pfarrer zu Kopidlno.

E r s t e r A b s c h n i t t.

Von einigen Mängeln des alten Jugendunterrichtes.

§. I.

Allgemein anerkannt ist in unsern Tagen die große Wahrheit: Der Mensch werde nur durch die Erziehung ein Mensch. a) Wo Erziehung entweder gänzlich mangelt oder mangelhaft ist, da ist der Mensch entweder ganz roh oder verblödet. „Wenn man aus dem Menschen nichts macht,“ spricht treffend Pestalozzi b), „so wird er nichts. Er wird immer, so wie man sich mehr oder weniger Mühe um ihn gibt, mehr oder weniger etwas.“ — Die Aussage dieses großen Menschenkennters wird in der Geschichte der Menschheit und ihrer Kultur durch alle Jahrhunderte unwidersprechlich bewährt. So wie die Erziehung der Menschen die jedesmaligen Formen annahm, so dachte, so handelte er; seine jedesmalige individuelle Bildung hat sich immer durch eigene, unverkennbare Blüthe in seinem Charakter ausgedrückt.

In jenen Zeiten, wo die Athletik galt, und vornehmlich die durch das Faustrecht nöthig gewordenen Uebungen getrieben wurden, pflegte man die physische

Erziehung auf Kosten der geistigen. Man bildete da nur den halben Menschen und verwahrloste bei der unvernünftigen Pflege seiner Körperkräfte das Höhere in ihm, den Geist; dafür charakterisirte sich aber auch jenes Zeitalter durch — Barbarei. —

Die Geschichte der menschlichen Kultur weist wieder einen andern Zeitraum auf, wo man anfing, den Körper zu verachten, wo man durch seine Abtödtung den Geist seiner Fesseln zu entlassen und sich die geradeste Bahn gen Himmel zu brechen glaubte. So artete Menschenerziehung in eine widernatürliche Aetzel aus. Durch sie wurde jenes heilige Feuer erstickt, das wohlgeleitet, ihn zum Großen und Edlen erwärmt. — Man sah und suchte das Ziel des Lebens darin, demselben lebendig abzusterber. — Auch hier ward der Mensch nicht ganz gebildet, auch hier ward das Band, welches der Schöpfer um Geist und Körper weiße Gesetlungen, zum Nachtheile der Menschheit von den Menschen selbst zerrissen. Man wollte schon hienieden Sessraph seyn und vergaß darüber, — Mensch zu werden. Deswegen heftet uns auch diese Epoche statt edler Thaten — Bissen. —

Die Geschichte der menschlichen Kultur macht eine andere Zeit kennbar, wo zwar die Ausbildung des Geistes und des Körpers mehr gemeinschaftlich geschah; aber das ausgestreckte Ziel bei der Bildung waren Tün-deleien und Phantome, des Schweißes der Edlen nicht werth. Galanterie, Sophisterei, superstitielle, prunkende Gelahrtheit waren die eiteln Triebräder, welche alle Kräfte der Menschen damals in Bewegung setzten. Der menschlichen Würde ward vergessen; das Haschen nach glänzenden Luftblasen war an der Tagesordnung. — Durch diese Excentricität im Denken und Handeln wurden die Menschen von jener goldenen Mittelbahn entfernt, auf welcher allein ächte Kultur, wahre Ausbildung des Verstandes und des Herzens gedeiht. Diese Epoche

a) Siehe D. Jenisch, Geist und Charakter des achtzehnten Jahrhunderts S. 293. „Erziehung macht den Menschen.“ Auch Brethäters Entwurf der Erziehung etc.

b) Verfasser des vortrefflichen pädagogischen Romans: Einhard und Gertrud. —

liefert den traurigen Beweis, welcher Ueberheiten der Mensch fähig sey, wenn er — wachend träumet. a)

So bewahrt immer der jedesmalige Charakter des Menschen den treuen Abdruck der Bildung, die er genossen, und der Zeit, in der er gelebt hat.

S. II.

Gemeinsam aber war allen diesen Zeiten die Unzweckmäßigkeit des Jugendunterrichts. Das Fehlerhafte lag entweder in den Materialien des Unterrichts selbst, oder in dessen Methode. —

Die Materialien, die man den Kindern beibrachte, waren nicht kindlich. Bei der Bestimmung derselben richtete man sich nicht nach der Seelenkunde, welche bei der Festsetzung der Lehrgegenstände die vorzüglichste Richtschnur seyn sollte, sondern nach Auctorität und hergebrachter Sitte der Zeit der Finsterniß und Unwissenheit. So geschah es, daß der Jugend Kenntnisse eingebläuet wurden, für die sie keinen Sinn hatte. Die Zöglinge lernten Gedanken aber nicht denken. „Aber Kinder,“ sagt Herder in seinen Palmblättern, „die viel Weisheit auf der Zunge haben, ohne sie weder dem Verstande eingewrät, noch mit der Anwendung verbunden zu haben, werden gar bald einem dürrer Gewächse gleich, das man statt eigener Früchte mit fremden Perlen bekränzte.“ — Alle Philosophie, alle Religion, welche die Jugend lernte, ward daher bloß memoriell. „Aber Memorialphilosophie ist noch nicht Christuslehre: man kann in beiden zum Bewundern geiht, und doch — ein Bösewicht seyn.“ b) So puppenmäßig gezogene Kinder prangten dann mit einem wissenschaftlichen Schwulste, der zu ihrem Geiste eben so paßte, wie zum Körper die damals übliche baroque Tracht. — Wer sich den Namen eines großen und schönen Geistes erringen wollte, der mußte ein todtes Wörterbuch seyn. Je mehr Wörter er in sich begriff, für um so besser und schätzbarer ward er geachtet. „Was Wunder daher, wenn Kinder, die das lernen mußten, was nur Jünglinge und Männer fassen und brauchen

a) Der vortreffliche Verfasser des goldenen Kalles sagt: „Erklimmen, um zu träumen, — mit offenen Augen, versteht sich — heißt, den Geist nothzuchtigen. Träumen, um sich zu unterhalten, heißt ihn insolvent für die Wirklichkeit erklären. Jenes ist Auidartung, dieses Schwäche.“

b) Siehe Bierthalers Entwurf der Schul-erziehungskunde.

Können, dann als Männer das nicht wußten und konnten, was sie als Kinder hätten lernen sollen.“ Hat gang wahr ein scharfsinniger Recensent in der Jenaer Literaturzeitung erinnert. — Man hat aus ihnen scientificke Encyclopädisten gebildet, aber gleich das erste pädagogische Hauptprincip außer Acht gelassen, nämlich, daß, was man sie lehrt, man sie auch verstehen und fassen lehre. a) —

Die Methode, unter welcher man jene auf Psychologie und Erfahrung gegründeten Regeln versteht, durch deren genaue und kluge Anwendung ein Lehrer Anderen die unentbehrlichsten Wahrheiten auf die faßlichste, gründlichste, angenehmste und zugleich nützlichste Weise bald und zuverlässig beibringen kann, die Methode beruhte in jenen Zeiten auf einem, alle Geisteskräfte niederdrückenden Mechanismus. Da haben Wissenschaften und Künste das schöne, vielbedeutende Prädikat frei beim Unterrichte verloren und sind zu einer erbärmlichen Technik herabgesunken. Lehrer, denen es an Seelenkunde fehlte, haben den Weg zum Verstande und zum Herzen ihrer Zöglinge verfehlt und konnten entweder gar nicht, oder erst auf vielen Umwegen zu dem individuellen, bei der Erziehung ausgesetzten Ziele gelangen. Man machte bei der Lehrordnung das Beste zum Ersten; man baute fort, ohne einen unerschütterlichen Grund gelegt zu haben, der das Gebäude fest halten sollte; man trug den Schülern, deren Seele, wie ihr Körper Milch, einfache geistige Nahrung erheischte, Systeme vor, unter denen vollendete Denker ermüden konnten; ihre Geistesnahrung war, so zu sagen, ein dürrer Knochengerippe, das keinen, um so weniger ihren zarten Verdauungsorganen zusagte. Mußte nicht bei solchen Verordnungen die Schule den Kindern eine Folterbank werden? War nicht die Jugend ein duldsames Lastthier des schredlichen Orbitalismus geworden? Was waren die Lehrer anders, als die plagosi paedagogi des Horaz? — „Eine solche üble Lehrart zog dann die heillosen Folgen nach

a) „Die größte Feindin der Menschen ist nicht Unwissenheit, sondern leichte Zielwifferei.“ Plato. —

Ein Franzose bemerkt Folgendes hierüber: On ne grave alors dans leur mémoires que des idées fausses. Pour y en substituer ensuite de justes et de grandes, il faudroit en effacer les premières. Or c'est toujours l'oeuvre d'un long temps, et l'on est vieux avant d'être homme.“ —

sich, daß Lehrlinge von einem noch so fleißigen Lehrer so wenig als von einem treulosen lernten; daß sie ohne ihr Verschulden um ihre unwiederbringliche Saatzzeit gebracht und mit unrichtigen, dunklen und verworrenen Begriffen angefüllt wurden. Das Behalten war ihnen dann schwer, und das eigene Fortdenken unmöglich gemacht, eben dadurch aber auch der Wiss- und Wahrheitstrieb, und alle Lust zu Lernen und selber nachzudenken in den besten Köpfen erstickt.“ — Siehe Millers Anweisung zur Katechisir Kunst. —

§. III.

Die Nichtkenntniß des Hauptzwecks bei der Erziehung, welcher in der Entwicklung der physischen, der intellectuellen und moralischen Kräfte des Menschen besteht, die Nichtkenntniß der Eigenheiten der jugendlichen Seelen, die man cultiviren wollte, mußte eine so verfechtete Methode und die vielen der alten Erziehung anklebenden Mängel unumgänglich zur Folge haben. „Wer recht weiß, was er will, der wird auch bald wissen, was er soll,“ spricht treffend Herr Weiller über Erziehung nach Kant. — Es darf daher Niemand befremden, daß in der alten Pädagogie ein ausgezeichnetes, aber höchst leidliches Geschäft darin bestand, ein Seelenvermögen ausschließlich und auf Kosten anderer zu bilden, daß man namentlich das Gedächtniß so übermäßig geübt hat, weil es der prunkenden Gelehrsamkeit, die man der Jugend anbilden wollte, zu einem gefälligen Behälter diente; um die zweckmäßige, einzig fruchtbringende Ausbildung des Verstandes, der theoretischen und praktischen Vernunft war man sehr wenig bekümmert gewesen. — Zwar ist die Seelenkraft, die man an Jünglingen vornehmlich ausbildete, auch eine Hauptpotenz, eine Geisteskultur zu begründen, aber sie ist es nicht allein und vermag, allein gepflegt, die Seele keinermaßen so zu veredeln, als alle gleichmäßig gebildeten Kräfte vermögen. So kann sich ein Amethyst oder Saphyr, wenn man an ihm nur einen Punkt abschleift und die übrigen Seiten von den Schlacken nicht reinigt, in seinem vollen, angebornen Glanze nicht zeigen. Da kann aus ihm die verborgene tiefe Giuth nicht strömen, da kann er nicht flammen mit wallender Klarheit, denn die roh gelassene Oberfläche hemmt ihren Ausfluß.

Ein jeder sieht, daß eben die damalige Gewohnheit, die Seelenkräfte zu sehr als einzelne, von ein-

ander isolirt existirende Kräfte sich zu denken und auch zu bilden, nicht umhin konnte, eine einseitige Cultur zu bewirken. „Man bedachte nicht,“ spricht Gräffe, „daß es in allen Fällen ein Wesen ist, die Seele mit allen ihren Vermögen, welches sich bald auf diese, bald auf jene Weise äußert, je nachdem Veranlassung, Gegenstand, Bedürfniß dasselbe in seiner Richtung bestimmt. Wo die Seele wirkt, ist sie ganz mit ihrer vollen Kraft gegenwärtig. Wer aber seine Seele nur auf eine Art von Beschäftigung anwendet, verliert die Tüchtigkeit, auch auf eine andere Art thätig seyn zu können.“ Es dürfte aber Mancher, der in den Gefilden der Literaturgeschichte nur ein wenig umhergeblüht hat, dadurch diese Aussagen als unbewährt finden, weil er uns ganze Gallerien von Gelehrten jener Zeiten aufstellen kann, die doch unmöglich auf dem dürren, unfruchtbaren Boden jenes Unterrichts aufschließen konnten. — Aber auch diese Erscheinung wird den unbefangenen Prüfer nicht blenden; der sich die Derterität erstrebt hat, über die Gelehrsamkeit ein gerechtes Urtheil zu sprechen. —

Erstaunenswürdig ist uns zwar der Vorrath an unendlichen und so heterogenen Kenntnissen; die unzählige Männer jener Jahrhunderte in ihrem Gedächtnisse getragen und in ihren Schriften für die Nachwelt niedergelegt haben; aber hiedurch allein wird der erhabene, wunderbohe Rang eines Gelehrten noch nicht errungen.

Eben die lezt gezeichneten Umstände jener traurigen Periode unserer Pädagogie klären es auf, warum jene Zeit an großen Memorialgeistern, wenn ich sie so nennen darf, so fruchtbar gewesen. Schon die Bildung des zartesten Alters wurde mit der ausschließenden Pflege des Gedächtnisses begonnen, und jene des reiferen Alters damit beschloffen. Von der ganzen Spontaneität des Jünglings konnte daher nur diese Kraft wirken, und wir müßten uns billig wundern, wenn sie dann — so außerordentlich nicht gewirkt hätte. Allein so wie Jener den Namen eines Architekten unwürdig führen würde, wenn er die rohen ungestalteten Massen in ein wohlangelegtes, symmetrisches Ganze nicht umzubilden verstände; so kann ein Gelehrter nicht gelehrt heißen, so lange bei ihm jene Seelenkräfte, welche den Vorrath des Gedächtnisses combiniren und verarbeiten sollen, in der Hülfe, welche sie bedeckt, bildungslos bleiben, nur durch der letzteren vollendete Cultur wird dann ei-

nem Manne der glorreiche Name eines Gelehrten zu Theil, wenn er mit Leichtigkeit, Kraft, Besonnenheit und Geschmack zu denken, zu lehren und zu schreiben vermag, und es ist schlechterdings mit der neu-europäischen Cultur unvereinbar, jemand nach der Sitte der Chineser mit diesem herrlichen Namen zu adeln, bei denen die Gelehrtenwürde nach der bestimmten Anzahl von Wörtern, die man dem Gedächtnisse einprägen muß, dargereicht wird. — Daraus läßt sich auch der allgemeine Charakter aller Schriften jener Gelehrten von Alcuin bis auf das Universalgenie Hugo Grotius erklären, in denen Citate, Auctoritäten, angeerbte Meinungen angehäuft werden, und die uns so wenig originelle Ansichten über die bearbeiteten Gegenstände, so wenig neue Begriffsverkettenungen, so wenig tiefe Forschungen und gründliche Entwicklungen liefern. —

§. IV.

Wie aber diese so genannten Gelehrten, um die Tendenz unserer vorigen Ideen weiter zu verfolgen, Jugendzieher wurden, so bedarf es wohl keiner näheren Beleuchtung, wie wenig sie mit dem ganzen Schage ihrer Doctrinen den Zweck einer guten Bildung zu erreichen vermochten. Alle die künstlichen Terminologien, das ganze scholastische Gerüst, auf dem ihre Gelehrsamkeit ruhte, konnte die Lehrfähigkeit und den Taft, den sich ein Pädagog aneignen muß, will er anders mit Erfolg bilden, nicht im geringsten ersetzen. Die Nichtkenntniß der nach der Psychologie geregelten Methodik machte ihre groteske Gelahrtheit vollends zum Land, ohngeachtet sie sich mit diesem Nimbus mitten unter ihrer Jugend zu verklären rastlos bemühten, welche, wie Hermann in seinem Elementarunterrichte richtig bemerkt, „für die Schuld, mit der sie ihren Galimatias anhörte, bloß mit zerstreuten Ideen bezahlt wurde, die sie im Fluge erhaschte.“ —

Es sey aber fern von uns, den damaligen Lehrern alle Rebllichkeit und gewissenhafte Verwendung hienüt abzusprechen zu wollen, die sie gewiß bei ihrem Unterrichte bewährten. Man muß sie vielmehr bedauern, daß sie nicht wußten, von welcher Seite sie die Last mit dem Hebelbaume angreifen müßten, um theils den kleinsten Widerstand zu finden, und theils die Stelle zu treffen, wo seine Kräfte und Werkzeuge am freiesten auf die Last wirken könnten. Man muß es bedauern, daß so manche redliche Männer, die alle ihre

Kräfte anstrebten, um ihrer Jugend täglich in gewissen Stunden recht viel Gutes beizubringen, bei allem so sichtbar schlechten Erfolge, sich schon mit dem Bewußtseyn ihres unermüdeten Fleißes beruhiget haben, ohne daran zu denken, daß es eben so sehr ihre Pflicht gewesen, unpartheisch zu untersuchen, ob auch wohl die Lehrart, an die sie sich nach hergebrachter Sitte gewöhnt haben, ihren Zöglingen die rechte, die angemessene sey, so wie sie freilich ihnen selber ganz natürlich und mechanisch geworden ist. a) — Auf diese Art wurde die Zeit in den Schulen getödtet, das Gedächtniß mit dem Lernen der Vocabeln beschwert, und alles, was die Schüler erlernt hatten, bestand darin, daß sie im dreizehnten Jahre weiter nichts wußten, als die Declinationen und Conjugationen, und etwa ein Colloquium aus Langens Grammatik. b) —

§. V.

Dieser leichte Jugendunterricht, an dem Aberglauben und Vorurtheile aller Art eine so reiche Nahrung fanden, hat sich doch — wer sollte es denken! — bis auf Basedow's Zeiten erhalten. „Dieser merkwürdige Mann war in der Hand der Vorsehung das Werkzeug geworden, die Welt auf den wichtigsten Gegenstand, Erziehung und Unterricht, aufmerksam zu machen, und diese Sache, als eine Angelegenheit der Menschheit zu betreiben.“ Seine Schrift: Vorstellung an Menschenfreunde und vornehme Männer über Schulen und Studien und ihren Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt, die im Jahre 1768 zu Hamburg herauskam, hat ganz Europa in Bewegung gesetzt und mit einem seltenen Enthusiasmus für Erziehung entflammt. — Nun bannte Basedow die todtten Formen aus den Schulen, die, statt den Geist der Lehrlinge zu bilden und zu beleben, ihn lähmten und erdrückten; er formte die so widernatürlichen Lehrmethoden um und brachte sie mit den Eigenheiten der menschlichen Seele in ein adäquates Verhältniß. c)

a) Millers Anweisung zur Katechisirungskunst.

b) Gräffes Katechetik nach Kantischen Grundsätzen.

Diese traurige Periode der Pädagogik charakterisirt ein neuer großer Erzieher sehr treffend, wenn er sagt, daß der Geist des Zöglings in derselben von dem lebendigen, lachenden Ufer der Realitäten weggerissen und in dem Sumpfe elenden Wortkrams erkaufte wurde.

c) Siehe Hermann Elementar.

Der durch ihn aufgeregte Eifer, die Bildung und Erziehung der Jugend zu vervollkommen, zeigte auch bald die wohlthätigsten Früchte. Philantropine wurden errichtet, und durch sie die erwünschte Reform des Schulwesens in alle Länder verbreitet. Nach dem zu Dessau von Basesow etablirten Philanthropin wurde jenes zu Marischlig von Bahrdt, das Recaner von Roschow, das Saganer von Felbiger, das von Salzmann und Andern begründet; nun haben Campe, Schulze, Resewitz, Wolke als Schulherolde ihre Stimme erhoben; in die vort diesen Veteranen der deutschen Pädagogik gebrochene Bahn traten nun Guthsmuths, Gräffe, Pestalozzi, Olivier, Hermann zc. und ebneten sie, und nun hörte man von allen Seiten die große Wahrheit ertönen: Der Mensch werde nur durch eine gute Erziehung ein Mensch. —

Die Vortheile, welche die Menschheit durch diese radikale Umbildung der alten seichten Lehrart in eine zweckmäßigere gewann, sind so groß und einleuchtend, daß es für einen jeden Menschenfreund eine der seligsten Freuden seyn muß, die Pädagogie unserer Zeit mit jener des Mittelalters zu vergleichen. Den Sämling, dessen Wuchs damals Dornhecken und ein wildes Gestrüppe lähmten, sieht er nun aufgeschossen zu einem herrlichen, weitstehenden Baume, dessen Früchte den Menschen den kräftigsten Genuß, seine Krone die süßeste Labung gewähren. „Es ist so angenehm, so aufheiternd, spricht der vortreffliche Göthe, dasjenige, was wir jetzt sind, mit dem zu vergleichen, was wir damals unentwickelt waren.“ Höchst angenehm muß es daher auch seyn, die Ursachen zu kennen, die nun dem Jugendunterrichte so kräftig, so wohlthätig aufhelfen.

D r i t t e s A b s c h n i t t ,

Von den Ursachen, welche der Verbesserung des Jugendunterrichts in unseren Tagen mächtig aufhelfen.

§. VI.

Hätte die Philosophie des Mittelalters, die mit ihrem bleyernen Szepter alle Geister niederbeugte, sich noch länger auf ihrem Throne erhalten: fruchtlos würde man der so heiß ersehnten, bessern Bildung der Menschheit entgegen gelehrt haben. — Die Philosophie, die

zur Erzielung guter Früchte bei der Erziehung den ersten guten Saamen auspenden sollte, die Philosophie, welche gleich einer beglückenden Sonne den Geist des Menschen erleuchten, alle seine entwickelten Kräfte herrlich bestrahlen und das Herz zum Guten und Edlen entflammen sollte, die Philosophie, aus deren Schooße der reichste Segen einer heilbringenden Aufklärung zuvor in die Welt ausströmen muß, sollen ihre Bewohner sich bis zu jenem Herzensadel aufschwingen, in dem sich der Heiligste wie in seinem reinsten Abglanze verklärt, — die Philosophie war bald eine ungeheure, wüste Steppe gewesen, wo bange, düstre Lebloßigkeit allgemains Grausen erregt, wo dem müden Wanderer nirgends eine so sehr ersehnte Labung begrüßt, bald ein Lustreich aller Chimären, wo der sich dahin verlorene Mensch, seiner vergessend, und der ihm zum Wirken angewiesenen Stätte, sein Leben verträumte, bis er endlich auf die Erde herabkam, den letzten Akt seines Lebens zu spielen — zu sterben. —

So konnte freilich der menschliche Geist zum Suchen seines edelsten Guts, einer wahren Aufklärung, und zum Streben nach selbem nicht aufgeregt werden, weil diese Philosophie nie hierin ihre Heroldstimme an ihn erhob, da sie über todte oder unbekante Regionen ihren Herrscherstab streckte, wo ihr Ruf den auf der Erde wandelnden Menschen nicht hörbar gewesen. —

Und so wie die eben gezeichnete Philosophie das damalige Menschengeschlecht in Hinsicht seiner Bildung recht stiefmütterlich pflegte, so konnte nicht umhin, als daß alle ihre Schwestern und Töchter ihm eben so abhold seyn mußten. — Die Metaphysik, dieser durch Jahrhunderte von allen Gelehrten namentlich angebetete Göthe, hat Alle, die ihr huldigten, mit ihren Schattenbildern dergestalt geäfft und bezaubert, daß sie vor dieser leeren Contemplation für ein reelles Leben zu denken und zu handeln völlig vergaßen. Sie schwangen sich durch ihre regellosen Spekulationen in einen Chimärenhimmel empor, wo sie sich im Anschauen der einfachen Substanzen, Monaden und anderer übersinnlichen Dinge verloren, und dann, leider, die sie umgebenden Wesen ihrer Mutter Erde nicht kannten. Und wer sich den Namen eines Philosophen erstreben wollte, mußte derlei zeit- und kraftspielige aber meistens nutzlose Reisen in jenes luftige Spekulationenlands wagen, von wahren, spricht treffend Jacob an der Prüfung mendelssohn

cher Morgenstunden, noch kein Reisender je eine solche Kenntniß zurückgebracht, daß er seinen daheim bleibenden Brüdern einen einzigen Gegenstand, den er dort kennen lernte, befriedigend hätte beschreiben können. Was Wunder, daß endlich die Welt gegen den Nutzen dieser Reisen mißtrauisch ward? Es schien daher wirklich besser zu seyn, daß sich die Menschen an das Land hielten, in welchem sie geboren sind und daselbst ihre Kräfte so gut, als sie können, anwendeten. — Freilich mußten aber ihre Herzen dann bluten, wie sie Kant durch seine Kritiken aus ihren süßen Entzückungen aufschreckte, wie sie ihre schönen Demonstrationen a priori wie bunte Luftblasen im unnützen Schaum sich auflösen sahen. — Man kann wirklich hier sagen, daß Kant die Geister aus der Metaphysik mit Wunderkraft austrieb, und das Neonen- und Monadenreich zerstörte; daß er den vormalig willkürlichen Umkreis der Philosophie, weil ihn zu erweitern jeder Schwärmer frei stand, mächtig in einen engeren Spielraum einzwangte; „aber eine kleine Bestimmung,“ fährt Jakob fort, „deren Inhalt und Gränze man kennt, ist immer mehr werth, als ein unermessliches Reich, das in einem Lande liegt, wohin Niemand kommen kann.“ —

Diese unläute, in so einem lustigen Reiche umherflatternde Philosophie war aber auch für die Nichteingeweihten ein wahres nonens gewesen. Und Heil denen, die sie so zu würdigen wußten! Weil sie unablässig von Gegenständen sprach, von welchen kein anderer Mensch etwas weiß, und die weder in Raum noch in der Zeit sind, weil sie alles in so kleinwinzige Theile auflöste, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, und die in keines Menschen Sinn gekommen sind; so konnten die Männer, die sich mit realen Kenntnissen befaßten, nicht umhin, als diese Philosophen für Schwärmer zu halten, die ihre eigene Organisation haben und Dinge sehen und fühlen, die außer ihnen kein Mensch sieht und fühlt. So ward also auch diese Philosophie nur durch den Umfang ihrer Schule begränzt, unwürdig, auf einen Namen Anspruch zu machen, der nur eine Wissenschaft, die eine ächte Bildnerin des Menschengeschlechts ist, so herrlich adelt und zieret. —

(Schluß folgt.)

Mathematik.

VIII. 23.

Versuch, die Birkelfläche ins Quadrat zu bringen,

(Schluß von Nr. 30. XXX)

§. 11.

Sehe ich nun die ursprünglich fehlerhafte Kugel in eine kleinere unfehlerhafte verwandelt, so verhalten sich die Fehler von einem Halbkugelhübel zum andern wie 3 zu 5, wo die Halbkugel mit Fehlern die unvollkommene d. i. die kleinere, hingegen die fehlerfreie die vollkommene ist.

Da nun der Unterschied der Entfernungen der Schwerpunkte a und b Fig. G. das wahre Verhältniß zwischen der vollkommenen und unvollkommenen Kugel finden läßt, so kann ich dies Verhältniß zwischen Vollkommenheit und Unvollkommenheit auf den vollkommenen und unvollkommenen Durchmesser, daher auch auf die Peripherie beziehen. So stellt mir z. B. f g Fig. G. *) den unvollkommenen, f o den vollkommenen Halbmesser, und der Bogen i g l die unvollkommene, hingegen r o n die vollkommene Peripherie vor. Es handelt sich hier nur noch darum, wie oft der unvollkommene Halbmesser gewonnen werden müsse, die unvollkommene Peripherie zu geben?

Der unvollkommene Körper des größern Kreises ist gleich dem vollkommenen des kleinern Kreises, eben so der unvollkommene Umfang des größern Kreises ist gleich dem vollkommenen des kleinern Kreises, zu welchem der Unterschied der Schwerpunkte die Basis hergibt. Vollkommen ist die Peripherie, wenn sie die Kreisfläche mit ihrer eigenen ganzen ungetheilten Größe ausmisst, vollkommen schließt. Eine ähnliche Vollkommenheit muß daher der vervollkommte Halbmesser haben, da er sich mit der Peripherie zugleich, und in demselben Verhältnisse verbessert, wenn er mit seiner ungetheilten ganzen verbesserten Größe die Peripherie des unvollkommenen Kreises vollkommen schließen soll, da sie der ursprüngliche unvollkommen schließt oder mißt. Messen thut der Halbmesser die Peripherie, weil man zur Bestimmung derselben wissen muß, wie oft der Halbmesser in ihr enthalten sey, oder weil der Halbmesser mit einer gewissen Zahl x multipliziert die Peripherie vorstellt, und weil der vergrößerte Halbmesser mit jener Zahl multipliziert, mit welcher der ursprüngliche multipliziert die fehlerhafte Peripherie gab, die vollkommene gbt.

Einig Beweis, daß sich alle Fehler und Unvollkommenheiten schon an dem Halbmesser und an keiner andern größern oder kleinern Größe in einer und derselben Kugel durch die vervollkommte Kugel ausbessern, träfer: Folgendes: Die Ergänzung für den ganzen Halbmesser wäre e f Fig. G. für den halben müßte sie daher die Hälfte von e f folglich e g seyn. Um aber die Ergänzung e f oder selbst e g zu machen, konnte ich nicht allein den halben Halbmesser brauchen, sondern, um den Umkreis e e a zu beschreiben, müßte

*) Man sehe die Kupfertafel bei Nr. 30.

Ich habe Hälften haben, aus den unverbesserten beiden Hälften entstanden die verbesserten beiden Hälften. Beide unverbesserten Hälften beschreiben den unverbesserten, beide verbesserten den verbesserten Umkreis. Jeder Hälfte des Halbmessers gehört deswegen sowohl von der verbesserten als von der fehlerhaften Peripherie die Hälfte, weil sie beide zu gleichen Theilen betragen, den ganzen Kreis zu beschreiben. Jeden Theil des Halbmessers geht daher nur ein eben solcher Theil vom Kreise an, und folglich jeder verbesserte Halbmessertheil hat nur einen eben-solchen Antheil vom Kreise verbessert, als er vom Halbmesser ist, daher sich außer dem ganzen Halbmesser nicht auch noch ein Bruch von selbst verbessert haben kann.

Endlich eine Sache mit einer Größe messen, oder die Größe in einer Sache enthalten seyn, ist einerlei; daher, wenn der unverbesserte Halbmesser seine Peripherie unvollkommen, hingegen der verbesserte dieselbe vollkommen mißt, so muß auch der unverbesserte Halbmesser in seiner Peripherie unvollkommen, hingegen der vervollkommnete in der des unvollkommenen Halbmessers vollkommen enthalten seyn.

Die Vergrößerung des Halbmessers oder die Ausbesserung desselben ist also nichts anders, als eine Vervollkommnung desselben zur Messung des Umfanges, daher eine Besetzung der Brüche, mit welchen der Halbmesser nebst seinem Ganzen genommen werden müßte, die vollkommene Peripherie hervorzubringen.

Zur Messung des Umfangs bestimmt uns die Halbkugel durch ihre zwei Schwerpunkte bloß zwei Größen, die unvollkommene und unvollkommene, welche erstere den Umfang unvollkommen, die andere denselben vollkommen mißt, wo die erste in dem Umfange unvollkommen, während die zweite in demselben vollkommen enthalten ist.

Wie oft der verbesserte Halbmesser genommen werden müsse, die vollkommene Peripherie zu geben, läßt sich leicht durch den geringen Unterschied der Schwerpunkte wie auch der Halbmesser bestimmen. Da der vollkommene Halbmesser die Peripherie gerade schließen muß und bekanntlich mehr als zweimal und sicher nicht drei und ein halbmal oder viermal um die Peripherie herum reicht, und beim Herumreichen kein Bruch eines Halbmessers erforderlich ist; so kann derselben nicht weniger und nicht mehr als grade dreimal herum reichen, um die vollkommene Peripherie zu geben. Da ferner die Ergänzung des unvollkommenen Halbmessers durch eine größere Kugel geschieht, so darf, um die unvollkommene Peripherie zu geben, auch der unvollkommene Halbmesser nicht mehr und nicht weniger als dreimal genommen werden. Die unvollkommene Peripherie, folglich auch die unvollkommene Halbkugel wird daher durch das Verhältniß des Durchmesser zur Peripherie wie 1 zu 3 bestimmt.

§. 12.

Man verbessere die Keme der Halbkugelhälfte 4, 0 und

4,6231 durch die Oberflächen der Halbkugelhälfte 5 und 3 nach §. 6 und 8 also:

4, 0 : 4, + 0,6231 ist die Verschiedenheit der Keme, daher 4, + 0,3115 : 4 + 0,3115 die ursprünglichen Glieder, 4 : 4,5115 ist daher der einfache Unterschied zwischen der wirklichen und verschobenen Verhältnigkeit.

$$4,3115 : x = 4 : 4,3115$$

$$x = 4,6472 \text{ und folglich}$$

4 : 4,6472 das Verhältniß, um welches die verschobenen Glieder und ihre erste Zulage wachsen müssen, um die gehörige Vervollkommnung machen zu können, als die verschobenen Glieder sind

$$4,0000 : 4,0000 + 0,6239$$

$$\text{der Zuwachs} + 0,6472 \quad 0,6472 + 0,1008$$

$$\text{Summa } 4,6472 : 4,6472 + 0,7236 \text{ darunter das}$$

$$\underline{\quad 3 \quad} : \underline{\quad 3 \quad} + 2, \text{ der Oberflächentheile}$$

Wenn der Gliedestheil 2 die Zulage 0,7239, was der übrige Gliedestheil 3? dieser gibt 1,0858, das erste Glied der Oberflächentheile ist auch = 3, daher muß 1,0858 auf beiden Seiten zuaddirt werden:

$$4,6472 : 4,6472 + 0,7239$$

$$+ 1,0858 \quad 1,0858$$

$$\text{Summa } 5,7550 \quad 5,7550$$

$$\text{ferner } : : : 0,7239$$

$$\text{Summa } 5,7550 : 6,4569 \text{ hiervon den fremden Zuwachs } - 0,6472 - 0,7480$$

so sind . . . 5,0858 : 5,7089 die vervollkommenen Glieder, welche jedoch, genauer gerechnet, diese sind: 5,0853 und 5,7084. Mit diesen vervollkommenen Armen nach §. 2 verfahren, gibt zum ersten einseitigen Fehler 0,2198, diesen wie 5 zu 3 auf die andere Seite zuaddirt, den Unterschied wieder berechnet, gibt 0,1175, daher der ganze einseitige

$$\text{Fehler} = \frac{0,2198 + \frac{2198}{1175}}{1175} = 0,4722$$

folglich der auf der andern Seite = 0,2833 und beide zusammen 0,7555 für die Halbkugel, daher für die ganze Kugel 1,5110 der fehlerhafte Körper der Kugel beträgt 32,0000

Mithin der vollkommene . 33,5110

der vollkommene Körper der Kugel ist aber auch gleich $\frac{2r^2P}{3}$
 wo $1 = 2$ und x die Zahl ist, mit welcher der Durch-
 messer die Peripherie gibt, daher

$$\frac{2 \cdot 1^2 P}{3} = 33,5110 \text{ statt } r^2 \text{ seinen Werth}$$

$$\frac{2 \cdot 4 \cdot P}{3} = 33,5110 \text{ der Durchmesser} = 4 \text{ multipliziert}$$

$$\frac{4 \cdot x \cdot 2 \cdot 4}{3} = 33,5110 \text{ mit } 3 \text{ multipliziert}$$

$32 \cdot x = 100,5550$ und
 $x = 3,14165$ u. Daher wäre nach diesem
 Versuch das reine Verhältniß des Durchmessers zur Per-
 pherie wie 1 zu 3,14165 u.

Da sich bei dieser Ausarbeitung gegen das schon be-
 kannte Verhältniß der Unterschied schon in der fünften Deci-
 malstelle, hingegen die Ausarbeitung eines 392210 Eck
 von Nikolo zwischen dem Viereck in und um den Kreis erst
 in der zehnten Dezimalstelle einen Unterschied hervorbrachte;
 so bemerke ich, daß die Vernachlässigung oder Weglassung
 der Dezimalstellen bei dem Viereck in den Kreis auch bei
 sehr viel Dezimalstellen durch die so vielen Divisionen, Multi-
 plifikationen, Ausziehungen der Wurzeln und Quadraturen
 der Größen selbst das Viereck um den Kreis in den Kreis
 hineingezogen worden seyn kann, indem ein einziger Fehler
 nur bei der letzten Dezimalstelle und an der letzten Seite in
 dem 395210 Eck den Fehler wenigstens um sechs Dezimal-
 stellen vorwärts bringt, und so statt $\frac{1}{10000000}$ der

Bruch $\frac{395210}{10000000}$ entsteht, welches bei 9-Dezimalstellen
 die Abweichung zwischen den durch Näherung ausgemittelten
 und dem gegenwärtigen Verhältnisse schon zu erreichen droht,
 ohne die Fehler bis zur Hervorbringung einer Seite von
 395210 Eck und ohne die noch vorhandene Krümme dieses
 zwar sehr kleinen Seiten in Erwähnung zu bringen.

Fig. II scheinen zwar die Seiten der Polygone durch
 Weglassung der Dezimalstellen Anfangs eher zu gewinnen als
 zu verlieren, indem hiedurch G H größer wird, welches auch
 das Größerwerden von A H zur Folge hat. Allein das
 Größerwerden von A H rührt daher, weil Anfangs die größere
 Linie A G nicht verloren hat.

$\frac{A II}{2}$ welche bei der zweiten
 Berechnung wie A G behandelt wird, verliert nun auch, und
 alle unendlich nach einander folgenden Linien, die wie A G,
 wie $\frac{A II}{2}$ u. behandelt werden, verlieren an Dezimalstellen,
 und da solche immer größer sind, wie ihre zwar auch größer

werdenden Grundlinien G H u. so müssen auch ihre Fehler
 nach dem Quadriren bedeutender als der Zuwachs ihrer Grund-
 linien seyn. So wird durch Vernachlässigung der Decimal-
 stellen jede nach einander zu berechnende Seite im Kreise et-
 was verfälscht, daher geringer.

Uebrigens zeigen die Glieder der unendlichen Reihe —
 die Quadratur der Kreisfläche durch die Differenzial- und
 Integralrechnung ausgemittelt — daß sich da von Glied zu
 Glied der Koeffizient der Einheit nähert, daß hiedurch je-
 des folgende Glied verhältnismäßig gegen das vorher gehende
 bedeutender wird und so in der fortwährenden Verkeine-
 rung der folgenden Glieder auf unendliche Größe der Sum-
 me aller Glieder Anspielung macht, und daß hiedurch die
 weggelassene Summa der Glieder weit bedeutender seyn kann,

als man sich vorstellt. Z. B. bei der Reihe $\frac{300000}{1000000}$

$$+ \frac{125000}{1000000} + \frac{14062}{1000000} + \frac{2092}{1000000} +$$

$$\frac{356}{1000000} + \frac{65}{1000000} + \frac{12}{1000000} \dots$$

Bürgermeister.

Verschiedene interessante Notizen.

XIV. 1.

1. Die Wein-Prüfung.

Es ist nicht so leicht, als man sich einbildet, einen
 reinen und guten Wein zu erkennen und ein sicheres Urtheil
 darüber zu fällen, da man nicht immer zu solchen Untersu-
 chungen genugsam vorbereitet und das Geschmacksorgan durch
 zuvor genossene Speisen und Getränke mehr oder weniger
 verstimmt ist. Will man die Güte eines Weines richtig
 beurtheilen, so muß dieses stets in den Morgenstunden ge-
 schehen, wenn der Geist noch heiter und frei ist, ein Punkt,
 der nicht zu übersehen ist, da, wie bekannt, die Gemüths-
 stimmung einen sehr großen Einfluß auf das Geschmacksor-
 gan hat; wenn der Mund bloß mit Wasser gereinigt ist, die
 Zunge noch weich und nicht durch Speisen verhärter oder
 verschleimt ist, und insbesondere, wenn man noch kein Al-
 kohol genossen hat. Es ist wohl nicht zu läugnen, daß
 mancher an sich gute Wein unschuldig verdammt wird, bloß
 weil diese Maßregeln versäumt werden.

2. Maß und Gewicht in der Schweiz.

Die kleine Schweiz hat noch heut zu Tage 22
 verschiedene Fußmaße, 20 Arten Flächenmaße, 30 Gewichts-
 arten, 60 Ellmaßen, 31 verschiedene Trinkmaß und 37
 besondere Getreidemaße.

K. K. B.

Josephstädter-Theater.

Die Liebeserklärung
der Koch. — Dir

mal.

Die Waise aus

e. Fichte
e. Grotte
Dreimal
Stärke


Stärke -
entzickel
in Grotte
hiedurch
ther geht
a. Fichte
ie der G
s hiedurch
der Sept

304
1000
2093
1000000
12

meiße
otizen.

g.
einbilde,
in fischen
solchen
ormadesege
ehr oder
es Reize
Vorgensfau
ei ist, mit
nt, die G
das Gese
r geringe
fen verbit
zu noch
edamm

er Sch
brut zu
maße. 30
L. in 1800



Hesperus.
Encyclopädische Zeitschrift
für
gebildete Leser.

Herausgegeben
von

Christian Carl André.

XXX. Band. VI. Heft,
(oder das 12te Heft des 13ten Abonnements).

Nr. 32 — 34. Beilage Nr. 20 — 21.

Hesperiden Nr. 5. — 6.

Prag 1821,

J. G. Calve'sche Buchhandlung.

I n h a l t

des Hesperus XXX. Band. VI. Heft.

	Seite
I. Vaterlandskunde.	
1. Einige Bemerkungen über die Slaven, vorzüglich in Böhmen. (Fragment aus Geil's böhmischer Silberfaal.) Beil. Nr. 21.	141
2. Dionys Vorzel von Rilletin, Feldhauptmann der Hussiten und seine Werke Kunstlic. (Ebenbauer.)	145
II. Auswärtige Geographie und Statistik.	
Kurze Notizen	256
III. Pädagogik, öffentliche Bildung, Erziehung.	
1. Einige Reflexionen über die große Macht der Kunst und Gewerbe. Von Wacel.	254
2. Akerhand Gedanken der Frau von Warent, aus dem Französischen überfetzt von Freis. v. Erdernhohn.	261
3. Von einigen Mängeln des ehemaligen Jugendunterrichts und von den Hauptursachen, die seine Verbesserung in unsern Tagen mächtig befördern. Von Wacel. (Beschl.)	259
IV. Tonkunst.	
Beiträge zur Charakteristik Mozarts, Beethovens und Haydn's.	249
V. Naturkunde.	
1. Kurze botanische Notizen. (Beschl.)	267
2. Kurze mineralogische Notizen. (Beschl.)	140, 144
3. Kurze Gemische Notizen. (Beschl.)	270
VI. Aufforderungen, Vorschläge.	
Auch eine Aufgabe zum Uebersetzen, oder auch dem Deutschen, Lateinischen oder Stellenischen etc.	265
VII. Debatten und Beschlüsse.	
Beitrag zur Kenntniss der Bergbauverwaltung, Kalkung und Bergbau vom Oberbergverwalter Joseph von Beckh, über die Kalkung der Bergwerke.	155
VIII. Geschichte und Literatur.	
1. Der Hofen bei Wroclaw. Besprochen von Prof. Geil's böhmischer Silberfaal.	256
2. Prag: Prof. Geil's böhmischer Silberfaal.	257
IX. Miscellanea.	
1. Der Hofen bei Wroclaw. Besprochen von Prof. Geil's böhmischer Silberfaal.	17
2. Der Hofen bei Wroclaw. Besprochen von Prof. Geil's böhmischer Silberfaal.	21, 25
3. Die Hofen bei Wroclaw. Besprochen von Prof. Geil's böhmischer Silberfaal.	24, 31, 40, 47
4. Die Hofen bei Wroclaw. Besprochen von Prof. Geil's böhmischer Silberfaal.	28, 36
5. Die Hofen bei Wroclaw. Besprochen von Prof. Geil's böhmischer Silberfaal.	33
6. Die Hofen bei Wroclaw. Besprochen von Prof. Geil's böhmischer Silberfaal.	39, 46
7. Der Hofen bei Wroclaw. Besprochen von Prof. Geil's böhmischer Silberfaal.	41
8. Der Hofen bei Wroclaw. Besprochen von Prof. Geil's böhmischer Silberfaal.	45

In der Verlags-Handlung dieser Zeitschrift ist so eben erschienen und durch alle soliden Buch-Handlungen zu haben:

Physikalische Beschreibung

der festen

Oberfläche des Erdkörpers

Johann Gottfried Sommer,

Prof. am Conservatorium der Tonkunst zu Prag.

Mit 14 Kupfertafeln.

Aus dessen „Gemälde der physischen Welt“ besonders abgedruckt.

gr. 8. Prag 1821. Preis 4 fl. 64 Kr. Conv. Münze.

Der allgemeine Ruf, welchen der, unter dem besondern Titel: „Das Weltgebäude“ erschienene erste Band von des Hrn. Verfassers Gemälde der physischen Welt gefunden, ist durch diesen zweiten Bande zu Theil geworden. Alle Nachrichten, welche die berühmtesten und gelesesten Zeitschriften, wie z. B. die Leipziger und Jenaische Literatur-Zeitung, die Götting. Gel. Anz., die Abendzeitung, die Zeitung für die elegante Welt, das Morgenblatt u. dergl. dieses Werk mitgetheilt haben, stimmen darin überein, daß es eine höchst gemeinnützige, durch die Art, wie der Hr. Verfasser die Wahrheiten der Himmels- und Erdkunde dem gemeinsten Verstande deutlich zu machen weiß, hohe Auszeichnung verdienende Arbeit sey.

Was insbesondere diesen vorliegenden zweiten Band betrifft, so wird sich die Menge der darin abgehandelten Gegenstände am besten aus dem unten folgenden Inhalts-Verzeichnisse abnehmen lassen. In der ersten Abtheilung, welche von der äußern Gestalt der Erdoberfläche handelt, wird, der Leser gleich Anfangs durch die allg. Uebersicht der Erdoberfläche und insbesondere der Gebirge angezogen werden. S. 25 u. f. ist ein Verzeichniß von 145 Höhen mitgetheilt, worunter sich auch die erst seit wenig Jahren bekannte gewordenen Bergriesen des Himalaya-Gebirges in Asien befinden, welche den Chimborazo in Amerika, der bisher für den höchsten Berg der Erde gehalten wurde, noch um viele Tausend Fuß an Größe übertraffen. Bei der Beschreibung der Vulkane ist nicht nur im Allgemeinen eine Uebersicht aller bemerkenswerthen, hierher gehörigen Naturerscheinungen gegeben, sondern auch eine Beschreibung der vorzüglichsten einzelnen Vulkane des Erdbodens und eine Erzählung ihrer vornehmsten Ausbrüche mitgetheilt worden, zum Theil nach den Berichten der neuesten Reisenden. Eben so kräftig wird sich jeder Leser von der Beschreibung der Gletscher, Lawinen und Höhlen angezogen fühlen, worüber zum Theil ganz neue oder bisher nur wenig bekannte Nachrichten mitgetheilt sind. Der Hr. Verfasser hat für diesen Zweck die neuesten und besten Reisebeschreibungen durchgegangen. Er begnügte sich nicht immer, bloß eine getreue Darstellung der Erscheinungen zu liefern, sondern wo es ohne gelehrte Vorkenntnisse voraussetzen möglich war, hat er auch die Erklärung derselben auf eine genügende Weise mitgetheilt, z. B. bei den Windhöhlen, dem Tropfstein, den Gletschern, Erdfällen u. dergl. In der zweiten Abtheilung handelt er von der innern Beschaffenheit der Erdrinde und deren Bestandtheilen, dieser Theil des Werkes muß als etwas sehr Eigenthümliches betrachtet werden. Was bisher in populären Schriften über physikalische Erdkunde geliefert wurde, umfaßte gewöhnlich nur das, was bei unserm Hrn

Verfasser den Inhalt der ersten Abtheilung anräth. Man hielt die Geognosie für eine Wissenschaft, die nur ein Eigenthum der Gelehrten seyn könne, und fertigte die Lehre von den Bestandtheilen der Gebirge, wo sie nicht flüchtig ganz umgegangen werden konnte, auf ein Paar Seiten ab. Hr. Prof. S. hat schon in der allgemeinen Betrachtung der Erdrinde (von S. 335 bis 359) gezeigt, wie anziehend sich dieser Gegenstand auch für den Nicht-Verwandten bearbeiten läßt. Auch die Art, wie er die vornehmsten Gebirgsarten in den folgenden Abschnitten im Einzelnen beschreibt, dürfte der Geognosie manchen Freund unter den Lesern gewinnen. Ganz besonders interessant wird Jeder die zum Schluß angehängten Betrachtungen über den sogenannten Magnetismus des Erdkörpers, oder über die Erscheinungen der Magnetaedel finden, ein Gegenstand, der in den meisten bisherigen Lehrbüchern der physischen Geographie weggelassen oder auf das Oberflächlichste behandelt worden ist. Wir lassen jetzt das Inhalts-Verzeichniß des Werkes und die Erklärung der 14 Kupfertafeln folgen:

Einteilung. Erste Abtheilung: Von der äußern Gestalt der Erdoberfläche. Ansicht der Erdoberfläche im Allgemeinen. Es gibt eine alte, neue und neueste Welt. Von den Unebenheiten des trockenen Landes insbesondere. Verzeichniß merkwürdiger Höhen, besonders in Europa. Uebersicht der vornehmsten Gebirge. — Europa. Die Alpen, die Pyrenäen, die Karpathen und die nordischen Alpen. Die übrigen Gebirge von Europa. Die Hauptgebirge der übrigen Erdtheile. Genauere Betrachtung einzelner Berge, insbesondere der Pyrenäen. Uebersicht der vorzüglichsten bekannten Vulkane. Der Vesuv. Vulkanische Umgebungen des Vesuv. Der Aetna. Andere Vulkane und vulkanische Merkwürdigkeiten Siciliens und dessen Umgebungen. Vulkane auf Island. Vulkane in Asien. Fernere Vulkane in Asien. Vulkane in Afrika. Vulkane in Amerika. Vulkane in Australien. — Rückblick. Von den Schnees und Gletschern, Gletschern u. s. w. Weitere Bemerkungen über die Gletscher; ihr Wachstum und Fortbewegen. Von den Lawinen. Von den Höhlen. Fortgesetzte Beschreibung einzelner merkwürdiger Höhlen. — Steyermark. Ungarn. Uebrigste merkwürdige Höhlen in Oesterreich. Höhlen in der Schweiz, Italien und Frankreich. Höhlen in Deutschland. Höhlen in England. Höhlen in Spanien und Portugal. Die Höhle auf Antiparos. Höhlen in Norwegen und Island. Höhlen in Amerika. Fernere Höhlen in Amerika. Höhlen in Asien und Afrika. — Erwas über Entdeckung der Höhlen. — Erdfülle. Bergflurze, Erdchlüpfte. Niederungen, Ebenen, Steppen, Wüsten. Von dem Meergrunde. Einzelne Theile und Tiefen desselben. Die Erhöhungen des Meergrundes. Bänke, Dünen, Riffe, Klippen. Zweite Abtheilung: Von der innern Beschaffenheit der Erdrinde und deren Bestandtheilen. Von der Erdrinde im Allgemeinen. Weitere Betrachtungen der Erdrinde. Von den Versteinerungen. Versteinerungen aus dem Thierreich. Schlüsse aus dem Vorigen auf die frühere Geschichte der Erdoberfläche. Einteilung aller Gebirgsarten. Uebersicht der Urgebirge. Granit, Gneus, Glimmerschiefer, Thonschiefer, Porphyr, Syenit, Uralkstein, Urquarz, Kiesel-schiefer, Serpentin, Urtrapp. — Topas, Beryll- und Hornfels. Von den Uebergangsgebirgen. — Grauwacke. Uebergangsthonschiefer. Uebergangskieselschiefer. Uebergangskalk. Uebergangsgyps und Uebergangstrapp. Die Flüggebirge. — Sandstein. Der Flügkalkstein. Der Flügquarz. Steinsalz. Steinkohlen. Flügtrappgebirge. Von dem aufgeschwemmten Lande. Fortsetzung des aufgeschwemmten Landes. Von den vulkanischen Gebirgen. Von den Lagern, Gängen, Stöcken, Stückzestragen, Stockwerken und Pugnwerken. Beispiele von der Zusammensetzung einiger Gebirge. Von der Entstehung der Vulkane und den Ursachen ihrer Erscheinungen. Von dem Magnetismus der Erde. Hypothesen zur Erklärung desselben. Erklärung der Kupfertafeln: Taf. I Fig. 1. Bildliche Darstellung einiger verzeichneten Höhen Fig. 2. Vollständige Wende oder Compasse (welche außer den 32 Weltgegenden noch eine besondere Einteilung in 360 Grad enthält). Taf. II. Ansicht von der Lenk (einem Dorfe im Simmetthale des Cantons Bern in der Schweiz, 3512 Fuß über dem Meere). Taf. III. Topographische Ansicht des Aetna. (Von Catania am Meere bis zum Gipfel; mit Angabe aller auf dieser Seite des Berges liegenden Ortschaften, und Bezeichnung der Wege, welche die Lava bei verschiedenen Ausbrüchen genommen, so wie der Verwüstungen, welche sie angerichtet.) Taf. IV. Der neue Beyer, ein berühmter Wasservulkan auf der Insel Island. Taf. V. Das Muschelhorn, ein merkwürdiges Gletscher in der Schweiz. Taf. VI. Fig. 1. Ein Theil der Adelsberger Grotte in Krain. Fig. 2. Eine Zeichnung zur Erläuterung der Theorie der Windhöhlen. Taf. VII. Die Fingalshöhle in Schottland. Taf. VIII Fig. 1. Ein Granitfelsen. Fig. 2. Ein Sandfelsen. Fig. 3. Ein Querschnitt des Alpengebirges, von den lombardischen Ebenen aus bis zu dem St. Gotthard. Taf. IX. Ein Steinbruch im Grauwackengebirge. Taf. X. Ein Gang. Taf. XI. Das Innere eines Bergwerks. Taf. XII. Geognostische Karte der höchsten Gebirge Europas. Taf. XIII. Zur Erläuterung der Parrot'schen Theorie der Vulkane. Taf. XIV. Zur Erläuterung der Steinhauser'schen Theorie des Erdmagnetismus. Die Umlaufbahn des magnetischen Nordpols.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 32. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im December 1811.)

K o n s t.

V. 1.

Beiträge zur Charakteristik Mozarts,
Beethovens und Haydns.

1. Beitrag zu Mozarts Biographie.

„Ich habe Mozart auf dem Fortepiano gehört, ich vergesse es nie in meinem Leben; noch immer tönt das himmlische Spiel in mein Ohr, und heiliges Gefühl ergreift mich“ — spricht Cantor Markert. — Wo, wo haben Sie ihn, den Unerreichbaren, gehört? schallte es aus Aller Mund. Man neidete ihm sein Glück, und er sollte beweisen. — „Mir ein Leichtes, entgegenete M. Als ich meine Prüfung für das Schulfach zu Prag bestehen sollte, war zu eben der Zeit Mozart auch da. Ihm zu Ehren hatte man im großen Refektorium des Alumnats eine musikalische Akademie veranstaltet; die größten Virtuosen auf jedem Instrumente ließen sich hören; man begann mit Mozarts großer Symphonie. Kaum waren einige Takte vorüber, springt Mozart auf, schreit Halt! gibt den Takt an, und ersucht die Herren, nach diesem die Symphonie zu erquiren. — Wie ganz anders klang nun dieses herrliche Werk! — Hierauf folgt eine andere von einem Alumnen (ich glaube, er hieß Wenzel). Mozart hört aufmerksam zu, nach deren Beendigung fragt er nach dem Verfasser; da derselbe selbst unter den Primgeigern stand, so wollte ihn Niemand nennen; Mozart wendet sich um und sagt: „Ob ich ihn weiß oder nicht, ich muß gestehen, er verräth ein großes musikalisches Genie!“ Der Verfasser aber nahm sein Werk vom Pulte, entfernte sich und, vermuthlich mit dem gerechten Lobe Mozarts noch nicht zufrieden, ob er aber zweifelnd, ihn je erreichen zu können, warf er es mit sammt der Partitur in's Feuer.

Seperus Nr. 32. XXX.

Sern hätte man Mozarten selbst gehört. Ihn darum anzusprechen, war nicht rathsam, es konnte den Verlust seiner Person für die Gesellschaft nach sich zieh'n, besonders da er unlängst dem Grafen R..., als er dort zu Mittag speiste, dieser hierzu mehrere Herrschaften geladen und ihn beim Nachtsche höflich ersucht hatte, sich doch hören zu lassen, antwortete: „Haben Herr Graf mich deshalb geladen, daß ich mir das Essen verdiene?“ darauf aufstand, Hut und Stock nahm, und sich empfahl. — Man mußte daher fort, hielt demungeachtet ein Fortepiano bereit mit aufgelegten Noten. Mozart saß neben dem sel. Strnadt (Astronomen zu Prag), und ging manchmal hin zum Instrument, machte einige Griffe — wieder einige — (Alles war gespannt in hoffender Erwartung) endlich — blieb er sitzen; Alles ward still — und o! welche Wonne! der gehoffte Wunsch, den man nur leise geahnet, ging in Erfüllung. — Er fing mit einer Phantasie an, plötzlich aber fiel er in die vorliegenden Noten ein, und genau Acht habend stimmte die ganze Musik bei. Er kam selbst in ein solches Feuer, daß er befahl, mehrere seiner Musikalien holen zu lassen. Auf diese Art hatte ich das Glück, unsern Vater der Musik zu hören; nie in meinem Leben vergesse ich dies Spiel, bei jeder Erinnerung tönt es mir wieder!“ — Und so griff begeistert Markert in die Saiten, und Alles spielte die Menuett aus Don Juan gefühlvoller, wie je.

E.

2. Beethoven.

(Vergleichen März 1817 Beil. Nr. 1.)

Ich genoß vor etlichen Jahren in einer Provinzialstadt unsern Teplitz das unschätzbare Vergnügen, Beethoven bei einem Freunde auf dem Fortepiano spielen zu hören. Ich wußte nicht, was ich mehr bewun-

bern sollte, die schöne Verarbeitung der Hauptidee, oder die reinste Auflösung des lebhaftesten Forte in das leiseste Piano. Er versicherte, ohngeachtet der Schwäche seines Ohrs, die ihm zur völligen Gehörlosigkeit geworden seyn soll, auch die leisesten Töne, die er spiele, zu vernehmen. Ich glaub' es; denn Gefühl und Spiel ist bei Beethoven Eins. Er spielte darauf, nur von etlichen Ohren behorcht, die Orgel. Die Brille vor den Augen, aufmerksam den Fingern folgend, vergaß er bald Alles, was um ihn war. Die Hände kreuzten mannigfaltig; man vernahm auf den kopulirten Claviaturen die deutlichsten Doppeltriller, das Pedal war obligat geworden, und eine ganze Instrumentalmusik schien in dem Gebäude erweckt zu seyn. Auf einmal riß etwas im Pedale; ein tiefer Ton brumpte nun unaufhörlich in die schöne Harmonie, ohne daß es Beethoven nur im Geringsten wahrnahm. Troß dem Mistone, der doch manchmal einklang, würden wir noch Stunden lang mit gleicher Andacht zugehorcht haben, wenn ihm nicht der Organist, in höchsten Zorn gesetzt, drein geschrien hätte: „Morgen ist Rosenkranzfest, wie soll ich spielen!“ Dies zwang uns, mit Schmerz und einer heiligen Scheu den begeisterten Meister der Kunst zu mahnen, herabzuweisen.

I. St. B.

* * *

3. Beethovens große Symphonie in A dur.

Öffentliche Blätter charakterisirten unter andern diese berühmte Symphonie also: „Da über dieses Meisterwerk so verschieden geurtheilt wurde, indem Einige meinten, es müsse wohl bei Beethoven übergeschwappt haben, Andere sagten, er habe in dieser Symphonie den Zeitgeist geschildert, und wieder Andere in dem letzten Satze ein Narrenhaus fanden, wo die Berrückten sich am Ende herumbalgen, so bin ich der Meinung, man könnte in diesem Tongemälde Folgendes finden.

Es wird eine Vermählung auf das Brillanteste gefeiert. Im poco sostenuto werden die Flügelthüren des großen Saals geöffnet; die hinaufsteigenden Violinen und Bässe, vom zehnten Takte an, sind alte, fleische Herren und Damen von der Verwandtschaft des Brautpaares, die im Saale herumspazieren und noch Mancherlei anordnen.

Beim Vivace erscheinen nach und nach die Gäste.

Verschiedene Charaktere, gekochte, leichtflüchtige, komische und sentimentale Gestalten vereinigen sich zur Bildung eines Ganzen; welches aber doch nur als ein buntes Farbengegemisch da steht.

Im zweiten Satze, Allegretto, beginnt nun der Trauungsakt. Das eintretende Violoncello ist die rührende Anrede an das Brautpaar, und später, wo das Thema bald von Saiten, bald von Blasinstrumenten ergriffen wird, fangen die Gratulationen an, und werden bis zum Schluß fortgeführt.

Im dritten Satze, Presto; fliegt man tanzend durch die Reihen, wobei wacker gezecht wird. Venus und Bacchus scheinen hier ihren Triumph zu feiern. —

Im letzten Allegro con brio erscheinen nun schon die Hochzeitgäste illuminirt. Das Thema ist die Melodie eines gemeinen Tanzes. Der Anstand wird nicht mehr berücksichtigt, der Weingeist zeigt sich überall, es entziehen, wie denn dergleichen wohl bei Hochzeiten, Kindtaufen und Bällen vorkommt, Hänkereien; der wilde Tanz wird unterbrochen; die erhitzten Gemüther werden besänftigt und ein Thell stimmt im Tutti eine eigene Melodie an, jedoch alles wild, wie z. B. gleich zu Anfang in der zweiten Reprise, wo es zum fünften Takte in ein Fuchse! ausartet; es währt aber nicht lange, so geht es von neuem los; man wird muthwillig, zerschlägt Tische, Spiegel, Kronleuchter; es zeigen sich unausbleibliche Folgen des Zuvielgenossenen, welches die Bässe klar bezeichnen — kurz das Ganze endet mit einer allgemeinen Verwirrung, wo nur Einige triumphirend den Platz behaupten.

So spaßhaft dies Gemälde klingen mag, so liegt doch, wenn auch nicht gerade dieses, doch etwas Aehnliches zum Grunde.

* * *

4. Parallele zwischen Haydn, Mozart und Beethoven.

Der Ausdruck eines kindlichen Gemüths herrscht in Haydn's Composition. Seine Symphonien führen uns in unabsehbare Haine, in ein lustiges, buntes Gewühl glücklicher Menschen. Jünglinge und Mädchen schweben in Reihentänzen vorüber; lachende Kinder, hinter Rosenbüschen laufend, werfen sich neckend mit Blumen. Ein Leben voll Liebe, voll Seligkeit, wie vor dem Sündenfall, in ewiger Jugend; kein Leiden,

kein Schmerz, nur ein süßes, wehmüthiges Verlangen nach der geliebten Gestalt, die in der Ferne im Glanz des Abendrothes dahersich webt, nicht näher kommt, nicht verschwindet; so lange sie da ist, wird es nicht Nacht; denn sie selbst ist das Abendroth, von dem Berg und Thain erglühn.

In die Tiefen des Geistesreichs führt uns Mozart. Furcht umfängt uns, aber ohne Marter ist sie mehr Ahnung des Unendlichen. Liebe und Wehmüth tönen in holden Geistesstimmen; die Nacht geht auf in hellem Purpurschimmer, und in unaussprechlicher Sehnsucht ziehen wir nach den Gestalten, die, freundlich uns in ihre Reihen winkend, in ew'gem Sphärentanze durch die Wolken fliegen. (Mozarts Symphonie in Es Dur, unter dem Namen des Schwanengesangs bekannt.)

Beethoven öffnet uns das Reich des Ungeheuern und Unermesslichen. Glühende Strahlen schießen durch dieses Reiches tiefe Nacht, und wir werden Riesenschatten gewahr, die auf- und abwogen, enger und enger uns einschließen und uns vernichten, aber nicht den Schmerz der unendlichen Sehnsucht, in welcher jede Lust, die schnell in jauchzenden Tönen empor gestiegen, hinsinkt und untergeht, und nur in diesem Schmerze der Liebe, Hoffnung, Freude, in sich verzehrend, aber nicht zerstörend, unsre Brust mit einem vollstimmigen Zusammenklänge aller Leidenschaften zersprengen will, leben wir fort, und sind entzückte Geister. —

Haydn faßt das Menschliche im menschlichen Leben romantisch auf; er ist faßlicher für die Mehrzahl.

Mozart nimmt mehr das Uebermenschliche, das Wunderbare, welches im innern Geiste wohnt, in Anspruch.

Beethoven bewegt die Hebel der Furcht, des Schauers, des Entsetzens, des Schmerzes, und erweckt eben jene unendliche Sehnsucht, welche das Wesen der Romantik ist.

Psychologie.

Einige Reflexionen über die große Macht der Musik und Harmonie. Von Franz Aloysius Wacel, Pfarrer zu Kopidno.

„La Musique étoit dans la plus grande estime chez divers Peuples de l' Antiquité, et principalement chez les Grecs, et cette estime étoit proportionnée à la puissance et aux effets surprenans qu'ils attribuoient à cet Art.“ — J. J. Rousseau. —

Von den Künsten, denen man mit Recht das Prädicat schön und frei beilegt, wirkt keine mit so einer großen Macht auf die Gemüther der Menschen, als die vortreffliche, die göttliche Tonkunst. Davon waren schon die ältesten Völker so sehr überzeugt, daß sie ihre Erfindung von ihrem Olymp, von ihren Göttern hergeholt haben. Für die beschränkten Kräfte eines endlichen Wesens, als es der Mensch ist, dünkte sie ihnen zu groß zu seyn; sie glaubten demnach, sie für ein Werk Gottes selbst halten zu müssen. Daher der Ausspruch des Athen bei Plato in seinen Gesetzen: „So was fällt nur einem Gotte anheim!“*) Darum schrieben sie die Egypter ihrem Gott Isis zu; die Griechen aber und ihre Nachahmer — die Römer — dem Gott Apollo und den Mufen. „Die nämlichen Gottgeiten,“ spricht Cinnias beim Plato, „die bei unserm Festen den Vorzug führen, haben uns nebst dem Vergnügen auch das Gefühl für Harmonie gegeben.“**)

Was bei mehreren der uraltesten Erfindungen der Fall ist, daß, statt sie von ihrer eigentlichen Lehrmeisterin, von der Natur, herzuleiten, von der sie wirklich herrühren, man sie unmittelbar einem Gott zuschrieb, und dies um so mehr, je wichtiger sie für die Menschheit waren und je mehr sie auf ihre Glückseligkeit wirkten; eben dies trifft auch bei der Musik und Harmonie ein. Sie umfaßte gleich anfangs mit einer solchen Zauberkraft alle Gemüther; sie erschien den Menschen als eine so große Schöpferin der süßesten Freuden, daß man eben darum glaubte, sie aus der Reihe menschlicher Erfindungen ausschließen zu müssen. —

Und doch war auch in der himmlischen Tonkunst für den Menschen die erste Lehrerin — die Natur gewesen; denn ihm gab unstreitig den ersten Anlaß zur Hervorbringung harmonischer Töne die Betrachtung und Nachahmung der Natur. Er hörte das mannigfache Getöse der Winde,

*) Nach der französischen, im J. 1769 zu Amsterdam herausgekommenen Uebersetzung. 2 Theile.

**) Siehe ebendasselbst.

wenn sie Höhlen und Klüfte durchsaufen; hörte das liebliche Gelispel der Zephyre, wenn sie zufällig durch hohle Palme bliesen; hörte den viestimmigen Gesang der Vögel; ihre modulirenden Töne mußten sehr früh sein Ohr entzücken; er tauschte diesen ersten Lehrern in der Singkunst das Geheimniß der so bezaubernden Modulation und des Zeitmaßes ab; und wie das Gefühl des Schönen in ihm immer mehr erwachte, wie sein Herz gebildeter ward, wurde bei der viel größern Wildsamkeit der menschlichen Singorgane auch diese Kunst viel erweitert und veredelt. —

At liquidas avium voces imitari ore
Ante fuit multo, quam levia carmina cantu
Concelebrare homines possint, aureisque juvare;
Et Zephyri cava per calamorum sibila primum
Agrestis docuere cava inflare cicutas.

Lucretius de rerum natura.

Diese Veredlung der Musik überhaupt erreichte dann einen solchen Grad von Vollkommenheit, daß ihre wunderbaren Einwirkungen auf die menschlichen Seelen, so wie sie uns selbst die scharfsinnigsten Geschichtschreiber und die glaubwürdigsten Philosophen bezeugen, alle unsere Vorstellung davon übersteigen. *) Hierin mag die Ursache liegen, warum die Alten dem Namen Musik eine so weit umfassende Bedeutung gegeben, warum die Griechen alles Schöne und Wahre, alle Wissenschaften und Künste, die den Menschen discipliniren und veredeln, unter dem Namen Musik begriffen. — Nach der Aussage des Hesychius gaben die Griechen allen Künsten den Namen Musik. Hermes definiert die Tonkunst nicht anders, als: „Sie sey die Kenntniß des Verhältnisses aller Dinge zu einander.“ In der Pythagoräischen und Platonischen Schule wurde sogar gelehrt: „Das ganze Universum sey nichts als Musik.“ — Quo tout dans l'Univers étoit Musique. — Rousseau l. c. — —

Diese ihre Wunderkraft, mit der sie die menschlichen Gemüther so sehr bewegt, ist in Sanftmuth und Weichheit geschmelzen läßt, ist wieder mächtig hebt und zu den größten Thaten aufst, ist wüthend aufstürmt und zur Vollbringung der Wunder die menschliche Stärke hintreibt — diese Wunderkraft war es, daß sie uns schon die Alten in den stärksten Allegorien geschildert haben. — Was ist es wohl anders, als die unbeschränkte Potenz der Musik, wenn uns in der Apathologie gesagt wird, daß Steine und Felsen ihre Unbewegbarkeit verloren, wenn Orpheus die Silbersaiten seiner Leier berührte, und daß sie sich taumelnd nach dem Wi-

*) La Musique est déchuë aujourd'hui de ce degré de puissance et de majesté au point, de nous faire douter de la vérité des merveilles, qu'elle opéroit autrefois, quoique attestées par les plus judicieux Historiens et par les plus graves Philosophes de l'Antiquité. — J. J. Rousseau Dictionnaire de Musique. Tom. I. —

berhall seiner himmlischen Harmonien bewegten? — Was ist es anders, wenn Haine und Wälder entwurzelt von ihren Stellen weichen, um die Melodien, den Göttergesang eines Amphion zu belauschen? — Was ist es anders, wenn Timotheus, spielend nach dem phrygischen Modus, den Alexander zur Wuth entzännt, und diese, so wie er den lydischen Modus annimmt, wieder besänftigt? *)

Diesen mächtigen Einwirkungen zufolge, die die Harmonie auf das ganze Wesen des Menschen so unverkennbar äußert und zur Veredlung seiner Gefühle so viel beiträgt, geschah es auch, daß in der Erziehung alter und neuer Völker Musik und die mit ihr verschwisterten Künste den Haupttheil ausmachten. Man glaubte, den Menschen nicht leichter auf die Stufe einer vollkommenen Bildung zu heben, als wenn man sich dieser so reizenden Befehle dazu bediente; wenn man schon die zarte Jugend auf die aus der ganzen Schöpfung widerhallenden Harmonieen, auf die so herrliche musikalische Stimmung des Universums aufmerksam machte, wie es der unsterbliche Liedge in seiner Urania unübertrefflich schön ausführt, indem er sagt:

„Natur und Tugend, hin zur Gottheit führen sie,
„Der Tugend öffnet sich das Reich der Harmonie;
„Gott ist das hohe Lied des Tempels, wo sie feiert,
„Und die Natur die Melodie.“ — —

Man strebte also schon in der Seele des Jünglings den musikalischen Sinn zu wecken, welcher, vollkommen ausgebildet, ihn harr zur immerwährenden Fröhlichkeit stimmte und ihn in seinem ganzen Thun und Lassen den harmonischen Einklang der Natur nachahmen lehrte. — —

Daher rühmt es auch, daß in der griechischen Staatsverfassung die Musik und ihre Einübung der wesentlichste Theil waren. Und man konnte hierin nach der Aussage des Plato keine Aenderung treffen, ohne daß sie nicht eine Aenderung in der Staatsverfassung selbst nach sich gezogen hätte. Darum finden wir fast bei allen alten Völkern die Anstalt, daß jede Verkündigung der göttlichen und menschlichen Befehle, jede Bekanntmachung großer Thaten der Götter, Helden und anderer berühmten Menschen, jede Ermahn-

*) Die neuere Geschichte berichtet, daß der dänische König Erich durch die Musik einmal in solche Wuth versetzt worden, daß er seine besten Domestiken getödtet. Der wise Rousseau fügt zu dieser Erzählung hinzu, daß die Unglücklichen gewiß kein so starkes Gefühl für Musik besaßen, als es bei ihrem Fürsten der Fall war; denn sonst hätte diesen sehr leicht die Hölle der Gefahr treffen können. — In der Geschichte der Akademie der Wissenschaften zu Paris liest man, daß ein Musikus durch ein Concert, das in seinem Zimmer aufgeführt wurde, von einem heftigen Fieber geheilt worden. — Und Baple erzählt von gewissen Frauen, daß sie in Thränen zerfloßen, so oft sie einen gewissen Ton hörten, da doch die übrigen Zuhörer davon nicht gerührt wurden.

nung und Aufforderung zur Tugend nur bei Festen, bei Volksversammlungen unter Gesang, Musik und Tänzen gehalten, welchen löblichen Gebrauch wir auch selbst bei den Straakten finden. Darum bezeugt uns Polyb in seiner Geschichte, daß die Sitten der Arkadier, die unter einem unfreundlichen, rauhen Himmel wohnten, nicht anders gemildert werden konnten, als durch Musik; und daß die Bewohner von Spinet, welche die Musik verachteten, alle Griechen an Grausamkeit übertroffen haben, ja daß es fast keine Stadt gab, wo so viele Laster wären ausgeübt worden. —

Nunmehr wird uns das Gespräch zwischen Athen und Clinias, welches wir im zweiten Buche der Gesetze Plato's von diesem Gegenstand finden, nicht mehr so auffallend seyn. —

Athen. Beachtest du wohl meine Rede — spricht dieser zum Clinias — und gibst du es zu, daß wir unsere erste Erziehung vom Apollo und den Mufen erhalten? — Clinias. Ja, so denke ich auch. —

Athen. Also keine Erziehung haben, und in den Künsten des Chors *) gar nicht unterrichtet zu seyn, oder aber eine gute Bildung zu besitzen und alle Uebungen unsers Chors gehörig zu kennen, wird zufolge unsrer Meinung auf Eines hinauslaufen? —

Clinias. Dies leidet keinen Zweifel. —

Athen. Aber unser Chorwesen begreift den Gesang und den Tanz in sich. —

Clinias. Ganz richtig. —

Athen. Die gute Erziehung besteht also in dem, gut singen und gut tanzen zu können. —

Clinias. So ist es allem Anscheine nach. —

Selbst bei vielen philosophischen Sekten war das Studium der Musik der wesentlichste Lehrzweig gewesen, wobei wir vorzüglich auf die Pythagoräer hinweisen. Diese bedienten sich ihrer, um das Herz zur Liebe, zur Tugend zu entflammen und den Menschen zu rühmlichen Handlungen zu stimmen. — Nach diesen Philosophen war unsere Seele, so zu sagen, nur aus Harmonie gebildet, und sie glaubten, mit Hilfe der sinnlichen, jene ursprüngliche des Geistes emporbringen zu können. —

Obwohl man es nicht läugnen kann, daß eine zu weit getriebene Spekulation in dieser Hinsicht manche Ueberspannungen und Verirrungen veranlaßt hat; obwohl es am Tage liegt, warum die Gesetzgeber der Griechen die Musik in ihrer Werthschätzung so hoch angesetzt haben, daß sie nur eine vollkommene Kenntniß derselben für eine einzig gute Erziehung achteten, und daß diesernach das Staturtheil in dieser Sache von ihnen nicht zu entlehnen sey: so muß man es doch in jedem Betracht zugeben, daß sie eine große, eine mächtige Bildnerin des Menschengeschlechts ist, und daß sie

einen Barbaren in einen gestifteten Menschen umzuschaffen vermag. — Dies möge uns auch die Geschichte der neueren Zeit bewähren. —

Das große Italien, das zur Zeit seiner großen Römer die ganze Welt mit seinen Wunderthaten ausgefüllt hat, sank im Mittelalter so tief, daß es im 11ten Jahrhundert e nur rohe Horden hier und da bewohnten, meistens nur Wölfe in seinen Wüstenen hausten. — Dieses Italien hat erst dann seine zweite Culturperiode wieder angetreten, als die Flüchtlinge aus dem griechischen Kaiserthume schöne Künste, namentlich Musik hingebraht, und die schlummernden Gefühle des Schönen und Großen in dieser Nation geweckt hatten. Nun wurde es wie durch einen Zauberschlag wieder in einen Lustgarten umgeschaffen; nun reisten in demselben zahllose Genies, und fast jede seiner Städte war ein zweites Athen geworden. — —

Was thaten nicht für die Bildung der Deutschen die Minnesänger, die an den Höfen der Großen die Thaten ihrer Väter besangen, Melodien der Liebe anstimmten und so die Rauheit der alten Germanen milderten! Wie manche Körner der ersten heilsamen Erkenntniße streuten sie hier und da aus, die dann später in die schönste Frucht schossen! Wie mächtig halfen nicht die Troubadours der Niederlande der ersten Menschenerziehung auf, da sie bei Festen und Belagen ihr Volk mit Nationalliedern ergötzten, und Lehren der Weisheit und Tugend den Herzen der Zuhörer auf die lieblichste Art eingefföht haben! Wie manche rohe Seite haben sie an den alten Franken geschliffen! Wie sehr ihre Herzen dem Guten und Schönen geöffnet! —

Und so wie damals Musik und Harmonie ihre Wunderkraft zeigten, so zeigen sie dieselbe auch in unsern Tagen, wo sie bis zu ihrer nur erreichbaren Vollkommenheit gebracht worden. Was die Griechen von ihrer Musik ausgesagt haben, daß sie zur Ergözung der Götter und der seligen Götter dienen könne, könnte man vorzüglich in unsern Tagen behaupten. *)

Wer mag wohl daran zweifeln, dem die Natur allen musikalischen Sinn nicht verlag hat, wer mag es in Abrede stellen, daß man die Musik und Harmonie zu unsrer Zeit als eine vorzügliche Potenz bei der Menschenbildung ansehen müsse, indem sie in allen ihren Huldigen milde und sanfte Gefühle, Empfindungen des Schönen nicht nur in ästhetischer, sondern auch in sittlicher Hinsicht wecken und sie in der menschlichen Gesellschaft so sehr verbreiten? — Es leuchtet diese ihre herrliche Wirkung Jedem sonnenklar in die Augen, der Menschen, die unter der Hand dieser Stimmenschilderinnen gebildet wurden, und wider jene, denen ein Unstern die süße Pflege dieser schönen Bildnerinnen verlag hat, auf:

*) „Elle étoit en usage dans le Ciel, et faisoit l'amusement principal des Dieux et des Ames des Bienheureux.“

Rousseau in seinem Dictionnaire de Musique. I. Theil.

*) Der Chor der Griechen, der bei allen öffentlichen Versammlungen, bei allen Festen mit Gesang und Tanz auftrat. — Plato leitet das Wort von dem griechischen χορος, Freude, ab. — —

merklich betrachtet. Bei Manchem wird ihm wohl die so viel sagende Vergleichung befallen, die schon die Griechen zwischen einem Athener und einem Döotier angestellt haben. —

Darum singen von ihnen Petrarca und Guarini — diese ihre großen Huldiger — in so erhabenen Worten, wenn sie ihre Himmelskraft schildern. Jener, hörend den bezaubernden Gesang seiner geliebten Laura, ruft mit Begeisterung aus:

Welche Engel, welche Himmel gaben Laura
Ihre Lauterstimme, die mich so entzückt,
Daß ein selbiger's Entzücken wohl nicht denkbar ist? *)

Dieser glaubt nicht zu viel zu sagen, daß Himmel und Erde in ein stummes Entzücken versinken, wenn seine geliebte Sängerin ihre Götterstimme erhebt:

„Entzückensvoll verstummt der Himmel und die Erde
Ob Donna's nie gehörten süßen Melodien;
Denn himmlisch ist an ihr die Stimme und Gebärde,
Und sie — die große, ruhmbekehrte Siegerin —
Rang muthig ab der Sonne ihren Glanz,
Und den Sirenen ihren Ehrenkranz.“ **)

Jener deutet in folgenden Worten auf den mächtigen Einfluß, den Musik und Harmonie auch auf die äußere Natur des Menschen auffallend äußern, daß sie auch alle seine Leibesbewegungen harmonisch bilden.

„Mit ihrem Gang und ihren holden Blicken
Stimmte auch die süße Rede überein.“ **)

Auch unsere größten und neuesten Dichter, wenn sie uns etwas Großes und Erhabenes, oder etwas Herziges und Liebliches in sprechenden Bildern darstellen wollen, entlehnen diese Bilder meistens von der Harmonie und Musik. — Wen rührt nicht zum Beispiel nachstehendes Gemälde, von der Meisterhand Tiebges entworfen:

„Die Lyra tönte sanft wie Aeolsharfe laut;
Die Aetherstimme ging in Harmonieen über;
Es wehten Lieder von der Stir des heiligen Arcturs herüber;

1) Da quali angeli mosse, e di qual spera
Quel celeste cantar, che mi disface
Si, che m' avanza komai da disfar poco?

Petrarca.

2) Taccia il Cielo, e la Terra al nuovo canto
Di lei, ch' a l' armonia celeste, e 'l volto,
E con doppio valor vincendo a tolto
Il pregio al Sole, a le Sirene il vanto. —

Guarini.

3) E con l' andar, e col soave sguardo
S' accordan le dolcissime parole. —

Petrarca.

„Nun goß sich in die Huldigung
Der Macht der Eitel, wie eine hehre
Aufsodernde Begeisterung
Mit einem ganzen Stämmenmeere.“ —

Will der Dichter ein schönes Leben einer guten, edlen weiblichen Seele uns schildern, so kann er es nicht treffender schildern, als wenn er es mit dem sanften Klang einer Harfe, mit einem zarten Lautenspiele vergleicht:

Ihr ganzes Leben war die sanfte Aeolsharfe,
Worin ein zartes Himmelskecho schlief;
Ein Lautenspiel, aus welchem selbst das scharfe
Verwüstende Gestürm noch Harmonieen rief.

Philosophie, Bildung.

Allerhand Gedanken der Frau von Warens *), aus dem Französischen übersetzt von Freih. v. Stöckharn.

S. I.

Von der Erziehung.

Der Zweck der Erziehung ist, der Gesellschaft nützliche Bürger zu geben; die physische Erziehung muß den Anfang machen, bevor man die moralische unternimmt; man muß daher erst den Menschen bilden und dann einen Gelehrten oder Handwerker aus ihm machen.

Will man einem Kinde Eitel vor den Wissenschaften machen, so darf man es nur zwingen, in früher Jugend Griechisch und Latein anwendig zu lernen.

Glücklicherweise ist das weibliche Geschlecht diesem wissenschaftlichen Schindrian männlicher Erziehung nicht unterworfen, und doch vergleiche man einen solchen jungen Lateiner von zwölf Jahren mit einem Mädchen von gleichem Alter, und ich frage, ob der Knabe der vernünftigerer seyn wird?

Da die Temperamente der Menschen verschieden sind, so können sich auch ihre Charaktere nicht ähnlich seyn; daher muß auch die Erziehung dieses stets angemessen seyn.

Vor Allem ist es nothwendig, die Neigung des Kindes kennen zu lernen, um ihn desto tauglicher für den Stand zu bilden, für den man ihn bestimmt hat.

Man lehrt die Kinder Alles, nur dasjenige nicht, was sie eigentlich wissen sollen.

*) Man will ein Testament Rousseau's vom 27. Juni 1757 gefunden haben, worin er die Fr. v. Warens zur Haupterin eingesetzt hat. Bekanntlich war er, damals 25 Jahr alt, zur katholischen Kirche übergetreten.

Verabwürgende Strafen führen Kinder dem Verderben zu. Nur Pedanten halten Züchtigung für nothwendig. Daß sie sich doch überzeugen möchten, daß sie ihre Jünger dadurch höchstens so unwissend machen können, als sie selbst sind. O Menschen! lernt die Natur achten, verstümmelt die zarten Sprossen nicht, die euch einst in der Gesellschaft ersehen sollen, zeigt ihnen die Tugend, und euer Beispiel wird sie in der Folge anspornen, sie zu üben.

§. II.

Von den Sitten.

Ohne Sitten könnte keine Gesellschaft bestehen; die Religion allein vermag den sittenlosen Menschen nicht im Zaume zu halten; er entgeht sogar der gerechten Strafe der Befehle.

Aber was sind die Sitten? — Sie sind nicht, was die Scheinheiligkeit Andacht nennt, was die Heuchelei mit dem Namen Tugend belegt, was die spröde Schöne für Sittsamkeit hält. Sittlich seyn heißt die Tugend um ihrer selbst willen lieben; die Sittlichkeit ist's, wodurch der tugendhafte Mensch, welcher der Gesellschaft stets nützlich ist, der Stolz seiner Mitbürger wird. Wo Sitten herrschen, herrscht Ordnung, sie halten den häuslichen Frieden aufrecht, schützen gegen die Unterdrückung und verwahren die Unschuld gegen Verführung.

Der Mensch ist von Natur gut, alle Eigenschaften des geselligen Lebens sind ihm angeboren; Jedermann findet die Tugend lebenswürdig, und der lasterhafteste Mensch sucht sich noch hinter die Maske der Tugend zu verbergen.

Den guten Sitten getreu zu bleiben, dazu fühlt jeder Mensch einen innern Beruf, das Gewissen lehrt ihn seine Pflichten; glücklich derjenige, der es hören will, es ist der strengste Richter unserer Handlungen, die es nach Verdienst bestraft und belohnt. Nur dem gänzlich verdorbenen Menschen kann das Bedürfnis, tugendhaft seyn zu müssen, ein philosophisches Hirngespinnst scheinen. Wehe ihm! alle seine Spigfindigkeiten werden nicht fähig seyn, ihn einst vor seinem Gewissensbissen zu bewahren, die früh obet spät in seinem Innern erwachen werden.

§. III.

Von der Vernunft.

Die Vernunft soll der Ausdruck und Dolmetscher der Tugend seyn; die Handlungsweise des Menschen ist eine aus den Betrachtungen geschöpfte Folge, was wir Gott, unserm Nächsten und uns selbst schuldig sind.

Die Vernunft scheint mir nicht bei allen Völkern dieselbe zu seyn, doch thut der vernünftige Mensch allenthalben das Gute, und der Wilde, der seinen alten hilflosen Vater todtschlägt, begeht diese uns empörende Handlung nur in der Absicht, um zu vermeiden, damit er nicht in die Hände der Barbaren gerathe; dieser Mörder hat also die Vernunft

für sich; der edelste Mensch, welcher das Unvermögen des Urhebers seines Daseyns nicht beachtete, und ihn verließ, wäre hundertmal grausamer als der Wilde.

Selbst die Narren haben Vernunft; allein nur ihre Anwendung ist falsch, weil sie von unrichtigen Vorstellungen ausgeht.

Bisweilen ist die Weisheit auf eine Höhe gespannt, daß sie nicht mehr Vernunft ist, daher man öfter den besten Weisen für einen Narren hält.

Die Vernunft hängt von unserer bessern oder schlechteren Organisation ab; sie richtet sich auch nach den bessern oder schlechteren Eindrücken der Erziehung; und da man nur erst nach gemachten Erfahrungen den wahren Gebrauch von der Vernunft machen kann, so kann bei dem Kinde nur das Beispiel die tugend- oder lasterhafte Vernunft entwickeln.

Die Vernunft erhebt den Menschen über alle übrige Geschöpfe; sie lehrt ihn die wilden Thiere unter das Joch beugen, die ihn in seinen Arbeiten unterstützen.

Die Begierde vernünftiger zu werden, als Andere, läßt uns öfter die Grenzen überschreiten; man begnügt sich nicht nach seinen Einsichten zu urtheilen, und wagt sich seiner Schwäche vergessend, außer der Sphäre seiner Kräfte.

§. IV.

Von dem Manne.

Die Erziehung des Mannes ist sehr verschieden von jener des Weibes; Jener lernt befehlen, dieses gehorchen; und Alles würde gut gehen, wenn jeder Theil seine Obliegenheit erfüllte.

Der Mann wird in allen Wissenschaften unterrichtet, man lehrt ihn Alles, was er zu wissen wünscht; denn alle Aemter stehen ihm offen; doch pflegt es zu geschehen, daß die Natur öfter das Weib rächet; der Mann lernt Alles und weiß oft sehr wenig, und schämt sich dann sehr glücklich, seine theure Gehülfe an den Karren spannen zu können, um ihm seine Last ziehen zu helfen.

Es gibt Länder, wo man die Weiber einsperrt; andere, wo diese die Männer bisweilen einsperren; aber es gibt kein's, wo der Mann vollkommen frei wäre. Die Grazien sind über alle Gewalt erhaben.

§. V.

Von dem Weibe.

Die Begierde, den Weibern zu gefallen, war die Erfinderin aller schönen Künste. Der Muth verdankte ihnen öfter wie einmal den Sieg.

O Weiber! wäre die Macht eurer Reize stets von der Tugend unterstützt, ihr würdet das Glück der Welt schaffen.

Das Weib soll nicht unterlassen, sich zu unterrichten,

die Reize vergehen, der Geist klettert, er macht das Weib noch interessanter; aber seine Gelehrsamkeit muß die Gränzen nicht überschreiten, wenn es nicht unerträglich werden soll; denn es ist nichts lächerlicher, als eine Mutter, die über gelehrte Zeitungen ihr Hauswesen vernachlässigt. Die Unwissende ist einer solchen gelehrten Märrin vorzuziehen. Eine Aftergelehrte, welche durch die Reize der schönen Natur zu gefallen verschmährt, gehört zu keinem Geschlechte mehr, sie mißfällt dem einen und belangweilt das andere.

§. VI.

Von den schönen Künsten.

Sie verfeinern die Sitten, vorseuchen den Müßiggang und machen die Last des Alters erträglich.

Die Dichtkunst unterhält und bereichert, und der Unbetriecht, den sie gewährt, ist um desto sicherer, da das Verwünschte was zwingt, ihn anzunehmen.

Die Musik erstreckt über alle Menschen ihre Macht; ihre Reize können zwar Begierden erwecken, aber sie läßt uns öfter in diesen Begierden selbst unser Glück finden.

Die schönen Künste sollten das einzige Studium der Weiber seyn; empfänglicher für den Stachel der Leidenschaft wären sie für sie ein Mittel zur Zerstreung; und da die Kunst zu gefallen ein Bedürfnis für sie ist, so glaube ich, daß sie in der Ausübung der schönen Künste hiezu den reichsten Stoff finden würden.

§. VII.

Von Reisen.

Wer bloß reiset, um zu reisen, kömmt gerade so gelehrt wieder zurück, als er ausgeweisert ist; diese Art zu reisen kann nur für denjenigen taugen, der sich dadurch von einer langwierigen Krankheit zu heilen sucht.

Die Sitten der Völker kennen zu lernen, die man besucht, ihnen nützliche Kenntnisse abzustehlen, ist die Absicht des wahren Reisenden, den sein Vaterland mit Freude wieder lehren sieht, und dem der Dank seiner Mitbürger für seine ausgestandenen Beschwerlichkeiten belohnt.

Das Reisen sollte einen Gegenstand der Erziehung eines reichen Mannes ausmachen; aber man müßte solche Männer zur Begleitung finden, die ihren Jünglingen das Reisen nützlich zu machen wüßten; beklagenswerth sind diejenigen, die von Bedienten begleitet werden; denn um richtig zu beobachten, muß man vorurtheilsfrei seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz und Neuigkeiten.

Oberhofen bei Mondsee am 25. Juli 1821.

B e r g r u t s c h.

Bei Mondsee am sogenannten Drachenstein, an der Westseite gegen Thalgau zu, schält sich ein Bergwald mit Feldern und Wiesen durch Aufschwelen eines unterirdischen See's bereits so ab, daß er schon einen Bauer mit Haus und Gründen verdrängt hat, und in Kurzem noch zwei andere verdrängen wird.

Pfarrer Seitz.

Interessante geographisch = statistische Notizen.

Baierns Kriegsmacht.

Als Maximilian Joseph IV. die Regierung von Baiern antrat, bestand die bayerische Kriegsmacht aus 12000 Mann Infanterie, 2400 Mann Kavallerie (zur Hälfte ohne Pferde) und 650 Mann Artillerie. Er führte 1805 ein Cantonregiment (verbessert 1812) ein, wodurch er zu Ende 1805 schon im Stande war, die Armee über 30000 Mann zu bringen. Das Conscriptions-system machte es Baiern möglich, in den Feldzügen 1806, 1809, 1812, 1813 und 1814 so bedeutende Heere in's Feld zu stellen, und retteten Baiern, wie Wirtenberg vom politischen Untergange. Ende 1814 wurden Reserve und Landwehr mit Thätigkeit gebildet. Mit Hilfe derselben konnte Baiern 1815 75000 Mann Linientruppen aufstellen. Dermalen (1817) besteht die bayerische Armee aus 17 Regimentern Infanterie, jedes mit 2—3 Reservebataillons in der organischen Verbindung mit der Reservemacht; 2 Bat. Jäger; 12 Regimenter Kavallerie; 4 Bat. Artillerie; 1 Bat. Train- und Garnisoncompagnien.

(Ueber die Kriegsgeschichte der Baiern. 2te Aufl. Nürnberg. 1817.)

2. Frankreichs Weinbau.

In Frankreich betragen die Weinländer 1,734,575 Hectaren, von welchen 31,012,452 Hectostres Wein gewonnen werden, wovon man 14,549,052 auf den inländischen Verbrauch, 16,463,400 aber auf die Ausfuhr rechnet. (Julien.)

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 33. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im December 1821.)

Correspondenz und Neuigkeiten.

Prag, 3. Dez. 1821.

Prof. Gerle's Böhmischer Bildersaal.

Wir haben in kurzer Zeit vom Hrn. Prof. Gerle, dem Verfasser der beliebten „Volksmärchen der Böhmen“ und anderer mit Beifall aufgenommen belletristischen Werke, deren eines erst jüngst in der Tschechischen Allgemeinen Literaturzeitung sehr günstig beurtheilt worden, ein neues Werk unter dem Titel:

„Böhmischer Bildersaal der Gegenwart und Vorzeit. Geographisch = statistisch = und pittoreske Skizzen und Naturschilderungen, interessante Momente aus der Volks- und Herrscher Geschichte, Biographien und Charakterzüge berühmter und berühmter Männer und Frauen, Sagen und Legenden des Königreichs Böhmen. Herausgegeben von Wolfgang Adolph Gerle.“

zu erwarten. Die Calvesche Buchhandlung wird die Hauptcommission übernehmen. Auf jeden Fall wird der Hr. Verf. der Lesewelt damit ein sehr angenehmes Geschenk machen. Einen Beruf zu dieser Art von Arbeiten hat er schon längst durch eine Reihe gebiegender Aufsätze, die sich unter andern in der beliebten Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur und Mode, im Wiener Conversationsblatte, in den Vaterländischen Blättern und im Hesperus befinden, hinlänglich bekräftigt. Er hat uns erlaubt, die Vorrede zum ersten Bändchen, so wie den Inhalt desselben, aus welchen sich Tendenz

und Beschaffenheit des Werkes näher wird beurtheilen lassen, hier mitzutheilen. Auch werden in der Beilage Nr. 21. d. B. zwei Bruchstücke als Probe des Ganzen mitgetheilt werden.

„Das erste Augenmerk eines jeden Menschen“ — heißt es in der Vorrede — „der mit dem Wunsche, nützlich zu werden, den Wissenschaften seine Thätigkeit weihet, sollte stets das Vaterland seyn, und doch setzen wir uns nur allzugern an das Ferne und Fremde, und mancher lehrbegierige Jüngling wird weit eher mit den Griechen und Römern, als mit der Gestalt, den Schicksalen und Bewohnern der Heimath bekannt. — Auch ich bin auf diesen Irrweg gerathen; aber zeitig gewarnt kehrte ich zurück, um mich mit heimischer Natur und Begebenheiten bekannt zu machen. Jahre wandte ich an diese Beschäftigung, und trug geduldig die Beschuldigung literarischer Unthätigkeit, die ich von würdigen Personen hören mußte, da mir mein Bewußtseyn das Zeugniß gab, ein Streben, dessen Resultate nicht sogleich dem Druck übergeben werden können, sey darum nicht zu verwerfen. Am meisten zog mich Böhmens reiche Geschichte an, zumal jene der alten Zeit, die mir um so viel interessanter erschien, als ich nur mit großer Schwierigkeit die einzelnen Daten derselben sammeln und zusammen stellen konnte *); aber wenn die ernste Historie mich ermüdete, fand ich Erholung in der anmuthigen Welt der Sage; so entstanden die Volksmärchen der Böhmen (welche 1819 in Verlag der Calveschen Buchhandlung erschienen sind), und ich darf wohl sagen, daß ich die Jahre, in welchen von mir nichts, als jene und einige

*) Die Frucht dieses mühsamen Strebens werde ich, sobald die Verhältnisse erlauben, das Werk zu beendigen, unter dem Titel: Älteste Urkunden der Geschichte Böhmens und seiner Bewohner, dem Publikum vorlegen.

kleinere Aufsätze in Zeitschriften erschienen, keineswegs für verloren achte, da sie mich in den Besitz vieler schätzbarer Materialien zur vaterländischen Geschichte und Landesbeschreibung gesetzt haben. Je mehr ich mich nun mit diesen beiden Gegenständen beschäftigt, desto mehr überzeuge ich mich, daß in meinem Vaterlande mehr als in andern Staaten die eigentliche Kenntniß desselben ein ausschließendes Eigenthum der Gelehrten sey; aber der Blick der großen Lesewelt und des schönen Geschlechtes (dessen Reiz und Armuth durch einige Heimathskunde nur vermehrt werden kann) wohl etwas zu wenig auf vaterländische Gegenstände gerichtet werde, in welcher Hinsicht ich es für kein ganz unentbehrliches Streben halte, den eleganteren Lesern zur Verdrängung mancher unnützen und zum Theil schädlicher Lectüre ein Werk in die Hände zu spielen, welches ihnen Bilder der Gegenwart und Vorzeit aus dem werthen Vaterlande aufstellt, die, weit ratternt vor allzustrenger Gelehrsamkeit und abschreckender Trockenheit, sich durch freundliche Form bemühen, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln."

„Reichlich mit Vorrath für mehrere Bände versehen, ergreife ich diese Gelegenheit, den Freunden, welche mich mit Aufsätzen aus der Historie und Landeskunde und andern Materialien so gültig unterstützten, und deren allzu große Bescheidenheit die Nennung ihrer Namen untersagte, hier öffentlich meinen Dank abzustatten, aber zugleich die Beweihten dieser Wissenschaften um ihre thätige Mitwirkung zu ersuchen. Ich hoffe, daß diese dem Neuling, der, sich gern mit dem Geschäft des Sammlers begnügend, mit seinen eignen schwachen Forschungen kleiner wichtigen Abhandlung in den Weg treten will, freundlich die Hand reichen und ihm etwas von ihren Arbeiten mittheilen werden; und ich wage nur noch die Bemerkung, daß die Tendenz dieses Werkes und das Publikum, für welches es zunächst bestimmt ist, die möglichst gebildete, gefällige, kurze und rein erzählende Form der Aufsätze erheischen, und weitläufige Anmerkungen und Citate (von deren Wichtigkeit und Bedürfnis an andern Plätze Niemand mehr als ich überzeugt seyn kann) hier den Zweck verfehlen dürften, indem sie durch ihr Uebergewicht die Lectüre und Uebersicht des Ganzen erschweren."

„Indem ich dies Werk und diese Bitte in einem Zeitpunkt, wo durch die Errichtung eines böhmischen

Nationalmuseums durch Seine Excellenz, unsern allverehrten Landeschef Herrn Franz Grafen von Kollowrat, der Sinn auf ächte Nationalität hingewendet worden ist, allen Freunden Böhmens, zumal aber meinen werthen Landsleuten an's Herz lege, hoffe ich um so sicherer auf werththätige Theilnahme, als ich so viele schöne Beweise erhalten habe, daß die Ehre meines Vaterlandes jeden wohlgemeinten Entwurf gern und willig unterstützen, und ich hoffe, durch diese literarische Arbeit etwas beizutragen, daß die Aufmerksamkeit immer mehr vom Fremden auf's Heimathliche gelenkt und so gleichsam den erstern Studien der Weg gebahnt werde, zu welchen das eben erwähnte segensreiche Institut auf so erfreuliche Weise die Gelegenheit darbietet."

Inhalt des ersten Bändchens.

Gegenwart.

1) Bemerkungen über Natur, Gemüthsbeschaffenheit, Sitten, Sprache und Literatur der Slaven in Böhmen. 2) Das Carneval zu Prag. 3) Die Heldenhalle zu Kleinsteinal im Bunzlauer Kreise Böhmens. 4) Die Gesundbrunnen von Lieberwerda. 5) Mineralquellen und Bäder in der Gegend von Prag.

Vorzeit.

6) Das Volk der Slaven und seine Wanderung nach Böhmen. 7) Ueber die Götterlehre der Slaven. 8) Samo, Feldherr der Slaven in Böhmen. 9) Johann Kolba von Nachod und sein Sohn. 10) Dionys Bözzel von Miletin, Feldhauptmann der Hussiten. 11) Johann von Jenstein, Erzbischof von Prag. 12) Georg Poppel von Lobkowitz, Drostlandhofmeister des Königreichs Böhmen. 13) Volkssagen vom Schloß Reubaus und der weißen Frau. 14) St. Ivan, Legende.

Für das folgende zweite Bändchen sind nachstehende Aufsätze bereits fertig und zum Drucke vorbereitet:

Gegenwart.

Die übrigen böhmischen Bäder. — Das Riesengebirge und seine Bewohner. — Ueber die natürliche Be-

Schaffenheit des böhmischen Reiches. — Uebersicht der slavischen Literatur. — Tonkunst in Böhmen u. s. w.

Vorzeit.

Schattenriß der Geschichte Böhmens. — Böhmische Schlösser und Burgruinen. — Der Richter Krok. — Przemiel und Libussa. — Wenzel der Heilige, Legende. — Die Riesenbrüder, Volksfage u. s. w.

Erziehung.

Von einigen Mängeln des ehemaligen Jugendunterrichtes und von den Hauptursachen, die seine Verbesserung in unsern Tagen mächtig befördern.

Von Franz Klopffus, Wacel, Pfarrer zu Kopidlno.

Schluß von Nr. 30. XXX.

§. VII.

Wie man endlich dieser so genannten Philosophie den todten, bunten Schmuck abstreifte und nun ihr nichtiges Wesen aufgedeckt zu schauen bekam; wie man, des Fliegens in der Luft überdrüssig, endlich auf die Erde zurückkehrte und nach hingeworfenem Gängelbände des Systems mit freier Vernunft zu forschen begann; dann erst würde eine aus der Natur der menschlichen Seele ausgehende und wieder auf sie mächtig einwirkende Philosophie begründet, dann erst gewann Bildung und Menschenerziehung. Wie durch die Erleuchtung des Heiligsten im Menschen — der theoretischen und praktischen Vernunft — auch das ganze unbegrenzte Reich des Wissens herrlich bestrahlt, und bei dieser wohlthätigen Erhellung alles Wahre und Gute, nur einzig werth des Strebens des Menschen, aus seiner dunklen Region getreten und allgemein anerkannt wurde; dann gewann Bildung und Menschenerziehung. „Die Denkraft zu üben, den Geschmack zu bilden, den Morallsinn zu entwickeln, den Geist vor schädlichen Irrthümern und Vorurtheilen zu verwahren und ihn mit jeder, fürs künftige Lebensverhältniß brauchbaren Kenntniß zu bereichern — darauf wurden alle Gegenstände des Unterrichts, darauf die Art des Vortrags berechnet.“ — Siehe Dr. Jenisch über den Geist und Charakter des achtzehnten Jahrhunderts 1. Thl. S. 285. — Nun war die Philosophie eine Schöpferin des so lange ersuchten Heils der Menschheit geworden. —

§. VIII.

Da es aber der Zweck einer wahren Philosophie nicht seyn kann, nur auf Lehrstühlen und zwischen Schreiuauern zu frohnen, sondern sie als ein Gemeingut Aller auch über alle sich ausbreiten und ihr Füllhorn Allen zum Schöpfen darreichen soll; so muß es auch Jedem einleuchtend seyn, daß

sie dann erst die schönsten Früchte getragen, dann erst an Verbreitbarkeit ihres Guten unendlich viel gewonnen, wie sie ihren Eig mitten unter dem gemeinen Volke aufpflanzte, und von ihm mit der Lieblichsten und anmuthigsten Stimme zu selbem herabsprach. Als das Volk an dem Busen der Philosophie zu säugen, sich zu intellectualisiren anfing; als seine Denk- und Empfindungsfähigkeit — diese edelste Spende des Schöpfers an das Menschengeschlecht — vollkommener, vielseitiger gebildet, seine rohe Sinnlichkeit ausgeglättet wurde; dann sah vor ihr die Finsterniß der das Volk drückenden Vorurtheile, wie vor der heraustrahlenden Sonne die Nebel hinstiegen. Wie beseligend war für die größte Menschenklasse dieser das reinste Licht der Wahrheit: einherführende Morgen! — Juble, o beglückte Menschheit, Nacht, worin, wie Hemste huis sagt, das Böse ausgedacht wurde, Nacht wurde vertrieben! —

Wer denkt hier nicht mit Entzücken an jene Epoche, wo die Philosophie, angethan mit einem populären Gewande, segnend unter dem gemeinen Volke einherzugehen begann und aus ihren Fruchtgefüßen seinem Geiste die süßeste Labung austheilte; wo Mendelssohn, sein Hübden und seine Schule der Menschenbildung das große Loos geworfen, als sie aus der Philosophie der Schule eine Philosophie des gemeinen Volktaufens schufen. Welch ein unbeschreiblich weites Lichtreiß mußte sich dann für gute Bildung, für Aufklärung öffnen, wenn das, was Männer erhabenen Geistes, und im Schöße der Weisheit erzogen, für das Wohl ihrer Brüder an ihren Pulten gedacht, vor der philosophischen Tribune gesprochen, dann auch dem gemeinsten Manne zur Selbsterhaltung vorgelesen wurde; wenn die Bedenker unserer Zeit — diese unsterblichen Volkstreunde — die geprüftesten, gemeinnützigsten Wahrheiten in ihre Noth- und Hülfsbüchlein gebracht und der Fassung auch des gemeinsten Mannes angemessen dargestellt haben; wenn unsere Menschenbildner so das Volk zu unterrichten sich beifern, wie der Sohn des Sophroniscus Athens Schuster und Schneider zu belehren edel bemüht war; wenn an dieser populären Veredlung auch das weibliche Geschlecht, das zuvor so isolirt gelassene, so sehr verwahrloste weibliche Geschlecht in unsern Tagen den schönsten Antheil genießt, wodurch das Gute der Menschen beglückenden Philosophie erst allgemein gemacht und vollendet wird, wofern es anders wahr ist, was ein würdiger Mann hierüber bemerkt, „daß wenigstens zwei Drittel des Guten, so wie des Bösen in der Welt mittelbar oder unmittelbar durch Weiber oder um der Weiber willen geschieht; wofern es wahr ist, daß weisere und bessere Mütter auch weisere und bessere Kinder erziehen, und daß die Kinder die Hoffnung des Menschengeschlechts sind“ —

Diese Popularisirung der Weisheit war daher für Jedermann der reichste Fund alles Guten, und ein wahrer Elector der Aufklärung und zweckmäßiger Bildung geworden. —

§. IX.

Diese, einer guten Menschenbildung zusagende Philosophie mußte auch unmittelbar zur Begründung einer Er-

lenkunde führen, welche bei der Berechnung der Erziehung als die mächtigste Potenz gewirkt und sie auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit gestellt hat. Durch die Psychologie wurde gleichsam das Heiligthum der menschlichen Seele vor unsern Blicken eröffnet, die Seele in ihrer geheimsten Werkstätte beäugelt, alle ihre einzelnen Triebfedern und Kräfte erforscht. Und weil sie die Spur des Wirkens des menschlichen Geistes bis in sein Innerstes verfolgte, alle seine Kräfte genau von einander abgränzte; so war hievon die heilsame Folge, daß der unbekannt gewesene Weg in diese Geisteswelt ausgekundschafet wurde, auf dem man den Seelenkräften untrüglich beikommen konnte, um sie dann insgesammt beim Bildungsgefähre in gemeinschaftlichen Anspruch zu nehmen. — Man konnte nun den Unterricht den Seelenvermögen angemessener machen, statt des Schlenkdrans eine in sie tief eingreifende Methode begründen und durch diesen sicheren Leiter die brauchbarsten Kenntnisse den zarten Gemüthern der Jugend zuführen. Bei dieser genauen Ansicht aller Seelenvermögen konnte auch nicht jener heilloser Mißgriff bei ihrer Cultur wieder eintreten, daß eins auf Kosten anderer veredelt, und durch die hie und da roh gelassenen Seiten das Ganze dann verunstaltet würde, in welcher, grotesken Gestalt die Geistescultur bis zur Wiebergeburt der besseren Erziehung im verfloffenen Jahrhundert erscheint. —

Von dieser Seelenkunde geleitet konnte nun jeder Pädagog jedes Kind auf seine eigene, seinen intellectuellen und moralischen Anlagen entsprechende Art behandeln, konnte nun wie Socrates wissen, welche unter seinen Schülern des Jügels und welche des Sporns bedürfen. „Und wer das nicht weiß, spricht Herr Vierthaler mit Recht, würdigt sein Amt zum Handwerke und sich zum Mechaniker herab.“ So zweckmäßig dachte auch Quintilian in seinen Institutionen: *Haec cum animadvertit, perspicua deinceps, quoniam modo tractandus sit discipulis animus. Sunt quidam, nisi institueris, remissi, quidam imperio indignantur, quosdam continet metus, quosdam debilitat; alios continuatio extundit, in aliis plus impetus facit.* —

Nun haben die Jugendlehrer jenen Standpunkt glücklich gefunden, der Pädagogen, die mit Erfolg bilden wollen, unbedingt angewiesen ist. Die Seelenkunde lenkte ihre Aufmerksamkeit dahin, daß sie ihre Schulen als einen eng begränzten Kreis kennen lernten, allwo der Gesichtspunkt der Jugend äußerst beschränkt ist und nur durch allmähliges Schärfen ihrer Sehnerben, durch allmähliges Emporheben auf höhere Punkte erweitert werden kann. Sie lernten einsehen, daß die jedesmalige Zunahme an Einsichten und Begriffen die Kleinen immermehr ihrem engen Zwinger entzaubere, und sie dann jener erquickenden Aussicht zuführe, die sich durch unabsehbar weite Räume erst in der dunkelsten Ferne verkert. Sie lernten nur kennen, daß nur eine Auswahl reeller Materialien und eine wohlgehalte-

ne Progression vom Leichten und Schwereeren her als der wirksamste Zauberstab diene. Im Gegentheile sahen sie ein, daß ein jedes hochgelobte Wort für ihre Zöglinge ein Mann aus dem Monde seyn müsse; sehr groß, sehr schön, ein Riese! — Allein die Schöflinge verlieren sich unter seinen Füßen und — sehen den Riesen vor lauter Größe nicht. —

Diese Seelenkunde, die mit zweckmäßiger, den zarten Seelen entsprechende Kenntnisse jedesmal für den Unterricht ausmaß und, folgend dem Wink der Natur, sie von Sinlichen zum Geistigen führte, diese Seelenkunde bannte nun aus den Schulen den Schulkult und alles müßige Gepränge, mit dem Jahrhunderte hindurch alle Wissenschaften belastet waren. Nun mußte sich die bejammernswerthe Epoche der Menschenerziehung schließen, die uns Hermann in seinem Werkchen über den Zweck und die praktische Anwendung seines Elementarunterrichts so zeitmäßig schildert: „Wald waren es, spricht er, religionsmystische Maximen, worin man polemisirend den mit Platonischem Fluge aufstrebenden Geist einzufesseln gedachte; bald ersticte man sein freies Regn durch einen Aufguß wässeriger Bemerkungen über den Bau und die Organisation der Sprachen; bald griff man andere Hirngespinnste einer durch keine Kritik gezügelten Metaphysik, mehr künstlich und sophistisch, als allgemein altst, auf, um sie den Kinderseelen einzuprägen. Welche Verlebrtheit! Gerade damit, wo der Geist nach Durchlaufung des Kreises alles Denkbaren stehen bleibt, um in der Anschauung seiner eigenen Göttlichkeit sich des Bürgerrechts in einer moralischen Welt zu erfreuen, begann man den ersten Unterricht; man stieg nicht durch den offenen Sinn des Kindes in die Tiefe des Geistes, man riß gewaltsam den blutenden Geist aus den warmen Umgebungen des Sinnes, um — beide zu tödten.“ — Mit Hilfe dieser Seelenkunde geschah es dann, daß man die junge, vernünftige Pflanze immer mit der gehörigen, zarten Wartung pflegen und allen Mißwachs, alles frühe Geschoß an ihr abtugen konnte, bis sie dann, hinlänglich entfaltet und zum vollen Wuchse gezogen, diese weise Pflege mit den schönsten Früchten belohnte. a) —

§. X.

Diese Psychologie, der verbesserten Menschenerziehung holdeste Mutter, getar dann auch eine ihrer würdigste Tochter.

a) Wie viel hat nicht die sittliche Bildung nur dadurch gewonnen, daß die Seelenkunde der Pädagogen auf darauf führte, daß sie es für die größte Wichtigkeit anerkannten, den moralischen Katechismus nicht auf den Heilskatechismus folgen zu lassen, sondern jederzeit den erstern, und zwar mit dem größten Fleiße zur Klarsten Einsicht zu bringen. „Denn ohne dieses, bemerkt Kant richtig in seiner Tugendlehre, wird nachher aus der Religion nichts als Heuchelei, sich aus Furcht zu Pflichten zu betheiligen, und eine Theilnahme an derselben, die nicht im Herzen ist, zu lügen.“ —

ter, die Sokratis unserer Zeit, die nun ihrer Gebärerin beim Bildungsgeschäfte mit dem edelsten, kindlichsten Eifer mithilft, in welchem schönen Kräfteverein beide das zu vollenden streben, was durch einen ungeheuren Zeitraum unvollendet geblieben. Zur Erreichung des schönsten aller Zwecke, — der gemeinnützigsten Kultur — steht ihnen auch der unvergängliche Schwag ihres unsterblichen Urvaters Socrates zu Gebote, den er der Menschheit zum Heil in den geistvollen Schriften seiner Schüler, eines Plato, Xenophon und Aeschines niedergelegt hatte, und den sie auch wückerhaft zu benützen sich edel bemühen. — Unter dem Beistande dieser Hoidinen wird nun das ganze Reich des Wissens fruchtbar bebaut, Alles, was wahres Bedürfnis, zweckmäßiges Geschäft und ein würdiger Genuß des Lebens erheischen, wird im wahren Lichte der Vernunft beschien, geprüft, und sonach eine unauslöschbare Fackel auf einen Pharos gestellt, die unserer vernünftigen Sichtung auf dem Wege ihrer endlosen Bildung herrlich vorleuchtet. So wird der Mensch seinem höchsten, hienieden erreichbaren Ziele immer näher gebracht, welches erreichend er dann seine Gottähnlichkeit laut und würdig ausspricht. —

Wer sollte nun zur Zeit dieser neu hervorgegangenen moralischen Schöpfung, wo die geläuterte Erziehungstheorie in ihrem Glanze da steht und mit der heftigsten Sehnsucht der Ausübung entgegen harret, wer sollte nicht eifrigster Mitwirkter zum Guten werden? Wer sollte, nicht umfangen von den Früchten des achtzehnten Jahrhunderts, sie mit liebevoller Hand dem darnach lebenden Menschengeschlechte auspenden wollen, mit dem prüfendsten Geiste erwägend die Worte, die ein großer Mann aussprach: „Theorie ist die geistvolle Mutter, Ausübung die heldte, wohlthätige Tochter, der Wille der kräftige Vater: aber sie müssen verbunden seyn. Theorie ohne Ausübung ist eine unfruchtbare Mutter, und Wille ohne Theorie und Ausübung ein erbärmlicher Eunuch?“ —

Du also, treuer Diener der Religion, du wahrer Preleser in dem Tempel des Herrn, der nicht mit Händen gemacht ist, tritt und stehe fest und wirke. Die Stätte, wo du stehst und wirkst, ist heiliges Land, es heißt: *Natur, Menschheit, Ewigkeit!* —

Philosophie, Bildung.

Allerhand Gedanken der Frau von Warens, aus dem Französischen übersezt von Fr. v. Esershayn.

(Schluß von Nr. 32. XXX.)

§. VIII.

Vom Lesen.

Viele Personen lesen, aber wenige verstehen was sie lesen.

Es geht mit dem Lesen wie mit dem Reisen, denn ist man bei Eröffnung eines Buches gegen dasselbe schon eingenommen, so ist sein ganzer Inhalt unnütz, man unterschreibt

dem Verfasser seine eigenen Gedanken, oder man liest bloß in der Absicht, um ihn zu tadeln.

Es gibt gute und schlechte Bücher; schlüpfrige müssen streng verboten seyn, denn sie haben keinen andern Zweck, als die Ausschweifung zu befördern; unglücklich derjenige, dem man sie verbieten muß, denn wäre er tugendhaft, würde er sie von selbst verachten. Romane sind für gewisse Personen gefährlich, andere finden sie unterhaltend.

Schlechte Bücher verderben die Sitten, wer aber stets gute Sitten gehabt, hat nichts zu fürchten, er weiß zu wählen, was ihm zu rätlich ist; saugt nicht auch die Biene selbst aus gefährlichen Pflanzen Honig?

§. IX.

Von der Botanik.

Das Pflanzenreich dienet dem Menschen nicht nur zur Nahrung, sondern es bietet uns auch Mittel gegen eine Menge Krankheiten, deswegen ist die Botanik ein sehr interessantes Studium.

Aber wozu dient es demjenigen, der sich ihm bloß aus Neugierde widmet, und der ohne allen andern Zweck Berge erklettert, um Kräuter zu suchen, als um das Ansehen eines Naturforschers zu haben? Das heißt, mit einem Hund Heu in der Hand nach dem Titel eines Philosophen jagen, da man besser daran thun würde, es ruhig zu verzehren.

Als des unsterblichen Linnés gelehrte Hände das ganze Pflanzenreich sammelten und ordneten, geschah es in der Hoffnung, daß einst die Chemie Nutzen aus seiner großen und mühsamen Arbeit schöpfen würde; laßt uns ihm nachahmen und arbeiten, aber stets zum Wohl der Menschheit.

§. X.

Vom Ackerbau.

Der Ackerbau ist unstreitig unter allen Künsten die nützlichste. Der Ackermann ist's, der den Staat ernähret.

Anstatt unsichere Schätze in fernen Gegenden aufzusuchen, glaube ich, wäre es besser, den Ackerbau zu verbessern. Durch kleine Vorschüsse an die Bauern würde man bald sehen, daß der Ackerbau der beste und sicherste Handwerkszweig seye.

§. XI.

Von der Philosophie.

Wer ist ein Philosoph? — Etwa der, der seinen Ruhm darin sucht, in allen Stücken anderer Meinung zu seyn, und allgemein anerkannte Grundläge zu bestreiten, der durch seine Spitzfindigkeiten die Hoffnung des Unglücklichen zu untergraben sucht, durch seine Sonderbarkeiten und Eigenheiten aller Welt Augen auf sich zieht? — Nein.

Ein Philosoph ist derjenige, dessen Moral auf Ehre, Rechtschaffenheit und Menschlichkeit gegründet ist, der sich mit Anstand allen Gebräuchen fügt, der in seiner Religion Trostgründe für die Zukunft findet, der dem Unglücklichen seine wohlthätige Hand reichet, der nur gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung seine Stimme erhebt; darin besteht wahre

Philosophie, und der Fanatismus, der sie verfolgt, ist schrecklich, denn er macht unstreitig das Unglück des menschlichen Geschlechts.

§. XII.

Vom Glücke.

Der Glückseligste ist derjenige, der am wenigsten leidet. Wenig Menschen sind mit ihrem Schicksal zufrieden; — der Soldat wünscht Advokat, dieser ein Landmann zu seyn, und letzterer hält sich für den Unglücklichsten.

Der Geizige sucht sein Glück in Geldsäcken, der Gelehrte erblickt es in künftigen Jahrhunderten — — aber sind wir wohl hienieden zum Glücke bestimmt? Laßt uns darüber nachdenken, um uns hersehen und nicht vergessen, daß wir nur Menschen sind.

§. XIII.

Vom Almosen.

Der Weise muß zu entbehren wissen, um Gutes thun zu können; wer Almosen gibt, zahlt der Natur seine Schuld ab.

Der Bettler muß nicht unterstützt werden, denn der Faulle würde bald das Mitleid mißbrauchen, und wer weiß, ob der Schelm nicht ein Handwerk daraus machen würde, um auf Kosten Anderer zu leben?

Wer nicht arbeiten kann, hat Ansprüche auf öffentliches Mitleiden; auch denjenigen ist man Wohlthaten schuldig, die den Muth nicht besitzen, ihr Unglück und Elend der öffentlichen Schau auszusetzen. Es gibt Länder, wo man aus Buse bettelt; ich begreife es zwar nicht, denn in diesem Fall ist nicht der, welcher bettelt, der Leidende, sondern der arme Handwerker, der gezwungen ist, zu arbeiten, um den Bettelsack des reichen Büßers zu füllen.

Es ist nicht genug, Almosen zu geben, die Art wie man es gibt, ist nicht weniger eine Tugend. Der Unglückliche, der seine Hand nach Almosen ausstreckt, ist schon genug gedemüthiget, um es durch die Wohlthat nicht noch mehr zu werden.

O! ihr Sterblichen! ihr würdet immer menschlich seyn, wenn ihr nie vergessen wölltet, daß ihr Menschen seyd.

§. XIV.

Von der Arzneykunst.

Der Fried der Selbsterhaltung ist die Mutter der Arzneykunst.

In gesunden Tagen macht man sich über die Aerzte lustig; ist man aber krank, berathet man sie wie Drakel und verehret sie wie Götter.

Derjenige Theil der Arzneykunde, der sich mit der Erhaltung unserer Gesundheit beschäftigt, ist nicht zu verwerfen; er sollte ein Lehrgegenstand der Erziehung seyn, denn die Kunst zu leben interessirt Jedermann.

§. XV.

Von den Nachtwandlern.

Nachtwandler sind solche Personen, die schlafen und doch nicht schlafen, d. h. die schlafend herumwandeln, Thüren öffnen und schließen, spazieren gehen, arbeiten, schreiben und alles dieses schlafend thun.

Weder die Physiker noch Mediziner wissen diese Erklärung zu erklären, und sie würden die Wahrheit ganz gekümmert haben; wenn derlei Nachtwandler nicht so gemein wären, und sie daher gezwungen waren, ihre Unwissenheit darüber einzugesuchen.

§. XVI.

Von der Wahrsagererei.

Die Wahrsagerkunst ist so alt, daß sie sich in das gram Altethum verliert. Es gibt noch igt brave Leute, die daran glauben, und Schelme, die sie mißbrauchen.

Noch heutiges Tages glaubt man an das Heulen der Hunde und auf das Geföhren der Nachttaule, als ob diese Thiere mit unserm Schicksal in einiger Verbindung ständen.

Man läßt sich von Bettlern wahrsagen, die ohngeachtet ihrer Gabe, in der Zukunft zu lesen, nicht selten von der Gerechtigkeit eingezogen und verdienftermaßen bestraft werden.

Es gibt Kartenschlagerinnen, die aus einem Spiel Karten errathen zu können behaupten, was man gethan hat und was man thun wird; und diese Thörinnen finden noch glückere, die ihnen glauben und sie dafür bezahlen. ¶

Die Wünschelruthe, ein Glas Wasser, der Kaffeesack, geschmolzenes Bley, ein umgestürztes Salzfaß, auf das Aufstich vergossener Wein, der Anblick eines Mönchs beim Aufstehen sind für den Aberglauben Gegenstände von der größten Wichtigkeit, welche in dem zufälligen Ereigniß eines Unglücks nach einer solchen vorhergegangenen Wahrsagung oder etwas ähnlichen Begegnens die Bestätigung ihrer Unfehlbarkeit fanden.

Doch die Zukunft ist unsern Augen so verborgen, daß die Wahrsager nichts anders daraus schöpfen, als was sie durch ihre Kunst stehlen.

§. XVII.

Von der Religion.

Die Wohlthaten, welche die Menschen täglich von einem höhern Wesen empfangen, flößen ihnen ein gerechtes Gefühl der Dankbarkeit ein; diese Empfindung drückt sich durch den Gottesdienst aus. Der Zweck aller Religionen ist, dem Schöpfer unsere Ehrfurcht zu bezeigen.

Man zählt verschiedene derley Gottesdienste in der Welt, welche alle die Untermüßigkeit gegen den Allerhöchsten beweisen. Der Fanatismus allein ist ein gefährliches Ungeheuer.

§. XVIII.

Von den Widerwärtigkeiten.

Sich frühzeitig gewöhnen, des Ueberflusses zu entbehren, und sich stets mit dem Gedanken der Unbeständigkeit aller irdischen Dinge beschäftigen, sind unstreitig die Mittel, alle Widerwärtigkeiten des Lebens zu ertragen. Die Krankheit ist unter allen die größte, besonders wenn sie eine Folge unserer Ausschweifungen ist, weil sich alsdann unsere Gewissensbisse dazu gesellen. Doch weiß sich der Weise zu trösten, er verzehret die unsichtbare Hand, die ihn züchtiget, und der Frieden verläßt sein Herz nicht.

Das Leben ist von kurzer Dauer; die Glücklichen des vergangenen Jahrhunderts sind nicht mehr; und was haben sie von ihrer ehemaligen Größe, von ihren Gütern, die sie genossen?

Widerwärtigkeiten sind ein Gut, wodurch der durch seine wilde Jugend hingerissene Mensch sich selbst kennen lernt und seine menschliche Schwäche fühlt; wels er sein Herz unter das Joch des Unglücks zu beugen, so ist die Zeit seiner Schmerzen nicht verloren, seine vergangenen Fehler werden ihm verziehen.

§. XIX.

Von der Einsamkeit.

Einsam leben heißt nicht, sich seinen Pflichten entziehen und den Unglücklichen seine Hilfe versagen. Um einsam zu seyn, hat man nicht Ursache, sich in Höhlen zu verstecken, um dort über menschliche Thorheiten zu lachen und in Faulheit und Gleichgültigkeit zu leben.

Wer dem Geräusche der Welt entsagen kann, ist unstreitig weit glücklicher als derjenige, der aus Bedürfnis an dasselbe gefesselt ist; seine Pflichten erfüllen, gehet aber über jeden Gruf. O! wie glücklich sind diejenigen, die der Gesang der Vögel weckt, die die Felder von der Morgenröthe gefärbt sehen! — Genießet um desto mehr euer Glück, je weniger es von den Launen der Menschen abhängt, es euch zu entreißen. Welches auch die Geschäfte eines Menschen seyn mögen, so bleibt ihm dennoch immer so viel Zeit übrig, sich mit sich selbst zu unterhalten. Nur der Böfewicht allein flieht die Einsamkeit und zittert, sich selbst zu kennen. Wer sich selbst genügt, wird leicht den Wechsel des Glücks ertragen; er wird den Verlust seiner Größe nicht beweinen, ist er klug, so wird er sich freuen, wieder frey zu seyn.

§. XX.

Von dem Tode.

Wer gerecht gelebt hat, weiß stets zu sterben.

Der Tod ist ein bloßer Uebergang, schrecklich für den Bösen, hoffnungsvoll für den Guten.

Das Sterben ist unvermeidlich, alle Menschen wissen es, und dennoch beschäftigen sich Wenige mit dem Tode. Der Augenblick rückt heran, man ist unerschrocken, ruft den Arzt zu

Hilfe, der zwar öfter unser Leben verlängert, aber uns doch nicht unsterblich machen kann. Selbst der lasterhafteste Mensch entsezt sich vor dem Tode, und wenn es Selbstmörder gibt, so ist es bloß, weil diese Rasenden in dem tödlichen Streich, den sie führen, das Ende ihrer Pein erblicken; der Selbstmörder tödtet sich, um seine Leiden zu endigen; zu frey, sein Leben zu ertragen, sucht er seine Auflösung, findet er sie aber auch? — Wie wird er sich rechtfertigen, wenn ihn der Ewige Rechenschaft über sein Leben abfordern wird, wie gegen die Gesellschaft sich vertheidigen, die er verließ? —

Der Tod mag immerhin kommen, man thue Gutes, lebe für sich und die Gesellschaft, trockne die Thränen der Unglücklichen und verstopfe nie die Ohren gegen das Geschrey der Leidenden und die Stimme des Gewissens, und bei dem Gedanken des Todes erinneren wir uns, daß uns ein neues besseres Leben erwartet.

§. XXI.

Von der Unsterblichkeit.

Der Mensch, der keine Zukunft hofft, muß sehr belaggenwerth seyn, welcher Trost bleibt ihm im Unglück? —

Ich beschäftige mich gerne mit dem Gedanken der Unsterblichkeit; er schmeichelt meinem Herzen, und so groß auch meine Widerwärtigkeiten seyn mögen, so tröstet sich meine Seele mit dem Glücke, das ihrer wartet.

Wer in unserer Seele weiter nichts als die Wirkung unserer körperlichen Beschaffenheit sieht, die mit der Bewegung unsers Körpers aufhört, entehret die Menschheit. Dieses frevelhafte System gibt den Unglücklichen der Verzweiflung preis und würde den Egerhaften berechtigen, sich gegen die Gesetze aufzulehnen, und der Gedanke des Nichts würde das Urtheil der Gesellschaft machen.

Die ganze Natur zeigt uns einen Schöpfer, der uns von dem Guten, was er uns gewährt, auf dasjenige schließen läßt, so er uns bereitet.

§. XXII.

Von der Ewigkeit.

Ewigkeit! ein Wort das sich aussprechen aber nicht begreifen läßt. Die Idee einer Sache, die kein Ende hat, übersteigt alle menschliche Begriffe.

Die Fackel der Religion erleuchtet unsern Verstand, durch sie können wir von diesem Planeten einen Blick in den unendlichen Raum der Ewigkeit thun; sie läßt uns eine himmlische Hand erblicken, die den Tugendhaften durch ein fortdauerndes Glück belohnet.

Verschiedene interessante Notizen.

XIV. 2.

1.

1) Außerordentliche kalte und nasse Sommer Deutschlands.

Nasses Wetter währte von Ostern an bis zum Herbst in den Jahren 676, 682, 906, 1031 und 1221. Jah

re, in denen es vom 1. Mai 10 Monate regnete, sind 1230, 1281, 1288, 1314 und 1355. Solche, worin es vom halben Mai bis halben September beinahe stets geregnet 1309 und 1401, 1457. Weiter solche Sommer, worin es unauhörlich regnete, und an der Elbe im Junius Pferde auf dem Felde erfroren, sind 1467, 1529, 1531, 1532, 1541, 1564, 1569, 1570, 1571. Endlich regnete es fast täglich, in den Gegenden der Elbe und im übrigen Deutschland 1578, 1685, 1728, 1754, 1755, 1770, 1771 und 1782. Nicht immer waren die nassen Jahre mit Theuerung und Noth begleitet. Sie halfen nur mit, wenn Kriege oder andere Umstände zu sehr auf die Landwirthschaft drückten.

2) Weingeist-Gehalt verschiedener Substanzen.

Nach Webeles Versuchen gibt eine Mese (18 Berliner) der nachstehenden Getreidearten oder Früchte an Geist von 55 Grad Beaume oder 0'850 spezif. Gewicht.

	Maß.	Seidel.
Hollunderbeeren, ganz reife	7	3
— unreife	2	2
— Trester von reifen Beeren	3	2
Erbsen	5	2
Wazgen, besser	6	2
— mittlerer	6	2
Korn, bestes	5	2
Gerste, beste	3	2
— mittlere	2	3
Kartoffeln	2	2
Hafer	1	2

Allgem. Anzeiger der Deutschen, Okt. 1818, S. 2984

3) Arbeitskräfte.

Nach Smeaton kann die Kraft eines gewöhnlichen Pferdes, welches 8 Stunden des Tages arbeitet, um eine Last zu heben, nicht höher angeschlagen werden, als auf 22000 Pfund in 1 Minute auf 1 Fuß Höhe oder 366 Pfund in einer Sekunde.

4) Matti.

Der Matti, so genannt von dem Kalabash, (Klaffen-Kürbis) worin es immer dargereicht wird, ist ein in ganz Süd-Amerika gebräuchliches Getränk aus der Paraguay-Pflanze, welches einen bittern, beißenden Geschmack hat. Diese Mischung wird süß gemacht, und zuweilen etwas Bimmet und geriebene Zitrone dazu gethan. Der Kalabash oder Matti steht

auf einem silbernen Gestelle, und die Flüssigkeit wird durch ein silbernes Röhrchen filtrirt, dessen Boden mit kleinen Löchern versehen ist, damit keine Pflanzentheile mit durchdringen. Der Matti ist die Wollust der Reichen und der Trost der Armen; sie trinken ihn gleich früh Morgens nach dem Aufstehen und nach der Stesse, (Nachmittags,) und oft erquicken sie sich den ganzen Tag hiedurch.

5) Verhältniß des Durchmessers zum Umfange.

Lacroix berichtet in seiner Geometrie, daß englische Gelehrte in dem Werke der Braminen, Ayeen aebery betitelt, ein sehr nahes Verhältniß des Durchmessers zum Umfange gefunden hätten, nämlich 250:3927, welches 3,1416 für den Durchmesser 1 gibt. Alles zeuge in dieser Schrift von einem sehr hohen Alterthum, welches über die uns bekannten Begebenheiten der Vorwelt weit hinaus gehe.

6) Maße und Gewichte. Die Söllnische und Preussische Mark.

Die Werthe von dem größten Theil der Münzen Deutschlands werden auf dieses Marktgewicht bezogen. In Sölln war anfänglich die Hauptmünze der deutschen Könige. Die Einführung der Söllnischen Gewichte als Norm beim Münzen in Deutschland wurde unter Ferdinand I. 1559 auf dem Reichstage zu Augsburg zur Bewirkung eines allgemeinen Reichsmünzfußes festgesetzt. Ueber den wahren Gehalt einer Söllnischen Mark (16 Loth) herrschen verschiedene Bestimmungen. Ein im Wiener Münzamt aufbewahrter, messingener Einsas von 1 Sölln. M. von 1716 mit dem Söllnischen Stempel versehen, wiegt 54610 Wiener Richtigpennige d. h. 255,8557 Grammen. Das Gewicht einer Preussischen Münz-Mark (nach der Festsetzung der neuesten Preussischen Münz- und Gewichtes-Ordnung v. 16. Mai 1816) beträgt ebenfalls 255,8556 Grammen. (Eytelwein in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften für 1816 u. 1817. Berlin, 1819)

Haupt-Druckfehler in meinem Nationalkalender 1822.

I. Merkwürd. am Himmel S. 18. 1. Spalte von oben	steht Monats-Zeitschrift statt Modezeitschrift
S. 89 1 Sp. 3. 6 v. u. am Fuße st. am Flusse	
— 93 — — 16 —	Salern = Salem
— 106 2 — — 26 —	angreifend = eingreifend.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 34. des 30sten Bandes.

(Gedruckt im Dezember 1821.)

Aufforderungen, Vorschläge.

Auch eine Aufgabe zum Uebersetzen, aber aus dem Deutschen ins Französische oder Italienische zc. *)

Eine Kirnmeß ist die Messe, die Bettler jedes Standes jährlich beziehen; schon ein paar Tage vorher drehen sich alle Fußsohlen, die auf nichts zu fußen haben, als auf milde Herzen, als Nadien nach dem Orte, aber am Morgen der Kirchweib selber kommt erst der bettelnde Jahrgang und die Krüppelkolonne ordentlich in Gang. Ein Mann, der Fürth gesehen, oder der in Cwangen unter P. Casners Regierung gewesen, der kann diese Blätter aus seinem Exemplar heraus schneiden; aber ein anderer hat nicht eher einen Begriff von allem, bis ich weiter gehe und ihn zum Ruchsnappelschen Thore hineinführe.

Die Einglündchen heben nun an. — Blinde singen, wie geblendete Finken, besser, aber lauter — die Lahmen geben — die Taubstummen lärmen sehr und läuten die Messe ein mit einem Glöckchen — einer fährt mitten in die Arie des andern mit seiner eignen hinein — vor jeder Hausthüre spricht man an, und drinnen in der Stube kann Niemand mehr sein eignes Fluchen hören — einerseits werden ganze Heller-Kabinetter verspendet, andererseits eingesteckt — die einbeinige Soldateska wirft in ihre Stoßgebethe Fliche als Pfeffer und sakramentirt entschuldig, weil man ihr so wenig verehrt — kurz, der Marktflecken, der sich heute leben wollte, ist fast mit Sturm eingenommen von Bettelpack.

*) Aus Jean Pauls Blumen-, Frucht- und Dornenstücken. I. Theil.

Hesperus Nr. 34. XXX.

Siehe erscheinen erst die Krüppel und Preßhaften. Wer ein verholztes — oder Verrierbein unter dem Leibe hält, der setzt das Nachbein sammt dem langen Drittbein und Mitarbeiter, der Krücke, im Gang nach Ruchsnappel und psählt und pflanzt den spitzigen Fuß nahe am dortigen Thore in nasses Land und wartet, ob das Holz gedeiht und trägt.

Wer keine Arme, oder doch keine Hände mehr hat, der streckt beide dort aus nach einer geringen Gabe. Wen der Himmel mit dem Talente der Bettler, mit Krankheit, besonders mit den Bettler-Vapeurs, mit Sichts, mäßig ausgesteuert hat; der nimmt sein Pfund und seinen zur Krankheit gehörigen Körper und erhebt damit seine Römermonate von Gesunden. — Wer nur überhaupt als Kupferstich vorn vor Krankheitslehren eben so gut stehen könnte, wie vor Thoren; der tritt unter diese und berichtet, was ihm fehlet, und das ist vor der Hand das fremde Geld. — Es sind viele Weine, Nasen, Arme in Ruchsnappel zu haben, aber doch noch viel mehr Menschen; jedoch angestaut, obwohl nicht erreicht, sondern nur beneidet wird — wie wohl bloß von Makulatursee'en, die keinen Vorzug, ohne ihn zu fordern, sehen können — wird ein außerordentlicher Kerl, der nur halb noch da ist, weil seine andere Hälfte schon im Grabe liegt, und ihm alles, was Schenkel heißt, weggeschossen ist; denn diese Schüsse sehen ihn in Stand, das Primat und Generalat der Krüppel an sich zu reißen und sich überhaupt als einen Halbgott, dessen Geist statt eines Körperkleides nur noch ein Kollet, ein kurzes Wammis umhat, auf einen Triumph-Karren vor Allen herumschieben zu lassen. „Ein Soldat, sagt Siebenkäse, der noch mit einem Weine behaftet ist, und der deshalb mit dem Schicksal rechten will und es wohl gar fragt: „Warum bin ich nicht zusammengeschoffen, wie dieser Krüppel und erf. d.“

ein so schmales Almosen?“ der bedenkt nicht, daß auf der einen Seite noch tausend andere Krüger neben ihm sind, die nicht eintmal ein hölzernes Bein besitzen (geschweige mehrere) und die diesen Brand- und Bettelbrief gänzlich entbehren, und daß auf der andern Seite, wenn ihm die Kugeln noch so viele Glieder abgenommen, es immer noch fragen könnte: „Warum nicht mehr?“ —

Bermischte Notizen.

XIII. 1.

1) Wissenschaften.

Die einzelnen Wissenschaften sind Theile eines großen Ganzen, die nur unsere Unkunde oder unsere Bequemlichkeit von einander getrennt hat. Von Unwissenheit unlos, erheben sie sich, wie Inseln in einem weiten Meere, zum Theil lachend und blüthend, zum Theil öde und wüste. Aber immer neue Entdeckungen in diesem weiten Reiche haben lange schon die Wahrheit dargehan, daß alles Wissenswürdige in der Welt entweder nahe oder fern mit einander in Verbindung steht. Weltweiteit liegt, gleich einer Kugel, auf dem Grunde; aber sie ist auch die Schär, auf die man die Wissenschaften gleit und wie Perlen an einander reihet, Einen vollkommenen Kreis unter sich bildend, wirft dich, mit der Kraft eines stürzenden Schwinners, in irgend eine Wissenschaft und du magst rechts oder links dich wenden, so ergeht es dir endlich wie den Weltumlegern, du gelangst dahin wo du zurück, wo du deine Fahrt antratest, nur mit dem Unterschiede, daß du, wenn du östlich dich wendest, einen Tag gerinnst, oder solchen verlierst, wenn du nach Westen deine Richtung nimmst.

2) Staatskassen.

Wenn man hört, wie viele Millionen ein Staat jährlich zu seinem Unterhalte bedarf, so wundert man sich und fragt: Wie ist es möglich, daß ein Volk eine solche Last zu tragen kann?

Aber ein kleines Weizenfeld, wovon der Herr desselben etwa 250 Scheffel einzuerntet gedenkt, wird die Sache deutlich machen.

Diese 250 Scheffel wiegen etwa 16 — 20000 Pfund. Betrachtet man nur einen einzelnen Halm, wie schwach er ist, so tragen doch die 2,048,000 bis 2,560,000 Bürger des kleinen Weizenfeldes leicht und fröhlich die große Last!

Aber wie weite die Natur auch die schwersten Lasten immer nur den stärksten Halmen aufsetzt! Je schwächer indessen der Halm, um so geringer auch das Gewicht, was auf seinen Schultern ruhet.

Eduard Stern.

XIII. 4.

M e s m e r.

Der kais. Hofastronom Hell in Wien sah einer an Magenkrämpfen leidenden Dame einen Magnet, und die gute Wirkung, welche sie davon verspürte, zog ihm mehrere Bitterinnen zu. Er verwies sie aber an Aerzte und vorzüglich an den damals in Wien practicirenden Arzt Dr. Mesmer. Dieser wollte bald Wunderdinge von den Magneturen gesehen haben, berief sich dabei auf Hell, der aber versicherte, nie bei Mesmers Versuchen zugegen gewesen zu seyn. Mesmer zog indessen aus dem Verkauf stab- und kreisförmiger schwacher Magnete einen nicht geringen Gewinn, suchte aber, weil diese auch anderwärts nachzumachen waren, seine Individualität einzumischen, und bildete sich, erfüllt von seinen Ansichten vom Einfluß der Planeten auf unsern Körper und der Leibniz-Wolffschen Theorie der Harmonia praestabilita, die Hypothese von einer im ganzen Weltall durch magnetische Kraft verbreiteten Harmonie, welche auch zwischen Menschen statt finde, schwächte diese auf allerlei Weise aus, suchte, so lange es ging, die gestörte Harmonie bei Kranken durch verläßliche Magnete herzustellen, endlich durch seine inwohnende Kraft allein. Da er aber in seine Curen Betrug mit einmischte, indem er vorgab, die stockblinde, junge Tonkünstlerin Paradies sehend gemacht zu haben, und eine von der Kaiserin Marie Theresie angeordnete Commission sein betrügerisches Vorgeben entdeckt hatte, so mußte er eilends Wien verlassen und ging nach Paris, behandelte und verhandelte seine Lehre als ein Geheimniß und ward der Stifter des in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts so vieles Aufsehen erregenden

thierischen Magnetismus, und der darauf von ihm und seinen Schülern erfundenen mancherlei Gaukelspiele mit magnetischen Subern, Bäumen und Kesseltammern, bis die französische Revolution der Charlatanerie ein Ende machte und den Mesmer aus Frankreich an den Bodensee vertrieb, wo er etliche zwanzig Jahre in Ruhe und Vergessenheit zubrachte, bis endlich am Abend seines Lebens noch ein Jünger kam und ihn um seinen Geist und seinen Mantel bat, um das in Frankreich längst zu Grabe gebrachte Zauberwerk und Gaukelspiel mitten in Deutschland zum Wiederaufstehen zu bringen! —

(Dsiander über die Entwicklungskrankheiten in dem Blüthenjahre des weiblichen Geschlechts 2. Theil.)

XIII. 11.

3.

Projectmacher.

Es gibt eine Sattung Menschen, die unruhigstlich beschäftigt sind, neue Pläne zu schmieden und die Resultate ihrer Einbildung an Mann zu bringen. Größtentheils ist der Eigennutz die Triebfeder ihrer Bemühung und eine scheinbare Möglichkeit deren Grundlage. Selten aber ist ihr Bestreben rein, Gutes, oder Nützlichs zu vollbringen, und gemeinlich zweckt es nur dahin ab, ein Amt zu erhalten, oder sich den Säckel füllen zu wollen. Diese Art Projectmacher opfert das bestigste Herkommen, jede gesellschaftliche Verpflichtung auf, wenn nur ihre Meinung gilt, und ihr Vorschlag ausgeführt wird, unbekümmert um das Ende, da es bloß ihre Absicht ist, sich schon im Laufe des projectirten Unternehmens zu bereichern. Ihr eigenes Ich ist nur der Gott, dem sie fröhnen; das Wohl ihrer Nebenmenschen aber wird gar nicht, oder bloß scheinbar berücksichtigt, so viel es gerade nöthig ist, dem Ganzen einen Anstrich von Wichtigkeit und Gemeinnützigkeit zu geben.

Eine andere Klasse der Projectmacher ist aber lustigerer Art, und spricht sich gleich so rein aus, daß man ihren firen Ideen nur mit einem herzlichem Lachen begegnen und sie als Tollhauskandidaten ansehen kann.

III. 9.

4.

Kanäle in England.

1798 waren auf den englischen Kanälen 23 unterirdische Stollen, deren gesammte Länge 5 teutsche Meilen betrug. Die gesammte Länge aller Kanäle, wodurch die Seestädte London, Bristol, Liverpool und Hull, nebst den mehrsten Provincialstädten verbunden wurden, betrug 230 teutsche Meilen und hatte circa 70 Millionen Gulden Conv. Geld gekostet. (Matthark.)

VIII. 27.

Naturkunde.

Kurze botanische Notizen.

1) Beste Art, kryptogamische Wassergewächse ins Herbarium aufzulegen.

Man macht von festem Papier durch Aufrechtstellung der Ränder an den vier Seiten eine Art Behältniß, legt die Pflanze hinein und giest so viel Wasser darauf, daß sie davon bedeckt wird. Man wird alsdann denjenigen Theilen, die sich von selbst aus einander begeben, ohne viele Mühe eine beliebige Lage geben können. Dann lasse man das Wasser behutsam ablaufen und das Gewächs so lange unberührt, bis der größte Theil der Feuchtigkeiten auf der Oberfläche der Pflanze verdunstet ist, sie also ist wenig mehr an das überzudeckende Papier kleben geblieben wird. Dann lege man ein Stück trocknes, am besten mit Wachs überzogenes Papier darüber und bringe es unter eine gelinde Presse.

2) Pflanzenverfälschungen.

Ein Doquist erhielt statt des Samens des Schwarzen Kammels (*Nigella sativae*) den von der giftigen *Datura stramonium*. In einigen Apotheken findet man statt der *Polygala amara* die größere Abart der ganz unwirksamen *Polygala vulgaris*.

3) *Nardus stricta*.

Von diesem führt Lapeyrouse in seiner Geschichte der Pyrenäen-Pflanzen an, daß es die Kühe im Frühjahr begierig fressen. Der Rahm der Milch nimmt darnach zu, aber man kann sie nicht kochen, ohne daß sie angebrannt schmeckt.

4) *Vaccinium* a) *Vitis Idea* (Preißelbeere),
b) *Uva Ursi* (Bärentraube).

Die Blätter beider Sträucher werden oft verwechselt, auch in den Apotheken. Durch die schwarzen Punkte auf der

untern Seite der Blätter bei der Preßelsbeere, die der Weintraube gänzlich fehlen, lassen sie sich leicht unterscheiden.

5) Unterschiede der lappländischen und helvetischen Vegetation.

a. Birke und Erle wachsen in Lappland höher. *Betula nana*, die dort alle Fläche zwischen ewigem Schnee bedeckt, muß man in Helvetien im niedrigen Sümpfen suchen. Die Birken erreichen bei 4400 Fuß kaum 2 Klafter Höhe, die Erlen bei 2700' kaum eine Klafter.

b. Die Sumpfpflanzen steigen in Lappland ziemlich hoch z. B. *Comarum palustre*, *Carex chordoriza*, *Lysim. thyrsoflora*. In der Schweiz fehlen ihrer manche, die im Norden sehr gemein sind: *Lodum palustre*, *Calla pal.* *Myrica gale*.

c. Die Weiden nehmen in Lappland ein weit größeres Gebiet ein, auch *Empetrum nigrum*, welches bis unter der Gegend der Wahnusbäume wächst, in der Schweiz aber nur am ewigen Schnee vorkommt.

d. Höher hinauf wachsen dagegen in der Schweiz die immer grünen Bäume und Gesträuche, als: Fichten, Edel-Tannen, *Pyrus Aria*, *Sarab. racem.*, *Ilex aquif.*, *Daphne Mez.*, *Helianth. vulg.* nebst vielen andern. Dieser herab kommen in der Schweiz *Dryas octopetala*, *Sax fr. oppos.* und *Pinguicula alp. ver.*

e. Im Ganzen ist die Vegetation in der nördlichen Schweiz schöner, aber nicht zahlreicher, und das Klima nicht viel milder als in Schweden. Die schönen, grünen Matten Helvetiens fehlen dem Norden ganz; statt derselben sind die Gebirgsflächen mit der Flechtenflechte überzogen, deren weiße Farbe und Dürre nur durch das angenehme Grün des Birkenlaubes etwas von dem traurigen Ansehen verliert.

f. Moose mögen in beiden gleich viel seyn, doch sind die prächtigen Splachna dem Norden eigen.

g. Gräser sind in der Schweiz mehr, mit Ausnahme der Niedgräser, deren Schweden über 60 Arten zählt. (Doch muß man nicht vergessen, daß dieses 10000 hält)

6) Fehler und Verbesserungen des Linné'schen Systems.

Die Willkür und Inconsequenz, die man wirklich im Linné'schen Systeme bei aller seiner Vortrefflichkeit findet, rührt hauptsächlich von seiner Behandlung der unvollständigen Blumen her, bei denen er z. B. auf die unvollkommenen Staubfäden und die abortirenden Fruchtknoten gar keine Rücksicht nahm. Hätte er dieses gethan, so würde er die wahre Zahl entdeckt und zugleich das wahre Mittel gefunden haben, die Klassen seines Systems auf die wahre, bestimmte Zahl der Geschlechtstheile richtiger zu gründen. Er nahm nur auf das Zufällige der vollkommenen Staubfäden Rücksicht und stand dadurch mit sich selbst im Widerspruch. So führte er eine Pflanze mit vier vollkommenen Staubfä-

den (*Verbena officinalis*) in der zweiten Klasse (Dyandria) auf, weil die andern Arten dieser Gattung größtentheils nur zwei vollkommene Staubfäden haben. Hätte er hier die beiden unvollkommenen Staubfäden mit in Betracht gezogen, so würde er diesen ersten Fehler nicht begangen haben, der seine Widersacher gegen ihn anbrachte und den angehenden Pflanzenforscher irre führt. Die zufälligen Unvollkommenheiten der Befruchtungswerkzeuge sind mehr oder weniger beständig, aber keineswegs dazu geeignet, ein System darauf zu gründen. Ein richtiges System gründet sich nur auf vollkommene Gegenstände, oder betrachtet sie doch wenigstens im Stande der Vollkommenheit. Wenn eine Blume unvollkommen ist, so muß man nicht dabei stehen bleiben, sie als solche zu betrachten, sondern man muß sich bemühen, ihren vollkommenen Zustand auszumitteln, und dieses ist nicht so schwer, als man glaubt. Zur Bestimmung der wahren Zahl sind die vorhandenen Rudimente der unvollkommenen Theile schon den Weg. Ueberdies findet sich aber noch ein Mittel, die wahre Zahl der Staubfäden bei unvollkommenen Blumen heraus zu bringen, welches auf ein allgemeines Gesetz beruht und sich auf das Zahlenverhältniß der Staubfäden zu den Kronblättern, oder den Einschnitten der einblättrigen Blumenkrone, in einfacher oder zuweilen in doppelter Zahl, gründet. Man nehme z. B. die Blumen der *Alsine media* L., welche 5, 5 — 7 Staubfäden haben. Welches ist hier die wahre Zahl? Die Blume dieser Pflanze hat fünf Kronblätter. Die Blumen mit fünf Kronblättern oder Krontheilen haben gewöhnlich auch fünf oder zehn Staubfäden. Haben sie deren ihrer Natur nach fünf; so stehen sie immer in wechselseitiger Ordnung mit den Kronblättern oder Kronabschnitten; müßtest sie aber eigentlich zehn haben, so sind die fünf übrigen den Kronblättern am Grunde eingefügt. Findet man eine Blume der *Alsine media* mit drei Staubfäden, wo nur einer derselben dem Blumenblatte angeheftet ist, die übrigen beiden aber mit den Blumenblättern wechselweise stehen, oder umgekehrt; so ist hier schon ein hinlänglicher Grund vorhanden, ohne Bedenken den Schluß zu machen, daß diese Blume deren eigentlich zehn haben müsse. In dem Falle, wo die drei oder fünf vorhandenen Staubfäden mit den Kronblättern wechselweise stehen, muß man die Analogie zu Rathe ziehen, und wenn die übrigen Pflanzen dieser Familie zehn Staubfäden haben, so kann man schon mit Recht vermuthen, daß die *Alsine media* auch eigentlich zehn Staubfäden haben müsse. Warum führte Linné die *Alsine media* wegen des zufälligen Mangels in der Zahl der Staubfäden als eine eigene Gattung auf, da er doch mit Recht einige Arten der Gattung *Cerastium*, die nur fünf Staubfäden haben, bei ihrer Gattung ließ? Zählt man der unvollkommenen, oder durch eine Verkümmelung fehlenden Staubfäden als solche, die wirklich vorhanden sind, und sucht man auf solche Weise die wahre Zahl herauszubringen, so werden selbst die Anfänger der Botanik einen sichern Wegweiser haben. Aus diesem Grunde und darauf gegründeten Grundlage fällt die drei und zwanzigste Klasse des Linné'schen Systems,

Polygamia, von selbst weg, die Pflanzen mit lippenförmigen Blumen kehren, ohne gewaltsam zu handeln, zu ihrer Familie zurück, und viele andere Gattungen nähern sich wieder ihren nächsten Verwandten. Bei der sechszehnten und siebenzehnten Klasse (*Monadelphia*, *Dyadelphia*) finden sich gleichfalls bedeutende Widersprüche. Die afrikanischen Arten der Gattung *Geranium* (*Pelargonium*) sind *Monadelphiten*, dagegen sind die europäischen Arten (*Geranium* und *Epodium*) keine *Monadelphiten*; andrerseits sind verschiedene *Monadelphiten* in andere Klassen versetzt, z. B. *Lythachia*. **Linne** brachte die Pflanzen mit Schmetterlingsblumen (*Papilionaceae*) zur sechzehnten Klasse (*Dyadelphia*), und dennoch sind sehr viele derselben wahre *Monadelphiten*. Wahrscheinlich wollte **Linne** eine der vollständigen natürlichen Familien ungenügend von einander trennen, aber ein künstliches System mit einem natürlichen verbanden ist ein Unding, indem beide offenbar mit einander im Widerspruche stehen. Das natürliche System sucht die Verwandten einander näher zu bringen, das künstliche reißt sie gewaltsam aus einander. Diese Widersprüche zeigen die Unhaltbarkeit dieser beiden Klassen und berechtigen zur Uebersetzung derselben. Die achtzehnte Klasse (*Polyadelphia*) verdient eben so wenig zu bleiben, sie dient nur dazu, die wenigen Gattungen, die sie enthält, ihren Familien zuzurechnen. (Die meisten Arten der Gattung *Hypericum* sind wahre *Polyandriten*, bei sehr vielen andern hängen die Staubfäden nur kaum am Grunde zusammen. Die ein- und zwanzigste und zwölft- und zwanzigste Klasse (*Monoeceia*, *Dioecia*) kamt in eine unter dem Namen *Heterothalamia* verbunden, und so dem von **Linne** aufgestellten Axiome: *Classes, quo magis naturales, eo caeteris paribus praestantiores*; entsprochen werden, indem auf diese Weise die Glieder einer Familie, die durch zwei Klassen von einander getrennt wurden, einander genähert und natürlicher vertheilt werden können. Nach eben diesem Grundsatz wurden auch die beiden Klassen *Didynamia* und *Tetradynamia* beibehalten, welche einzeln und allein nur zwei Familien enthalten, nämlich die Pflanzen mit lippenförmigen und mit Kreuz-Blumen; wenn gleich ihre übrigen Charaktere mit den Pflanzen der vierten und sechsten Klasse, wobin man sie mit wenigerem Glücke hat bringen wollen, übereinstimmen. Auf gleiche Weise verdient auch die zwanzigste Klasse (*Cyandria*) beibehalten zu werden, weil sie eine sehr ausgezeichnete Familie, die Orchideen enthält, die schon wegen der besondern Stellung ihrer Staubfäden merkwürdig ist. Die neunzehnte Klasse, welche besser *Solenandria* (*Antheres unguis*) statt der ganz widersinnigen Benennung *Scynogonia* heißt, ist eine der besten des ganzen Systems, aber die Ordnungen wurden von **Linne** zu künstlich, weniger natürlich festgesetzt. Er gründete sie größtentheils auf einen Mangel (die Abwesenheit des einen oder des andern Geschlechtstheiles, oder beider). Die Strahlen der Scheibenblumen sind sehr veränderlich und geben unzulässige Charaktere zur Bestimmung der Gattungen, wovon

Senecio und *Tussilago* Beweise geben. Bei der Gattung *Centaurea* finden sich Pflanzen, deren Blüthen am Umkreise unfruchtbar (mit keinem vollkommenen Geschlechtstheile versehen) erweiterte Blümchen, und dagegen andere, deren Blümchen des Umkreises sowohl, als der Scheibe, gleichförmig und mit vollkommenen Geschlechtstheilen begabt sind. Können diese mit Zug von einander getrennt und als besondere Gattungen aufgeführt werden, da in den übrigen Klassen die unfruchtbaren, mit keinem Geschlechtstheile versehenen Blüthen weder bei den besondern Theilungen, noch bei den Gattungen in Betracht gezogen sind? Die bisher gebräuchlichen Ordnungen dieser Klasse müssen daher umgeändert werden, um auf solche Weise die Arten bequemer zu ihren gehörigen Gattungen bringen zu können. Ungeachtet sich viel Gutes von diesen Veränderungen des **Linne'schen** Systems erwarten läßt; so sind sie bei weitem nicht genugthuend; sie können nur so lange benutzt werden, bis man eine bessere systematische Eintheilung des Pflanzenreichs aufgefunden haben wird. **Linne** führte wahrscheinlich sein System nicht nach den Grundsätzen durch, die er sich anfänglich selbst vorgeschrieben hatte. Einzelne Verbesserungen dieses Systems sind nicht hinderlich, es auf die wahren Grundsätze zurück zu führen, es muß eine gänzliche Umänderung desselben stattfinden, und das war Niemand besser im Stande, als **Linne** selbst, wenn er streng seinen Grundsätzen, ohne vorgesehene Meinungen, gefolgt wäre. Seine Bemerkungen sind durchgängig unbedeutsam, und wenn er in einzelnen Theilen fehlte, so hinterließ er uns doch vortheilhafte Bemerkungen, nach welchen man ihn verbessern kann. Entfernte man sich zu weit von ihm, so geschah es nur auf dem Wege; den er uns selbst vorgezeichnet hatte.

So handelte **Linne** bei den Staubfäden und dem Pistill ganz gegen seine Grundsätze.

7) Uebersicht der Pflanzen.

Man kennt jetzt 42000 Pflanzen: Gattungen (*Species*)*), darunter 6000 *Acotyledonen* und 36000 *Plumeros-gamen*; von letztern fand man 15000 in Europa, 15000 in Amerika unter dem Aequator, 4500 in Asien unter dem Aequator, 5000 in Afrika, 1840 in Arabien.

Das Verhältniß der Zahl der gefundenen Gattungen unter 0°, 45° und 70° der Breite ist das der Zahlen 2, 4 und 1. (*Humboldt*.)

8) Die giftigen *Daphne*: Arten.

Fast alle Arten dieser Gattung greifen den thierischen Körper an. 1. *Daphne Mezereum*. Gemeiner Seidelbast. Pfefferstrauch. Aus dem vom Herrn Apotheker Sollmann in Berlin angestellten und in Hapnens getreuer Darstellung der Gewächse

*) Und etwa 3400 Geschlechter (*Genera*).

(B. III.) bekannt gemachten Versuchen erhellet, daß der vorwaltende Grundtheil der Rinde dieses Strauchs in dem Harze sey; daß der scharfe Stoff fast an sich gebunden hält, zu suchen sey; daß der scharfe Stoff beim Siedegrade sich nicht verflüchtigt, daß er in Verbindung mit dem Harze eigentlich nur durch Schwefelleber oder Alkohol auszuziehen sey, obgleich Wasser beim Siedegrade auch ein Bedeutendes von ihm aufnimmt, und daß endlich kaltes Wasser das unschicklichste Auflösungs mittel gebe. Der innere Gebrauch dieser Rinde bleibt immer sehr unsicher und bedenklich; aber noch viel schärfer, als die Rinde, und daher auch ihr innerer Gebrauch viel unsicherer, sind die beerenartigen Steinfrüchte oder auch die Kerne. Der Name *Pfefferstrauch* hat vielleicht Unkundige veranlaßt, die Früchte dieses Gewächses zu sammeln und als Pfeffer zu gebrauchen, wo denn die traurigsten Folgen nicht ausbleiben. Die Verfälschung des Essigs durch diese Früchte ist daher, *gerichtlich und schändlich*. Da dieser Strauch in verschiedenen Gegenden wegen seiner schönen, wohlriechenden Blumen eine Frühlingzierde ist, und die Erfahrung lehret, daß die rothen Früchte sehr leicht von Kindern für rothe Johannisbeeren gepflückt werden, so sollte billig ein jeder Hausvater darauf bedacht seyn, die Früchte dieses Strauchs bei Zeiten und ehe sie reif werden sorgfältig wegzuschaffen, damit auf solche Weise alles Unglück verhütet werde. 2. *Daphne Laureola*, immergrüner Seidelbast. Die Rinde dieses Strauchs und dessen Früchte besitzen eine gleiche Schärfe, wie die vorhergehende Art. Erstere kann daher auf gleiche Weise angewendet werden. Die Früchte aber, die eine länglich eiförmige Ruß enthalten, können nicht zum Samen *Cuidii* gesammelt werden, weil man diesen nur als fast kugelförmig kennt. Auch die Blätter dieses Strauchs, so wie die der übrigen Arten dieser Gattung sind so scharf, daß sie schon in nicht sehr großen Dosen als Gift wirken. Ein Mann von zwei und sechzig Jahren nahm einen Strupel von dem Pulver dieser Blätter in Brühe ein. Kaum hatte er sie derschmeckt, so bekam er heftiges Erbrechen, sein Puls ward voll, gespannt, hart und nachlassend, der Leib verstopft, übrigens weich anzufühlen, und so starb er am neunten Tage.

9) Ammoniak = Gummiharz.

Stammt nach Sprengels neuern Untersuchungen von *Ferula Ferulago* ab.

10) *Cicuta virosa*. (Wasserschierling.)

Herr Apotheker Scheiffe erhielt aus 8 Pfund der frischen Wurzel nur $\frac{1}{2}$ Drachme ätherisches Del. 6 Tropfen desselben reichten hin, einen Händling in 30 Minuten zu tödten.

VII. 3.

Kurze, Gemische Notizen.

Farbenbereitungen.

(Fortf. v. Nr. 27. XXX.)

B. Grüne.

1) Mineralgrün.

Man läßt Kupferspäne durch verdünnte Salzsäure völlig zerfressen und läßt sie dann aus.

2) Braunschweiger Grün.

Wird eben so mit aufgeküstem Salmiak behandelt. In dem ausgetrockneten Grün setzt man noch $\frac{1}{10}$ Weinsteinrahm.

3) Wahres Braunschweiger Grün.

Kupfervitriol wird durch Farngeist niedergeschlagen, ausgefüßt, alsdann mit etwas wässrigem Salzgeist oder Weinsteinrahm durchgemengt.

4) Englisch Mineralgrün.

Gleiche Theile Kupfer = Vitriol und Kochsalz werden kochend heiß mit einander vermischt.

5) Neues Metallgrün.

Man läßt Kupferbleche durch Salmiaklauge zerfressen.

6) Hellgrün mit Stärke.

Der Absud von Wau und Kreuzbeeren mit Blauholzbrühe vermischt und mit Kupfervitriol und Alaun versetzt u. s. w.

7) Dunkelgrün mit Stärke.

Der Absud von Gelbholz und Kreuzbeeren, mit etwas Absud von Blauholz und Fernambuk gemischt, alsdann mit Kupfervitriol und Alaun versetzt u. s. w.

8) Olivengrün mit Stärke.

Der Absud von 5 Gelbholz, 1 Kreuzbeeren und $\frac{1}{10}$ Blauholz wird mit $\frac{1}{10}$ Eisenvitriol versetzt u. s. w.

9) Grün für Tapeten.

Absud von Gelbholz und Kreuzbeeren mit 5 Kupfervitriol, 8 Alaun, 1 Salmiak, 1 Grünspan versetzt, auf Kreide gegossen.

10) Englisch Neugrün.

Absud von Wau und Kreuzbeeren mit 15 Alaun, 5 Kupfervitriol, $\frac{1}{3}$ Salmiak, mit Blauholz = Absud vermischt und auf weiße Thonerde gegossen.

11) Grüner Lack.

Absud von Wau und Kreuzbeeren, mit Kupfervitriol, auf schwefelsaures Blei gegossen; alsdann nach Bläuer Berliner = Blau oder blauer Carmin zugesetzt.

C. Rothe.

1) Englisch Neu-Rosa.

Zu der heißen Farbenbrühe von Cochenille und Alaun
setzt man Stärke, und nach gehöriger Verbindung setzt man
Zinn-Auflösung hinzu.

2) Rosa aus Fernambuk.

Dem Absud setzt man Alaun, hernach Zinn-Auflösung
und zuletzt Stärkebrei hinzu.

3) Englisch Rosa mit Stärke.

Fernambukabsud, mit 12 Pfund Alaun, $\frac{1}{2}$ Blei-
zucker und $\frac{1}{2}$ Zinnauflösung versetzt, m. St. u. f. w. Zum
Carmosin wird 1 Maß Blauholz = Absud, zu Lilla 2
— 5 Maß desselben erforderlich; und setzt man alsdann noch
2 — 4 Pfund Kupfervitriol hinzu, erhält man Carmosin-
Violet.

4) Englisch Mineral-Carminroth.

Cochenille = Absud wird auf schwefelsaures Blei gegossen.

5) Englisch Mineral-Rosa.

Ein schwächerer Cochenille = Absud, mit Wisnuth-
weiß versetzt.

6) Carmosin- oder Violet-Lack.

Cochenille = Absud mit schwefelsaurem Blei vermischt und
alsdann blauer Carmin zugefetzt.

D. Gelbe.

1) Gelb mit Stärke.

Bau = Absud mit Kupfervitriol und Alaun, versetzt mit
Stärkebrei.

2) Sehr sattes Gelb mit Stärke.

Absud von Bau und Kreuzbeeren, mit Kupfervitriol,
Alaun und $\frac{1}{2}$ Grünspan versetzt und sodann mit Stärke
vermischt.

3) Englisch Paille mit Stärke.

Eisenbrühe (rostiges Eisen mit gutem Bier- oder Wein-
Essig oder Holzsäure wird nach einem Alter von 2 Jahren,
wo sie wie klarer, rother Wein aussieht, am besten) mit
etwas Eisenvitriol versetzt, gießt man auf Stärke.

4) Englische Nanquin-Farbe.

Sehr verdünnte Eisenbrühe mit Stärke.

5) Mineral-Modegelb.

In Wan und Kreuzbeeren = Absud löst man Alaun auf
und gießt die Flüssigkeit auf Kreide.

6) Schüttgelb.

In Kreuzbeeren = Absud wird Alaun aufgelöst und als-
dann auf Kreide gegossen; eine mehr satte Farbe erhält man
durch Zusatz von etwas Kupfervitriol.

7) Dunkel-Rostgelb.

Eisenbrühe und Kreide.

8) Paille.

Verdünnte Eisenbrühe mit Kreide.

9) Dunkelgelber Eisensack.

Eisenbrühe und weiße Thonerde.

10) Paille-Eisensack.

Eisenbrühe, worin Kupfervitriol aufgelöst ist, mit Alaun-
erde und Kreide, oder Thonerde, weißer Magnesia und Wis-
nuthweiß.

Eschgrau.

Eschgrau mit Stärke.

Absud von 25 Blauholz, 1 Fernambuk mit $\frac{1}{2}$ Alaun
und $\frac{1}{2}$ Weinstein versetzt, alsdann $\frac{1}{2}$ Eisenvitriol, $\frac{1}{2}$
Galläpfel hinzugehan u. f. w.

F. Violet.

Violet mit Stärke.

Fernambuk = Absud, mit $\frac{1}{2}$ Blauholz = Absud vermischt
und mit 9 Alaun, 2 Salmiel, und zuletzt 2 Kupfervitriol
versetzt u. f. w.

G. Schwarz.

1) Echte schwarzes Mineral-schwarz.

Absud von Blauholz und $\frac{1}{2}$ Galläpfel versetzt man
mit $\frac{1}{2}$ Kupfer und eben so viel Eisen-Vitriol und gießt
sie unter stetem Rühren auf geschlemmte Kreide. Nach vier
Stunden gießt man noch etwas saipetresäures Eisen hinzu.
Nimmt man statt Kreide weißen Thon oder auch Alaunerde, so
erhält man Lack-schwarz.

2) Englischer schwarzer Lack.

Blauholz = Absud, mit etwas Galläpfel = Absud versetzt,
wird auf geschlemmten Eisenoxyd gegossen, welcher durch öf-
teres Anfeuchten mit Bieressig entstanden ist; alsdann gießt man
noch 10 Maß Eisenbrühe hinzu.

* * *

IV. Entdeckung des Arseniks.

Die Anwendung des Kaliumwassers als Reagens auf
Arsenik findet nur bei solchen Flüssigkeiten Statt, von welchen
durch Versuche dargethan ist, daß sie kein Kochsalz enthalten,
oder die, bei Gegenwart dieses Salzes, vorher durch zweck-

mäßiges Verfahren von Schwefelsäure und Kalkerde (als stete Begleiter desselben) überhaupt von solchen Körpern, die mit der Kalkerde im Wasser schwere oder unauf löbliche Verbindungen einzugehen im Stande sind, befreiet wurden.

Die Prüfung eines schon ausgekochten Schinkenstücks lehrte, daß das Schwefel-Wasserstoffgas (weniger als dieses die Weinprobe) zur Zeit das empfindlichste, keinen Modificationen durch andere Körper so leicht als die beiden andern Reagentien unterliegende Prüfungsmittel auf Arsenik ist.

Dennoch fällt der durch dieselben aus (Serum und thierischen Leim enthaltenden) Flüssigkeiten gefällte, geschwefelte Arsenik in Verbindung mit diesen thierischen Theilen nieder.

Sie muß daher stets einer Sublimation unterworfen werden, ehe das Versüchtigen auf einem Kupferbleche und die Natur des dabei aufsteigenden Rauches zweckmäßig beobachtet werden kann.

Durch die Weinprobe wird salpetersaurer Baryt nicht, wohl aber salzsaurer zerfällt; daher ersterer bei Arsenik-Prüfungen den Vorzug verdient.

Kupfer-Ammonium erfordert, wie die Erfahrung bei Pökelbrühe im angeführten Fall lehrte, wegen seiner Wirkung größte Vorsicht in der Anwendung. (Das Nähere sehe man im 6. Jahrgange von Kopp's Jahrbuch der Staatsarzneikunde.)

V. Säuren im Urin.

Proust und Bauquelin entdeckten im Urin verschiedener Kranken, die am Nervenfieber litten, eine rosenrothe Säure eigener Art, mehr vegetabilischer Natur. Außerdem findet sich auch wohl Essig- und Phosphor-Säure im Urin. (Siehe oben I. Berzelius Anatopsen.)

VI. Citronen-Surrogate.

Die Berberisbeere hat keine Citronen- sondern nur Äpfel-Säure. Die Rossbeere (*Vaccin. oxycoccos*) enthält außer der Äpfel- auch Citronen-Säure. Ihr Saft mit Wasser vermischt gibt den Russen ein erfrischendes Getränk. Das Gewächs ist aber bei uns selten. Die Preiselbeeren (*Vaccinium vitis idoa*) enthalten auch etwas Citronensäure. Aber andre Beimischungen geben ihnen einen Nebengeschmack. Auch sind sie nicht so gar gemein. Eigentlich kennen wir noch gar keine Frucht, welche die Citronensäure in so großem und reinem Maße enthielte, wie die Citronen; wir besitzen aber Früchte, die sich ihnen nähern: Die Stachel-Heidel- Erd-Wein- Johannis-Beeren und Kirschchen enthalten nach Scheele und Johns Untersuchungen Citronensäure, und ihr Saft verbindet mit andern Vorzügen einen so lieblichen, eigenthümlichen Geschmack, daß sich diese Früch-

te, besonders die rothen Johannisbeeren, in der That in vielen Fällen als Citronen-Surrogat anwenden lassen dürften. Bekanntlich wird die so wohlfeile Weinsteinensäure häufig zum Punsch statt Citronensaft gebraucht. Fügt man ihr einige Tropfen frischen Citronenöls hinzu; so wird man schwerlich die Citronen vermissen.

VII. Wirkungen der Färberröthe auf Thierknochen.

Gibson ist der Meinung, daß die Färbung der Knochen von Säugethieren und Vögeln nach dem Genuß der Färberröthe von einer unmittelbaren Absorption dieses Farbstoffs aus dem Blut an die Knochen bewirkt werde und keineswegs von der den Knochen aus dem Blute von neuem zugeführten und hier schon mit dem Krapp-Pigment verbundenen Knochenerde herrühre; wie solches bisher fast allgemein von den Chemikern und Physiologen angenommen worden ist, und worin diese einen der vorzüglichsten Beweise für eine ununterbrechende Statt findende unmerkliche Erneuerung der Knochen-substanz haben finden wollen. Schon die außerordentlich kurze Zeit, in welcher die Knochen dieser Thiere nach dem Genuß der Färberröthe davon gefärbt werden, oder sich auch wiederum entfärben, sobald ihrem Futter von dieser Wurzel nichts mehr beigemischt wird, streitet gegen die bisherige Erklärungsart, zumal, wenn man bedenkt, was für ein langer Zeitraum auch unter den günstigsten Umständen erfordert werde, um einen verloren gegangenen Knochen wieder zu ersetzen. Dieselbe wird aber vollends dadurch widerlegt, daß die Eierschalen von Hühnern, welche man mit Krapp fütterte, kaum merkbar gefärbt werden, während doch ihre Knochen sich sehr stark färben. Auch findet Gibson für seine Meinung die Erfahrung entscheidend, daß phosphorsaurer Kalk, welcher mit Krapp gefärbt worden ist, durch Maceriren mit frischem Blutwasser binnen einer halben Stunde entfärbt wird, und das Blutwasser dem phosphorsauren Kalk das Pigment vollständig entzieht und sich damit färbt; dagegen der auf diese Weise gefärbte phosphorsaure Kalk durch anhaltendes Kochen mit Wasser seines Farbestoffes nicht im mindesten beraubt werden kann. (Memoirs of the lit and phil. Society of Manchester II. Vol. 1. 1813)

Druckfehler.

Beil. Nr. 12. XXX. S. 80 Sp. 2 Z. 23 v. o. steht Klaffenwesen statt Rassenwesen.
 Nr. 11 XXX. S. 81 Sp. 2 Z. 9 v. o. steht aber statt oben.
 Nr. 20 XXX. S. 154 Sp. 1 Z. 5 v. u. steht schallendes steht schielendes.

Auserlesene

Handbibliothek für Freunde der Cultur.

(Zu Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser,
herausgegeben von Christian Carl André.)

Nr. 1. zum 30sten Bande.

(Gedruckt im Oktober 1821.)

Neuere Literatur der Pädagogik.

H. Lehr-, Unterrichts-, Hülfes- und Handbücher für die Jugend.

F. Unterricht in der Mathematik. (Fortsetzung von Nr. 6. XXIX.)

15. Pöhlmann Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Schülern über Stereometrische Wahrheiten. Mit 4 Kupf. Erlangen 1815. 1 Rthl.

Auch unter dem Titel:

Die ersten Anfangsgründe der Geometrie, als Stoff zu Denks- und Sprachübungen benutzt; zum Gebrauch für ungerübte Lehrer in Bürgerschulen und den untern Klassen der Gymnasien. Drittes und letztes Bändchen, enthaltend die Stereometrie. (Die richtige Methode des Verfassers wird mit Hülfe seines stereometrischen Apparats, der 5 Rthl. sächs. kostet, sehr viel beizutragen, den Unterricht in der Stereometrie um vieles faßlicher und gründlicher zu machen und ihn überhaupt sehr zu erleichtern. Einige wesentliche Verbesserungen lehrt Nr. 166 der Jen. Allg. Lit. Zeit. 1815.)

G. Unterricht in der Gesundheitslehre und Kenntniß des menschlichen Körpers.

1. Berl's Physiologie und Diätetik für Kinder, oder Abendunterhaltungen über die Gesundheitspflege und innere Einrichtung des menschlichen Körpers. 1. Theil. Mit 11. Kupf. Berlin 1810. 1 Rthl. 6 gr. (Etwas Weitläufigkeit abgerechnet, sehr zweckmäßig, besonders sehr deutlich und verständlich.)

2. Petri Leitfaden zur Kenntniß und Erhaltung des Menschenkörpers. Für mittlern Unterricht. Pirna 1819. 8 gr. (Ein vorzüglicher Leitfaden zu diesem wichtigen Unterricht)

3. Bogels diätetisches Lesebuch für Jünglinge. Gotha 1808. 9 ggr. (So wichtig im Zweck, als im Ganzen trefflich in der Ausführung.)

Handbibliothek Nr. 1. XXX.

4. Deutschlands wirthschaftliche Nahrungsmittel, nebst dem Kennzeichen der Reinheit und Prüfung der bei ihnen möglichen Verwechslungen und Verfälschungen von J. W. Bergmänn's Handbuch für Stadt- und Landschulen und jeden Patriot. 1. Abth. enthält die Surrogate für Getreide, Brod, Gemüse, Salat und Gewürze. Breslau 1811. 1 Rthl. 8 gr. (Auch noch Störve (von inländischen Gewürzen) Schreger (Handbuch zur Selbstprüfung der Speisen und Getränke nach ihrer Güte und Reinheit) und Knoblauch (Preischrift über die Erkenntniß, Vergleichen und Abhelfung der Verfälschungen sämtlicher Nahrungsmittel) ein nützlicher und willkommenes Unterricht.)

H. Unterricht in der Technologie.

1. Wolfram Technologie oder Gewerbkunde für Bürger und Landschulen. Nebst einer practischen Anleitung zum Gebrauch dieser Schrift beim Unterricht der Jugend. Gotha 1813. 10 gr. Ueberaus zweckmäßig.)

2. Detloff technologischer Kinder- und Jugendfreund, oder kurze und deutliche Beschreibung der Künste und Handwerke. 5. Auflage. Erlangen 1815. 4 gr. (Für den ersten Bedarf brauchbar. Es erschien eine andere Auflage, bereichert mit lehrreichen Erzählungen. Erlangen 1815. Mit 72 Kupfern. Mit illustrierten zu 1 Rthl. 8 gr., mit schwarzen 12 gr. und für Schulen ungebunden 8 gr.)

3. Blasche technologischer Jugendfreund, oder unterhaltende Wanderungen in die Werkstätten der Künstler und Handwerker, zur nöthigen Kenntniß derselben. 5 Abt. Mit Kupf. Frankfurt. Jeder Theil 1 Rthl. 18 gr. (Reich an gründlicher, technologischer Belehrung.)

I. Bücher zum Lesen, Lernen und Ueben, zur Unterhaltung und Belehrung.

(Fortf. v. Nr. 3. 1819.)

1. Der schweizerische Robinson, oder der

Wissfrüchtige Schwelzerprediger und seine Familie. Ein lehrreiches Buch für Kinder und Kinderfreunde zu Stadt und Land. Herausgegeben von W. v. B. 2 Bändchen. Zürich 1812. 13. 2 Nthl. 22 gr. (Es ist mit Vergnügen gelesen und mit Nutzen gebraucht worden, besonders um naturhistorische und technologische Kenntnisse der Jugend auf eine angenehme Weise beizubringen.)

2. **Claudius, das Abendstündchen oder kleine Erzählungen zur Bildung des Herzens für gute Kinder, die es schon sind oder noch werden wollen.** Mit 3 colorirten (mittelmäßigen) Kupfern. Leipzig 1813. 1 Nthl. 12 gr. (Von lehrreichem, mannigfaltigem Inhalt.)

3. **Clas Franz von Pflenzfeld oder der Familienbund.** Ein Buch für deutsche Söhne und Töchter, zur Bedeug ihres Sinnes für stille Häuslichkeit und deutsche Redlichkeit und Treue. Mit 3 Kupf. Leipzig. 1 Nthl. 8 gr. (Eine anziehend anschaulich gemachte, bürgertlich idyllische Idee eines Bundes einiger gebildeten Familien, die sich aus den Strümen der Welt in eine kleine Stadt zurückziehen, um dort nach gewissen genau und weise bestimmten Einrichtungen dem Genuße der Natur, der Erziehung ihrer Kinder und den Freuden eines feinen und edlen geselligen Umgangs zu leben.)

4. **a. Fesse kleine Denksprüche für die unteren Klassen der Bürger- und Landschulen und für den Privatunterricht gesammelt.** Leipzig 1810. 8 gr. (Krautbaret, mit Geschmack und Einsicht ausgewählter Lehrstoff.)

b. **Dessen Bilderquolibet in alphabetischer Ordnung; 150 Gegenstände auf 24 bunten Kupfern zusammengefaßt.** Ein kleines elementarisches Lesebuch für gute Kinder. Leipzig 1815. 1 Nthl. 12 gr. (Gut gekochne und illuminierte Kupfer. Die Erzählungsweise leicht und gefällig; die Erklärung der Bilder lehrreich und anziehend.)

5. **Wayer die Lehre von den Künsten und Handwerken.** Für die Jugend in Bürger- und Landschulen bearbeitet. Salzburg 1821. 12 gr. (Für Landschulen besonders zweckmäßig.)

6. **Erzählungen aus der Thierwelt.** 2te Lieferang. Weimar 1813. (Man sehe Nr. 69. Handbibl. Nr. 3. 1819.)

7. **Schulbucium oder Klassen- und Tasgebuch auf das Jahr 1814.** Für Schüler in gelehrtern Schulen. Berlin. 4. (Musterhaft eingerichtet und daher empfehlungswerth.)

8. **a. Clas kleines Sittenbüchlein für die zarte Jugend.** Leipzig 1809. (Necht passend für Kinder von 7 — 9 Jahren.)

b. **Clas die guten Kinder, eine Familiengeschichte für Kinder, die gut sind oder gut werden wollen.** Frankfurt 1813. 14 gr. (Für Kinder von 6 bis 8 Jahren recht belehrend.)

9. **Thieme, Gutmann, der sächsische Kinderfreund, ein Lesebuch für Bürger- und Landschulen.** 4 Theile. Leipzig 1804.

Die letztern beiden Theile auch unter dem Titel:

Die Gutmannsche Schule. 2 Theile. 1. Nthl. (Zapfligkeit, Deutlichkeit des Vortrages, logische Anordnung der einzelnen Theile und Richtigkeit der Begriffe charakterisiren auch diese Thiemische Schrift, deren zwei letzte Theile ausführen, was die erstern und die Erste Nahrung *) vorbereiteten. Im dritten Theil findet man alles, was die Natur für die Welt that; der vierte enthält dasjenige, was Willkühr und Freiheit der Menschen aus den Naturerzeugnissen machen: Technologie, Clarichtung des Menschenlebens durch bürgerliche und Staatsverhältnisse, Grundlinien der Moral und Religion. Sie liefern einen vollständigen Commentar der ersten beiden. — Alles sehr vortreflich.)

10. **Ernim Kindermüßigkeiten.** Heidelberg. Mit Kupf. 1 Nthl. (Ein angenehmes und nütliches Geschenck für die Jugend in Händen der Erwachsenen.)

11. **Reumann neues, vom Leichten zum Schweren fortschreitendes Kinderbuch zur ersten Übung im Lesen und Denken, nach dem Elementarunterricht ohne das Wortet. K. B. C. und sinnlose T, b, ab mit Hilfe einer Lesemaschine, Wandfibel und Wandtafel.** Nach den besten Schriften dieser Art in einem zweckmäßigen Anzuge bearbeitet. 2. Theile. Halle 1813. (Nach dem Verfasser befolgt die Lekturmethode und hat seinen zu Denk- und Sprachübungen reichen Lehrstoff mit Fleiß, Emsicht und Kenntniß hiev bearbeitet.)

12. **a. Kleine Fibel oder Handbüchlein für Kinder, welche lesen und aussprechen lernen wollen.** Stuttgart 1814.

b. **Große Fibel oder Handbuch für Lehrer und Väter, w. l. u. a. l. w. Obndaf.** (Vorzüglich solchen Lehren zu empfehlen, denen Nr. 34) noch nicht instructiv genug wäre, und die sich, ohne alle mündliche Unterweisung, lernend und lehrend, mit der neuen Methode bekannt machen wollen. Sie dürfen dem Verfasser nur Schritt für Schritt folgen.)

13. **Lang neue Bilderгаллекie für junge Söhne und Töchter zur angenehmen und nützlichen Selbstbeschäftigung aus dem Gebiete der Natur, der Kunst, der Sitten und des gemeinen Lebens, mit ausgewählten Kupfern.** 15 Bände mit vielen Kupf.

*) Man sehe Belehrung und Unterhaltung III. 1809. S. 379.

Der fünfte Band auch unter dem Titel:

Neuer Bilder-Schau-Platz merkwürdiger Gegenstände. 1ter Band mit 22 ausgewähl. Kupf. Berlin 1812. (3 Nthl. 13 gr.) (Unterhaltung und Belehrung genug, die Kupfer besser als gewöhnlich.)

14. Erstes Elementarbüchlein zur leichten und gründlichen Erlernung des Lesens. 2 Lieferungen, 1813. 6 gr. (Von eigentümlicher, zweckmäßiger Einrichtung nach sehr durchdachtem Plane.)

15. a. Schles. Denkf. Ein lehrreiches Lesebuch für Volksschulen. Gießen 1812. und zweite verbesserte Auflage 1814. 12 gr.

b. Schles. Kinderfreund. Ein lehrreiches Lesebuch für Landschulen. Nach Friedr. Ebnthal, von Kochow. Gießen 1813. 6 gr. (Der würdige Verfasser, schon rühmlichst bekannt durch seinen Gregorius Schlagsart, seine Sittentehren in Bildnissen, durch Lorenz Richards Unterhaltungen mit seiner Schuljugend, durch die Briefmäcker für das gemeine Leben, durch die gemeinnützige Naturgeschichte, durch den Volksfreund und die stehenden Volksblätter, endlich durch das kleine Lesebuch (Man sehe Nr. 68. Handb. d. K. 3 1819.) als gewandter und beklender Schriftsteller fürs Volk und für die Jugend, beweiset auch in diesen beiden Schulchriften eine genaue Bekanntschaft mit den Bedürfnissen und der Sittenart der städtischen und ländlichen Jugend, eine seltene Popularität, einen schönen Reichthum von Kenntnissen und einen richtigen Geschmack in der Auswahl der Lesestücke.)

16. Kunoths erstes elementarisches Lesebuch für Kinder, zum Lesenlernen nach der Stephanischen Lautirrhode. Reist 2 Blättern elementarischer Vorschriften und 10 Lautirrtafeln in Folio. Leipzig 1813. 18 gr. (Ein beobachteter Stufengang vom Leichtern zum Schwieren zeichnet Lesebuch und Lautirrtafeln aus. Einige Berücksichtigungen geben Ergänzbl. 3. N. G. Lit. Zeit. Nr. 90. 1814.)

17. a. Bog Fibel oder stufenweise Fortschreibung bei dem Unterrichte im Buchstaben und Lesen, nach den anzustellenden Übungen an der beweglichen Wandfibel. Breslau 1813.

b. Bog Anweisung zum Gebrauch der beweglichen Wandfibel und der dazu gehörigen Tafeln, nebst einer Beschreibung und Abbildung derselben. Ebendaf. 1813. Beide 16 gr. (Die Platosche Lesemaschine ist zu theuer; die Stephanische Wandfibel einfach, gut geordnet, wohlfeil; wird aber in Absicht der elementarischen Anfänge und Abkürzungen noch von der einfachen und wohlfeilen Bogfibel übertraffen.)

18. ABC-Buch; oder Unterricht und Übung im Lesen der deutschen Sprache. Für Schulen und zum Privatgebrauch. Regensburg 1812.

6 gr. (Ein nach wohlbedachtem Plan verfaßter Lesunterricht mit Vorzeichnung einer zweckmäßigen Methode für Lehrer.)

19. Saab Lehr- und Lesebuch für die männliche Jugend, besonders auf dem Lande zum Gebrauch der Sonntagschulen. Weidmann 1811. (Sehr nützlich.)

20. Pöfflers Lesebuch für Städte und Landschulen. Gotha 1815. 6 gr. und bei einer Werthe von 25 Exemplaren 4 gr. (Uebersicht zweckmäßig für Kinder von 4 — 6 Jahren und von vorzüglichem Werthe, und nicht nur Lese-, sondern auch vollständiges Lehrbuch des Wissenswürdigsten, was für jenes Alter gehört.)

21. a. Böhrs Lesebuch für Schul- und Hausunterricht. Leipzig 1815. 20 gr.

Auch unter dem Titel:

Der erste Lehrmeister. Ein Inbegriff des Nützlichsten und Gemeinnützigsten für den ersten Unterricht von mehreren Verfassern. 12ter Theil. (Ein Lesebuch im engeren Sinn des Wortes für niedere und höhere Schulen und den Hausunterricht, so mannigfaltig als gemeinnützig, mit einer beherzigenswerthen Vorrede.)

b. Böhrs Fabelbuch für Kindheit und Jugend. Leipzig 1816. 16 gr. (Neu und lehrreich.)

22. Berrenners neuer, deutscher Kinderfreund, ein Lesebuch für Volksschulen. 2te durchaus verbesserte Auflage. Halle 1815. 6 gr. (Sieh ehemals der Westphäl. Kinderfreund; enthält viel Gutes und dem Zweck Angemessenes, hat aber Vieles mit Wilmsens Kinderfreund gemein.)

23. Reumanns neue, vom Leichten zum Schwieren geordnete Wandfibel. Halle. 9 gr. und bei dem Verfasser 4 1/2 gr. (Ein treffliches Erlernungsmittel des ersten Lesenunterrichts. Diese Wandtafeln zeichnen sich vor den Stephanischen; Bogfibel u. d. durch allgemeine Wohlfeilheit, gutes Papier und scharfen Druck aus. Man vergleiche Ergänz. Bl. der P. A. N. G. Lit. Zeit. Nr. 84. 1815.)

24. a. Dolz Anknüpflehre für die Jugend. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig 1815. (Man sehe oben.)

b. Dolz Lehrbuch der notwendigen und nützlichen Kenntnisse; besonders für eine nach weiterer Bildung strebende Jugend. Leipzig 1815. 1 Nthl. 4 gr. (Eine treffliche Encyclopädie gemeinnütziger Kenntnisse.)

25. Meine Reisen durch einen Theil der Preussischen Staaten, d. d. m. G. Salzen, Schlesien, Mähren, Böhmen, Sachsen und Mecklenburg. Für die Jugend beschrieben von K.

Sohn, 1tes Bändchen. Leipzig 1812. 14 gr. (Interessant und lehrreich.)

26. Gustavs und Malwinas Bilderbuch 1e. Ein belehrendes Buch für Kinder, welche anfangen zu lesen. Mit 13 Kupfertafeln. Berlin 1815. 1 Rthl. 6 gr. (Mannichfaltig genug bei anschaulicher, faßlicher Belehrung.)

27. Die Menagerie des jungen Naturforschers. Ein Weihnachts- und Geburtstagsgeschenk für fleißige Kinder. Mit 15 ausgewählten Kupfertafeln. Weismar. 2 gr. (Benutzte Tafeln des Bertuch'schen Bilderbuchs mit 95 fremden und einheimischen Thieren.)

28. Gold neue Bibel für Kinder oder ABC- und Lesebuch für Bürgers- und Land(?) Schulen. Mit 18 schwarzen oder colorirten Kupfern auf 6 Tafeln. Leipzig 1812. 12 gr. (Auswahl und Anordnung der Gegenstände gut; die Erzählungsweise leicht und gefällig; der Druck deutlich und correct.)

29. Die glücklichen Familien in Friedebelm. Ein unterhaltendes und lehrreiches Lesebuch für Knaben und Mädchen von 10—14 Jahren. Von Wilmsen. Mit 8 ausgewählten Kupfern. Berlin (1815.) 1 Rthl. 18 gr. (Angenehm, lehrreich und besonders interessant durch Einwebung der neuern Ereignisse.)

30. Neue Bibel oder erstes ABC- und Lesebuch für Kinder. 2te ganz umgearbeitete Auflage. Mit Kupf. Berlin 1815. (Vorzüglich, besonders auch wegen der fein illuminierten Kupfer.)

31. Stephani Leselehrkunst. Ausführliche Beschreibung seiner einfachen Lesemethode. Erlangen 1814. (Die Stephanische Lautmethode gehört zu den bessern Leselehrarten. Sehr gut ist sie hier entwickelt.)

32. Hoppenstadt Lieder für Volksschulen. 4te stark vermehrte und verbesserte Auflage. Hannover 1814. 12 gr. (Als nützlich und zweckmäßig anerkannt.)

33. Otto Anstands-Tabelle, enthaltend die nothwendigsten Regeln eines anständigen Betragens zur leichtern und schnelleren Uebersicht, aus Dolz's Anstandslehre zusammengetragen und zum Gebrauche der Jugend entworfen. Leipzig 1816. Fol. 1 gr. (Kann mit Nutzen beim Unterrichte der Jugend gebraucht werden.)

34. Sittengemälde aus dem gemeinen Leben zum belehrenden Unterrichte für Kinder. Von dem Verfasser des Zumal und Eina. 4tes Bändchen. Gotha 1816. 14 gr.

Auch unter dem Titel:

Loffius moralische Erzählungen für die Jugend. 1ter Band. (Angenehm unterhaltend.)

35. Wilhelms und Eina's Tagesbeschäftigungen und Erholungen. Ein Bilder- und Lesebüchlein. Mit 18 colorirten Bildern. Wien 1816. 1 Rthl. (Eine angemessene Lectüre für Kinder, welche anfangen nachzudenken, die gefallen wird.)

36. Die Okereyer. Eine Erzählung zum Dankschenke für Kinder. Vom Verfasser des Genovesa. Landshut 1816. 3 gr. (Ein angenehmes Geschenk.)

37. Schwab's Bilderbuch in unterhaltenen Erzählungen für Knaben und Mädchen von 6—9 Jahren. Mit 8 gemalten Kupfern. Weiden 1812. 15 gr. (Kurz und passend für den Zweck.)

38. Der Kalender, oder faßliche Erklärung der in demselben vorkommenden merkwürdigsten Begebenheiten am Himmel, der verschiedenen Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft in Hinsicht auf Zeitrechnung und der kirchlichen Verordnungen der Sonns- und Festtage ic. Zunächst der reisern, teutschen Schuljugend gewidmet von Kloys Maler. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Salzburg 1815. 10 gr. (Entspricht ganz dem Titel.)

39. Gottwerth, der fromme Jugendfreund, oder Anleitung zur Verehrung Gottes in Unterhaltungen über die Natur und das Menschenleben. Ein Buch für Bürger- und Landschulen. Altona 1815. 6 gr.

Auch unter dem Titel:

Timotheus, dem gebildeten Landmann vorzüglich gewidmet. 3tes und letztes Bändchen. (Ein wahrhaft zweckmäßiges Erbauungsbuch.)

40. a. Reichenbach A, B, C, Buchstabe- und Lesebuch für Bürgers- und Landschulen, auch beim Hausunterricht zu gebrauchen. 2te verbesserte Auflage. Görlitz 1816.

b. Desselben kurze Beschreibung der bisherigen Lesemethoden, besonders der Lautmethode. Nebst einer kurzen Anweisung zum rechten Gebrauche seines ABC-Buchs. Beide 5 gr. (Gehören zu den brauchbarsten Elementarbüchern.)

41. Glas neue Jugendbibliothek; oder belehrende und angenehme Unterhaltungen für die Jugend beiderlei Geschlechts zur Bildung und Veredlung ihres Geistes und Herzens. 6 Bändchen. Wien 1817. 20 fl. W. W. (Entspricht ganz dem Titel und zeichnet sich durch die vorherrschende, stilllich-religiöse Tendenz aus.)

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Beilage Nr. 2 zum 30sten Band.

(Gedruckt im Oktober 1821.)

B a t e r i a n d s L u n d e .

I. 21.

I.

Notizen über das Graf Wielzell'sche Steinkohlenwerk in Pohnisch-Bostrau, Teschner Kreises, Antheil I. Schlesiens.

Dieses Werk liegt an der Straße zwischen Troppa und Teschen, gerade in der Mitte beider Städte. Es wurde am 28. Oktober 1784 von einem gewissen Herrn von Kitzler errichtet und einige Jahre von demselben jedoch mit Einbuße gebaut. Da er bald darauf starb, und Schulden auf diesem damals noch sehr unbedeutenden Bergbaue hinterließ, so übernahm der Grundherr, auf Aufforderung der Hofstelle im Müns- und Bergwesen diesen ganzen Grubenbau mit allen darauf haftenden Lasten sammt dem Kitzler'schen, der später zu einem Hauptwerk gebracht wurde, und nicht nur igt der erste unter allen Steinkohlenwerken Mährens und Schlesiens ist, sondern auch mit vollem Rechte einer der bedeutendsten unserer Monarchie genannt werden kann.

Dieses Hauptwerk hat bereits 7 Steinkohlenflöße, anzudeuten, wovon aber nur 2 zu Tag ausbeissen. Die Bestände theils der Gebirgsdecke bis auf das erste Kohlfloß wechselt erstlich mit 4 bis 5 Fuß mächtigen Letten-, Lehms-, Sand- und Thonlagen auch gemeiner 2, 3 Zoll dicker Eisenerde (Ocker? D. S.) ab, worunter dann der Thonschiefer (Schieferthon? D. S.) die eigentliche Decke und das Dach der Kohlenflöße gelagert ist.

Der Thonschiefer ist an manchen Orten und besonders am Rücken oder Gipfel des Gebirges bis 10 Klafter mächtig über das Kohlfloß gelagert.

Gleich unter der Dammerbe sind alle diese Lagerungen schwebend, und haben eine gleiche Verflüchungs- und Streichungslinie mit den darunter gelagerten Kohlenflößen. Das Verflüchen ist 24 Grad im Süden einfallend und die Streichungslinie nach Osten.

Am Rücken des Gebirges nach der senkrechten Einiedringt das 1ste Kohlfloß 10 Zoll mächtig in der 14ten, das zweite 18 Zoll mächtig in der 21ten, das dritte, 5 bis 6 Fuß mächtig in der 28ten, das vierte 18 Zoll mächtig in der 33ten, das fünfte 14 Zoll mächtig in der 37ten, das sechste 12 Zoll mächtig in der 40ten, und das siebente 26 bis 30 Zoll mächtig in der 47ten Klafter selger Zeuse ein.

Aus diesen 7 Kohlenflößen ist das 3te oder Hauptfloß am weitesten, und zwar 1100 Klafter seinem Streichen nach in Beil. 2. Hess. Nr. 2. XXX.

Osten und ins Kreuz nach Norden bei 200 Klafter des Flößes Flächen nach ins Feld verfolgt. Zur Ausbehnung dieses Baues, und weil hiesige Steinkohlenflöße vielen Verrückungen oder Verwerfungen sowohl ins Hangende als ins Liegende unterworfen sind, mußte nebst den 3 Hauptflößen noch nachhaltiger Streckenbau betrieben werden, welcher theils zur wohlfeilern und bequemern Förderniß und andertheils zur Beschaffung frischen Wetterzugs dienen mußte.

Die übrigen schwächern Steinkohlenflöße sind dormal erst bis 200 Klafter in der Länge geöffnet, obgleich wegen ihrer schwebenden Lagerung die Steinkohlen hier theurer und weit mühsamer erzeugt werden müssen, als wenn sie seliger oder senkrechtes oder wenigstens domniges Verflüchen hätten. Dennoch bleibt dormal keines dieser schwächern Flöße ungebaut.

Die Kohlenherzeugung geschieht aus dem tiefen Josephi Erzstollen, aus dem Franzisci, Theresia- und Kronprinzstollen, dann aus der 19. Klafter tiefen Thabdt's-Papel- und aus der 30 Klafter tiefen seliger Erzstoll'schaft mittelst Piegspelmachine, wo allein bei legtern in Zeit 6 Stunden 50 Tonnen oder 500 Viertel troppauer Maß, oder 375 Wiener Centner ausgetrieben werden. Die Gewinnungskosten werden durchaus nach dem Klaftergehinge alle Monate bezahlt, nur bloß allein die 3 Grubenzimmerlinge, welche alle Stollen, Strecken und Schächte in standhaftem Bau zu erhalten, haben, werden in Schichtenlohn bezahlt.

Das arbeitende Bergpersönale, welches im Winter auch schon bis auf 100 Mann angewachsen ist, besteht lediglich aus herrschaftlichen Unterthanen, als Gärtlern, Häuslern, Intendanten, Urlaubern und ausgedienten Soldaten, worunter Viele so weit schon qualifiziert sind, daß sie den wichtigsten Bergarbeiten vorstehen können.

Das jährliche Quantum der Steinkohlenherzeugung von diesem Hauptwerke beschränkt sich lediglich nach dem Absage. In den Banknotenszeiten als überhaupt die ausländischen inländische Produkte weit wohlfeiler fürs Papiergeld sich beschaffen konnten, wurden auch hiesige Steinkohlen sehr stark in das benachbarte Preuß. Schlesien verführt. So wurden im Jahre 1810 183,363 Viertel oder 137,522 Wiener Centner erzeugt und allein in diesem Jahre 120,126 Centner abgesetzt, wovon beinahe ein Drittel ins Ausland verführt worden. Der inländische Absatz dehnt sich bis an die gallische und hungarische Gränze aus, und in Mähren bis nach Olmütz, Kremsier und auch schon nach Proßnitz. Gegenwärtig kömmt der Absatz auch wieder beinahe auf 100,000 Centner.

...ein anstehet sich über so und die Leiden und das
 ...ein keine Dertler, sondern alle ruhige Wüthschiffer.
 ...wäre endlich doch einmal Zeit, daß die uestern Gro-
 ...graffen und die Wüthschiffer umschüttet zu Werke
 ...gingen, und sich nicht so große Irthümer zu Schulden kom-
 ...men lassen wollten, die doch nun schon alle vermieden werden
 ...können, wenn mit Aufmerksamkeit vorgegangen würde. Wel-
 ...che Irthümer haben Sie nicht schon in Ihrem Oesperus
 ...ausgedrückt und verächtigt, und doch sey ich trübe! daß man
 ...Ihre Zeitschrift nicht so behandelt, als sie denigt werden sollte.
 ...Leicht würde es mit fallen, Ihnen noch mehrere Zer-
 ...stümer dieser Art zu bezeichnen; allein das ist wirklich eine
 ...unangenehme Arbeit, die ich mich auch gar nicht unterziehen
 ...würde, wenn ich nicht Sie aufmerksam machen wollte, damit
 ...Sie nicht bei Ihrer Arbeit durch bleibende Ausschüssen irre
 ...geführt werden, da Sie doch nicht darauf als Augenzeuge
 ...aufstellen können, sondern auch der Arbeiten vieler Anderer sich
 ...bedienen genöthigt sind; und wenn ich nicht endlich wünsche
 ...Te, daß der Kropfauer Kreis ohne Ränget und Irthüm-
 ...mer beherrscht werden möchte, was von Ihnen gewiß zu ver-
 ...warten seyn wird.

Noch will ich mir eine kleine Bemerkung erlauben, daß
 ...in der Darstellung des Kropfauer Kreises, wo so viele
 ...Orte unter beide Oberherrschafteu getheilt sind, be-
 ...sonders die Orte auf den Landkarten mit einem besondern Zei-
 ...chen bemerkt, über die Gränzlinie durch das bemerkte Orts-
 ...zeichen geführt werden sollte. So theilen sich z. B. Ders-
 ...tunzendorf, Pilgersdorf, und mehrere Andere in
 ...Oesterreich und Preußen in die Landeshoheit.

Kroppau, am 10. Mai 1821. *)

Lebensweisheit.

Die Glücksleiter.

Als die Menschen anfangen sich zu mehren auf Erden,
 ...und das Glück leimte und grünte, wie im ersten Frühling
 ...die junge Saat; da erbaute der Allmächtige eine Leiter, mit
 ...unzähligen Sprossen, und sprach also zu ihnen:

*) Wie danke ich meinem hochverehrten Freunde und gründli-
 ...chen Kenner seines Vaterlandes für diese abermalige
 ...Belehrung! Möchte doch sein Beispiel recht viele Nach-
 ...folger und meine oft geäußerte Bitte fernere Erhörung
 ...bei recht Vielen finden, daß doch Jeder, nach der genaue-
 ...ren Kenntniß seiner Gegend, deren Beschreibung und die
 ...Berichtigungen der in Schriften und Karten darüber
 ...verbreiteten Irthümer einsehen wollte!

...das Glück, das sich allen das stille und ruhige Glück
 ...des Daseyns, unabhängig von Glanz und Ueberrausch, nicht ge-
 ...nügen wird; sondern das viele unter euch ihr Glück und ihre
 ...Zufriedenheit in dem Besitze vorzüglicher Eigenschaften und
 ...hinabwinkender Größe nur suchen werden. So erbaue ich
 ...denen, für die Thoren, unter euch, diese Leiter des irdischen
 ...Glückes, damit sie auf dieselbe hinaufklettern einen vergänglich-
 ...chen Himmel in dem über die Erde hinausgehenden Reiches-
 ...wölke auffuchen und dann davon theilhaftig werden, die-
 ...der herunter kitzeln und weg werden, daß man durch
 ...durch ihr Schicksal weiser machen mögen!

Und es erhob sich diese Leiter und reichte von der Erde
 ...hinauf bis in die Wolken. Aber die Zahl der Thoren unter
 ...den Menschen war so groß, daß sie, sobald die Leiter nur ver-
 ...setztig war, zu Hunderten und zu Tausenden, in hellen Haufen
 ...sen, zu ihr sich hindrängten, und jeder wollte zuerst dieselbe
 ...bestiegen, um zu dem glänzenden Nebelgewölke, welches man
 ...sehen konnte, zu gelangen. So entstand denn unter
 ...diesen so eifrig Suchenden ein Lärm und ein Störel, bald
 ...unter Einzelnen, bald unter großen Haufen, und sie zerflur-
 ...gen sich die Köpfe, daß sie bluteten, und kitzelten sich einander
 ...kopflings von der Leiter herunter, daß sie die Hälse jämme-
 ...lich brachen.

Da erhob sich ein Mann, weiser als alle übrige, und
 ...auf gestiegen gegen seine Brüder, und sprach also:

Es ist nicht gut, meine Kinder, daß diese Leiter ein
 ...hulvolles Geschenk des Allmächtigen, hier ich stüßet, dem
 ...Regen und Sonnenschein ausgesetzt, bald vermodern und zer-
 ...berken wird, vielmehr ist sie es werth, daß wir einen Tempel
 ...um sie her erbauen, so daß sie von unten, bis zur Spitze
 ...hinauf, im Trocknen sich befindet und ein Festhalten dieses
 ...Bestandes bleibe für und für!

Und man besetzte den Rath dieses Weisen mit Werk-
 ...euten einen großen Tempel, dessen Höhe in der That die Höhe
 ...war, die Leiter aber lief durch alle Abtheilungen, bis dahin
 ...in die Spitze des Gebäudes, und endete in der Höhe des
 ...großen Kuppel des Tempels, die wie die Wolke aus dem
 ...Himmel hervorsprang!

Sobald das Werk vollendet war, sprach der Weise zu
 ...Alle achteten und liebten, als er alles Volk um sich versamm-
 ...elt hatte, zu dem bei weitem größten Haufen derselben, und
 ...sagte, meine Kinder, indem er auf das Erdgeschos des Tempels
 ...mit dem Finger zeigte — dies ist euer Besitz, und die Glücks-
 ...leiter, bis an die Decke des Erdgeschosses gehet euch an.
 ...Bis dahin möget ihr Euch gerne erheben, aber waget es nicht,
 ...das zweite Geschos ohne Erlaubniß zu betreten; denn dieses
 ...ist für Andere bestimmt. Hierauf vertieß er das Erdgeschos
 ...und stieg in das zweite, höher liegende Gemach, und da über-
 ...gen des Volkes, denen er gewinkt hatte, folgten ihm dahin
 ...hin.

*) Wie danke ich meinem hochverehrten Freunde und gründli-
 ...chen Kenner seines Vaterlandes für diese abermalige
 ...Belehrung! Möchte doch sein Beispiel recht viele Nach-
 ...folger und meine oft geäußerte Bitte fernere Erhörung
 ...bei recht Vielen finden, daß doch Jeder, nach der genaue-
 ...ren Kenntniß seiner Gegend, deren Beschreibung und die
 ...Berichtigungen der in Schriften und Karten darüber
 ...verbreiteten Irthümer einsehen wollte!

wie jene, welche unter euch wohnen, eure Glücksleiter für euch; aber so wenig jene, welche unter euch wohnen, es wagen dürfen, ohne Erlaubniß euren Bezirk zu betreten, dürfet auch ihr, ohne mein Wissen, jenes Geschloß, welches über euch sich ausbreitet, betreten."

Nun winkte er den Wenigen, welche zunächst um ihn standen, ihm zu folgen: Und er stieg mit ihnen in ein noch höher liegendes Gemach des Tempels.

"Hier, sprach er, habt auch ihr euren Bezirk; aber wagt es nicht höher zu steigen, denn dort über euch schlage ich meine Wohnung auf, die ich für mich behalten will. Ich muß höher wohnen als ihr alle, damit ich für die Ordnung und Ruhe im Tempel gehörige Sorge tragen kann."

Und es durfte keiner, ohne Erlaubniß des Weisen und Mächtigen, es wagen, seine angewiesene Gränzen zu überschreiten und höher zu steigen, als es ihm erlaubt war: Aber als das Volk in den über einander liegenden Geschossen sich mehrte, und die Alten längst entschlafen waren, da gab es viele in den untern Geschossen, die da murrten, und gar droheten, die Grundfeste des Tempels zu zerstören, damit der ganze Bau niederstürzen, und die ganze Leiter Allen wieder zum Besteigen frey gegeben seyn möchte.

Und der Mächtige, der dort oben wohnte, als es ihm zu Ohren kam, daß es viele Unzufriedene in den untern Geschossen des Tempels gebe, erhob sich von seinem Sitze, und stieg herab zu dem Volke.

"Die Einrichtung, sprach er, welche ich vor vielen Jahren traf, indem ich um die Leiter des Glücks einen Tempel erbaute, verdanken wir einzig der Ordnung und Ruhe, deren wir bisher genossen, weil die wild und kühn sich erhebenden Leidenschaften des menschlichen Herzens dadurch beschränkt und geregelt wurden."

"Aber eben euer Murren, und eure Unzufriedenheit offenbart es deutlich, daß ihr — indem ihr nur nach vergänglichem Glücke ringet — lange noch nicht reif seyd, zum Genusse einer höheren Freyheit, und daß ihr euch, wie damals, als ich diesen Tempel noch nicht erbauet hatte, nur die Hälfte drehen, und einer den andern von der Leiter stürzen würdet. Begreht also nicht, daß ich den Tempel abreißen soll, und daß die Leiter des Glücks wieder frey und frank da stehe! Denn das Ende von einem solchen Zustande der Unruhe würde doch unausbleiblich seyn: daß abermals ein Mächtiger unter euch sich erhöhe, und einen neuen Tempel erbaute, und Einrichtungen anstellen dürfte, die doch weit drückender für euch seyn könnten, als diejenigen welche ich gemacht habe. Ihr sollt euch an Ordnung gewöhnen; es sollen eure Wünsche und Begierden, auf das vergängliche Glück des Lebens gerichtet, durch die von mir getroffene Einrichtung

mehr in Schranken gehalten werden; endlich aber ist für euch allesamt, nur ein und dasselbe höchstmögliche Maß des Genusses bestimmt und derjenige, der in dem untersten Geschosse, auf der Leiter des Glücks, sich einige Stufen über seine Brüder erhebt, fühlet eben so viel Glück wie der, welcher im dritten Geschosse des Tempels sich um einige Stufen über seine Brüder erhebet. Man kann nicht mehr als sich freuen, und die Gewohnheit ebnet alles aus und gleichet alles aus, daß die höher Wohnenden nicht glücklicher sich fühlten, als die welche im Erdgeschosse des Tempels hausen. Der Besitz einer goldenen, mit Edelsteinen besetzten Uhr erweckt in dem Herzen eines Knaben, im Obergeschosse des Tempels, keine größere Freude, als eine Uhr von Messing, die ich einem eurer Söhne schenkte, und ein kleines seidenes Tuch beglückt das ärmere Mädchen so sehr, als ein reicheres ein kostbarer Schawl, der mehr als hundert Thaler kostet. Glaubt es mir, daß diese Einrichtung, welche ich getroffen habe, der einzig mögliche Weg ist, nach und nach, zum Genusse eines höheren Glücks vorzubereiten."

"Aber Vater, es muß doch einmal dieser immer fortbauende Zustand der Vorbereitung ein Ende haben; es muß billig nachgerade doch die Zeit kommen, wo nach dem Maße des Verdienstes und der Würdigkeit, auch Glück und Lohn ausgetheilt wird. Es müßte derjenige, der eines solchen Lebens werth ist, in ein höheres Geschloß, durch sein Verdienst, sich erheben können!"

"Ich meine also ist es auch!"

"Rein Vater, das Geld ist es, was hier und dort Manchem den Eingang in die höheren Gemächer verschafft, und nicht Verdienst und Würdigkeit!"

"Aber Kinder, so lange noch jener glänzende Tand, welchen man Geld nennt, so allgemein und über alles geschätzt wird, von den Menschen; so lange man ohne Hülfe des Geldes, vielleicht Weisheit, aber keine, weit höher von den Menschen geachtete, Gelahrtheit sich verschaffen kann, wird es denn wohl also bleiben. Uebrigens wisset Ihr, daß ich auch so manchen verdienstvollen, ausgezeichneten Mann zu mir näher hinzog, und aus den niedrigeren Geschossen in höhere versetzte! Erinnert euch an Eirschel, Flom, Höger u. a. Endlich aber muß ich euch sagen, welches ihr übersehen zu haben scheint, erhebt sich aus jeglichem Herzen eine Leiter, nicht nur bis zu den Wolken und bis zu den Sternen, sondern über die Sterne hinaus, und diese ist die Leiter des inneren Glückes, die zur höchsten Zufriedenheit einen jeden führet. Was hindert euch diese zu besteigen und euch zu erheben weit über allen Erdenklang?"

"Wir begreifen es Vater, sprach die Menge des Volkes, daß wir Thoren waren! Ferne sey es von uns, ohne deinen Willen in Zukunft eine andere Einrichtung mit diesem Tempel zu treffen." Eduard Stern.

A u s w ä r t i g e G e o g r a p h i e u n d S t a t i s t i k .

III. 19.

Bewunderungswürdige Ueberbleibsel des alten Theben in Egypten.

Mit ganz eigenen Empfindungen betritt der Reisende die Ebene, auf welcher einst Theben sich erhob, und wo die gigantischen Ruinen der Hauptstadt eines Volkes liegen, das, je weiter sich die ersten Spuren seiner Kultur ins früheste Alterthum verlieren, um so mehr den unbefangenen Forscher interessiert. Wo sind, fragt man sich, die hundert Thore, welche zu Theben führten? Wo steht die Statue des Dsymandyas, der größte Koloss unter allen, welche Egypten aufweisen konnte? Wo liegt der Palast der Könige und das Todtenreich in der Wüste? wo erhebt sich die Statue des Memnon, zu welcher man schon im Alterthum pilgerte, um ihn zu hören, wenn er beim ersten Strahl der Morgenröthe ertönte? Diese und noch mehrere Fragen müssen sich uns aufdringen, wenn wir die festen dauerhaften, kolossalen Massen einer Architektur betrachten, die nur durch einen nie zu erschöpfenden Fleiß entstehen konnte, die durch ihre Zusammensetzung Jahrtausende sich erhielt, und jeden Angriff der Elemente bestand. Wenn in der Architektur der Griechen und Römer der Geschmack und die Ausführung in einem kurzen Zeitraume sich veränderten, und wie es auch im goldenen Zeitalter der Künste in Italien geschah, von dem Geiste des Baumeisters abhingen; so sehen wir dagegen in den ägyptischen Monumenten eine Festigkeit und starre Anhänglichkeit an gewisse einmal angenommene Grundzüge, und, wenn man ja einige Abweichungen wahrnimmt, so sind diese gewiß im Laufe mehrerer Jahrhunderte entstanden und dennoch mit dem einmal fest gegründeten System im Einklang. Diese Abweichungen von dem herrschenden System bestehen aber nur in der größern oder geringern Anzahl der Ornamente, in dem größern oder geringern Schmuck der Säulen und Kapitälern, und in andern Veränderungen, welche jedoch die architektonischen Linien nicht unterbrechen, die unwandelbar angenommenen Regeln nicht überschreiten, und stets das Gepräge des Einfachen, des Crassen, und einer, nur für gigantische Gegenstände empfänglichen Phantasie an sich tragen.

Das Theb, in dem das alte Theben stand, dehnt sich zu beiden Seiten des Nils in der Breite von ungefähr 3 Stadien aus. Im Norden wird es geschlossen, da die beiden Bergketten sich bis an den Nil drängen; im Süden hingegen bleibt

es an der Westseite offen. Der Boden ist, wie im ganzen Niltal, ein Geschenk des Flusses. Seit dem Anfang unserer Zeitrechnung muß er sich 15 bis 20 Fuß erhöht haben. Nach den in demselben vermalen befindlichen Dörfern werden die noch vorhandenen Monumente des alten Theben benannt. Sie heißen an der Westseite: Medinat Abu und Kurah; an der Ostseite: Euzov, Karnak und Medinet Amuth. Die Denkmäler an der Westseite sind fast alle in der Nähe der Sybischen Bergkette, so daß noch zwischen ihnen und dem Fluß ein freier Raum von fast einer Elle bleibt. Die an der Ostseite liegen theils unmittelbar an dem Strom, theils in geringer Entfernung davon, mit großem Raum zwischen ihnen und der arabischen Bergkette.

1. Gebäude und Kennbahn von Medinat Abu.

Die Monumente von Medinat Abu liegen, so wie auch die übrigen, auf einer durch Kunst gemachten Erhöhung, von etwa 820 Toisen im Umfange; die zum Theil aus Feldstein, zum Theil aus Backstein gebaut ist. Die Ueberschwemmungen des Nils machten dergleichen nöthig. Das erste was in die Augen fällt, wenn man vom Fluß herkommt, sind die Propyläen oder Pylone des Tempels von Medinat Abu. Diese Propyläen scheinen später gebaut zu seyn, als der Tempel. Auch sind sie nicht vollendet. Es sind zwey Pylone, zwischen denen ein Hof sich findet, von einer Gallerie umgeben. Man hatte Gelegenheit bei diesen Pylonen zu bemerken, daß sie bereits von Stücken älterer Gebäude erbaut seyn. Man entdeckt darin einige Blöcke von rothem Granit mit eingegrabenen Hieroglyphen, welche zu uralten Gebäuden gehört haben, und von neuem wieder verbraucht worden sind. Aus dem zweiten Pylon tritt man in einen Hof, dessen Ringmauer noch ganz steht; und die sichtbar wieder später erbaut ist als der Pylon, indem die Reliefs an dertelben dadurch verdeckt werden. Der Tempel von Medinat Abu ist einer der kleinern. Die reichen Skulpturen daran sind alle religiöser Art. In N. W. von dem Tempel findet man ein viereckiges Bassin, das zu den Waschungen diente und in einiger Entfernung zwey Kolossen aus Granit, umgekrönt und zertrümmert. Sie scheinen jeder 36 Fuß gehalten zu haben. — In S. W. vor den Propyläen ist ein Gebäude, das der Pavillon von Medinat Abu genannt wird. Es ist sehr merkwürdig, da es kein Tempel, sondern ohne Zweifel zur Wohnung bestimmt war. Der Eingang wird durch zwey Thürme gebildet; wahr-

scheinlich die Ueberreste eines Pylons, die allegorische Staturen enthalten. Das Gebäude hat zwei Geschwerke, deren jedes einen Saal enthielt; von demer jedoch der untere fast ganz vernichtet ist. Der obere hat sich erhalten. — Das Hauptgebäude aber ist der Pallast von Medinat-Abu; der etwa 255 Fuß von dem Pavillon absteht. Ein Pylon 11 Toisen hoch und 32 Toisen lang bildet den Eingang; er ist aber bis auf einen Drittheil seiner Höhe von Trümmern bedeckt. Er führt in einen großen Hof, der theils durch Pfeiler, theils durch Pilaster eingeschlossen ist, an denen kolossale Götterbilder als Caryatiden stehen; jedoch ohne zu tragen. Es sind Bilder des Osiris. Das Thor in einem zweiten Pylon führt wieder in einen nicht weniger prächtigen Hof; in dessen Mitte ein späteres Gebäude aufgeführt gewesen ist. Es ist wahrscheinlich, daß die Araber die Caryatiden von den Egyptern entlehnt haben; Aber als Träger bräuchten sie die Egypter nicht. Die Bildwerke in diesem Hofe sind zum Theil sehr interessant; indem sie eine Einweihung, wahrscheinlich des Königs, in die Mysterien darzustellen scheinen. Höchst wahrscheinlich waren an den verfallenen Stellen auch kriegerische Scenen dargestellt; eine derselben, die den Schluß gemacht zu haben scheint, ist übrig; die Vorführung von Gefangenen vor den König. Die Egypter, die sie führen, und die Gefangenen sind durch die Tracht auf das genaueste von einander zu unterscheiden. Der König steht auf seinem Kriegswagen; die Rosse prächtig geschmückt; vor ihm liegt ein Haufen abgehauener Hände und anderer Glieder. Die Farben auf diesen Basreliefs (denn alle sind bemalt) haben sich auf das glänzendste erhalten. Unter den übrigen Resten des Pallastes ist die nördliche Gallerie noch besonders durch die Bildwerke merkwürdig. Eine Reihe Scenen, welche die Triumphzüge des Königs darstellten, sind darin enthalten. Diese Bildwerke sind an dem Innern des Pallastes. Aber diejenigen, welche sich auf den äußern Mauern derselben befinden, sind nicht weniger merkwürdig; es sind kriegerische Scenen, Schlachten, Siege der Egypter, Niederlagen der Feinde. Sie haben die auf fallendste Ähnlichkeit mit den Homerischen. Die Haupthelden, besonders die Könige auf ihren Streitwagen; entscheiden die Schlachten. Hinter ihnen Reihen von anrückendem und fliehendem Fußvolk. Der verschiedene Rang wird durch die Größe bezeichnet. Aber die merkwürdigste Vorstellung ist eine Seeschlacht. Sie wird an den Küsten gekämpft, wo die Feinde hatten vergeblich landen wollen. Die Schiffe der Egypter und der Feinde sind dadurch unterschieden, daß die der Egypter an dem Vordertheil einen Löwentopf oder Widderkopf führen. Die Schlacht dauert noch, ist aber schon offenbar zum Vortheil der Egypter entschieden; die Schiffe der Feinde werden versenkt oder genommen. Die Bewaffnung der Egypter ist gerade so wie Xenophon in der Cyropädie sie schildert. An dem Ufer steht der regierende König, umgeben von Gefolgten, und mit seinem Geschosse Werberben unter die Feinde verbreitend; eine so prächtige Gestalt, daß die Verfasser des großen französischen Prachtwerkes über Egypten ihn mit dem Apoll von Belvedere vergleichen. Zur Seite auch hier Züge von Gefangenen mit gebundenen Händen. Die Verfasser vergleichen dieses Alles mit den Nachrichten beim Dioskor und ziehen daraus den Schluß, daß dieser Pallast der von

Dioskor beschriebene Pallast des Sesostris ist; dessen Thoren hier vorgestellt seyn. — Ein kleiner Tempel am Fuße der künstlichen Erhöhung wird dadurch merkwürdig, weil die Statuten in demselben halb und halb vollendet aber auch unangefangen und erst gezeichnet sind. Im Süden der beschriebenen Gebäude ist die große Kennbahn; sie scheint nach ihrer Länge und Umfang vielmehr oder wenigstens zugleich ein Uebungs- und Musterungsplatz für ein Heer gewesen zu seyn. Ihr Areal beträgt das Siebenfache des Marsfeldes von Paris. Ihre Länge betrug 25 Stadien oder 1500 Toisen; die Breite 10 Stadien oder 500 Toisen. Sie hat einst eine prächtige Einfassung gehabt, welche an der Ostseite doppelt gewesen seyn muß, indem sie dort eine doppelte Reihe von Säulen bildet; an der Westseite ist sie nur hier und da kenntlich. Hier scheint der größte Eingang, eine weite Oeffnung gewesen zu seyn. Außerdem erkennt man aber eine Anzahl alter Thore, die sich gegen 50 belaufen haben mögen. Diese Kennbahn lag wahrscheinlich schon vor der alten Stadt. Vor derselben sind auch die Ueberreste eines kleinen Tempels und eines prächtigen Thors.

a. Beschreibung der Kolossen in der Ebene von Theben und der sie umgebenden Ruinen.

Der Theil der Ebene zwischen den Monumenten von Medinat-Abu und der Pallast von Dismandyas, meist von einem Akazien-Walde eingenommen, enthält eine Anzahl Kolosse (man zählt noch jetzt ihrer 17 und leicht mögen ihrer weit mehrere gewesen seyn), die hier zerstreut theils aufgerichtet, theils ganz, theils umgestürzt stehen. Unter ihnen zuerst zwei, jetzt Tamä und Chäma genannt, von denen der erste, nach den an seinen Beinen befindlichen Inschriften, der durch den Ton, den er bei Aufgang der Sonne zuweilen hören läßt, schon im Alterthum so berühmte Koloss des Memnon war. Wahrscheinlich hat hier ein unermessliches Gebäude gestanden, zu dem alle jene Kolosse gehörten; das eigentliche Memnonium von Setakosogenannt; ein Name, den man mit Unrecht gewöhnlich auf den Pallast des Dismandyas, auch wohl auf den von Medinat-Abu übertragen hat.

Beide Kolosse sind Monolithen d. h. aus einem ganzen Blöcke von Sandstein, Breccia verfertigt, der aus einer Masse von agathähnlichen Kieseln besteht, die wieder in eine andere sehr harte Masse eingeknetet zu seyn scheinen. Natürlicherweise hatte der Bildhauer bei der Bearbeitung einer solchen Steinart noch größere Schwierigkeiten als bei dem Granit zu überwinden. Das Gesicht des Kolosses gegen Süden ist ganz vernichtet; man sieht nur noch Ohren und einen Theil des Kopfpußes, und es ist zu vermuthen, daß ihn die Wirkung des Feuers so beschädigt hat. Der Koloss gegen Norden scheint absichtlich mit Gewalt in der Mitte zerstört worden zu seyn. Man hat ihn vom Kopf bis wo die Arme sich anschließen, mit Sandsteinblöcken wieder hergestellt. Die an diesem Kolossen befindlichen Hieroglyphen sind mit einer so bewunderungswürdigen Feinheit ausgeführt, daß man sogar an den Bügeln die Federn angedeutet findet. Beide Kolosse sitzen, und haben von der Fußsohle bis zum Wirbel eine Höhe von 43 Fuß; wenn man aber den Piedestal mitrechnet, so beträgt ihre Höhe 60

3. Beschreibung des Pallastes und Grabmals des Dymandias.

Fuß. Nach einer sehr genauen Berechnung hat jeder Koloss ein Gewicht von sechzig Millionen 611,985 Pfund. Und diese marmornen Massen sind von den Egyptern nicht allein so leicht transportirt worden, wie wir etwa eine 5 Fuß hohe Statue versetzen würden, sondern auch mit der staunungswürdigsten Feinheit ausgearbeitet. Der Koloss gegen Norden hat dieselbe Stellung und dieselben Ornamente, doch weichen die Hieroglyphen etwas von den andern ab, an seinen Beinen liest man die vielen von Poclcke, Norden und andern Reisenden bekannt gemachten Inschriften in griechischer und lateinischer Sprache, welche bezeugen, daß ihre Urheber den Ton der Statue des Memnon vernommen haben wollen. Die Entstellung eines so heiligen Kunstwerkes fing erst unter der römischen Herrschaft in Egypten an. Nach der Ansicht dieser Kolosse und noch anderer Bruchstücke, vorzüglich nach dem prächtigen Kopf und Grabmal des Dymandias (auf der 32. Tafel des französischen Prachtwerks abgebildet) kann man sich erst einen vollkommenen Begriff von der Skulptur der Egyptianer machen, von welcher man bis jetzt nur nach kleinen in Kabinetten zerstreute Amuletten und Idenen gerathet, und irrige Vorstellungen verbreitet hat. Ein anderes Kunstwerk, das von Seiten der Zeichnung viel Aufmerksamkeit verdient, ist ein Monolith von Granit mit sechs umgebenden, sehr erhaben ausgearbeiteten Figuren, welche sich die Hände reichen (Pl. 31. Vol. III.); anderer kolossalen Basreliefs zu gesehweigen. — Wenn bei den Griechen die Skulptur nur als Ornament angewandt wurde, wenn in ihren Arbeiten die Blumen der Kunst, Schönheit, Reiz und Anmuth innig verwoben sind; so erscheint sie dagegen bei den Egyptianern immer groß, ernst, und monumental; einen imposanten Eindruck zu bewirken, war das höchste Wornach sie strebte. Was kann erhabener gedacht werden, als der Anblick dieser majestätischen Kolosse am Eingange gigantischer Gebäude: sie haben nicht die gefälligen Grazien und die wallenden Linien der Griechen; aber ihre tiefe Ruhe, das Gewicht ihrer Masse, die streng beobachtete Proportion, und selbst das Finstere in ihren Zügen bringt sie mit der Riesengröße der Architektur in vollkommene Harmonie.

3. Beschreibung des Pallastes und Grabmals des Dymandias.

Prächtige Ruinen, etwa 325 Toisen N. W. von den großen Kolossen entfernt, eines weißläufigen Pallastes, der zugleich ein Grabmal enthielt. Viel steht von der vordern Hälfte, die hintere ist meist zerfällt. Der große Pylon, der den Eingang bildet, ist mit Skulpturen verzieret, die Schlachten und Siegsauszüge darstellen. In dem Säulenhofe, zu dem er führt, steht einer der größten schönsten Kolosse aus rosenfarbenem Granit von Syene, wo man noch den Steinbruch sieht, aus dem er gehauen ward, über zwei Millionen Pfund an Gewicht, der 45 Eueser weit her transportirt wurde. Die Wände des großen Säulenhofes, dem zu Medinat = Abu ähnlich, stellen gleichfalls kriegerische Scenen dar. Eine Schlacht zu beiden Seiten eines Stroms; so wie der Angriff einer Götabelle. Es ist besonders hier, wo man die Form und die Schönheit der ägyptischen Kriegswagen beurtheilen kann. Auch

in der großen Säulenhalle, oder Saal, sieht man ähnliche Scenen an den Mauern dargestellt. Aber auch dardem wiederum Oxyris und Hieroglyphen, Inschriften. Einen staunungswürdigen Anblick gewähren die zwei Obelissen am Eingange des Grabes des Dymandias, 75 Fuß hoch und aus einem einzigen Granitblock gehauen.

4. Beschreibung des westlichen Tempels ober des Tempels der Isis.

Dieser kleine Tempel steht etwa 300 Toisen S. W. von dem vorigen. Er ist ganz mit Kalkstein von hoher Vollendung und den schönsten Farben bedeckt. Unter den Vorstellungen ist besonders ein Lobengedicht merkwürdig; ganz so, wie man es oft auf den Mumien sieht. Es findet sich in dem innern Heiligthum, das also wahrscheinlich zum Begräbnis bestimmt war.

5. Beschreibung der Ruinen in Karna von dem Grabe des Dymandias.

Etwa 120 Toisen von diesem Gebäude sieht man eine Reihe Trümmerhaufen, die man bei genauer Untersuchung halb für die Ueberreste einer Gallerie oder Allee von Sphinxen erkannte, welche zu großen Gebäuden führte, wozu noch einige Ueberbleibsel vorhanden sind. Eine Mauer hatte 70 Toisen in der Länge, und 6 1/2 Toisen in der Breite. Die Sphinxen standen, in derselben nur 6 bis 7 Fuß von einander; es müssen über 200 Sphinxen gewesen seyn; jeder 12 Fuß in der Länge. Wie, außerordentlich auch schon dieses den Lesern scheinen mag, werden wir doch unten bei Karnak noch größere Anlagen dieser Art kennen lernen.

6. Beschreibung der Ruinen von Karnak.

Sie sind die nördlichsten an der Westseite des Nil; und liegen gleichfalls auf einer Erhöhung fast am Fuße der Lybischen Bergkette. Der Nil ist 550 Toisen von ihnen entfernt. Sie können an Größe und Pracht kaum etwas mit den übrigen verglichen werden; aber sie haben doch auch ihre Merkwürdigkeiten. Die Anlage dieses Gebäudes kann nicht einfach gedacht werden. Man sieht hier keine Sphinxen, Obelisse, Pylone; auch die ganze innere Einrichtung ist verschieden von denen, wie man sie in den andern großen Gebäuden findet. Es war gewiß so wenig ein Tempel, als es mit jenen Reichthümern von Medinat = Abu und Karnak verglichen werden kann. Aber es war eben so wenig ein Wohnhaus eines Privatmanns; dazu ist es doch viel zu groß und zu reich. Mag es also der Palast eines Großen, oder vielleicht ein Lustschloß gewesen seyn; immer ist es wichtig auch ein Gebäude dieser Art zu sehn. Das Hauptthor führt in einen mit Säulen umgebenen Vorhof. In der Mauer, die dem großen Eingange gegenüber ist, sind 5 Thore von ungleicher Größe, durch die man in zwei große Säle und mehrere Gemächer tritt. Das Ganze ober zerfällt in drei verschiedene Parthien, die als unabhängig von einander angesehen werden können.

7. Ruinen von Luxor.

Sie befinden sich an der Ostseite des Nils in der Richtung von Süden nach Norden. Landet man hier, so steigt man sich in einem Walde von Säulen, die 18 bis 30 Fuß im Umkreise haben; zur rechten große Vestibule, zur linken Obeliskien aus rothem Granit. Die imposante Masse der Pylone, die großen Peristyle und die andern Wände dieser kolossalen Brümmer stellen dem Blick des Beschauers. Er betrachtet mit Ehrfurcht und Entzücken; aber bald werden Geist und Kräfte ermüdet; es bedarf Zeit, ehe man sich sammelt, und mit einiger Ruhe betrachten kann, wofür diese sonst von den überaus vielen Ruinen des Dorfes zu erhalten steht. Das Dorf Luxor steht jetzt in dem großen Pallaß, und trägt an der Erhöhung des Bodens nicht wenig dazu bei, die Architektur derselben zu verdecken. Die Gebäude von Luxor stehen unmittelbar am Nils, um sie vor dem Flusse zu schützen, haben die Egyptianer einen Damm oder Quai aus Sandsteinblöcken, und diesen auch der Pallaß erbaut ist, 200 Fuß lang gezogen, der dann noch durch einen Damm von Backstein verlängert wurde. Er hat der Gewalt des Stroms widerstanden, und ist noch wenig beschädigt. Der Pallaß von Luxor imponirt am meisten durch seinen prächtigen Eingang. Vor demselben stehen die beiden schönsten Obeliske aus rothem Granit von Syene, hinter ihnen zwei Kolosse. Dann folgt der Pylon mit dem Hauptthor von 51 Fuß Höhe ohne die Corniche. Die Mauern sind mit Bildwerken geziert, die Schlachtstücke, Wagengefechte, ein Lager mit Erzzeiten, Trisumpzüge mit Gefangenen u. s. w. vorstellen. Der von dem Dorfe eingenommene Säulenhof, in dem man aus dem großen Pylon tritt, bildet ein rechteckiges Bierock, jede Seite von 27 Loisen. Auch in demselben scheinen zwei Kolosse gestanden zu haben; der Boden ist aber so erhöht, daß nur noch die Spitze des Kopfpuges von dem einen derselben hervortragt. Die Säulen sind von einer Ordnung, wenn man sich so ausdrücken darf, die nur in Theben gebräuchlich und sehr gewöhnlich ist; anderwärts kommt sie höchst selten vor. Sie sind bis 30 Fuß vom Boden behakt; um desto bequemer konnte man ihre Kapitäl untersuchen. Durch den zweiten Pylon tritt man in eine Vorhalle, und aus dieser in einen Säulensaal, der einer der größten und prächtigsten gewesen seyn muß. In einem zweiten Säulensaal findet man einen kleinern, dessen Mauern, die einzigen dieser Art in dem Pallaße, ganz von Granit sind. Der Plafond und die Mauern dieses Saales sind mit Sculpturen geziert, die mit den lebendigsten Farben (besonders zeichnet das Blau sich aus) überzogen sind. Hinter diesem Saale läuft eine Gallerie her, die Gemächer zur Seite hat, welche zu Wohnungen dienen. Die Gebäude von Luxor überhaupt bilden drei verschiedene Abtheilungen, die zu ganz verschiedenen Zeiten gebaut waren. Der Granitsaal mit den ihn umgebenden Gemächern war wahrscheinlich die älteste Anlage. Ein späterer König ließ die große Kolonade daran bauen; und noch ein späterer prachtliebender Herrscher den großen Säulenhof mit den Pylonen, Obeliskien und Kolossen, die den Eingang zieren. — Eine Bierockstunde südlich von Luxor steht man die Ueberreste der Einfassung der kleinern Rennbahn, die jedoch noch 172 Loisen lang ist.

8. Pallaß, Propyläen, Tempel und andere Ruinen von Karnak.

Die Monumente von Karnak liegen etwa 1000 Loisen nördlich von Luxor, aber nicht unmittelbar am Flusse, sondern etwa 400 Loisen davon entfernt, in einer weiten Ebene, die von dem Fluß bis zu der arabischen Bergkette fast zwei Meilen breit ist, und zwar auf einer durch Kunst gemachten Erhöhung. Man braucht 1 1/2 Stunden, um sie zu umreiten. Man mag sie wohl die größten und prächtigsten nennen, die das alte Theben aufzuweisen hat. Der große Pallaß ist es, der hier zuerst die Augen auf sich zieht. Eine Avenue von Sphinxkolossen führte zu dem großen Pylon, der den Eingang bildet, jedoch nie ganz vollendet gewesen zu seyn scheint. Der große Säulenhof, der auf ihn folgt, ist 52 Loisen breit und 42 tief. Die Säulen haben eine Höhe von 45 Fuß. Sonderbar ist es, daß in diesem Säulenhof hinein ein kleiner Tempel mit seinem Vortheile gebaut ist, der den Eindruck des Ganzen einigermaßen stört, und den man für eine Kapelle der Könige zur täglichen Verrichtung ihrer Andacht halten möchte. Um dem Leser die Größe dieser Anlage zu veranschaulichen, wollen wir nur etwas von dem großen Säulensaal oder der Säulenhalle sagen, in welchen man durch einen zweiten Pylon und ein Vestibül gelangt. Er ist 25 Loisen breit und 50 lang. Sein Areal beträgt 47000 Quadratfuß. Nicht weniger als 134 Säulen, jeder von 65 Fuß Höhe, (vom Fluß bis zum obern Theil des Würfels gemessen *) und 30 Fuß 9 Zoll Umfang, tragen die Decke, die aus ungeheuren Steinblöcken besteht. Sie haben eine Länge von 21 Fuß, 4 Zoll, sind 8 Fuß breit und wiegen ungefähr 130,816 Pfund. Die Säulen'schäfte sind von unten bis oben mit Sculpturen bedeckt. Sie stehen noch alle auf ihrem Platze; nur einige haben sich etwas gesenkt. In diesem größten aller bekannten Säle, (die ganze Kirche Notre Dame zu Paris würde darin stehen können,) hat, scheint es, die ägyptische Baukunst sich in ihrer höchsten Majestät zeigen wollen. Weiterhin folgen Zimmer und Säle ganz aus Granit. Und hier war es, wo die französischen Künstler beim Sonnenaufgang den oben erwähnten Ton hörten. Auch hier sieht man in den zahlreichen Sculpturen wieder eine Initiation. Die äußern Mauern des Pallaßes sind auch mit kriegerischen Scenen bedeckt. In der Nähe, südlich von dem Pallaße, der alte Tempel des Jupiter Ammon. Ein prächtiges, in kleinen Pylon eingeschlossenes, sondern ganz frey stehendes Thor führt durch eine Gallerie von Widderkolossen zu dem großen Pylon, der den Eingang bildet. Durch eine solche Gallerie, die sich in der Nähe von Karnak in mehrere spaltet, war aber selbst Luxor, ungeachtet der Entfernung von 1000 Loisen, mit Karnak verbunden. Der Tempel selbst erscheint als einer der ältesten, besonders wenn man ihn mit einem andern benachbarten kleinern Tempel vergleicht. Und doch zeigte sich bei eben diesem Tempel, daß auch er wieder aus Bruchstücken älterer zum Theil gebaut sey! Jener kleinere Tempel

*) Das Kapitäl allein hat 10 Fuß Höhe und einen Durchmesser von 21 Fuß.

scheint ein Typhonium zu seyn. — Nach der Beschreibung vergleichen die Verfasser diese Gebäude mit den Nachrichten des Diodors, um zu beweisen, daß der Tempel, den Diodor den ältesten und größten nennt, indem er ihm 13 Stadien im Umfang gibt, der große Tempel von Karnak sey.

Auch Strabo stimmt hiermit überein. Zuletzt werden diese Denkmäler mit denen der Griechen und Aenderer verglichen. „Als wir, sagen die Verfasser, nach einem achtmonatlichen Aufenthalte unter den Alterthümern von Ober-egypten wieder griechische Architektur erblickten, können wir kaum den unangenehmen Eindruck schildern, den sie auf uns machte. Die zierlichen Korinthischen Säulen schienen uns mager und ohne Festigkeit. Ihre Kapitäle so reich, und mit Recht so bewundert, schienen uns eine Verwickelung ohne Grund. Wir bedurften erst einige Zeit, um zu unsern alten Gewohnheiten und unserm frühern Geschmack wieder zurückzuführen. Die griechische Architektur hat die größte Eleganz und Schönheit der Verhältnisse; die ägyptische eine edle Einfachheit, nicht ohne Eleganz, und eine Größe, die den Geist erfüllt.“

Wenn man nun bedenkt, daß alle diese Denkmäler halb verschüttet sind, und daß der Boden sich 15 bis 20 Fuß erhöht hat, so schließt man leicht auf die zahllosen Kunstschätze, die er noch in sich verschließen muß. Wenn aber die Phantasie sich in jene Zeiten versetzt, wo alle diese Monumente noch in ihrer Vollendung da standen; wenn sie das ergänzt, was wir nach sichern Spuren jetzt ergänzen können; wenn sie das Alles durch das lebendige Spiel der Farben belebt, womit sie prangten, und dann den Anblick sich denkt, den von der Höhe der Lybischen Bergkette am Ende der unermesslichen Wüste diese Welt der Wunder menschlicher Kunst und Größe, den prächtigen Strom in ihrer Mitte, dem Wanderer darbott, so versucht sie es umsonst, sich das Staunen zu vergegenwärtigen, das ihn ergreifen mußte!

9. Grabgemäuer. (Hypogées.)

Die bisher erwähnten befinden sich alle über der Erde, aber nicht weniger merkwürdig sind die unter der Erde. Sie zerfallen in die beiden Klassen: Grabmäler von Privatpersonen, und Gräber der Könige. Alle ohne Ausnahme finden sich an der Westseite des Stroms in der Lybischen Bergkette, die hier sehr steil, 3 bis 400 Fuß hoch, aus Kalkstein besteht. Gar keine in der Arabischen, wo die Beschaffenheit und Härte der Steinart dergleichen anzulegen entweder gar nicht erlaubte, oder doch zu sehr erschwerte. Auch möchten leicht religiöse Ideen dabei zum Grunde liegen. Das ägyptische Todtenreich hatte sein bestimmtes Lokal. Alle sind Werke der Kunst. Es gibt in dieser Gegend in keiner der beiden Bergketten natürliche Höhlen, so viel bekannt ist.

Wenn man bedenkt, daß sie hier angebrachten Privat-Gräber die Ruhestätten eines der volkreichsten Hauptstädte der

alten Welt sind, so wird ihre Menge keine Verwunderung erregen können. Sie dehnen sich in mehreren Reihen über einander einige Stunden in die Länge aus. Sie bestehen aus Gängen, Zimmern, Sälen, die so mit Mumien angefüllt sind, daß die Trümmer derselben oft das Gehen erschweren. Nicht ohne Gefahr sich in ihnen zu verirren, oder in die Brunnen hinabzustürzen, welche sich, als Behältnisse der Mumien, in ihnen finden, bringt man in sie hinein. Aber das was diese Grotten für uns am wichtigsten macht, sind theils ihre Verzierungen, und theils die Gegenstände, die man darin findet. Die Verzierungen sind meist Fresco-Malereien auf einem Mörtel, mit dem man die Wände überzogen hat. Nur im Hintergrunde der Grotten findet man hin und wieder Skulpturen; gewöhnlich eine sitzende männliche Figur mit einer oder zwei weiblichen zur Seite, welche ohne Zweifel die Eigenthümer der Grotte darstellen. Die Malereien enthalten meistens häusliche Scenen. Das gewöhnlichste war wohl, daß die Lebensart und Beschäftigung des Eigenthümers darin abgebildet wurde. Also Geschäfte des Ackerbaues, des Handels, der Handwerke. Ferner Gastmähler, Hausstiere &c. Man sieht deutlich die verschiedenen Kostüme; nicht weniger die Geräthschaften; Basen, Stige u. s. w. Die Abbildungen sind mit der größten Sorgfalt gemacht; und doch können sie nur bei Licht gemacht worden seyn und gesehen werden! — Zu dem darin gefundenen Gegenständen gehören nun vor Allem die Mumien von Menschen und Thieren; theils in Einnen theils in Baumwolle gewickelt; Unter den in den Hypogeen gefundenen Alterthümern stehen die Manuskripte unstreitig oben an. Man hat ihrer mehrere in den Mumien gefunden. Sie sind alle auf Papyrus geschrieben, theils in Hieroglyphen, theils in alphabetischer Schrift. Sie scheinen mit Federn aus Rohr geschrieben zu seyn, deren man sich noch jetzt im Orient bedient. Jedes Manuskript bildet eine längere oder kürzere Rolle, (die längste von 28 Fuß.) Man wickelte sie ohne Schaden ab, indem man erst den Papyrus mit nassen Sinnen benetzte, dann eine sehr feine Gaze bei schmalen Streifen aufleimte, und so allmählig abrollte. Die Arbeit gelang vollkommen, ganz anders wie bei den Rollen von Perkulanum! — Außer diesen Rollen hat man auch Backsteine mit Schrift, nämlich mit Hieroglyphen, gefunden.

10. Gräber der Könige.

Diese merkwürdigen Denkmäler liegen gleichfalls in der Lybischen Bergkette, aber tiefer in dem Innern derselben. Eine Schlucht, die sich eine Meile weit durch das Lybische Gebirg windet, und deren Hintergrund erst künstlich geöffnet werden mußte, führt in das schauerliche Felsenthal, das die Gebeine der alten Beherrscher des Reichs von Theben aufnahm. Man zählt in dem Thale jetzt 11 Grotten, die zugänglich sind; eine wüßte haben die Franzosen noch entdeckt; mehrere andere sind vor dem Eingange verschüttet. Anlagen der einzelnen ist wie bei jenen Hypogeen, aber alles nach einem großen Maßstabe. Man möchte jedes mit Recht eine Todtenresidenz nennen. Der Leichnam ruhte in dem Hauptsaal in einem großen Sarkophag; deren noch einige mehr oder weniger erhalten sind. Die Wände sind mit den prächtigsten

Malerien geziert, deren Farbe noch jetzt in ihrem vollen Glanze prangen. Sie stellen Hof-Scenen, häusliche Scenen, Krieger-Scenen, und was besonders auffällt, auch grausame Hinrichtungen vor. Rote Menschen schlagen schwarzen die Köpfe ab. Die hier abgebildeten Geräthschaften zeigen hohe Verfeinerung, und großen Luxus. Hier sind die berühmten Harfenspieler, welche Purce zuerst bekannt machte. Andere Vorstellungen scheinen allegorisch zu seyn, und noch andere astronomisch. Die Harfenspieler gehören zu einer religiösen Gesellschaft, ein Opfer, das Gottheiten dargebracht wird. Die Instrumente, die eine hat an Seiten, sind von großer Pracht, und Hohlkugel, und zeigen, das Musik schon bei den Ägyptern kultivirt worden seyn muß. Manches erfüllt hier ein neues Licht, wenn man es mit dem vergleicht, was die Bibel von der Weisheit Salomos erzählt. Schätz merkwürdig sind zwei Reliefs, die einen Aug von Kriegesgefangenen vorstellen, auf denen man einen Altar mit Feuer und vor demselben einen Anbeter sieht, wo zugleich Kleidung und Rüstung die Person bezeichnen. Auch hier sieht man Landschaften und Gesichtsarten, und darunter wiederum die Geschäfte des Ackerbaues abgebildet. „Als ich“ sagt Herr Gosst, „die Gräber der Könige besuchte, was ich mit den andern Denkmälern Thebens vertraut, ich glaubte nicht, daß ich noch Regenwürmer finden könnte, die mit neuen Empfindungen anfüßten. Der erste Blick, den ich auf die Gräber der Könige warf, reichte hin, mir meinen Irrthum zu nehmen; eine Beklemmung ergriff mich, meine Seele wurde lebhaft erschüttert, und meine Kniee halfen bald wieder so stark, wie sie angefaßt.“

V. Pestheulen.

Pestheulen in Böhmen.

Grayendoll, Sub die Belege zur Geschichte der wüthenden Pestheule, die schon so oft in Böhmen Verberden anrichtete. Ein Schauspiel, das mit Tod beginnt, und mit unabwendbarem Tode endigt. — Schreckenvolle Zeit, in welcher der Mensch ohne Hoffnung, ohne Hülfe verloren sich weiß, und ohne Trost steht. Von allen Thürmen hallt Grabgelächte und Glockenklang, ermahrend zum Gebet. Einem Lazareth gleicht die Stadt; in ihren Straßen herrscht fürchterliche Stille, jedes Gewerbe liegt zu Boden, verschlossen sind Häuser und Kirchen, gehet jeder menschliche Umgang, und verflucht scheint die Erde. Ihre unzähligen Opfer fällt sich die Pest in langen grausen Schichten, und feyert ihren schauervollen Triumph auf gehäuften Leichenhöfen. — Der Schoß des Vaters wird zur Wiege des Sohnes. Mit dem letzten Kuß tödtet die Mutter ihr Kind. Des Mannes Hauch stürzt die Gattin ins Grab. Neben dem halbtoden Bruder modert der schon Verstorbene im pesterfüllten Lazareth. Der Sommer nimmt kein Ende Es fallen Diejenigen, die heilen wollten. Umstrickt vom gähen Tode wird eine Beute der Reichtiger durch des Reicht-

tenden giftigen Hauch, und bei Darreichung des letzten Abendmahls des Herrn sinket entsezt der Priester. Den höchsten Grad hat nun die Seuche erreicht. Unter Wehklagen reißt man die Kranken von den Gefunden; die Lächter vom Busen der Mutter, Eltern von weinenden Kindern, vom Weibe den Mann, Bruder vom Bruder, Freund vom Freunde, ohne Hoffnung einander je wieder zu sehen. Aus Furcht der Lazarethe wird die Krankheit gelächnet, und so nur noch vermehrt. Auf Stangen werden die Lebensmittel in die gesperrten Häuser gebracht, die mit dem schrecklichen Pestheulen gezeichnet sind, nämlich mit so viel Kreuzen von Roth, als Tödtet in diesem Hause gezählt werden. Todtenwagen rollt an Todtenwagen durch die engen Straßen, auf welchen nur wenig lebende Feischen dahinschleichen. Priester und Aerzte, und Jene, die sich den Kranken nähern müssen, tragen vor sich brennende Fackeln, um sich doch nur in Etwas vor dem tödtenden Wiste zu schützen.

Dieser grayendollen doch wahren Schilderung, füge ich das Jahrbücher der herrschenden Pestheulen bei, die Böhmens gesegnete Fluren und Städte verheerten.

Im Jahre 961 wüthete die Pest im ganzen Lande so stark, daß kaum der dritte Theil seiner Bewohner verschont wurde.

Im Jahre 1016 vom 4. Hornung bis zum Herbst starben an dieser Seuche unzählige.

Im Jahre 1029 raffte die vom St. Martinstage bis Ostern dauernde Pest viele Tausend Menschen hinweg.

Im Jahre 1077 wurde kaum der dritte Theil gerettet.

Im Jahre 1085 vom April bis zum November, herrschte in Prag eine so verheerende Seuche, daß insgesamt täglich 50 Menschen beerdigt wurden.

Im Jahre 1096 blieb abermal kaum der dritte Theil am Leben.

Im Jahre 1099 drang die Seuche wiederkehrend ins Land, und stiftete eine große Niederklags.

Im Jahre 1156 wüthete sie aufs neue.

Im Jahre 1168 dauerte sie vom Aprilmonat bis zum November.

Im Jahre 1222 hat diese Seuche viele Häuser völlig ausgeleert.

In den Jahren 1318, 1324 und 1391 raffte sie viele Opfer dahin.

Im Jahre 1347 wüthete dieses Uebel beinahe in der ganzen Welt.

Im Jahre 1376 richtete es in Prag viel Unheil an.

Im Jahre 1369 kam dieses Gift aus Oesterreich nach Prag, und raffte binnen 40 Tagen so viele Insassen hinweg, daß an jedem Tage wenigstens 10 in jeder Pfarrkirche begraben wurden.

Im Jahre 1373 herrschte sie neuerdings in Prag.

Im Jahre 1380 starben an den Pestheulen 3500 Menschen, und wurden sämmtlich bei St. Stephan in der Neustadt begraben.

Correspondenz und Neuigkeiten.

II. 391. Wasser - Mensch.

Ich kam unlängst mit einem bejahrten Manne zusammen, welcher mir eine Geschichte erzählte, die ich kaum glauben kann, für die er sich jedoch als Augenzeuge verbürgte.

In seiner zartesten Jugend (der Mann dürfte ein hundert oder sechzig seyn) sey er auf eines Fürstlich Ketzers Herrschaft in Ungarn, in der Nähe des Neustädler Sees gewesen. Dort wäre eines Abends Alles in Bewegung gesetzt worden, durch Fische, die einen Raubbrachten, welchen sie nach ihrem Vorgeben gefischt hätten. Dieser hätte öfters ganz erbärmlich geschrien, wäre ganz nackt und schuppicht an Händen und Füßen, mit einer Schwimmtaube versehen gewesen. Zu freßsinn hatte man ihm Fische gegeben, welche er ardentlich und sehr geschickt mit den Händen ausweidete, und mit bewunderungswürdiger Schwinbigkeit verzehrte. — Er (Erzähler) habe diesen Fischmensch viele hundertmal gesehen; mehrmals sey er in den Schloßteich gespreungen, und habe zu halben Tagen unter dem Wasser ausgehalten; späterhin habe er einige Worte sprechen gelernt, nach einiger Zeit wäre er seinen Führern entflohen, und man wolle ihn öfters in der Raab wieder gesehen haben. — Die ganze Sache soll im Archiv des Kapuciner Amtes dokumentirt zu finden seyn, und nach mehreren Jahren habe er über diese Sache folgende wahrscheinliche Aufklärung gehört:

Es wäre einkens, und zwar um jene Zeit, welche ungefähr mit der Geburt des Raubens zusammenstieße, der Körper einer todtten Weibsperson an dem Gestade des Neustädler Sees, halb im Wasser gesunken worden. Man fand keine Spur einer Verletzung, bemerkte aber, daß diese Weibsperson gebärend, oder kurz vor der Geburt in das Wasser gefallen seyn müsse; die Nabelschnur des Kindes wäre noch an der Nagegeburth, jedoch keine Spur desselben zu finden gewesen. — Der Erzähler glaubte, dieser Fischmensch wäre von jener Person im Wasser geboren worden, hätte sich in den ersten Tagen seiner Geburt von dem am Ufer vorfindlichen Schlamm und kleinen Insekten genährt, und wäre dann nach Befreyung von der Nabelschnur, gleich andern Fischen, in das Wasserreich übergegangen.

Ich muß bekennen, daß ich diese ganze Geschichte commode oder dit, etwas — stark fand, unterdessen behenerte dieser Mann die Wahrheit seiner Erzählung so oft, und versicherte diesen Fischmenschen sogar selbst betocket zu haben, daß ich mich demüßigt seye, seiner Sage Glauben beizumessen.

Gewiß wird einer Ihrer vereyerten Correspondenten, und nähere, und vielleicht die von dem Erzähler angeführten amtlichen Berichte im Hesperus mittheilen können, welches gewiß für jeden Leser interessant seyn dürfte. *)

Wien im August 1821.

Wiener Beobachter Nr. 50.

Im Jahre 1439 herrschte sie in Böhmen und Mähren, und raffte meistens Adelige und Gelehrte hinweg.

Im Jahre 1464 war in Böhmen eine allgemeine Pest.

Im Jahre 1483 starben an ihr in Prag allein 30000 Menschen.

In den Jahren 1488, 1509 und 1520 wüthete sie heftig.

Im Jahre 1544 folgte nach einem allgemeinen Viehsalle die Menschenpest, an welcher die Weichen plöglich starben.

Im Jahre 1554 und 1562 kehrte sie wieder.

Im Jahre 1582 starben in Prag und auf dem Lande über 20000 Menschen.

Im Jahre 1595 starben abermal die Weichen vom Adel, und Gelehrte.

Im Jahre 1599 raffte sie allein in Prag 20000 Menschen hinweg.

Im Jahre 1613 blühten durch sie 7800 Menschen ihr Leben ein.

Im Jahre 1625 verlor Prag viele Menschen.

Im Jahre 1639 litt Prag sehr viel durch dieses Gift. 15000 Christen und 10000 Israeliten wurden eine Beute dieses Uebels.

Und nun schließt das schreckliche Jahr 1680, dessen Uebel und Jammer die vorhergehende Schilderung der Pesten ohne Uebertreibung als Thatfache darstellt.

Ein Preßburger Fuhrmann, der seine Waaren in der Judenstadt ablegte, wo diese Seuche schon früher geheim gehalten wurde, fiel im Rückwege auf dem Wischehrad plötzlich todt zur Erde. Bei Untersuchung des Leichnams fand man sich Pestbeulen an demselben, und dies veranlaßte eine genauere Untersuchung in den Bezirken der Stadt, in welchen eine ziemliche Anzahl mit besagten Beulen Behafteter aufgefunden wurde. Die Stadtthore wurden gesperrt, die Quantaine gehalten, und die schlechtigsten Maßregeln getroffen. Bei jedem Wasserlassen der Stadt fanden 13—20 Träger, sogenannte Kapittler, welche die Kranken in die Lazarette zu bringen hatten. Häuser und Straßen trauerten ausgekörben. Die Epidemie nahm endlich überhand, und der damalige Magistrat kaufte die Gründe bei Wolschan *), um die Todten vor der Stadt begraben zu können. Zu allem diesem Uebel gesellte sich den 19. des Weinmonats eine Feuersbrunst, welche die Pfarrkirche zum h. Peter in der Neustadt sammt dem Pfarrgebäude mit 19 Häusern in die Asche legte. — Und so starben in dieser unglücklichen Stadt, ehedem der beglückte Wohnsitz ihrer Könige, in den Monaten Mai, Juni und Juli 24000 Christen, und 7040 Juden, worunter 1700 christliche und über 600 jüdische schwangere Frauen gezählt wurden.

Ein Beweis jener Schreckenszeit ist die über der Wolschaner Kirche in Stein gegrabene Inschrift:

EX VOTO M.DC.LXXX.

W. F. Welleba.

*) Das alt- und neustädter h. Feld bei Wolschan, existirend seit jener Pestzeit.

*) Das Faktum ist in der Hauptsache wahr, und ist mehrmals in den Neben Umständen aufgekläret, erzählt worden.

Kurze mineralogische Notizen.

1. Blei und Steinsalz in Louisiana.

Erfahrenswürdig sind die ungeheuren Vorräthe von Bleiden. Die Blei-Lager ziehen 600 englische Meilen in die Länge, und 100 in die Breite. Gleichlaufend mit ihnen westlich und fast in gleicher Breite dehnen sich die Salzlager aus. (The American Register. 1814.)

2. Umbra.

Auf Klaproth's Analyse der Cypriſchen Umbra gestügt, glauben mehrere Mineralogen die Köllnische Umbra den Eisenerzen beizählen zu müssen. Dagegen bemerkt Herr John: „Mir scheint es gewiß, daß dieser Meinung ein Irrthum zum Grunde liegt: denn als ich die Braunkohlen-Lager, welche von Köln, über Brühl, nach Bonn einen Halbkreis bilden, in Augenschein nahm, überzeugte ich mich, daß alle köllnische Umbra, welche verfaßt wird, der Verwesung verschütteter Wälder ihren Ursprung verdanke, aber vom Eisenoxyd innig durchdrungen sey. Gegrabenes Holz, Braunkohle, Erdkohle, Umbraerde u. s. w. sind dort in mannigfaltigen Verhältnissen geschichtet, und das Eine geht in dem Andern über, in welchem die Zerfegung unterbrochen oder fortgerückt ist. Je tiefer man in die ungeheuer mächtigen, theils 15, theils 50 Fuß tiefen Braunkohlen-Lager gräbt, desto mehr nehmen sie die Gestalt des bituminösen oder gegrabenen Holzes an. In diesem Holze habe ich zuweilen ganze Baumstämme gesehen, welche in braunen Eisenstein übergegangen waren; aber vergebens bemühte ich mich, den Ursprung dieses Eisens und die höchst merkwürdige Art der Mineralisation zu erklären: denn unabhägliche kleine, erbsengroße Kugeln machen die Masse jenes Holzes aus. Hieraus schließe ich, daß sich an einigen Stellen der braune Eisenstein in pulveriger Gestalt absondere, und daß dieses Pulver in die Hände der Mineralogen unter dem Namen der Umbra gelangt sey. Dieses Fossil dürfte daher als eine Varietät des schrigen Brauneisensteins zu betrachten seyn; die eigentliche Umbra aber ist den fossilen Inflammabilien des organischen Reichs beizuzählen, und ihr Eisengehalt dürfte sehr relativ bleiben.“ — (John Handwörterbuch der Chemie.)

3. Metalle.

Schwere und Dichtigkeit galten sonst als ihre Kennzeichen, ist nicht mehr, nachdem das Kalium nur 1/3 der Schwere

im Patriotischen Tageblatte, im Bespeus, und wenn ich nicht irre, auch in den Detonationsmischen Neuigkeiten. D. G.

des Wassers hat, dessen Schwere von der des Platina 21mal übertroffen wird. Dagegen gibt ihre vorzügliche Leitung der Electricität und Wärme ein Hauptkennzeichen für sie ab. Auch die Einförmigkeit ihrer regelmäßigen Gestalten zeichnet sie aus, die alle, sie mögen durch Natur oder Kunst (auf Hülsenwerken) erzeugt seyn, in der Grundform des Oktaeders wurzeln. So z. B. beim gediegenen, und Meteor-Eisen.

4. Diallage, Smaragdit. (Körniger Strahlstein.)

Man findet ihn auf den Schetland-Inseln, besonders auf der Insel Unst. Er geht überall zu Tage aus, da er nicht leicht in der Erde sich zerfetzt und der Erzeugung des Torfmoores nicht günstig ist, welches im Innern des Landes den Boden so tief bedeckt, daß die Untersuchung desselben sehr schwierig wird. Bei dem ersten Blicke könnte man sich leicht verleben lassen, ihn für nicht stratificirt zu halten, eine sorgfältigere Beobachtung aber entdeckt allerdings die vollkommene Schichtung, besonders auf der kleinen Insel Pouna, zwischen Balta und Unst. Die Stratification beweist auch die Abwechselung mit Schichten von Gneis, Glimmerschiefer und Thonschiefer, oft von ansehnlicher Mächtigkeit. Der Verfasser rechnet dem Smaragdit zu dem System der primitiven stratificirten Gebirge. Häufig scheint er in Talkschiefer und schlesfrigen Chlorit überzugehen. Auch bemerkt man, wiewohl minder sichere Uebergänge in Serpentin, wie in Piemont. Der Bruch ist unregelmäßig, daher die Abtheilungen der Schichten so schwer zu bemerken sind. Man findet häufig überall Talk, Chlorit oder Glimmer eingeprengt, weshalb das Gestein unter dem Hammer in zahlreichen Richtungen bricht. Feldspath ist der vornehmste Gemengtheil. Die Textur ist oft unbestimmt krystallinisch, wie beim Granit, nicht selten auch wie beim Gneis. Mac. Culloch fand drei verschiedene Abarten: 1) Einfaches Diallage aus einer unbestimmten Mischung von Diallage-Krystallen bestehend; 2) Diallage von zwei Bestandtheilen und zwar a) Diallage und Feldspath, b) Diallage und Aktinolit, c) Diallage und Talk oder Chlorit, d) Diallage und Serpentin, der aber auch zu den Spielarten des Serpentin gerechnet werden könnte; 3) Diallage von 3 Bestandtheilen, und zwar: a) Diallage, Feldspath und Glimmer, b) Diallage, Feldspath und Quarz. (Quarterly Journal of Science etc. October 1820.)

5. Russische Ebenen Granit.

Nach dem Grafen Razoumowsky und Herrn von Laffert besteht der Grund des ganzen Landes zwischen dem schwarzen Meere, den Karpathen und der Dnestsche aus Granit. (Razoum. Coup d'oeil géognost. 1819.)

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Beilage Nr. 4. zum 30sten Band.

(Gedruckt im November 1821.)

Debatten und Berichtigungen.

Geschichte der Kirche zu Maria Stiegen in Wien.

Quis nescit, primam esse historiam legem, ne quid
falsi dicere audeat, deinde, ne quid veri non
audeat?

Cic. de Or. 2, 15.

Es ist aus öffentlichen Blättern bekannt, daß Se. Maj. unser allergnädigster Monarch die Congregation der Redemptoristen (Congregatio sanctissimi Redemptoris) in Ihre Staaten aufgenommen haben, und derselben die uralte Kirche Maria Stiegen in Wien, mit dem daran stoßenden oberrheinischen Passauer Hof; den 23. Dezember v. J. feyerlich übergeben ließen. Das allgemeine Interesse, welches die Wiederherstellung dieser Kirche, die so wie der Dom zu St. Stephan den ehrwürdigen Denkmählern alter Kunst und Frömmigkeit an die Seite gestellt zu werden verdienet, bei den Bewohnern der Residenzstadt erregte, schien einem ungenannten Alterthumsfreunde eine laute Aufforderung zu seyn, und so gut als möglich mit den früheren Schicksalen dieses Gotteshauses bekannt zu machen. Es erschien daher im Dezember v. J. die Schrift:

Beiträge zur Geschichte der alten Kirche Maria Stiegen in Wien, aus Archival-Dokumenten des Stiftes Schotten, der Stadt Wien, der ehemaligen passauischen Consistorial-Kanzelley, und aus zurückgelassenen Nachrichten der sel. Domherren von Smitzer, Abbe Welshofer u. gezogen Wien, 1821. Gedruckt bei Anton Strauß. (Mit einer Titel-Signette, die Kirche mit einem Theile des passauer Hofes darstellend.)

Schreiber dieses, ebenfalls ein großer Freund des Alterthums, eilte sofort in den Buchladen, um seine Neugierde zu befriedigen. Allein schon bei dem ersten nur oberflächlichen Durchblättern dieser Beiträge schien es ihm, daß der Herr Verfasser es mit der historischen Kritik (vielleicht aus Eile) nicht eben zu strengem mochte genommen haben. Einsender achtete es der Mühe werth, bei einer aufmerksameren Durchlesung der Schrift die ihm auffoßenden Unrichtigkeiten vor der Hand aufzumerken, und in seinen Rußständen aus authentischen Quellen zu berichtigen. Es kam ihm jedoch bei dieser Privatbeschäftigung gar nicht in den Sinn, seine niedergeschriebenen Bemerkungen zur Oeffentlichkeit zu bringen; er theilte sie nur

Wien. 3. Heft. Nr. 4. XXX.

einigen seiner Freunde mit, entschlossen, nur bei sich darbietender Gelegenheit davon Gebrauch zu machen.

Nun erscheint kürzlich „zum Danke“ (wie es in der Vorrede heißt) „für den Beifall, welchen die Beiträge zur Geschichte der geretteten Denkmähler und der allein durch Großmuth und Gnade Seiner Majestät des Kaisers der Nachwelt „erbaltene Kirche Maria Stiegen fanden“ eine „vollkommene“ (?)

Geschichte der Kirche Maria Stiegen in Wien. Aus Archival-Dokumenten des Stiftes Schotten, der Stadt Wien und der ehemaligen Passauischen Consistorial-Kanzelley gezogen, von einem Alterthumsfreunde. Nebst einigen Lebensnachrichten des (von dem) ehrwürdigen Diener Gottes Alphonsus Maria Liguori, Bischofes zu St. Agatha und Stifter der Versammlung des heiligsten Erlösers, dann einigen Schicksalen dieser Versammlung und den Obliegenheiten dieser Congregation in den k. k. österreichischen Staaten. Vermehrt und herausgegeben von Franz Heinrich Böckh. Mit dem Bildnisse des seligen Alphonsus Maria Liguori. Wien 1821. Gedruckt bei E. W. Bauer.

Diese zweite Auflage aber ist, mit Ausnahme der topographischen Skizze von dem sel. Liguori und den Obliegenheiten der erwähnten Congregation, im Ganzen beinahe ein wörtlicher Abdruck der ersten; ihre Vervollkommnung besteht bloß in einigen neu hinzugefügten Anmerkungen, und einer umständlicheren Beschreibung der Kirche, ihrer jüngsten Restauration, dann der Feyerlichkeiten, die mit der am 24. Dezember v. J. statt gehaltenen Einweihung verbunden waren. Obgleich Unrichtigkeiten (eine einzige ausgenommen) findet der Leser wieder in dieser Geschichte; und dies ist es, was den Einsender bestimmte, seine Bemerkungen den Freunden der vaterländischen Geschichte zur Beurtheilung mitzutheilen. Bei Anführung der Seitenzahlen sind die der zweyten Auflage in Klammern beigefügt.

S. 3 auf 4 (8) heißt es, daß die Kirche der Schotten schon 1159 von dem Bischofe von Passau, Conrad, Bruder des Herzogs Heinrich, eingeweiht worden sey. Dies geschah erst im J. 1200, nicht durch C. n.

rab, sondern durch Bischof **Wolfgerus** ²⁾, wie nachstehende Gründe es höchst wahrscheinlich machen.

a) Im Capitel, Saale der Benediktiner-Abtey zu den Schotten, worin die Wägnisse aller verstorbenen Äbte (57 an der Zahl) sich befinden, liest man unter dem dritten Äbte, Gregor: „Gregorius Abbas, sub cuius regimine monasterium a Wolfgero Pataviensi antistite intemeratae virginis et S. Gregorii honoribus 1200 consecratur.“

b) Der um die Geschichte Oesterreichs überaus verbiente **Hantaler** von **Lilienfeld** führet in seinem schätzbaren Werke: „Fasti campilliens.“ Tom. I. p. 505 ad ann. 1200 eine Stelle aus dem bekannten Chronicon Claustroneoburg, an, die also lautet: „Monasterium S. Mariae et S. Gregorii in Wienaa ad Scotos a Wolfgero Pataviensi Episcopo consecratur.“

c) **Johann Kasch**, ein alter Chronikschreiber, welcher des Schottenklosters „Stiftbrods mit Dienstlang gelebt“ (er war Chorist) sagt in seinem 1586 gedruckten Werke: „Stiftung und Prelaten vnsrer lieben Frauen Gotteshaus, Benediktinerordens genannt zu den Schotten, zu Wien in Oesterreich Anno Domini M. C. LVIII.“ bei dem oben erwähnten Äbte Gregor: „Idem Wolfgerus consecrat monasterium A. 1200.“

Hantaler bemerkt zwar zu der aus dem Chron. Claustroneoburg angeführten Stelle: „An eadem similiter Dedicatio Ecclesiae Scotensis acta fuerit — suspicari licet, non asserere.“ So lange aber für das Gegentheil oder

die Behauptung des Verf. der Beiträge keine genügenden Gründe vorhanden sind, dürfte man sich wohl mit dem suspicari zufrieden stellen.

Daß die Einweihung des Schotten-Stiftes erst zwey und vierzig Jahre nach seiner Gründung erfolgte, kann darum nicht befremden, weil diese Verzögerung auch bei andern Kloster-Stiftungen erweislich ist. So wurde z. B. die Cisterzienser-Abtey **Zwetzel** schon im J. 1139 gestiftet, und erst 1159 18. Sept. von dem Bischofe von Passau **Conrad**, Herzog **Heinrichs** Bruder, eingeweiht. ³⁾

Bei den Schotten in Wien mochte dies um so wahrscheinlicher der Fall gewesen seyn, da ihre Kirche erst i. J. 1200 ganz ausgebaut wurde, worüber sich **Johann Kasch** mit folgenden Worten ausdrückt: „1200, da nun die Stadt „Wienn durch Herzog Leopolden (V. mit dem Beinamen Virtuosus) Stifters Sun, der den König **Richard** von Engelland gefangen hatte, daher der neuer Dester. Schildt Rot und Weiß herkomme, ward erweitert, dieß Schottenkloster, inn die Stat einzirt und gefüert, der tempel, Basilica ober „Münsterkirch ausgebaut — — — ist demnach diese groffe „Kirch ⁴⁾ am Pfingstkerchtag, daran nach jährlich, dedicatio, „Kirchweyh gehalten wird, von Wolgero Pishoff zur Passau „geweyhet worden, zur ehren vorab dem allmächtigen Gott, — — — Dann zu sonderer ehrwürbigen Gedächtnus vnser „lieben Frauen Geburt — — — Darumb manns Unser Frauen „Gotteshaus, oder, bey Unser Frauen zun Schotten haisset, „Dann auch ward dieser Tempel (als der Stifter angefangen „vonn den Stiftbrief darauf gestellt hatt) geweyhet in ehren „S. Gregory Papae, regulae & conuentus Patroni, — — —“

§. 5. (10) tauschte (nach dem vormaligen Archive von Passau Nro. 10 und 70) im Jahre 1303 **Wernhart** Ritter **Griff** (Griffo) vom Äbte **Wihelm** von Schotten diese Capelle sammt einem Hause „mit Bewilligung des Erzbischofes von Salzburg,“ gegen **St. Ulrich** zu **Reismannsbrunn** ⁵⁾ und gegen andere Stücke ein.

Dieser Tausch geschah nach der vom Ritter **Griffo** hierüber an das Stift Schotten ausgestellten Urkunde ⁶⁾ nicht i. J. 1303, sondern 1302 denn die Urkunde schließt: „Datum Wienae anno Domini MCCCII. tertio decimo Kalendas Septembris.“ Ob Ritter **Griffo** „**Wernhart**“ geheissen habe, ist aus dieser Urkunde nicht abzunehmen, da er bloß mit den Worten „Ego Griffo civis Wiennensis“ beginnt, und sich durchaus keinen andern Namen beileget. Ferner wird in dieser Urkunde eines Erzbischofes von Salzburg mit keiner Sylbe gedacht, sondern es heißt: „impetrato favore et voluntate dyocessani reverendi in Christo patris et Domini nostri **Wernhardi** venerabilis ecclesiae pataviensis Episcopi, una cum voluntate Incliti domini nostri **Rudolphi** Ducis Austriae.“ ⁷⁾

¹⁾ Auch **Walterus**, **Wolbertus**, **Hansiz** Germ. sar. T. I. P. 337.

²⁾ Gewiß werden die Freunde der vaterländischen Geschichte das große Verdienst zu würdigen wissen, welches **Se. Excellenz** der hochwürdigste Herr **Johann Ladislaus Pyrker de Felsö-Eörs**, gegenwärtig Patriarch von Venedig, sich dadurch um sie erworben hat, daß er, als Äbt des Stiftes **Lilienfeld**, es unternahm, den noch abgängigen Theil dieses so geschätzten Werkes, trotz allen Schwierigkeiten, durch die Beförderung zum Drucke aus dem Dunkel seines Stifts-Archives, worin das Manuscript an 80 Jahre lang auf Erlösung harrete, ans Tageslicht brachte. Diese Fortsetzung erschien unter dem Titel:

Recensus diplomatico-genealogicus Archivii Campilliensis, cuius Pars I. libris duobus recenset omnes Personas, Ecclesiastica, sive Politica Dignitate fulgentes: Pars II. eruit omnes Familias Illustres, Nobiles, Equestres, Ingenuas, Memoria dignas. numero nongentas octo et sexaginta. in Chartis Archivii nostri occurrentes; Subiunctis Notis perpetuis, quibus Personae, Familiae, Loca, Sigilla nongenta sexaginta septem depicta, Resque Diplomatica illustrantur. Accedit Appendix gemina, quarum prior exhibet Monumenta Sepulchralia Campillii: posterior Excerpta Necrologii nostri. Auctore P. Chrysostomo Hantaler Professo et Bibliothecario Campilliensis. Anno Salutis MDCCXL. Tomus I. (XXIII. 339 S.) Tom. II. (438 S.) Viennae. Sump-tibus Caroli Ferdinandi Beck, Typis Antonii Strauss. 1819. Fol.

¹⁾ P. Bern. Link Annales Austrio-Clara-Valleus. Tom. I. p. 173.

²⁾ Diese ist mit der heutigen nicht zu verwechseln, die erst seit 1643 steht.

³⁾ Noch heute **St. Ulrich** oder **Maria Trost**, gemeinlich aber am **Platzl** genannt.

⁴⁾ Tabular. Scotens. M. S. Tom. V. p. 16.

⁵⁾ Ibid. Dieser landesfürstliche Consens wurde schriftlich

S. 10 (15) ist die Ordnungszahl bei Kaiser Friedrich VI. (statt IV.) wohl nur verfehlt; aber nicht so leicht zu entschuldigen dürfte der Druckfehler seyn, der S. 12 (16) vorkommt. Da erscheint ein „Erzherzog Maximilian Bischof von Passau und Hochmeister des deutschen Ordens“

Es war dies Erzherzog Leopold Wilhelm, der jüngere Sohn Kaisers Ferdinand II. und Annens von Bayern, der Rector Prag's, der Besieger Torstensohns, Rakog's und Lurenne's; als Seelenhirte, Fürst und Heerführer gleich groß, der den Adel seiner Seele durch die merkwürdigen Worte bewähret: „Die Fürsten des Reichs sind nicht für sich, sondern für das öffentliche Wohl geboren.“

Sehr auffallend war Einsender der Grund, aus welchem bei der neuen Pfarrretheilung unter Kaiser Joseph II. der Vorschlag gemacht wurde, daß die Pfarre zu den Schotten die Besorgung des Gottesdienstes an der Kirche Maria Stiegen übernehme, da sie (die Pfarre zu den Schotten, heißt es S. 14) ehemals eine Filiale der Pfarre zu Maria Stiegen gewesen war.“¹⁾

Der Herr Verfasser scheint vergessen zu haben, daß er im Anfange seiner Beiträge ganz der Stiftungsurkunde des Herzogs Heinrich gemäß *) nur eine Capelle und zwar „nebst andern Haus-Capellen“²⁾, nicht aber eine Pfarrkirche zu Maria Stiegen dem neuen Kloster der Hiberner oder Schotten hatte einräumen lassen; welches (eine Capelle) er sie auch dann noch nennet, wo sie Ritter Greif, wie erwähnt worden, gegen St. Ulrich eintauschet. Eben so nennt sie auch Bernhard Bischof von Passau in der über diesen Tausch ausgestellten Bestätigungsurkunde Dat. Viennae anno domini Millesimo Tricentesimo secundo Vto Kal. Septembris“ eine Capelle.³⁾

Noch erscheint die Kirche M. St. bloß als eine Capelle in einem auf Befehl des Fürstbischöfes von Wien, Philipp Friedrich Grafen von Breuner, von dem Consilio

ertheilt: „Datum Viennae anno domini Millesimo treccentesimo secundo. die sancti Urbani Martiris.“

¹⁾ Dieser Irrthum ist zwar in der „Geschichte der Kirche Maria Stiegen“ S. 19 dahin verbessert worden, daß es dort heißt: „Da Maria Stiegen ursprünglich eine landesfürstliche Patronatskirche gewesen war“; Einsender glaubt jedoch, die hierauf Bezug habenden Bemerkungen deshalb nicht weglassen zu dürfen, weil die Beiträge ohne Zweifel schon unter dem Pseudonym mehr verbreitet seyn mögen, als diese Geschichte.

²⁾ „Eodem siquidem die sepiodictam fundationem nostram magis ac magis promovere cupientes, S. Mariae in litore, Sancti Petri, Sancti Rudperti, ac Sancti Pangratii infra muros oppidi Capellas — — tradidimus mera libertate.“ Litt. Fund. Scot. Ex Archiv. Scot.

³⁾ Sie waren keine Haus- sondern öffentliche Capellen.

⁴⁾ „Sive, quia ante permutacionem hujusmodi, institutio in Capella domine nostre in litore ad praedictos Abbatem et Conventum Ecclesiae Scottorum pertinebat.“ Tabul. Scot. Tom. V. p. 21.

erlassenen Dekrete, ddo. 26. Febr. 1642, worin die Jurisdictionen der drei Hauptpfarren Wiens: St. Stephan, St. Michael und Schotten bestimmt werden.¹⁾

Maria Stiegen war nie eine Pfarrkirche in dem Sinne, daß, mit Ausnahme des Passauer Hofes und der dazu gehörigen Personen, ihr ein eigentlicher Sprengel in der Stadt Wien, die, wie in den Beiträgen S. 11 (15) richtig bemerkt wird, schon seit dem Jahre 1468 der Sitz eines eigenen Bischofes war, zugetheilt gewesen wäre; um desto weniger konnte die schon seit 1153 als eine ganz unabhängige (ob Pfarre bestandene Kirche u. s. fr. zu den Schotten (ob sie schon früher zur Passauer Diöcese gehörte) eine Filiale von der Capelle Maria Stiegen je gewesen seyn. „Die Archival-Dokumente des Stiftes Schotten“ aus welchen diese Beiträge zum Theil geschöpft seyn sollen, enthalten wenigstens nichts, woraus man auf eine so auffallende Umkehrung des ursprünglichen Verhältnisses dieser zwey Kirchen für irgend eine Zeit schließen könnte.

Die Unrichtigkeiten, welche dem Leser in der Reihe der Bischöfe von Passau S. 22—26. (33—36) aufstießen, mögen der sel. Schritovin und das Passauer Archiv auf sich nehmen, wenn anders die bei einigen Bischöfen zu lesenden Beiläge nicht von der Hand des Hrn. Verf. der Beiträge herühren. Dem sey wie ihm wolle. Hier folgt eine Berichtigung derselben.

S. 23 (34) wird dem Bischöfe Altmannus die Bestätigung der Stiftung von Eilienfeld zugeschrieben. Ein gewaltiger Anachronismus! Denn dieser Bischof starb im J. 1091, und wurde in der von ihm gestifteten Abtey S. Attsweihe²⁾ begraben³⁾, wo man noch jährlich am nächsten Sonntage nach dem 8. August, seinem Sterbetage, seinem Andenken zu Ehren einen feyerlichen Gottesdienst hält. In demselben Jahre, wo Altmannus starb, wurde der heil. Bernhart, der eigentliche Patriarch des Cisterzienser-Ordens zu Fontaine in Burgund geboren.⁴⁾ Hundert und eilf Jahre darauf (1202 den 10. April) legte Leopold II. der Glorreiche, den Grundstein zur Kirche in Eilienfeld, und sieben Jahre später (1209 den 13. April) fertigte er die Stiftungsurkunde aus.⁵⁾ — Wie konnte also schon Altmann eine Stiftung beständigen, die erst hundert acht und zwanzig Jahre nach seinem Tode geschah?

Von seinem Nachfolger, Udalricus Comes ab Heßte heißt es: „Stiftete Seitenstätten.“ Hier mag das Zeugniß eines Mannes entscheiden, der es am besten wissen konnte, wem Seitenstätten (als Abtey) sein Entsehen

¹⁾ Dieses Dekret wurde durch ein späteres ddo. 31. Dec. 1641 außer Kraft gesetzt.

²⁾ Altmann stiftete regul. Chorherren des heil. Augustin, an deren Stelle aber Bischof Ulrich I. sein Nachfolger im J. 1094 Benediktiner von St. Blasius im Schwarzwalde setzte.

³⁾ Vita Beati Altmanni bei Hieron. Verz. Script. Rer. Aust. Tom. I. p. 116. seqq.

⁴⁾ R. P. Angli Marique Annal. Cisterciens. Tom. I. p. 43 num. 3.

⁵⁾ Hantialer Fasti Campilil. Tom. I. p. 568 — 599.

zu verdanken habe. Gundachorus, der achtzehnte Abt dieses würdigen Stiftes (vom J. 1319—1324) sagt in seiner „Fundatio Monasterii Seitenstettensis“ bei Hieron. P. 23⁴⁾ „Anno Igitur ab incarnatione Domini MCXVI. praesidente universali Ecclesiae Paschali Summo Pontifice, et Hainrico hujus nominis V. Imperatore, nostra Ecclesia sancto Udalschalco⁵⁾ est fundata, et Venerabili Episcopo Ecclesiae Pataviensis Ulrico, uterius fratre Fundatoris in honore Beatae Dei Genitricis Mariae Virginis dedicata.“ Und etwas weiter; „Praedictus vero Dominus Ulricus Ecclesiae Pataviensis Episcopus intuitu Divinae remunerationis, ne non origine sanguinis, suis largitionibus nostram Ecclesiam egregio augmentavit.“ Der ehrwürdige Abt verehrte also den Stifter seines Hauses in der Person Udalschalcs, und nennet ihn im Verfolge seiner Geschichte immer den Stifter (Fundator), da er von dem Bischofe Ulrich nur sagt, daß er die Kirche von Seitenstätt ansehnlich bereichert habe (egregio augmentavit.)

Damit stimmt auch das Chronicon Monasterii Admontensis⁶⁾ überein, wo es ad ann. MCXII. heißt: „Sitantestense Monasterium fundatum est ab Oudischalco nobili viro,“ und ad ann. MCXVI. „Sitantestensis Ecclesiae S. Mariae dedicatur ab Uodalrico Episcopo.“

Die Stiftungsurkunde ist zwar vom Bischofe Ulrich ausgeheftet (MCXVI. Indict. VIII); allein darin sagt Ulrich selbst, „quod quidam Udalschalco nobilis et liber homo de Stille Cellam Monachis in honore S. Mariae Dei Genitricis in allodio suo Sytansteten construxit.“ Daß Bischof Ulrich an der Stiftung seines Bruders (von mütterlicher Seite) Udalschalcs wohlthätigen Antheil genommen habe, kann nicht geläugnet werden, weil Ulrich am Schlusse der Urkunde sagt; „Haec autem nostra donatio et statuta, ut“ etc. Der erste und eigentliche Stifter aber von Seitenstätt bleibt doch gewiß der edle und freye Herr Udalschalcs von Stille-Hefste.

Dafür hätte der Verfasser seine Leser auf ein anderes Monument von Ulrichs frommer Freygebigkeit aufmerksam machen können, welches sie in dem anmuthigen Stifte Herzogenburg an der Traisen erblicken. Ulrich stiftete im J. 1112⁴⁾ ein Collegium regulärer Chorherren, aber nicht in Herzogenburg, sondern tiefer hinab am linken Ufer der Traisen, da wodießer Fluß in die Donau fällt. Er weihte seine Stiftung dem heil. Georg. Dieses Georgen-Stift lag, wie Einsender aus einem alten Gemälde, das ihm vor einigen Jahren in dem Stifte Herzogenburg nebst vielen andern Lebenswürdigkeiten zu Gesichte kam, schließen wollte, auf einem Hügel hart an der Donau. Vom Jahre ihrer Stiftung bis um 1244⁵⁾ lebten hier die from-

men Ohne Augustus, nicht ohne Bedauern, die Gewalt des reisenden Stromes dürfte sie mit der Zeit aus ihrem Sitze verdrängen. Und als die Gefahr immer drohender wurde, verließen sie mit Einwilligung Rudigers, Bischofes von Passau im J. 1244 ihren Wohnsitz, und zogen hinauf nach Herzogenburg, wo sie bereits die Pfarre zu St. Stephan besaßen. Heut zu Tage ist man ungewiß über den Ort, wo das St. Georgen-Stift gestanden. Bei niedrigem Wasserstande der Donau wollen zwar Einige Spuren von Grundfesten im Flußbette bemerkt haben, und ein darin befindlicher Sandhügel soll noch bis zur Stunde von den Bewohnern des heutigen Dorfes St. Jörgen, nach einer alten Tradition, den Namen „Pfaffenhügel“ haben. Allein noch ist man nicht im Klaren, daß darunter jener Hügel zu verstehen sey, auf dem die Canonie St. Georg gelegen hätte. Die beiden Chorherren von Herzogenburg, Ludwig Mangold und Gaudenz Holzappel, könnten bei ihrer hervorstechenden Liebe für alterthümliche Studien und über diesen für die alte Topographie Oesterreichs nicht unwichtigen Gegenstand nähere Aufschlüsse geben.¹⁾

Nach dieser Abweichung, welche die verehrlichen Leser dem Einsender zu gute halten wollen, wird weiter bemerkt, daß der Herr Verfasser S. 23 (34) auf den Bischof Udalricus Comes ab Heist einen Ulricus I. folgen läßt, gleichsam als wäre dieser eine von jenem verschiedene Person. Beide sind eine und dieselbe Person; der Name Ulricus ist bloß eine Zusammenziehung von Udalricus, der auch bei Einigen Dedalricus, bei Anderen Odericus genannt wird,²⁾ wie man denn überhaupt in alten Diplomen viele ähnliche Beispiele findet. Die Orthographie der Alten nahm es besonders bei den eigenen Namen nicht so genau.³⁾

Doch Eins. versprach, Berichtigungen aus authentischen Quellen der historischen Kritik vorzulegen; hier sind einige Beweise, die einen Bischof von Passau Namens Udalricus für jene Zeit darthun, wo der Herr Verf. nach Christovin und dem Passauer Archive und einen Ulricus I. nennet.

a) Eben die dem Bischof Ulricus I. zugeschriebene Bestätigungsurkunde für die Kirche zu Neußling fängt an mit den Worten: „Anno Domini Incarnationis Mill. C. XI. Indictione XV. (eigentlich IV.) III. Non. Octobris. Ego Udalricus Pataviensis dictus Episcopus“ etc.⁴⁾

b) Im J. 1113 III. Id. Oct. wird die vom Markgrafen Leopold dem Heiligen restaurirte Kirche in Melk von dem „Pataviensis sedis Episcopo Udalrico“ eingesweiht.⁵⁾

¹⁾ Script. Re. Aust. Tom. II. col. 303—307.

²⁾ Mit dem Prädikate von Stille-Hefste; hatte seine Besitzungen an der Urka (Grlaw), Grunebach, Stille und Hefste. loc. cit.

³⁾ Op. cit. Bergl. Hansig Germ. sacr. Tom. I. p. 293.

⁴⁾ P. Marian a SS. S. Geschichte der ganzen öftr. Klerik sey. 8. Band.

⁵⁾ Nach Bruschnis bei Hansig 1267.

¹⁾ Vielleicht thäte dieses der gelehrte S. Frigblan Nies, auch ein Mitglied dieses löbl. Stiftes und Pfarrer zu Stoillhofen, wenn er sich entschließen wollte, seine im Manuscripte bereits vollendete „Geschichte der Canonie Herzogenburg“ dem Drucke zu übergeben.

²⁾ Hansig Germ. sacr. Tom. I. p. 294 seqq.

³⁾ Variabat nonnunquam scriptio nominum priorum Mabill. de Re diplom. p. 414.

⁴⁾ Hanthaler Fast. Camp. Tom. I. p. 171.

⁵⁾ Chronicon Mellicense p. 53, XV.

c) Im J. 1113 (bei Sage von Ulrich Eintritt) wendet derselbe die Pfarrkirche zu Bullersdorf ein, und stellt hierüber eine eigene Urkunde aus, die wieder im Eingange lautet: *In nomine — Udalricus Pataviensis Ecclesiae Episcopus.* *)

Reprere Daten anzuführen, wäre eben so überflüssig als ermüdend. Hier nur noch die Bemerkung, daß nicht Ulrich, sondern sein Nachfolger Regimmar oder Raymar vom Markgrafen (Leopold dem Heiligen) den Besitztum bezug in Oestreich erhalten habe. *)

Dieser Bischof Regimmarus war es auch, der im J. 1135 den 11. Sept. mit Leopold dem Frommen die von diesem gestiftete Cisterzienser-Abtey Heiligenkreuz besuchte **), woraus erhellet, daß Regimbertus de Peilstein, der erst drei Jahre darauf die bischöfliche Würde von Passau antrat, die frommen Väter von Morimont *) in ihren neuen Wohnort nicht mehr einzuführen brauchte, wie bei diesem Bischofe in den Beitr. bemerkt wird.

Bei dem Bischofe Manegaldus de Pergau S. 24 (35) führen die Worte: „Ich wurde schon für Wien ein Bisthum angetragen“ den Leser auf die Meinung, als wäre Mangolden der Antrag gemacht worden, Bischof von Wien zu werden. Dies meinte der Herr Verfasser wohl nicht, sondern wollte wahrscheinlich sagen, daß schon unter ihm darauf angetragen wurde, ein eigenes Bisthum für Wien zu errichten, was aber aus verschiedenen Gründen nicht zur Ausführung kam. *)

Bei Otto von Loesdorf wäre, mancher Leser wegen, eine nähere Bestimmung des Klosters Mariazell nicht überflüssig gewesen, da man ist gemeinlich den feyerlichen Gnadenort darunter versteht, von welchem hier nicht die Rede ist. Um also einer Zweydeutigkeit zuvorzukommen, hätte

*) Ibid. p. 58.

**) Namentlich von den Pfarren: „Nüwenburch (N. Neuburg), Holarprunnen (Hollabrunn), Goss (Gars), Polau, Echiendorf (Eggenhofen), Ruspach, Mistilpach, Valchinsteinen (Falkenstein), Licho (etwa Laa?), Mubliche, Wiederveldt (Weitersfeld), Major Bulca (Mullau), Adalethe“ — Bern. Fez Cod. diplom. Part. I. col. 313.

*) Jongellin. Notit. Abbatlar. Cisterc. Lib. IV. p. 4. col. 1640.

**) In Burgund. Hier war es, wo Otto, des heil. Leopold und der frommen Agnes Sohn, auf seiner Rückreise von Paris, wohin ihn sein Vater geschickt hatte, um „die sieben freyen Künste und die heilig geschliffen zu publizieren,“ von stiller, prunkloser Tugend angezogen, durch die Annahme des Cisterzienser-Ordens den glänzendsten Würden entsagte, die vorzügliche Talente, eine angenehme Gelehrsamkeit und seine hohe Geburt ihm versprochen. Bald darauf zum Abte von Morimont erwählt, versuchte er seinen Vater zur Stiftung eines Klosters für seine Ordensbrüder, und schon im J. 1134 schickte er eine Colonie von Morimont nach dem Orte Scheibach im Wiener Walde ab, über die er Godeschalk als Abt und Wilhelm als Prior setzte. Loc. cit.

*) Hansiz Germ. sac. T. I. 3. t. seqq.

zu Einsiedler gesagt: „weihete das Kloster Klein“ Mariazell wieder ein.“ Denn die Stiftung desselben fällt in das J. 1136. *) Durch ein volles Jahrhundert ertönte in dieser Gegend das Lob des Allerhöchsten; da drangen wilde Horden von Ungarn und Rumänen nach Oestreich ein, und trugen Tod und Verwüstung bis an diese Stätte des Friedens. Am 26. Jul. 1250 gingen Kirche und Kloster in Flammen auf. **) Erst nach Verlauf von neun Jahren erstand das Haus des Herrn und seiner Diener wieder aus dem Schutte, herrlicher als es vordem gewesen war. ***)

S. 30 (40) kommt unter den General-Bikarien und Officialen der Bischöfe von Passau, bei der Kirche Maria auf der Gestätten, ein Joh. Joseph Graf von Trautsohn vor, der nachher Bischof zu Passau und Wien gewesen seyn soll. In Passau war um diese Zeit (1743—1751) kein Bischof dieses Namens. Denn nach dem Tode des Bischofs Raymond Grafen von Rabatta († 1722 den 25. Okt.) gelangte 1723 Joseph Dominik Graf von Lamberg zur bischöflichen Würde, die er bis 1761 den 30. Aug. trug. Auf ihn folgte noch in demselben Jahre, den 19. Dezember erwählt, Joseph Maria Reichsgraf von Thun, der bis 1763 den 15. Juni auf dem bischöflichen Stuhle von Passau saß. *) Graf Trautsohn war nicht Bischof, sondern Erz-bischof (1666 auch Cardinal) von Wien dessen Oberhirte, Sigismund Graf von Kollonitz des Pollstums bereits den 24. Febr. 1723 von Rom erhalten hatte. *)

Auf einen ähnlichen Irrthum macht Einsiedler auf derselben Seite weiter oben aufmerksam, wo von dem Grafen Joseph Anton von Lamberg gesagt wird, daß er Bischof in Wien gewesen sey. Nach Fuhrmann hatte Wien nie einen Bischof aus dem geselligen Hause von Lamberg. *)

Einsiedler schließt seine Bemerkungen mit dem Wunsche, daß es einem Freunde der vaterländischen Geschichte gelingen möge

*) Dieser Name entstand schon sehr frühe, um es von Klosterneuburg, das vor der Canonisation des heil. Leopold Cellae S. Mariae genannt wurde, zu unterscheiden, ohne Rücksicht auf Mariazell in Steyermark, von dem Einige irrthümlich diesen Beisatz, der übrigens nur bei dem gemeinen Manne im Gebrauche war, herleiteten.

*) Weiskern Topogr. von Nieder-Oest. 1. Thl. S. 384.

*) Ebenbas. — „In die S. Jacobi combustum est Claustrum Cellae S. Mariae a Komaniis et Ungaris.“ Chron. Claustroneoburg. ad. ann. 1250.

*) Weiskern, loc. cit. — Unter Kaiser Joseph II. wurde dieses Stift aufgehoben, die Mitglieder desselben erhielten die bemessene Pension, seine Besitztungen wurden zuerst auf einige Zeit dem Stifte Melk, dann dem vom Kremsmünster, später (1795) an Willensfeld zur Administration überlassen. Seit dem J. 1798 bilden sie eine eigene k. k. Staatsherrschaft.

*) Ant. Godeau's Allgem. Kirchengeschichte etc. aus dem Ital. des Don Arnold Sparoni ins Deutsche übersetzt von Bernard Hyper. 18. Thl. S. 230—243.

*) Historische Beschreibung von der röm. k. k. Residenzstadt Wien. 2. Thl. 1. Bd. S. 93. 94.

*) Ibid. S. 87—95.

te, neue Quellen zu entdecken, woraus man etwas Sicheres über das wahre Alter der Kirche Maria Stiegen schöpfen könnte. Zugleich macht er hier auf etwas aufmerksam, worauf P. Fuhrmann, indem er von dieser Kirche schrieb¹⁾, selbst nicht gedacht zu haben scheint. Weder der „*Luctu Brevis notitiae urbis veteris Vindobonae*“ (Erschold Fischer,) der den Ursprung dieser Kirche mit dem unbekanntem Verfasser des Büchleins: „*Oesterreich über Alles in Verehrung des hochwürdigsten Sacraments, Wien 1720*“ in das J. 882 hinausschuf,²⁾, noch der gelehrte Dr. Wolfg. Paz, den er (wiewohl etwas voreilig) eines Widerspruchs beschuldiget, meinten ihm genügen Einsender ist der Meinung, daß die Kirche M. St. vor dem J. 1082 noch nicht erbaut gewesen sey, weil in der Stiftungsurkunde für Otto IV. 1082, worin Altmann Bischof von Passau im besagten Jahre diesem Stifte, nebst mehreren anderen in der Gegend von Wien gelegnen Orten, auch die „*Fabianam Villam cum tribus in ea conditis sacellis D. Petro, N. Ruperto et D. Paneratio sacris. Praeterea ecclesiam D. Petrovella et aliam in Haymenburgo*“ einräumte, die Kirche (oder Capelle) Maria Stiegen nicht genannt wird.³⁾

Wenn um diese Zeit (1082), diese Kirche schon bestand, warum sollte sie Altmann seiner so wohl bedachten Stiftung nicht auch beigelegt haben? Sie wäre ja viel näher als Perseus und Haimburg gewesen. Nach dieser Conjectur und den Worten P. Reiffenstuhls: „*Quarta Ecclesia Parochiali*“ *g. p. 40* „*audens jurisdictione a Passaviensium quodam Episcopo An. 1154 aedificata est. et a gradibus R. V. nomen accepit*“ wäre, wie Fuhrmann nicht zweifelt, Conrad, Herzog Heinrich I. Bruder, der vom J. 1149 bis 1164 Bischof zu Passau war, der Erbauer der Kirche Maria Stiegen, die vier Jahre darauf (1158) an die Benediktiner Abtey zu den Schotten kam.

„Dann obchon Conrad Stifter von Maria Stiegen; und Heinrich Stifter der St. Stephans Kirche gewesen, so ist doch gewis, daß durch biederliche Einversändnis, der Lebensschaft halber ein Tausch und Verwechslung geschehen, also daß Conrad und seine Nachfolger die St. Stephans Kirche; und Heinrich Maria Stiegen zu verleißen gehabt haben.“⁴⁾

Wien im März 1821.

E. G.

1) Historische Beschreibung der Stadt Wien, 2ter Thl. 1 B. S. 294—302.

2) Brev. Not. Urb. Vind. P. I. p. 39.

3) Fuhrmann alte und neues Wien. 1 Thl. S. 1397 folg.

4) Diese pfarrliche Jurisdiction war jedoch sehr eingeschränkt. „*Templum Beatissimae Virginis in litore. nunc ad Gradus, hodie (1767) Paroecia est in modico districtu Dioecesis Passaviensis.*“ Fischer Brev. Not. Urb. Vind. P. I. p. 159

5) Fuhrmann historische Beschreibung Wiens 2 Thl. 1 B. S. 300.

5.

Naturkunde.

VIII. 18.

1.

Hansteen über den Magnetismus der Erde.

(Vergl. N. 6. S. XXVIII. 1820.)

Bereits früher gaben wir eine vorläufige Notiz von diesem interessanten Werke und kommen jetzt noch einmal darauf zurück. Es ertheilt den ausführlichsten Unterricht über die Lagen der magnetischen Erdpole und deren Einwirkung auf Abweichungs- und Inklinations-Veränderungen der Magnetnadel. Der gründliche Verfasser hält diese für regelmäßig und an gewisse Gesetze gebunden, daher er glaubt, daß man dahin gelangen werde, sie eben so sicher durch Berechnung anzugeben, wie die Bewegungen der Himmelskörper; wenn nun erst die Beobachtungen vervollständigt und dann die Data von den Mathematikern gehörig bearbeitet wären. Vielleicht eine sanguinische Hoffnung!

Desto verdienstlicher ist des Verfassers mühsame Sammlung der in so vielen Jahrbüchern und Reisebeschreibungen zerstreuten Beobachtungen, und das daraus von ihm gefertigte sehr vollständige Verzeichniß der magnetischen Abweichungen und Neigungen. Die 3te seiner Tafeln insbesondere liefert die magnetischen Beobachtungen der Seefahrer vom Jahre 1539 bis auf die neueste Zeit.

Erst gegen Ende des XII. Jahrhunderts ward man aufmerksam auf die magnetischen Erscheinungen und bemerkt erst die Polarität des Magnets;

Zu Ende des XV. dessen Abweichung vom Meridian; zu Ende XVI. dessen Neigung (Inclination) unter dem Horizont und bald darauf auch die Veränderlichkeit in der Abweichung.

In der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts beobachtete man die täglichen, ja stündlichen Bewegungen der Magnetnadel, nebst ihrer Unruhe während eines Nordlichtes.

Zu Anfang des XIX. lernte man die Verschiedenheit der magnetischen Kräfte auf verschiedenen Punkten der Erde, so wie den bestimmten Einfluß des Nordlichtes kennen.

Abweichungen.

Am Schlusse des 16. Jahrhunderts war in ganz Europa und dem größten Theile des Atlantischen Meeres die Abweichung östlich. Hierauf nahm dieselbe schnell ab, und bald nach der Mitte des 17. Jahrh. wies die Magnetnadel in ganz Europa gerade nach Norden. Seitdem wendete sie sich immer mehr westwärts, so daß sie gegenwärtig im südlichen Europa mit den Meridianen einen Winkel gegen Westen von mehr als 20° macht. In den beiden letzten Decennien hat sie beinahe stille gestanden, und scheint sich in Dänemark langsam wieder nach Osten zurückzuwenden.

Wäre die 1580 von Robert Normann in der Nähe Londons beobachtete östliche Abweichung von 11° 15' ein Maximum der östlichen Abweichung gewesen; so wie die spätest 1805 von Göttingen beobachtete, westliche von 24°

8'; so würde die gesammte Verminderung in 295 Jahren 35' 23' betragen.

Magnetische Axen.

Die erste Veranlassung zur Bearbeitung dieses Werkes gab dem Verfasser ein von der kosmographischen Gesellschaft in Upsala ausgefertigter Erdglobus, auf welchem er an dem Südpole eine längliche elliptische Figur wahrnahm, welche als *regio polaris magnetica* bezeichnet war, und von welcher auf der Inschrift des Globus bemerkt wird, daß sie von dem Herrn Wilke aus den Beobachtungen der Capitaine Cook und Fournau abgeleitet worden sey. Der eine Brennpunkt dieser Ellipse ist bezeichnet *regio fortior*, und fällt mit dem späterhin von dem Verfasser gefundenen stärkeren Magnetpole bei Wandiemens Land, der andere aber, *regio debilior*, mit dem von ihm gefundenen schwächeren am Feuerlande zusammen. Dies deuchte dem Verfasser eben so merkwürdig als neu. Zwar hatte er sich die Erde immer als einen Magneten gedacht, der als solcher auch seine magnetischen Polarregionen haben müsse, daß es aber jemand versucht habe, die Lage der letztern zu bestimmen, war ihm unbekannt, und Halley's Angabe immer als die abenteuerlichste Hypothese vorgestellt worden. Aus Cook's magnetischen Beobachtungen bei Umseglung des Südpoles ergab sich dem Verfasser sehr bald die Richtigkeit jener südlichen Polarregion Wilkens. Nun erwachte der Wunsch in ihm, einen Schritt weiter zu thun, nämlich auch die nördlichen magnetischen Polarregionen ausfindig zu machen, die besten hiezu gehörigen Beobachtungen zu sammeln und zu bearbeiten, wozu ihm nun die von dem Herrn Staatsrath und Akademiker Schubert in Petersburg auf einer nach Sibirien im Jahre 1805 unternommenen Reise angestellten Beobachtungen (m. s. *Wode astron. Jahrb. 1809*) vorzügliche Dienste leisteten. Vermittelt derselben ward nun die Lage des sibirischen Magnetpales bestimmt, nachdem der Verfasser aus einigen brauchbaren in der Hudsonsbay angestellten Beobachtungen, die sich ihm beim Nachsuchen in Seereisen darbieten, schon die Lage des Nordamerikanischen Magnetpunktes aufgefunden hatte. So hatte er sich also von der Nothwendigkeit der Annahme zweyer magnetischen Axen, und also von der Richtigkeit der von Halley bereits festgesetzten Theorie überzeugt, nach welcher denn diese zwey Axen auch so erträglich mit den genaueren Bestimmungen des Verfassers zusammentreffen, als es nach den mangelhaften Beobachtungen, welche Halley zu Gebote standen, nur immer verlangt werden kann. Halley habe also zurecht das Wahre gefunden, und dessen so viel, als seine Zeit es gestattete.

Ueberzeugt vom Daseyn jener beiden Axen, machte er sich an die Beantwortung der von der Königl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen 1811 aufgegebenen Preisfrage: Ob man zur Erklärung der magnetischen Erscheinungen auf der Erde genöthigt sey, mehrere Magnetaxen in der Erde anzunehmen, oder ob Eine schon hinlänglich sey? Er gewann den Preis und die Abhandlung macht einen Theil seines Werkes aus.

Ein Pol, oder, vielmehr Convergenzpunkt der Axiellinien, A der einen Ache fällt in der südlichen Halbkugel bei Wandiemens Land, und in der nördlichen ihm gegenüber ein korrespondirender B in der Nähe der Hudsonsbay; sodann für die zweite Ache wieder ein solches Punkt a im Südmeere, unweit des Feuerlandes und ein ihm korrespondirender b im Sibirischen Eismeere. Der Verfasser gibt Berechnungen der Längen und Abstände dieser Punkte.

Für das Jahr 1800 z. B. fand der Verfasser die geographische Länge von B = $266^{\circ} 27'$ von Greenwiche; Abstand desselben vom Nordpol = $20^{\circ} 7'$.

Die geographische Länge von A = $134^{\circ} 8'$; Abstand vom Südpole = $20^{\circ} 58'$;

Die geogr. Länge von b = $131^{\circ} 48'$; Abstand vom Nordpole = $4^{\circ} 35'$;

Die geogr. Länge von a = $229^{\circ} 32'$; Abstand vom Südpole = $12^{\circ} 10'$.

Die magnetische Ache AB ist die stärkere. Beim Fortrücken beider Achen bewegen sich die Punkte Bb' von Westen nach Osten, Aa' hingegen von O. nach W.

Bb' aber bewegen sich schneller als die ihnen gegenüber liegenden Aa. So ist z. B. die Umlaufzeit von B = 1740 Jahre, von A = 4609 Jahre; von b = 860, von a = 1304 Jahre.

Hieraus erhellt schon, daß von keinen beweglichen Magneten im Innern der Erde die Rede seyn kann, sondern bloß von einer sich ändernden Polarität derselben, wie schon Mayer in seiner Naturlehre S. 610 cc. angedeutet.

Auch findet der Verfasser, daß die Axen AB und ab keine Erd-Diameter, sondern bloß Sehnen sind.

Inklination oder Neigung der Nadel.

Seit 1600 nimmt die nördliche Neigung in Nordamerika zu und in Europa ab, hingegen im östlichen Asien und Japan wieder zu. Die südliche Neigung nimmt ab bei Südamerika, ist bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung sich gleich bleibend, und nimmt bei den Sundas Inseln und Neu-Holland ab.

Magnetische Kraft.

Sie nimmt, den Beobachtungen zu Folge zwar zu, wo die Neigung zunimmt, doch gilt dies nur, wenn die Orte ungefähr dieselbe geographische Länge haben. Wenn zwei Orte dieselbe Neigung haben; so ist (von Amerika ausgegangen) die Kraft im westlichsten Orte am stärksten und nimmt gegen Osten sogar bedeutend ab. In einem und demselben Meridian

scheint die Kraft (bei gleichem Zuwachs der Neigung) schneller in Amerika und bei Neuhollland, als bei Afrika und Europa zuzunehmen. Hansen glaubt, daß Wids's Bestimmung des magnetischen Aequators auf einer unrichtigen Voraussetzung beruhe.

Einfluß auf das Polarlicht.

Der Verfasser glaubt, daß das Polarlicht von den magnetischen Kräften durch Vereinigung der entgegengesetzten Kräfte auf die nämliche Art erzeugt werde, wie ein ganz ähnliches Lichtphänomen durch die Verbindung der entgegengesetzten elektrischen Kräfte hervorgebracht wird — eine Idee, welche durch die neuen, höchst merkwürdigen Verstädtischen Versuche große Bestätigung erhält.

VIII. 24.

2.

Ein Wort über den Himmel.

Es gibt einige Stellen am Himmel, die sich beim Anblicke in einer heitern Nacht von dem übrigen Raume durch eine auffallende Dunkelheit unterscheiden.

Die angränzende Gegend an der östlichen Seite des Nebelsterns im Orion,*) jenem merkwürdigen Sternbilde, das in unserer Seele große Ahnungen wecken muß, erscheint dem Auge im Vergleiche mit der übrigen Umgebung so dunkel, daß man versucht wird, diese Erscheinung nicht bloß dem entgegengesetzten Eindrücke von Licht und Dunkelheit zuzuschreiben.

Der menschliche Verstand, jederzeit bemüht, zu ungewöhnlichen Erscheinungen Ursachen aufzusuchen, hat hier die Wirkung einer absorbirenden Kraft irgend eines großen Körpers vermuthet, der die rings umher zerstreute Lichtmaterie an sich zieht und festhält. Diese Anhäufung wäre daher der leuchtende Nebel im Orion. Vielleicht ist dort eine Sonne im Werden, die nach Jahrtausenden zu uns herüber strahlen wird. Manche Beobachter haben an diesem merkwürdigen Nebelstern wirklich Veränderungen zu bemerken geglaubt.

*) In meinem Nationalkalender für 1816 findet man dieses Sternbild abgebildet und beschrieben.

D. S.

Wie reich an Glanz ist überhaupt diese Gegend des Himmels! Die Spaden, das Siebengestirn, Orion, Sirius, und Procyon flammen uns mit einem Haare zahlloser Sterne entgegen, und reißen uns unwillkürlich zur Bewunderung hin, wenn wir in helteren Winterabenden den Blick nach Osten wenden. Hierauf gründet sich auch die Meinung, daß wir dieser Gegend des Himmels näher als der entgegengesetzten stehen, weil letztere uns Erdenbewohnern verhältnißmäßig sehr sternarm erscheint.

An der südlichen Halbkugel des Himmels befinden sich zwei dunkle Flecken im Sternbilde der Karlsche, welches in unseren nördlichen Weltgegenden so wenig als der Südpol selbst sichtbar wird. Man hat sie mit einem sehr unwürdigen Ausdrücke Kohlenfackel genannt, und wir, die wir in der südlichen Halbkugel der Erde nie gewesen sind, kennen sie bloß aus Nachrichten und Himmelkarten. H. Bode hat in dem astronomischen Jahrbuche für d. J. 1790 die Vermuthung geäußert, ob einer dieser dunkeln Körper nicht der Centrikkörper unsers Sonnensystems seyn könnte. (Gewöhnlich halten die Astronomen sonst den Sirius dafür, dem man schon seiner ausgezeichneten Größe und des herrlichen, mit Regenbogenfarben spielenden Glanzes wegen eine wichtige Bestimmung zuzumuthen versucht wird.)

Das würde der Fall seyn können, wenn die beiden Punkte des Eridanus und Perkeles, von deren stern nach letzterem zu unser Sonnensystem forttrüdet, genau bestimmt und einer davon 90 Grade von beiden Flecken entfernt läge. Allein die Veränderungen, woraus diese Schlüsse gebildet werden, sind in kurzen Zwischenzeiten zu unmerklich und die Sternkunde auf der Stufe ihrer heutigen Vollkommenheit zu jung, als daß unser Zeitalter darüber eine vollkommene befriedigende Gewißheit erwarten dürfte. Dies ist wahrscheinlich unserm Nachkommen vorbehalten, die sich mehrerer herrlicher Entdeckungen erfreuen werden, wozu wir ihnen mühsam den Weg bahnen.

Die mathematische Klasse der Göttinger Societät der Wissenschaften hat eine neue sorgfältige Diskussion der beobachteten eigenen Bewegungen der Fixsterne, um wo möglich die wahrscheinliche Richtung der Bewegung unsers Sonnensystems auszumitteln, zum Gegenstande der Preisaufgabe für den November 1822 gemacht.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Beilage Nr. 5 zum 30sten Band.

(Gebrudt im Oktober 1821.)

F ü n f t e s B e r z e i c h n i s s m e i n e r M i n e r a l i e n.

VIII. 9. 15.

(Fortsetzung von Beil. Nr. 27, des XXVIII. Bb.)

- | | |
|---|---|
| <p>826. Erbsenstein. Karlsbad. Mehrfach.</p> <p>827. Natürl. Schwefel. Sibirien. Solfatara. Ber. Krattigen.</p> <p>828. Buntkupfer. Salzburg.</p> <p>829. Kohlenblende. Harz. Sachsen. Krain.</p> <p>830. Graphit. Steiermark.</p> <p>831. Brandschiefer mit Versteinierungen von Herrnh. 4.</p> <p>832. Thon- Porphyr. Chemnitz.</p> <p>833. Basalt. Hornstein. Eisenach.</p> <p>834. Xpatit von Koschna.</p> <p>835. Kobalt. Kiegselsdorf. Glücksbrunn. Joachimsthal. Wiber.</p> <p>836. Thoneisen Kängl. Karlsbad. Hofschütz. Biscaya. (Lud. Helm.)</p> <p>837. Bohnerz. Krain.</p> <p>838. Schwarzeisen. Braunsfeld. Thüringen. Wendorf.</p> <p>839. Eisen- Niere. Rossitz.</p> <p>840. Körn. Thoneisen. Kalen.</p> <p>841. Falertiesel. Mähren. Kastilien. Wottawa.</p> <p>842. Plasma. Laitowiz. Oppenheim. 3.</p> <p>843. Strahlstein. Zillertal. Pfitsch. Laberg. Fichtelsberg. Pernstein. 9.</p> <p>844. Chrysoptas. Schlessen. 3.</p> <p>845. Hornblende. Wärmeland.</p> <p>846. Xpas. Schneckenstein. Schlackenwalde. 6.</p> <p>847. Edler Serpentin. Schwarzenberg.</p> <p>848. Gem. Asbest. Bettowiz. Stevzicz. Rom. Tirol. 6.</p> <p>849. Bergkork. Prubschitz.</p> <p>850. Amianth. Polanka. Tirol.</p> <p>851. Bergholz. Sterzing.</p> <p>852. Braunspat. Chemnitz. Kremnitz. Lacznaw. Lepitz. Kapnik. Boija. Raghbania. 19.</p> <p>853. Oxyd. Erfurt. Montmartre. Eisenütz. Ischl. Neufchatel. Getha. Krain. Cossonay. Lieshan. Götthard. Eisenach. Schmalkalben. Volterra. Kreisheim. 13.</p> <p>854. Arragon. Walfsch. Leogang. Arragonien. 9.</p> <p>855. Rother Braunsstein von Ragpog.</p> <p>856. Baryt. Wittichen.</p> <p>857. Graphit. Steyermark. (Swojanow. Mehrfach.) Innerk. Nied. England. Platten. Kromau. Lannhausen. Profestyn. Islo. 8.</p> <p>Beil. 3. Hess. Nr. 5. XXX.</p> | <p>858. Retinit. Mayersdorf.</p> <p>859. Gelbe Blende. Scharfenberg.</p> <p>860. Fasriger Roth- Eisenstein. Platten.</p> <p>861. Fasriger Braun- Eisenstein. Barcut. Hunpat. Hüttenberg. 6.</p> <p>862. Rother Eisenrahm. Chemnitz.</p> <p>863. Schwarze Blende. Füzes.</p> <p>864. Dicht Brauneisen. Schmalkalben. Wochin.</p> <p>865. Zinnober hochrother. Zweibrücken.</p> <p>866. Eisenspath Dauphiné. Krain.</p> <p>867. Mergel (Stink-) mit Blätter- Abdrücken. Von Herring. Hanau. Mit Fischabdrücken. Solenhafen.</p> <p>868. Kalktuff. Plicovicza. Lannstäd. Ungarn. Eisenütz. Mariazell. Kuchelbad. 10.</p> <p>869. Grauer Braunsstein. Itmenau. Krzberg. Klefeld. 5.</p> <p>870. Rutil. Frankfurt.</p> <p>871. Lungstein. Altenberg. Zinnwalde. 3.</p> <p>872. Wolfram. Altenberg. Zinnwalde. 2.</p> <p>873. Gold. Sibirien.</p> <p>874. Flußspath. Freiberg. Schneeberg. Schmalkalben. Altenberg. Belsenberg. England. Regensburg. Kapnik. Harz. Schweiz. Zinnwalde. Fürstenberg. Breisgau. Obernberg. Oberpfalz. Ehrenfriedersdorf. Steinbach. 67.</p> <p>875. Epidischer Stein. Hof. Goldenstein. Fichtelberg. Reichensbach. Malomerisch. Borewez. Klausthal. 10.</p> <p>876. Gem. Kieselstieffer mit Kohle. Prachno. Augesb. Freiberg. Hof. 4.</p> <p>877. Diater Fluß. Stolberg.</p> <p>878. Gemeine Hornblende. Galsenberg.</p> <p>879. Basaltische Hornblende. Karlsbad.</p> <p>880. Kalkspath, Offenbanya. Heidenheim. Sachsen. Hüttenberg. Thüringen. Freiberg. Bröja. Karlsbad. Neufchatel. Harz. Brünn. Herring. Schneeberg. Wernsheim. Salzburg. Petrosanobsk. Tirol. Baden. Sternitz. England. Offenbanya. Fontainebleau. Böhmen. Galizien. Schmalkalben. Elz. Mähren. Dauphiné. Banat. Schweiz. (Vielfach.)</p> <p>881. Sphalit. Frankfurt. Pamete. 3.</p> <p>882. Reggenstein. Oberlaybach. Chaux de fond. Thüringen. Eisleben. Benzingerode. Fienstädt. Petronell. 9.</p> <p>883. Leucit. Vesuv. 2.</p> <p>884. Schieferspath. Bergmannsgrün. Norwegen. 6.</p> |
|---|---|

885. Schaumkalk. Müßig. 2.
 886. Leucit. Siebenbürgen.
 887. Bergmilch. Tirol. Brünn. Gotthard. Montealbo. Blansko. Ungarn. Herrng. 18.
 888. Schaalkstein. Dognazla.
 889. Erbsenstein. Karlsbad. Saal. Mehrfach.
 890. Kalksinter. Spielberg bei Brünn. Karlsbad. Claup. Gleisdorf. Stepanau. Sterzing. Tostana. Krain. Kieselbors. Eisenarz. Glückbrunn. Weiersburg. Hüttensberg. Zberg.
 891. Kreide. Rein. Eüneburg. 3.
 892. Chrysoptas. Schlesien.
 893. Gem. dichter Kalkstein mit natürl. Salpeter, Fischen, Krebsen, (auch mit Abbrüden, Bersteinerungen, Bergkrysal, Karniol,) Pappenheim. Etersberg. Bleiberg. Dauphiné. Billiggrätz. Pato di Mollotto. Itria. Eisenach. Hall. (opalstrender) Bleiberg. Kloster Neuburg. Neu sohl. Elbingerode. Esch. Baden. Florenz. Italien. Havelberg. Pennsylvania. Altorf. Sachsen. Barent. Salzburg. Koburg. Württemberg. Blankenburg. Gischhüt.
 894. Krönigter Kalk mit Titan. Mähren. Harz. Krottenborf. Tokwö. (Angeschliffen) Languedoc. Italien. 12.
 895. Dolomit. Brenner.
 896. Madreporit. Ardenau.
 897. Mergel. Mähren. Javo (mit Fischabdruck). Pappenheim. Pennsylvania. Thüringen. Oestreich. Halle. Leutmeritz. Solzeofsen. Karlsbad. Eisenach. Kloster Neuburg. Olkutsch. Gzerlitz. Steyermark. Heidenheim.
 898. Bitum. Mergelschiefer. Glückbrunn. Harz. Riegelsdorf. Herrng. 8.
 899. Phosphorit. Stremadura. Schlackenwalde. Ehrenfriedersdorf. 7.
 900. Apatit. Salzburg. Ehrenfried. Roschna. Schönsfeld. Joh. Georgenstadt. 24.
 901. Spargelstein. Südermannland. Schlackenwalde. Arendal. Murcia. 6.
 902. Verhärteter Kalk. Salzburg. Sterzing. Lettowig. Neuberg. Cornwallis. Bruck. Siebenbürgen. Herrngrund. Böblitz. Zillertal. 14.
 903. Erdiger Kalk. Steyermark. Lettowig. Fichtelberg. Adamsthal. Salzburg. Augetz. 6.
 904. Pimellit. Schlesien. 5.
 905. Asebestart. Strahlstein. Urfern.
 906. Stinkstein. Kuchelbad. Herrng. Gumpelst. Okerode. Prag. Ulmenau. Ottenstein. Neufchatel. Albißberg. 20.
 907. Halbopal. Radkowitz. Siebenbürgen. Ungarn. Locles. Steinheim. Rosennig. Pernstein. Kromau. Neu Swiesblich. Joachimsthal. 41.
 908. Gemeiner Opal. Zalkabanya. Ungarn. Siebenbürgen. Zernstein. Radkowitz. Schlesien. Kromau. Avenstein. 26.
 909. Holzopal. Ungarn. Siebenbürgen. 16.
 910. Edler Opal. Ungarn. 12.
 911. Menilit. Avestein. Manil montant. Karlsbad. 4.
 912. Serpentin. Oestreich. Cornwallis. Mähren. Schweiz. Fichtelberg. Ungarn. auch polirter aus Barent. Novosila. Reichenstein. Böblitz. Tirol. Passau. Italien. 34.
 913. Asebestart. Strahlstein. Tirol. 4.
 914. Rhäticit. Tirol. 7.
 915. Gemeiner Tremolit. Barent. Gotthard. Tirol. Mähren. Reichenstein. 7.
 916. Asebestart. Tremolit. Tirol. 3.
 917. Glasartiger Tremolit. Barent. Schweiz. 3.
 918. Gemeiner Kalk. Tirol. Mähren. Meiningen. Kärnten. Salzburg. Wallis. Venedig. 17.
 919. Verhärteter Kalk. Mähren.
 920. Anthophyllit. Steyermark. Mähren. (Schweiz. Mehrfach.)
 921. Zinnstein. Schlackenwalde.
 922. Schillerstein. Harz. 3.
 923. Magnesit. Gulsen.
 924. Skapolit. Arendal. Roschna. 6.
 925. Amethyst. Onega. See. 12.
 926. Prase. Breitenbrunn. Dauphiné. 6.
 927. Milchquarz. Stolpen. Mähren. Rabenstein. 5.
 928. Heliotrop. Bukhari. 6.
 929. Amianth. Gotthard. Tirol. Beltelin. Reichenstein. 5.
 930. Asebest. Kärn. Reichenstein. Kromau. Lettowig. Eifitz. Cornwallis. Hohenelbe. Schneeberg. Gotthard. Pfitzsch. Böblitz. Wallis. Schweiz. Novogrod. 20.
 931. Sandjaspis. Sibirien. Gnantstein. Tirol. Harz. 13.
 932. Bergfort. Alivaja. Lettowig. Bistrau. Dobran. Brünn. Horn. 6.
 933. Bergholz. Tirol. 3.
 934. Speckstein. Ebersdorf. Göpfergrün. Cornwallis. Briamzon. Siebenbürgen. Eisenach. Solmeim. Karlsbad. 21.
 935. Bildstein. China. 2.
 936. Topfstein. Schreinald. Wallis. Salzburg. Urfern. 6.
 937. Holzstein. Eittenschig.
 938. Walkerde. England.
 939. Chiasolit. Barent.
 940. Opaljaspis. Ungarn. Siebenbürgen. Sachsen. 6.
 941. Allachroit. Zillertal. 4.
 942. Polirschiefer. Samuto. 2.
 943. Sahlit. Marschenborf. Arendal. Steyermark.
 944. Chloritschiefer. Lettowig. Tirol. Salzburg. 6.
 945. Walke. Eisenach. Gule.
 946. Gemeiner Chlorit. Graubünden. Tirol. Sachsen. 4.
 947. Blättriger Chlorit. Salzburg. Horn.
 948. Porcellanjaspis. Böhmen. Fichtelberg. Hessen. 12.
 949. Egyptischer Jaspis. Badenweiler. Egypten. Gischhüt. 12.
 950. Porcellanerde. Fichtelberg. Passau. Tirol. Brenbiz. Mehrfach.
 951. Thonstein. Laha. Schmalkalben. Meissen. Dlomutschan. Siebenbürgen. 12.
 952. Pfeifenthon. Ruditz. Brünn. Mehrfach.
 953. Schiefrichter Thon. Koffitz.
 954. Reine Thonerde. Prag.
 955. Vesuvian. Vesuv.
 956. Bernstein. Ostsee.

957. Perlftein. Ungarn.
 958. Chalcedon. Oberstein. 2. Angekliffen.
 959. Adler Beryll. Sibirien. Mehrfach.
 960. Gemeiner Jaspid. Sachsen.
 961. Obsidian. Island.
 962. Wegschiefer. Salm. Harz. Sonneberg. Louenlein. 6.
 963. Achate. Oberstein. (Sachsen.) Angekl. Ibirow. (Geschliffen.) Italien. 7.
 964. Zeichenschiefer. Dobschau. Lischnowitz. Maravella.
 965. Moor Kohle. Herring.
 966. Epidot. Saualpe.
 967. Thonschiefer. Annaberg. Lischnowitz. Harz. Lehsten. Laybach. Sachsen. 9.
 968. Brandschiefer. Artern. Nordlau. Itria. Zahnhora. Herring. 6.
 969. Quarz röthl. mit Kupferkies. Geschliffene Tafel.
 970. Schieferthon. Ilmenau. (Mit Abdruck.) Frankenberg. Parusdorf. Herring. Ekersdorf. Reudorf. 22.
 971. Klauenschiefer. Reichenbach. Dobschau. Schmölzig. Krems. 6.
 972. Bituminöf. Mergelschiefer. Prag. Willach. Kiegersdorf. (Mit Fischabdr.) Ilmenau. Glücksbrunn. 6.
 973. Blauspath. Krieglach.
 974. Gem. Feldspath. (Schriftgranit.)
 975. Dichter Feldspath. Struz.
 976. Basalt. Barent. (Geschliffen.)
 977. Dicht. und blättriger Gyps. Nordhausen. (Geschliffen.) Osteroda. Schwarzburg. 4.
 978. Holzstein. Böhmen. Geschliffen. 2.
 979. Granat von Göttheit. Geschliffen. Talkowitz. Schwarzenberg. Dolechau. Tirol. Saualpe. Gotthard. Struz. Basnat. Wiedschinow. Querbach. Goldenstein. Fichtelberg. Steyermark. 34.
 980. Gemeiner Schörl. Stellen. Pfitsch. Gotthard. Sachsen. Brünn. Fichtelberg. Nordamerika. Sibirien. Harz. Iglo. Roschna. 16.
 981. Turmalin. Tirol. Gotthard. Hörtberg. 10.
 982. Diallage. Steyermark.
 983. Glimmer. auch kryskallifirt. Pfitsch. Groß-Meseritsch. Altenberg. Hörtberg. Stellen. Sinnwalde. Brünn. Sibirien. Roschna. Hohenelbe. Vesuv. Savoyen. Ilmenau. Steyermark. Presburg. Rabenstein. Brünn. Hemanoschlag. 33.
 984. Klauenstein. Cornwallis. Tofsa. Bereghsäß. 4.
 985. Saugschiefer. Lieshan. Karlsbad. 6.
 986. Kiebschiefer. Ment montant.
 987. Omphacit. Fichtelberg.
 988. Adular. Gotthard. Dauphiné. Horn. 10.
 989. Gem. Feldspath. Lepiz. Patau. Sibirien. Hohensrubnig. Kaschinka. Bodenmais. (Schriftgranit.) Pernstein. Karlsbad. (Blumenblätter) Breitenbrunn. Wallis. Brünn. Saualpe. Gropfen. Schweiz. Schlakemoald. Rabenstein. 25.
 990. Labrador. Amerika. Ingermannland. 4.
 991. Dichter Feldspath. Brünn.
 992. Sabbro. Wallis. Schweiz. Florenz. 3.
 993. Blauspath. Krieglach.
 994. Kazoumovsky. Schlessen. 2.
 995. Polstein. Nordhausen. Böhmen. Ehrenbrunn. Leipzig. Heiligenkreuz. Arca. Delowan. Charoschig. Karlsbad. (Vielfach.)
 996. Augit. Kioch. Siebenbürgen. Böhmen. (Mehrfach.)
 997. Arsenikaltes in Oitaebren. Freiberger.
 998. Halbopal. Ungarn. Steyermark. 3.
 999. Gemeiner Schörl. Saar.
 1000. Kieselstein. Island. 4.
 1001. Hornstein. Ungarn. Gills. (auch muschl. und kryskallifirt) Sachsen. Billigengrätz. Krain. Hirschau. Talkowitz. Zena. Gläendorf. Kromau. St. Gallen. Schwarzenbeyel. Eichensteg. Brünn. Fassa. St. Gallen. Oerfschach. Schmalkalden. Großmeseritsch. Baden. Fichtelberg. Benedig. Herring. Thüringen. Ungarn. Karlsbad. Tartarey. Laal. Danemore. Sibirien. (Vielfach.)
 1002. Karnithin. Saualpe. 4.
 1003. Schieferthon. Itria.
 1004. Bimsstein mit Obsidian. Eiparische Inseln. Hadritsch. Zator. Rhein. 2.
 1005. Bimsstein. Conglomerat. Kölln. Ungarn. 4.
 1006. Chalcedon. Mlomutschan. Kremnig. Bitta. Regenz. Böhmen. Zweibrücken. Steinheim. Püttenberg. (Kryskall.) Belbes. Sicilien. Gibenstod. Siebenbürgen. Tofau. Piccardie. Talkowitz. Island. (Vielfach.)
 1007. Karneol. Sachsen. Thüringen. Hirschau. Zweibrücken. 15.
 1008. Achate aller Art. Oberstein. Sachsen. Sicilien. Böhmen. Sibirien. 28.
 1009. Gemeiner Strahlstein. Gotthard. Zickertthal. Pfitsch. Ehrenfriedersdorf. Fichtelberg. Sibirien. Elba. Steyermark. (18.)
 1010. Hornblende. Forstbachl. Hohenelbe. Gotthard. Stubei. Salzburg. Fichtelberg. Passaiz. Bodenmais. Brixen. Karlsbad. Tirol. 15.
 1011. Aßbestart. Strahlstein. Pfitsch. Böblig. Fichtelberg. Krichenstein. Schneeberg. Kärnten. Kupferberg. Krübau. 12.
 1012. Banjaspit.
 1013. Achaticit. Rematen.
 1014. Diallage. Steinsch. Bacher. Murten. Mähren. 7.
 1015. Boifit. Pfitsch. Saualpe. Fichtelberg. 8.
 1016. Epidot. Afsans. Barent. Mallonig. Fassa. Goldenstein. Brünn. Marschendorf. Flest. Saualpe. Fichtelberg. Dionez. Eichenberg. Salas. Grube. Hohenelbe. (sandiger Störze aus Siebenbürgen.) Heiligenblut. Krenbal. Schwedter. Auvergne. 25.
 1017. Cyanit. Scheibenaar. Gotthard. Admont. Botargine. Pfitsch. Pachergebirg. Panzerberg. Böhmen. Saualpe. Billerthal. Schneeberg. Langenlois. Stepanau. 23.
 1018. Trippel. Ungarn.
 1019. Nephrit. Ostindien.
 1020. Trapp. Porphyre (Trachit.) mit Obsidian. Von Szante.
 1021. Pechstein. Planig. Reudorf. Krenbal. Weifen. Koestrin. Elba. Tartarey. Großmeseritsch. Pernstein. (13.)
 1022. Arinit von Norwegen. Thum. Dauphiné. 8.
 1023. Schörlartiger Beryll. Altenberg. 3.

1024. **Ebler Bergk.** Sibirien. Salzburg. 5.
 1025. **Klaunschiefer.** Bateut. Hammelsberg. Mannetin. Krems.
 1026. **Klaunstein.** Patal. Reichenbach.
 1027. **Sphärolit.** Ungarn.
 1028. **Perlkstein.** Ungarn. 7.
 1029. **Emeragb.** Salzburg. Limoges.
 1030. **Vesuvian.** Vesuv. 5.
 1031. **Obsidian.** Ungarn. Island. 3.
 1032. **Olivin.** Böhmen. Eisenach. Steyermark. 5.
 1033. **Epidotit grüner.** Vesuv.
 1034. **Gemeiner Cronat.** Utoraja. Ilmenau. Saualpe. Rittersgrün. Schneeberg. Altenberg. Kastilien. Tirol. Schlesien. Alenau. 12.
 1035. **Sphäne.** Gotthard.
 1036. **Granulit oder Staurolit.** Goldenstein. Kastilien. Valle pilora. Cheronico. Bretagne. 12.
 1037. **Tolith.** Cap de Gates.
 1038. **Pyrop** in Serpentin. Böblig. 2.
 1039. **Ebler Uranat.** Kärnten. Olonez.
 1040. **Kokkolit.** Arendal. Estural.
 1041. **Skapolit grauer, blättr.** Langsöe. Goldenstein. 3.
 1042. **Holzopal.** Ungarn. 2.
 1043. **Steinmark festes, Budwig.** Altenberg. Eohen. Ferring. Nezbauja. Maxen. Deskreich. Königsstein. Planig. Rhein. Böblig. Cornwallis. Zalka. Siegen. Fichtelberg. Silva. Rochlig 20.
 1044. **Grünerde.** Italien. Kastelreut. 4.
 1045. **Magnetit.** Radkowitz. Prubschig. Cornwallis. 5.
 1046. **Meerschäum Negroponte.** Baleal. Prubschig. Mehrfach.
 1047. **Bol.** Ermos.
 1048. **Walterde.** Kein. Barent. England. Nimpisch. Reichenstein. 11.
 1049. **Gem. Quarz.** Fassa. Schemnig. Freiberg. Harz. Schneeberg. Barent. (als versteinertes Ammonit.) Olomutshan. Obersteinbach. Sibirien. Altenberg. Gerödorf. blauer von Salzburg. Montmartre. Compostell. Bodenmais. Nagyg. Gzietes. Ehrenfriedersdorf. Braunsdorf. Nordhausen. Hof. Kwietsniza. Siebenbürgen. Andreasberg. Rossig. Hohenwald. Elba. (Vielfach.)
 1050. **Schwarze Blende.** Freiberg. 2.
 1051. **Gelenkquarz.** Brasilien. 3.
 1052. **Gem. und Chat.** Jaspis. Koschna. Böhmen. Billigengrätz. Schemnig. Litta. Bärmeland. Harz. Fassa. Itesfeld. Grönländ. Sialien. 6.
 1053. **Thonschiefer.** Clausthal. Grätz.
 1054. **Amethyfl.** Altenberg. Gerödorf. Compostell. Freiberg. Kwietsniza. England. Namest. Wiesenbad. Kunnersdorf. Oberstein. Schleich. Itesfeld. Wolkstein. (safriger) Spanien. Schotig. 24.
 1055. **Feuerstein.** Litta. Brünn. Galizien. Lichtensteig. Olomutshan. Sachsen. Bernstein. Jena. Basel. (29.)
 1056. **Stimmer.** Binnwalde.
 1057. **Bergkry stall.** Binnwalde. Katiborschig. Schemnig. Altenberg. Dnega. See. Mähren. Gerödorf. Zabeltig. Bodenmais. 11.
 1058. **Prehnit.** Fassa.
 1059. **Milchquarz.** Skolpe.
 1060. **Tremolit grüner.** Ehotta in Mähren.
 1061. **Glasiger Feldspat.** Drachenfels.
 1062. **Eisenglanz krumm- und geradeschiefriger.** Treubenthal.
 1063. **Saugschiefer.** Tieshan.
 1064. **Halbopal dendritischer.** Von Radkowitz.
 1065. **Analcim.** Fassa.
 1066. **Kohlenblende von Eischwig.**
 1067. **Dichter Fluß.** Stollberg.
 1068. **Basalt.** Jaspis von Eisenach.
 1069. **Antimonial.** Blei mit brauner Blende, Kalkspat. Von Karoschan, Pernsteiner Herrschaft in Mähren. (Ungemein ähnlich dem Berggiltigerz. Bricht nicht mehr.) 5.
 1070. **Topfstein** von Wermisdorf in Mähren. (für verhärteten Talk ausgegeben.)
 1071. **Retinit** von Boskowitz. (für Erbspeck ausgegeben.) 4.
 1072. **Gemeiner Chlorit** von Lettowig. (Für blättrigen ausgegeben.) 3.
 1073. **Talkschiefer** von Lettowig. 2. (ber angeblich darin seyn sollende Bronzit ist bloß ein Produkt der Umbildungskraft derjenigen, die nicht wissen, was Bronzit ist.)
 1074. **Edle Hornblende (??)** von Smetschel, Pernsteiner Herrschaft. (Vergleichen habe ich mir den Kopf zerbrochen, irgen einen Grund dieser sonderbaren Benennung zu finden. Es ist höchst wahrscheinlich eine Modifikation des Strahlsteins. Lichtlauchgrün — werb in kleinen Parthien von 2 bis 3 Linien mehr lang als breit; — glänzend von Perlmutterglanz, der sich durch die Lupe zu einer Art Demantglanz erhöht. — Der Bruch im Großen und dem Anschein noch unvollkommen blättrig; im Kleinen aber und durch die Lupe genauer betrachtet, sehr schmalstrahlig ins Fasrige, mit Quersprünge und Abfänge; ersteres eigentlich nur Folge sehr gerader und dünnfänglicher Absonderung oder aneinander gewachsener haarförmiger, durchscheinender Säulen — grauweiser Strich — weich — eher milde als spröde — etwas schwer zerprengbar — fühlt sich mager an — nicht sonderlich schwer. Das gold- auch bräunlich und schmutzig gelbe Fossil womit er verwachsen, ist weit mehr ein erdiger Talk als Stimmer, wofür man es ausgegeben.
 Ueberhaupt dürften die Strahlsteine noch einer Revision der Arten bedürfen. Sie lassen sich nicht alle unter die bisherigen bringen.) 7.
 (Die Fortsetzung folgt.)

D i c h t e r s c h u l e.

XIV. 14.

Die Gründung der Kapelle in der Brigittenau bei Wien.

Es war nun geschlagen die blutige Schlacht *)
Bei Janlau im Lande der Böhmen.
Stets drohender wurde die schwedische Macht,
Nichts konnt' ihre Kräfte mehr lähmen.
Es wehte bei Jglau ihr siegreich Panier,
Schon tönte vom schwedischen Waffengeklirr
Inaym, Crems und noch mehrere Städte.

Und wie sich vernichtend ein tobendes Meer
Ergießet auf duftige Auen,
So stürzte gewaltig sich Torstenson's Heer
Auf Oesterreich's blühende Gauen.
Es lockte die Fremden das glänzende Wien,
Dort hofften sie Beute und reichen Gewinn
Zum Lohn für des Krieges Beschwerde.

Und näher und näher droht Feindes Gefahr,
Der Kühner nur stets wird im Glücke,
Schon hatte erstürmt eine muthige Schaar
Die Schanze der Laborer Brücke, **)
Es machte der Donner aus ehernem Mund'
Wien's guten Bewohnern gar deutlich schon kund
Die Nähe des nordischen Krieges.

Und hart war bedrückt mein herrliches Wien,
Zu spät schien die kräftigste Währe,
Schon sah man die feindlichen Feuer erglühn
Und blinken die Schwerdter und Speere.
Doch hart an des schirmenden Jsther's Gestad'
Herr Leopold Wilhelm gelagert sich hat,
Den Andrang des Feindes zu dämmen.

Es baute auf ihn das zagende Wien
Viel Hoffnung und frommes Vertrauen,

*) Am 24. Februar 1645.

**) Dazumal hieß sie Wolfsbrücke, auch Wolfsschanze,
und stand weiter oben, als die heutige Laborbrücke.

Er, Manchem der rettende Engel, erschien,
Entschwebend aus himmlischen Auen.
„Er wird uns erretten aus schmällicher Noth,
Es schützt den Gerechten der gültige Gott!“
So tönt es vom Munde der Christen.

Da betet er einstens in seinem Gezelt'
Am Tage der heiligen Brigitte
Zum ewigen Herren und Lenker der Welt
Entquoll aus der Seele die Bitte:
„Errette durch deine erbarmende Gnad,“
So fleht er, „die fromm dir ergebene Stadt
Vom schrecklichen Loose des Krieges.“

Und wie er so kniete in seinem Gezelt
In kindlichem Andachtergusse,
Da blühet es von der Kanone; es fällt
Die Kugel ihm hart vor dem Fuße:
Doch Wunder, so drohend sie war die Gefahr,
So krümmte die Kugel ihm dennoch kein Haar;
Denn Gott war mit ihm im Gebete.

Und wo das Gezelt des Herzuges stand,
Da stehet zur nämlichen Stelle
Vom nämlichen Umfang im Mauergewand
Die liebliche kleine Kapelle,
Aus dankbarem frommen Gemüthe
Geweihet der heiligen Brigitte
Von Leopold Wilhelm von Oestreich.

Franz Petter.

XIV. 13.

Veronika von Dessenig.

Im Jahre 1423 nach Palvasor.

Graf Friederich von Cilli sprach
Zu seiner holden Veronike.
Ich führe dich ins Brautgemach
Und trege kühn des Schicksals Lücke.
Mag auch der Vater wüthen, schrey'n,
Du selist bei Gott die Meine seyn,
Und keine Macht dich mir entreißent!

„Gib auf den Wunsch, mein Friederich!
 Du möchtest später ihn bereuen,
 Du weißt, dein Vater hasset mich,
 Wird Dornen uns ins Ehebett streuen.“
 So sprach, das Auge roth geweint,
 Veronika zum Herzensfreund
 Im Vorgesühle düß'rer Zukunft.

Allein Graf Friedrich hört sie nicht,
 Er hat nur ein Gefühl — die Liebe,
 Was auch Gehorsam will und Pflicht,
 Besiegt der mächtigste der Triebe.
 Er führt als Braut sie zum Altar,
 Des Priesters Hand vereint das Paar,
 Der Unglücksbund — er war geschlossen.

Graf Hermann Cilli hatte kaum
 Die Bottschaft von dem Bund vernommen,
 Als schnell in seines Herzens Raum
 Der Rache wilde Gluth entglommen,
 Der Sohn und die verhasste Schnur
 War einzig der Gedanke nur,
 Der jetzt das Vaterherz erfüllte!

„Wie! ich, (rief er in seiner Wuth)
 Verwandt mit einem Kaiserthrone,
 Soll dieß gemeine Ritterblut,
 Vermischen sehn mit meinem Sohne!
 Nein, nein! dieß mich entehrend Band,
 Zerschneide meiner Rache Hand!
 Sie sollen ihre Macht empfinden!“

Zum Unglück noch für Friederich,
 Hat böser Leumund sich verbreitet,
 Als seine erste Frau verblüht,
 Daß er ihr selbst den Tod bereitet;
 Sie war vom Hause Mordruß her,
 Und Friederich liebte sie nicht sehr,
 Drum hieß es, er hat sie getödtet.

Und als er einst ganz ahnungslos
 Am Hofe Sigmunds war erschienen,
 Ergriff ihn schnell der Knechte Troß
 Auf seines Oheims Wink und Mienen;
 Von ehernen Ketten wund gedrückt,
 Ward er dem Vater zugeschiedt
 Verrätherisch wie ein Verbrecher.

Graf Hermanns Wuth war fürchterlich
 In ihrem regellosen Sturme,
 Ließ er den armen Friederich
 In Dstrawitz in einem Thurne
 Gesperret schmachten mondenlang
 Und unter Noth und Fesselzwang
 Zu herbern Leiden aufbewahren.

Zu fern war ihm in Dstrawitz
 Das Opfer seiner Grausamkeiten,

Drum ließ auf seinen Etelich
 Er ihn nach Cilli hergeleiten.
 Dort wurde unter starker Nacht
 Der arme Friedrich streng bewacht
 Von Jobst von Helfenbergern.

Nun peinigte und zwang man ihn,
 Daß er die Rittergüter alle,
 Die Hermann ihm mit Watersinn
 Geschenkt hat vor diesem Falle,
 Zurück demselben wieder schrieb,
 Daß nichts dem armen Sohne blieb,
 Als Friedrich stein, von ihm erbaut.

Selbst dieß entging nicht seiner Wuth,
 Er ließ durch seine rüst'gen Knechte
 Es niederreißen in den Schutt,
 Zum Hohne aller Menschenrechte;
 Wie ein ergrimmt'er Löwe, schlimm
 War er, ein menschlich Ungethüm,
 Das selbst sein eignes Blut nicht schonte.

Wie gieng der armen Gattinn? fragt
 Der Menschenfreund mit bangem Beben,
 Wer Mitgefühl im Busen hegt,
 Dem zittert für das theure Leben.
 Ja wohl! es war ein herbes Loos,
 Das aus des Schicksals Keiche stieß
 In's Herz der armen Veronike.

Kaum konnte sie durch schnelle Flucht,
 Als sie des Gatten Loos vernommen,
 Den Häschern, die sie aufgesucht,
 In solchem Drange jetzt entkommen,
 In Wäldern, tief und schauerlich,
 Verberg die arme Taube sich,
 Das kurze Leben sich zu fristen.

Auf ihren Kummerstab geblückt,
 Durchirrte sie des Waldes Tiefen,
 Der Menschenhülfe fern entrückt,
 Die zarten Füße blutig triefen;
 Auf harter Erde hingestreckt,
 Von jedem Rauschen aufgeschreckt,
 Verseufzte sie die Kummernächte.

Bis endlich von dem Leid gerührt,
 Verwandte Herzen sind erwarinet,
 Und man die Gräfin ausgespürt
 Und ihres Leides sich erbarmet;
 Zu Pettau in ein altes Schloß
 Ward sie verborgen, hoffnungslos
 Verhallte dort ihr Schmerzgestöhne.

Dem wehe! wen das Schicksal haßt,
 Es peitscht ihn fort mit ehernen Ruthen
 Und läßt ihm keine Ruh' und Rast,
 Das arme Opfer endlich muß erbluten.

Auch sie traf hart des Schicksals Fluch
Denn eingemerkt im Leidensbuch
Ward sie seit ihrem dunklen Werden.

Weh! endlich ward sie ausgespürt
Durch zahllos ausgesandte Späher,
Und aus dem Schutort weggeführt
Zum zornerglühten harten Schwäher,
Der, wie ein Raubthier hoch erfreut,
Empfang die ihm erwünschte Beut',
Um sie nach Herzenslust zu quälen.

Vor ein Gericht ward sie gebracht,
Das sie zum Tod verdammen sollte,
Weil sie den Sohn durch Zaubermacht
In's Liebeshes verstricken wollte;
„Denn nur durch schwarze Hexenkunst
Gelang sie zu des Sohnes Gunst,“
So sprach Graf Hermann zu den Richtern.

Allein der Gott der Unschuld war
Mit ihr im peinlichen Gerichte
Und schützte sie vor der Gefahr
Mit seinem ew'gen Gnadenlichte;
Denn was man 'gegen sie erdacht,
Zerstob der Unschuld hohe Macht,
Daß ihre Richter selbst erstaunten.

Man fand, daß jene Zauberei,
Womit sie Friedrichs Herz besieget,
Nur Allgewalt der Liebe sey,
Der jeder Sterbliche erliegt.
Der Liebe eines Cilli werth,
Ward sie doch endlich frei erklärt
Von der Beschuldigung des Schwähers.

Darob erbrannte Hermann sehr,
Er sah sie schon in Flammen sterben,
Jetzt raste er, lief hin und her,
Beschwor aufs neue ihr Verderben;

Es ließ ihm keine Raft und Ruh',
Sein böser Geist rief stets ihm zu:
Du mußt für solche Schmach dich rächen.

Und der Gedanke ward zur That,
Die längst sein böser Sinn beschlossen;
Er ließ auf dunklem Neuchlerpfad
Sie aus dem Kreis des Lebens stoßen;
In einem Bad ward sie vollbracht
Die schwarze That der Höllemacht,
Durch die bestochnen Neuchelmörder.

Wie brach des armen Friedrichs Herz,
Als er die Schreckenspost gehört,
Die zur Verzweiflung stieg sein Schmerz,
Sein Erdenglück war nun zerstört.
Denn die er liebte, war nicht mehr,
Das Leben war für ihn nun leer,
Sein Alles ging mit ihr zu Grabe.

Gleich einer Leiche stand er da,
Erkrankt an solchen Herzenswunden,
Und schon war er dem Tode nah,
Und seine Lebenskraft entschwunden,
Ach! zur Verklärten zog's ihn hin,
Die wie ein Engel ihm erschien,
Den Weg zur Freiheit ihm zu zeigen.

Da trat der bessere Genius,
Des Vaters hin zum kranken Sohne
Und gab ihm den Versöhnungskuß,
Und auch die Freiheit hin zum Lohne,
Und Friedrich lebte wieder auf,
Und froh begann er seinen Lauf
Im hehren Kreis des Thatenlebens. *)
Franz Petter.

*) Sigmund, römischer Kaiser und König von Ungarn und Böhmen, hatte die bekannte Barbara von Cilli zur Frau.

XIV. 1.

Ungarische Lieder.

Gern besucht die deutsche Muse die Gärten fremder
Poesie, um auch da Blumen zu pflücken und sie in ihre
Kränze mit hineinzuflchten. Auch in Ungarns Fluren blühen
liebliche Blumen; aber warum pflücken wir sie nicht?

Vergeblich wohl würde ich in andern deutschen Blät-
tern zur Uebersetzung ungarischer Lieder ins Deutsche auffor-
dern; denn die ungarische Sprache ist zu wenig in Deutsch-
land bekannt. Nur im Hesperus fürchte ich keine Fehl-

1. Mini tsókja.

*As estve egy Zefirrel
Beszélgetek hivánsim*

bitte zu thun; da unter den Lesern dieser Zeitschrift ge-
wisß viele sind, die Uebersetzungen aus dem Ungarischen ins
Deutsche wagen können. Da ich selbst nicht mehrere über-
setzen kann und will, so will ich nur einige wenige ungaris-
che Lieder hier im Original und meiner Uebersetzung mit-
theilen, um den Leser auf den jetzigen Standpunkt der
magyarischen Poesie aufmerksam zu machen.

1. Minna's Ruf.

Von Minna kommst du, Zephyr?
Du Lofer! meine Minna,

'S azt mondja a' gonoss, hogy
 Ő most az én Minim től
 Ión a' ki-is hőszüntet.
 „Hát hol maradt el a' rsók?”
 Engedj - meg így könyörgött
 Hogy másnak ad tam által.
 „Hogyan? Kinek?” Clóbb egy
 Kerten jövek keresztül.
 'S éppen, hogy ott repültem
 Akkor hajólt - le egy szép
 Rózsáska 'shalni indúlt.
 Megszántam e' nekem jó
 Szállast adó viragot,
 E's illetődre szálltam
 Keblére és Minidnek
 Tsókját alig tvém rá
 Már elledett 's mosolygott.

* * *

2. N e f e l e j t s .

Ne felejtet adott!
 Oh boldog ég!
 Szeret, szeret tehát,
 Engem' Mini még.
 Egybe fűzött karral
 Mentem volt vele,
 'S kikeresvén á leg -
 Szébbet Szegte - le.
 Szemérmes pirulás
 Közt adta nekem,
 Háh! akkorba miként
 Repesett lelkem.
 Ő kereste - ki, hogy
 Szierm hol remeg,
 'S virágjával mejjem'
 Ottan tüzte - meg.
 Mig azt egygyik keze
 Helyre illegette,
 Addig a' mástkat
 Vállamra tette.
 Es redm tekintvén
 Bájos szemérel,
 Szorúlt mnjjból sohait:
 Oh nefelejts - el!

* * *

Die läßt mich freundlich grüßen?
 Wo hast du denn ihr Küßchen?
 „Verzeih' mir! Schon verschenkt' ich
 Den Kuß von deinem Mädchen.“
 Wie? Sage, wer bekam ihn?
 „Um einen Garten flog ich;
 Da beugte sich verschmachtend
 Ein allerliebstes Näschen.
 Mich jammerte der Blume,
 Die mich so freundlich aufnahm.
 In ihrem Schooße weilt' ich's
 Und Minnas frisches Küßchen,
 Haucht' ich ihr auf, und lächelnd
 Begann sie neu zu leben.“

* * *

2. B e r g i ß m e i n n i c h t .

Sie gab mir ein Bergismetnnicht!
 O Himmel! Meine Minna liebt,
 So liebt die herrliche mich noch!
 Wir wandelten vereint. Ihr Arm
 Umschlang mich, und der Blüten schönste
 Erkor und pflückte sie für mich.
 Und als sie mir das Blümchen gab,
 Da färbt' ihr helles Roth die Wangen,
 Und vor Entzücken schlug mein Herz.
 Da, wo es schlug, (sie fühlte es wohl,)
 Da steckte sie an meinen Busen
 Das Blümchen ihrer Liebe hin.
 Noch tändelte die eine Hand
 An meiner Brust. Die andre ruhte
 Auf meiner Schulter. Welch' Gefühl!
 Sie sah mich an und lachte hold,
 Mit Liebeszauber in dem Blicke,
 Und schluchzte laut: Bergiß mein nicht!

* * *

3. A' Nap' lementte.

Amott ment-le a' ditsö Nap földünk szelid egeröl
Látam, mint törtült egy fálhó, egy könnyet kerek éröl.
E's én, én mért ne folyattam volna egy két könnyet ott
A' hol Julim ajakamra Isten hozádót nyomo tt?

* * *

4. Mein Wette.

(Wovon ich das Original nicht zur Hand habe.)

Mögen die Andern ihr Gold und Silber und alles verwetten!
Ist die Wette nicht Wein, nimmermehr bin ich dabei!
Hab' ich nicht immer gesehen, wie ungern jeder bezahlt?
Aber wett' ich um Wein, rechn' ich es keinen Verlust.
Denn dann heut mir Genuß die Wette, wenn ich auch
verliere;
Denn ich trinke zugleich mit dem Gewinrer den Wein.

* * *

Originalität und Zartheit zeichnen diese Stücke aus. Sollten sie nicht, nach meinem Wunsche, die Lust zu mehreren erwecken? Sollte sich kein Uebersetzer der übrigen Lieder dieses Dichters finden?

Aber wer ist denn der holde maggarische

XIV. 3.

Epigramme.

1. Eros als Pflüger.

(Nach des Moschos Epigramme. 'Ερωτα απορρῶντα)

Eros ergriff statt Hackel und scharfen Geschosses die Pflugschär;
An der Seite den Sack, streut' er die goldene Saat
Ueber der Deo *) braunes Gefurch', und die dunkelnden Stiere
Spannt' er ins drückende Joch. Siehe, da rief er zum Zeus:
„Fülle die Aehren! Segne die Aerdte des ärmigen Pflügers,
„Stier der Europe! sonst holt Eros dich selbst an den Pflug.“

2. Eros und die Musen.

(Πλατωνος XXX.)

Cypria *) sprach zu den Musen: „Mädchen! ehrt Aphroditen,
Sonst bewaffnet gen Euch Cypria Eros den Schalk!
Sieh', da erwiederten Sie: „Dschrecke den Ares mit diesem!,
Uns doch, Knidia! **) besiegt nimmer das flatternde Kind.

*) Deo (Αρω) ein etwas seltener Beinamen der Ceres (Αρωγίτιο) bei einigen Dichtern. Ovid. Met. VI. 114 — Μεσσυριον Ερωδύλλια. Daher Deoide — Beinamen der Persephone.

**) Cypria, Knidia (Gnidia) Beinamen der Venus (Αφροδιτη) von den Dertern ihrer vorzüglichsten Verehr-

3. Sonnenuntergang.

Scheiden vom Horizont sah' ich die goldene Sonne
Und es entfielen zugleich Thränen dem Abendgewölkt.
Sollten nicht meinem Aug' auch süße Thränen entfließen,
Wenn des Lebens Kuß scheidend mein Sulchen mir gab?

* * *

Sänger? Gabriel v. Döbrentel, aus Sarvar im Eisenburger Comitats, jetzt Assessor der Gerichtstafel des Hunyader Comitats in Siebenbürgen, zu Deva wohnend; zuvor Erzieher des jungen Grafen v. Sialay, und verdienstvoller Herausgeber der siebenbürgischen Zeitschrift: Erdelyi Museum, das zu Clausenburg herauskam; ein Mann, den deutsche Literaturzeitungen schon oft mit Achtung genannt haben, und der neuerlich durch jenen Ehrenposten und eine auf ihn geprägte Medaille ausgezeichnet ward. Drei Bändchen Gedichte von ihm, in seinen Jünglingstagen gesungen, werden, wo ich nicht irre, zu Dedenburg 1805 herausgekommen seyn. Döbrentel verdient auch darum eine Verdeutschung seiner Lieder, weil er selbst ein großer Freund der deutschen Literatur ist. So hat er neuerlich Müllners Schuld ins Maggarische übertragen.

M. Christian Adolph Peschel,
Pfarrer zu Lückendorf und Dybin bei Bittau.

3. An die Schwalbe.

(Nach des Anakreons Ode: ΕΙς χελιδόνα)

Schwalbe, o Schwalbe! wie soll ich dich löse Schwägerin
strafen,
Die mir den süßesten Traum von der Geliebten geraubt! —
Lähm' ich dir, Arge, die Schwingen oder die plaudernde
Zunge,
Daß du nimmer mich weckst, ehe mich Phöbos erblickt?

4. Schlaf und Tod.

(Nach dem Oden.)

Freunde! Schlaf ist Tod, und Tod ein freundlicher Schlummer.
Weniger lebt ihr gewiß, schläft ihr im Leben zu viel.

5. Der Greis an die Mädchen.

(Nach Anakreons Ode: ΕΙς κόρην.)

Ihr flieht mich, frohe Mädchen, ist,
Weil nun die Locke silberweiß,

zung. Daher auch: Cythere, Paphia, Iballa, Amathus
sua u. von Paphos, Amathunt, u.

Welt euch der Jugend Blüthe schmückt,
 Und ich ein schwacher Greis? —
 Ach, Liebe glühet noch in mir!
 Verschmäht sie nicht, ihr saht es ja,
 Wie unter Purpurrosen nur
 Die bleiche Lillie glänzt.

6. Das Grab.

(Nach Kallimachos.)

Saon, Dion's Sohn, der Ananther schläft, hier heiligen
 Schummer!
 Nenne des Redlichen Schlaf nimmer, o Wanderer!
 Tod.

Carl Jos. Schmidt.

XIV. 11.

An Stella.

Die fröhlichen Klänge
 Der Harfe verstummen,
 Es ruhet der Saiten
 Entzückendes Spiel.

Nur traurig ertönet,
 Wie Nachtigallklage,
 Im stillen Gehölze
 Mein einsames Lied.

Denn Wehmuth umflort
 Mir heute die Seele,
 Wie süßerner Nebel
 Selenen umflort. —

In bunten Gestalten
 Umschwebt mich der zarten,
 Entknospenden Jugend
 Hold lächelnder Traum.

Einmal saß ich im Thale
 Am Blumengestade
 Und horchte dem süßen
 Gelispel des Wachs;

Da sah ich, o Stella!
 Wie einer Verklärten
 Von reinerem Schimmer
 Dein Bildniß umstrahl.

Durch schattige Erlen
 Des Silberbachs schwebte
 Auf Schwingen der Aeste
 Dein himmlisches Bild.

Ich eilte, mit Rosen
 Dich Holde zu kränzen,

Mit Blumen zu zieren
 Die wallende Brust.

Wir gingen durch Pappeln,
 Vom Monde versilbert,
 Am heiteren Bache
 Halb träumend dahin.

O glückliche Stunden,
 Die damals entauschten,
 Euch kränzt' ich mit frischem
 Bergisweinichtblau!

Es lächelte Phöbe,
 Es lächelte Hesper,
 Es lächelte Alles
 So huldreich mich an;

Der Nachtigall Klagsied
 Ward Lied mir der Freude,
 Des Baches Gemurmel
 Kauscht' Liebe mir zu.

Wo waldest du jetzt?
 Welch' glückliches Bächlein
 Erblickst dein Bildniß?
 Wo wehet dein Geist?

Ach nimm hin zu dir den *)
 Ermüdeten Pilger,
 Und reich' mir die Palme,
 Die dorten mir grünt! —

Denn ein Mal nur blühet
 Das irdische Eden;
 Nur ein Mal der holde,
 Der blumige Mai;

Mir blühet er nimmer,
 Mir lächelt er nimmer; —
 Es schlaget *) vergebens
 Die führende Brust.

Komm' lächelnder Knabe
 Im rosigem Traume,
 Und trockne die Thräne
 Im zitternden Blick,

Und zaubre noch ein Mal
 Die himmlischen Bilder
 Des wonnigen Lenzes
 Mir lieblich zurück.

Dann mögen die Pulse
 Zu schlagen aufhören, *)
 Dann möge verbluten
 Das liebende Herz!

*) Zu verbessern.

Drum senke dann leis
Die goldene Fackel,
Ich habe genossen
Das irdische Glück! —

Nur über den Sternen
Am Urquell des Lebens,
Nur dort blüht der Liebe
Nie welkender Kranz. —

Schon ahn' ich das Rauschen
Des wehenden Fittigs,
Schon seh' ich dich Stella
Verkläret im Glanz!

Du lächelst entgegen
Dem lebenden Waller;
Und reichst ihm den nimmer
Verwelkenden Kranz! —

Ab. M. Paçal.

XIV. 12.

Das Vater Unser

paraphrasirt von Raupach. (Dramatische Dichtungen
Petersburg. 1818. S. 179.)*

Vater Unser! Unendlicher,
der du thronst in himmlischer Ferne,
Dein Name werde geheiligt, Herr,
geheiligt von Sterne zu Sterne.
Zu uns komme dein Reich; jede Kreatur
in deiner prangenden Weltensflur
erkenne und ehre dich gerne.
Dein Wille gescheh' in der Sterblichkeit,
ihn lehr' uns halten und lieben,
wie erhaben über die Aengsten der Zeit
die seligen Geister ihn üben.
Was unser irdisches Leben nährt,
von deiner Güte sey's uns bescheert.
Vergib uns des Herzens unsägliche Schuld!
Barmherziger Vater, habe Geduld
mit deinen strauchelnden Kindern.
Wir wollen auch, was er an uns verbricht,
dem Bruder erlassen, sonder Gericht,
nicht richten Sünder mit Sündern.
Wenn listig uns der Versucher umstrickt,
laß unsere Kraft nicht erlahmen.
Vom Nebel, das uns zu Boden drückt,
erlöß uns, Allmächtiger, Amen! —

*) Eine vortreffliche Composition dieses Gedichtes, für
Sopran, Alt, Tenor und Bass, nebst Begleitung des Piano-
forte, von Hrn. Nanke in Brünn, findet man in mei-
nem Nationalkalender für 1822. Prag bei Calve.

Der Herausgeber.

XIV. 13.

Mein Wunsch.

Ich wünscht' mir einen Garten
Und dann ein kleines Feld,
Gemächlich sie zu warten,
Entfernet von der Welt.
In ländlich stiller Hütte
Vergäß ich Stadt und Pracht,
Und lebte nach der Sitte
Die froh und glücklich macht.
Statt Opern und Concerten
Hört' ich der Lerche Lied,
Statt Phaetons und Pferden
Lief ich zu Fuß mich müß.
Statt Büchern und Journalen
Läs' ich das Buch Natur,
Statt Tanz und Schmelgermahlen
Hüpfte' ich auf bunter Flur.
Statt Eyerbun und Flaumen
Und seidnen Kanapee
Schlief ich bei süßem Traumen
Gar sanft auf weichem Klee.
Statt seltener Gerichte
Und köstlichen Ragout,
Pflückte' ich mir süße Früchte
Und tränkte Milch dazu.
Statt reicher Kleider trüge
Ich nur ein Wamms von Woll',
Und unter diesem schlüge
Ein Herz von Freude voll.
So lebt' ich ohne Sorgen
Ein stilles Leben hin
Und dankte jeden Morgen,
Daß ich so glücklich bin.

Fr. v. Sts'ernhaya.

Epigramme.

Der Vaterwunsch.

Als Mag von seinem Vater schied,
Am in den Frankenkrieg zu gehen,
Und der ihm Herz und Muth berieth,
Sprach Mag: — ich wette — will mir's Glück,
Ich bring euch eines Feindes Kopf zurück.
Ey! — rief der Vater, dich gesund zu sehn,
Das wär' das allergrößte Glück,
Kämst du auch ohne Kopf zurück.

Fr. v. Sts'ernhaya.

An Selma.

Ach sie flieh'n, die schönen Augenblicke!
 Unter meines Lebens finst'rer Brücke
 In der Zeiten tiefen Ocean! —
 Und ich wandle trostlos hin zum Grabe
 Ohne Hoffnung, ohne süße Labe
 Auf der öden dornbestreuten Bahn.

Selma sprich! mußt' ich dich darum lieben,
 Um mich Armen ewig zu betrüben?
 Um zu tragen diesen herben Schmerz?
 Alle meine Freuden sind vernichtet,
 Und im Busen, den dein Blick gelichtet,
 Schlägt ein wundes, gramgebrochnes Herz.

Löschend schwanben die zerstäubten Sonnen,
 Meine Wünsche sind wie Schaum zerronnen,
 Meiner Jugend Blüthe welkt dahin,
 Meine Augen nehen heiße Thränen,
 Fern dem Ziele schweift das vage Sehnen,
 Und die bunten Morgenräume flieh'n.

Schäckernd knicktest du die zarten Blüten
 Untrer Liebe, die so göttlich glühten,
 Mein Elysium ward Wüstenei;
 Rasch von hinnen floh'n die Ideale,
 Ausgetrocknet ist die Nektarschale, —
 Und dahin der jungbekränzte Mai.

Du hast nie der Liebe Macht empfunden,
 Nie gefühlt, o Selma, nie die Wunden,
 Die ein Flammenblick dem Herzen schlug!
 Denn sonst könntest du an meinen Leiden,
 Nie an meinem Harm dein Auge weiden
 Nie mich täuschen mit der Miene Trug.

Geh', dir hat ein edles Herz geschlagen,
 Groß und stark, den bitteren Schmerz zu tragen,
 Daß es nur ein Duftephantom umschloß,
 Daß es nur ein Traumgebild umfassen,
 Daß es mit der Liebe Gluthverlangen
 An des Wahnes fahlem Schein zerfloß.

Spotte, Mädchen, spotte spröde Schöne,
 Spotte meiner Liebe, meiner Thräne,
 Lächle, wenn mein Herz in Qualen bricht!
 Aber zittere, daß der Leu erwache,
 Fürchte des Gewissens schwere Rache,
 Fürchte eigner Flammen Strafgericht. —

Ach du willst, daß ich so früh verbleiche,
 Daß ich freudelos zum Grabe schleiche,
 Das raublehzend vor dem Auge gähnt;

Eitles Mädchen! können meine Qualen
 Dein Gesicht mit Purpurröthe mahlen?
 Frommt's dir, wenn des Todes Ruf ertönt?

Alles wälzt im brausenden Gewühle
 Fort hinab sein Arm mit frechem Spiele,
 Alles, Alles wird des Würgers Raub.
 Deine Augen, die noch glühend lodern,
 Löschen aus, der Körper wird vermodern. —
 Mit dem Staube einet sich der Staub.

Bald entblättert sind auch meine Kränze,
 Doch nicht schüchtern naht mein Fuß der Gränze,
 Wo sich wirrgeschlungen schließt der Gang;
 Und die kampfesmüde Seele spalten
 Nur der Liebe schwindende Gestalten
 In der Sehnsucht allmächtigem Drang.

Weinst du Mädchen? Wird dein Auge trüber?
 Meine nicht, die Stunde ist vorüber,
 Nimmer kommt sie, wenn sie je entflohn. —
 Bald wird sich mein frühes Grab behalmen,
 Und in heiligen Schatten Edens Palmen
 Ruft dir mein Triumph des Sprechsinns Hohn.

Hohn? — Entfluch', entfluch' du sündhaft
 Wähnen!

Nimmer kann ich meiner Selma höhnen,
 Ewig brennet meines Busens Gluth,
 Ewig währet die Lohne meiner Liebe,
 Wenn auch Alles mit des Sturms Getriebe
 Untersänke in der Zeiten Fluth! —

Poidom 1820.

Ad. M. Pasal.

XIV. 8.

Epigramme.

Unterschied.

Das zwischen dir und jenem Weisen
 Ein großer Unterschied besteht,
 Will ich dir, werther Mann, beweisen,
 Daß jeder Zweifel dir vergeht:
 Du lachst, wenn er dich zur Vernunft will bringen,
 Dich Unvernünftigen hat er noch nie verläßt;
 Du redest stets von dem, was du noch willst voll-
 bringen,
 Er redet nie von dem, was er vollbracht.

F. v. Maltiz.

H e s p e r u s .

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Beilage Nr. 7 zum 30sten Band.

(Gedruckt im Oktober 1821.)

V. 11.

G e s c h i c h t e .

Das letzte Wiederaufleben der Parisischen Reichs-Post, oder Verwaltung des Postwesens am Niederrhein, nach der Vertreibung der Franzosen.

Bruchstücke aus dem noch ungedruckten Werke:

„Verwaltung der Rhein-Provinzen unter dem General-Gouverneur Sack in den Jahren 1814 bis 1816 von dem königl. preuß. Ober-Landes-Gerichts-Rath Neigebaur u. Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt, und der gel. Ges. zu Königsberg. Verfasser der Schilderung der Provinz Limousin, und der Briefe eines preuß. Offiziers während seiner Gefangenschaft in Frankreich, der Statistik der preuß. Rhein-Provinzen, des preussischen Prozesses frey von den gerügten Mängeln, und der Darstellung des Verfahrens im Kassen- und Rechnungswesen bey der französischen Verwaltung.“

Nach dem siegreichen Vorrücken der alliirten Heere im Jahre 1813 wurde die Administration der Posten auf beiden Ufern des Rheins dem fürstlich-Thurn- und Tarisischen Hause für Rechnung der hohen Alliirten übertragen. Dieselbe Verwaltung ist, nachdem die Rheinprovinzen für königl. preussische Regierung administrirt wurden, und selbst in der ersten Zeit nach deren Vereinigung mit dem preussischen Staate beibehalten worden. Unter diesen Umständen blieb dem General-Gouverneur Sack bloß die polizeiliche Aufsicht über die Posten, welches über diese, so wie über die Administration selbst Correspondenzen mit der Thurn- und Tarisischen Generaldirektion in Frankfurt am Mayn veranlaßte, die sich durch ein rechtliches, bereitwilliges und angemessenes Betragen stets auszeichnete, und an dem allgemein

Beil. 3. Hesp. Nr. 7. XXX. Bd.

geschätzten Ober-Post-Direktor Baron von Heisdorff zu Aachen einen sehr würdigen Repräsentanten hatte. Das Post-Wesen theilte sich in den Provinzen des linken Rhein-Ufers in drey verschiedene Branchen, die jede ein absonderliches Interesse hatten, nämlich:

1) Die Briefpost. Diese ward ganz vom Fürsten von Thurn und Taxis verwaltet und die erledigten Stellen von diesem besetzt. Da man über das beibehaltne allzu hohe französische Porto klagte, so veranlaßte der General-Gouverneur die Post-Direktion zu einer Untersuchung, welche eine Verminderung zur Folge hatte. Man fand indessen das Porto immer noch hoch, zumalen die Verminderung mehr auf die Progression des den simplen Brief übersteigenden Gewichts ging. Ferner hatte die Parisische Posteinrichtung den Nachtheil, daß die Briefe nicht einzeln aufgezeichnet, sondern bloß gezählt, und in Masse nach der Verschiedenheit des Portos angegeben wurden, weshalb also einem verloren gegangenen Brief nicht nachgeforscht werden konnte, wenn er nicht (welches besondere Gebühren kostete) noch besonders *recommandirt* war. Endlich ging die Parisische Post nicht so schnell, und nicht so oft, als es das Publikum bei der franz. Post gewohnt war.

Da die beim Postwesen angestellten gebornen Franzosen meistens beim Anmarsch der alliirten Heere geflüchtet waren, so konnten die Postämter mit zuverlässigern Leuten besetzt werden, ohne deshalb mehr als einige wenige, von der öffentlichen Meinung einstimmig reprobirte Subjekte abjudanken.

Da nach der franz. Einrichtung nur wenige Behörden die Porto-Freyheit hatten, und diese Einrichtung beibehalten wurde; so verlangte der General-Gouverneur die Freyheit, für die mit einem herrschaftlichen Siegel und der Aufschrift *Herr*

schafftliche u. s. w. Dienstliche zu versehen. Dienstbriefe. Allein, als die Sache der damaligen obersten Verwaltungs- Behörde vorgelegt wurde, entschied dieselbe gegen diesen Antrag. Er erlangte es jedoch von dem Fürsten von Thurn und Taris selbst, daß die eigentlichen Verwaltungs- Behörden der Porto- Freiheit genossen und daß bloß die Justiz- Behörden und Forstbeamten ihre Dienstbriefe auf Rechnung bekamen, und deren Betrag angewiesen werden mußte.

Was das Geheimniß der Briefe anbelangt, so hat sich keine Gelegenheit ergeben, die Respektirung desselben auf den Tarischen Posten im mindesten zu bezweifeln.

Nur nachdem Napoleon wieder in Paris eingezogen war, wurden hier die aus Frankreich kommenden und dahin gehenden Briefe von dem Militair-Commando geöffnet, bis der Einmarsch in Paris auch diese Maßregeln unnöthig machte.

a) Die Diligencen und Postwagen waren unter der französischen Regierung der Gegenstand von Privat-Entreprisen. Sie bezahlten an die Administration der indirekten Steuern eine Abgabe von 10 Procent ihrer Brutto-Einnahme. Für den Transport der herrschaftlichen Gelder und Pakete dagegen wurden sie bezahlt. Die Tarische Post- Behörde hatte Contracte zur fernern Concession mit den Unternehmern geschlossen, und dafür zu der Postkasse ein fixes Quantum bezahlen lassen, wogegen, da die Abgabe der 10 Procent aufgehoben wurde, der freye Transport der herrschaftlichen Gelder und Literalien verlangt wurde. Dieses Begehren wurde endlich auch befriedigt, mit Ausnahme des Postwagens von Erefeldt nach Aachen, der fast nichts als herrschaftliche Gelder fuhr, und dafür eine mäßige Vergütung bekam.

Diese Postwagen sind (eine Folge der Concurrenz) sehr bequem für die Reisenden eingerichtet, und werden deshalb auch stark benützt. Mehrere Entreprisen hatten bedeutende Cautionen gestellt, welche Maßregel zur Sicherung des Publikums für seine Versendungen sehr wichtig ist.

Ubrigens reclamirten die Entreprisen lebhaft die Beybehaltung dieses ihres Privat-Eigenthums gegen angemessene jährliche Pachtgelder. Es ließ sich auch nicht läugnen, daß manches zu Gunsten dieser Leute sprach, besonders aber der Umstand, daß ihre ganze Familien-Existenz seit 20 Jahren auf diese Entreprisen gegründet und selbst Wohnung, Stallung, Remisen dazu eingerichtet waren. Jedoch

konnte von der provisorischen Verwaltung in dieser Hinsicht nichts geschehen.

Die Diligencen standen unter Aufsicht und Kontrolle der Postämter, und ihre Taxen, die sie nicht überschreiten durften, müssen öffentlich bekannt gemacht, und fortdauernd vor ihrem Comptoir ausgehängt seyn. Sie dürfen niemand fahren, der nicht einer gültigen Paß vorzuzeigen hat.

3) Die Posthalter für die Extra-Posten standen ebenfalls unter Tarischer Aufsicht. Gleich bey der Ankunft des General-Gouverneurs war es seine erste Sorge, den damals noch im Kriege doppelt wichtigen Postdienst zu sichern, weshalb die Posthalter vom Kriegsdienste und ihre Häuser und Ställe von Einquartirung, (jedoch gegen anderweites Unterbringen auf Kosten derselben) befreyt wurden. Um das Publikum vor Prellereyen und die Postofficianten vor ungerechten Vorwürfen zu sichern, wurden die Verhältnisse und Verpflichtungen der letztern zur Kenntniß des ersteren gebracht. Ubrigens ward in Hinsicht des Extra-Postwesens im Allgemeinen noch nach der bestehenden franz. Einrichtung verfahren, wozu auch gehört, daß auf jeder Posthalterey ein Buch liegen muß, in welches die Reisenden ihre Klagen gegen Postillons eintragen können. Dieses Buch wird von Zeit zu Zeit durch die Postinspectoren verifizirt, und die Postillons werden bestraft, wenn sie sich nicht verantworten können.

Wenn in diesem Verwaltungs-Zweige auch manches zu wünschen übrig blieb, so hatte der General-Gouverneur doch um so weniger Veranlassung, hier mehr einzugreifen, weil damals die allgemeine Meinung dahin ging, daß das fürstlich Thurn- und Tarische Haus im Besitze der Post-Verwaltung am Rhein bleiben würde. Er verfehlte aber nicht, die preussische Ober-Post- Behörde, über alles Bestehende mit dem ausführlichsten Berichten zu versehen, um bey der dereinstigen Organisation auch hier das Bessere zu kennen und beizubehalten.

Im Jahr 1816 trat diese Organisation schon ein, und die preussischen Posten wurden eingeführt. Das fürstlich Thurn und Tarische Haus glaubte durch diese provisorische Einräumung schon wieder ein neues Recht auf diese Post-Verwaltung am Nieder-Rhein erworben zu haben; Preußen mußte daher bey den dieserhalb eingeleiteten diplomatischen Verhandlungen bedeutende Opfer bringen.

Seitdem hat die Post-Einrichtung sehr gewonnen. Denn so gut die Post-Verwaltung auf dem

Hauptstraßen in Frankreich ist, so wenig geschieht auf den Nebenstraßen. So gab es z. B. von Aachen nach Trier keine directe Postverbindung, sondern man mußte den Umweg über Eöln und Coblenz machen, welches den Weg um zwey Drittheile verlängerte. Diesem Uebelstande ist jetzt abgeholfen, und mehrere sehr wesentliche neue Post-Course sind eingerichtet worden. Dagegen hat man die bequemern Diligencen-Bagen beybehalten.

V. 29. a.

Biographie.

Anekdoten von Doktor Engelbert Kämpfer.

Da neuerlichst in einer unsrer geschätztesten Zeitschriften des berühmten gräflich Bippischen Leibmedicus Dr. Eng. Kämpfer*) (gestorben 1726) Andenken erneuert wird; so werden auch in diesen Blättern einige Anekdoten von ihm nicht unwillkommen seyn.**) Folgendes weiß ich aus dem Munde seines Neffen, meines Schwiegervaters, des im Jahre 1779 in Wezlar verstorbenen Schulrektors, Johann Ge-

*) Seine Handschriften kaufte Sir Hans Sloane. Sie wurden später die Grundlage des Britischen Museums. Seine Japanische Reise gab Dohm in 2 Quartbänden 1777 und 1779 heraus, der in der Einleitung einen Abriss von Kämpfers Leben mittheilte. Die russische Reise im Jahre 1683 unternommen, will Graf Romanzow bekannt machen. Bruchstücke davon haben wir von Herrn Antonin Schlichtegroll, Bibliothekar am Britischen Museum zu erwarten; auch die Persische Reise gedenkt derselbe bekannt zu machen.

D. S.

**) Besonders auch als Botaniker zeichnete er sich durch die im 5ten Theil seiner Auzoentat. exotica. getieserte Flora von Japan. Der berühmte Banks in London, Präsident der künzlich Gesellschaft, gab in Abbildungen die von Kämpfer aufgefundenen seltneren japanischen Pflanzen heraus und Linné bewilligte dessen Andenken in der Botanik dadurch, daß er einer Pflanzengattung in der ersten Klasse (Monandria, monogynia) den Namen Kämpferia belegte. Sie gehört in die schöne Gattung der Scitamineen und wir kennen bis jetzt folgende Arten: *Kaempferia rotunda* L., *Galanga* L., *angustifolia* Jacquin, *pandurata* Roxb., *ovata* Roscoe, und *latifolia* Hornemann.

P. M. Dpis.

org Kämpfer, eines gründlichen Gelehrten und guten Orientalisten. Dieser würdige Mann hatte seines Vaters Bruder, den berühmten Engelbert, der in seinem 79sten Jahre starb, als damals sechs-jähriger Jüngling noch persönlich gekannt.

Engelbert hatte auf der Universität Halle studirt und sich vorzüglich nebst den medizinischen Wissenschaften auch auf die Kenntniß der orientalischen Sprache gelegt. Als er erfuhr, daß eine schwedische Gesandtschaft nach Ispahan abgehen werde, suchte er diese Gelegenheit zu benutzen, durch die Reise nach Asien seine Kenntnisse in den orientalischen Sprachen und in der Naturgeschichte zu vervollkommen. Sein Plan gelang ihm. Er ward als Gesandtschafts-arzt aufgenommen.

Seine medizinischen und Sprachkenntnisse verschafften ihm bald mehrere wichtige Freunde in Persien. Er reiste in den verschiedenen Ländern des Orients gegen 20 Jahre mit großem Nutzen herum; sammelte sich Kenntnisse, Schätze und mancherlei Seltenheiten. Bey seiner Rückreise nach Europa kam er wieder durch Ispahan. Hier traf er, als er eines Tages auf dem Al-magdan, oder dem großen Platz am königl. Schlosse spazieren gieng, einen wohl gewachsenen, ansehnlichen Mann von der persischen Kavalierie, der ebenfalls auf und abging, und Kämpfer mit auffallender Theilnahme ins Auge faßte. Dieses machte auch Kämpfers Aufmerksamkeit reger, und er glaubte in der Gesichtsbildung des Officiers Züge, die er einst in Europa gekannt habe, zu entdecken; was bei diesem derselbe Fall war. Durch gleiche Begierde nach Aufschluß bewogen, näherten sie sich ihr einander, und nach einigen Fragen und Antworten erkannten sie sich, nicht nur als Landsleute, sondern auch als ehemalige Universitätsgenossen. Der Officier war ein Edelmann, der mit Kämpfern in Halle studirt hatte, und weil er in seinem Vaterlande kein, seinen Wünschen entsprechendes Unterkommen fand, endlich bis nach Persien gekommen, und hier sich zu dem Posten empor geschwungen hatte, mit welchem er vollkommen zufrieden zu seyn Kämpfern versicherte, besonders da er einer vollkommenen Gewissensfreiheit genoss, seinem evangelisch-lutherischen Glaubensbekenntniß treu zu bleiben.

Als Kämpfer in sein Vaterland (Westphalen) zurück gekommen war, verehelichte er sich mit einer Kaufmannstochter aus Lemgo, kaufte sich ein Landgut im Bippeschen und lebte mit ziemlichem Glanze. Diesen liebte er sehr. Unter seinen Brüdern war ihm keiner lieber als Joachim Kämpfer, beider Rechte Doktor, in Diensten des Mark-

grafen von Saireuth. Engelbert gab einst auf seinem Landgute ein Fest, wozu auch seine Brüder geladen wurden. Wer sollte es glauben! Dieser sonst große Mann hatte den Eigensinn zu fordern, daß sein Bruder Andreas (der im Hesses'schen zu Bellerts hausen Pfarrer und zugleich Metro-politan war) dabei in einem rothen Staatskleide erscheinen sollte. Dieser weigerte sich natürlich, und seit der Zeit konnte ihn Engelbert nicht mehr leiden.

Sein Schloß war mit orientalischen Seltenheiten der Kunst und Natur reichlich ausgeschmückt. Selbst im Vorhause und auf den Treppen waren sie zum Theile aufgestellt, so daß sein ganzes Schloß nur ein orientalisches Kunst- und Naturalienkabinets zu seyn schien. Uebrigens war er nichts weniger als vergnügt. Er war schon zu sehr an die Menschen und Sitten des Morgenlandes gewöhnt, daher behagte ihm das Vaterländische nicht, und er war meist mürrisch, besonders gegen seine nächsten Umgebungen.

Seine Gattin hatte ihm zwar ein schönes baares Vermögen zugebracht; dies blieb aber versiegelt in Säcken, unangegriffen. *) So wie er mürrisch war, zeigte sie das größte Phlegma. Einst kam Engelbert von einer mehrwöchentlichen Reise zurück und erwartete, daß ihm seine Gattin mit Freuden entgegen eilen, zum wenigsten so empfangen würde. Als nun dies nicht geschah, und sie ihn nur mit gewohnter Gleichgültigkeit begrüßte, befahl er seinem Diener in lateinischer Sprache alles, was seiner Gattin gehörte, auch die versiegelten Geldsäcke, auf der Stelle aufzuladen, und als alles dieß ins Werk gesetzt ward, kündigte er auch ihr an, daß sie sich nun wieder in ihre Heimath, nach Somo go, begeben könne. „Madame (sagte er ihr) wir taugen nicht zusammen. Ihre Sachen sind alle treulich aufzuladen. Was sich hier etwa noch befindet, soll folgen: Waisen Sie daher nach Ihrer Heimath zurück,“ welches auch diese phlegmatische Frau ohne alle Widerspreche mit großer Gelassenheit auf der Stelle that. So trennten sie sich auf immer von einander.

Seine Sammlung von mancherlei orientalischen Seltenheiten schenkte Engelbert noch bei seinen Lebzeiten dem Grafen von der Lippe. *)

(Aus Johann Ferdinand Dpiz neuen polygraphischen Ephemeriden (Mpt.) 7ten Band Nr. 2056 bis Nr. 2060.)

*) Wo mag sich dieselbe nun befinden? Wo dessen nachgelassene Handschriften?

K. Staatswissenschaft.

1. Begriff der Staatenkunde. *)

Meiner Überzeugung nach kann die Staatenkunde (Statistik) nichts anderes seyn, als die Darstellung der in einem oder mehreren Staaten zu einer bestimmten Zeit vorhandenen Mittel zur Erreichung des Staatszwecks, deren wirklicher Anwendung und deren Erfolg. Denn so wie es eine Wissenschaft oder vielmehr Erfahrungskunde gibt, welche lehrt, wie der Staat, als Ideal, beschaffen seyn soll, um seinen Zweck in möglichster Vollkommenheit zu erreichen (Politik); so muß es auch, um den Birkel des Forschens zu schließen, eine Wissenschaft oder Erfahrungskunde geben, welche lehrt, wie weit die Staaten der wirklichen Welt ihren Zweck nach jenem Ideal erreichen können, und in der That erreichen. Diese letztere Wissenschaft aber ist die Statistik. Der Staat selbst (als Begriff oder in der Wirklichkeit) wird zum Staate nur durch seinen Zweck: alle andere Merkmale oder Bestandtheile, Land, Leute, gesellschaftliches und gesellschaftliches Verhältnis können schon vorhanden seyn, und der Staat noch nicht: man gebe diesen Bestandtheilen den Zweck, im Handel zu gewinnen, sie werden zur Handlungs-Compagnie: man gebe ihnen Zweck einer bestimmten Gottesbeziehung, sie werden zur Kirche: man gebe ihnen den Zweck der Verwirklichung eines vollkommen-rechtlichen Zustandes, und nun erst werden sie zum Staate. Und die Staatenkunde, deren Gegenstand schon dem Wortlaute nach nichts anders, als der Staat ist, sollte sich nicht unmittelbar auf den Zweck desselben, als sein einziges charakteristisches Merkmal beziehen?

Ich kann mich den Ideen derjenigen nicht anschließen, welche in der Statistik eine Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Staaten suchen, und gerade in dem Merkmale der Gegenwart das Charakteristische der Staatenkunde gefunden zu haben glauben. Die Gegenwart ist ein Moment, der nächste Augenblick hat sie vernichtet: wie soll

*) Ich bitte den Herrn Verfasser, und Alle, welche den Faden dieser Untersuchung weiter fortführen wollen, zu meiner Belehrung zu berücksichtigen, was ich in Nr. 50. 1812 dieser Zeitschrift, ob zwar sehr gedrängt, über Statistik kufferte. Für eignen Belehrung aber empfehle ich, was ich in der Ausfertigung neuer Handbibliothek Nr. 1. und 2. Band XXV. S. 316. 11. 12. Herold'scher mittheilte.

ste wohl auf ihren Schmetterlingsflügeln die Basis der so wichtigen Staatenkunde tragen? Schläger's Gedanke: „daß die Staatenkunde eine stillstehende Geschichte sey“ — hat einen tiefen Sinn: Wort dem Strome der Begebenheiten eine Zeitlang fortgeriffen, steht die Muse der Geschichte, gleich dem denkenden Wanderer, nach vergangenen wichtigen Epochen gerne still, und schildert den Zustand der Menschheit und der Staaten, ihr Vorwärts- oder Rückwärtsschreiten in dieser Epoche zu dem ihnen durch die Vernunft gesetzten Zwecke, gleichsam, als ob in einem Schauspiele nach jedem Aufzuge die Schlußgruppe zum unbeweglichen Tableau würde, das erst der nächste Aufzug wieder zur Beweglichkeit ruft. Allein auf diese Weise ist die Geschichte; oder wenn man lieber will, der Geschichtsforscher schon oft stille gestanden, und wird noch oft stille stehen, ohne hiezu gerade den an sich unwichtigsten Moment zu wählen, welchen irgend ein Statistiker als den gegenwärtigen neuesten Zustand der Staaten zu schildern für gut hält: in diesem Sinne findet man statistische Darstellungen längstvergangener Reiche und Epochen bey den besten Geschichtsforschern: und in diesem Sinne dürfte in der That eine Statistik des alten Roms oder Byzanz, Frankreichs unter Karl dem Großen oder Ludw. dem XV. interessanter, und für den höchsten Zweck jeder menschlichen Forschung wichtiger seyn, als eine Statistik über einen so genannten gegenwärtigen Zustand, welchen der Leser, der zu denken mehr, als zu rechnen, gewohnt ist, von dem oft beschriebenen Zustand der letztvergangenen Jahre kaum zu unterscheiden vermag.

Doch gesetzt (beynahe möchte ich mich verwahren mit der juridischen Klausel: jedoch nicht zugelassen) daß sich Statistik und Geschichte wie Gegenwart und Zukunft verhalten, wie kann sich die Staatenkunde vertheidigen gegen das Heer von wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Darstellungen, welche gleichfalls den neuesten, oder sogenannten gegenwärtigen Zustand des Erdballs und der Menschheit im Ganzen oder Bruchtheilen nach verschiedenen Zwecken und Ansichten verarbeiten, wenn nun Alle auf einmal die gesammten Materialien der Statistik als ihr Eigenthum reclamiren, welches sie lange vorher besaßen, ehe Achenwall die jüngste ihrer Schwefeln, die Staatenkunde, erzeugte? Wie kann sich die Staatenkunde vertheidigen, wenn nicht ihre eigenthümliche Tendenz: Mittel und Erfolg in Beziehung auf den Staatszweck bey den wirklichen Staaten darzustellen, sie mit der Aegide eines höheren Strebens beschützt? Neu ist übrigens meine Ansicht ganz und gar nicht; denn nach John Sinclair lehrt die Statistik den Grad von Wohlfeyn, der den Bewoh-

nern eines Landes bereits zu Theil geworden ist, und die vorhandenen Kräfte zu dessen künftiger Vermehrung kennen, (wobey ich nur an die Stelle des so arbiträren Wohlseyns eine bestimmtere Bezeichnung des Staatszwecks setzen würde). Nach Biziuss ist die Statistik die Wissenschaft von der Macht des Staats, ihren Bestandtheilen, ihrer Aeußerung, ihrer Tendenz zum Staatszweck und ihrem Einflusse auf das Volksglück: nach Butte ist dieselbe die wissenschaftliche Darstellung derjenigen Daten, aus welchen das Wirkliche der Realisation des Staatszwecks gegebener Staaten in einem als Jetztzeit gegebenen (also nicht gerade im gegenwärtigen) Momente gründlich erkannt wird: nach Peuchet, Mannert u. A.: Die Darstellung der Kräfte und Hülfsmittel eines Staates (die wohl nicht ohne bestimmten Zweck seyn können); und wenn Vater Achenwall und Schläger in der Statistik den Innbegriff der Staatsmerkwürdigkeiten aufstellen, ersterer die Staatsmerkwürdigkeiten in jenem sucht, was die Vorzüge oder Mängel eines Landes anzeigt, die Stärke oder Schwäche eines Staates darstellt, den Glanz einer Krone verherrlicht oder verdunkelt; den Untertham reich, vergnügt oder mißvergnügt, die Regierung beliebt oder verhaßt, das Ansehen der Majestät. in- und außerhalb des Reichs mehr oder weniger fürchtbar macht; was einen Staat in die Höhe bringt, den andern erschüttert, den dritten zu Grunde richtet; dem einen die Dauer, dem andern den Umsturz prophezeit; kurz was zur gründlichen Einsicht eines Reichs etwas beytragen kann, letzterer aus der zahllosen Menge anderer Landesmerkwürdigkeiten nur diejenigen in der Statistik herausgehoben wissen will, die den Charakter von Staatsmerkwürdigkeiten tragen, und diesen Charakter nur jenen zuerkennt, die Einfluß auf das Wohl des Staates haben: wer fühlt nicht, daß auch diese Ahnen der Statistik, wie alle Vorgenannten, die Darstellung der wirklichen, und — relativ-möglichen Erreichung des Staatszwecks ihrer Wissenschaft zum Ziele setzten? Am Ende unterscheiden daher nicht die Sache selbst, sondern nur die Worte, mit mehr oder weniger logischer Strenge gewählt, die verschiedenen Meinungen. Diesen Begriff der Statistik von dem Begriffe der praktischen Politik zu sondern, dürfte nicht schwer seyn; denn (um mich eines Gleichnisses zu bedienen) wenn auch der Kaufmann weiß, wie weit er seinen Zweck, im Handel zu gewinnen, bisher erreicht, und welche disponible Kapitalien er zu künftigen Spekulationen

bereit liegen habe, weiß er darum auch, auf welche Weise er diese Kapitalien verwenden soll, um den möglichst größten Handelsgewinn zu ziehen? Und kann die praktische Politik, subjektiv genommen, etwas anders seyn, als die Fertigkeit, alle Mittel, deren Vorhandenseyn die Statistik lehrt, zur Erreichung des Zieles, welches die Politik als Ideal aufstellt, mit Genialität anzuwenden? objektiv genommen hingegen etwas anderes, als ein Inbegriff von praktischen, d. h. durch die Anwendung selbst bewährten Regeln, wie die den statistischen Darstellungen zufolge vorhandenen Kräfte angewendet werden sollen, um den Staatszweck ferner im gleichen oder erhöhten Maaße zu erreichen? Der Staatszweck ist überhaupt bey jeder Wissenschaft, welche auf den Namen einer Staatswissenschaft Anspruch zu machen wagt, die wesentlichste nie aus den Augen zu verlierende Tendenz: das Ideal seiner Erreichung lehrt die Theorie der Politik, die Frage, wie weit er in einem oder mehreren Staaten des Erdballs zu einer bestimmten Zeit wirklich erreicht worden sey, und welche Kräfte sich daselbst ergeben, um diesen Zustand höher emporzuheben, oder umgekehrt, beantwortet die Staatskunde, und die praktische Anweisung, wie alle von der Staatentunde dargestellte befördernde oder widerstrebende Kräfte geleitet werden sollen, um das Ideal der theoretischen Politik nach Möglichkeit zu erreichen, bleibt der praktischen Politik vorbehalten.

Carlo.

X. 8.

2. Intestat-Erbchaft. Vorzug der Oesterreichischen Gesetzgebung.

Vor allen andern Gesetzgebungen verdient allein die Oesterreichische Gesetzgebung den Vorzug und Nachahmung wegen des richtigen Princip, von dem sie ausgeht, wegen ihrer Einfachheit und der Klarheit der Uebersicht, welche sich auch der Nichtjurist von derselben verschaffen kann. Während in allen deutschen Staaten Prozesse unaufhörlich wegen Intestaterbschaft entstehen, kennt Oesterreich selten solche Streitigkeiten. Schon das Erbfolgepatent vom 11ten Mai 1786 betrachtet richtig das Vermögen des Bürgers als ein durch gemeinschaftlichen Erwerb gegründetes gemeinschaftliches Eigenthum der nächsten Familienglieder; dasselbe erkannte nur zweyerley Klassen von Verwandten, die Erzeuger und die Erzeugten. So lange dagegen eine Gesetzgebung auch noch den störenden, unjuristischen Mittelbegriff von Seitenverwandten aufstellt, von einem selbstständigen Erbrechte dieser Seitenverwandten redet, und alle Verwandte in Klassen theilt und darnach erben

läßt, kann die Intestaterbsfolge nie konsequent und richtig angesehen werden. (Zeller Comment. über d. allgem. bürgerl. Gesetzb. II. Thl. S. 720 und de Pauli über das Erbrecht der Ascendenten. Landshut 1811.) Das östreichische Gesetzbuch läßt die Seitenverwandten nie jure proprio, sondern nur in so ferne erben, als sie mit ihren Ascendenten als Glieder der Familie für eine Person anzusehen sind, und davon ihr Erbrecht ableiten können. Der Bruder beerbt den Bruder nicht als solcher und jure proprio, sondern nur in so ferne als er mit dem Bruder den nämlichen Vater hat, das Vermögen an den Vater und nach dem Tode desselben herab auf die Kinder fällt.

(Ergänzungsblätter No. 3. zur Allgem. Literaturzeitung von 1821.)

XI. 20.

Lebens-Philosophie.

Bemerkungen von Eduard Stern.

1. Zweck und Mittel.

Fast alle Unordnungen in der Menschenwelt entstehen daher, daß der Stumpf Sinn und die Selbstsucht der Menschen ewig und immer Mittel und Zweck mit einander verwechseln; ja, daß man endlich gar den Zweck ganz aus den Augen verliert, und keine Ahnung weiter davon hat: es könne noch etwas Höheres geben, als was man früher nur für ein Mittel erkannte!

Speise und Getränke und Vergnügen sind Mittel um das Leben zu erhalten; aber wer denkt während des Genusses an die Erhaltung des Lebens? Und wie viele Tausende, anstatt das Leben, durch mäßigen Genuß der Speisen und Getränke, so wie des Vergnügens zu erhalten, tödten sich durch Unmäßigkeit?! Geld ist das Mittel, sich alles zu verschaffen, was zur Erhaltung und Verschönerung des Lebens dient; doch giebt es nicht wenige, die das Geld, — bloß nur ein Mittel, — zu einem Zwecke erheben, und den rechten Gebrauch desselben ganz aus den Augen verlieren!

2. Kleiner Anfang. Schneller Fortgang.

Das Verderben des Menschen nimmt einen kleinen Anfang; aber wenn es einmal seinen höchsten Punkt erreicht hat: so ist plötzlich auch der Untergang da!

Der leichtsinnige Schiffer achtet nicht auf das, im Raume allmählig sich ansammelnde Wasser. Freundlich scheint die Sonne in sein Gemächlein, und er

ist, nebst einigen Freunden, nichts befürchtend, bey einem Glase Wein, oder am Spieltische, oder im weichen Sopha, sich angenehm unterhaltend mit seinen Genossen! Die Schiffsleute sind fröhlich auf dem Verdeck, und jubeln und tanzen und spielen. Da tritt der Unterbefehlshaber des Schiffs in die Kajüte und ruft: Herr, wir gehen zu Grunde!

„So pumpe doch, Narr!“ — ruft verdrüsslich der Schiffshauptmann, dem es unangenehm ist, in seiner Ruhe gestört zu werden. Aber das Pumpen hilft zu nichts; denn das Wasser nimmt mit Gewalt überhand. Abermals tritt der Unterbefehlshaber, mit bleichen Wadswangen, in das Gemächlein und ruft: „Herr, wir sind wahrhaftig verloren! Kein Pumpen kann uns retten!“ — Mit einem berben Fluche verläßt nun der Befehlshaber des Schiffes seinen weichen Sitz und die süße Flasche. Aber es ist nunmehr unmöglich das Unglück abzuwenden. Alle Segel werden aufgespannt, um ein sandiges Gestade zu erreichen, wo man zu stranden gedenkt. Doch wie selten, auch in dem glücklichen Falle, daß man zu einem solchen Gestade gelangt, wird etwas mehr als nur das arme Leben geborgen! Schiff und Ladung gehen verloren! Ja, oft harren schon blutdürstige Barbaren an der Küste, um die Unglücklichen aufzufangen und als Sklaven wegzuführen, in das Innerste eines unwirthbaren Festlandes.

Wer klug ist, sucht im Anfange dem Unglücke zu steuern. Was dann eine einzige Hand vermag, vermögen später nicht tausend Hände!

3. Religion.

Wer frey gesteht: ich habe keine Religion, der legt eigentlich das Geständniß ab: „ich bin verzückt!“ Denn die Erkenntniß des höchsten Wesens, und die hierauf sich gründende Verehrung desselben, durch Tugend ist die Basis alles menschlichen Glücks, da die Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths, und die schönsten und glänzendsten Hoffnungen im Leben, wie im Tode, sich einzig hierauf stützen. So schön als wahr sagt darum Elisa von der Recke: die Religion ist das Unterpfand eines höhern Lebens!

4. Sitz des Übels.

Es ist wohl ein großes Unglück, daß wir, wenn der einzelne Mensch, oder ein ganzes Volk, erkrankt, nicht immer die Quelle der Krankheit auffuchen und verstopfen, sondern nur die Wirkung derselben aufzuheben uns bemühen. So puget und glättet der Mensch immer und ewig an seinem Aeußern, und es sucht das böse Herz nur eine freundliche Miene anzunehmen, die Falschheit nimmt den Schein der Aufrichtigkeit an; kurz das Laster schmückt sich mit der Farbe der Unschuld und der Tugend! Was würden wir aber sagen, wenn ein Arzt die bleichen Wangen eines

Kranken mit der blühenden Rosenfarbe des Lebens übertünchen, und uns dann überreden wollte, der Kranke sey nun völlig genesen?

Es ist mühsam, die Quellen, woraus eine Krankheit fließt, aufzusuchen; aber sicher ist dann auch die Heilung, wenn wir sie gefunden haben. — So wie jener Arzt, macht es grade England auch in Rücksicht der dort immer mehr überhand nehmenden Bettel- und Armuth! *)

*) Wer nicht arbeiten kann, den muß der Staat ernähren; wer nicht arbeiten will, der findet seinen Platz in einem Arbeitshause; wer aber gerne arbeiten möchte, nur keine Arbeit finden kann — und dies ist mit den meisten Armen in England der Fall, da durch die zu schnelle Einführung einer Menge von Maschinen, viele tausende ihr Brod verloren haben, — den muß freylich der Staat auch ernähren. Aber es müßte meiner Meinung nach nie dahin kommen, in einem wohl eingerichteten Staate; denn sowohl diejenigen, welche durch Einführung der Maschinen ihr Brod verloren, als die, welche dadurch einen größern Reichthum anhäufeten, sind alle Kinder des Staats und bitten: Unser tägliches Brod gieb uns heute! Schon im Jahr 1775 meldete man aus England: Bis jetzt nimmt in den Fabrikstädten nicht nur der Lohn, sondern auch die Arbeit ab, und schon jetzt sind in Yorkshire 60,000, in Lancastershire 40,000 Männer, Weiber und Kinder brodlos! Folgende Tabelle wird es klärlch zeigen, wie seit Einführung der Maschinen in England die Zahl der Armen zunahm:

J. J. 1685 betrug die Armentaxe in Engl.	665,562 Pf. St.
— 1776, 91 Jahre später	= 1,720,316 — —
— 1784 acht Jahre später:	= 2,167,749 — —
— 1802 achtzehn Jahre später:	= 5,313,000 — —
— 1809 sieben Jahre später	= 7,000,000 — —
— 1818 neun Jahre später:	= 12,000,000 — —

(Aus dem Panorama d' Angleterre.)

Es machte also die Armentaxe in dem letzten Jahre schon den 4ten Theil von den sämmtlichen Einkünften Großbritanniens aus. Und da die Anzahl der Armen sich in dem genannten Jahre auf 2,000,000 in Großbritannien belief: so erhielt, durch die Bank gerecht, jeder Arme doch nur 6 Pf. St., oder 36 Rth. Conv. Münze. Davon kann kein Mensch in England leben. Aber nicht nur die so plötzlich, und in Menge, eingeführten Maschinen erzeugten so viele Arme, sondern auch der Gebrauch, die kleinen Pachtstellen aufzuheben und größere daraus zu bilden. Vom Jahr 1765 bis 1795 sind ohngefähr 60,000 kleine Pachtstellen aufgehoben worden, seit 1795 sind aber noch mehre in große Landstellen verschmolzen. Dadurch hat die Zahl der Tagelöhner ungemein zugenommen; durch

5. Das Verborgne komme ans Licht.

Was des Winters Schnee verbirgt, der Frühling bringt es an das Licht! Es verweset nichts, was im Schnee, auch noch so tief, vergraben liegt, sondern es erhält sich, bis der milde Strahl der Sonne, im Frühling, endlich die Schneedecke aufhebt!

Was hilft alle Verstellung und Verbergung? In uns liegt die böse That, wie der Leichnam eines Ermordeten unter'm Schnee, und wenn die grobe Hülle, welche uns umgiebt, die wir im Stande sind zu formen und mit trügerischer Farbe zu übertünchen, dahin fällt; wenn bey'm Anbruch des großen Frühling's der Sonne milde Strahlen die Schneedecke aufthauen, die den Kern des Gemüths umgiebt: so erscheinen wir dann in unserer wahren Gestalt, d. h. in unserer Armseligkeit und Bosheit, und bleibet dann nichts in uns verborgen!

6. Erziehung des Menschengeschlechts.

Wohl äußerst selten gelangen Menschen durch Glück zur Glückseligkeit! durch Leiden und Unglücksfälle erreichen wohl die meisten dieses schöne Ziel. Diese Erde ist die Kinderstube gleichsam, wo die Ruthe nicht fehlen darf, sondern sie muß hinter'm Spiegel stecken, und jeder muß sie sehen; denn das menschliche Herz ist ein troziges Ding! O, gewiß, wenn der Allgütige den Menschen, oder ein Volk, durch glückliche Tage allein, zum höchsten Ziele führen können: so würden wir keine Thräne in der Welt fließen sehen! Aber es war unmöglich, wenn Er, wie doch offenbar ist, uns liebt, und zum Höhern führen will, ohne Ruthe den Menschen zu ziehen.

7. Lebens = Freuden.

Gleichen nicht die Vergnügungen den Irwissen oft, die, wenn wir ihnen naheilen, uns entweichen? Allein hasche nur nicht nach ihnen: so kommen sie dir näher! O, wer diese zarten, leichten Gebilde ängstlich sucht, findet statt ihrer Langweile; ja, nicht selten behält er nur ihre Schleppe, unrein von dem Schmutz der Gasse, in Händen! Aber wo diese holde Gestalt ungesucht und unerwartet uns begegnet, da reicht sie uns treuherzig ihre Hand, und geleitet uns eine Strecke Weges!

8. Bevorstehender Genuß.

Mäßige deine Freude, wenn ein Vergnügen dir bevorsteht, und mache es nicht wie unsere lieben Kinder,

Einführung der Maschinen aber der Erwerb der Kleinen Leute abgenommen; es ist daher wohl natürlich, daß die Menge der Armen mit jedem Jahre wachsen muß.

die, wenn Vater und Mutter mit ihnen verreisen wollen, die Nacht zuvor nicht schlafen und früh' am Morgen schon munter sind. Um drey Uhr sind sie schon völlig angekleidet, wenn um acht Uhr der Wagen erst vorfährt. Sie haben in ihrer lebhaften Phantasie alle Freude schon genossen, und wenn die Stunde des Genusses da ist, sind sie müde und schlummern!

9. „Tugend ist Muth, immer nach den ewigen Gesetzen der Vernunft zu handeln!“
sagt ein berühmter Schriftsteller.

Aber das ist wohl eine kalte Tugend, die nach den bloßen Gesetzen der Vernunft geformt wird! So viele Versuche der Mensch auch macht, — und es scheint ihm, leider, zuweilen zu gelingen, Herz und Verstand von einander zu trennen —: so wenig wird er doch je diesen Plan ganz ausführen können; denn beyde sind zu innig mit einander verbunden. Ich gestehe gerne, daß ein Mensch mir hochachtungswerth erscheinen würde, der es dahin brächte, ohne das Herz zu Hilfe zu rufen, immer nur nach Vernunftgesetzen zu handeln; aber lebenswürdig könnte ich ihn doch durchaus nicht finden. Solchen Menschen, wenn es wirklich einige giebt, ist das Mitleiden fremd; sie kennen keine Thräne! Wir sollen aber Menschen seyn und keine Götter. Die wahre Größe des Menschen besteht darin, daß Herz und Vernunft Hand an Hand wandeln! Diese muß die Wärme des Herzens mäßigen; das Herz aber muß die Winterkälte der Vernunft beschränken und so einen Wärnegrab erzeugen, wobey wir uns selbst, und Andere, die mit uns in nahen Verhältnissen stehen, am glücklichsten fühlen. Wie ganz anders klingt es, wenn einer zu einem Armen sagt, der ihn um eine Gabe bittet: die Gesetze der ewigen Vernunft befehlen es mir, dir eine Gabe zu reichen; denn ich kann in deine Lage kommen, und dann wirst du mir wieder helfen; oder wenn einer spricht: mein Herz befehlet es mir, dir zu reichen was ich habe! Ein Mensch, der sein Gesicht verliert, ist wohl sehr unglücklich; aber auch ein Mensch, der sein körperliches Gefühl einbüßt, ist nur halb. Auge und Gefühl, in ihrem schönen Bunde, bewahren uns nur vor Täuschung. Denn auch das Auge kann betrogen werden, durch des Pinsels täuschende Darstellung, so daß wir ausrufen: wahrhaftig es ist eine Traube! Das Gefühl aber ruft, nach angestellter Prüfung: Nein, du irrst, Auge, es ist ein Blendwerk! Auge und Gefühl, Vernunft und Herz, sollen also gegenseitig sich unterstützen und gemeinschaftlich wirken. Dieß ist mein Glaubensbekenntniß, und ich meyne, daß ich recht habe!

S e s p e r u s .

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Beilage Nr. 8. zum 30sten Band.

(Gedruckt im October 1821.)

XI. 20.

Lebens-Philosophie.

Bemerkungen von Eduard Stern.

Fortsetzung von Bell. Nr. 7.

10. Böses Gewissen.

Ein böses Gewissen ist freylich kein angenehmer, aber für denjenigen, der dessen zu seiner Besserung bedarf, ein sehr nützlicher Reisegefährte. Wohin wir uns auch begeben, es begleitet uns stets! Es sitzt mit uns am Tische, es geht mit uns ins Schauspielhaus, es begleitet uns in die Schlafkammer, es zerstreuet uns in unsern Zerstreungen, und führt uns, wider unsern Willen, immer wieder auf den Punkt zurück, dem wir so gerne ausweichen! Blickt uns ein Auge scharf an, lächelt jemand, spricht jemand leise mit einem andern, so hat dies Alles Bezug auf uns; denn ein böses Gewissen und der Argwohn sind Nachbarn! Die Lerche ruft aus blauer Luft dem Unglücklichen zu: du bist ein Mörder! Die Frösche im Teiche, die Vögel im Walde, halten unsere Schuld uns vor! Der Kuckuk ruft: du hast gestohlen und betrogen!

Glücklich derjenige, der in dieser Einrichtung des menschlichen Herzens, daß wir uns selbst an unsere Schuld mahnen, den Wink eines gütigen Gottes erkennt, der zu etwas Höherem, und zur endlichen Ruhe, uns berufen hat! So wenig, Unglücklicher, bist du im Stande, das so tief in dir wohnende Gute zu unterdrücken, daß nicht noch ein kräftiger, leuchtender Funke des höhern Lebens in dir übrig bleiben sollte! Verloren bist du nicht, wenn du diesem Winke folgest; denn es ruft dich die Stimme eines gütigen Gottes aus der Finsterniß zum Lichte, und es blühet

Bell. 3. Hesp. Nro. 8. XXX. Bd.

für dich noch Freude und Glückseligkeit, wenn du anders dem Drange dieses guten Gefühls dich hingibst! Gib wieder, was du gestohlen hast! Ersehe, nach deinen Kräften, alles Entwendte! Dies ist die unerlässliche Bedingung, und der erste nothwendige Schritt, die verlorene Glückseligkeit wieder zu erringen!

11. Selbstschuld.

Nehmen wir die Sache genau: so verdient derjenige immer mehr Bedauern, der sich selbst unglücklich machte, als jener, der ohne seine Schuld eben dahin gerieth. Allerdings ist auch der Erste ein Wesen mit Freyheit begabt; aber daß er diese nicht recht gebrauchte, das lag auch an seiner unglücklichen, unzweckmässigen Erziehung. Wäre er in der Jugend in besseren Händen gewesen, er wäre auch ein besserer Mensch geworden; und wer an der Landstraf  gebohren wird, ach, der findet auch gewöhnlich an der Landstraf  seinen Tod! Doch fühlt auch selbst ein solcher Mensch, daß die gröfste Schuld seines Verderbens an ihm liegt; denn durch Gewalt konnte er nicht zum Bösewicht gestempelt werden; immer mußte er sich selbst dazu machen! Aber die Aussteuer, welche er erhielt von seinen Aeltern, als er, sich selbst überlassen, in die Welt überging, war so dürftig, daß er für alles Gute verloren, das Böse in ihm immer obliegen mußte. Dennoch macht er sich Vorwürfe, und fühlt neben den Schmerzen des Körpers, die er durch ein wildes und lasterhaftes Leben sich zuzog, auch noch die Vorwürfe seines Gewissens! Aber wer ohne seine Schuld unglücklich wird, fühlt Zufriedenheit und Ruhe in seinem Herzen, und in dem Gedanken: ein liebender Vater hat diese Prüfung dir auferlegt, einen kräftigen Trost! Verlasse also auch jenen Unglücklichen nicht, und gehe nicht kalt an ihm vorüber! Er bedarf des Beystandes und Trostes mehr wie dieser, der ja Trost aus sich selbst schöpft!

12. U n g l ü c k.

Wenn man ferne vom Gesichte, an einem stürmischen, hellen Tage, das Meer erblickt: so erscheint es schwarz von Farbe; aber diese Farbe verliert an Furchtbarkeit, in je größerer Nähe wir das Meer betrachten! Heben wir aber endlich gar eine Handvoll Wasser aus dem Meere empor: so ist solches durchsichtig und klar. Ein Unglück in der Nähe betrachtet, verliert in der Regel seine ganze furchtbare Gestalt!

13. N a c h o b e n.

Nicht der Mensch, so wie er hier auf Erden lebt, darf sich erheben zum Himmel! Das Meer steigt in Wolken nur und Nebeln empor; aber der bittere und salzige Theil desselben bleibt zurück. So findet auch nur der Geist, der beste Theil an uns, den Weg nach oben hin!

14. K o p f u n d H e r z.

Man findet da, wo der Ruhm eines großen Verstandes, wo der Ruf einer hohen Gelahrtheit wohnt, nicht immer Herzensgüte in eben solchem Maße! Denn es ist, leider, der größte Kopf auf Erden selten der beste Mensch! Ein solcher empfing von der Sonne nur die leuchtenden Strahlen und glänzte weit umher; aber man muß Fausthandschuhe anziehen, wenn man nicht, in seiner Nähe, vom Nageiwurm geplagt seyn will!

15. S t e t e s G l ü c k.

Auch das durchsichtigste und reinste Glas, wenn es immer dem brennenden Strahl der Sonne ausgesetzt ist, verwirkelt an seiner Oberfläche, da sich doch immer noch viele undurchsichtige Punkte in ihm finden, und verliert seine Klarheit endlich. Es erzeugen sich, wie ich glaube, ganz feine Schwämme auf seiner Oberfläche, die mit Zweiglein und Wurzeln, wie eine Waldung, auf einem fruchtbaren Boden, sich ausbreiten, und die Durchsicht hemmen. So kann auch einen ewigen Sonnenschein des Glückes das reinste Gemüth hier auf Erden nicht ertragen!

III. 21.

Auswärtige Länder- und Staatskunde.

1. Zugabe zum Stillleben.

(Hesperus 1820. Bst. 1. XXVII.)

R e i s e = N o t i z e n.

Hier nun das verheißene Tagbuch von meiner Reise nach Baiern; nur daß bey der für dich genom-

menen Abschrift alles dich nicht Interessirende weggelassen ist.

Mit Ende April war ich aus meiner Klause aufgebrochen. Zwar hätte mich der nächste Weg über Ischel und St. Ilgen nach Salzburg geführt; aber ich wollte von Ischel aus nach Gmunden, um als dekretirter Pfarrer zu Goisern bey dem kais. königl. Salinenoberamte zuerst meinen Ehrenbesuch abzustatten. Dann mußte ich aber auch (an einem Sonnabende) über Frankmarkt meine Reise nach Salzburg durch Extrapost beschleunigen, weil Sonntags noch Vormittags von dortaus der gewöhnliche Postwagen nach München abging.

Ein günstiger Umstand für mich, daß letzterer so wenig überfüllt war, daß wir vielmehr in dem weiten Raume die Anzahl von 4 (außer einem blinden Passagier auf wenige Stunden) nie überstiegen. Rasch und lustig gieng es vorwärts. Die Bitterung war heiter und ungemein lieblich; und es war mir so wohl, daß ich (zunächst am Sonntage) jedem Vorübergehenden, wenn er nur etwas freundlich aussah, gerne die Hand zum Gruß hätte hinausbiehen mögen; und alles, was mir nur begegnete, von den unübersehbaren Eben mit den schönen Landhäusern bis zu den prunkenden Maybäumen, stimmte mein Gemüth mit jeder Stunde zu noch höherem Frohsinn.

Wir waren Dienstag Mittags in München. Ich nahm meine Einkehr bey Albert; und da wäre es mir als einem Insulaner von Obertraun wohl zu verzeihen gewesen, wenn ich fast den Zimmerwärter für den Herrn des Hauses und die Aufwärterinnen für lauter gnädige Fräuleins gehalten hätte. Ich speisete sogleich an der Table d'hôte, wo ich über dem feinen helltönenden Porcellan, worauf servirt wurde, und den verschiedenen Farben des Weines, der in Boutheillen und Gläsern perlte, und über der Niedlichkeit und Eleganz des Ganzen — der Absicht selbst, wozu ich da saß, und woran mich auch mein zusammengestülpter Magen hätte erinnern sollen, wieder größtentheils vergaß. Erat mihi spectaculum novum!

Mein Begleiter zu Herrn Hübnert*) war eben dessen mir von Salzburg aus noch wohl bekannter — Pudel, den ich, als ich in der Nähe der

*) Ich hatte dorthin vergessen anzumerken, daß Hr. Hübnert schon im Jahre 1800 nicht mehr in Salzburg war.

Hauptwache herum spazierte, vor einem prächtigen Hause zum Fenster herausliegen sah. Wie freuete ich mich, Herrn Hü b n e r (der für sich auch immer das rechte Tempo zu treffen wußte, so daß er zu rechter Zeit aus Baiern nach Salzburg kam, und dann wieder dorthin zurückkehrte) wie freuete ich mich, diesen unerschütterlichen Athleten auch ganz als redivivum in patria rediviva zu finden! Er hatte selbst die Freundschaft für mich, mit mir einige Gänge zu machen, und gab mir Anleitung zur Besichtigung einiger Merkwürdigkeiten.

Schon der Marktplatz, wo Hr. Hü b n e r wohnte, fiel mir mit seinen Wölbungen und Durchgängen, dergleichen man in den meisten älteren bairischen Städten und Märkten antrifft, auf.

In dem nahen Kornmarkt zog die über 20 Fuß hohe, nach corinthischer Ordnung gebaute Säule von Marmor meine Aufmerksamkeit auf sich, worauf die Statue der heil. Maria mit dem Jesukinde auf dem Arm und dem Scepter in der Hand zwischen den Hörnern eines Halbmondes steht. Die Statue ist aus Erz gegossen, stark vergolbet und gegen Osten gekehrt. Am Fuße der Säule an den 4 Ecken vier mit Helmen, Schildern und Schwertern bewaffnete Genien von Metall, deren jeder ein anderes fürchterliches Ungethüm in Drachen-, Hyber- und Schlangengestalt erlegt — allegorische Sinnbilder von Pest, Krieg, Hungernoth und großer Sterblichkeit. — Den schönen Thurm in München, wer wird ihn nicht so finden, wie ihn sein Name ausspricht?

Unter den vielen Kirchen besah ich zuerst die Stadtpfarrkirche zu U. L. Frau. Ein Gebäude, welches mit seinen Thürmen, die von allen Gegenden aus der Ferne her gesehen werden, einen majestätischen Anblick gewährt. Und doch möchte man die innere majestätische Einfalt beynabe noch schöner finden. Das Pflaster von Marmor; die Stühle von Eichenholz mit Blech beschlagen. Ich hatte darin unter der Emporkirche den durch einen in Marmor ausgehauenen Menschenfuß bezeichneten Posten gefasset, woraus keines von allen den 30 und an 70 Fuß hohen Fenstern in der Kirche erblickt wird. Sie selbst zählt in ihrem Umfange 24 Kapellen, und überhaupt 30 Altäre. Das Haupt-Altarblatt stellt die Himmelfahrt Mariens vor, von Peter Candid auf Holz gemahlt. Auf den Seiten sind zwey Nebenaltäre mit Bildern von Rottenhammer und Ragerer. Gleich außerhalb des Chorgitters in der Mitte des Chors zeigt ein Marmorstein den Ort der alten Fürstengruft an, wo die Leichname der bairischen Fürsten von 1205 bis 1626 gesammelt und versenkt wor-

den sind, bis die neue Gruft in der Michaelskirche erbaut ward. Aus der Mitte des Kirchengewölbes hängt über dem Chor ein Cardinalshut herab, welchen Cardinal Clesselius, Bischof zu Wien im Jahre 1607 zu Ehren des heil. Bruno hier aufhängen ließ. Die neue Kanzel ist bey Gelegenheit der Verschönerung der Kirche von Roman Boos, Bildhauer in München verfertigt worden. Drey Orgeln befinden sich in der Kirche, eine oberhalb und eine in der Mitte des Chors, und die größte auf der Emporkirche des hinteren Ausgangs. Der aus einem schönen Marmorstück gehauene Taufstein steht im Vorraume der Sakristei. Auch die Kirche zum heil. Michael (Jesuitenkirche) ein Meisterstück von eben so geschmackvoller und gefälliger Bauart besah ich; dann die St. Martins-Pfarrkirche, deren leicht aufsteigender Thurm ganz von Sieselsteinen erbaut, und in dieser Hinsicht, wie schon wegen seiner außerordentlichen Höhe, eines der merkwürdigsten Bauwerke in Deutschland ist.

Recht gern hätte ich das Innere des Residenzgebäudes sehen mögen; da aber das wegen Anwesenheit der königlichen Familie nicht wohl angienge, so hielt ich mich wenigstens dadurch einigermaßen dafür schadlos, daß ich auch für mich allein so weit, als es mit Bescheidenheit geschehen konnte, vordrang, und daß ich mich um so freier in den weiten Hofräumen und anliegenden Gärten herumtrieb. Ich sah bey einer solchen Gelegenheit das erhabene Fürstenpaar mit der Familie die zwei Wagen zu einer Spazierfahrt besteigen. Ich folgte zu Fuße in den englischen Garten nach, wo ich, nachdem ich kurz vorher in dem Polizeyhause eine rumfordische Suppe versucht hatte, von einem schönen, dem Grafen v. Rumford gesetzten Monuments von Stein mit dessen Portrait von Alabaster folgende Inschrift im mein Taschenbuch eintrug:

IHM, DER DAS SCHMAEHLICHSTE OEFFENTLICHE UBEL,
DEN MUISSIGGANG UND BETTEL TILGTE,
DER ARMUTH HILFE, ERWERB UND SITTEN,
DER VATERLAENDISCHEN JUGEND
SO MANCHE BILDUNGSANSTALT GAB,
LUSTWANDLER, GEH!
UND SINNE NACH, IHM GLEICH ZU SEYN
AN GEIST UND THAT,
UND UNS
AN DANK.

LUSTWANDLER, STEH!
DANK STAERKET DEN GENUSS.
EIN SCHOEPPERISCHER WINK
CARL THEODORS
VOM MENSCHENFREUND RUMFORD
MIT GEISTESGEFUEHL UND LIEB' GEFASST,
HAT DIESE EHEMAHLS OEDE GEGEND IN DAS,
WAS DU NUN UM DICH SIEHST
VEREDELT.

Mehr als alles freute mich die persönliche Bekanntschaft des Herrn Rektor Weiller und des Herrn Professor Salat. Letzterer hatte die Güte mich in das Museum einzuführen, wo ich unter mehreren Anwesenden auch Schelling fand. Eben so sah ich die Münchner National-Bibliothek, die schon durch ihre erste Anlage eine der gemeinnützigsten zu werden versprach, und wozu nunmehr die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der aufgehobenen Klöster und besonders aus der Freysinger Dombibliothek die kostbarsten und ältesten Handschriften gekommen sind.

Den größten Theil eines Sonntags-Morgens brachte ich ganz natürlich in den Kirchen zu, wo ich unter andern auch den trefflichen protestantischen Hofprediger Schmid hörte (der katholische Hofprediger Sterk predigte eben damals nicht); dann verfügte ich mich bald nach Mittag in die von dem unvergesslichen Keffler angelegte Sonn- und Feiertagschule, dessen würdiger Nachfolger Kerschbaumer mich mit der Einrichtung dieser Anstalt näher bekannt machte, und mir Gelegenheit verschaffte, einem Unterrichte für Metallarbeiter und einer Singstunde beizuwohnen. Auch das Theater blieb von mir nicht unbefucht.

A u g s b u r g.

Wie hätte ich in einer solchen Nähe Augsburg ungesehen lassen können? Auf der herrlichen Chaussee legte ich den Weg dahin in 8 Stunden zurück. Da indessen meine Reiseerlaubnis nur auf 3 Wochen lautete, und mir vorzüglich noch Landsbut am Herzen lag, so mußte auch hier alles sehr kurzweilig abgethan werden. Herr Magister May von St. Anna*), an den ich von Hrn. Hübner

*) Jetzt Professor und Rektor.

empfohlen war, führte mich zuerst auf das Rathaus. Wie ich da von den Eingängen, Stiegen, Fußböden, Säulen, Seitenwänden (so frisch wie von gestern her) bis zu den mit Gemälden und vergoldetem Schnitzwerk versehenen Decken hinauf alles anstaunte!

Den Perlachturm mit seiner künstlichen Uhr hatten wir in der Nähe. Auch die öffentlichen Staatsgefängnisse durch Ordnung, Reinlichkeit, gesunde Luft und überhaupt durch menschliche Verpflegung ausgezeichnet, besah ich; ferner das Zeughaus und eine Bibliothek, deren Namen ich nicht mehr zu bestimmen weiß, wo mir ein von Seiner päpstlichen Heiligkeit Pius dem VI. zurückgelassenes Geschenk mit dessen eigenhändiger Unterschrift vorgewiesen wurde.

Mein gütiger Führer ermüdete nicht, mit mir die vornehmsten Straßen zu durchgehen, und mich auf alles Merkwürdige, Springbrunnen, Monumente, und selbst auf Bildnisse und Malereien in den Privatgebäuden aufmerksam zu machen. Auch das Gäßchen Dahinab durchging ich. Ist vielleicht die ganze Sage, daß man dahinab dem Dr. Luther noch den einzigen Ausgang gewiesen haben soll (wie man gleich an der Ecke etwas ähnliches angemahlt findet) fabelhaft? Eine Seltenheit in Augsburg war mir auch ein blinder Bücherantiquar, der in einem kleinen Ständchen jeden von seinen Artikeln auf das zuverlässigste hervorzulangen wußte. Und als ich noch am Vorabende vor meiner Abreise für mich allein durch eine Gasse spazierte, nahete sich mir nicht weit von einer Kirche eine schwarze Gestalt, die mich mit vielen Rücklingen begrüßte, und sich mir endlich als einen Grabredner zu erkennen gab; man erzählte mir von einem solchen Grabredner, der einem verstorbenen Kaufmanne nachrühmte, daß er wie in seinen Geschäften tabellarisch, so in seinem ganzen Leben exemplarisch gewesen wäre.*) Ich eilte jetzt von Augsburg wieder durch München nach Landsbut.

L a n d s b u t.

Im Gasthause verrieth ich sogleich meine obscure Herkunft dadurch, daß ich von der ansehnlichen Gesellschaft zum Punsch aufgefordert, so gerade heraus bekannte, daß ich in meinem Leben noch nicht einen Tropfen dieses Getränkes über die Zunge gebracht hätte.

*) Olim sic erat.

Mein erster Besuch galt hier Herrn Doktor Lorenz Kappler, Lehrer der Pädagogik und Herausgeber des kleinen Magazins für katholische Religionslehrer, der mich wieder einem andern Würdigen, Herrn Mayr*), Regenten des Priesterhauses der gemeinsam lebenden Kleriker in Landsbut, und von dem besonders mehrere der vorzüglichsten Abhandlungen in jenem Magazin herrührten, vorstellte. Herr Professor Sailgr hatte eine kleine Ferienreise gemacht.

Wie freuete ich mich aber schon, als ich hörte, daß ich dagegen Herrn Professor und Pfarrer Dietel zu Berg ganz sicher antreffen würde. Ich machte mich des nächsten Tages früh Morgens nach 8 Uhr nach dem Berge hinauf. Ein anmuthiges Dörfchen, Herrn Freyherrn von Ehlingensperg Dietels Freunde gehörig.

Der Gesuchte war eben in der Stadt; aber schon die nach dem reinsten Geschmacke eingerichtete Kirche — eine Kirche vielleicht einzig in ihrer Art, und wovon Dietel selbst in seinen vertrauten Briefen öfters Meldung thut; schon die äußere Schöne des Pfarrhauses und der niedliche Garten, worin mir Apollo mit seiner Leyer in die Augen fiel, machten mir den Abwesenden gegenwärtig. Endlich schwebte auch Dietel selbst, wenn gleich sonst ziemlich corpulent, leichten Schritts daher. Es will mir sonst nicht behagen, wenn ich in dem Zimmer eines Geistlichen alles so überaus säuberlich zusammengeräumt finde, was mir einen großen Sabbath anzudeuten scheint; aber wie gerne machte ich bey Dietel eine Ausnahme! Der Fußboden, die Sofas, die Tische ungewöhnlich rein und nett. Da standen die schön gebundenen Bücher in schönen Glaskasten**) und diese Kasten wieder symmetrisch an den Seiten der elegant meublirten Zimmer. Und so daneben Dietel selbst; er „dem die Grazien bey seiner Geburt lächelten.“***) Hätte ich nur auch noch den Genuß haben mögen, Dietels vertraute Briefe in einem von seinen Zimmern — oder wohl gar dort, wo Rufarion war — lesen zu können! Dietel gab

mir zum freundschaftlichen Andenken ein etwas seltnes Büchlein, das ich mir auch bewahre. *)

Auch in der neu organisirten Universitäts-Bibliothek brachte ich einige Stunden zu, die besonders an Reichthum von neuen Schriften die meisten von ihren Mitschwestern zurücklassen dürfte**), und wo ich auch den Vortheil hatte, mehrere meine homiletischen Arbeiten betreffende Recensionen nachlesen zu können.

Aber wie schlimm ist es, daß man auf Reisen***) so sehr von äußern zufälligen Umständen abhängt! Ich mußte entweder auch Landsbut schon wieder am dritten Tage verlassen; oder mir später eine eigene Gelegenheit bedingen: ich bequeme mich daher nach den Umständen und reisete wieder mit einer Art von einem Postwagen ab.

Von Landsbut kam ich über Freysing nach Straubing, wo ich einen damahls sehr gepriesenen Kapuziner predigen, und darauf auf derselben Kanzel einen Weltpriester die mannigfaltigsten Publicanda herablesen hörte. Nachmittags machte ich einen Spaziergang nach dem Hagen, wo ich das Regensburger Schiff erwartete, mit dem ich Tags darauf nach Linz abfuhr. Gleich 2 Stunden unter Straubing bey Bogen sahe ich an einem aufgehobenen Feiertage einige Kreuzfahrer von bairischen Reitern gesprengt und wieder am nächsten Tage zu Passau eine Procession mit großer Feyerlichkeit nach Maria Hilf führen.

*) Er starb den 17. May 1809, dem auch bald darauf Joseph von Ehlingensperg auf Berg, königl. bair. geh. Rath gefolgt ist, nachdem derselbe noch vorher (München 1810) Georg Aloys Dietels nachgelassene freundschaftliche Briefe (als einen Nachtrag zu den früheren vertrauten Briefen in 2 Bänden von 1786 und 1790) herausgegeben hat.

**) Nach einem neuesten Berichte von dorthier soll die Landsbuter-Bibliothek unter den Universitäts-Bibliotheken Deutschlands nur der Göttinger, welche man wohl die unvergleichliche nennen könnte, nicht blos an Bändezahl, (da sie deren doch über 115,000 zählt) sondern auch an innerm Gehalte zunächst an die Seite gestellt werden können und müssen.“ Münchener allg. Literaturzeitung 1820. Ostermonat Nr. 27 S. 216.

***) und ich erfuhr das auch nachher noch öfter.

*) Beyde Kappler und Mayr sind seitdem gestorben.

**) Ein komischer Irrthum, der mir auch einmahl begegnete, daß ich ein hölzernes Fachwerk zu — Bier-Flaschen für eine Bücherstallage hielt.

***) Wie es in A. Drexels Rede zum Andenken Dietels lautet.

Von Blnz aus kam ich, von dem hochwürdigsten Bischofe Gall investirt, mit gesundem Körper und Geiste nur noch auf drey Tage nach Obertraun zurück, worauf ich ohne weitem Verzug meine gegenwärtige Pfarre antrat.

Vielleicht ein anders Mal wieder etwas aus meinem Tagebuche!

Goisern im Julius 1802.

Valentinus.

III. 17.

2. Die so merkwürdige Insel Walchern.

1. Beschaffenheit überhaupt.

Walchern und besonders Mließingen, ist durch die große Sterblichkeit seiner Bewohner nur allzu traurig berühmt. Sie ist verhältnismäßig größer, als in irgend einem Bezirk Europens — etwa die Gegend um Albani und Terracini im römischen Gebiet, wegen der dort unausgesetzt mit schlechten, aus den nachbarlichen pontinischen Sümpfen, aufsteigenden Dünsten, geschwängerten Atmosphäre ausgenommen. Die schwarz gekleideten und schwarz bemäntelten Todten-Melder und Leichen-Bitzer, schnellen und klopfen Tag für Tag an den Häusern herum, um zu melden, daß der oder die overlest ist.

Die ganze Insel Walchern ist wie ein großer Erdschwamm zu betrachten. Sie wird, früher oder später, das nämliche Schicksal einiger andern holländischen Inseln in Ostfriesland und Seeland haben, die plötzlich mit allen Einwohnern in die Tiefe des Meeres gesunken sind, von welchen unglücklichen Eilanden nur dann und wann, von etlichen, bey stillem Meer und bei der Ebbe, die Thurmspitzen der Kirchen über die Oberfläche des Meeres hervorragten.

Der ganze Bezirk, den die jetzige Insel Walchern in sich faßt, bestand in alten Zeiten aus, über das Meer hervorragenden Sandbänken und in mit Wasser bedecktem, halb sandigem, halb weichem morastigen Boden.

2. Schutz gegen die See.

Auf der höchsten Erhöhung einer dieser Sandbänke — (man muß sich aber, wenn man bey holländischem und walchernischem Terrain sich des Wortes hoch, höchst bedient, nicht etwa Berge, sondern Hügel denken) — hatten die alten Bataver ein hölzernes Fort erbaut, um welches sich einige Fischerhütten befanden. Von diesem Fort aus fuhren sie auf

den Fischfang und trieben Seeräuberey auf der Schelde und an den jetzigen Nordküsten Flanderns. Späterhin sieng man nun an, um diesen Bezirk hohe Dämme aufzuführen und mit der Zeit ward der innere Raum der ganzen jetzigen Insel, mit solchen Dämmen umgeben und dem Meere abgewonnen. Das in dem umkreisten Flächeninhalt der Insel, auf den tiefen Stellen derselben noch stehende Wasser, verdunstete und trocknete aus und das Ganze ward urbar gemacht und bebaut. Noch diese Stunde sind viele Stellen und ganze große Bezirke niedriger, als die Oberfläche des Meeres, obwohl in frühern Zeiten alle Schiffe, die aus fremden Ländern und Welttheilen kamen, als Ballast, Marmor und andre Steine zum Erbauen der Häuser und Palläste, und Erde, zum Ausfüllen der Vertiefungen, nach Holland, und auf die Insel Walchern, — wo zu Middelburg die Hauptniederlage des ostindischen Handels war, — mitbringen mußten, und dieß war besonders an der Nordküste der Insel, zwischen Westkappel und Domburg, der Fall.

Die Unterhaltung der Dämme kostet jährlich eine ungeheure Summe, und unausgesetzt sind zu diesem Zwecke eine große Anzahl Arbeiter beschäftigt. Diese Dämme haben jetzt auch eine solche Dicke, Höhe und Festigkeit, daß sie dem heftigsten Andrang der stürmischen Wogen und dem ewigen Spühlen der Wellen trogen. Nach auswendig zu sind diese Dämme mit starken, handdicken, ungemein befestigten Strohmatten überdeckt, und am Fuße derselben und bis an das Ufer mit, sich durchkreuzenden Pfahl-Reihen, wodurch sich lauter Vierecke bilden, welche mit Steinen gefüllt sind, umgeben und geschützt, so, daß das Wellenspiel und der Wogendrang die Grundfeste, das Untere der Dämme, nicht berühren, nicht abspühlen, nicht untergraben kann. Diese Verpfählungen sind ein, zwey und nahe am Ufer wohl drey Fuß hoch.

Um die Kraft der Wogen zu schwächen, und um die Eischollen beim Eisgange zu brechen (denn bei großer Kälte friert die Schelde, und die Küsten der Nordsee sind mit Eis belegt) sind von dem Ufer aus rund um Mließingen, von Distanz zu Distanz, (gewöhnlich zwey hundert Schritt weit von der andern) starke Verpfählungen angelegt, die wie Dämme oder schmale Erdzungen hundert und mehrere Schritte, etwaß gekrümmt von dem Ufer aus in das Meer hinauslaufen. Diese Rieße oder Holzungen, Holzdämme bestehen aus ungeheuer dicken, eichenen, in die Erde eingerammten Pfählen, die unten gebrannt sind. Es sind dieß vier Pfahlreihen der Länge nach, und wieder, so wie die kleinen Verpfählungen am Ufer, mit Reihen Querpfählen durchschnitten, wodurch große, sechs Fuß

lange und breite hohle Vierecke entstehen, die mit centnerschweren Steinen ausgefüllt sind. Diese Verwüstungen sind mit außerordentlich dicken und breiten Eisenschienen zusammen verbunden. An einem einzigen dieser Holz = Dämme sind mehrere hundert Centner Eisen verwendet, so, daß also wohl die Insel von außen her und von der Wuth und Macht des Meeres nichts zu fürchten hat; allein ob nicht mit der Zeit das Meer die schlammigten Grundfesten der Insel untergräbt und abspült, und so das Versinken der Insel bewirkt, dies ist eine andere Frage.

3. Verwüstungen der Springfluth.

In der Nordsee hat, in Hinsicht der Ebbe und Fluth, ein sonderbares Natur = Phänomen statt. Alle Monate nämlich, am Tage des Vollmonds, ist Springfluth; das heißt: anstatt daß nach sechsständiger Fluth nun, wie sonst immer, die Ebbe eintreten sollte, tritt noch einmal Fluth ein.

Am 14ten Jänner 1808, Nachts um 12 Uhr, geschah es nun, daß diese Spring = Fluth bei höchst stürmischem Wetter sich ereignete, die Schleiße Wliefingen sprengte und in einer Minute ganz Wliefingen (die tief liegenden Straßen bis unter die Dächer) unter Wasser setzte, bey welchen Umständen über hundert Menschen und vieles Vieh in den Häusern ersäuft wurde, und das Wasser in den Kellern und Waaren = Niederlagen ungeheuern Schaden und Verwüstung errichtete, und Kaufmanns = Güter aller Art verdarb. Die in den Hasen liegenden Kriegs = und andere Schiffe wurden aus dem Kanal gehoben, auf die Quai = geworfen und lehnten den andern Tag an den Häusern derselben, wodurch letztere allgemein beschädigt, ja einige Häuser dadurch halb eingedrückt, andere aber, die nicht sehr solide waren, von dem anstürzenden Wasser untergraben wurden und einstürzten. Wenn Wliefingen nicht eine Festung und von hohen Wällen umgeben war, so hätte sich das Meer über die ganze Insel ergossen und würde die mehresten Dörfer und Bauernhöfe unter Wasser gesetzt, die Mehrzahl der Einwohner ersäuft, wohl gar die, nach dem Innern der Insel, nicht so gut als nach der Seeseite zu, verwahrten Dämme, gesprengt, und so dem Meere von außen her zum Eindringen und Hereinfließen den Weg geöffnet. Wäre dies der Fall gewesen, so hieß es damals schon: *Adieu Wliefingen!* mit sammt seinen Städten und Dörfern, Bewohnern an Menschen und Vieh.

Der Jammer und das Elend, in dieser fürchterlichen Nacht und am andern Morgen und Tage, war in Wliefingen über alle Begriffe groß und herz-

erschütternd. Diejenigen Personen, die durch das Toben, Rasen und Rauschen des eindringenden Meeres, noch so zeitig aus dem Schlafe geweckt wurden, daß sie aus dem Bette springen und die Treppe gewinnen konnten, hatten sich in die obern Stockwerke und auf die Dach = Böden retirirt. Hier hatten sie, ohne Bekleidung im bloßen Hemde, naß (denn auch die frühzeitig erwachten mußten schon mehr oder minder tief durch das Wasser waten) in einer kalten, stürmischen Winternacht, sieben Stunden unter Zähnkloppern, halb erstarrt und in der ängstlichen Erwartung des muthmaßlichen Untergangs der Insel, ohne Erquickung, ohne Trost, ohne Hülfe, ohne Aussicht zur Rettung zugebracht. In ihrem Ohre schallte fürchterlich das Knallen der Alarm = Kanonen, das Stürmen vom Thurme, das Lärm schlagen der Tambours auf den Wällen, das Jammer = Geschrey der Nachbarn und Mitgenossen des Unglücks, das Geschrey vor Kälte halb todtet und absterbender Kinder, das Rufen und Schreyen der Matrosen auf den Schiffen, aus hohlen, rauhen Kehlen, das Gewinsel und Geheule eingesperrter, und im Wasser stehender, oder durch Schwimmen sich retten wollender Hunde, das jämmerliche Geschrei von Raketen, welche in den unter Wasser gesetzten Stuben keinen Rettungs = Ausprung mehr fanden; das hohle und dumpflingende Zurufen der in Rachen auf den Straßen zur möglichen Rettung von Menschen und Gütern herumfahrenden verzweifelnden Bürger; das Krachen der einstürzenden Häuser, eingesprengrer Thüren, graufend, vereint mit dem Heulen und Toben des Sturms und dem Gepolter der losgerissenen Dachziegel, dem Donner ähnlichen Schall halb abgehobener Dächer, dem brausenden Wellenschlage des tobenden Meeres an die Wälle, und dem Rauschen und Strömen des Wassers in den Straßen der Stadt.

Endlich brach nach der so viele Menschen tödenden, für so viele verderblichen, graufenvoll durchwachten, fürchterlichen, mit Schrecken und Entsetzen begleiteten, ewig denkwürdigen Nacht, der ersehnte Tag an, und mit ihm kam auch wieder Hoffnung und Trost in die Herzen der bisher Verzweifelnden. Der Sturm hatte sich gegen Morgen etwas gelegt, die um sechs Uhr eingetretene Ebbe hatte das Meer in seine natürlichen Schranken zurückgeführt, die Wellen rasten und tobten nicht mehr so an den Wall = Mauern der Stadt, und als die Geängstigten aus ihren Oberstuben und Dachfenstern um sich sehen konnten, so gewahrten sie zu ihrer Freude, daß die Stadt noch stand.

Die edlen Mitglieder der Freymaurerloge zu Wliefingen hatten sich in die Vierteltheile der Stadt

vertheilt und brachten Trost; üdten Hilfe in den noch unter Wasser stehenden Straßen. Sie reichten zuvörderst durch Stangen und auf Leitern den, sich in die Oberstuben und unter die Dächer Geretteten, einige Erquickung durch warme Getränke, Brantwein und Brod. Dann schafften sie Kleidungsstücke für die Nackten herbei und führten sie, wenn sie sich bekleidet hatten, in dazu geheizte Zimmer öffentlicher Gebäude ab; sie unterstützten die Armen, welche durch die Uberschwemmung das Ihrige verloren hatten, ließen die aus Schreck, von der Nässe und Erstarrung krank Gewordenen, auf ihre Kosten heilen und die im Wasser Umgekommenen solenn begraben. Dank diesen Edlen!

4. Wliefingen.

Man muß in Wliefingen, in Hinsicht der Bekleidung, sehr vorsichtig seyn. Denn diese Stunde ist es drückend heiß, man geht spazieren, ist leicht angezogen, erwärmt sich, transpirirt, und ehe man zu Hause kommt, hat sich der Wind gedreht und eine schneidende, feuchte, kalte Luft macht, daß man halb erstarrt; der Schweiß tritt zurück und man hat eine Krankheit zur Folge.

Merkwürdigkeiten hat Wliefingen wenig aufzuweisen, es ist auch nicht schön gebaut. An den Quais sind noch die schönsten Gebäude, aber nicht in Menge. Palläste giebt es keine. Auf dem Rathhause hängt an Ketten, ein in seiner Haut ausgestopfter, in dem nämlichen Kahn, mit welchem er bis hierher verschlagen war, sitzender schwarzbrauner Wilder. Vor ohngefähr dreihundert Jahren hat ihn ein Wind bis vor Wliefingen geführt. Und obwohl sich damals in dieser Stadt Menschen aus allen vier, damals bekannten Welttheilen und wliefingische Seeleute befanden, die auch in allen diesen Theilen der Welt gewesen waren, und man sich also dort in allen Sprachen der Welt verständlich machen konnte, so war doch nicht Eine Person, weder von den fremden noch einheimischen Seefahrern, welche diesen unglücklichen Menschen verstand. Als er ausgefischt wurde, war er sehr schwach und sprachlos, hat sich nachher erholt und in seiner Allen unverständlichen Sprache gesprochen. Warmes Essen und Getränke konnte und wollte er nicht zu sich nehmen, auch kein Brod essen. Man hat ihn mit gedörrten Fischen und Brandwein ins Leben zurück gerufen und gestärkt. Einige Wochen nach seiner sonderbaren Ankunft von einer, bis jetzt räthselhaften großen Reise, wo er, er mochte herkommen, wo er wollte, auf die wunderbarste Art, zwischen bewohnten Ländern durchgekreuzt und um solche herum geschleudert worden seyn mußte, ist er gestorben.

Wliefingen ist noch dadurch berühmt geworden, daß daselbst Männer geboren, welche sich als wätere Seehelden — mehrere derselben aber auch als See-Käuber — auszeichneten, und ihm — besonders bei den seefahrenden Nationen — einen großen Namen gemacht haben.

Am Port Kamkens, — das Thor, zu welchem man nach Middelburg hinausfährt — (für den Fußgänger führt im Sommer durch das Thor Middelburg ein, hinter diesem Thor anfangender, eine Wiese durchschneidender, gepflasterter Fußpad, der im Winter wegen des darüber liegenden Eises und Wassers, oftmals nicht gangbar ist, näher nach Middelburg) — rechts liegt das Seearsenal und Schiffsbauwerk.

5. Middelburg.

Middelburg liegt eine starke Stunde nordwärts von Wliefingen, im Innern des Landes. Ein Kanal führt von da ostwärts in die Osterschelde. Diese Stadt hat mitunter schöne pallastähnliche Gebäude, ein prachtvolles Rathhaus, auf welchem in Nischen über den Fenstern, die alten Grafen und Gräfinnen Hollands im Stein ausgehauen stehen. Die Börse ist nicht groß, aber massiv gebaut und ist, wie alle Börsen in der Unter-Stage, mit einem bedeckten Gange, nach dem Innern der Höfe zu, mit Säulen, welche das zweyte Stockwerk tragen und stützen, versehen.

Dies große weitläufige Gebäude, oder vielmehr die vielen großen Gebäude und Magazine, aus welcher die ganze Anlage besteht, war ehemals die Niederlage und das Hauptmagazin der ostindischen Compagnie. Dieses, mit großen Höfen versehene und mit Gräben und Mauern umgebene Gebäude, dient jetzt zu einem Militär-Hospital. Trotz seines vielen Gelasses kann es doch zu Zeiten die große Anzahl Kranker der Garnison nicht beherbergen, sondern es müssen zu deren Aufnahme nachbarliche, ehemals Privat- und Kaufleuten gehörige Waaren-Niederlags-Gebäude zu Hülfe genommen werden. Ich habe bey einer Inspektion (es wird alltäglich ein Capitain dahin kommandirt) auf der Krankenliste 2961 franke Unteroffiziers und Soldaten, und 39 Offiziers und Employés gefunden.

Middelburg ist auch befestiget, allein es ist jedermann erlaubt, auf den innern Wällen spazieren zu gehen.

Unter den 20,000 Einwohnern dieser Stadt befinden sich einige Tausend Juden.

An dem Rathhause steht ein Rißig, worin ein lebendiger Adler gehalten, der, wenn er stirbt, nach einer alten Stiftung, durch einen andern ersetzt wird.

(Beschluß folgt.)

H E S S E N S.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Beilage Nr. 9 zum 30sten Band.

(Gedruckt im November 1821.)

III. 17.

Auswärtige Länder und Staats = Kunde.

Die tödtliche so merkwürdige Insel Walchern.

6. Ter vere und übrige Detschaften. Baracken.

(Fortsetzung.)

Ter vere ist eine kleine besetzte Stadt, an der Ost = Küste der Insel. Außer diesen drey Städten ist noch der Flecken Domburg und mehrere große, schöne, reinliche Dörfer, welche das Ansehen von Flecken haben, z. E. Ostkappel, Westkappel, Saufirke, mehrere kleine Dörfer und sehr viele einzeln liegende Lauerhöfe. An der Nordküste der Insel, links von Domburg und vor Westkappel steht (1808) ein Baracken = Lager, welches zwey komplette Bataillone logiren kann. Hinter einigen Offiziers = Baracken sind kleine Gärten angelegt.

Obwohl der Boden, worauf das Baracken = Lager steht, sandig ist, und die Baracken im Winter nicht belegt sind, weil vom Oktober bis März von einer Landung des Feindes nichts zu befürchten ist, mithin man glauben sollte, es könne sich kein Ungeziefer darin halten, so wimmelt es doch von Myriaden Flöhen und zwar von den impertinentesten und heftig stechendsten des gesammten Flöh = Geschlechtes auf dem ganzen Erdrund. Es muß einer bis auf den Tod ermüdet, betrunken seyn, oder ein Fell wie ein Bär haben, wenn er schlafen kann. Dieses Ungeziefer macht die Nächte in dem Baracken = Lager für die darin garnisonirenden Truppen höchst unglücklich.

Minder belästigend, aber doch auch keine angenehmen Gäste, sind die entsetzlich vielen Mäuse, aber die noch in weit größerer Menge sich nächstlich in den Weil. 3. Hesp. Nr. 9. XXX. Bb.

Baracken einfindenden ungeheuer großen Ratten, die bey ansehnlicher Größe und Stärke, eine ungeweine Kühnheit und Gewandtheit besigen. Aus den Offiziers = Baracken stahlen sie, wenn der Offizier gerade nicht am Tische selbst saß, die brennenden Talg = Lichter aus dem Leuchter und ließen sich in ihrem Geschäfte weber durch Lärmen, Zuschreien, noch selbst durch das Werfen nach ihnen führen. Ich hielt mir eine Raze von derbem Mittelschlage.

Eine Nacht lag ich auf dem Bette, wie gewöhnlich, wegen der Flöhplage, munter. Eine ungeheure Ratte sprang auf den Tisch, worauf meine Raze gerade saß. Die Ratte, ohne über das Erblicken dieses ihres Feindes zu erschrecken, blieb ruhig, die Raze mit funkelnden Augen anstierend, an der Ecke des Tisches, in Kampf = Positur stehen. Meine Raze, vielleicht über die Größe und die Kühnheit der Ratte betroffen, blieb ruhig sitzen und sah solche gegenseitig unverwandten Auges an. Nach einigen Minuten fand es die Ratte dennoch für gut, zum Abmarsch zu blasen, denn sie machte einen gewaltigen Sprung vom Tische zu der, wohl sechs Fuß entfernten, offen stehenden Stubenthüre hinaus. Nun sprang ihr die Raze zwar sogleich nach, hat sie aber nicht erwischt, aber auch wohl nicht erwischen wollen. Diese Ratte war unübertrieben, gewiß am Körper — also der lange Schwanz nicht mitgerechnet — anderthalb Fuß lang. Hätte ich dieß, in seiner Art außerordentlich große Thier, nicht an seinem Körperbaue und Schwanz erkennen müssen, ich hätte es unmöglich für eine Ratte gehalten. Des Morgens, wenn die Reveille schlägt, zogen die Ratten im vollen Galopp, heerdenweise aus dem Lager ab und über die Dünen nach den bemeldeten Holzdämmen zu, in welchen sie am Tage logirten.

Unfern rechts hinter dem Baracken = Lager, ist ein sehr schöner geschlossener Park, in welchen den Offiziers der Eintritt erlaubt war. Allein der Eigenthü-

mer, ein Kaufmann von ungeheuerem Vermögen, der die Sommerzeit gewöhnlich in dem prächtigen Wohnhause im Innern des Parks verlebte, war unzugänglich und unumgänglich.

Noch auf einigen andern Stellen an den Dünen, sind kleinere Baracken = Lager für Detaschementer und besonders für die, die Kanonen der Batterie bedienenden Artilleristen. Solcher Batterien sind rund um die Insel mehrere auf den Dünen angelegt und zwar in solcher Distanz von einander, daß eine Batterie die andere unterstützen kann und der Feind, der — auf welchem Plage der Insel es auch sei — landen will, immer einem sich kreuzenden Kanonenfeuer ausgesetzt ist. Bey diesen Batterien sind Signalstangen errichtet, welche man, wenn der Feind irgendwo etwas unternimmt, sogleich anzündet und somit die ganze Insel alarmirt.

Auf den Dünen, links von Bließingen, auf der Süd = West = Seite der Insel, auf dem Hauptthurme zu Tervere und zu Bließingen selbst, auf dem Rathhausthurm sind Telegraphen errichtet. Letzterer korrespondirt mit dem, zu Bresgens, aufgerichteten hölzernen Cameraden. *)

VIII. 28

Geologie und besonders Conchiologie der Apenninen. *)

Die Apenninen = Kette, welche der Verfasser passend den Rückgrad der italienischen Halbinsel nennt, besteht größtentheils aus einer sekundären Gebirgsformation, einem Petrefakten führenden Kalkstein. Grund- oder sogenannte Urgebirgsarten machen den kleinsten Theil aus. Diese kommen an den beiden entgegengesetzten Enden der Gebirgskette vor: im genuesischen Gebirge und in Calabrien; in der großen, dazwischen liegenden Masse, deren Ausdehnung

über 4 Grade beträgt, ist keine Spur davon. Aber sogenannte Uebergangsgebirgsarten kommen an manchen Orten vor, wiewohl ihre Verbreitung von der des Flögkalksteins weit übertroffen wird. Auch nach dem Querschnitt zeigen sich die Gebirgsformationen der Apenninen ungleich vertheilt. Die Grund- und Uebergangsgebirgsarten kommen hauptsächlich an der dem mittelländischen Meere zugewandten Seite zum Vorschein; wogegen an dem Abfalle gegen das adriatische Meer; beinahe durchgehends Flögkalkstein herrscht. Die tertiären Formationen, welche die wohl erhaltenen Ueberreste von Conchylien in großer Menge und Mannigfaltigkeit, und außerdem Reste von andern See- und selbst von großen Landthieren enthalten, bilden zu beiden Seiten die Vorhügel der Apenninen = Kette.

1. Urgebirgsarten. Von diesen kommen vor Granit, Gneus, Glimmerschiefer, Kalk, besonders aber Serpentin. Diese letztere, am meisten verbreitete Grundgebirgsart, geht in einigen Gegenden in das schöne, gemeinlich aus Diabase und dichten Sauffurt gemengte Gestein über, welches in Italien den Namen Granitone führt, zu dessen Bezeichnung aber Herr von Buch den Namen Gabbro in Vorschlag gebracht hat, der in Italien dem gemeinen Serpentin beigelegt wird. Diese Gebirgsart nähert sich hin und wieder dem Grünstein und dem Spenite. *)

2. Uebergangsgebirgsarten. **) Diese sind: 1. ein fester Sandstein, der zum Theil mit Grauwacke übereinzustimmen scheint und u. A. in den Gebirgsgegenden von Garfagnana, Modena, Toskana vorkommt. 2. Ein gemeinlich grauer oder brauner, dichter Kalkstein, von splittrigem Bruch, der mit jenem Conglomerate abwechselt und in den größten Massen an der Küste des mittelländischen Meeres sich findet. 3. Thonschiefer in verschiedenen Abänderungen und mit mehreren fremdartigen Einlagerungen; in mehreren Gebirgsgegenden von Tos-

*) Von Perrin = Parnajon Lebenserfahrungen 1 Th. Leip. 1820.

*) Conchiologia fossile subapennina, con Osservazioni geologiche sugli Apeninni e sul suolo adjacente, di G. Brocchi, Ispettore delle Miniere. Consedici Tavole in rame. Milano 1814. In zwey Quartbänden.

*) Nach Herrn Hausmann rechnet Herr Brocchi diesen Serpentin, nebst Gabbro unrichtig zu den Urgebirgsarten. Er gehört dem Uebergangsgebirge und kommt in großer Menge in demselben vor.

**) Diese sind die vorherrschenden Gebirgsarten der Apenninen nach Hausmann.

kana und Ligurien. Jener vorherrschende, ausgezeichnet stratificirte Kalkstein hat gemeinlich eine perlgraue oder eine weiße Farbe, mit einem röthlichen oder grünlichen Anstrich. Sein Bruch ist im Großen muschlig, im Kleinen eben, erdig; dabei glanzlos. Nur in gewissen Lagern führt er Petrefakten, besonders Ammoniten. Er ist identisch mit dem Kalkstein des Jura und dem, welcher dem südlichen Abhange der Alpen in den Gegenden von Como, Bergamo, Verona vorliegt; der nicht, wie die sehr allgemein verbreitete Meinung ist, mit dem Raubkalk und der sogenannten Raubwacke des nördlichen Deutschlands, sondern mit dem Muschelkalk zu einer großen Formation gehört.*)

3. Die Subapenninischen Hügel. Kalkiger Sand und grauer oder blauer Mergel sind ihre Hauptmassen, sowohl an der Seite des adriatischen, als auch an der des mittelländischen Meeres. Der hieraus bestehende Boden hat eine große Verbreitung. Zu den besondern Merkwürdigkeiten des Mergels gehört das Vorkommen von Bitumen, vermuthlich durch Zersetzung organischer Substanzen erzeugt; das Vorkommen von Schwefel, der nicht mit vulkanis-

chem Schwefel zu verwechseln ist, und auch schon durch sein Neufieres sich von diesem unterscheidet. Einlagerungen von Gyps kommen in dem Mergel vor. Von anderen fremdartigen Fossilien, die hin und wieder darin sich finden, sind zu bemerken: Schwerspath (vom Berge Pasterno bey Bologna), Bolestin (vom Cesenate) Kochsalz, Glaubersalz, Schwefelkies. — Der kalkige Sand, gemeinlich von gelblicher Farbe, ist der letzte Absatz des Meeres. Er liegt auf dem Mergel und ist so wie der Mergel an manchen Stellen ganz erfüllt von Ueberresten von Seethieren. In Berührung mit dieser Gebirgsart kommen Produkte von Vulkanen vor, die unter dem alten Meere thätig waren.

Die Kreide, welche in England und zum Theil auch in Frankreich die Unterlage der tertiären Massen bildet, fehlt in Italien. Die geognostische Beschaffenheit der Gegend von Paris, weicht noch mehr wie die der Gegend von London, von der Natur der subapenninischen Hügel ab. Aehnlicher ist sie den tertiären Lagermassen des Balserberges in Schweden und einigen Gegenden des nördlichen Deutschlands. Die Ablagerungen von bewundernswürdig erhaltenen Ueberresten von Meerconchylien und andern Seegeschöpfen, die in einem kalkigen, durch Eisenorydhydrat gelb gefärbten Sande u. A. in den Gegenden von Silbeseheim, von Dransfeld, von Kassel, von Wendinghausen im Lippeschen vorkommen, sind den italienischen sehr ähnlich; und wenn gleich unter den Ueberresten organisirter Wesen im Allgemeinen den Orten nach sich bedeutende Verschiedenheiten zeigen, so kommen doch, in den Lagern des nördlichen Deutschlands manche vor, die auch den italienischen eigen sind.

*) Herr Hausmann findet das Apenninische Uebergangsgebirge nicht nur durch seinen Reichthum an Serpentin und Sabbro, sondern auch durch die größten Massen an Marmor ausgezeichnet, welche vielleicht existiren. Denn der schöne, schuppig-förnige berühmte Marmor von Carrara, der sich in einer ganzen ausgedehnten Gebirgsmasse hoch erhebt, ist kein Urkalkstein, sondern ein Uebergangskalk, gleichzeitig mit Grauwacke, gleichzeitig mit dem dichten Kalkstein der Alpen. Er ist von ungeheuern Massen einer seltsamen Kalk-Brecce vergesellschaftet, worin die Brüche des schönen Marmors von Serratezza liegen, analog dem breccienartigen Kalkstein der Tarentaise, von Brochant so treu beschrieben. Sie geht allmählich in dichten Kalkstein und dieser in den schönsten, salinischen Marmor über; so wie dichter Kalkstein wieder mitten im letztern vorkommt. So gehört auch der Marmor von Stellebeck in Norwegen zum Uebergangsgebirge. (Hausmanns Reise durch Skandinavien. 2ter Thl. S. 325. u.)

Von den fossilen Testaceen der subapenninischen Hügel im Allgemeinen. —

Man muß sich eben so sehr über die große Mannigfaltigkeit wie über die vollkommene Erhaltung derselben wundern. Theils besitzen die Schalen noch ihre ursprüngliche Farbe, ihren Glanz und ihren Schiller; theils sind sie unter Beibehaltung der Form in eine kreidenähnliche Substanz verwandelt, oder, wie man zu sagen pflegt, calcinirt; theils sind sie petrifizirt. So zeigen sie sich besonders im Sande; im Mergel sind sie dagegen am häufigsten calcinirt. Die fossilen Conchylien liegen nicht ganz ohne Ordnung; oft sind sie familienweis vertheilt. In Hinsicht der verschiedenen Arten macht sich in den verschiedenen Gegenden kein bedeutender Unterschied be-

merklich. Manche Arten kommen an den entlegensten Orten vor. Alle lassen sich abtheilen in solche, die auch noch in den jetzigen Meeren gefunden werden, und andere, deren Originale ganz unbekannt sind. Die ersteren zerfallen dann wieder in solche, die in dem benachbarten adriatischen und mittelländischen Meere angetroffen werden und in andere, welche gegenwärtig in fernem Meeren zu Hause sind.

Hin und wieder finden sich auch in Italien in besondern, später gebildeten, tertiären Lagern, Ueberreste von Süßwasserconchylien und an einigen Stellen sind diese, vermutlich durch die Wirkung partieller Strömungen, mit Meerwasserconchylien vermengt. Besondere Erwähnung verdient noch die Bemerkung, daß der Kalktuf, den man gewöhnlich als ein Süßwassergebilde kennt, auch als ein Absatz aus Meerwasser vorkommt, wie darinn sich findende Ueberreste von Meerconchylien beweisen.

Nicht gar selten sind die Ueberreste von Säugethieren, von Fischen. Auch kommen Abdrücke von Seegewächsen vor. Besonders merkwürdig sind aber die Ueberreste großer Cetaceen. Die größten und vollkommensten sind in der Nähe von Castell' Arquato im Diacentinischen gefunden: ein fast vollkommen erhaltenes, 21 Fuß langes Skelett einer Baläna; ein ebenfalls sehr wohl erhaltenes, über sechs Fuß langes Gerippe von einer Delphinenart und ein Theil eines zweiten Gerippes eines ähnlichen Thiers. Diese vortrefflichen Ueberreste werden in der Sammlung des Bergcollegiums zu Mailand aufbewahrt. Die mehrsten dieser Ueberreste haben sich im blauen Mergel gefunden, und mehrere derselben waren von Austerfchalen incrustirt. Besonders merkwürdig und gewiß nicht leicht zu erklären ist es, daß neben diesen Resten von Seegeeschöpfen, Ueberreste von Landthieren, vom Elephanten, vom Rhinoceros, vom Hippopotamus u. A. vorkommen.

In Italien überhaupt kennt man 46 Fundorte von Ueberresten vom Elephanten; 15 Fundorte vom Mastodonte, 3 Fundorte vom Rhinoceros; 3 Fundorte vom Hippopotamus; 12 Fundorte vom Aurochsen; 3 Fundorte von Fischen auf.

Uebersicht der in den Subapenninischen Hügelng gefundenen fossilen Conchylien nach Gattungen und Arten.

I. Univalvi.

Genus	Species	worunter	3 neue
Patella,	8	—	—
Dentalium,	12	—	3
Serpula,	8	—	1
Teredo,	4	—	1
Bulla,	12	—	4
Cypraea,	7	—	4
Conus,	15	—	9
Nerita,	8	—	3
Helix,	9	—	1
Voluta,	32	—	28
Buccinum,	42	—	23
Trochus,	18	—	10
Turbo	36	—	26
Strombus,	3	—	—
Murex,	77	—	45
Nautilus,	5	—	1

II. Bivalvi.

Anomia,	20	—	—	13	—
Arca	20	—	—	9	—
Solen,	4	—	—	—	—
Cardium,	14	—	—	8	—
Tellina,	17	—	—	11	—
Chama,	10	—	—	3	—
Mya,	5	—	—	4	—
Mattra,	5	—	—	1	—
Donax,	2	—	—	1	—
Venus,	26	—	—	8	—
Ostrea,	32	—	—	16	—
Mytilus,	3	—	—	1	—
Spondylus,	1	—	—	—	—
Pinna,	2	—	—	2	—

III. Multivalvi.

Pholas,	3	—	—	—	—
Sepas,	4	—	—	—	—

In Allem 464 Species, worunter 259 neue.

(Öst. Geol. Anz. Nr. 10, 24. 1819.)

S e s p e r u s.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Beilage Nr. 10. zum 30sten Band.

(Gedruckt im November 1821.)

I. 18.

V a t e r l a n d s k u n d e.

Pest, Königl. Freistadt in Ungarn.

(Von Herrn v. Szapolyvai.)

Herr Franz Schams, gewesener Apotheker in Peterwardein, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, dem wir eine fleißige Beschreibung von Peterwardein und seinen Umgebungen (Pest 1820 bey Hartleben) zu verdanken haben, liefert uns ein neues schätzbares topographisches Werk, unter dem Titel: „Vollständige Beschreibung der Königl. Freistadt Pest in Ungarn.“ (Pest 1821 ebenfalls bey Hartleben 43 Bogen stark in 8.)

Das Werk ist in mehreren Hinsichten recht gut gerathen, und verdient ganz gelesen zu werden. Hier ein kleiner Auszug davon:

I. Geographische Lage, Klima, Witterung.

Pest liegt unter dem 36 Grad 43 Min. 15 Sec. östl. Länge von Ferro, und 47 Grad 29 Min. 23 Sec. nördl. Breite. Die Höhe der Stadt über die Meeressfläche beträgt 215 Fuß; sie liegt daher um 255 Fuß tiefer als Wien. Eine mächtige Sandfläche bildet die Grundfläche dieses städtischen Colosses, deren Bestandtheile beinahe nur ein nutzloser Flugland sind. — Das Klima ist unbeständig, und die Witterung abwechselnd; die Luft rein, und mehr trocken als feucht. Von endemischen Krankheiten weiß man sehr wenig, auch ist die Sterblichkeit nicht groß. — Das Quecksilber im Barometer stieg während 13 Jahren (1806 — 1819) auf der alten Sternwarte in Ofen, nicht über 28 Zoll, 1 L. 4 P., und fiel nicht unter 26 Zoll 6 L. 8 P. in Pariser Maaße. — Das Thermometer zeigte die größte Wärme im J. 1819 = 27 Grad $\frac{1}{10}$; die größte Kälte 1812 = 26 $\frac{1}{2}$ Grad unter dem Gefrierpunkte. — Das Mittel von denselben 13 Jahren gibt 83 Regen- und 26 Schneetage.

Beil. 3. Hesp. Nr. 10. XXX. Bd.

II. Die Donau, scheidet Ofen von Pest. Dieser Fluß hat noch bey Nitzen eine Breite von 400 Klafter, etwas weiter unten, wo die Schiffbrücke steht, muß er sich durch eine nur 240 Klafter breite Uferenge drängen. — Das Jahr hindurch kann man annehmen, daß bey 8000 Fahrzeuge wechseltweise an dem Ufer von Pest landen; ein großes Schiff zahlt 15 kr. ein mittleres 10, die kleinen 7 kr. täglich Stand- und Ufergeb. Diese Abgabe ist um 5064 fl. verpachtet. Die großen Schiffe werden mit 6 — 8000 Zentner befrachtet.

Die größte Donauluth war im Jahre 1775; dieser zunächst kam jene im Januar 1809 und 1811. Um ihren Verheerungen vorzubeugen, hat man dem Ufer eine feste Bekleidung gegeben, welche über 100,000 fl. gekostet, und außerdem noch kostspielige Dämme angelegt; auch Gassen, Straßen und Plätze durch neue Pflasterungen erhöht.

Die Donau hat an der Ofener Seite 8, in der Mitte 4 — 6, bey Pest nur 2 Klafter Tiefe.

III. Die Schiffbrücke, welche beide Städte verbindet, ist gemeinschaftliches Eigenthum beider, ruht auf 46 — 47 Pontons, ist 240 Klafter lang, 4 Klafter 4 Fuß breit, und des Nachts mit 16 Laternen beleuchtet. Der Mechanismus dieser gegen die Strömung in Halbmondsform geschlagenen Brücke ist doppelt zu bewundern, wenn man bedenkt, daß sie, um die Schifffahrt nicht zu unterbrechen, kein geschlossenes Ganze bilden kann, sondern an beyden Enden, nächst den Landjochen besonders trennbare Theile hat, welche sich bey dem Durchlaß der Schiffe öffnen, was täglich am frühen Morgen zu geschehen pflegt.

Der Brückenzoll ist um 52,500 fl. jährlich verpachtet, ihre Reparatur kostet jährlich 40 — 50,000 Gulden. Vermöge des Pachtcontracts muß sie immer bis zum 6. December eingehängt bleiben; wird dann aufgehoben, und im März wieder gebaut. In den 3 Wintermonaten wird die Passage mit Rähnen unterhalten.

IV. Die Ansicht der Städte Pest und Ofen von der Mitte der Schiffbrücke, ist sehr interessant. Der Verfasser beschreibt sie recht interessant.

V. Allgemeine Bemerkungen über das Wachstum und die Verschönerung der Stadt. Sie wurde erst im Jahre 1703 zum Rang der Freistädte erhoben; doch ihre Ausdehnung datirt sich erst von Maria Theresiens Regierung her, noch mehr aber nahm sie unter K. Joseph II. zu.

Hier bin ich so frey zur Ergänzung dieses Abschnittes meine eigene Betrachtungen mitzutheilen. Der Wachstum einer Stadt an Gebäuden, ist gewöhnlich Folge vermehrter Population, und die Betrachtung darüber gewinnt an Interesse, wenn man eine Parallele zwischen ähnlichen Verhältnissen anderer Städte des Reichs zieht. — Im Jahre 1787 hatte Debreczin, laut der Conscription 28,873 unadeliche Einwohner, und war damals die am stärksten bevölkerte Stadt in Ungarn; darauf folgte Pressburg mit 26,112, dann Ofen mit 23,983, endlich Pest mit 21,215 unadelichen Einwohnern. Seit dem lief das vogelschnell wachsende Pest diesen drei Städten den Rang völlig ab; denn es zählte im Jahre 1818 bereits 37,311; Debreczin dagegen nur 24,706*) Ofen 23,921**) und Pressburg 21,146***) unadeliche Einwohner. Pest ist daher gegenwärtig die bevölkerteste Stadt im Lande; es muß sich aber gefallen lassen, die Stadt Neusatz (Neoplanta, Uj-Bibsk) im Bacszer Comitat, als die größte Nebenbuhlerin anzuerkennen; denn die letztere wetteifert mit der erstern in verhältnißmäßiger Zunahme an Bevölkerung augenscheinlich. In dem 18jährigen Zeitraum (1787 — 1805) lief Neusatz in der Schnelligkeit den Rang ab, im zweyten (1806 — 1818) behielt Pest die Oberhand. Im Ganzen aber seit 1787 bis 1818 blieb Neusatz Meister und nach diesem Verhältnisse braucht Neusatz 36, Pest 39 Jahre zur Verdoppelung der Einwohner. ****)

VI. Uebersicht der Stadttheile. Es sind 1. die alte oder innere Stadt; 2. die neue oder Leopoldstadt; 3. drei Vorstädte, Theresien-, Josephs-, Franzensvorstadt.

VII. Größe, Eintheilung, Plätze, Gassen, und Häuserzahl der Stadt. Der Umfang der Stadt mit ihren Vorstädten beträgt, wenn man ihn zu

Füße abschreitet, ungefähr 3 Stunden, oder 1 ½ deutsche Meilen, und wird mit fünf Linien oder Barrieren begrenzt.

In polizeylicher Hinsicht wird die innere Stadt in vier, die Leopoldstadt in zwey Bezirke eingetheilt. — Dessenlche Plätze hat die Stadt zwey große, und öffen kleine. — Die Zahl der Straßen beläuft sich über 200, deren Namen an jeder Ein- und Ausgangsseite ungrisch und deutsch angeschrieben sind. Im Jahre 1795 zählte Pest 2581; — 1810 = 2900. 1814 = 3525; 1820 = 3859 Häuser und Gebäude, in welcher Zahl jedoch die 13 Kirchen, 12 königliche, und 2 Universitätsgebäude nicht mitbegriffen sind. Dagegen kommen in der Zahl (3859) noch mehrere unbedauerte Stellen vor, und so kann man die Häuserzahl jetzt mit 3800 annehmen. (Die innere Stadt hat 695; die Leopoldstadt 383; die Theresienvorstadt 1086; die Josephsvorstadt 1189, Franzensvorstadt 506 Häusernummern) — Im Jahre 1754 hatte Pest noch keine Vorstädte.

VIII. Flächenraum der Stadt, und des dazu gehörigen Gebietes. Innerhalb der Linien 2068 ¼ Joche, jedes zu 1200 □ Klafter, (oder 2,481,600 □ Klafter); und so ist Pest etwas größer als der vierte Theil von Wien sammt Vorstädten. Die innere Stadt behauptet 159; die Leopoldstadt 249; die Theresienvorstadt 592 ¼; die Josephsvorstadt 72 ¼; die Franzensvorstadt 346 Joche. (Note: die Summe dieser einzelnen Theile gibt nicht ganz genau die obige (2068 ¼) wieder.) Das außerstädtische Gebiet der Stadt ist 16,795 ¼ Joche; alles zusammen 18,862 Joche oder 22,634,000 □ Klafter. Außere dem gehört noch der Stadt eine kleine, und eine größere Donau-Insel.

IX. Kirchen, Klöster und sehenswürdige Gebäude. — Die Vorstädte haben im Verhältniß zur innern Stadt zu wenig Kirchen. Die schönste ist die der Universität, mit 2 großen Thürmen. Darauf folgt die Pfarrkirche, dann die Kirchen der Serviten, der Franciskaner und der englischen Fräulein; eine Nothkirche in der Leopoldstadt; die griechisch-walachische (gehört unter die vorzüglichsten Gebäude dieser Art); die rathische; die evangelische Kirche; die der Reformirten wird eben gebaut.

Unter allen Prachtgebäuden behauptet das Javakendehaus den ersten Platz; und besonders merkwürdig ist das Neu- oder Josephinische Gebäude mit vier Höfen 1786 — 1787 aufgeführt, jetzt als Kaserne von dem 5ten Artillerie-Regiment und auch zum Munitionsdépôt des größeren Geschüßes benützt. Seine anfängliche Bestimmung ist bis jetzt ein Märkfel. — Ferner nennt der Verfasser das Seminarium, das große Lazareth, allgemein das Lagerspital genannt, und das Dreißigstamt. (Vom Theater folgt weiter unten die Nachricht.) Unter den Privatgebäuden sind ausgezeichnet das Baron Ocsy's

*) Woher aber dieser Ausfall um mehr als 4000? Doch nicht Folge der großen Feuerbrunst? Ist die Angabe auch zuverlässig? D. S.

**) Auch Ofen sollte während einer ganzen Generation statt Zuwachs an Bevölkerung in derselben zurückgegangen seyn? D. S.

*** Hier gelten ähnliche Fragen. Man vergleiche die genannten Data des kenntnißreichen Herrn von Sürskovits in N. 4. B. XXIX. D. S.

****) Aber warum gibt uns der Herr Verf. nicht ihre Bevölkerung? D. S.

sche, und Anton v. Festetics'sche zum Marokkaner, welches letztere im Jahre 1817 = 53,000 fl. 1820 = 41,000 fl. Zinsen trug. Es enthält in drei Höfen 48 Wohnquartiere von 142 Zimmern sammt Küchen, ferner 2 Judensynagogen, 37 gewölbte Marktdepots, 3 Krattens, Fleischbant, und Keller auf viele tausend Eimer. — Das Horváth'sche, das Moyses-Kowacs'sche und das Karbetel'sche, das Kemniczer'sche, das Halsel'sche, das Uirmenpische, das Bergpärmische, das Stetnbach'sche, das Graf Karoly'sche, das Almásy'sche u. —

Als eine besondere und seltene Verschönerung der Stadt verdient vorzugsweise genannt zu werden, das neue Baron Brudek- oder das sogenannte Pariser-gäßchen, mit 32 Handelsgewölbem alter Gattung. Auch ich habe dieses Feenartige, mit prachtvollen Eins- und Ausgänge, und mit einem kunstvollen Glasdach versehene Gäßchen (1819) bewundert, dergleichen weder Wien, noch irgend eine andere Stadt Deutschlands aufzuweisen hat. Diese schöne Halle ist auf dem Titelpfister niedlich abgebildet. Ein zweytes Gebäude eben desselben Barons, in der Nähe des Pariser-gäßchens, mit aus Guseisen bestehenden Treppen und mit Zintbedachung, wird so eben gebaut, und zur neuen Herde der Stadt dienen.

X. Dämme und Straßen in und außer den Stadtklinien. Um die Ueberschwemmungen der Donau unschädlich zu machen, sind schon zwey kostspielige Dämme — der Waizner und der Sorokfärer — fertig, beyde beiläufig 5 Klafter hoch. —

Die Straße von der Sorokfärer Linie bis zum Sorokfärer Hotter*) ist 2000 Klafter lang, und kostet 40,000 fl. — Eine zweyte gegen Waizen ist jetzt im Projekte.

XI. Der Steinbruch u. Weinbrucher Wein. — Steinbruch ist ein Weingebirg, sonst in Alt- und Neugebirg getheilt, beyde geben jährlich an 20 bis 30,000 Eimer guten grünlichen Fischwein, der die Säure des Oesterreichers mit dem Feuer seines ungrischen Vaterlandes verbindet, und sehr gesund ist. Die Aussicht von dem Gebirge ist schön.

XII. Bevölkerung. Im Jahre 1819 zählte man Einwohner männliche 23,730, weibliche 23,458, Summe 47,188, und zwar Katholiken 40,407, Evangelische 1660, Reformirte 764, Griechen und Kaiser 1165, Juden 3192. Doch glaubt der Verfasser, daß man der Gewißheit näher kommen könnte, wenn man den Evangelischen ein paar Tausend, den Reformirten 500 Seelen mehr zuschreibe, die dann bey den Katholiken in Abschlag kommen müssen. In die obige Seelenanzahl theilen sich: Geistliche 75, Adeltliche bey 3000,

Beamte und Honoratioren 431, Bürger 3184, Eingeborne 34,948, männliche und weibliche Domestiken 5163. Pupillen 89. —

Die innere Stadt hat 13,259, die Leopoldstadt 4777, die Theresienvorstadt 15,637, die Josephsvorstadt 10,060, die Franzensvorstadt 3,455 Einwohner.

Dazu kommt noch das Militär, etwa 9,133, die studirende Jugend von auswärtigen Gegenden mit 1,200, die stets wechselnden Reisenden mit 300, das anwesende häufige Schiffsvolk und der Bettlertrouf mit 300, dann fremde Juden 500. — Mit allen diesen halten sich täglich in der Stadt etwa 58,626 Seelen auf. —

Nach der Meinung des Verfassers hat Pest im Verhältnisse zur wirklichen Landesbevölkerung noch nicht eine verhältnismäßige Einwohnerzahl, welche noch bis zu 100,000 steigen muß, um für Pest, als Mittelpunkt, angemessen zu seyn.

Die Bevölkerung besteht aus Ungarn, Slowaken, Siebenbürgern, Tyrolen, Italienern, Franzosen, Baiern, Schwaben, Sachsen, Rheinländern, Schweizern, Lothringern u. — Also ein Gemengsel von Sprachen und Nationen.

XIII. Sprachen. Die Conversationsprache des Adels ist größtentheils die ungarische, obwohl mitunter auch oft und viel deutsch gesprochen wird. Neben der ungarischen ist auch die lateinische im Schwunge. — Das übrige Volk spricht meistens deutsch, und jeder Fremde wird sich wundern, in der größten Stadt des Reiches, im Handel und Wandel, in Kaffee- und Wirthshäusern, im Theater und auf allen öffentlichen Unterhaltungsörtern, so wie in dem größten Theile der Bürgerhäuser die deutsche Sprache zu hören. —

In der Josephstadt spricht man dagegen großen Theils slowakisch. — Griechen und Kaiser bleiben, wie ihrer Religion, auch ihrer Sprache getreu. Das lauteste Gemisch von verschiedenen Sprachen ertönt auf den Wochen- und Jahrmärkten, und man müßte, wie das Sprichwort sagt, alle Sprachen wie ein Bessener inne haben, um sich allen Anwesenden verständlich zu machen.

XIV. Moden und Luxus. Alles, was Geld hat, flüht sich in die täglich wechselnden Moden wie in Wien und anderwärts. Der Adel, Männer sowohl als Damen, und zwar die letztern nur soweit sie sich zum hohen Adel rechnen, sind nur an feierlichen Tagen, und bey manchen Gelegenheiten im ungrischen Nationalanzug sichtbar; sonst ist die Tracht die gewöhnliche französische (nicht deutsche, denn die Deutschen haben ja keine Nationaltracht).

XV. Religion. Die christliche Duldung verbreitet sich täglich mehr, und es ist keine Spur von dem ehemaligen blinden Glaubenseifer vorhanden.

Katholiken. Die ganze Stadt ist in 5 Pfarren eingetheilt. Der Circus gehört zum Cronen Erzbisthum.

*) So viel als Dorfgebiet.

Evangelische. Im Jahre 1787 errichteten sie ein Bethaus, im Jahre 1799 bekamen sie den Platz zum Kirchenbau, 1811 ward die Kirche fertig und eingeweiht. Der Gottesdienst wird durch einen deutschen und slavischen Prediger wechselseitig verrichtet, manchmal werden auch ungrische Predigten gehalten.

Die Reformirten haben seit 1804 ein Bethaus, worin bis 1816 bloß in ungrischer, seit dem aber durch den berühmten Kanzeltredner Elymann auch in deutscher Sprache jeden zweyten Sonntag gepredigt wird. Jetzt bauen sie eine Kirche. Der hiesige erste Prediger ist zugleich Superintendent.

Die Illirier (Kaisern, richtiger Serbler) haben eine Pfarre, mit einem Pfarrer; in der griechisch-malachischen Kirche wird wechselseitig eine Woche in griechischer, und in der andern in malachischer Sprache der Gottesdienst abgethan; daher sind hier zwey Pfarrer angestellt.

Die Juden zählen 224 Familien, und sind beinahe 4,000 Seelen stark, haben 2 große Synagogen, und fünf kleinere in Privathäusern, worunter auch ein scantzisches ist; in der Theresienvorstadt auch ihre Schulen, und ein eigenes Krankenhaus.

XVI. Ehen. In Pest werden jährlich bey 4 — 500 Ehen geschlossen, und man bemerkt im Vergleiche mit frühern Zeiten, daß auch hier bey allen Umständen die Ehelust abnimmt. — (Eine nothwendige Folge des immer schwieriger werdenden Auskommens.)

XVII. Geburths-, Sterb- und Trauungszahlen, Begräbnisse, Kirchhöfe. In zehn Jahren (1810 — 1819) sind getauft worden 21,437, gestorben 18,611 Menschen; getraut 4747 Paar.

Jährlich sterben bey 1800 Menschen, folglich jeder 26ste — bei Juden kommt ein Todesfall auf 37 Lebende.

Nach mehrjährigen Beobachtungen kann man jährlich 10 Selbstmorde rechnen, und in Wasser und Feuer kommen auch etwa sovlet um.

Unter 100 Lebenden wird eine Ehe geschlossen, früher (nach Schwartners Angabe) unter 76 Seelen.

Die Kosten eines feierlichen Begräbnisses kommen auf 200 — 1000 fl. zu stehen. Der Arme kommt viel wohlfeiler (um 4 fl.) auf dem Todtenwagen aus der Welt.

Täglich sterben 2 — 6 Menschen.

Neben dem kathol. Kirchhof (am Ende des Wallner Damms) liegen auch die Begräbnisplätze des Melkars, der Evangelischen und Reformirten, der Griechen und Walachen; und auch der Juden, nur der letzte ist mit einer Mauer umgeben. — Die Joseph- und Franzstadt haben ihre eigenen Kirchhöfe vor ihren Stadtklinen, in deren Nähe sich auch jener der Kaiser befindet. —

Die adelichen Güterbesitzer lassen sich meistens in ihre, auf ihren Besitzungen vorhandenen Familiengräber begraben.

Wissenschaftlicher Zustand. Lehr- und Erziehungsanstalten.

XVIII. Universität. Der Graner Erzbischof und Primas, Cardinal Peter Pázman stiftete 1635 mit 100,000 fl. die Universität in Tyrnau; die Königin Maria Theresia dotirte sie 1770 mit den Einkünften der Abtey Söldvár, und verlegte sie 1777 nach Ofen. Die Eröffnung geschah 1780. — Nach 7 Jahren verlegte sie Kaiser Joseph nach Pest. Mit Ende des 1819. Jahrs sind die 4 Fakultäten eigenen Direktoren untergeordnet worden. Professoren sind 49, mit 4 Adjunkten, und 9 Assistenten. Die Lehrkanzeln der Theologie sind mit einem jährlichen Gehalte von 1000 fl., jene der Philosophie, Medizin und Rechtsgelehrtheit von 1200 fl. dotirt. Die außerordentlichen Professoren haben 600 fl. jährlich.

In Rücksicht des Vermögens, ist diese Universität unter die reichsten in Europa zu zählen. *)

Der Studirenden waren 1820 = 985, nämlich: 64 Theologen, 98 Juristen, 272 Mediziner, 551 Philosophen; — darunter 54 orientalischer Religion, 43 Lutheraner, 52 Calviner, 55 Juden, 781 Katholiken.

Zum Schlusse dieses Abschnitts gedenkt der Verfasser der literarischen Verdienste mehrerer gestorbenen Professoren.

XIX. Praktische Thierarzneischule, im Jahre 1786 errichtet, mit 1 Professor, 1 Adjunkt, 1 Schmiedelehrer, 1 Schmiedgesellen, und 2 Stalldienern. — Jährlich werden bey 400 und darüber franke Thiere aufgenommen, meistens Pferde. Zu Experimenten hat das Institut jährlich 150 fl. Der Hörer des hippokratischen Curfes zählt man jährlich bey 20 — 30; der Mediziner und Chirurgen zwischen 40 — 50.

XX. Das Gymnasium, wird seit 104 Jahren (1717) von Piaristen besorgt. Das Lehrpersonale besteht in 6 Professoren und 1 Direktor. Zöglinge sind jetzt 810.

XXI. Katholische Normal- und Trivialschulen. Pest hat eine Normalschule, bestehend aus 3 Klassen, nebst einer Zeichenschule. Schüler sind 353, und werden von 4 Lehrern und 1 Gehülfsen unterrichtet.

*) Sterüber hätten die Hauptbeweise angeführt werden sollen.

Außerdem ist eine deutsche Pfarrschule in der inneren Stadt, mit 1 Lehrer, 1 Gehülfsen, und 74 Schülern.

Dann eine ungrische Elementarschule mit 50 Schülern.

In den Vorstädten sind 6 Lehrschulen, mit 6 Lehrern; 5 Gehülfsen, 1632 Schülern.

Ferner hat der wohlthätige Frauen-Verein, im November 1819 eine eigene Schule für arme Kinder errichtet, mit 1 Lehrer (welcher 50 fl. monatlich bezieht) und 71 Schülern beiderley Geschlechts.*)

XXII. Schulen der Nichtkatholiken; und zwar die Lutheraner haben eine Erziehungsanstalt (im Jahre 1810 neuerrichtet) mit 6 Lehrern, und 117 Schülern, Knaben und Mädchen.

Die Reformirten errichteten erst 1805 eine Schule, mit 1 Lehrer und 25 Schülern.

Die Illyrier, Griechen und Walachen. Vier Lehrer besorgen das Schulwesen dieser Kirchenparthey, welches ganz nach dem Lehrplan der dasigen Normal Schulen eingerichtet ist, mit dem Unterschiede, daß die Jugend noch Ausbildung in ihren Nationalsprachen erhält.

Die Juden haben seit 1814 auch eine nach Art der christlichen Normal Schulen eingerichtete Lehranstalt mit 1 Lehrer und 2 Gehülfsen, und 84 Mädchen, 70 Knaben.

XXIII. Mädchenschulen, gibt es mehrere privilegirte, worunter das Institut der englischen Fräulein den ersten Rang behauptet. Im Jahre 1770 kamen 8 eingeweihte Fräulein dieses Ordens aus ihrem Hauptfige St. Pölten in Niederösterreich nach Ofen, zur Errichtung einer weiblichen Erziehungsanstalt, welche 1777 nach Waizen und 1786 nach Pest verlegt wurde. Nebst der bestimmten Zahl (8) fundirter adelicher Kostfräulein, werden hier auch Mädchen für jährliche 400 fl. aufgenommen. Außerdem wird diese Anstalt auch von einer großen Zahl Bürgerstöchter in den gewöhnlichen Lehrstunden vor und nach Mittag besucht. Das Institut hat eine Oberin, 12 eingekleidete Fräulein als Lehrerinnen, 50 Kostfräulein, und 300 bürgerliche Schülerinnen. Da die letztern dem Unterricht unentgeltlich genießen, so leistet die Stadt dem Kloster eine Vergütung von jährlichen 600 fl. und 10 Klaftern Brennholz.

Außerdem besteht die privilegirte Töchter Schule des Anton Gltvisky seit 1812, und eine zweyte des Franz Hoffmann seit 1817. Beide für adeliche so-

wohl als bürgerliche Mädchen bestimmt, jene hat 66, diese 30 Schülerinnen.

Die Mädchenschule der Evangelischen besteht seit 1818, und hat jetzt 21 Schülerinnen.

Die Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen in Pest ist = 3827.

XXIV. Das Nationalmuseum ist in den Jahren 1807 — 1808 gestiftet, und besteht aus einem Münz- und Antiken-, einem Naturalien-Cabinet, aus einer reichen technischen Sammlung, und aus der Széchenyischen Regnicolarbibliothek. — Der Verfasser zählte viele kostbare Bestandtheile dieses Museums einzeln auf. Die Bibliothek füllt 7 Gemächer.

XXV. Die Universitäts-Bibliothek 1772 gestiftet. Der innere Raum ist 126 Fuß lang, 43 Fuß breit, und 25 Fuß hoch. Die Büchersammlung besteht aus mehr als 60,000 Bänden.

XXVI. Universitäts-Naturalien-Cabinet. Die Sammlungen der Prinzessin Maria Anna, und des Professors Miller sind um 48,000 fl. gekauft worden; und bilden die Grundlage dieses Cabinets, welches in 7 Zimmern aufgestellt ist. —

XXVII. Das anatomisch-pathologische Cabinet füllt 3 Zimmer.

XXVIII. Das physikalische Cabinet, in einem kleinen und zwey größeren Sälen enthält einen reichen physikalischen Apparat.

XXIX. Der botanische Garten ist 1810 angelegt worden, und enthält 3260 □ Klafter Flächenraums, mit 6000 Nummern verschiedener Gewächse, wovon 900 im Gewächshaus, 600 im Treibhause, die übrigen im Freyen vegetiren.

XXX. Das astronomische Institut, wozu auch die neue Sternwarte auf dem St. Gerhards- oder sogenannten Bloksberge nächst Ofen, gehört. — Der Grundstein dazu ward 1813 gelegt, und 1815 die erste Beobachtung angestellt. Doch besteht seit 1777 eine andre Sternwarte in dem Dfner königlichen Schlosse.

XXXI. Privat-Bibliotheken und Sammlungen. Dahin gehört 1. Die Bibliothek, Münz- und Alterthums-Sammlung des H. Miklosaus v. Janakovichs, mit etwa 10,000 Bänden, und einem reichen Schatz an Münz-antiquarischen (auch diplomatischen) und andern Seltenheiten; beschrieben im Tudom. Spüjtemeny 1817.

2. Die gräfliche Teleky'sche Bibliothek, mit ebenfalls etwa 10,000 Bänden, und vielen merkwürdigen Manuscripten, und einer großen Chartensammlung.

3. Die Steph. v. Horvath'sche eben so stark.

4. Die Steph. v. Kulcsarsche etwas kleiner, nebst Münzsammlung.

5. Ansehnlich sind die Bibliotheken der Professoren Scheibius und Lupa cher; im medizinischen Fache die

*) Meines Wissens die erste dieser Art, aus den löblichen Frauen-Vereinen hervorgegangen, und gewiß höchst nachahmenswerth.

des Prof. *Wene*; für Chemie und Botanik die des Prof. *Schuster*.

Kunst- und Naturalien-Sammlungen. Eine reiche Mineralien-Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten-Sammlung besitzt der Prof. *Sabali*. — Eine botanische aber der National-Museums Adjunkt *Dr. Saderer*, mit 9000 getrockneten Pflanzen.

Eine große Münzsammlung hat der Professor *Szűts*, Baron v. *Bruders* dagegen eine reiche architektonisch-hydraulische Kupferstich-, ökonomisch-technischer Modelle- und Maschinen-, und *Karl Müller* eine ansehnliche Oehlgemälde-Sammlung. *Joseph Ehrenreich* hat viele antiquarischen Merkwürdigkeiten.

Aber überraschend ist das, obwohl kleine, doch in mehr als einer Hinsicht bemerkenswerthe Kunst- und Naturalien-Cabinet des bürgerl. Kammmachers *Jacob Reichert*, aus 4 kleinen Abtheilungen bestehend. Der Besitzer ist ein *Kraimer*, und wanderte in Pesth als armer Kammmachergehilfe ein, ward Bürger, und fing erst seit 4 Jahren seine Sammlung an. In der, von der inneren Stadt entlegenen *Allianzgasse* findet man das kleine aber liebliche Haus dieses wenig bemittelten Natur- und Kunstfreundes. Durch ein, mit verschiedenen künstlichen Wasserleitungen und sonstigen Annehmlichkeiten versehenes botanisches Gärtchen führt hinter dem Gewächshaus- und Treibhause eine freye Treterstiege in das zur Aufbewahrung der Kunstsammlung eigens gebaute obere Stockwerk des Hauses, aus 4 kleinen Abtheilungen bestehend. Gleich beim Eintritte befindet sich links die Mineralien-, rechts die Conchylien-Sammlung. Die Mitte des Zimmers ziert eine artige Zusammenstellung von allerlei Erufen. Ein Kasten enthält eine beynabe vollständige Folgenreihe geschliffener Steine vom gewöhnlichen Kiesel bis zum Diamant, und die meisten Marmor-gattungen Ungerns nach ihren Fundarten; einige Gemälde, Mosaikbilder von Seidenstücken, alte Urkunden von *Dathori* und *Kálczy*, ungarische und altgothische Manuscripte, so wie eine Sammlung von römischen, griechischen und anderer europäischen Länder Münzen ic. Doch mehr als alles dies ist der glückliche Einsall des Unternehmers in folgenden zwey Gegenständen zu bewundern: erstens hat er eine Sammlung des meisten circulirenden europäischen Papiergeldes, wie auch Abdrücke von dergleichen Geldzetchen aus China, Persien, und der Lirien. Zweitens präsentirt sich eine Reihe von *Semmelhacker* gegen die übrigen Kunst- und Naturprodukte so possierlich, daß man sich beim ersten Anblick kaum eines geheimen Lächelns erwehren kann, denn wer sucht wohl Mundvorräthe unter solchen Seltenheiten? — Doch bald führt dieser scheinbar geringfügige Gegenstand zu ernstern Betrachtungen, wenn die folgende Erklärung des Eigenthümers auf den mannigfaltigen Wechsel der Zeiten aufmerksam macht, in welchen die Schwere, und der äußere Umfang dieser Semmeln nach fruchtbaren Jahren, wie auf Hungersnoth, nach Kriegs- oder Friedenszeiten, und dann

nach der sich allmählich mehrenden Volks- und Geldmenge berechnet ist. Das älteste Exemplar dieses Buchwerkes ist vom J. 1775, die übrigen sind von neuerer Zeit, wo bey jedem Stücke, die der Dauerhaftigkeit wegen mit einem Wachsfirnisse überzogen sind, der gleichzeitige Preis der Früchte vorgemerkt ist. — Die zweite Etube bildet eine Waschkammer, worin auch traurige Reste des unglücklichen Brandes in Pesth 1810, nämlich geschmolzenes Glas, verbrannte Frucht und verkohltes Mehl gezeigt werden. Zugleich sieht man eine Anzahl Kunstfertigkeiten der Kammmacherey vom Eigenthümer selbst verfertigt. — Die dritte Kammer enthält einige wenige anatomisch-pathologische Präparate, ausgestopfte Vögel und eine kleine Bibliothek, und den Beschluß macht eine Camera obscura in der 4ten und letzten Abtheilung. — (Ich hielt es der Mühe werth, die Beschreibung dieses *Mignon-Cabinet*s beynähe ganz mit den Worten des Verf. wieder zu geben.)

XXXII. Buchdruckereyen und Buchhandlungen. Pest zählt 3 Buchdruckereyen; die erste und vorzüglichste ist die *Tractnersche* mit 10 Pressen, woraus jährlich bey 30 neue Werke hervorgehen. Außerdem werden eben da 3 Zeitschriften gedruckt, nebst einem ungarischen und einem deutschen Kalender. Sie verbraucht jährlich 650 Ballen Papier. — Die 2te ist die *Paszosch* mit 2 Pressen, verbraucht 115 Ballen Papier. — Die 3te die *Landerersche* mit 3 Pressen.

Buchhandlungen sind 6, nemlich *Eggenberger*, *Kilian*, *Hartleben*, *Leyrer*, *Kis*, und *Müller*. — *Leyrer* hält auch eine Leihbibliothek. — Außerdem ist noch eine Antiquar-Buchhandlung; und seit 1806 ein Industrie-Comptoir. — Item ein Verlag von optischen, mathematischen und physikalischen Instrumenten. — Die Juden haben eine eigene Buchhandlung.

XXXIII. Zeitungen. 1. *Vereinigte Dfner-Pester Zeitung* hat 2500 Abnehmer, kostet 18 fl. W. W.; — 2. *Hazai's Kálcsdi Lubótfásol* von *Kulcsák*, mit 850 Pränüm, Preis 20 fl. — 3. *Lubománvos Spüstemény* eine wissenschaftl. Monatschrift, Preis 18 fl. — 4. *Pannonia*, von *Festetics* redigirt, ein deutsches Unterhaltungsblatt, Preis 20 fl.; Abnehmer 300. — 5. *Folnesi's Sonnenblume* rein polemisch und asettisch, hatte 1819 = 500 Pränüm. — Vor 15 Jahren bestand nur die einzige *Dfner Zeitung*.

XXXIV. Musik-Verein. Dieser bildete sich aus lauter Dilettanten 1818, deren Anzahl sich jetzt über 90 beläuft; unterstützende Mitglieder sind gegen 200; auch trägt jedes wirkende Mitglied 1 fl. monatlich zur Bestreitung der Kosten bey.

XXXV. Literatur. In Pest leben jetzt 154, vom Verfasser namentlich angeführte Schrifsteller, worunter zwey Frauenzimmer, nemlich *Frau Barbara Eszmasdia* geborne *Kelemen*, und *Fräulein Celestine von Dornikovic*; also im Verhältniß zur Bevölke-

zung beinahe doppelt soviel als in Wien. — Der Verfasser gedenkt rühmlich auch der jährlichen Speyerlichkeit, welche im National-Museum zur Beförderung der Nationalsprache gehalten, und wo in Folge der *Marcejbánschen* Stiftung (1815) Preisvertheilungen an verdiente magyarische Literatoren vorgenommen, und Preisfragen aufgegeben zu werden pflegen. Die erste Vertheilung ging am 27. Sept. 1817 vor sich. —

Auch der wissenschaftl. Monatschrift *Eudom.* Gplüzt-mény wird hier ehrenvoll gedacht.

XXXVI. Kunst- und Gewerbleiß. Unter die vorzüglich ausgezeichneten jetzt in Pest lebenden Künstler rechnet der Verfasser den genialen physikalischen Glas-künstler *Greiner*; den Stahlarbeiter *Stöcklin*; den Verfertiger mathematisch-physikalischer Instrumente *Steinweg*; den Kupferschmied *Remolt* als hydraulischen Maschinenisten; den Glasschleifer *Piesche*; den Lithographen *Richter*; den Verfertiger physikalischer Instrumente *Scherübl*; die Uhrmacher *Hillrich* und *Grumüller*; die Spieluhrenmacher *Lechner* und *Engelschall*. — Eif. Tonkünstler, welche namentlich aufgezählt werden; dann den Bildhauer *Dunajszky*; 14 Wähler; 7 Kupferstecher und Graveurs; und den erfinderischen Mechaniker und Maschinenisten *Gschwindt*.

XXXVII. Königl. Hauptversamml. seit 1802 von *Dfen* nach *Pest* übersetzt, wovon das *Presburger* ein Filiale ist.

XXXVIII. Der wohlthätige Frauenverein, hat sich 1817 gebildet, und besitzt im Vermögen 100,768 fl. 25 kr. Dieser Verein hat (außer der oben ad **XXV.** gedachten Schule) auch eine eigene Anstalt zur Pflege und Heilung von armen Staarblinden 1817 gestiftet. Die Vorsteherin des Vereins ist die Frau *Gräfin Johanna v. Teleky*; mit 12 wirkenden Mitgliedern, einem Sekretär (*Prof. Schedius*) und einem Cassier (*Buchhändler Eggenberger*.)

XXXIX. Pensions-Institut für städtische Beamte, 1808 gegründet; die Pension der 1ten Klasse besteht in jährlicher 200 fl.; 2te Klasse 100 fl. — Beiträge der Mitglieder erster Klasse

von 20 — 30 Jahren des Alters	jährlich	2 Pr. Cent.
— 30 — 40	„	4 —
— 40 — 50	„	6 —
— 50 — 60	„	8 —

von ihren Besoldungen; der 2ten Klasse die Hälfte.

XL. Armen-Institut, eine Schöpfung des Kaisers *Josephs II.*

XLI. Das Bürgerspital, in 6 Zimmern zu ebener Erde für 54 Internisten, beiderley Geschlechts; 2 kleine Zimmer für Arrestanten; und eine Flügelabtheilung für die Pfündner der *Pinterschen* Stiftung. In einer andern Abtheilung 4 Kammern für *Wahnsinnige*; ein Sektionszimmer, 2 *Todtenkammern*, ein *Wachhaus*, und

Quartiere des ärztlichen Personals. — Im ersten Stock 4 Zimmer für 47 Internisten, mit mehreren Extrazimmern, wofür man 2 — 3 fl. täglich zahlt u. — Im 2ten Stock 3 Zimmer für 41 kranke Weiber, daneben 2 Zimmer mit 9 Betten für Schwangere; ein zweites mit 2 Betten für *Gebährende*, und ein drittes mit 8 Betten für *Kindbeterinnen*. Ein *Stechenhaus* für Weiber, nebst 2 Extrazimmern für *Wahnsinnige* u. — Die *Taren* sind von 50 kr. bis 3 fl. bestimmt. — Das *Spital* hat einen Fond von 133,114 fl. W. W. — Im Jahr 1819 verbrauchte es 50,686 fl. W. W. —

Die *Pintersche* Stiftung für arme Bürger ist mit diesem *Spital* vereinigt. Sie hatte 19,615 fl. W. W. Capital.

Eben so auch das *Waisenspital* des Bürgers *Sonitsi* mit seinem Capital von 12,000 fl. W. W.

Nicht minder auch ein *Schutzpockeninstitut*. —

Das *Spital* hat eine eigene medizinische Bibliothek, und einen elektrischen Apparat.

XLII. Frauen-Vereins-Anstalt für arme Staarblinde, deren schon oben (ad **XXXVIII.**) gedacht worden; kostete vom 1. April 1819 bis Ende März 1820 = 1256 fl. 49 kr.

XLIII. Universitäts-spital, oder medizinisch-chirurgische Klinik. Die medizinische hat 2 Zimmer mit 12 Betten, die chirurgische 2 Zimmer mit 8 Betten. — Die *Augenklinik* mit 6 Betten; 3 Zimmer für die *Geburts-Hülfe*, eins zu *Entbindungen*, die übrigen für Schwangere mit 12 Betten. — Dieses Institut hat außer einem *Dampfbade*, auch einen *Schwefelröcherungs-Apparat*.

XLIV. Militär-spital, für etwa 300 Kranke.

XLV. Spital der Griechen und Walachen, durch *Privatstiftungen* entstanden und erhalten, hat 1 Krankenzimmer für 8 Männer, das zweyte für eben so viele Weiber.

XLVI. Judent-spital, hat ebenfalls zwey Krankenzimmer.

XLVII. Straßenpflaster und Reinigung. Bis auf die entferntesten Gassen der *Vorstädte* ist *Pest* ganz gepflastert.

XLVIII. Sonstige Sicherheitsanstalten, als nächtliche *Gewölbwächter*, reitende *Militär-Patrouillen*, *Marktthürer* während der *Marktzeit*, *Feuerlöschanstalten*.

XLIX. Beleuchtung. Die erste *Beleuchtung* der Plätze und Gassen entstand 1796 mit 5 — 600 Lampen, jetzt sind ihrer 1046; und die *Kosten* belaufen sich auf 15 — 16,000 fl. jährlich. Diese Anstalt ist verpachtet, und der *Pächter* erhält für eine jede *Lampe* monatlich 1 fl. 17 kr.

L. Feuerlöschanstalten, sind in guter Ordnung.

LI. Das Frag- und Kundschafsammt, ist das *Eigenthum* eines *Privat-Unternehmers* und besteht seit 30 Jahren.

LII. Doktor Kumbach's Eisenbad, besteht seit 1806 mit 18 Badzimmern. Ein Bad kostet 1 fl. für eine Stunde.

LIII. Gasthöfe und Wirthshäuser. Der Vorkasser theilt sie nach ihrer Beschaffenheit in 5 Klassen, und zählt in der ersten Klasse 3, als die besten; in der zweiten 5, in der dritten einen Theil der übrigen vielen Wirthshäuser auf.

LIV. Caffeehäuser, sind in Pest gegenwärtig 26.

LV. Wein- und Bierhäuser giebt es 800; außerdem aber sind noch eigene 31 Bierhäuser.

LVI. Fiaker: Anzahl beläuft sich auf 134 Wagen; jeder Fiaker zahlt jährlich 12 fl. für Pflasterabnutzung, außerdem aber ein jährliches Pauschale an die Schiffbrückenpächter. Auch gibt es noch zahlreiche Landkutschner.

LVII. Wohnungen. Eine Wohnung im 1ten Stock mit 8 — 10 Zimmern nebst Stallung und Zugehör auf gangbaren Gassen und Plätzen kostet jetzt jährlich 1200 bis 2500 fl., im 2ten Stock: 1000 — 2000 fl. Ein Gewölb 800 — 3000 fl., in abgelegenen Theilen der Stadt 300 — 500 fl. Es gibt Häuser, welche 30 — 40,000 fl. jährlich ertragen. — Monatszimmer bezahlt man mit 10 — 20 fl.

LVIII. Theater. Der Bau des neuen Theaters, im Jahr 1808 begonnen, kostet bis jetzt 627,942 fl. 56 kr. W. W. Der noch nicht fertige Theil ist zur Redoute und einem Caffeehause bestimmt, und soll noch 497,493 fl. erfordern. Der Raum, den das Ganze einnimmt, beträgt 2000 □ Klafter. — Das neue Theater ist im Jahre 1812 eröffnet worden; es kann über 3000 Menschen fassen. — Mit diesen ist auch jenes in Dfen verbunden, die nämliche Gesellschaft spielt auch in Pest täglich, in Dfen dreymal in der Woche. Beide sind um 12,000 fl. verpachtet, Pesth bezieht davon 9000 fl. Dfen 3000 fl. Die Theaterpreise müssen in Pesth um ein Drittel, in Dfen um die Hälfte gegen die Theaterpreise in Wien geringer seyn. Es werden meist deutsche, doch auch magyarische Schauspiele und Opern gegeben, seit einigen Jahren sind auch Kinderballette üblich. Das Theaterpersonale ist 202 Köpfe stark, es kostet wöchentlich an Besoldungen bei 3000 fl.; die jährliche Beleuchtung 9000 fl., und die sämmtlichen in Accord gegebenen Theatersuhren 5000 fl. Das Orchester besteht aus 36 Personen, und kostet monatlich 1000 fl. Zur Marktzeit treibt noch hier die Gesellschaft des einst beliebten Kasperl ihr Unwesen, in einer Betschütte.

LIX. Redoute und andre Tanzsäle. Der besuchteste Redoutensaal ist jener zu den VII Churfürsten,

und faßt über 1000 Menschen. Maskirte Bälle werden nur hier gegeben.

LX. Das Stadtwaldchen, oder der neue Volksgarten, dessen Flächenraum 334 Joch ausmacht, ist der Pesther Park oder Prater. Die Anlage desselben wird erst seit 1809 kultivirt; und kostete bis 1817 = 45,262 fl. Aber erst 1818 fing man an, nach dem gegen ein erregtes Prämium von 200 Dukaten von dem Wirthschaftsraath Heinrich Nebien entworfenen Plane dieselben ordentlich zu pflegen. Den erhaltenen Preis nahm der Sieger nicht an, und widmete ihn zum Behuf der Ausführung.

LXI. Die Margarethen- oder Palatin-Fest, 400 Schritte breit und 1000 Schritte lang, in der Donau, wo jährlich am Sonntage der Margaretharwoche (im Monat July) ein Volksfest gefeiert wird, ist ebenfalls ein Belustigungsort; mit reizenden Anlagen.

LXII. Drey-Garten. Dieser von der Liberalität des Besitzers dem allgemeinen Vergnügen gewidmete Park liegt eine halbe Stunde vor der Stadt, und ist mit Biers- und Blumengarten, mit Glas- und Treibhäusern versehen. Das Glashaus soll das größte und schönste in Ungarn seyn, und die Baukosten desselben sollen sich schon über 30,000 fl. belaufen. Die Unterhaltung des Parks kostet jährlich 10,000 fl.

LXIII. Festeticsche Anlage. Diese ist vom Drey-Garten nur durch einen Fahrweg getrennt. Hier quillt das reinste und beste Wasser in Pest, aus dem sogenannten Eliasbrunn, welchen vorzüglich die Griechen am Eliastage häufig zu besuchen und daraus zu trinken pflegen.

LXIV. Andre öffentliche Gärten. Pest zählt zwey der Belustigung und Restauration gewidmete Plätze vorzüglicher Art, nämlich den Georg Treter'schen, allgemein Georgischen Garten genannt, und den gräf. Selezna'schen Garten. Beide sind niedliche, schattige Parke. Man findet hier Mittags, hauptsächlich aber Abends wohlbestellte Tafeln, mit verschiedenen Weingattungen, und Musik.

LXV. Promenade nächst der Schiffbrücke an der Donau, mit Linden und Alazien besetzt. — Auch ist ein Unterhaltungsplatz für das gemeine Volk am Donau-Ufer vorzüglich der Fleck auf dem sogenannten Schwibsbogen nächst der gleichlichen Kirche.

LXVI. Schießhaus in der Schützengasse, besteht seit 1785.

(Beschluß folgt.)

H e s s e r u s .

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Beilage Nr. 11 zum 30sten Band.

(Gedruckt im November 1821.)

VIII. 22.

N a t u r k u n d e .

1. Revision der Lehre vom Basalt. Nach Referstein. *)

(Verglichen Beil. 27. B. XXVII.)

1. Der Name Basalt war den Alten unbekannt. Ihr Basanites bezeichnete Hornblende und Feldspat-Gemenge, dergleichen der heutige sogenannte Basalto nero.
2. Agricola sprach zuerst von ihm in unserm heutigen Sinn und im XVIII. Jahrhundert war bei mehreren Mineralogen von ihm die Rede.
3. Desmarest behauptete merkwürdig genug zuerst Aehnliches, als in unsern Tagen von Buch so anschaulich machte, nemlich: der Basalt habe sich im flüssigen Zustande, analog den ächtvulkanischen Laven, ergossen und beim Uebergang in den festen habe er seine verschiedenen Formen und Absonderungen erhalten. Die porphyrartigen Gesteine des Puy de Dôme und Mont-d'or waren ihm ursprünglicher, aber durchs Feuer umgeänderter Granit. Er glaubte, daß auch daraus der Basalt durch stärkere Schmelzung hervorgegangen sey. Fast alle damaligen und folgenden Mineralogen stimmten ihm bei. Nur Guettard, Wallerius, Brünich, Bergmann, Charpentier, Neuf, waren für seine Bildung unter Wasser, welcher Meinung Werners Beitritt, der sie weiter ausbildete, das größte Gewicht gab.
4. Werner hielt den Basalt 1. auf ähnliche Art, wie andere Flöze gebildet, und zwar als ein einziges, weit ver-

breitetes, andere ältere Gebirge überdeckendes Lager, das aber früher, als die Thalbildung eintrat, vielfach zerrissen und nur in seinen Regel-Keulen erhalten worden. 2. Erklärte er ihn für eines der allerjüngsten Gebilde. Fast alle Verehrer Werners erklärten sich für diese Ansicht; nur Voigt für die gegentheilige (S. 170 u.), dem bald Dolomieu und Lazzaro Spallanzani beitraten. Auch Beroldingen und Patrin schrieben dem Feuer sein Daseyn zu, seine Form aber dem Wasser. Rose war dem Neptunismus zugethan, bemerkte aber doch an den Rhein-Basalten offenbare Feuer-Einwirkungen. Unser Fichtel erklärte die merkwürdigen Porphyr-, Basalt-, Perlsfels-, Bimsstein-, Obsidian- u. Erscheinungen in Ungarn, als vulkanische. Esmarck, Werners Anhänger erklärte dieselben Erscheinungen neptunisch und Neuf gieng bei seiner Beschreibung der böhmischen Basalte, von dem Hauptgesichtspunkte aus, daß sie aus dem Wasser niedergeschlagen worden. Diese Meinung war die herrschende bei den besten deutschen Mineralogen; die gegentheilige erhielt sich in Frankreich und Italien.

5. Da trat 1803 Daubuisson mit seiner gründlichen, klaren Schrift: sur les Basaltes de la Saxe auf. Aber die französischen Mineralogen hielten ihm Auvergne entgegen. In der That fand er selbst hier die Erscheinungen in der Bergkette des Puy ganz anders, als in Deutschland: Krater, weit gedehnte, basaltische Lava-Ströme, mit diesen verbunden Porphyr und Säulen-Basalt. Er ward vom Vulcanismus überzeugt. Von Buch, nachdem er Italien gesehen und 1803 ebenfalls Auvergne bereiset, bis dahin Werners Anhänger, trat ihm bei, nur in bestimmtem Sinne, daß die Domite*) nicht sowohl

*) Referstein Weitgede zur Geschichte und Kenntniß des Basalts und der ihm verwandten Massen, in mehreren Abhandlungen. Halle, Penzel 1819.

Beil. 3. Hess. Nr. 12. XXX.

*) So nennt nemlich von Buch jene Porphyr-Lava von graulichweißer Grundmasse, in welcher (neben kleinen Glimmerblättchen und Eisenglimmer-Drusen) rissige, glasige Feldspat-Kristalle liegen, die sich in glöck-

- vulkanische Auswürfinge, als vielmehr durch Dämpfe empor gehobne und dadurch veränderte Granite wären.
6. Zu gleicher Zeit bekehrte die Autopsie in Teneriffa und Amerika von Humboldt, ebenfalls, einen Verehrer Werners, zum Vulkanismus. Waczenszies machte auf Island Beobachtungen, welche die neuesten Ansichten bestätigten.
 7. Aber auch die deutschen Basalte in Hessen und Thüringen fanden an von Hoff einen unbefangenen Beobachter (welchem Sartorius, Danz, Spangenberg beitraten), der besonders aus den Lagerungs-Verhältnissen und den Veränderungen des bunten Sandsteins darthat: 1. daß der Basalt älter sey, 2. sich im heißflüssigen Zustande von unten herauf einen Weg durch den Sandstein gebahnt, und diesen durch Einwirkungen der Hitze verändert habe.
 8. Ähnliches fanden Robertson und Berger im Basaltreiche Irland. Ungeheure Basaltkämme, die man bisher als Gänge betrachtet hatte, ragen aus jüngstem und jungem Kalk, buntem Sandstein, ja selbst aus mächtigen Steinkohlenflözen hervor, 100 Fuß mächtig, sich in der Tiefe nicht auskeilend, und in hohen steilen Mauern zu Tage empor steigend. Nur Richardson war eben daher für Neptunität des Basalts.
 9. Heim, der Beschreiber des thüringer Waldgebirges, fand in allen seinen Beobachtungen an der Rhön u. s. w. ein Emporsteigen des Basalts unterhalb der Flöze bestätigt, welche dadurch mannichfaltig verändert und zerrissen worden. Er erkennt ebenfalls in den Basalten umgeändertes Urgebirge durch elastische Dämpfe. Hutton und Parrot haben ähnliche Meinungen.
 10. Herr Kesterlein zieht das Resultat: daß der Basalt sich nicht als neptunischen Ursprungs und als Flözgebirge ansehen lasse, sondern daß man vielmehr zur nicht unwahrscheinlichen Annahme sich geführt sehe, ihn als dem Flözgebirge entgegen gesetzt gebildet zu betrachten, als eine erweichte Masse analog den Laven, die durch bereits vorhandene Gebirge sich einen Weg gebahnt habe, über diese erhoben und ergossen (verbreitet) worden sey.

VIII. 27.

2. Rother Schnee.

Vielerley Meinungen bestehen über denselben. Vielleicht liegt einer jeden etwas Wahres zum Grunde. Nach Einigen entsteht die Färbung von rothen Glimmerschüppchen. Nach Ehladni kann sie von meteorischen oder kosmischen Substanzen jenseits un-

förmiger Gestalt in zwey langen, gleichlaufenden Reihen dort aus dem Granit erheben. Auch Trachite werden diese Porphyre genannt.

frer Atmosphäre herrühren. Diese Meinung scheint sehr durch den rothen Schnee bestätigt zu werden, welcher 1815 fiel und wovon hier einige Thatsachen aus zwey ganz verschiedenen Gegenden von zwey verschiedenen Berichterstattern folgen.

a. In Kärnthén im Jahre 1815 gefallener rother Schnee.

Vom 13. März Abends bis auf den 14. Mittags, des obbenannten Jahres, fiel ein 11 Zoll tiefer Schnee, dessen untere $\frac{2}{3}$ Zoll tiefe Schichte weiß; die mittlere 3 Zoll tiefe röthlich = leibfarb; die obere $\frac{5}{8}$ Zoll tiefe Schichte aber wieder weiß war.

So weit ich Erkundigungen einholen konnte, so bedeckte dieser rothe Schnee mehr als ganz Kärnten, und man sah denselben noch im Monate May auf den hohen Gränzgebirgen liegen.

Diese zwar nicht neue, aber doch seltene Erscheinung gab vielen Menschen zu wunderlichen Gesprächen und Deutungen Anlaß. Manche aus der niedrigeren Volksklasse, welche sich ohnehin durch den Hang zum Wunderglauben charakterisirt, fanden darin unglückliche Vorzeichen zur Pest, zum Hunger, blutigen Krieg, u. d. gl. und werden sich jetzt bey dem zufälligen Eintreffen, auf ihren prophetischen Geist nicht wenig zu guten thun. Ueberhaupt war die gegenwärtige thatenreiche Zeit, und die Gewalt der politischen Verhältnisse den Propheten von Profession sehr günstig, und man konnte aus dem nächsten besten seyn sollenden Prognostikum, den Krieg, und die denselben begleitenden Uebel wahr sagen, ohne zu fürchten, Lügen gestraft zu werden.

Da die Auffindung wenigstens der nächsten Ursache von der röthlichen Farbe des Schnees sehr interessant ist, und ich in keinem mir bekannten Buche eine Aufklärung darüber finden konnte, so glaubte ich durch eine chemische Untersuchung desselben den Wissbegierigen einen Dienst zu erweisen.

Von jeder der 3 obangezeigten Schneeschichten sammelte ich eine zur Untersuchung hinreichende Menge, ließ den Schnee zerfließen, und jeden insbesondere ruhig stehen.

Das Wasser der unteren und oberen Schneeschichte war ohne Bodensatz, ungefärbt, und klar; das Wasser von der mittleren Schichte aber blieb durch mehrere Tage trüb, und sonderete langsam einen röthlich = leibfarbenen Bodensatz ab, welcher von 15 Wiener Maas, oder 37,87 Pfund Wasser getrocknet 89,37 Gran

gewogen hat; folglich enthielten 100 Pfund Schnees wasser 236 Gran trocknen Rückstand.

Das davon abgeseihene Wasser war ungefärbt, klar, ohne Geruch und Geschmack, wodurch angezeigt wird, daß dieser Bodensatz in dem Wasser nicht auflöset, sondern nur demselben Gemischt war: übrizgens waren seine äußerlichen Eigenschaften im Anfühlen weich, auf der Zunge anklebend, das Wasser begierig einsaugend, dabey schlüpfrig, und die Farbe isabellgelb.

Von diesem Bodensatz wurde ein Theil in einem silbernen Tiegel durch $\frac{1}{2}$ Stunde geglühet; er verbreitete weder einen Geruch, noch zeigte sich eine Spur einer Verbrennung; die übrig gebliebene Erde veränderte ihre Farbe in eine kästenbraune, und wog 87,2, folglich betrug der Verlust an Wasser 12,8.

Die Bestandtheile dieses Bodensatzes in 100 Theilen waren:

Kieselerde	=	=	=	10	, 24
Thonerde	=	=	=	47	, 83
Eisenoxyd	=	=	=	10	, 03
Kalkerde	=	=	=	18	, 98
Talkerde	=	=	=	12	, 78
				99	, 86
Verlust	=	=	=	0	, 14
				100	

Bermög ihren Gemengtheilen hat diese Erde einige Aehnlichkeit mit der Bolarerde. Die Beantwortung der Frage: Wie ist diese Erde in so großer Quantität in die Luft gekommen? hat ihre Schwierigkeiten. Nimmt man an, daß sie auf irgend einem Gebirge durch Wirbel- und andere starke Winde losgerissen, und, als sehr feiner Staub hieher verweht, mit den gefrorenen Dünsten als Schnee niederfiel, so könnte man wohl fragen: warum die erste Schneeschiichte, die doch in der Regel die meisten Unreinigkeiten der Luft enthält, ganz rein geblieben, und die Gränze zwischen weißem und rothem Schnee ziemlich scharf bezeichnet war? Warum die Winde, die doch häufig wehen, nicht öfter diese Erscheinung verursachen? Warum der Schnee, so oft er gefärbt ist, allzeit eine röthliche Farbe habe, da doch die durch Winde weggeführte Stauberde zufällig grau, oder schwärzlich seyn konnte? Es wäre sehr interessant, zu wissen, ob nicht auch das Regenwasser manchmal mit einem solchen erdigen Bodensatz von gleicher Farbe und Gemengtheilen herabfalle? und ob man zuletzt nicht eine Bildung derselben in der Atmosphäre, wie bey dem Steinregen anzunehmen wagen dürfte?

H o l l e m s c h n i g g.

(Carinthia N. 7. 1814.)

b. Zu gleicher Zeit in Calabrien gefallener rother Schnee und Regen.

Auszug aus einem Briefe des Herrn von Pourtales an Herrn von Delessart. Catansaro in Calabrien.

Ben meiner Ankunft zu Catansaro, am 14. März 1813, hat sich folgende ganz außerordentliche Naturerscheinung ereignet:

Den ganzen Tag über war der Himmel mit Wolken umzogen gewesen. Gegen drey Uhr Nachmittags wurde die Luft durch einen Nebel, oder vielmehr durch ein dichtes, aurorfarbnes Gewölke noch mehr verdunkelt. Die Außenwelt erschien in einer ganz sonderbaren Färbung; Gräser und Bäume, nach ihren Gattungen, die einen hell-, die andern dunkelblau, wie wenn jener aurorfarbne Dunst die Farben zersetzt hätte. Selbst das Feuer einjger Lampen, die ich im Vorbeygehen in den Straßen erblickte, hatte seine gelbe Farbe verloren, und erschien dem Auge weiß, wie bengalische Flammen.

Noch ehe ich die Stadt erreichen konnte, übersiel mich ein Plagregen, und ich gerieth in nicht geringes Erstaunen, als ich in einem Augenblick meinen Hut und meine Kleider mit rother Erde, die es auf dieselben herabgeregnet hatte, bedeckt sah. Auch die weiße Farbe der Häuser hatte sich, vermöge der in jenem Regen herabgefallenen Menge von Erde, in Rosenroth umgewandelt. Durch das beim hellen Tage immer zunehmende Dunkel sowohl, als durch einen so außerordentlichen Regenguß wurden nicht allein die Einwohner von Catansaro, sondern auch das ganze Land in die größte Bestürzung versetzt. Alles schrie auf: Erdbeben! eine Landplage, die sich dem Sinne der unglücklichen Einwohner immerfort gegenwärtig erhält. Die Kirchen füllten sich mit Weibern und Kindern; die Männer berathschlagten sich untereinander mit ängstlicher Miene. Nach Verfluß von zwey Stunden hörte endlich der Regen auf, und ein schöner Sonnenuntergang beruhigte die armen Erschrocknen.

Tages darauf, als ich meine Reise fortsetzte, vernahm ich neue Details über jenes Natur = Phänomen. — Was mich vor allen Andern in Erstaunen setzte, war das Aussehen der Berge, die, noch gestern weiß und mit Schnee bedeckt, jetzt als rosenfarb zum Vorschein kamen, und eine geraume Zeit so gefärbt blieben. Die Stadt Catrona wurde von jenem

Gewölke und dem daraus sich ergießenden, so geheißnen, Blutregen zuerst heimgesucht, und die Einwohner noch in größeres Schrecken gesetzt, als ihre Nachbarn. Die Weiber rauften sich die Haare aus; die Männer nahmen öffentlich schmerzhaftes Buß-Übungen vor, und einen armen Zimmermann sah man mit einem Stein sich so heftig vor die Brust schlagen, daß er Tags darauf starb.

Man hat mich versichert, es seyen in der Nähe der Kleinen zwischen Catrona und Catansaro gelegenen, Stadt Cutro, zugleich mit jenem rothen Regen, auch eine große Anzahl Steine vom Himmel gefallen. Einen solchen Stein habe ich wirklich erhalten, aber wieder verlegt.

Unterrichtete Leute im Lande haben diese Naturerscheinung aus einem Aschenausbruch des Aetna erklären wollen; ich aber bin nicht dieser Meinung: denn erstlich kam ein rothes Gewölk sowohl, als der Wind, der es herbey führte, aus Osten oder Südosten, wo doch der Aetna der Gegend von Catansaro westlich liegt; und dann schien mir die, aus jenem Regenwasser, wovon eine Portion in einem großen hohlen Stein liegen geblieben war, mittelst eines Stückes Rinnen gewonnene Erde keineswegs vulkanischer Natur zu seyn. Ich glaube deswegen eher, jene rothe Erde sey durch einen heftigen Wind in Afrika ausgegriffen und über das Mittel- Meer hergetragen worden. *)

(Morgenblatt N. 285. 1813.)

Die allerneueste mikroskopische und chemische Untersuchung H. Francis Bauers in London zeigt die wunderbare Entdeckung, daß diese feinen

*) Die quälstomische Erde, wovon Hr. Delessart von dem Verfasser des vorstehenden Berichtes einige Muster erhalten hat, sieht völlig aus, wie Ziegelfeine, die man zu Pulver zerstoßen und durchgeseiht, dann aber, um ihnen wieder Consistenz zu geben, angefeuchtet und zusammengeknetet hat.

Was übrigens bey dieser allerdings sonderbaren Naturerscheinung am Meisten auffällt, ist, daß einem, von Tolmezo im Friaul vom 25. März 1813 datirten, Brief des Hrn. For. Ludw. Linussio zu Folge, das gleiche Ereigniß, am gleichen Tage, auch in der letztgenannten, von Catansaro in gerader Linie etwa 200 Meilen weit entfernten, Gegend Statt gehabt hat. Nicht nur er, schreibt Hr. Linussio, sondern noch viele andere Personen seines Distriktes, besonders aus den Gegenden von Moggio und

Körperchen Schwämme sind, ganz unserm Brand, und besonders der Uredo foetida ähnlich; daher er sie uredo nivalis nennt. Er beobachtete sogar ihre Fortpflanzung. Nun mit diesem sogenannten rothen Schnee, der nach den, von den Seefahrern mitgebrachten Proben in London untersucht worden, fand Kapitän Ross in der Bassins-Bay 600 Fuß hohe Berge, deren Schneeflächen meilenweit 2—10 Fuß tief mit diesen Schwämmchen, also mit lauter lebenden Pflanzen bedeckt waren, aber von solcher Kleinheit, daß 2,560000 derselben auf 1 □ Zoll Platz haben. (Philos. transactions 1820. B. II.)

L 18.

Vaterlandskunde.

Pest, königl. Freistadt in Ungarn.

(Von Herrn v. Csaplovics.)

(Beschluß.)

LXVII. Landesstellen. 1) Die königl. und die Septemvital-Zafel.

2) Pesther Comitats-Magistrat.

3) Causarum regalium Direktorat.

4) Provinzial-Commissariat.

LXVIII. Königliche Aemter. 1) Hofkammer-Transport-Commissariat, und Pesterbezirks königl. Salz-Inspectorat.

2) Königl. Haupt-Salz-Transportamt.

3) Königl. Dreißigstamt.

4) Banco Tabakgefällen-Einkaufs- und Speibitions-Verwaltung.

5) Gold- und Silber-Einlösungsamt, dann Bergwerks-Produkten-Verschleiß- und Speibitions-Faktorei.

Tarais, haben mit Erstaunen gesehen, wie in der Nacht vom 15. und am 14. März auf den Bergen und zu Tolmezo, bis auf eine Höhe von etwa 150 und an einigen Orten von 300 Klaftern, ein röthlicher Schnee gefallen sey. Weiter hinauf an den Gebirgen habe der Schnee seine gewöhnliche weiße Farbe beygehalten. Zu Tolmezo sey etwa eine venetianische Quarte, (quarta veneta?) tief, weißer, und über diesen zwey bis drey Finger hoch rother Schnee gefallen. Den Tag über habe der Wind aus Nordosten geweht. Hier und da im Distrikt seyen große Hagelsteine gefallen, und gegen die Nacht habe der Wind sich in eine Art von Orkan verwandelt.

Auch am 5. und 6. März 1813 war, was Hr. Linussio damals wirklich der königl. Akademie in Berlin einberichtet hat, im Friaul röthlicher Schnee gefallen.

Der Vorrath besteht aus Quecksilber, Mercurius sublim. praecipit. ruber, dulcis, Zinnober in Stücken, und gemahlten; sublimirten Salmiak, blauen Vitriol, rother und grüner Glätte, kärntnerischem und ungrischem Blei, Zink, Schwefel in Stangen und Tafeln, Eisen und allen Messing = Gattungen.

6) Postamt.

7) Lotto = Collekturen sind in der Stadt 8. — Die Ziehungen geschehen 3mal jährlich in Ofen.

LXIX. Militäranstalten. Garnison und derselben Dienst. Sie besteht aus etwas über 9000 Mann, und aus dem Artillerie = Corps. Es sind 2 Bataill. Infanterie, 1 Bat. Grenadiere, die Invaliden, das Militär = Fuhrwesen, das Schiffarats = Commando, das Cavallerie = Feuerpiqueet, und das Mezzhegesser Militär = Bestärks = und Remontirungs = Posto = Commando, nebst dem Transport = Sammelhaus. — Diese Garnison wohnt größtentheils in Casernen oder in den, vor der Stadt dazu gemieteten Häusern.

LXX. Bürger = Miliz. Der Ursprung dieser schreibt sich aus den Zeiten des letzten Türkenkrieges her, damals bestand nur eine Schützen = Gesellschaft in Pest. Im J. 1790 waren schon 11 uniformirte Bürger = Compagnies da. Jetzt sind 3 Bataill. Infanterie mit grau und rother Uniform (worunter 1 Compagnie Ungern, und 1 Comp. Scharfschützen) eine halbe Eskadron Husaren, und eben soviel deutsche Cavallerie. Jede Compagnie besteht aus 124 Mann mit 4 Offizieren, und 6 Comp. bilden ein Bataillon. Sämmtliche Bürgergarden stehen unter dem Befehle eines Obersten, des Magistratsraths von Boráros.

LXXI. Bürgerliche Verfassung.

1) Stadtmagistrat, besteht aus 1 Bürgermeister (fürs Politische und Oekonomische) 1 Stadtrichter (fürs Stadgericht) 1 Stadthauptmann (fürs Polizeifach) und aus 12 Räten. — Hat ein Einreichungsprotokoll, 1 Kanzley, Archiv, Buchhaltung, Kammeramt, Steueramt, Waffenamt, Grundbuchamt, Vormünderamt. — Die Taxe eines Bürgerbriefes für einen hiesigen Sohn sind 6 fl. Conv. M. Für einen hiesigen Contribuenten 12 fl. E. M. — Für Hausinhaber 50 fl.

1 Marktgericht, für die Marktzeit.

1 Criminal = Commission.

2) Das städtische Deconomiewesen. Die Einkünfte der Stadt belaufen sich auf 153,916 fl. Dazu kommen noch die Strafgeselb und Fiscalitäten, Stempeltaxen für Maß und Gewicht, Gefälle von öffentl. Verzweigerungen, Schuldgerechtigkeitszaren (für ein Einkehrwirthshaus 250 fl., Schankhaus 125 fl., ein gemeines Wirthshaus 50 fl.) Gewährtaxen für Greislerey, Mehlhandlungen, Fleischhauer, die jährlichen Fiakertaxen à 12 fl. per Wagen (wie oben) die gelöste Gelder für verkaufte städtische Naturalien und Materialien, dann für Gründe und Hausstellen (die sich 1820 auf mehrere 100,000 fl. belaufen, indem 1 □ Kl.

Hausgrund ober der Brücke bis 180 fl. verkauft wurde) so wie auch die bedeutenden Gefälle des Grundbuchamtes zc.

Die jährlichen Ausgaben sind: außer dem Gehalte der städtischen Beamten, und allen übrigen Stadtbedürfnissen der Königszins = = = 840 fl.
Militär = Steuer = = = 31,314 fl. 15 kr.
für Milit. Werbungen = = = 1,280 fl. 30 kr.

Summa = 33,434 fl. 45 kr.

Auf diese Summe wird jährlich nach dem Verhältnissen des Bedarfs eine 1. 2. 3 4 bis 500 percentige Auflage gemacht; z. B. Der Hauseigenthümer zahlt an Gewerbez = oder Vermögenssteuer 20 fl., so beläuft sich seine Schuldigkeit auf 100 fl., wenn, wie im laufenden (1820) Jahre, auf 1 fl. vier für allgemeine Bedürfnisse bestimmt worden sind.

Man kann annehmen, daß die jährlichen Einkünfte die Summe von 500,000 fl. erreichen, folglich werden auch die Ausgaben nicht viel geringer seyn.

LXXII. Verschönerungs = Commission. Der von dem Baumeister Hild entworfene Verschönerungsplan ward 1808 vom Könige bestätigt. Die Commission besteht unter der Leitung des Patkins aus einem Präsidenten, (jetzt dem Grafen Majlásh, Hof = Kammerpräsident) 3 Magistratsräthen, 3 Gliedern der Wahlbürgergesellschaft, 1 Architekten, 1 Ingenieur, 1 Mauer = Zimmermeister — dann 1 Cassier, 1 Controllor, 1 Actuar, 2 Rancellisten, 1 Kanzleypfleger. Die Sitzungen werden im Theatergebäude gehalten. Nur die subalternen Beamten bekommen eine Remuneration, welche sich jährlich auf 6056 fl. W. W. beläuft. — Ohne vorläufige Prüfung des Bauplanes darf in Pest kein neues Haus gebaut, und keine wichtige Veränderung an alten Gebäuden vorgenommen werden. — Der Fond der Commission bildet sich aus dem Verkauf nahmhafter Gründe zu neuen Hausstellen. Daraus sind bis jetzt das Theater, das königl. Schiff =, das Salz = und Tabakamts = Gebäude, die Donauuferbekleidung zc. erbaut worden. Es sind nemlich zur schnelleren Regulirung der Stadt einige, der Verschönerung im Wege stehende Aerial = Gebäude (Schiff = Salz = und Tabakamt) der Stadt überlassen, und dafür neue erbaut worden. — Zum Schlusse theilt der Verf. einen Auszug des Verschönerungsplans mit, woraus man ersieht, was bereits geschehen sey, und was noch zu geschehen habe.

LXXIII. Handel. Pest nimmt unter den Handelsplätzen an der Donau eine bedeutende Stelle ein, und ist gegenwärtig, nach Wien, die wichtigste Handelsstadt an diesem Flusse. Landesprodukte sind der Hauptgegenstand. Wie überall, ist auch hier seit einigen Jahren die Klage über Stockung des Handels sehr allgemeyn.

Die Jahrmärkte sind sehr bedeutend. Der Werf. gibt den Werth der sämmtlichen Waarenvorräthe eines jeden solchen Marktes auf 16,400,000 fl. an. *) Die einzelnen Posten dieser Summe sehe man im Buche selbst nach. — Tabakhandlungen gibt es in Pesth 40 privilegirte. Wein wird zu einem jeden Jahrmarkt an 12 — 20,000 Eimer zum Verkauf herbeigeschafft. — Von Wolle sollen alle mal **) bey 24,000 Zentner vorrätzig seyn. — Mehr als eine halbe Million Megen Weizen, Roggen, Gerste und Haber werden jährlich abgesetzt; und mehr als noch einmal so viel passiren auf Schiffen hier durch in die obern Gegenden. — Mehr und weniger als 10,000 Stücke Hornvieh wechseln im Durchschnitt zu jeder Marktzeit ihre Besitzer, und nicht geringer wird die Zahl der übrigen verkäuflichen Thiere seyn. — Nach einer oberflächlichen Berechnung der Stand- und Mauthgelder passiren in einer 14tägigen Marktzeit zwischen 15 — 14,000 Landmagen die Stadtlinien, mit einer beinahe vierfachen Zahl Zugviehes; und man kann die Anwesenden Käufer und Verkäufer auf 15 — 20,000 Seelen annehmen. Eisismacher allein waren auf dem Augustmarkt 1820 = 517 mit beinahe 20,000 Paar Fußbekleidungen auf dem Plage.

Das privileg. bürgerl. Handels = Gremium besteht aus 130 Mitgliedern und einem Aktuar.

Fabriken existiren in Pesth: 1 Lederfabrik der Gebrüder Kehrer, 1 Meubelfabrik Bogels; 1 Seidenfabrik der Gebrüder Valero, 1 Hutfabrik Dilzingers, 1 Tuchfabrik Kanizers.

Wochenmärkte werden Dienstags und Freytag gehalten, und sind frequent.

Die Zahl der Sensalen oder Zubringer, ist sehr groß, und nicht einmal auszumitteln. Sie lassen sich zu allen Geld- und Waarengeschäften brauchen. Es sind meistens Juden, und kaum jeder 7te Christ.

LXXIV. Consumption. Brennholz braucht Pesth jährlich bey 60,000 Klafter. Schlachtvieh (Ochsen) Kühe) 18,200 Stück. Wöchentlich 250 Kälber, eben so viele Schweine; jährlich über 200,000 Zentner Mehl.

Der Werf. verspricht uns eine ähnliche Beschreibung auch von Ofen zu liefern, worauf ich mich sammt allen Freunden der Landeskunde schon im voraus freue. —

*) Aber wie viel sind davon jährlich? Dann ist dieß wohl nur Durchschnittsumme. So viel ich weiß, ist ein Hauptmarkt der stärkste von allen. D. S.

**) ? D. S.

XI. 11.

Anthropologie.

Mikroskopische Augen = und Gemüthsbergdigung.

1. Schweißtropfen.

Wenn die Erde warm, der Luftkreis aber kühl und kalt ist, so erhebt sich der Thau und setzt sich in Tropfengestalt, an Blumen und Gewächse. So auch, wenn unser Inneres erhitzt und stark erwärmt ist, dringt eine dunstartige Feuchtigkeit aus unserm Körper hervor, setzt sich auf der Oberfläche, in Tropfengestalt, an, und solche nennt man alsdann Schweiß. Obwohl nun, bey einer flüchtigen und oberflächlichen Prüfung, ein Schweißtropfen dem andern zwar gleich zu seyn scheint, denn eine wässerichte Feuchtigkeit ist der Hauptbestandtheil desselben; so bemerkt man doch, wenn man solche Tropfen unter ein reflektirendes Vergrößerungsglas bringt, in Rücksicht derjenigen Theile, womit das Wasser geschwängert ist, einen sehr großen Unterschied. Es kann keiner hierüber ein so richtiges Urtheil fällen, als ich, da ich schon seit mehreren Jahren eine Sammlung von Schweißtropfen, oder ein Schweißtropfenkabinet angelegt habe; und da ich mit allem möglichen Fleiße und Genauigkeit die Beobachtungen anstellte: so verdienet, was ich hier, als mikroskopische Augen = und Gemüthsbergdigung, meinen eben so sehr geehrten, als neu = und wißbegierigen Lesern berichte, mehr Glauben, wie manche Zeitungsnachricht.

Doch zur Hauptsache! Von allen den Schweißtropfen, welche ich gesammelt habe, mache ich hier nur einige namhaft, ohne doch, um nicht zu weitläufig zu werden, über jeden einzelnen etwas zu sagen. So habe ich z. B.

1. Schweißtropfen von einem Tagelöhner.
2. Von einem dicken Pächter, der, wenn wir nach Reaumur 12 Grade Wärme haben, im stillen Sitzen schon schwizet.
3. Von einem Padjuden.
4. Von einem überaus zarten und liebenswürdigen Fräulein, in einem Walzer vergossen.
5. Von einem reichen Zinsenheber, der schon im April, Mittags, an der Tafel, zu schwitzen pflegte.
6. Von einem leidenschaftlichen Spieler.
7. Von einem Prediger auf der Kanzel.
8. Von einem viel beschäftigten und sehr karg besoldeten Gerichtsssekretair.
9. Von einem Viceoberlandesdirektorialvermessungs = Kommissions = Sekretarius.

20. Von einem jungen, aber höchst wahrscheinlich unklugen Herrn, der ein kostbares Pferd todt ritt, um sich dessen zu rühmen.
21. Von einem herrschaftlichen Koch, in den Hundstagen vergossen.
22. Von einer Kammerjungfer, die von ihrer Dame um nichts und wieder nichts, mit loser Arbeit gequält ward.
23. Von einer Kreißenden.
24. Von einem Lehrer der Metaphysik.
25. Von einem schlafenden unschuldigen Kinde.
26. Von einem Ball spielenden Kinde.
27. Von einem Soldaten in der Schlacht.
28. Von einem sterbenden Tyrannen.
29. Von einem Bucherer, der eines Darlehns wegen in großen Sorgen war.
30. Von einem Hanswurst.
31. Von einer Hebamme, während einer schweren Entbindung, dazu sie gerufen war, vergossen.
32. Von einem Todtengräber.
33. Von einem Kenn- oder Marterjäger. (Parforcejäger.)
34. Von einem armen Verbrecher auf der Folterbank.
35. Von einem Karrengaul.
36. Von einem Philistergaul.
37. Von einem Kutschpferde.
38. Von einem Rennjagdpferde.
39. Von einem, zur Lust oder aus Uebermuth, zu Tode gerittenen Engländer.

Bringt man die Schweißtropfen unter ein rektirendes Vergrößerungsglas: so bemerkt man bald, daß in der Flüssigkeit kleine, auf mancherley Art geformte Körperchen schwimmen, aus denen, nach einigen Tagen, wenn der Niederschlag einen Bodensatz gegeben hat, weil sie nichts weiter als kleine Eyerchen sind, allerley höchst wunderbare Gestalten hervorschlüpfen.

Der Bodensatz in dem Schweißtropfen eines Marterjägers bestand z. B. aus einer großen Menge von unendlich kleinen Hirschen, Haasen, Rehen, Füchsen u. s. w. und das Parforcejagen ward auch hier fortgesetzt, nur daß umgekehrt der Haase und Hirsch ic. den Jäger parforce jagte. Ich hörte das Jammergeschrey der Geängstigten; aber das jagende, vernunftlose Wild hatte kein Erbarmen, sondern rief mittheilslos den fliehenden Jägern zu: Ihr habt, um euch eine teuflische Lust zu machen, uns zu Tode gejagt; ihr hattet Verstand und Gefühl, aber aus bloßem Muthwillen und aus einem, alles edle Gefühl verhöhnenden, Kibel geschah dies! Euch soll nun Recht wiederfahren.

In dem Schweißtropfen eines jungen Herrn, der, um sich etwas sehen zu lassen, ein sehr schönes, edles Pferd zu Tode geritten hatte, sahe ich eine Menge von jungen Herren, alle gefattelt und aufgezäumt, von Pferden bestiegen, die mit Gerte und scharfen Spornen versehen waren; und es mußten die vierfüßigen Reiter ihre zweybeintigen Rosse einmal herum zu tummeln, bis sie endlich niederstürzten und ihren kleinen, häßlichen Geist aufgaben.

In den Schweißtropfen unschuldiger Kinder sahe ich Engelein, mit glänzenden Flügeln, fröhlich einherschweben, und es saß ein Mann, mit verklärtem Angesichte, in einem weissen, silbernen Talar, auf einem erhabenen goldenen Throne, der theilte Blumen aus an sie, und köstliche Speisen und Getränke.

In dem Schweißtropfen des Bucherers sahe ich eine Menge Menschen, größtentheils mit langen Bärten, zum Theil aber auch ohne Bart, auf glühenden Leibstühlen sitzen, und vor ihnen standen Teufel, die geschmolzenes Gold in ihren Hals gossen, bey dessen Genuß sie erbärmlich schrien.

In dem Schweißtropfen des Metaphysikers aber bemerkte ich gar kein Leben, wahrscheinlich war also dies Tröpfchen mit tauben Eiern nur angefüllt gewesen.

In den Schweißtropfen der Tagelöhner erblickte ich eine lange, mit den köstlichsten Speisen gedeckte Tafel, woran sie, auf weichen Polstern ruheten. Viele von jenen Herren, die aus Eigennuß oder aus Laune im Leben diese armen Leute geplackt und geplagt hatten, mußten ihnen bey Tische aufwarten und so lange hungern als sie, durch Vorrückung der Uhr, ihren Arbeitern Stunden im Leben abgezwaht hatten.

2. T h r ä n e n.

Eine Thränensammlung habe ich auch angelegt. Man findet in diesem Cabinetchen:

1. Thränen des Mitleids.
2. Thränen der Schaam.
3. Thränen der Freude.
4. Thränen des Kerkers.
5. Thränen des Eigensinnes.
6. Thränen einer jungen Wittwe über den Tod ihres alten Ehegemahls.
7. Thränen des Anstandes, vergossen von einem Nefen über den Tod eines alten reichen Oheims.

N. B. Die beyden letzten Arten von Thränen nennt man *Anstandsthränen*, weil der Anstand solche fordert.

8. Thränen von körperlichem Schmerze ausgepreßt.
9. Thränen einer wirklich verlassenen Wittwe, der der Versorger gestorben war.
10. Thränen eines Verliebten, die unwillkürlich ins Auge traten.
11. Thränen eines Diebes, als des Gerichtsdiener ihm Stockschläge zuzählte.
12. Thränen der Reue.
13. Thränen des Reides.
14. Thränen der Heucheley.
15. Thränen der Andacht und der Rührung u. s. w.

Auch in den Thränen, — wer sollte es wohl glauben? lebet alles. So sahe ich, als ich die Thräne des Mitleides unter ein reflektirendes Vergrößerungsglas brachte, eine Menge von Wesen darin schweben, die den Engeln gleichen. Eine Hand aus den Wolken reichte ihnen Kronen und Kränze, womit sie das Haupt der Mitleidigen und Barmherzigen schmückten. „Um dein gutes Herz zu belohnen, — riefen die Engel, — empfang die *se*n Kranz!“

In der Thräne einer verlassenen Wittwe sahe ich ein Weib, in tiefster Trauer, sitzen, und eine große Anzahl von Kindern, zwey davon hatte sie auf dem Schooße, um sie versammelt:

„Warum weinst du, Mutter?“ sagte Albertine, ein kleines Mädchen, wie ein Engel so schön, von ohngefähr drey Jahren.

„Weißt du nicht, daß dein Vater todt ist?“

„Vater schläft ja nur, ich will ihn wohl aufwecken!“

„Nein, liebes Albertinchen, das vermagst du nicht! Er schläft so tief, daß Gott allein ihn nur erwecken kann!“

„Mutterchen, ich küsse ihn so lange, bis er erwacht!“

Da flossen wieder Thränen aus dem Auge der Wittwe. Aber nun sahe ich Engel vom Himmel herabfahren, die trockneten die Augen der Wittwe, mischten sich unter die Kinder, küßten und herzten sie, und eine Stimme erschallte, die rief: Ich werde dich nicht verlassen in deinem Jammer!

In der Thräne des Verliebten sahe ich eine Menge von jungen Herren, denen der Teufel bemühet war die Zunge auszureißen, und dabey rief er

aus: mit welchem Giebe du sündigtest, an solchem wirfst du auch bestraft! Wie viele Unbefangene wußte deine falsche Zunge zu überreden, daß du sie liebtest! Ewige Liebe sagtest du ihnen zu, und hatten sie sich dir ergeben, so verließest du sie wider, um eben dasselbe Spiel mit einer andern wieder anzufangen.

In den Thränen des Reides sahe ich viele Reibische auf langen Tafeln liegen, sahe wie man ihnen die Brust eröffnete, das Herz herausnahm, solches mit glühenden Stablbürsten reinigte, und sodann wieder in die Brusthöhle schob. Daß dies ohne Schmerz und Geschrey nicht abgieng, läßt sich denken.

In der Thräne, die der Anstand gefordert hatte, sahe ich auf hölzernen Stühlen eine Menge glücklicher Erben in einem Kreise sitzen, die ein großes Gefäß, mit Salmiakgeist gefüllt, in ihrer Mitte hatten, worüber sie ihre Nasen halten mußten. Hier mußten sie weinen, sie mogten wollen oder nicht.

In der Thräne der Andacht und der Rührung schwebten, mit verklärten Angesichtern, Engel zum Himmel empor, und man erblickte zwey aus den Wolken hervordringende, ausgebreitete Arme und eine Stimme rief: euer Gebet ist erhört!

In der Thräne eines unglücklichen, von seinem Geliebten verlassenen Mädchens, — darum weil der Falsche eine Reichere fand, — sahe ich, wie tröstende Engel die Unglückliche in einen Kreis der schönsten Jünglinge führten, und wie jeder derselben verlangend seine Arme nach solcher ausstreckte. Dem Mädchen aber blieb es überlassen, einen Geliebten sich zu erwählen und ihn voll Inbrunst an ihre Brust zu drücken.

In der heuchlerischen Thräne saß eine Menge von Heuchlern in einer langen Reihe. Vor jedem derselben aber stand ein Teufel, der ihn so lange nasenflüberte, bis unaufhaltsam Thränen dem Auge entranen. Eine junge Wittwe aber, die um den Tod ihres alten Mannes sehr viele Thränen vergossen hatte, kitzelte man so lange in der Nase mit einem Pinselfel, bis sie niesete und Thränen vergoß.

„Ich niesete mich todt! Ich weine mir die Augen aus!“ — rief sie. Aber Alles half ihr nichts! Sie mußte immerfort nieseten und weinen!

Eduard Stern.

Hesperus.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Beilage Nr. 12. zum 30sten Band.

(Gedruckt im November 1821.)

X. 9.

Staatswissenschaft.

Vermehrung, Verminderung des Gold- und Silber-
Umlaufs.

(Man vergleiche Hesperus 1812 Nr. 12 u. 52, 1813
Nr. 16 u. 71, 1814 Nr. 2, 1815 Nr. 26 und 30.)

1. Die Quelle des vermehrten Gold- und Silberumlaufs
in Europa und von da weiter nach Asien war
Amerika.

2. Die Menge des ehemals aus den portugiesi-
schen Pflanzungen nach Europa gebrachten Gol-
des betrug, seit Aufschließung der brasilischen Berg-
werke zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts:

- | | |
|------------------------------------|----------------------|
| a. An einregistriertem Golde: | |
| bis zum Jahr 1755, | 480,000,000 Piafter. |
| Von 1755 bis 1803 | 204,344,999 — |
| b. An nicht einregistriertem Golde | 171,000,000 — |

Zusammen . . . 855,544,000 Piafter,
oder 4,491,575,000 französische Livres oder circa
1,600 Millionen Gulden Conv. Mit dem 27. Wint-
termonat 1807, wo das Haus Braganza selbst
nach Brasilien ging, versiegten diese Quel-
len für den Geldumlauf des Continents in Eu-
ropa. Im Jahre 1810 wurde der Werth alles
in Brasilien vermünzten und verarbeiteten
Goldes auf 120 Millionen Livres geschätzt. Was
davon nach Europa kömmt, geht in die Hand
der Britten.

3. Die spanischen Besitzungen in Amerika,
seit Mexiko's und Peru's Aufständen, hören
ebenfalls auf ihr Gold und Silber an die alte
Welt zu spenden. Der Werth von diesen edlen
Metallen betrug, seit Eröffnung der dortigen Gold-
und Silberbergwerke im sechszehnten Jahrhunderte
bis zum Jahre 1803

Beil. 1. Hesp. Nr. 12. XXX.

- | | |
|--|-------------------------------|
| 1. An einregistriertem Gold und Silber
von Nord- und Südamerika | 4,055,156,000 P. |
| 2. An uneinregistriertem | 816,000,000 — |
| Zusammen | 4,851,156,000 P. |
| oder 50,936,810,000 französische Pfund, oder circa | 19,000 Millionen Gulden Conv. |

4. Wenn man auch dem vielerfahnen Alexander
von Humboldt zugeben muß, daß ein großer
Theil des in Amerika ausgebeuteten Goldes
und Silbers gar nicht nach Europa kömmt, son-
dern unmittelbar von da nach Afrika und
Asien übergeht: so bleibt doch nach Abzug von
allem auch nach Humboldt's Schätzungen eine
Masse Goldes und Silbers übrig, deren jährlicher
Betrag am Ende des vorigen und zu Anfang des
gegenwärtigen Jahrhunderts beynähe 80,000 Mark
Goldes und beynähe vier Millionen Mark Silbers ge-
schätzt ward. Erziel kam jährlich aus der neuen
Welt nach Europa. Von dieser Masse, oder
einer Summe von 43,500,000 Piaftern, stoffen
aber jährlich 25,500,000 wieder durch den russi-
schen, levantischen und ostindischen Handel nach
Asien ab. Nur etwa 18 Millionen blieben zu-
rück, die zu Geschirr aller Art, zu Münzen u. s. w.
verbraucht wurden.

5. Die verminderte Zufuhr des Goldes
und Silbers nach Europa hat keinen ge-
ringten Einfluß auf die Schwächung des Handels-
verkehrs. Die gesammten Bergwerke Europas
und des asiatischen Rußlands werfen heu-
tiges Tages, nach guten Berechnungen, nicht viel
über vier Millionen Piafter (oder ein und zwanzig
Millionen französische Pfund, oder circa 7 Mil-
lionen Gulden Conv.) ab. Und zählt man dazu
auch noch die vier bis fünf tausend Mark Goldes,
welche aus dem Goldstaub der guineischen
Küsten von Afrika jährlich zu uns gelangen mö-
gen: so ist dieß Alles auch vor den französischen
Kriegen und den Empörungen Amerikas ge-

wesen, neben der Einfuhr von dessen Gold und Silber. Hingegen die Bedürfnisse der Europäer, welche nur mit Erzeugnissen fremder Welttheile zu stillen sind, haben nicht abgenommen. Sie verlangen z. B. im Jahre 1817 eilsmal mehr Thee*) als im Jahre 1717 gebraucht wurde.

6. Das baare Geld in unserm Welttheile, welches ehemals überhaupt zunahm, und dessen Vermehrung jährlich um eins vom Hundert hoch geschätzt war, muß daher nothwendig in Abnahme seyn. Und wenn man noch vor zehn Jahren die Gesammtsumme alles in Europa vorhandenen Geldes auf 16,37 Millionen Piaster (oder 8,603,000,000 französische Pfund, oder über 3,000 Millionen Conv.**) anschlagen konnte, also bey nahe auf den Betrag von der Hälfte der brittischen Staatsschuld: so ist nicht zu zweifeln, sie müsse seit dem beträchtlich geschwunden seyn.

VIII. 8.

Meteorologie.

Uebersicht der vorzüglichsten Arbeiten in den Naturwissenschaften während des Jahres 1817; im Journal de Phys. 1818 und in der Isis aufgenommen 1819 1stes Heft.***)

Gewitter.

In gebirgigen Gegenden hat man bemerkt, daß die Gewitter gern wiederkehren, manchmal mehrere Tage hintereinander in derselben Stunde. Volta hat dieß zu erklären gesucht. Es kommt nicht von örtlichen Verhältnissen her, sondern von einer Veränderung in der Luft, welche den Tag vorher das Gewitter umgab, welche Veränderung in einem besondern elektrischen und bleibenden Zustande der Luft und in einer beträchtlichen auch bleibenden Veränderung ihrer Temperatur besteht. Eine Luftsäule, durch welche ein großer Gewitterregen gefallen, behält länger als einen Tag so viel Electricität, daß dadurch Dünste entstehen, welche sich mit denen, die die Sonne hervorlockt, zu Wolken für das neue Gewitter verbinden. Der Temperaturwechsel, wo eine große Erkältung

*) Man vergleiche Hesperus 1814 Nr. 2. 1815 Nr. 59.

**) Davon kam auf Großbritannien 35 Millionen Pfund Sterling oder circa 385 Millionen Gulden Conv. Man vergleiche Hesperus 1816 Nr. 17.

***) Aus meinen Lesefrüchten.

Der Einsender.

durch Bildung von Wolken entsteht, ist eine andere Quelle zur Entstehung von Gewitterwolken.

Regen. Hygrometer.

Den Regen zu kennen, ist gut, aber es ist noch wichtiger zu wissen, wie viel Dunst sich in der Luft befindet. Viele haben sich bemüht ein sehr empfindliches Hygrometer zu machen, was bis jetzt nicht gelungen ist. Wilson hat jetzt ein sehr einfaches erfinden, das äußerst empfindlich scheint. Es ist eine gut gewaschene Harnblase einer Ratte, in deren Mündung eine gläserne Haarröhre mit Quecksilber gefüllt steht. Um den höchsten Grad der Feuchtigkeit zu bekommen, taucht man die Blase bey 60° Fahrenheit (15 Centigr.) in Wasser; um den höchsten Grad der Trockenheit zu erhalten, bringt man sie in eine Temperatur, worin Schwefelsäure 1,850 Gewicht; der Abstand zwischen beyden Punkten wird sodann in 100 Theile getheilt.

III. 9.

Auswärtige Geographie und Statistik.

1. Westindische Handels = Compagnie in Elberfeld.

Aus Düsseldorf.

Die in unserer Nähe gestiftete Westindische Handels = Compagnie zu Elberfeld ist bereits vollständig konstituiert, und schon in Wirksamkeit; indem man beschäftigt ist, die Waaren auszusuchen, welche mit der ersten Schiffs = Ladung abgehen sollen. Da das Herzogthum Berg ohnstreitig, nebst dem Regierungsbezirk Aachen, die gewerbreichste Provinz Deutschlands ist; so werden wahrscheinlich die meisten Ausfuhr = Artikel ganz aus der Nähe genommen werden können. Denn ganz nahe bey einander werden alle die eisernen Werkzeuge gemacht, welche in den Zucker = Plantagen gebraucht werden, Drath und Stahlwaaren aller Art; die schönsten Sammete und Seiden = Stoffe von allen Gattungen, Baumwollen = Waaren jedes Bedürfnisses, Casimire und wollenene Waaren aller Art, und endlich sogar Leinwand. Kann eine Provinz wohl verschiedenartigere Ausfuhr darbieten?

Dr. . . .

VIII. 22.

2. Die Heringsfischerey = Anstalt zu Emden in Ostfriesland.

Eine der wichtigsten Erwerbquellen für die Stadt ist die Hering = Fischerey = Anstalt (die sogenannte

große Fischerey) welche 1300 bis 1500 Menschen beschäftigt. Bereits im 16ten Jahrhundert (1553) errichtete die Gräfin Anna eine Herings-Compagnie zu Emden, welche anfänglich großen Gewinn einbrachte, und zu Ende des Jahrhunderts noch bestand, später aber wieder eingieng. Erst im Jahre 1769 kam daselbst eine neue Compagnie zu Stande, welche, der holländischer Seits ihr in den Weg gelegten Hindernisse ungeachtet, im Kurzen sich sehr erhob, und 35 Jahr nach ihrem Entstehen schon 57 Büsen ausfandte. Die Zeitbegebenheiten veranlaßten die Auflösung der Gesellschaft. Sämmtliche ihr zugehörige Schiffe, Gebäude und Utensilien wurden (1811 und 14) öffentlich verkauft. Aus der einen Gesellschaft sind vier entstanden, jeder jede das Geschäft für ihre eigene Rechnung unabhängig von der andern treibt; jedoch, unter dem Namen des Vereins zur großen Fischerey, gemeinschaftlich das benötigte Tauwerk schlagen, Garn spinnen und Netze stricken läßt, wozu der Fond von ihnen verhältnismäßig eingelegt ist und wovon jede ihren Bedarf erhält, welches zu gleichen Preisen berechnet wird; auch gehören die beyden Jägerschiffe, mit einem, diesen Winter erbaueten, dritten, einem sogenannten Hüfer vermehrt, gemeinschaftlich dem Verein an. Die Fischerey wird mit 52 Büsen, von 90 bis 100 Tonnen jede, und den drey Jägerschiffen betrieben, und zwar:

- 1) für die erneuerte erste Heringsfischerey Compagnie unter Leitung des Herrn P. J. Abegg mit 24 Büsen,
- 2) für die Gesellschaft Wiffers Hoop unter Direction des Herrn Claas Tholen mit 14 Büsen,
- 3) für die Gesellschaft Harmonie unter Direction des Herrn J. W. Rodéwyk mit 10 Büsen,
- 4) für allgemeine Rechnung des Herrn D. T. von Camenga mit 6 Büsen,
- 5) für den Verein mit einer Büse und 3 Jägerschiffen.

Die Flotte segelt zwischen dem 6ten und 10ten Juni aus dem Hafen, unter Oberbefehl des Commandeurs vom 1ten Jägerschiffe; gleich nach der Ankunft bey Schottland fängt die Fischerey an und dauert, je nachdem der Fang günstig, und die Fische früh oder spät erscheinen, bis Oktober oder Ausgang November. Die Jägerschiffe nehmen den zuerst gefangenen Hering von den Büsen über, und segeln damit nach Hamburg, zum Verkauf. Das Uebrige wird durch die Büsen selbst nach Emden gebracht, daselbst umgepackt und versendet. Das Meiste geht nach der Ostsee, Hamburg und Bremen, von da weiter landwärts nach Berlin, Magdeburg, durch ganz Pohlen und Preußen. Im Lande

selbst wird nur der kleinste Theil konsumirt. Nach Westphalen geht nichts, da solches seinen Bedarf aus Holland zieht. Der Hering wird in drey Sorten eingetheilt: Maatjes-, Boll- und Yhlen-Hering. Unter letzterm versteht man denjenigen, der eben gelaicht hat, oder im Begriff ist es zu thun; solcher ist mager und schlechter wie die übrigen. Der Maatjeshering ist sehr fett, hat aber weder Milch noch Roggen und ist nicht dauerhaft. Der Bollhering hat beyde und wird für die beste Sorte gehalten. Außer dem Hering fängt man auch Cabliau, der gleichfalls gefalzen und unter dem Namen Labberdaan verkauft wird. Der Fang ist während der letzten vier Jahren, als seit wann die Fischerey wieder in Thätigkeit gekommen, nur mittelmäßig ausgefallen, 11 bis 15 Last Hering, 1 bis 2 Last Labberdaan für jede Büse jährlich betragend. — Eine neu erbaute Büse, ganz ausgerüstet, kommt auf 20 bis 25,000 fl. holl. zu stehen; die jährlichen Ausrüstungs- und Unterhaltungskosten, alles miteinbegriffen, auf 5500 bis 6000 fl. Das benötigte Garn zu den Netzen wird in der Stadt durch Weiber und Kinder in fünf dazu für den Verein erbaueten Buden gesponnen; auch besitzt der Verein eine eigene Reep- oder Tauschlagerey und einen Strickboden, wo jeder im Stricken unentgeltlich Unterricht erhalten kann, doch will sich nur ein sehr geringer Theil der Einwohner, selbst der ärmsten Klasse dazu verstehen, daher fast alle Netze in den nahe gelegenen Dörfern gestrickt werden müssen, was jährlich, da der vierte Theil der Netze gemeinlich erneuert wird, 3700 bis 4000 Rthlr. betragen kann.

Groß ist der Vortheil dieser Anstalt für den Staat im Allgemeinen, und für das Wohl Emdens insbesondere; den Theilnehmern selbst aber bringt sie keinen Gewinn. Dergleichen Anstalten können ohne Unterstützung des Staats nicht bestehen. Unter preussischer Regierung wurde für jede ausgehende Büse eine jährliche Prämie von 300 Rthlr. vergütet. Dadurch allein erhielt sich die vorige Gesellschaft, und war im Stande jährlich 5 pro Cent Dividende auszuthellen. Die neuen Gesellschaften haben bis jetzt dieses Vortheils entbehrt, doch ist 1818 ein Zoll auf fremde in den handversehen Staaten eingehende Heringe gelegt, und den übrigen zollfreye Einfuhr verstatet; auch hat man gegründete Hoffnung, daß ähnliche Prämien wie unter preussischer Regierung werden bewilligt werden.

(Beschreibung der Landwirthschaft in Ostfriesland und FEVER. Von Fried. Arends. I. B. Emden 1818.)

III. 25.

3. Die Riesensäule in der Gegend des Felsberges bey Sugenheim im Darmstädtischen.

Durch den Vorschlag des am 23ten März 1819 ermordeten Herrn von Koberue, diese Säule zu einem Denkmale der Völkerschlacht am 18ten Oktober 1813, auf Leipzigs Gefilde zu fördern, hat sie wieder neue Celebrität erhalten, so wenig groß und ausführbar auch dieser Gedanke war.

Die Riesensäule liegt in einer kleinen Vertiefung des Berges, ist von schönem grauen, mit weißen und grünen Körnern vermishten Granit und hat nach genauer Messung 31 Schuh 3 Zoll Länge, unten 4 Schuh 6 Zoll, und oben 3 Schuh 10 Zoll im Durchmesser. Sie soll der Volksage nach noch um 11 Schuh länger gewesen seyn und das abgesprengte Stück derselben sich in dem Dorfe Bedenkirchen am Fuße des Felsberges befinden. An dem obern Ende der Säule ist in Gestalt eines Halbzirkels, dessen Radius 1 Schuh 3 Zoll mißt, eine 5½ Zoll betragende Vertiefung eingehauen; vielleicht in der Absicht, bey dem Wenden und Transporte der Säule, Maschinen daran befestigen zu können.

Zwey Sägeeinschnitte von weniger Bedeutung in dem untern Theile der Säule rühren wohl nicht von den Verfertignern derselben her, sondern sehen späteren mißlungenen Versuchen, diesen schönen Stein zu zerstückeln, ähnlich; indem der Sage nach ein Pfalzgraf diese Säule erst ganz, dann aber in Stücken transportiren lassen wollte.

Sie ist schon darum merkwürdig, weil man in Deutschland wohl keine höhere Granitsäule findet, merkwürdiger aber noch durch die Steinart, aus der sie besteht, da es derselbe Granit ist, aus welchem die Wunder der alten Welt, Egyptens und Roms Obeliskten gehauen wurden, und man diese Steinart sonst nicht in Deutschland, sondern nur in Afrika und Äthen heimisch glaubte.

Das Gewicht dieser Säule soll ungefähr 61440 Pfund betragen. Sie ist unstreitig an demselben Orte, wo sie jetzt liegt, behauen worden, denn alle Felsen um sie her sind von gleicher Masse. Der berühmte hessische Geschichtschreiber Wenz hat diese Säule mit andern für ein Werk des Mittelalters; Abbelhäfelin hingegen, der eine eigene Abhandlung über dieselbe geschrieben hat, und nach ihm Herr Knapp

u. A. schreiben sie mit größerer Wahrscheinlichkeit dem Römern zu.

(Gerhard Friedrichs Reise durch einen Theil der Bergstraße und des Oberrheins.)

III. 26.

4. Insel Nesserland.

Sie gehört unter die Kleuern, zu Ostfriesland gehörigen, Emden gegenüber liegenden Inseln. Eine große Wiese mit einem halben Duzend unansehnlichen Häusern besetzt, scheint sie dem Anschein nach keiner Beachtung werth zu seyn; dennoch ist es in mancher Hinsicht, eine der merkwürdigsten dortigen Gegenden. Sie hing ehemals mit dem Niederlande zusammen, eine Erdzunge bildend von einer Stunde im Quadrat, zwischen der und Emden die Embsloß. Der Untergang jenes Landes im dreyzehnten Jahrhundert machte sie zur Insel, die anfänglich noch beträchtlich war, vier Kirchspiele zählend: Wilgum, Fletum, Verum, Jansum. Bloß das zu Wilgum gehörende Dorf Nese ist noch vorhanden. Die übrigen sind nach und nach, im 14. und 15ten Jahrhundert, von den Wellen verschlungen und dadurch die Insel so verkleinert, daß man sie jetzt in einer kleinen halben Stunde umgehen kann. Düngefahr 300 Grasen Land mit einer Kirche und 6 oder 7 Häuser sind der Rest einer, 4 Quadr. Meilen großen, Fläche des fruchtbarsten Bodens, besetzt mit mehr denn 50 großen und kleinen Dörfern und Klöstern, einer Stadt und zwey Flecken.

Ist schon deshalb diese kleine Insel merkwürdig, so ist sie es noch mehr dadurch, daß sie uns eine anschauliche Vorstellung von der Gestalt der Gegenden Westphalens an der See in der Vorzeit giebt. Dämme umgeben sie zwar, aber so unbedeutende, wie das feste Land vor ein und zwey tausend Jahren, nicht einmal hohe Sommerfluthen abhaltend. Jedes Haus steht auf einem einzelnen Erdbügel (Warf), durch die Einwohner aufgeworfen, der noch Raum anbietet zur Vergung des Heus, zur Pflanzung einiger Schock Kohl und zu einem kleinen Teich für die Gänse und das übrige Vieh. Die Häuser auf diesen Warfen stehen einige Fuß tief in der Erde, das niedrige Dach berührt fast den Boden. Höhere Häuser magt man nicht zu bauen, aus Furcht, der Wind möchte sie umwerfen. Große Heuhaufen stehen daneben, weit über die Dächer hervorragend. Das Ganze gewährt einen sonderbaren Anblick. Wenn der Nordwest brauset,

überströmen die Fluthen die ganze Insel. Alles, Mensch und Vieh, flüchtet sich dann nach den Warfen; hier sitzen sie einsam und verlassen, in beständiger ängstlicher Erwartung daß die Fluthen höher steigen, und auch diese ihre letzte Zuflucht erreichen werden. Sonderbar ist dann die Aussicht vom festen Lande; die Insel ist verschwunden; mitten durch die schäumenden Bogen schimmern die rothen Dächer hervor, rundum von Fluth umgeben; man glaubt, die Häuser stehen bis am Dach im Wasser.

Stete Noth und Sorgen ist das Loos dieser Insulaner. Bey anhaltendem stürmischen Wetter, oder beim Winterfrost sind sie tagelang, auch Wochen, vom festen Lande abgeschnitten. Droht im Sommer das Meer sich über die Insel auszubreiten, so müssen sie eilen ihr Vieh frühzeitig in Sicherheit zu bringen, sonst kommt es um in den Fluthen. Nach Ablauf des Wassers ist das Gras vom Schiame verunreinigt, ungenießbar den Kühen und Pferden. Der Eigenthümer muß ihnen mit schweren Kosten auf dem festen Lande Weide schaffen, bis nach $1\frac{1}{2}$ bis 2 Wochen Thau und Regen den Schiame abgespült, das Salz aufgelöst haben. Noch schlimmer geht es dem Heu. Nicht nur wird es vom Schiame verborben, vieles auch von den zurückweichenden Wellen mit fortgeführt. Selten geht ein Sommer vorbey, wo nicht jeder Bauer 10, 20 und mehr Fuder Heu auf diese Art einbüßt. Dennoch leben die Einwohner froh und zufrieden, wer da geboren ist, bleibt gern da, und sehnt sich nicht nach dem festen Lande. Anhänglichkeit an die Stätte seiner Väter war ja immer den Friesen eigen.

Es wohnen nur 27 Menschen auf der Insel. Sie ist also wohl das kleinste Kirchspiel in der ganzen Christenheit. Doch lebte seit 1793 kein Prediger mehr da; die Einwohner hatten statt dessen einen Katecheten, der die Kinder unterrichtet und am Sonntage Predigten vorlieset.

(Beschreibung der Landwirthschaft in Ostfriesland und Feyer. Von Friedr. Arends. Emden 1818. S. 281 — 284.)

III. 11.

5. Kurze Notizen über Frankreich.

Von Friedrich Barth (Fortsetzung N. 22. B. XXIX.)

a. Getränke: Wein, Bier, Cider, Pique, Speisen.

Der Franzose trinkt seinen Landwein, der in der Regel leicht und gut ist, zum gewöhnlichen Haus-

bedarf. Dabey ist er, wenn es nicht gerade Mittagzeit ist, ein Stück weißes Brod, das nicht selten hart ist (Crouste). In den Jahren 1816 und 17, wo eine schlechte, oder gar keine Weinernte war, vertrat das Bier, das man zu brauen anfing, den Wein; jedoch habe ich es in Frankreich nie so gut getrunken, als in Deutschland, sey es denn in Paris, oder andern großen Städten, wo die Brauer gewöhnlich Deutsche sind. — Ein anderes und recht gutes Getränk der Franzosen ist der Cider, oder Aepfelwein, welcher besonders in der Normandie sehr gut gemacht wird. Cidre de la Normandie ist in ganz Frankreich geachtet. — Eine Art vom Cider ist die Pique. Dies Getränk, welches der Arme besonders in den Jahren trinkt, wo der Wein nicht geräth, wird solgendermaßen verfertigt. In ein Faß mit Wasser werden die abgefallenen Aepfel, oder Birnen, entweder ganz, oder zerschnitten geworfen. Nach erfolgter Gährung füllt man diesen Trank, der übel-schmeckend und ungesund ist, in Flaschen.

Schon früher habe ich gesagt, daß der Franzose selten und wenig Kaffee trinkt; der Bauer versteht ihn oft gar nicht zu kochen. Thee und Chokolade wird ebenfalls selten getrunken, sey es denn in großen Häusern. Indes kennet man auch in diesen nicht die bey uns so beliebten Abend- Theegesellschaften. Der Franzose ist bei einer Flasche Wein am geselligsten. Unser künstlichen Getränke kennen die Franzosen oft nicht dem Namen nach; daß sich dies aber nicht auf die Hauptstädte bezieht, versteht sich von selbst.

Auffallend ist es, daß die Franzosen einen entschiedenen Widerwillen gegen geräucherten rohen Schinken und gegen Heringe äußern. Letztere essen sie nur, wenn sie geröstet sind. Dagegen essen sie häufig ein Gericht, was den meisten Deutschen widersteht: die Froscheulen. Auch Füchse und Eichhörnchen habe ich sie essen gesehen, und sie versichern, daß besonders Letztere recht wohl-schmeckend sind.

b. Unterhaltung der Chausseen.

Frankreich hat, wie bekannt, die schönsten Straßen. Man theilt sie in Straßen des ersten, zweyten, und dritten Ranges ein. Die Unterhaltung der beyden ersten geschieht auf Kosten der Regierung; die andern, so wie die Feldwege, werden von den angränzenden Dorfgemeinen und Städten unterhalten. In Frankreich ist bey allen Fuhrwerken einerley Gleis und eine Breite der Räder eingeführt; letztere sind besonders bey Frachtfuhren breit. Durch diese gute Ein-

richtung wird das Fahren erleichtert und auch die Strafe weniger beschädigt. — In Deutschland und den meisten angrenzenden Ländern erleidet der Reisende auf den Chaussees einen oftmaligen, unangenehmen Aufenthalt durch das Bezahlen des Weggeldes; dies ist in Frankreich nicht der Fall; ungehindert fährt man durch das ganze Land. Von den Fuhrwerken muß jährlich eine gewisse Abgabe entrichtet werden, d. h. von solchen, die Frachtfuhrleuten, als Gewerbetreibenden, gehören. Alle andre Wagen entrichten nichts.

c. Dom Remi.

Im Frühjahr 1816 machte ich von Bantouleur im Maasdepartement einen kleinen Abstecher nach dem Geburtsort von Jeanne d'Arc, der an der Gränze des Mosges- und Maasdepartements liegt. Dom Remi ist ein großes, schöngebautes Dorf auf der Straße von Neuschateau nach Wancouleurs. Das Haus, wo die Jungfrau geboren wurde, ist noch unverletzt; das Zimmer aber, in welchem sie das Licht der Welt erblickte, ist zur Aufbewahrung von Holz und Hausgeräth verwendet. Der Besitzer des Hauses, ein französischer Soldat, gab mir, gegen ein kleines Geschenk, ein Stückchen Holz von einem Balken in diesem Zimmer. Es mochten schon viele dergleichen Reliquien vertheilt seyn, denn ein Balken war schon fast ganz zerhauen; auch scheint der Eigenthümer einen guten Erwerb durch die Besuchenden zu erhalten, indem er eine beträchtliche Summe, die ihm ein Engländer für seine kleine Besingung geboten, ausgeschlagen hat. Dafür ist er von Ludwig XVIII. mit dem Kreuze der Ehrenlegion belohnt worden. Man sieht nichts, was an die Jungfrau mahnt, als eine kleine, unfeörmliche Statue derselben, welche über der Hausthüre eingemauert ist, die aber durch die Revolutionswuth auch schon gelitten hat. Dabey ist das der Familie d'Arc verliehene Wappen angebracht, das, wie mich dünkt, Weinstöcke und Ackergeräthschaften enthält. Genau aber besinne ich mich auf die Jahreszahl 1441 und auf die Inschrift: vivo labeur vive le roi Louis. (Wahrscheinlich Labour, oder Laboureur.) Es ist bekannt, daß seit einiger Zeit die französischen Damen eine Subscription eröffnet haben, um der geseßerten Jungfrau in ihrem Dorfe ein Denkmal errichten zu lassen; ob dies schon zu Stande gekommen ist, weiß ich nicht. Es giebt in Frankreich, namentlich in der Gegend von Toul, noch Personen aus der Familie der Jungfrau.

d. Friedensrichter.

Jeder Kanton hat einen Friedensrichter, der die geringen Arten von Betrug, Diebstahl, Injurien u. s. w. untersucht und richtet. Größere Vergehen gehören vor die Tribunale. Die Amtskleidung des Friedensrichters gleicht den, welche die evangelischen Geistlichen im Preussischen haben. Interessant ist es, den Sitzungen beizuwohnen, die in der Regel wöchentlich einmal gehalten werden. Obgleich sich fast immer sehr zahlreich Kläger und Beklagte einfinden, so herrscht doch eine große Ruhe und Ordnung, und man bezeigt der Würde des Friedensrichters großen Respekt. Sein Gehalt aber ist kärglich, denn er besteht nur in 800 Franken jährlich. Wer den Code civil inne hat, Mäßigung bey Scharffinn besitzt, der ist ein guter Friedensrichter, mithin ist es gerade nicht nöthig, eine Universität besucht zu haben. Weit besser, als der Friedensrichter, steht sich, in Hinsicht des Gehalts, der Juissier, oder Exekutor, den man fast täglich zu Pferde oder zu Wagen auf der Landstraße sieht, um die Beklagten vor den Friedensrichter zu laden, oder, um schuldige Gebühren einzutreiben.

e. Gendarmerie.

Die französische Gendarmerie nöthigt jedem Fremden Achtung ab. Sie ist die hauptsächlichste Stütze der Justiz und Polizey. Ihre Gesamtstärke beträgt 18000 Mann, fast alle beritten; nur bey den Präfecturen und Tribunälen giebt es Fußgendarmen. Die Gendarmerie besteht zwar größtentheils aus gebienten Soldaten, jedoch sorgt man dafür, daß sich keine schwächliche oder invalide Individuen bey ihr befinden. Obgleich die Einrichtung ganz militärisch ist, so steht sie doch, vermöge ihrer Bestimmung, unter den Civilbehörden. Man hält strenge darauf, daß nur moralische und erprobte Leute in die Gendarmerie aufgenommen werden. Jede Vernachlässigung in der Moralität, oder in den dienstlichen Obliegenheiten wird durch Entsetzung bestraft. Dagegen ist aber auch die Macht des Gendarmen ausgedehnt; er kann Civil- und Militärpersonen von den höchsten Graden arretiren und die Waffen gegen sie gebrauchen. Für seine Equipirung muß er selbst sorgen, erhält aber auch eine angemessene Bezahlung. Bey der kürzlich statt gefundenen Reorganisation der Preussischen Gendarmerie, scheint man die Französische vor Augen gehabt zu haben.

f. Geistlichkeit.

Das glänzende Loos, welches die französische Geistlichkeit, höhere, wie niedere, vor der Revolution

hatte, besteht nicht mehr. Der bischöflichen Stühle sind jetzt bey Weitem weniger und viele sind unbesezt. Die Einkünfte eines Bischofs betragen jetzt nicht mehr, als 20,000 Franken jährlich. *) Das Einkommen der Stadt- und Landgeistlichen ist sehr gering. Der erstere (cure) bezieht 1200 Franken; der andere (desservant) nur 600 Franken. Dieser Gehalt, welcher nach der früher geschehenen Einziehung aller Kirchengüter, von der Regierung gezahlt wird, reicht kaum zu dem Allernothwendigsten hin, und wenn nicht die Kirchlichen Gebühren noch statt fänden, so würde es ein Geistlicher in seiner Stelle kaum aushalten können. Daß er sich, wie es wohl früher der Fall war, einen Vikarius halten könnte, daran ist nicht zu denken, und wenn es ja geschieht, so bekommt derselbe Wohnung, Tisch, Wäsche und — wenn er raucht, Tabak. Von baarem Gelde ist selten die Rede. Es läßt sich leicht denken, daß bey so geringer Besoldung die niederen Geistlichen nicht weit her sind. Kenntnisse, die nicht geradezu ihr Amt erheischt, besitzen nur die Besten, und selbst mit dem Lateinischen sieht es in der Regel traurig aus. Die meisten Geistlichen lieben die Gemächlichkeit so sehr, daß sie sich des Sonntags nur mit dem Lesen der Messe (dire la Messe) begnügen und eine Predigt nur an hohen Feyertagen halten. Häufig habe ich bemerkt, daß die Geistlichen unter sich in Unfrieden leben; besonders ist eine Spannung sichtbar unter den in der Schreckenszeit Ausgewanderten und den Zurückgebliebenen. Der Wahrheit gemäß aber muß ich bekennen, daß ich unter den französischen Geistlichen auch manchen wissenschaftlich gebildeten Mann gefunden habe; manchen der in der deutschen Sprache und Literatur gut bewandert war, was in Frankreich äußerst selten ist. Besonders habe ich dies bey den emigriert gewesenen gefunden. Wenn man auch hier und dort auf einen unduldsamen Priester stößt, so sind sie doch im Allgemeinen tolerant genug, und sie würden es noch mehr seyn, wenn ihre Bildung vielseitiger wäre. Von der, zur Revolutionszeit erteilten, Erlaubniß zur Verheirathung haben mehrere Geistliche Gebrauch gemacht und sodann sich in ein anderes Verhältniß begeben. Diese aber werden von den übrigen verachtet, und nur zu deutlich spricht sich die Spannung aus, wenn der Eine mit dem Andern sich in Gesellschaft befindet.

g. K i r c h e n.

Wie bekannt, wurden zur Zeit, als man die Götter der Vernunft aufstellte, die Kirchen geschlossen und

*) Bekanntlich hat sich dies Alles nach den Beschlüssen der letzten Deputirten-Kammer geändert.

D. H.

zum Theil auch zerstört. Daher rührt es denn auch, daß sich noch jetzt viele Kirchen nicht in dem Zustande befinden, wie es wohl eigentlich seyn sollte. Es ist sehr selten eine Orgel in der Kirche eines Dorfes, oder einer kleinen Stadt zu finden. Oft fehlen auch die Glocken, die in jener aufgeregten Zeit entweder zu Kanonen, oder zu Scheidemünze. (sous) umgeschmolzen wurden.

h. Le Perche. — Begräbniskart. — Truthühner. Comte de Reviere.

Le Perche gleicht, gegen die benachbarte Bauce, fast einer Wüste. Das Land ist sehr hügelig; die Wege sind steinig, enge und bilden an manchen Orten Schluchten, denen zur Seite krüppeliges Gesträuch wächst. Man könnte durch diese Beschreibung verleitet werden, zu glauben, daß dieser Provinz die schönsten Kunststraßen fehlen; dies ist aber nicht der Fall, und unter jenen Wegen verstehe ich kleinere Straßen und Landwege, die von einem Dorfe zum andern führen. Die Dörfer liegen oft stundenweit zerstreut und die Bauart ist sichtlich schlechter, als in der Nachbarprovinz. Es giebt Häuser, die kein anderes Fenster haben, als das Loch, durch welches der Rauch auszieht. — In dem Dorfe Brünelles bey Nogent le Rotteau, war ich Zeuge einer Begräbniskart, die wegen ihrer Wohlfeilheit Nachahmung verdient. Der Todte, nur in Leinwand gewickelt, wurde auf einer Trage von Zweigen zum Grabe gebracht, losgebunden und dann eingescharrt. Indes ist diese Art zu begraben nicht allgemein; die Bemittelten bekommen Särge. — In meinem Leben habe ich nicht so viele Truthühner gesehen, als in dieser Provinz. Bey jedem Dorfe, bey jeder Ferme steht man Schaaren zu Hunderten. — Einige vergnügte Wochen habe ich im Herbst 1815 in Chapelle Guillaume unter der lebenswürdigen Familie des Comte de Reviere verlebt. Er war früher ausgewandert gewesen und hatte sich lange in Hamburg und Hamm, meiner Vaterstadt, aufgehalten. Ueber zwey Jahre habe ich in Briefwechsel mit dieser interessanten Familie gestanden, die sich von vielen Franzosen durch Bescheidenheit und Schätzung des deutschen Verdienstes und deutscher Literatur auszeichnete.

i. La Bauce. — Chartres. — Villebon.

Die Provinz Bauce, (der Franzose liebt trotz den Departementaleintheilungen, noch die alte Benennung,) ist eine große fruchtbare Ebene. Das Ge-

treibe schießt hier läppig empor; nie habe ich höher gewachsenes gesehen. Auch sind in keiner Provinz Frankreichs die Gutsbesitzer reicher. — Meilenweit sieht man die Hauptstadt, das hochgethürmte Chartres, liegen. Die Cathedrale ist sehenswerth, nur Schade! daß sie sehr dunkel ist, was wohl von der überhäuften Glasmalerey herrühren mag. Nächst Rheims hat wohl Chartres die berühmteste Kirche. — Bey der kleinen Stadt Illiers liegt Villebon, das Schloß Stills, wo das Zimmer, welches der berühmte Minister einst bewohnte, sich noch ganz in dem damaligen Zustande befindet. Noch jetzt gleicht das alterthümliche Schloß einer Festung. Als ich diesen Ort besuchte (im Oktober 1815), war ein griedgramiger, geiziger Holzkänder der Besizer, der die Besuchenden kalt empfing. Man baut sehr viel Artischofen in der Gegend; ich erwähne dieses Umstandes, weil die preussischen Soldaten dieses Gewächs anfänglich für eine Art Kohl hielten und die Blätter davon essen wollten. — Alle Obstsorten, besonders Weintrauben, Pflaumen und Aprikosen gelangen hier zu einer ausgezeichneten Größe und Reife.

k. Präfekturen.

Die Präfekturen zeugen von der einfachen Verwaltung Frankreichs; nur wenige Beamte sind bey ihnen angestellt. Beyspielweise will ich hier nur des Maasdepartements erwähnen, welches als eins der kleineren Departements mit ungefähr 250,000 Einwohnern früher nur 3 Unterpräfekturen besaß, von welchen im Jahre 1816 noch die von Bar le duc oder Bar sur Ornain, wo der Präfekt seinen Sitz hat, eingegangen ist. In frühern Zeiten war ein Präfekturath dem Präfekten beygegeben, jedoch wird er seit dem erwähnten Jahre in seinen bedeutendsten Geschäften nur von einem Generalsekretair unterstützt. Das Maas departement zerfällt in 3 Arrondissements: Bar le duc, Commercy, Montmedy. In den beyden letzten Orten befinden sich Unterpräfekturen. Der jährliche Gehalt des Präfekten beträgt, wenn ich nicht irre, 12000 Franken. Jedoch kann ich diese Angabe nicht verbürgen. Der Unterpräfekt bezieht 4000 Franken.

l. Maire's.

Früher standen die verschiedenen Maire's unter dem Cantonnaire; jedoch hat diese Einrichtung seit mehreren Jahren aufgehört, so daß sich jetzt jeder Maire unter der unmittelbaren Controlle des Unter-

präfekten befindet. Auf den Vorschlag des letztern ernennet der Präfekt zu der Stelle des Maire's, welche gleich denjenigen der Präfekten und Unterpräfekten, von dem Jahre 1814 — 1818 sehr oft gewechselt wurde, weil man nur zu häufig an der Ergebenheit der Gewählten gegen die neue Regierung zweifelte. Die Beystände des Maire's, die Municipalbeamten, werden von den Gemeinden erwählt. Die Gewalt und das Ansehen des Maire's sind sehr beschränkt; fast in allen geringfügigen Sachen macht er Anfrage bey dem Unterpräfekten. Nicht selten äußert sich offener Unehorsam der Dorf- oder Stadt-Gemeinden gegen die Verfügungen des Maire's, besonders wenn er, was sehr oft der Fall ist, aus der niedern, oder mittleren Volksklasse gewählt worden ist. Maire's aus der höhern Klasse genießen etwas mehr Ansehen, doch sichert auch sie nicht die weiße Schürze, das Zeichen der bürgermeisterlichen Gewalt, gegen die Ausfälle der Menge.

m. Steuererhebung.

Schon in mancher Schrift, und erst in einer neuerdings erschienenen, ist das gut eingerichtete Klassenwesen Frankreichs anerkannt worden. Gewiß ist es, daß es weit einfacher ist als in andern Ländern und weniger Beamte erfordert. Jeder Kanton hat nur Einen Steuereinnehmer, (percepteur) welcher bey dem Antritte seines Amtes der Regierung eine angemessene Caution stellt. Wenn die Steuern fällig sind, so wird jeder Gemeinde der Tag, an welchem der Einnehmer anlangen will, bekannt gemacht. Sein einfach angelegtes Register giebt ihm an, wieviel jeder Einwohner zu zahlen hat, welcher nach geleisteter Abgabe seine Quittung erhält. Diese einfache Steuererhebung wird noch durch einerley Münzfuß und durch die Decimalrechnung erleichtert.

Friedrich Barth.

VIII. 26.

Naturkunde.

Murmeltiere.

Sie sind gegen die herrschende Meinung wirklich Raubthiere, verfolgen und mordend Thiere, die ihnen an Größe viel nachstehen und zehren sie auf. Auch Fische fressen sie gern; sie fangen immer am Kopfe derselben an und lassen nichts wie die Flossen übrig. Sie erwachen wie die Fledermäuse, wenn strenge Kälte auf sie wirken kann, und laufen herum, bemühen sich aber dann einen warmen Aufenthaltsort zu finden.

S e s p e r u s .

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Beilage Nr. 13 zum 30sten Band.

(Gedruckt im November 1821)

Auswärtige Länderkunde.

1. Die Alpen Lapplands und der Schweiz. *)

Eine vergleichende Darstellung ihres Klima und ihrer Pflanzenwelt.

Ein Beytrag zur Physik der Erde.

1. Regen und Schnee.

Auf den lappländischen Alpen regnet es im Sommer selten und wenig; Schnee habe ich während der Sommermonate überall auf ihnen nie fallen sehen. Man wird den Grund davon leicht begreifen, wenn man bedenkt, daß die Atmosphäre daselbst trockener, und durch die niemals untergehende Sonne erwärmer ist, daß auch die Donnerwetter, auf den Schweizeralpen eine gewöhnliche Ursache kalten Regens und nächtlichen Schnees, dort beinahe ganz unbekannt sind. Ich hielt mich vier Sommer durch in Lappland auf, und hatte Gelegenheit, wärmere sowohl als kältere Jahrgänge daselbst zu beobachten. Im Jahre 1800 bereisete ich zu Anfang des Heumonats, bei sehr ungünstiger Witterung, die nordeuropäischen Alpen, ohne eine Spur von frisch gefallenem oder fallendem Schnee anzutreffen. Der Jahrgang 1802 war so regnerisch, daß das Wasser in den Landschaften höher stieg, als seit Menschengedenken, und dennoch fiel kein Schnee auf den Alpen, deren Anblick ich den ganzen Sommer über vor mir hatte. Am 14. Herbstmonats bestieg ich den am Fuße der

Alpen gelegenen (supalpinum) Berg Pyhänturi, ohne Schnee darauf anzutreffen, welcher dann aber am 16ten Herbstmonats fiel und den Winter über liegen blieb. Der Sommer von 1807 war ungewöhnlich spät; ich brachte den ganzen Brachmonat am Fuße der Alpen und auf den Seealpen (alpinus maritimus) zu, ohne irgend frisch gefallenen Schnee zu bemerken. Noch zu Ende Augusts befand ich mich auf den höchsten über die Schneegränze erhabenen Gipfeln der Kuleischen Alpen, auf denen noch kein frischer Schnee gefallen war, der sich jedoch am 8. Herbstmonats einfand, um nicht mehr zu weichen.

2. Sommer. Mücken. Schnaken. Bienen.

Der Sommer ist auf den lappländischen Alpen so mild, daß der Reisende seines Belts von Beintuch einzig zum Schutze gegen die Schnaken bedarf. Diese Schnaken selbst sind der unzweideutigste Beweis von der reinen und warmen Sommerluft Lapplands. Ihre ungeheure Menge in diesen nördlichen Ländern wird von allen Reisenden bezeugt. An den Seeküsten sind sie, der da herrschenden Winde und Nebel wegen, etwas minder häufig; in den Bergthälern hingegen, z. B. zu Utsjoki, wo die eingeschlossene Hitze sich mit der unmittelbaren und ununterbrochenen Sonnenwärme verbindet, schwärmen jene Insekten den Tag und die Nacht hindurch in so unglaublicher Menge, daß sie gleich Wolken die Sonne verdunkeln, durch alle Wände und Fenster dringen, und alle Thiere beinahe ersticken. Sie stellen sich ein, sobald der Schnee von der Erde geschmolzen ist. Im Heumonate sind sie am unerträglichsten; so wie dann aber zu Anfang oder um die Mitte Augusts, etwas früher oder später, kältere Nächte eintreten, so verschwinden sie dermaßen, daß, obgleich die Tage immer noch hell und warm sind, doch auf einmal ganz und gar keine mehr angetroffen werden. Man sieht hieraus, wie diese schwächtesten al-

*) Wahlberg de vegetatione et climate in Helvetia septentrionali inter flumina Rhodanum et Arolan observatis et cum summi septentrionalis comparatis tentamen. Turici Helvetorum, impr. Orell, Füssli et Soc. 1813. 8.

ler Insekten einer trocknen und wärmen Luft bedürfen, und wie empfindlich sie gegen Kälte und jede kältere Lufterscheinung sind. Sie kommen bekanntlich in Italien, wo im Sommer weder kalte Nächte noch kalte Regen statt finden, gleichfalls als eine sehr lästige Erscheinung vor, und die Reisenden bedürfen in diesem Lande eben so wie in Lappland, hauptsächlich zur Nachtzeit, leichter Bedeckungen zum Schutze gegen ihre Stiche. Auf den Lappländischen Alpen findet man nicht minder die Alpenbiene (*Apis alpina*) in großer Menge die goldfarbigen Büschel der Rossweide (*Salix lanata*) umschwärmen und solche wie mit einem Teppich überziehen.

Die Schweizeralpen hingegen werden durch häufige und heftige Veränderungen der Atmosphäre von Schnaken und Bienen gänzlich rein erhalten. Den Wendekreisen ungleich näher, ist die Luft hier mit vielmehr Feuchtigkeiten erfüllt, welche durch nächtliche Ungewitter als Schnee und Hagel auf den Alpen häufig niedersinken, während in den tiefern Gegenden sich ein lauer Regen ergießt. Wenn auf den hohen Alpen die Hirten in der Nacht den Donner rollen hören, so ist ihnen derselbe ein sicherer Bote von Schnee, und sie werden für ihr Vieh und ihre Alpweiden besorgt.

Ich selbst habe im verflossenen Jahr (1812) diese Erfahrung öfters mit nicht geringem Erstaunen und zu meinem großen Leidwesen gemacht. Der Sommer dieses Jahrs war der Vegetation ungünstig, aber freilich eben dadurch in anderer Hinsicht und für meine besondern Zwecke um so lehrreicher und wichtiger. Es ist nämlich unstrittig der Fall, daß zu Bestimmung der verschiedenen Gränzen der Pflanzenwelt auf den Berghöhen ein unfreundlicher Sommer besser taugt, als ein ungewöhnlich günstiger und warmer. • Diejenigen Bäume, welche die kältern Zwischenjahren niemals zur Reife. Die Kräuter und niedrigen Pflanzen sind vielleicht überhaupt für die Verschiedenheiten der Jahrgänge minder empfindlich als die Bäume, und darum mögen sie wohl auf den Schweizeralpen höher ansteigen.

Um den Naturforschern des Nordens wenigstens einen Begriff von der Beschaffenheit der bisweilen auf den Schweizeralpen statt findenden Sommerwitterung zu geben, sey mir erlaubt, hier kürzlich zu erzählen, was ich selbst gesehen habe. Am 18. Brachmonat ward der Rigi berg (*regis subalpina*) mit frischem Schnee bedeckt bis hinab zur Kapelle und zum kalten Bad. Am 29. Brachmonat wurden alle Appenzeller Berge bis tief in die Tannenwälder herab mit Schnee bedeckt. Am 4. und 5. Heumonats fiel frischer Schnee auf allen Toggenburger Bergen. Am 15. Heumonats besand

ich mich mitten in Schneegestöber auf der Furka. Am 29 und 30. Heumonats fiel dichter Schnee auf Montelune, der am 31. den Boden in einer Meereshöhe von 6,100 Fuß deckte. Am 2. August mußte ich in gleicher Höhe durch mehr als Schuhhoch frischen gefallenen Schnee über den Krauschamun wandern, um ins Glarner Land zu kommen. Am 5. und 6. August fiel auf den Glarner Alpen bis zu den Tannenwäldungen herab abermals Schnee. Am 15. August war der Boden bis zum kalten Bad auf der Schwanderallment, nicht höher als 4,400 Fuß über dem Meere, mit frischem Schnee bedeckt. Am 25. Herbstmonats schneite es bereits wieder zu Meyringen im Haslithal. Mit hin blieben den ganzen Sommer hindurch die Schweizeralpen nie drei Wochen lang von frischem Schnee frei. Aus dem im St. Gotthards-Hospitium geführten meteorologischen Tagebuch ergibt sich, daß daseibst jeden Sommer wenigstens einmal monatlich Schnee fällt.

Welcher Einwohner Lapplands hätte sich so etwas träumen lassen? Dort wandert der Pflanzenforscher Monate lang durch die Alpen, ohne eines andern Schutzes gegen die ihn unbesorgt lassende Witterung zu bedürfen, als den ihm sein dünneszelt zu Abhaltung der Schnaken gewährt; während hingegen der schweizerische Botaniker, wenn er auch nur wenige Nächte auf den Alpen verweilt, oft kaum in den feineren Hütten und Ställen gegen Windstürme und Hagel sattfam gesichert ist.

5. Vegetation.

Wer möchte zweifeln, daß eine solche große Ungleichheit der Witterung auch einen wesentlichen verschiedenen Einfluß auf die Pflanzenwelt ausübe? Der auf den Lappländischen Alpen durch keine Nacht unterbrochene Tag und die fortwährende Wirkung des Sonnenlichtes bey seltenem Regen und niemals fallendem Schnee bewirken ein lebhafteres und freudigeres Wachstum der Bäume, welche ungehindert auch die höhern Bergregionen ansteigen, und sich der Schneegränze nähern; die kurze Dauer des Sommers beengt hinwieder die Vegetation in genau bestimmtem Raume, so daß über die Schneegränze hinaus kaum irgend eine Pflanze mehr angetroffen wird.

Auf den Schweizeralpen hingegen geschieht es, daß der frischgefallene Schnee zwar auf der bloßen Erde überaus schnell schmilzt und wieder verschwindet, hingegen aber da, wo er auf alten noch vorhandenen Winterschnee fällt, dieser von jenem erhalten und gleichsam beschützt wird, zumal an Orten, wo die direkte Sonnenwärme minder kräftig

wirkt, und wo kältere Nächte eintreten. Eine Folge davon ist, daß Schneefläche oder einzelne mit Schnee bedeckte Erdsflächen ungleich tiefer unter der Schneegränze angetroffen werden, und mithin dann auch die unmittelbar unter dieser gelegene Alpenregion (regio subalpina) ausgedehnter wird; als beides in Lappland der Fall nicht ist. So geschieht es, daß der neue und der alte Schnee gemeinsam, in Verbindung mit den kältern Nächten, auf den übrigen längern Sommer nachtheilig zurückwirken, und wenn ich mich so ausdrücken darf, gleichsam eine abtreibende Kraft gegen ihn ausüben. Die Bäume, vorzüglich die Laubholz-bäume, werden aus der Alpenregion verdrängt, und das Herabsteigen, so wie das Wachsthum der Alpenpflanzen bis in die Region der Buchenwälder, wird begünstigt, während der länger anhaltende Sommer und die vom Frühling bis in den späten Herbst fortbauende gemäßigte Lufttemperatur den langsamer wachsenden und deshalb im Norden nicht mehr gedehenden oder früher aufhörenden Pflanzen in dem Maße günstig sind, daß sie zwischen dem Schnee hindurch bis zur Schneegränze sich erheben; und daß hinwieder auf Stellen, die über jener Gränze früh von Schnee entblößt wurden, sich schöne Pflanzen entwickeln.

Aus diesen Wirkungen und Gegenwirkungen scheint sich dann auch zu erklären, warum in der Schweiz die Entfernung zwischen der Schnee- und Baumgränze ungleich beträchtlicher, oder die Alpenregion ungleich breiter wird; und wie es möglich ist, daß — wenigstens nach dem Urtheile des nördlichen Botanikers — Pflanzen der warmen und kalten Erdstriche hier beyeinander wachsen, und eine sehr gemischte und mannigfaltige Pflanzenwelt zum Vorschein kommt.

Zwar ist es allerdings der Fall, daß auch die schöne schweizerische Alpenvegetation einige Spuren des sie zurückdrängenden Schnees an sich trägt; die Alpenweiden erzeugen ein zwar dichtes und auch ziemlich fettes Gras, daß aber doch meistens allzumiedrig ist, um eine reiche Heuerndte zu gewähren; die Pflanzen der höhern Alpen sind entweder stiellose, oder kriechende, oder niederliegende, wie *Geum reptans* und *montanum*. *Iberis rotundifolia*, *Antirrhinum alpinum*, *Hedysarum alpinum*, *Viola calcarata*, *Arenaria polygonoides* u. s. w., oder steife und starre, die das Gewicht des Schnees nicht erdrücken mag, wie *Oniscus spinosissimus*, *Saxifraga aizoon*, *Veratrum album* u. s. m. die sich dem Immergrünen und zähern Pflanzencharakter annähern. Einige derselben scheinen, wenn sie nach Sibirien verpflanzt werden, dort sich ungleich höher zu entwickeln, wie das *Hedysarum altaicum*. Eben so ist merkwürdig, daß manche der weichern

Lappländischen Alpenpflanzen, z. B. *Epilobium angustifolium*, *Sonchus alpinus*, auf die Schweizeralpen nicht ansteigen, wo sie wie man denken kann, von dem den Sommer hindurch fallenden Schnee erdrückt würden. Das mächtigste Hinderniß des Getreidebaues in den höhern Bergländern der Schweiz ist der noch im Brachmonate fallende und die saftigen Palmen zu Boden drückende Schnee. Die Bewohner der Thäler Engelberg, Einsiedeln u. s. w. haben davon sattsame Erfahrungen gemacht. In den für die wärmern aus Italien herkommenden Winde offenen und deshalb dem spätem Schnee minder ausgefesten Thälern wird das Getreide auch in größerer Höhe, z. B. im bündnerischen Rheinthale, gebaut. Daß endlich der häufig mitten im Sommer fallende Schnee vieles dazu beitrage, die mit weichem Laube versehenen Bäume von den Schweizeralpen zu verdrängen, ist von selbst einleuchtend. Die arten Birken des Nordens vermochten den Schnee nicht zu tragen; das zähre Laub der Buchen ist dazu schon eher geeignet und die pyramidenförmigen steifen und schwarzen Tannen mit ihren herabhängenden Nestern scheinen von der Natur selbst bestimmt, um Schnee, Windstürme und Hagel auszuhalten, und auch wohl ihren Ungestüm zu mäßigen. Welch ein mächtiger Widerstand hier nöthig sey, davon bot sich mir ein auffallendes Beispiel dar, als ein Hagelwetter im verwischenen Heumonate die Buchwälder am Pilatus, gegen den Waldstrom Kleinschlieren zu, nicht allein ihrer Blätter, sondern auch dermaßen ihrer Nester beraubte, daß sie im Spätjahr ganz vertrocknet und abgestorben angetroffen wurden. Eine ähnliche Erfahrung wird der Lappländer in seinem freundlichen Walde nie machen.

4. Trockenheit der Luft und Alpenweiden in Lappland.

Jener ununterbrochene, mit großer Sonnenwärme verbundene Tag, von seltenem und niemals heftigem Regen begleitet, welcher den Reisenden, den Schnapser und gewissen Pflanzenarten in Lappland so günstig ist, verursacht und begründet von anderer Seite die Unfruchtbarkeit des Bodens. Jener Theil von Lappland besonders, welcher so hoch liegt, daß er wenige, oder beinahe keine Wälder, aber auch keine mit beständigem Schnee bedeckte Berggipfel hat, leidet den kurzen Sommer über auf seinem dürren gewölbten Larbe überaus nachtheilig durch Trockenheit. Es leuchtet von selbst ein, auch ohne die freilich mangelnden hygrometrischen Beobachtungen, daß die Luft an sich schon im hohen Norden sehr trocken seyn muß. Daher kommt es,

daß der größte Theil von Lappland ausschließlich mit Rennthiermoos bewachsen ist, welches im Sommer so sehr austrocknet, daß der Wanderer sich die Füße verbrennt, als zöge er durch die Sandwüsten Afrika's. Die Rennhierde selbst leiden auf dem höchst ausgetrockneten Boden an einer Fußkrankheit, welche sie nöthigt, im Sommer die Schneealpen zu besuchen. Die Feuergefähr ist um diese Zeit im Lande auch ungemein groß. Eine Folge davon ist, daß der Boden von Lappland beinahe ganz mit dürren Heiden und Sümpfen überzogen ist, daß die Weiden sich ausschließlich an den Ufern der Sümpfe und Seen finden, und auch großen Theils nur dürres Pfiemgras hervorbringen, so daß, ohne die bei solcher Sommerwärme sich wohl befindenden Birken und Waldenbäume, das ganze Land einer Einöde gleich wäre. Hingegen ist diese Trockenheit auch dem Getreidebau überaus günstig, so daß die sich dem kurzen Sommer sehr aneignende Gerste mitunter in Alpenregionen, wo schon die Tanne nicht mehr wächst, noch gepflanzt wird.

5. Das Gegentheil in der Schweiz.

Den Schweizeralpen wird die Trockenheit nicht nachtheilig und fruchtbare Feuchtigkeit mangelt ihnen niemals. Ihre Atmosphäre empfängt aus den tiefer gelegenen gleichmäßig warmen Gegenden häufige Dünste, welche sich um die Gipfel der Berge sammeln und mittelst der Gewitter wieder von allen Seiten niedergeschlagen werden. Die Folge davon ist, daß Helvetien und besonders sein nördlicher Theil so fruchtbare und fette Alpenweiden besitzt, wie kein anderes europäisches Land.

6. Einfluß auf die Vegetation.

Es kann nach dem bisher Gesagten kaum einem Zweifel unterworfen seyn, daß die Feuchtigkeit der Luft in Helvetien und hinwieder die Trockenheit der Sommerluft im äußersten Norden eine Hauptursache der ungleichen Vegetation, so wie des Daseyns solcher Pflanzen ist, denen übrigens der sehr abweichende Wärmeegrad der Luft keineswegs zu entsprechen scheint. Unter den vielen Pflanzen, die an den Küsten und im flachen Lande wachsen, aber in der Schweiz vergeblich gesucht werden, sind manche, die man nur bis Basel antrifft, andere folgen dem Rhein bis nach Schaffhausen, einige zeigen sich bis nach Baden und an den Jegerberg, dringen aber nicht weiter in den Mittelpunkt der Schweiz vor. Es sind dies inzwischen keineswegs

etwa nur Sandpflanzen, sondern viele wachsen im Lettenboden, woran die Schweiz keinen Mangel hat; andere sind Wasserpflanzen, wie der Buzomus u. s. w., diejenigen Pflanzen unsers flachen Landes, welche auch in der Schweiz angetroffen werden, steigen meist in den dortigen Alpen ziemlich hoch empor; andere, die vergeblich in der flachen Schweiz gesucht werden, finden sich wieder auf den höchsten Alpen. So wachsen in der Nähe des Gotthards, oder im Urserenthal viele Pflanzen des flachen Landes (*plantae campestris*), die man in der übrigen Schweiz nicht antrifft, und auf den Gipfeln jenes Berges finden sich, mehr als sonst irgendwo, die trockenem Pflanzen Lapplands, besonders auf dem Isenstock oder Isenmausalp, wo solche wunderbar mit den *Sempervivis* und andern Saftpflanzen untermischt sind. Manche lappländische Weidenarten, die man auf den westlichen Schweizeralpen vergeblich sucht, wachsen auf den Savoyer- und Piemonteser-alpen. Die Buche wird auf keinem gegen den Gotthard ansteigenden höhern Berge angetroffen, was doch keineswegs die Folge eines größern Kältegrades seyn kann, indem der Gotthardsberg eine mildere Temperatur hat, und auf ihm viel wärmere Pflanzen wachsen, als auf den meisten andern Alpen, z. B. auf den Appenzeller Bergen, auf welchen die Buche ihre gewohnte Höhe erreicht. Nachdem ich nicht ohne Befremden gesehen hatte, wie der Getreidebau im nördlichen Helvetien auf geringer Berghöhe sein Ziel erreicht, so war ich nicht weniger erstaunt, wahrzunehmen, wie eben diese Kultur in der Nähe des Gotthards und auf den Alpen von Savoyen und Piemont beinahe so hoch ansteigt, als die Tanne wächst. Jene ausnehmend fetten Alpenweiden der nördlichen Schweiz kommen jenseits des Urserenthals fast gar nicht weiter vor, und erhalten schon in diesem Thale die Zumischung eines gewissen italienischen Gewürzes, das dem Käse von Urseren seinen eigenthümlichen, den Italienern besonders angenehmen Geschmack ertheilt; am südlichen Abhange des Gotthards-gegen Italien und Savoyen werden die Alpen trockner, sie liefern weniger Käse und nähren dafür eine Menge Murrelthiere und andere die Trockenheit liebende Gattungen der Nagethiere, welche in der nördlichen Schweiz nicht vorkommen.

Diese Erscheinungen hängen alle zunächst wohl von der eigenthümlichen Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft ab. Daß die den Küsten und dem flachen Lande eigenthümlichen Pflanzen für ihr Gedeihen eine besondere Luft bedürfen, erhebt auch daraus, weil die Küstnpflanzen in demjenigen Salzboden, dem die Luft der Ebenen fehlt, nicht gedeihen. Woraus

nun aber die Verschiedenheit der Luft des flachen Landes von jener der Thäler beruhe, das kann mit Sicherheit einzig durch gute hygrometrische Beobachtungen, die uns bis dahin noch gänzlich mangeln, ausgemittelt werden; einstweilen lassen sich darüber nur wahrscheinliche Vermuthungen anstellen. Die Sandflächen und Halbfelder des nördlichen Deutschlands und des östlichen Schwedens sind durch wenige oder keine Bäume gegen die Sonnenhitze geschützt, wodurch denn die Luft über ihnen in hohem Grade ausgetrocknet wird. Diese trockne Luft bleibt daselbst mitunter Monate lang stehen, bis im Spätjahr das vertrocknete Land von häufigen Regengüssen überschwemmt wird, deren Wasser wegen Mangel an hinreichendem Abflusse stockt, und die Luft dann wieder mit Feuchtigkeit sättigt. Eine solche Atmosphäre scheint einzig den schmalen und trocknen Grasarten, den Heidepflanzen, Artemisien u. s. w. günstig zu seyn; wirkliche Saftpflanzen hingegen mögen da um der anhaltenden Trockenheit willen nicht gedeihen. — Daß in den Schweizerthälern die Luft entgegengesetzte Eigenschaften erhalten muß, leuchtet von selbst ein; von den da überall abfließenden Wässern und der durch sie angefeuchteten Erde empfängt und unterhält die Luft einen hohen Grad von Feuchtigkeit; daher denn auch hier die Menschen für alle Bitterungsveränderungen empfindlicher sind, die Kröpfe vornehmlich beim weiblichen Geschlechte häufig vorkommen, hingegen aber auch das Athemholen leichter wird, weswegen die Bergbewohner ihren Aufenthalt so ungern gegen die Ebene tauschen.

7. Feuchtigkeit der nördlichen Schweiz. Einwirkung der Südwinde.

Daß die nördliche Schweiz sich eines hohen Grades von feuchter Luft zu erfreuen hat, oder wenn man lieber will daran leidet, wird Niemand bezweifeln, der ihre von der Sonne beinahe abgekehrte Lage hinter hohen Bergen betrachtet. Dieses Verhältniß begründet denn vorzugsweise, wie es scheint, die fruchtbaren Wiesen und Weiden dieses Landes und seine weniger Fruchtbarkeit zum Anbau des Getreides, welches wohl fette Blätter und Halme treibt, aber wenigstens auf der Nordseite der Berge feste Körner zu bilden und zu zeitigen nicht vermag. Es erklärt sich daraus, warum viele an eine andere Atmosphäre gewöhnte Pflanzen des flachen Landes hier nicht gedeihen. Es ist aber diese Feuchtigkeit der Luft vorzüglich bis dorthin anzutreffen, wo noch Bäume wachsen; weiter hin und auf den Alpen verringert sie sich, theils wegen der beträchtlichen Höhe und der leichtern die Feuchtigkeit minder umfassenden und zurückhalten-

den Luft, theils wegen der freieren Einwirkung der Sonne auf den von Bäumen entblößten Boden. Man findet darum hier wieder, obgleich in einer ganz verschiedenen Temperatur, die in der übrigen Schweiz nicht vorkommenden Pflanzen des flachen Landes der nordischen Reiche. Daß diese Trockenheit der Luft in den an Italien gränzenden Alpen des St. Gotthards z. B. sich vermehre, kann kaum einem Zweifel unterliegen; dort herrscht der warme und trockne Föhn, welcher gewöhnlich für einen Ueberrest des afrikanischen Sirocco gehalten wird, und dessen Eintreffen während der Blüthe der Obstbäume in der nördlichen Schweiz nicht selten alle Blüthen und Keime ersticht. Dieser warme Wind scheint die Buche überall aus den Gotthardsthälern, zumal aus den höhern, wo er mit einem stärkeren Kältegrad abwechself, zu verdrängen; denn im Thale von Engenberg und in andern, die durch ihre Lage jenem Winde unzugänglich sind, wächst die Buche zu gewohnter Höhe an. Dem Getreidebau scheint jener Wind günstig zu seyn, da im rhätischen Rheinthale diese Kultur höher als irgend anderswo hinaufreicht. Der treffliche Wein, welcher in diesem Thale wächst, wird ebenfalls auf Rechnung des häufig da wehenden Föhns gebracht: die Buche aber kommt dort beinahe gar nicht zum Vorschein. Die auf den steinigten Ebenen Gotthandes sehr häufige *Melica ciliata* wird in der Schweiz nirgend, als in den, dem Föhn offenstehenden Thälern, angetroffen.

Daß eben dieser Wind im Urserenthal, welches gleichsam einen Centralbusen vom Gotthardsberge bildet, vorzüglich freyen Spielraum hat, leuchtet von selbst ein, und daraus erklärt sich dann auch jene große Zahl von Pflanzen des flachen Landes, die sich hier finden; unter allen Gebirgsstöcken des Gotthards aber ist der Fisenstock jenem Winde am meisten ausgesetzt, und seine daheringe Trockenheit erklärt uns, warum so viele trockne Lappländische Pflanzen hier vorkommen. Endlich trifft man auf dem Gotthardsberge viele *Semperviva* und andere Saftpflanzen an, welchen eine trockne Luft des flachen Landes unstreitig willkommen ist, sobald solche, was auf dem Gotthard eintrifft, öfters mit feuchten Nachlüften abwechself. So erklärt sich, wie auf diesem Schweizergebirge Lapplands und Schwedens Pflanzen mit den Saftpflanzen Italiens im wunderbaren Verein beisammen gefunden werden; eine Erscheinung, welche einzig aus dem Zusammentreffen der trockenen und strengen Kälte des Nordens mit Italiens warmen Winden und der feuchten Luft Helvetiens möglich wird, die hier alle drey, gleichsam auf dem höchsten Mittelpunkt Europens, mit einander kämpfen und abwechselnd einander besiegen.

2. Holländer in Pohlen.

Die Kùheren und ihre Berkfùhrer, welche man in Süddeutschland Schweizer und Schweizeren nennet, heißen in Pohlen Holländer, Holländeren, und aus dem nämlichen Grunde. Wie in Deutschland das Kùheren-Wesen zuerst von Schweizern gelehrt und eingerichtet ward, so in Pohlen und selbst im nordwestlichen Deutschland und Preußen von ausgewanderten Holländern und Niederländern, die zum Theil aus eigener Bewegung auswanderten, zum Theil auch verschrieben wurden, um am Ausflusse der Weichsel Dämme und Teiche anzulegen. Diesen Holländern verdankt das jetzige Westpreußen den vortreflichen Reichbau, wodurch am Ausflusse der Weichsel die beyden reichen Werber, der Danziger und der Elbingische gewonnen wurden, in welchen man, ehe sie unter preussischen Zephter kamen, Bauern fand, die mehrere hunderttausend danziger Gulden (zu 22½ kr. Conv. M.) im Vermögen hatten. Eben diese Niederländer, Flämänder, Holländer, deren Andenken in jenen Werbern noch immer fortlebt, verbreiteten auch bessern Ackerbau, und führten zuerst die Kùheren-Wirtschaft ein. Von ihnen haben die Kùhpächteren in Pohlen den Namen Holländeren erhalten, und selbst eine von deutschen Kolonisten angelegte Meierey wird vielfältig Hollenderya genannt. In Ostpreußen und im deutschen Westpreußen heißen diese freye Bauern Kollmer, weil sie unter dem Culmischen Rechte stehen, das ganz deutschen Ursprungs, und nach dem Magdeburgschen, der Stadt Culm auf ihr Ansuchen von der Stadt Magdeburg, zur Zeit, als der deutsche Orden beide Preußen beherrschte, mitgetheilten Rechte, mit wenigen Abänderungen abgefaßt ist.

Herr Rohrer in seinem Versuche über die teutschen Bewohner der Oesterreichischen Monarchie, Wien, 1804, 1 Th. S. 38. weiß nicht, warum in dem damaligen Westgalizien die Deutschen von den Pohlen Holländer genannt werden. Er vermuthet, daß der Name entweder vom Worte Hochländer oder vom Worte Hausländer verdorben sey. Hierüber Aufklärung zu geben ist der Zweck gegenwärtiger Anmerkung.

Der Einfluß ausgewandeter Flämänder auf die Landwirtschaft des Nordens ist unläugbar und in sehr vielen Spuren sichtbar.

Z.

K. S.

3. Niederlande.

1. Betteley.

In unfruchtbaren Gegenden, wo die Bewohner nur nothdürftig der undankbaren Erde ihren täglichen Unterhalt abringen, ist es nicht selten, daß der Reisende auf der Landstraße von einem Schwarm Bettler, besonders von Kindern, verfolgt wird. Aber daß dies auch in den fruchtbarsten Landstrichen, bey Küttich, Brüssel, Ramur u. Mons der Fall ist, wer sollte es glauben? Schaarenweise verfolgen auf den schöngebauten Landstraßen halbnackte Kinder den Reisenden; oft laufen sie eine halbe Stunde lang neben dem Pferde oder Wagen her und lassen dabey keinen Kunstgriff unberührt, ein Almosen zu erhalten. Sie stellen sich auf den Kopf, schlagen Purzelbäume, schneiden Grimassen u. s. w. Ist der Vorüberziehende etwa Offizier, so wird er gleich zum Colonel gemacht und so in einem Athem zum General und Feldmarschall creirt. Fruchtet diese Erhebung noch nicht, so wird er Prinz, ja sogar Mrs. Napoleon genannt. Wer könnte bey solchen Progressen wohl unterlassen, seine milde Hand aufzuthun? Hierbey fällt mir die Art ein, wie man in Frankreich Bettler, denen man nichts geben will, abweist. Man ruft ihnen nämlich zu: *Que Dieu vous bénisse!* Die Entgegnung: *„Que le diable t'emporte!“* ist nicht selten.

2. Großherzogthum Luxemburg.

In dem Großherzogthum Luxemburg, das zum deutschen Bunde gehört, liest man in dem Städtchen Grevenmacher, das nur deutsche Einwohner hat, an einem Hause die Worte: *Maréchaussée Royale*. — In der Stadt Luxemburg wird zwar hie und da französisch gesprochen, indeß wird die deutsche Sprache vorgezogen, die aber dort nichts weniger als wohlklingend ist.

Friedrich Barth.

VIII. 1.

Mathematik und Philosophie.

Kurzgefaßte Erörterung des in der Aufforderung Nr. 68 — 72. 1817 aufgestellten Titels und Inhalts meiner Erfindung einer rein geistig angewandten Mathematik.

Daß dieser Hauptast des ganzen Stammes der Mathematik zwar im Bezug auf seine Entdeckung

und Entwicklung der allerlezte — aber im Bezug auf seine Verhältnisse gegen die übrigen schon von jeher bekannten und bearbeiteten vier Hauptäste desselben Stammes der Mathematik gerade der mittelste oder der eigentlich centrale, zugleich auch in seinen unendlichen Verzweigungen der allerhöchste, somit auch bey seiner größten Wichtigkeit der allerschwierigste sey — kann jeder Mathematiker in dem Augenblicke deutlich einsehen, sobald er darauf aufmerksam gemacht wird: daß es im ganzen Weltall nicht mehr und nicht weniger als folgende fünf Klassen von Größen geben könne, deren jede einen Hauptast der Mathematik bergibt, wovon die ersten drey reine (allgemeingültige und strengnothwendige) und die andern zwey empirische (zufällig = gültige) Hauptäste sind, nämlich:

- | | |
|--------------------------|---|
| 1. Rein = abstrakte | } Größen, und ein eben solcher Hauptast der Mathematik. |
| 2. Rein = extensive | |
| 3. Rein = intensive | |
| 4. Empirisch = extensive | |
| 5. Empirisch = intensive | |

Die zwey ersten und zwey letzteren sind allgemein bekannte Mathematiken; aber rein = intensiv kann keine Todtheit seyn. Denn das Todte oder Unreine lebendige, nämlich das bloß Zufällig = Lebendige läßt sich niemals als Etwas im ganzen Universum Gültiges denken; folglich sind rein = intensive Größen (bey Nr. 3) schlechthin keine andern, als einzig allein diejenigen, vermittelt welcher die Grundbedingungen der reinen Lebendigkeit im ganzen Weltall, das ist, alle möglichen Generationen von successiven Entwicklungen des reingeistigen Seelenlebens im Universum, und seiner reingeistigen Produkte, nämlich der Stammbegriffe und der rein = philosophischen Ideen in Zahl und Maß mathematisch bestimmt werden sollen, und zwar nicht allein subjektiv im Bezug auf das Wissen, sondern auch objektiv im Bezug auf die Gegenstände derselben Ideen; so wie auch beyderseits im Bezug auf ihre wechselseitigen rein = lebendigen Ineinander greifungen zu einer vernünftigen = organischen Einigkeits = Einheit aller Wissenschaften; — welches alles der Verfasser unter dem Ausdruck: Totalgrund, oder Gesamtgrund alles Wissens zusammen befaßt. Also kann die rein = intensive Mathematik schlechthin keine andere seyn, als einzig allein die so eben hier erklärte reingeistig = angewandte. — Da aber schon zum bloßen wahren Eingange in dieselbe ganz besondere Erfindungen von gewissen ganz eigenen Kunstgriffen oder Kunstvortheilen nebst Anwendungen von Lemma-

ten aus allen andern Wissenschaften erfordert werden; so konnte die Bearbeitung dieser rein = intensiven, oder reingeistig = angewandten Mathematik seit Anbeginn der Literatur bis iht nicht anders, als nur wie ein bloßer frommer Wunsch erscheinen, um diese im Centrum der ganzen Mathematik (oben Nr. 3.) von jeher bis iht noch auf eine bedauerungswürdige Weise ganz unausgefüllt gebliebene wesentliche, größte Grund = Lücke des menschlichen Wissens — endlich einmal glücklich auszufüllen; bis es dem Unterzeichneten gelang, ein ganzes System jener Kunstvortheile zu erfinden, ohne welchen schon selbst der Eingang in diesen Central = Ast der Mathematik in der That schlechthin unmöglich wäre.

Diese Erfindung ist der Verfasser iht bereit in folgenden sechs Doktrinen, oder Lehren von ihren Hauptgeschäften, vorzutragen, nämlich:

1. Totalgrundes = Erfindungslehre, (Inventorik.)
2. — — — Zuleihen = Nehmungslehre, (Lemmatifikatorik.)
3. — — — Mappirungslehre, (Mappatorik.)
4. — — — Kontrollirungslehre, (Kontrollifikatorik.)
5. — — — Resultatentelehre, (Resultatorik.)
6. — — — Fortschreitungslehre, (Progressorik.)

Kurze Erklärung jeder derselben.

In der ersten Doktrin entwickelt der unterzeichnete Erfinder jene oben geforderten ganz eigenen Kunstvortheile (Artificia inventoria), durch deren fortgesetzte Anwendung alle nachfolgenden Erfindungen und ganze Reihen von Unter- und Nebenordnungen derselben sich entfalten lassen. In der zweyten Doktrin werden jene Regeln festgesetzt, nach welchen ein intensum purissimum — eine absolute absolute Urlebendigkeit, nämlich die Lehre von einer ursprünglich = vermittelnden Urmuster = Seele — als ein Grund = Lemma aufgesucht, und (aus der christlichen Theologie) zu leihen genommen, sodann zum Heil der Wissenschaften hier unverlezt angewandt werden muß. Die dritte Doktrin erfindet die reflexionell = mathematische Mappa der Entwicklungen der Urlebendigkeit derselben und der Nachahmung aller andern im Weltall möglichen Seelen. Die vierte unternimmt eine totale Kontrollirung, das ist, Gegenprüfung dieses Systems, nicht allein mit sich selbst, sondern auch mit allen andern im Weltall möglichen Wissenschaften. Die fünfte mustert die Haupt- und Nebenresultate, nebst über- und untergeordneten Anwendungen. Die sechste beschließt das ganze System mit gewissen geschichtlich = beurtheilenden Re-

tionen über die ighen und künftigen Mittel zur ewigen Fortschreitung dieses Systems, welches über alle andere philosophischen Systeme seinen unbestreitbaren Vorzug auf ewige Zeiten darin behauptet wird, daß es die Geistigkeit, die Freiheit, die Unsterblichkeit, und die allgemeinen Ineinandergreifungen der Erziehungswirtheft aller im Weltall möglichen, und wirklichen Vernunft-Seelen unter der ewigen Regierung einer dreyeinigen Gottheit — nicht aus bloß diskursiven, sondern aus intuitiven, das ist, reflexionell-mathematischen Gründen — eben darin auf immer unerschütterlich darstellt. So äußerst wichtig sind meine oft benannten fünf Grundtafeln, durch deren totale Controllirung (vermittelt der Controllirungslehre) dieß Alles mathematisch-richtig ausgewiesen wird.

Dr. Joseph R i s l e y.

XI. 15.

K u n s t.

Was ist eine Arie?

Viele und mannigfaltige Forderungen machen wir an eine gute Opera-Arie. Ein Theil will alle Kunst verbannen, und bloß die Empfindung ausgedrückt haben, ein Anderer erkennt nur das für eine Arie, wo ein Künstler oder eine Künstlerin die ganze Kraft, den vollen Umfang ihrer Stimme hören lassen, und die schwersten Kouladen bis zum Athemausbleiben mit Leichtigkeit herab wirbeln.

Interessant dürfte es vielen seyn, darüber den H. Rousseau in seinem musikalischen Wörterbuch zu hören:

„Die Arien unser Opera sind so zu sagen, die Leinwand oder der Grund, auf welchem die nachahmende Musik ihre Gemälde mahlt. Die Melodie ist die Zeichnung, die Harmonie das Farbenspiel. Alle mahlerischen Gegenstände der schönen Natur, alle zurückstrahlenden Empfindungen des menschlichen Herzens, sind die Muster, die der Künstler in der Absicht nachahmt: Aufmerksamkeit, Theilnahme, Ohren-Lust, Herzens-Rührung hervorzubringen.“

„Eine mit Kunst durchdachte und angenehme Arie, eine Arie vom Genie erfunden, und vom Geschmac ausgeführt, ist die Krone der Musik. Hier kann sich eine schöne Stimme entwickeln, und die Pracht einer schönen Symphonie zeigen. Hier kann die Leidenschaft unvermerkt das Herz durch die Sinne rühren. Nach einer schönen Arie ist man vollkommen befriedigt,

das Ohr verlangt nichts mehr; sie bleibt in der Bildungskraft zurück, man prägt sie sich ganz ein, man wiederholt sie nach Willkür. Ohne einer einzigen Note klar bewußt zu seyn, führt sie doch die Phantasie grade so aus, wie man sie im Schauspiel vernahm; man sieht die Szene, den Sänger, das Theater; man hört die Begleitung, die Beyfallsbezeugungen. Ein wahrhafter Musikfreund kann nie die schönen Arien wieder vergessen, die er einst gehört. Er läßt sich die Oper so oft wiederholen, als es ihm einfällt. Die Worte der Arie folgen nicht aufeinander, sie lassen sich nicht so her erzählen, wie jene des Recitativs; obwohl gewöhnlich kurz genug, werden sie doch oft abgebrochen, wiederholt und nach Willkür des Tonkünstlers versetzt: — sie bilden keine Erzählung, die vorüber zieht, sondern sie mahlen, entweder ein Gemälde, welches man aus verschiedenen Gesichtspunkten sehen muß, oder ein Gefühl, in welchem sich das Herz wohl gefällt, von welchem es sich, so zu sagen, nicht losreißen kann, und die verschiedenen Redensarten der Arie sind nur eben so viele Arten das nämliche Bild anzuschauen. Deshalb muß der Gegenstand nur eins seyn! — Durch diese wohlverstandenen Wiederholungen, durch diese verdoppelten Schläge geschleht es, daß ein und derselbe Ausdruck, welcher uns a ganz beynabe nicht ansprach, uns endlich erschüttert, entzückt, über uns selbst erhebt; aus dem nämlichen Grund sind die Kouladen, welche in den pathetischen Arien nicht auf ihrem Platz zu stehen schelnen, es doch oft wirklich. Denn das Herz, gepreßt durch eine sehr lebhaft empfindung, drückt diese oft viel lebhafter durch inattikulirte Töne als durch Worte aus. *)

Wiener Beobachter. N. 60.

*) Hier stehe gleich die 50 Jahre spätere Erklärung eines Deutschen: Arie ist in der Dichtkunst ein kurzes, nach Füßen und Sylben abgemessenes und eine bestimmte Empfindung ausdrückendes Ganzes, bestimmt, in Musik gesetzt und von einem einzigen Sänger gesungen zu werden; und in der Musik ein abgemessenes Wort und von einer einzelnen Stimme vorgelegener Gesang, der den Worten eines Liedes oder eines kleinen hierzu geeigneten lyrischen Gedichtes angepaßt ist. In den Opera steht die Arie dem Recitativ und den mehrstimmigen Gesangstücken entgegen. Die Arie ist, eine kleine Arie, ohne Pomp, die nur aus einem Theile besteht, und einen gemäßigten Grad der Gemüthsbevegung voraussetzt.

S e s p e r u s .

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Beilage Nr. 14. zum 30sten Band.

(Gedruckt im November 1821.)

XI. 15.

S p r a c h e .

Noten zur deutschen Grammatik.

Einleitung.

Die Sprache, die Mittheilung der Gedanken und Gefühle, können wir von drei Hauptseiten betrachten, nämlich: als Darstellung für das Auge,

als Anklang für das Ohr und
als Berührung der Gefühlswerkzeuge.

Die letzte Art Mittheilung — eigentlich bloß besessen, was das Herz angeht — unterliegt den Gesetzen der Natur: bedarf keine Kunstregeln: ein Kuß nach Vorschrift wäre Grimasse; ein Händedruck aus Gewohnheit Lüge.

Die Mittheilung als Anklang fürs Ohr begreift die Reiche der Töne und der Worte in sich: also Musik und Rede, welche die lebendigen Mittel sind zwischen Seele und Seele. Die Mittheilung als Darstellung fürs Auge umfaßt die Malerei und die Rede als Schrift, deren Reich sich, so viel ihm an Lebendigkeit abgeht, in die Dauer der Zeit ausdehnt. Das Reich der Worte, einmal Rede, einmal Schrift, faßt man in den Ausdruck Sprache im engeren Sinn, nämlich eine Sprache, z. B. die deutsche, die böhmische etc. zusammen, behält aber die zweifache Natur davon als Grund einer Haupteinteilung: daher haben wir eine Rede- oder Sprechlehre und eine Schreiblehre.

Eine der Wahrheit zusagende Harmonie zwischen Sprech- und Schreiblehre schaffen, mag die Aufgabe, mag das Verdienst eines Grammatikers sein.

W. II. 3. Hesp. Nr. 14. XXX.

Folgendes wären also die Forderungen, die man an einen vollendeten Sprachlehrer machen könnte: bilde und eine Sprechlehre, deren Teile einfach, Wohlklingend fördernd, und unter einander übereinstimmend, und deren Produkte für die bildliche Darstellung wohl geeignet sind: bilde und eine Schreiblehre, die da zeigt, wahre Kopien der Produkte der erstern zu schaffen.

Einen eigenen Platz sollte in jedem Sprachlehrbuche eine Unterweisung über den Ton einnehmen: nebst andern Vorteilen fände der Deutschlernende in einer solchen Gründe wichtiger Regeln der Schreiblehre.

Der Ton, das Herausheben eines Wortes oder einer Silbe im Anklang fürs Ohr vor andern (Wörtern, Silben), läßt sich in zwei Arten einteilen, nämlich in den Satzton und den Wortton. Ueber den letzteren will ich so viel sagen, als in Bezug auf einige Regeln der Schreiblehre nöthig ist.

Das erste, wichtigste Gesetz des Worttones ist: daß er in einfachen mehrsilbigen Wörtern stets nur auf eine Silbe fallen darf; und zwar in Wörtern deutscher Natur z. B. Sonne, leben, reden; Ehre, Lieber, Lesung, Lesungen, öffentlich, hoffentlich, jugendlich etc. auf die Stammsilbe, welche die erste Silbe im Worte ist.

Unter Wörtern deutscher Natur begreife ich:

stens alle einsilbigen, wie: Mann, Frau, Sohn, geh, steh, schön, gut, bald, heut etc.

stens diejenigen zweisilbigen, in denen die Möglichkeit des Zurückführens auf einsilbige, liegt,*) z.

*) Das ist, die Möglichkeit, die zweite Silbe, von dem ihr angehörenden Selbstlaut angefangen, wegzulassen, ohne den Begriff zu stören oder zu verändern.

B. Sonne, Kirche, leben, reben, gehen, schöne, gute u. selbst die Wörter **Vater, Bruder, Mutter, Tochter, Schwester** und ähnliche gehören hieher: denn es ist nicht zu zweifeln, daß es einmal **Vat, Brud, Mutt, Tocht, u.** geheissen haben mag;

ztes alle jene Wörter, die von Wörtern der eben berührten zwei Klassen hergeleitet sind, z. B. **männlich, Männlichkeit; Fräulein; gehbar, gangbar, Schönheit, Schönheiten; Güte, gütig, Gütigkeit, gültlich; baldige, heufige; — sonnig; lebhaft, Lebhaftigkeit; redlich, Redlichkeit; väterlich, brüderlich** u. selbst **Jugend (von jung) jugendlich, Jugendlichkeit; und Jugend (von taugen, taug) u.**

Anmerkung. Bei der zweiten Klasse von Wörtern d. N. dürfte es welche geben, bei denen das Zurückführen auf einsilbige etwas hart geht: doch sind deren nicht viel, und sie sind leicht als ächt deutsch zu erkennen.

Wörter nicht deutscher Natur sind z. B. **Affection, Professor, Doctor, Acteur; dociren, agiren, spaziren; sold, mobil** u. Ueber den Ton und die füglichste Schreibart dieser sei mir in Zukunft meine Gedanken mitzutheilen erlaubt!

Von zusammengesetzten Wörtern lassen sich zwei Arten unterscheiden: zu der ersten Art gehören diejenigen Wörter, die aus Wörtern, wirklichen Begriffsausdrücken, zusammengesetzt sind, z. B. **Sonnen|licht, sonnen|klar, red|selig, Mutter|pflichten, weg|gehen, ab|gehen, zu|reden, fünf|zehn** u.

Dergleichen Wörter sind in der Zusammensetzung so zu schreiben, wie die Bestandteile, einzeln gebraucht, geschrieben werden: daher habe ich hierüber nichts weiter zu sagen nöthig; zu der zweiten Art gehören solche Wörter, die aus einem Worte oder aus Wörtern und einer Silbe zusammengesetzt sind, z. B. **bes|reden, be|redt, ent|laufen, er|werben, Ge|stalt, Ge|walt, ge|geben, ge|saungen, ver|decken, ver|bünnen, zer|stören, Zer|störung, Zer|störungs|plan** u.

Diese Art zusammengesetzte Wörter, die ich die **uneigentlichen** nennen will, unterscheiden sich von den ersteren dadurch, daß die Silben, die einen Bestandteile derselben, eben darum, weil sie bloße Silben sind, nie den Ton bekommen, daher auch nie im Schreiben ausgezeichnet werden, indem man weder jemal **bee, beh, ehr** noch **err, verr** u. schreibt und zu schreiben hat. — Die Silben **ab** und **un** gehören nicht hieher, weil diese für das Wort nicht, jene für das Wort **weg** steht (über die beiden gelegentlich noch ein Wörtchen) — Aus dem abigen Geheß des Tones, „daß er in ein f. mehrsilb. Wörtern nur auf eine Silbe fallen darf“ läßt sich schließen, daß die Wörter **Heirath, Heimath, Demuth, Armuth, Monath; Bis|thum, Kaiserthum** u. **Wir|thinn, Sklavinn, Fürstinn, Kaiserinn** und dergleichen, die rein einfache Wörter sind, eben so wenig zwei Töne haben dürfen, als andere, und daß dieselben, indem der Zusatz des lautlosen **h**, so wie die Verdoppelung eines Mitlautes nichts weiter als Bezeichnung des Tones ist, nicht so, wie sie da stehen, sondern, da ihr Ton übrigens regelmäßig, wie in andern Wörtern deutscher Natur, auf die erste Silbe fällt, auf folgende Weise zu schreiben sind: **Heirat (heiraten), Heimat (heimatlich) Demut (demütig), Armut, Monat (monatlich); Bis|tum, Kaisertum** u., **W — in, Sklavin, Fürstin, Kaiserin** u. Die niebliche Gedichtform aus 14 Zeilen muß, um das deutsche Bürgerrecht zu gewinnen, entweder **Sonnet** oder **Sonett** geschrieben werden.

Bei dem Mannsnahmen **Johann** fragt sich, ob man dessen erste oder zweite Silbe tonig aussprechen soll; ich meine die erste, so wie bei **Anton, Peter, Wenzel, Felix, Vinzenz** u. und schreibe daher **Johan**, nicht **Johann**. Ein Anders dürfte es sein mit **Johanna**, in welchem Worte so, wie bei den meisten weiblichen Taufnamen als **Eleonora, Wilhelmina, Friederika, Maria** u. der Ton auf der vorletzten Silbe liegt. —

Der Wortton hat folgende charakteristische Gestalten: es folgt nämlich in einer Tonsilbe entweder atens auf einen gedehnten (langen) Selbstlaut ein (d. i. ein einziger) gelinder (kurzer) Mitlaut, oder gar keiner; wie in **Wab, Samen, behnen (benen) kühl (kül), Kohle (Kole), schü; behnst (ben = st.) kühl (kül = t) schönste (schönste); Klee (Kle)** u.

Anmerk. Es ist immer von Stammsilben die Rede: daher dürfen die durch Ableitung zu einer Stammsilbe hinzukommenden Mitlaute, wie bei *dehn-st*, *kühl-st*, *schön-ste*, nicht irre führen: denn diese führen, gelind ausgesprochen, die Dehnung des vorausgehenden Selbstlautes nicht. Ober es folgt

ztes auf einen kurzen Selbstlaut ein scharfer Mitlaut, wie in *bell-en*, *will-kommen*, *stumm-karr*, *Kippe*, *hell*; *kömm-st*, *kömm-t*, *hell-ste* (*komm-st*, *kommt*, *hell-ste*.)

Anmerk. Hier führen die durch Ableitung zur Stammsilbe hinzukommenden Mitlaute so wenig die Schärfe des vorausgehenden Mitlautes, wie oben die Dehnung des Selbstlautes. Ober es folgen

ztes auf zwei mittellange (halblange) Selbstlaute d. i. auf einen Doppellaut, ein halbscharfer oder bisweilen zwei gelinde Mitlaute, oder gar kein Mitlaut, wie in *Eis*, *Haut*; *eins*, *Haupt*; *neu*, *bauen* u. Ober es folgen endlich

4tes auf einen halblangen Selbstlaut zwei, bisweilen mehr halbscharfe Mitlaute, wie in *halb*, *danken*, *finden*; *Fenster*, *Fürst*; *Wirt*, *Wert* (nicht *Wirth*, *Werth*) u.

Aus der Beschreibung der zten und 4ten charakteristischen Gestalt des Tones oder der Tonfilben, wornach in solchen Silben halblange, nicht lange Selbstlaute und halbscharfe, nicht scharfe Mitlaute vorkommen, kann man schließen, daß die Wörter *Mauth*, *Theil*, *theuer*, so wie *Worth*, *Wirth* und dergleichen, geschrieben, wie sie da stehn, ein Fehler sind gegen die Regel, die das lautlose *h*, zum Zeichen der Dehnung, Länge eines Selbstlautes erhoben hat.

Ähnliche Fehler begeht mancher Schlenbrianist, der da schreibt: *Werd*, *Gewallt* u.

Es macht keinen Unterschied, ob auf einen halblangen Selbstlaut zwei einfache oder ein zusammengesetzter Mitlaut folgt. Das deutsche Alphabet hat drei zusammengesetzte Mitlaute, als *st*, *r*, und *z*. *st* ist aus *s* und *t*, wenn es die Stammsilbe schließt, und aus *sch* und *t*, wenn es die Stammsilbe anfängt; *r* aus *g* oder *k* und *s*, *f*; *z* aus *d* oder *t* und *s*, *z* zusammengesetzt: denn Jedermann würde *Fest* wie *Fest*, *Schtern* wie *Stern*; *Helfe* wie *Here*; *tsu* wie *zu*, *Sads*, *Satz* wie *Saz* lesen, ohne die Selbstlaute vor *st* oder, vor *ts* oder, vor *ds*, *ts* oder *z* zu dehnen oder zu schärfen,

welches Beides widrig Klänge. Es kann überdies keinem Beobachter entgehen, daß man die Selbstlaute vor solchen zusammengesetzten Mitlauten, so wie vor zwei einfachen, wirklich weder lang noch kurz, sondern der Natur der Wörter, oder der Natur der Tongestalt gemäß, mittellang ausspricht, und daß demnach dabei jedes Werkmal sowohl der Dehnung als der Kürze des Selbstlautes und sowohl der Gelindheit als der Schärfe des Mitlautes unrichtig angebracht ist: daß also z. B. folgende Wörter: *Reiß*, *Reiße*, *Kreuz*; *sehen*, *Wiß* (*Reißts*, *Beißts*, *Kreuzts*, *sehts*, *Wißts*) u. eben so fehlerhaft geschrieben sind, als es folgende wären: *reinn*, *Baumm*, *Kreidde*; *sehten*, *warrin* u. Indem der Gebrauch des *h* in Tonfilben ein Fehler ist, so läßt sich auf einen um so größeren schließen, wenn man es in tonlosen Silben trifft, z. B. in slawischen Ortsnahmen, als in *Czernowiz*, *Budwiz*, *Seniz* u., welche entweder ganz slawisch: *Cernowic*, *Budwic*, *Senic*, oder so deutsch geschrieben werden sollen, daß sie der nicht slawische Leser richtig lesen kann, also *Budwiz*, *Seniz* und *Tschernowiz* u. Gerade so fehlerhaft schreibt Mancher *Ignaz* statt *Ignaz*. — Wenn man die 4 Gestalten der Tonfilben betrachtet, findet man, daß sich die zwei letzten davon, wie im Anklänge fürs Ohr, so in der Darstellung fürs Auge, d. i. in der Schrift, nicht nur eine von der andern, sondern beide auch von den zwei vorangehenden ganz füglich unterscheiden: daß man hiemit nicht verlegen werden kann, wo Selbstlaute halblang und Mitlaute halbscharf auszusprechen sind, weil dieses durch das vorhandene Verhältniß beiderlei Lautzeichen gegen einander schon angezeigt ist. Sieh *Eis*, *eins*, *neu* und *halb*, *Fenster* u.

Nicht so sähe der Leser die erste Tongestalt von der zweiten unterschieden, wenn da diejenigen Laute, die sich im Sprechen hören lassen, ganz allein hingeschrieben wären, als statt *Sonne* (*die*) und *Sohne* (*dem*) *Sone* und *Sone*: hieraus fließt das Bedürfnis eines Zeichens, das, einer dieser beiden Tongestalten angeschlossen, die andere davon unterscheidet.

Das Bedürfnis eines Unterscheidungszeichens fühlend bewiesen deutsche Grammatiker (oder Kritiker vor den Grammatikern) ihre Thätigkeit; nur gingen sie zu weit, und veranlaßten nur zu viel Regeln, wovon nicht wenige unnötig sind, indem sie keinen Dienst leisten: im Gegenteile die zu bessern Dingen verwendbare Zeit verschlingen, und, dem einzigen Gedächtnisse zusagend, alle edleren Fähigkeiten feindselig niederbrücken.

Die Schärfung eines Mittlautes für den Leser anzudeuten, befehlt die Schreiblehre die Verdoppelung desselben: so hat man z. B. für stellen, wenn es stehen machen heißt, stellen, für Kanne, eine Art Gefäß zu Flüssigkeiten, Kanne zu schreiben. Dieser Vorschrift mag immerhin als Regel gelten: sie ist der Natur der Sache gemäß gebildet: denn durch den zweiten Mittlaut, der ihr zufolge in ein Wort kommt, wird der Nachhall, der die Schärfung des ersten erzeugt, vermehrt.

Diese Verdoppelung eines Mittlautes reicht aber zur Unterscheidung dieser Tongestalt von der ersten schon hin, und die Kollision, die einzige, die es gab, ist gehoben: ganz überflüssig ist also die vielartige Auszeichnung der ersten Gestalt der Konsonanten, jener nämlich, deren Charakter ein langer Selbstlaut, und ein kurzer (gelinder) Mittlaut oder keiner, ist: denn schreib ich stellen, stehen machen mit ll, also stellen, so ist leicht zu enträthseln, daß dieses Wort, mit einem l, also stellen, geschrieben, etwas anders heißt, und anders, als das erstere, auszusprechen ist, zu mal wenn in einer vorausgegangenen Tonlehre gesagt worden (was unter die Grundsätze dieser Lehre gehört) daß, wenn in achtdeutschen Stammwörtern (ausgenommen das bestimmende Geschlechtswort, die einsilbigen Verhältniswörter (praepositiones) und die einsilbigen Empfindungswörter, die in der Regel tonunfähig sind, in der Stammsilbe auf einen einzigen Selbstlaut ein einziger Mittlaut oder kein Mittlaut folgt, der Selbstlaut lang auszusprechen ist, also lang das a in Saal (Saal), Samen (Saamen), Wal (Wahl), Thal (Thal); lang das e in See (See), Meer (Meer), mer (mehr), gehen, sehen etc., lang das i in si (sie) di (die) wenn es das anzeigende oder beziehende Fürwort ist, nicht als Geschlechtswort; in Wige (Wiege), Sig (Sieg); lang das o in Bone (Bohne), boren (bohren), Dr (Dhr) Ror (Rohr) Tor (Thor); lang das u in bulen (buhlen), Fur (Fuhr); lang das ä, ö, ü in wälen (wählen), thöricht (thöricht), führen (führen) etc.; ferner aber auch lang in all jenen von solchen Stammwörtern abgeleiteten Wörtern, wo die Stammsilbe nicht umgewandelt worden, das heißt, wo der sie schließende gelinde Mittlaut nicht, wie es z. B. bei gieng von gehen der Fall ist, in zwei halbscharfe, oder, wie in sott von sieden (sieden), in einen scharfen verändert worden ist: also lang in sigt, sigt, (siegt etc.) wie in sigen (siegen), lang in malt, malt, Gemälde, wie in mälēn, lang in schönste, schönre wie in schöne etc.; hingegen nicht lang in ging, Gang von gehen, nicht lang in stand, gestanden von stehen, nicht lang in sott,

gesotten, nicht lang in schoß, schosset, geschossen, schloß, geschlossen, sproß, gesprossen, goß, gegossen von schißen (schießen) etc. nicht lang in nimm, nimmst, nimmst, genommen von nemen (nehmen), nicht lang in gibst, gib, welche drei Wortgestalten jedoch so, wie nimmst etc. mit mm, mit bb also gibbst, gibbt, gibb zu schreiben sind, weil sonst die Schreibart für des Selbstlautes Dehnung spricht, wie denn auch die ähnlichen Wortgestalten: stilst (stiehst), stilt (stiehl) u. stil (stiehl) von stelen (stehlen) wirklich gelehnt ausgesprochen werden. Eben so ist das Wörtchen ab, weil man das a desselben kurz ausspricht, eigentlich mit bb also abb zu schreiben: es sei denn, daß man den elenden Satz „es gebe keine Regel ohne Ausnahme“ bewähren, und demnach bei der Schreibart gibst etc. und ab bleiben wollte.

Allen Gesagten zufolge ist also die vielartige Auszeichnung der ersten Gestalt der Konsonanten ganz überflüssig, und demnach alle Regeln, die ich eben vor Gericht führen werde, unnötig, ja mehr als unnötig, da sie, was jeder streng urteilende Denker zugeben wird, gleichsam Waffen mit sich führen, die sie dem Gedächtnisse aufdringen, das damit seine edleren Geschwister grausam niedermorden soll. Dergleichen Regeln wären denn: folgende Wörter schreibt man mit a a; folgende Wörter schreibt man mit e e; folgende Wörter schreibt man mit o o; ferner: wenn das i lang ausgesprochen wird, schreibt man ie; in folgenden Fällen wird die Länge des i durch den Zusatz der Buchstaben e und h bezeichnet; in dem Geschlechtsworte die und dem Empfindungsworte nie wird sogar ein kurzes i mit ie geschrieben; in folgenden Fällen wird im Gegentheil das lange i gar nicht ausgezeichnet; ferner: steht vor einem der Buchstaben l, m, n, r, t, oder auch nach dem t ein langer Selbstlaut, so setzt man dem l, m, n, r, ein h vor, dem t ein h nach; davon sind ausgenommen die Wörter Blume etc. etc. auch das Wörtchen un: ungenossen etc.

O welche Menge Regeln! welche Menge Wörter! Nun gibt es aber überdies viel der Wörter, die ein Schriftsteller so, ein anderer anders geschrieben hat: ein Chaos von Verworrenheiten! —

Wer das Gesagte gewürdigt, und meinen redlichen Wunsch ins redliche Herz aufgenommen hat, wird die in den angeschlossenen Gedichtchen herausgehobnen Wörter nicht unrichtig geschrieben, nicht unverständlich finden.

Der Frühling.

Eine Uebersetzung aus des tschisch = slawischen
Sängers Tablic (Tabliz) Poesien.

Das Eis zerrinnt,
Dem Meer zuströmend;
Di Erd' erbebt;
Di Ströme rauschen;
Es brüllt di Herde,
Daß wi d erhalt der Hain.
In Freude
Verwandelt di Natur
Zr Trauerkleid:
So singet!
Und tanzet!
Zr rosenwangigen Mädchen!
Im Sonnenstrahl
Und Zephyrs Wehen
Ergrünt der Wald;
Di Nacht wird kürzer:
Es glänzt am Himmel
Der goldne Morgenpurpur.
Si h! frische Blümchen
Ergözen rings um
Der Kinder Auge;
Es sät der Landmann,
Und Libe singt
Di Nachtigal:
Zur Feier (kein y!)
Des Frühlings
Inß Freie hinaus!
Genossen werde,
So lang si wärt,
Des Lenzes schöne Zeit!

Aber wohin, Freund'! jezt mit einem
Lidchen vom Frühling?
D in reiner Brust blühet wol ewiger
Lenz.

Reminiscenz an Johanne R.
Sonett.

Mir hab ich eine Blume auser Loren,
Wi si in Gottes Garten grünend stand,
Ein Dorngewebe schön di Knosp' umwand:
Si war so rein und unschuldvoll geboren:
Bewar' die Blume Unschuld heil'ge Horen,
Bat ich, um Eurer Reinheit Schwesterband!
Und libend pslog di Knospe diße Hand;

Doch ach! des Herzens Reinheit ist verloren!
Di Knosp' erschloß sich, Freiheit zu erstreben:
Mit wonnetrunkenem Blick sah ich di Rose;
Doch si h! wi Schmetterlinge si umschweben:
Si balt mit jedem: mein — vergißt di Lese:
Si schont nicht meine Libe, nicht mein Leben:
Ich kann — si auch vergessen, diße Rose.

Der Buchstabe y gehört nicht in die Reihe deut-
scher Lautzeichen: er ist in ächtdeutschen Wörtern
(Wörtern deutscher Natur) überall entbehrlich: und
die Regel: „Wenn auf den Laut i ein e folgt oder
folgen kann, wie in freie, freier; zwei, drei
ic., dann in den Wörtern bei, beide, den Zeitwör-
tern meinen, seyn, und andern Wörtern, endlich in
der Endsilbe mehrsilbiger Wörter ei: ist der Laut i
durch ein y zu schreiben, also: freye, zwey,
bey, ich meene, es kann seyn ic.“ Diese Regel
ist, weil sie, ohne Vorteile zu gewähren, die Verneer-
vermehr, ganz verwerflich: daher thut ganz
wohl, wer da schreibt frei, Freiheit, Feier,
Feierlichkeit, Allerlei ic.

Wenn Jemand zu besorgen hätte, daß man in
seiner Schrift das Zeitwort sein für das Für-
wort sein nehmen könnte: der mache zwischen das
i und n ein Apostroph, wodurch die Zusammenziehung
des Wortes aus seien (welches in der verbindenden
Art wirklich noch gebräuchlich ist, und in der unbe-
stimmten Art gebräuchlich gewesen sein mag) angebeu-
tet werden wird. Am Schlusse der Lautzeichen
dürfte man bloß das y unter den, in Namen, und
in Wörtern, die als Kunstausdrücke aus fremden Spra-
chen in die Deutsche übergangen sind, vorkommenden,
fremden Buchstaben anführen, damit der Lernende nur
dieselben Laut kennen lerne. Wer solche Namen und
Kunstausdrücke, worin ein y oder sonst ein dem deut-
schen Alphabet fremder Buchstabe vorkommen muß,
schreiben will, der wird so einen Buchstaben nicht mit
einem andern verwechseln, wenn ihm auch die Schreib-
lehre nicht gesagt hat: Folgende Wörter schreibt man
mit y, y h ic. denn Wörter, deren sich Jemand im
Schreiben bedient, wird oder soll er genau kennen.

Den 17ten Oktober 1817.

Pet. Johan Solter,
Kassirer in der k. k. priv. Saffiner
Kattunfabrik.

Geschichte und Biographie.

1. Todtenregister über die im Jahre 1819 verstorbenen Gelehrten.

Erstes Vierteljahr.

1.

Monat Jänner.

Den 5. Jänner 1819 starb der als Dichter und Geschichtschreiber rühmlichst bekannte fürstlich Lübeckische Justizrath von Salew im 67sten Jahre zu Eutin.

Den 12. Jänner starb zu Leipzig Frau Benedikte Raubert, eine schreiblustige deutsche Schriftstellerin. Unter ihren Romanen, beynabe ein halbhundert Bände, waren die gelesesten: Hermann von Unna, Walther von Montbarry, Werner von Wernburg, Thella von Thurn, Hatto von Mainz, Barbara Blomberg, Konradin von Schwaben etc.

Den 13. Jänner starb zu Sommerstown unweit London der unter dem Namen Peter Pindar berühmte satyrische Dichter Dr. John Walcot, im 81sten Lebensjahre.

Den 14. Jänner starb der durch seine Ausgabe der species plantarum und anderer botanischen Werke bekannte Direktor des botanischen Gartens zu Zürich Dr. Joh. Jak. Römer im 56sten Jahre seines Alters.

Den 14. Jänner starb zu Benuche in Hildesheimischen Chrif. Gottl. Bröder, Superintendent daselbst, 75 Jahre alt, bekannt durch seine lateinische Sprachlehre.

Den 17. Jänner starb der durch mehrere Jugendschriften bekannte Professor zu Lübeck, Friedrich Herermann, 44 Jahre alt.

Den 19. Jänner starb zu Agram in Kroatien der Eriesuit Dombherr Dr. Joseph von Dom in, ehemals Professor der Physik zu Pest, geboren zu Agram den 27. Jänner 1754 Verfasser einiger physikalischen Schriften.

Den 28. Jänner starb zu Sonderhausen Joh. Karl Wezel, 72 Jahre alt. Nach mancherley Reisen in Deutschland, England, Frankreich, war er einige Zeit Theaterdichter in Wien, genoss in einem vorzüglichsten Grade die Gnade Kaiser Joseph des zweyten, verfiel in Leipzig in eine unglückliche Geisteskrankheit, und lebte seit 1786 unheilbar in menschlicher Einsamkeit. Die gelehrte Welt schätzte in seiner Blüthenzeit an ihm einen vielseitig gebildeten Geist, und nannte seinen Namen allgemein mit Achtung. Hätte nicht die traurige Geisteszerrüttung

seinen Genius gefesselt, so verehrten wir in ihm vielleicht den Schöpfer einer neuen Philosophie, und unsere Literatur wäre gewiß durch manches Erzeugniß seines genialen Geistes bereichert worden. Der Versuch über den Menschen (damals 37 Jahre alt) war sein letztes Werk. Unter seinen 23 gedruckten Werken in 42 Bänden sind Romane, Schauspiele, Gedichte, Aufsätze über Erziehung etc.

Den 29. Jänner starb zu Augsburg der Professor am dasigen Gymnasium G. Heinrich Kayser, geboren 5ten März 1778, Verfasser mehrerer historischer und statistischen Werke.

2.

Monat Februar.

Den 4. Februar starb zu Zürich der berühmte Humanist, Chorherr und Professor Johann Jakob Pottinger im 69. Jahre seines Alters.

Den 27. Februar starb zu Jena der als statistischer und historischer Schriftsteller rühmlichst bekannte herzoglich braunschweigisch-lüneburgische Hofrath August Ferdinand Lueder, 57 Jahre alt.

3.

Monat März.

Den 10. März starb zu München der Nestor der deutschen Philosophie, Friedrich Heinrich Jacobi im 77sten Lebensjahre. Er war nur kurze Zeit krank, und litt an einem Rothlaufe auf der Brust, der sich in den Kopf setzte, und ihm zuletzt das Bewußtseyn raubte.

Den 17. März starb der durch seine Schicksale nicht minder, als durch seine philologischen Schriften, berühmte Dr. Philipp Abr. Jakob Penzel, welcher, nachdem er Privat-Dozent in Halle, dann gemeiner Soldat in Königsberg, hierauf Professor und Bibliothekar in Krakau, nachher Hofmeister in Schlessien, französischer Sprachmeister in Teschen, dann deutscher Sprachlehrer zu Triest, dann Professor am Gymnasium zu Laybach, dann Informator in Deutschland gewesen, von dem protestantischen Glaubensbekenntniß zur katholischen Kirche übergetreten war, und nachher sich wieder zu dem ersten öffentlich bekannte, zuletzt als Lektor der englischen Sprache eine bleibende Stätte in Jena gefunden hatte, wo er seinen Dio Cassius zu vollenden, seinen Strabo von neuem zu bearbeiten, und mit einer deutschen Ausgabe des Horaz, nach der unlängst erschienenen Probe, seine literarische Laufbahn zu schließen gedachte. Er war ein Mann voll der ausgebreitetsten Kenntniß vieler, vorzüglich auch der slavischen Sprachen und lieferte, außer allerley Schriften, viele Aufsätze in Zeitschriften und Literatur-Bei-

tungen. Seinen Leichnam hatte er bey seiner Geburtsstagsfeier, am 17ten November v. J., durch ein von ihm selbst überreichtes Testament dem Jena'schen anatomischen Theater, seine Bücher- und Chartensammlung unter gewissen Bedingungen, der dasigen Universitäts-Bibliothek, seine Kleidungsstücke dem dortigen Frauenverein, und seine Schulden Sr. k. H. dem Großherzog vermacht; und obgleich dieses Vermächtniß, weil eine Bedingung desselben nicht erfüllt werden konnte, von ihm zurückgenommen wurde: so bleibt es doch ein sprechendes Zeugniß von der Denkart dieses merkwürdigen Mannes.

Den 23. März der Staatsrath August v. Kobzeue (57 Jahre alt) in Manheim durch Mordmord. Als Kobzeue's literarischer Nachlaß haben sich folgende Manuscripte gefunden: 1. Almanach dramatischer Spiele für d. J. 1820. 2. neue Schauspiele, 23. Band. 3. Geschichte des deutschen Reichs, 2ter Band. 4. Switengail, ein Beitrag zur Geschichte von Lithauen, Rußland, Pohlen und Preußen. Der Buchhändler Kummer in Leipzig hat diesen literarischen Nachlaß zum Drucke übernommen. Es ist merkwürdig, daß er als dramatischer Schriftsteller damit seine Laufbahn endigte, womit er sie anfang. Sein erstes Schauspiel war nämlich: „Menschenhaß und Reue“, und sein letztes ganz vollendetes war wieder: „Menschenhaß und Reue“ ganz verändert und umgearbeitet. —

Den 26. März starb zu Pest der königl. Rath, emeritirter Professor des ungarischen Privatrechts, Dr. Emerich von Kelcmen, 75 Jahre alt, Verfasser der Institutionum juris ungar. privati (ed. 2. 1818).*)

(Fortsetzung folgt.)

*) Ich bin dem Herrn Verf. eben so sehr für die glückliche Idee verbunden, die ihm diesen Artikel als einen neuen, stehenden, interessanten und nützlichen für Hesperus gründen ließ, als für die Mühe, womit er angefangen sich der Ausführung zu unterziehen.

Darf ich etwas wünschen, so wäre es: 1. Ande-
kennung der Rubrik auf alle merkwürdige Menschen. Auch hat der Verf. wohl mehr einen Nekrolog der Schriftsteller im Sinn gehabt, als eigentlicher Gelehrten, welches wenigstens Benedikt Naubert nicht war.

2. Daß an diesen Faden des Verf. sich von Kennern noch ungedruckte Aufschlüsse, Anekdoten, Zusätze, Berichtigungen ic. anreihen möchten.

D. S.

V. 8.

2.

Zu welchen Mitteln weibliche Jugend doch ihre Zuflucht nehmen muß, um sich vor männlicher Noth zu schützen!

Chagan, König der Awaren, fiel im Jahre 594, in das Land des friaulschen Herzogs Sisulph. Letzterer vereinigte seine Kräfte, muthig dem Verwüster seines Landes entgegenziehend. Allein der Verfechter der gerechtesten Sache ward geschlagen, und blieb mit der Seinigen auf dem Plage. Hierauf rückte der wüthende Sieger gegen die Hauptstadt des Landes, Forum Julii, in welcher die nachgelassene Wittve des Herzogs, Romilda, nebst ihren beyden Töchtern sich befand. Allein die Einwohner der Stadt, so wie die starken Mauern derselben, machten dem Feinde den Sieg so schwer, daß er sich entschloß, unverrichteter Sache wieder abzuziehen. Chagan war ein sehr schöner Mann. Sein Heer ordnend, stand er im nahen Lager, als Romilda, von einem hohen Thurm herab, mit Wohlgefallen und lüfterner Begierde, den Helden in seiner jugendlichen Kraft erblickte. Ihre Wünsche auf seinen Besitz gerichtet, regten sich so mächtig, daß sie Abgeordnete an den König sandte, die ihm die Uebergabe der Stadt versprechen mußten, wenn er sich mit ihr vermählen wolle. Chagan nahm mit beyden Händen dies Anerbieten an, und zog nun, ohne Widerstand, in die eröffneten Thore. Aber ein Mann ohne Treu und Glauben, wüthete er nun in der Stadt, als ob er durch Sturm sie eingenommen hätte. Er ließ die Einwohner erschlagen, ließ Brandfackeln allenthalben hinwerfen, und die Weiber und Jungfrauen des Orts auf das schändlichste mißhandeln. Mit der Herzogin Romilda vermählte er sich zwar, aber übergab sie, nach vollzogenem Belager, seinen Leuten, und ließ sie darauf, geschändet und verunglimpft, auf eine martervolle Weise hinrichten.

Die beyden Töchter der Herzogin retteten ihre Jugend durch eine sonderbare List. Sie verbargen nämlich unter ihren Achseln und unter ihren Brüsten Fleisch, welches schon in Verwesung übergegangen, rund um sie her einen äußerst widerlichen Geruch verbreitete. Die Barbaren, welche sich ihnen naheten, wurden dadurch zurückgeschreckt, indem sie glaubten, daß ein solcher Gestank seinen Grund in der Beschaffenheit ihres Körpers hätte, und so blieben beyde durch ihre List glücklich verschont.

Aber wenn nur noch in unsern Tagen, in erobernten Städten, das arme Weib zarter und schonender behandelt worden wäre! Welche Greuelthaten haben sich nicht die Franzosen in dieser Rücksicht in Lübeck, überhaupt in Deutschland, — in

Spanien, in Rußland, vorzüglich in Westfalen zu Schmelzen kommen lassen!

Eduard Stern.

VIII. 21.

Naturkunde.

1. Kurze mineralogische Notizen.

Analogie des Diamants und Bernsteins.

Brewster fand kleine Lufttheilchen in beiden Substanzen, deren Expansiv-Kraft den Theilen, welche mit der Luft in unmittelbarer Berührung stehen, einen polarisirenden Bau ertheilt. Dieser Bau zeigt sich durch vier Sektoren des polarisirten Lichts, welche ein Luftkugeln umgeben, und kann durch Kunst sowohl im Glase als in gelatinösen Massen hervorgebracht werden, wenn eine drückende Kraft sich in Kreisen von einem Punkte aus fortsetzt. Es ist offenbar, daß eine solche Wirkung nicht von irgend einer Art von Krystallisation entstehen kann, und wenn diese Behauptung irgend eines Beweises bedürfte, so würde es hinreichend seyn zu sagen, (bemerkte Brewster) daß ich in mehr denn zwey hundert Mineralien, die ich untersuchte, nie die geringste Spur davon gefunden habe, auch nicht in irgend einem der künstlichen Salze, die aus wässerigen Auflösungen sich krystallisiren. Diese Wirkung kann also nur aus der Expansivkraft der in dem Diamant und Bernsteine eingeschlossenen Luft hervorgehen, während beyde noch in einem so weichen Zustande sich befinden, daß sie von einer geringen Kraft zusammengedrückt werden konnten. Daß dieser einer Zusammendrückung fähige Zustand des Diamants nicht durch Hitze erzeugt werden konnte, ist aus der Natur und aus der neuern Bildung des Bodens, in welchem er gefunden wird, offenbar (manifest)*; daß er nicht in einer Masse vorhanden seyn konnte, die aus dem Wasser sich niederschlug, ist noch mehr einleuchtend; und daher werden wir, aller übrigen Analogie nach, zu dem wahrscheinlichen Schlusse geleitet, daß der Diamant wie der Bernstein vielleicht

*) Offenbar? Kann nicht ein unaltes Steinchen sich in eine neuere Bildung verlieren?

A. d. Uebers.

durch Verdichtung eines Pflanzenstoffes entsteht, welcher nach und nach durch Einwirkung der Zeit und der langsamen Thätigkeit der Körperkräfte eine krystallinische Form erhält." Diese polarisirende Struktur wurde an starken regelmäßig krystallisirten Demanten, und auch an einem vollkommen oktaedrischen Demante gefunden.

(Edinb. Phil. Journ. und daraus im Polyt. Journ. IV. 3. 1821.)

VIII. 26.

2. Kleine zoologische Notizen.

Mehrere Seidenraupen.

Nicht bloß die bekannte Goldene Raupen, gibt Seide. Auch die Raupe, 1. von *Phalaena Kaphia* (*Atacus* Linn. *Bombyx Mylitta* Fab.) die sich in Bengalen (dort Tusseh genannt) von den Blättern des *Rhamnus Jujuba* und der *Terminalia alata*, *glabra* Roxb. ernährt. Ihre Puppenhülle liefert zwar eine grobe, aber sehr dauerhafte, dunkelfarbige Seide, die von jeher in Indien zu Zeugen verarbeitet ward und auch in Amerika und Süd-Europa (in unserm Staate?) mit Vortheil gezeuget werden könnte. 2. von *Phal. Cynthia*. Sie scheint nur in den Distrikten von Dinagapore und Kuttapore des innern Bengalen vorzukommen, wo sie sich vom Wunderbaum (*Ricinus communis*) der auch bei uns fortkommt, ernährt. Die Seide ist so fein, daß sie nicht abgewickelt, sondern nur wie Baumwolle gesponnen werden kann. Der daraus gewebte Zeug hat, ungeachtet seines lockern Ansehens, eine unglaubliche Dauerhaftigkeit. (Abbildungen und genauere Beschreibungen in den Transactions of the Linnean Society of London. Vol. VII. III.)

Der Gegenstand scheint die Aufmerksamkeit unserer Regierung zu verdienen.

Der Itis.

Itisen sind besonders im Winter seine liebste Nahrung, die er mit größter Mühe zu bekommen sucht. Der Wasser-Itis ist wahrscheinlich nichts anders, als ein junger halbjähriger Itis, der natürlich viel kleiner ist und seine Nahrung mehr am Wasser sucht. — Die Itisse (meistens die jungen unter 1 Jahr alten) machen zuweilen Fährten, wie der Marder, nämlich, 2 und 2 neben einander und führen dadurch den Jäger oft irre. Um sie zu fangen, macht man an Wassergräben kleine Querbänne und läßt in der Mitte eine Oeffnung, durch welche sie gerade auf die Falle zugehen müssen.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl Andrè.

Beilage Nr. 15. des 20ten Bandes.

(Gedruckt im November 1821.)

D i s s e r t a t i o n.

XIV. 20.

1.

Der Tod des Gerechten.

Der Abend war schön und erquickend. Das Gewitter hatte sich verzogen, nur über dem fernen Fichtenwalde hing noch schwarzes Gewölk, aus dem zuweilen ein helles Wetterleuchten hervorbrach. Da sprach Lykon, der achtzigjährige Greis, zu seinen Kindern Milo und Theone: „Kinder, laßt mit mich hinaus ins Freie, daß ich mich noch ein Mal kühle an der schönen Gottesnatur! Führt mich zur Rasenbank an meiner Leusippe, eurer Mütter Grab, daß ich mit die Stelle ansehe, wo ich bald ruhen werde.“

Mühsam hob sich der schwankende Greis von seinem Sitze, Milo unterstützte seinen rechten, Theone seinen linken Arm; auch nahmen diese ein weiches Fell mit, um es auszubreiten auf dem Rasen, damit die Nässe dem Vater nicht schade. Aber die Rede des Greises hatte ein schmerzliches Gefühl in der Jungfrau erweckt, und brennende Thränen fielen aus den schönen blauen Augen auf des Vaters Aermel; jedoch dieser, sinnend und gebückt, gewahrte das nicht.

Behutsam ließen die Kinder den Vater nieder auf die Rasenbank an Leusippes Grabe. Lächelnd betrachtete Lykon das mit Blumen bespitzte Grab und sagte: „Wah, ihr Lieben, legt Ihr auch mich auf dieser schönen Stelle zur Ruhe.“ — Da er Thränen in den Augen seiner Kinder gewahrte, so sprach er mit trübenden Worten: „Weine nicht, Milo; weine nicht, meine Theone! Ich bin alt und lebensmüde und lege mich gern schlafen. Der Herr hat mir viel des Guten erwiesen auf meiner irdischen Laufbahn, mehr, als ich je verdiene habe! Er gab mir ein braves Weib, die Hoffnung und Würze meines Lebens; er schenkte mir fromme Kinder, die Stützen meines hinfälligen Alters! Auch ist der Tod nicht schrecklich. Wenn das Grab auch schattig und finstern ist, hinter seiner Nacht glänzt ein sonniger Morgen, so wie dort aus dem schwarzen Gewölk der leuchtende Strahl des Himmels bricht!“

Bewegt sanken die Kinder an die Brust des Vaters, stellten ihn von beiden Seiten umschlungen und schrien, wie aus einem Munde: „Gnade uns, mein Vater!“

Beilage 1. Desperus N. 15. XXX.

Da legte Lykon mit freudigem Ernst und betäubtem Gesichte seine Hände auf seiner Lieben Häupter, sie segnend: „Der Herr, der ewige Gott, der das Gute belohnet, wie das Böse bestraft, der sey mit Euch auf Euren Wegen und lehre Euch, sie unsträflich wandern, und segne Euch, wie Ihr es verdient habt um mich!“

Eine lange Stille trat ein. Die Kinder wagten nicht, sie zu unterbrechen; es schien ihnen, als umschwebe sie ein Geist im Säuseln der Blätter, im Wehen der Luft. Als er zuckten die Blitze auf über dem Walde. Endlich richteten sich Milo und Theone auf, und den starren Körper Lykons hielten sie in ihren Armen; die Seele war mit dem Regen seiner Kinder ausgezogen aus dem gebrechlichen Gebäude in die himmlische Wohnung. Weinend trügen Milo und Theone den Entsetzten in die Hütte.

Die Nachricht vom Lykons Tode aber erfüllte die ganze Nachbarschaft mit Trauer und Wehmuth, denn ein Jeder hatte ihn geliebt und verehrt, wie einen Vater. Zahlreich fanden die Trauerleute sich ein bei der Beerdigung, und Jeder pflanzte für den Hingeschiedenen betend eine Blume auf das Grab, das bald in bunten Farben prangte, wie Leusippes nachbarliche Ruhestelle.

Der Vatersegen wurde sichtbar an Milo und Theone. Ein junger, frommer Mann führte diese als Gattin in sein Erbthum, und auch Milo wurde bald beglückt durch treue Liebe. Täglich besuchten die Kinder die befreundeten Gräber und sprachen mit wehmüthiger Freude von ihren hingegangenen Eltern. Unverwundet blieb der Regen bei ihnen, denn sie waren fromm und gut.

Friedrich Barth.

2.

Sängers Verlangen und Schmerz.

Ich trachte nicht nach Prunk und Schän,
Dem regen Herzen sind sie Stein,
Es mögen Andre sich ergetzen
An ihrer Pracht, an ihrem Schein!
Ich will nicht Fürstengunst und Erben,
Was sonst den Häufen nach sich zieht!

Und ist schon Manches mir geborden;
Ich geb's für ein gelungnes Lied!

Wenn dort ein frommes, leises Wähnen
Des Dulders matten Sinn belebt;
Wenn da die Unschuld unter Thränen
Das Angesicht zum Himmel hebt;
Dann möge' ich in die Saiten schlagen
Mit starker, seelenvoller Gluth
Und, trostesvoll, den Treuen sagen:
Der Gott im Himmel ist so gut!

Der Jugend Hobeit möge' ich preisen,
Sie stärken für des Lebens Streit;
Den Zweifelnden zum Glauben weisen,
Den Schwachen zur Beharrlichkeit!
Ach! eitel und vergeblich Klingen!
Es faßt mich oft mit stillem Haem!
Es mögen Andre Großes singen,
Mein Wort ist klanglos nur und arm!

Friedrich Barth.

XIV. 16.

Des Erlösers letzte Worte.

Für Musikbegleitung: von Arthur vom Nordstern.

Oratorium *) zur Aufführung am Charfreitage 1821 in
der Kreuzkirche zu Dresden.

Musik von Friedrich Uber, Cantor und Musikdirektor an
besagter Kirche.

(Vergleichen No. 19. des XXIX. Bandes.)

Erster Theil.

I. Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!
Luc. XXIII. 34.

Recitativ.

Hoher, bittender Ton! stille das wilde Geschrei!
Was begannst ihr! Euch war er zur Rettung erschienen!
— Aber umsonst! — Sie stürmen wüthend herbei!
Läst'ung im Munde, Spott in den Mienen!
Liebend und segnend ging er unter ihnen;
Wohlthun war sein Beruf, für die Wahrheit gewann
er alle Folgegeschlechter.
Doch ihn verkannte sein Volk! Es ruft des Ewigen Nam
über sich selbst und über die Söhne und Töchter!

Gesang.

Des Erlösers Stimme spricht:
„Was sie thun, sie wissen's nicht!
Darum, Vater, sep's vergeben!“

*) Bei der Seltenheit guter Oratorien — ein wahrhaftes Muster.

Der Herausgeber.

Aber wir, die seinem Licht,
seines Beispiels Unterrichts
seinen Worten widerstreben —
wie bestehen wir im Gericht?

Chor.

Wie bestehen wir im Gericht?

II. Wahrlich, ich sage dir: Heute noch wirst du bei mir
im Paradies seyn. Luc. XXIII. 43.

Drei Stimmen.

Erste Stimme.

Der Liebe Wort — o Wort des schönen Hoffen!
Es tönt für uns — für uns zugleich.

Zweite Stimme.

„Gedenke mein, gelangst du in dein Reich!“

Dritte Stimme.

Das Paradies — für uns auch ist es offen!

Drei Stimmen.

Der Liebe Wort — o Wort des schönen Hoffen!
Es tönt, ihr Glaubenden, für euch.

Choral.

Das ist je gewißlich wahr: Sterben wir mit, so
werden wir mit leben; dulden wir, so werden wir mit
herrschen; verläugnen wir, so wird er uns auch verläugnen.
II. Tim. II. 12.

Weib! siehe, das ist dein Sohn!
Siehe, das ist deine Mutter!

Joh. XIX 26.

Gesang.

Ihr, zu der höchsten Beglückung erköhren,
ach! wie jetzt Schwerter das Herz ihr durchköhren!
Wurde das Wort aus des Scheidenden Munde
Balsam der Wunde!

Den er lieb hatte, den Sanften, den Hohen,
welcher nie weicht, als Gefahren ihm drohen,
konnt' er ein schönes Vermächtniß ihm geben?
Höher ihn heben?

Recitativ.

Und von der Stunde nahm
sie der Jünger zu sich, er, für bewährte
Freundschaft göttlich belohnt! — So thellen sie beide den
Gram
herber Trennung; so glänzen sie Weid' als Verklärte
Nationen ohne Zahl
in der Glorie Strahl.
Maria! Urbild höchster Würd' und Weisheit!
Johannes! Urbild höchster Freundestreue!

IV. Mein Gott! Mein Gott! warum hast du mich verlassen? Matth. XXVII. 46.

Zwei Stimmen.

Erste Stimme.

Wange, grauenvolle Stunde!
Ebdilich blutet jede Wunde!
Ach! der Kelch darf seinem Munde
nicht vorübergehn!

Zweite Stimme.

Frei sich selbst zum Opfer bringend,
mit dem Gelübde des Lebens ringend,
doch den höchsten Schmerz bezwingend,
tut sein leises Stohn!

Erste Stimme.

Welcher mehr, als Herzen fassen,
dauert, standhaft und gelassen,

Beide.

Wollest, wenn wir einst erblassen,
uns zur Seite stehn!

Recitativ.

Ja! Gottes starker Held! o steh' uns Schwachen bei!
Den Trauernden, den Leidenden, den Kranken,
den Sterbenden, daß sie, in Liebe treu,
stark in der Hoffnung nimmer wanken!

Chord.

So uns unser Herz verdammt, Gott ist größer als unser Herz. 2. Brief Joh. III. 20.

Zweiter Theil.

V. Mich dürstet.

Recitativ.

Vollbracht war Alles und die Schrift erfüllt.
Er weilt es, naht den Pforten des Jenseits.
Ach! das Leiden diesseits trifft ihn schwer!
Er heischt mit leisen Worten Erquickung,
und ein Krieger trinkt mit bitterem Essigtrank der römischen Cohorten
Ihn, der den Labequell den Sterblichen geschenkt.

Gesang.

Eine Quelle ward gegraben
von des Patriarchen Hand;
dürstend naht der Herr und fand
neue Stärkung, süßes Laben
an des Jacobbrunnen Rand;
und von dort aus strömt der Gaben
Fülle, auf ein dürstend Land.

Doch wird, wer in reichen Fügen
dort den heißen Durst gestillt,
wieder dürsten. Höher gilt
Wasser, das zu vollem Gießens
jenen Lebensbrunnen füllt,
„welcher“ ohne zu versiegen,
„in das ew'ge Leben quillt.“

Ev. Joh. IV. 5. 6. 13. 14.

VI. Es ist vollbracht.

Ein hohes Wort; Johannes faßt es auf! **Ev. XIX. 30.**
Ein tröstend Wort voll Lebensinneth!
Es endet kraftvoll eines Daseyns Lauf,
das wunderbar und einzig hier begonnen;
Er kehrt zum Vater, denn ihm ward die Macht,
daß er das Leben lasse,
daß er das Leben wieder fasse;
sein Mittlerwerk — es ist vollbracht.

Vier Stimmen.

Es ist vollbracht!

Erste Stimme.

Singt ihm, groß noch im Vollenben!

Zweite Stimme.

Ausgelaufen ist die Bahn!

Dritte Stimme.

Ueber alle Sonnenwenden
führt zum Vater sie hinan!

Vierte Stimme.

Dieser Stunden Segenspenden
soll die Nachwelt noch empfahn.

Vier Stimmen.

Betet an!

VII. Vater! ich befehle meinen Geist in deine Hände!
Luc. XXIII. 46.

Recitativ.

Bebendes Lied,
schweig auch du, wo der Seraf zu schauen
nicht wagt! Die Pulse stocken. Ihn umnachtet der Folge
Zeit Grauen.
„Und er neigte das Haupt und verschied.“

Ev. Joh. XIX. 30.

Chor.

In dichte Finsterniß
birgt sich der Sonne Licht.
Der Erde Welle bricht!
Des Tempels Vorhang riß!
Hört ihr? Der Fels zersprang!

Erht ihr? Aus Erääern steigt
grausend und wunderbar
dort eine Lodbenschaar!
Selbst die Natur bezeugt,
Da wo der Frevler schweigt,
das Gottes Sohn er war!
Bringt ihm im Festgefäng
Opfer der Ehrsucht dar!

Vier Stimmen.

Schluß bekannren Kirchengesanges:
O du Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt!

Chor.

Erbarme dich über uns!

Vier Stimmen.

O du Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt!

Chor.

Verleth uns steten Frieden!

Vier Stimmen.

Herr! Herr!

Chor.

Erhöre uns

Vier Stimmen.

Ewiget!

Chor.

Erbarme dich!

Vier Stimmen.

Herr! Herr!

Chor.

Erbarme dich!

Vier Stimmen.

Ewiget!

Chor.

Erbarme dich unser. Amen.

XIV. 4.

Der Anblick der Natur.

Mutter, nur dein Anblick
Hauchet Lustempfindung
Meiner Seele ein.
Wenn die Rose duftet,
Wenn der Zephyr säufelt,
Freu' ich mich, Natur, ob deiner Pracht.

Räumen, lieblich duftend,
Amaranthenkranz
Schmücken dich, Natur.
Lannennacht und Eichen
Die die Arme schlingen,
Deine Tempelhallen sind's, Natur!

Wie die Lüden rauschen,
Wie die Quellen Aspeln,
Wie die Feder prängt,
Seh' ich dich, o Mutter!
In dem Feyerkleide,
Spendend Gaben uns aus, sanft und mild.

Steige zu den Höhen,
Säule laut, o Lerche,
Feyre die Natur!
Denn nur sie erhaltet,
Denn nur sie ernähret,
Dich, o Lerch', mit ihren Gaben hoch.

Gold'ne Saaten befragst du,
Gold'nen Segen spendend
Mild der Landmann dir.
Deine milde Güte
Kleidet schön die Ähre.
Kleidet dich, o Ros', in Purpur schön.

Wenn der Donner krächet,
Wenn der Nordwind drauset,
Bist du schön, Natur.
Wenn die Weiden rauschen,
Wenn die Wette säufeln,
Stehst du schön, Natur, in deiner Pracht.

Wenn der sanfte Frühling
Rosenduft verathmet,
Wenn die Nachtigall
Ihr elegisch Lied singt,
Und das Echo lautet;
Beu'ft du mir, Natur, ein Tempe dar.

Wenn die Morgenröthe
Sendet ihre Strahlen
Der erwachten Flur;
Wenn die hohe Eiche
Zu den Wolken raget,
Zeigst du mir, Natur, des Schöpfers Macht.

Schön ist an des Himmels
Neuem Kurdome,
Wenn die Sonne strahlt,
Wenn sie ihre Strahlen
Sanfterwärmend ausströmt.
Schöpfer, deine Güte bet' ich an!

R. 2-4.

An die Nachtigall.

Dein Silberthn
 Entzückt das Ohr,
 Wenn du dich wiegst auf Nesten,
 Wenn schwärmerisch
 Die Klage tönt
 Von deiner Zauberkleh;
 Wenn Echo lauscht,
 Der Westwind rauscht,
 Die Weiden lieblich kispeln;
 Wenn sanft der Bach
 Melodisch rauscht,
 Und dir zu Weisfall murwelt.
 Dann stimmest du,
 O Nachtigall,
 Mein Herz zu tiefer Trauer.
 Ein süßer Schmerz
 Durchbebt mein Herz
 Wenn tönen Klagen.
 Wenn abendlich
 Der Himmel glüht
 In Azur und im Golde,
 Wenn die Natur
 Ein nasser Thau
 Erquickt und das Weischen
 Im Busche blüht,
 Und süßen Duft
 Verhauchet in die Lüfte,
 Dann winket mir
 Die Eiche dort
 Und rauschet mir entgegen.
 Der Nachtigall
 Elegisch Lieb
 rüht auf ihrem Gipfel,
 Du Nachtigall,
 Du seperst dann
 Den stillen hehren Abend.
 Du heiterst mir
 Das Leben auf,
 Wenn mich des Sicksals Härte
 Dornieder schlägt,
 Die ganze Welt
 Vergess' ich, wenn du stötest.
 Doch mußt du kinst,
 O Nachtigall,
 Zum finstern Orkus nieder;
 Dann wird mein Aug,
 O Sängerin,
 Die manche Thränen weihen.
 Im Myrthenhain,
 Im grünen Busch,
 Auf Lilien und Rosen,

Werb' ich dir barm
 Ein Grabmahl weihen,
 Und Blumen darauf pflanzen.
 Die Trauerweid
 Umrauscht das Grab
 Mit lieblichem Geispsel.
 Ich werde dann
 Im Abendlicht
 Bei deinem Grabe weinen
 Und Rosen dir
 Und Trauerlaub
 Auf deinem Grabe streuen.

R. X-1.

Anmerkung. Will sich denn Niemand zu dem gu-
 ten Werke verstehen, an den Mängeln mancher hier mitge-
 theilten Dichtungen die Kritik der Anfänger zu üben und
 dem Talent weiter zu helfen? Dieß war ja der erste Zweck
 der Dichterschule.

Der Herausgeber.

XIV. 5.

Wanderers Morgenlied. *)

Die Dämmerung lebet aufgemach
 Ins Reich der Schatten wieder,
 Und freudig sinkt der gold'ne Tag
 Vom Wolkensaum hernieder,
 Es rauscht der West das Thal entlang,
 Und drin erkönt mit frohem Klang
 Mein Lustgesang.
 O heil'ger Geist, du Herr mein Gott,
 Erfüllst die ganze Erde,
 Daß sie trotz aller Qual und Noth
 Doch froh und glücklich werde.
 Dein Flügel rauschet durch den Hain
 Und stimmet in die Jubel ein,
 Die wir dir weihn.
 Du bist in deiner Güte groß,
 Bist groß in jedem Dinge,
 Dort öffnest du der Erde Schooß,
 Daß ihr der Quell entspringe,
 Und stürzest ihn von Fels und Wall,
 Mit Sonnenglanz und Donnerschall
 Hinab ins Thal.
 Hier bauest du des Berges Thron
 In die bebäumte Aue,
 Damit der Erde nied'rer Sohn,

*) Entstand im 16. Lebensjahre des Verfassers, als
 er ganz verwaiset in die Welt trat, um sein Glück zu suchen.

Sein Reich vom Hohen schaue,
 Daß, wenn ihn Stolz und Dank durchfließt,
 Er sich aus allen Sorgen reißt,
 Sein Schicksal preißt.

O heil'ger Geist, o Herr mein Heil,
 Daß ich mich täglich freue,
 Wie groß ist meiner Güter Theil,
 Wie groß ist deine Treue,
 Und jeder Morgen bringt das Glück,
 Wie deiner Sonne Segensblick,
 Von dir zurück.

Swar find' ich niemals mein Gefühl
 Befreit von Harm und Schmerz,
 Auch hab ich nicht so mächtig viel,
 Mein Reichthum ist mein Herz.
 Doch dessen bin ich in der Brust
 Voll heißer Lieb und stolzer Lust
 Mir ganz bewußt.

Ist meine Bahn auch dornenvoll,
 Was muß ich mich auch winden,
 Und muß ich selbst zuweilen wohl
 Der Menschen Druck empfinden,
 „Ach, denk ich dann recht stolz und kühn,
 Du willst dich mit dem Volk nicht müß'n
 Und weiter zieh'n!“

Dann greif' ich in der Leier Gold,
 Die du mir, Gott, verliehen,
 Und meine Leier ist mir hold
 Und läßt sich gern bemühen.
 Da sing ich denn so froh und fest
 „Es bleibt die Lust, es bleibt der Mal
 Uns immer treu!“

Und wenn ich zu der Leier Gott
 Dein Lob, o Vater, übe,
 Dann werd ich allen Menschen hold,
 Denn Gott ist ja die Liebe.
 Wie fröhlich schiede ich da gleich,
 Ihr Menschen, in des Vaters Reich,
 Wie gern für euch!

Nun treuer Gott, mein Schirm, mein Heil,
 Setz ich den Strecken weiter,
 Laß mir an deiner Liebe Theil
 Und sey mein Schutz und Leiter.
 Erhalte mit dem Liebesdrang
 Zu meinen Brüdern lebenslang,
 Und den Gesang!

Eugénio.

XIV. 6.

Muth im Unglück.

Es war noch nie des Schicksals Weise,
 Wie lange es auch schon regiert,
 Daß es auf seiner Lebensreise
 Dem Menschen Blumenpfade sühnt;
 Ihm nahen tausend trübe Sorgen,
 Mit tausend Zweifeln kämpft das Herz,
 Und oft schon an des Lebens Morgen
 Blickt er mit Thränen himmelwärts.

Ach, in des Busens stillen Räumen
 Bewegt der Schmerz sich auf und ab;
 Die Sehnsucht lebt in seinen Träumen
 Und gierig lauscht das off'ne Grab.
 Die Treue flüchtet vor den Flammen;
 Die in der Zwietracht Augen glüh'n,
 Der Liebe Tempel stürzt zusammen,
 Und alle Hoffnungen verblüh'n.

Wie? soll der arme Mensch nicht sagen,
 Wenn ihn des Wechfels Strauch umrauscht,
 Und seinen Wünschen, seinen Klagen
 Nicht eine gute Seele lauscht?
 Was soll sein Glaube noch erfassen,
 Wenn auch die Liebe von ihm flieht,
 Wenn seine Treuen ihn verlassen,
 Und ihn kein Arm mehr an sich zieht?

Dann blutet zweifach jede Wunde,
 Die Hoffnung sinkt, der Muth wird klein,
 Ein Gott im liebevollen Bunde,
 Ein Slave ist der Mensch allein.
 Und weinend schau't er in die Ferne
 Und sehneid blickt er in das Grab;
 Der Hoffnungslose stirbt so gerne,
 Starb erst sein Herz der Freude ab.

Doch stehe fest und ohne Wanken
 Im Sturm des zürnenden Geschicks,
 Betritt mit stillem Ernst die Schranken
 Des thatenvollen Augenblicks:
 Dich treffen seine scharfen Pfeile,
 Du fühlst den namenlosen Schmerz,
 Doch sicher steht des Glaubens Säule,
 Und ohne Wandel schlägt dein Herz.

Bewahre nun die reinen Triebe
 Und deines Herzens schöne Gut,
 Verharre fest in deiner Liebe
 Und wandellos in deinem Muth;
 Dann mag die Welle dich verschlingen,
 Noch einmal strebst du kühn hervor,
 Und hebst mit starken Geisterschwingen
 In's Reich der Liebe dich empor.

Eugénio.

Augustinus Todeskampf.

L e g e n d e.

Festes Göttervertrauen, heil'ger Glaube,
Nicht das Leben, wenn es heiter lächelt,
Nicht das Leben, wenn es finster zürnet,
Kann dich prüfen, deinen Werth bewähren —
Gerne glaubt, wenn heitres Leben blühet,
Willig trägt, wer bes're Tage hoffet! —

Aber an der schwarzen Grabespforte,
Wo der Stütertand der Welt zerflattert —
Bunten Abendwölkchen gleich, die langsam
Vor der nahen dunklen Nacht zerfließen:
Da bewähre dich, o heiliger Glaube,
Du des Frommen Stolz und seine Stärke!

Augustinus lag, der fromme, greise,
Heil'ge Bischof, auf dem Sterbelager —
Um ihn knieten weinend seine Jünger,
Ihrer Kirche felsenfeste Stützen! —
Horchten schweigend auf des Meisters Lehren,
Die den bleichen Lippen mass' entquollen;
Und wenn er vor Schwäche schwielt, so batert
Sie ihn stehend: „Söhne, theurer Vater,
Gönne dir doch Ruhe, daß die Gnade
Des Allmächtigen dich heilen möge!“ —

„Ich muß sterben — sprach mit hohler Stimme
Der ehrwürd'ge Greis — täuscht euch nimmer!
Ausgebrannt hat meine Kraft, vertrocknet
Ist das Mark — so laßt mein morsch Gebeine,
Was es einst gewesen — Staub und Asche —
Wieder werden! Gönnt der milden Seele
ried' im Schooß' der Gnade, die uns schuf,
In uns wirket, wenn wir Gutes üben,
Und in die zurück rote Aste fließen!“ —

Also sprechend, sank er matt zurücke
Auf das Sterbelager, schloß die Augen,
Gleich als wolle' er schnell hinüber schlummern.
Aber schau! der schlimmsten Teufel einer,
Der den Heil'gen schon als Kind verfolget,
Der gereizt zum Uebermaß' den Knaben
Bel der Tafel Freuden, der den Jüngling
Mit der Wollust Honig schlau zeködert,
Der den Mann, da er, das Fleisch ertödtend,
Der Philosophie sich hingeeben,
Mit des Wissens hohler Ruß geäffet,
Mit des Zweifels Wirbelsturm erschüttert,
Er, der Teufel schlimmster einer, lauschte
An des Heil'gen Sterbesfüß; ihn wurmt' es,
Daß, den er zum Opfer sich erlesen,
Mit des Glaubens heiserkämpften Frieden,
Mit dem Hochgefühl großer Thaten,

Mit den Segnungen der frommen Geister,
Sollte wandeln zu dem Vater. — Knirschend,
Rief das Teufeln: „Bist noch nicht gerettet,
Frommer Graukopf! — Sieh, wie du entfliehst,
Wenn ich dich bei dem Gedanken fasse,
Den du hegst!“ — Er wußt' ihn, denn die Teufel
Schau'n in's Menschenherz; es war ein Zweifel
An dem ew'gen Gott aus seiner Jugend. —

Plötzlich fühlte Augustinus Seele
Aus der Freunde schmerzgefülltem Kreise,
Aus dem heißen, bangen Sterbelager
Sich in einer Höhle Geau'n versetzen —
Ringsum Nacht an den Felsenwänden,
Oben Nacht am schwarzen Felsgerölbe,
Unten Nacht auf schlamm'gem Robergcunbe.
Kärglich nur für schnelle Augenblicke
Hellete der Blitze bläulich Funken,
Doch kein Mondes- und kein Sternenglänzen,
Dieser Höhle Nacht. „Du Gott der Güte —
Seuffzet Augustin — bist du es Ew'ger,
Der mir Sonn' und Mond und Stern entzogen,
Daß der Blitz dem treuen Kinde leuchte!“ —

Horch! da hallen aus der weiten Ferne
Hehre Orgelkläng', ein Volk voll Andacht
Liegt auf seinen Knien und mischet, feiernd,
Seiner Opferteder sanftes Loben
In den Orgelklang. Im Auge Thränen,
Seuffzet Augustin: So viel der Guten
Liegen fromm im Staub und blicken stehend
Zu dem Vater, daß er Gnade sende.
Kann der Vater seine Kinder täuschen?“ —

Horch! da bröhet fernes Donnerkrachen
Mit der Glocken bangem Wetterleuchten,
Mit des Sturmwind's schauerlichem Heulen,
Mit des Meeres Wuthgebrüll, so schäumend-
Wild der Ufer Felsenrippen geißelt, —
Mit Erdbbens Stoß, der dreimal schütternd
Durch das Mark der müden Erde schmettert
In des Heil'gen Ohr — und näher wüthet's,
Ohr und Geist zertrümmernd — Alles rauschet,
Blitz und tobt und heult und brüllt und donnert,
Und des Erdballs Fest' erschwanke — der schwache
Heil'ge Mann sinkt matt zu Boden nieder.

Da mit Donnerkrachen trifft der Blitzkraft
An's Geviß, und mächtig niederschmettert's —
Aufgerissen steht die dunkle Höhle.

Ach! der Himmel glimmt in falbem Lichte;
Wie vom Widerschein gesprengter Hölle,
Sonder Sonne, sonder Mond und Sterne,
Und die Erde — o wie's herzerreißend! —
Wälder dampfen — Fluren, sonst voll Segen,
Steh'n verwüstet — Hütten stürzen — Städte

Leuchten fern ins Land mit grauem Brande.
Menschenkrüppel winder, blutend, winnend,
Sich im Stand' und Schutt'; und tolle Hunde,
Sie zerfleischen heulend ihre Stieber. —
Nur der Tempel Gottes steht, und schwächer
Bwar, doch noch vernehmbar, tönt der Menge
Seyend Halkelja durch den Gräuel.

Aber plötzlich brüht's dreidoppelt stärker:
Durch der Erde Mark — Die Feste schwanke! —
Schau! die Kuppel stürzt mit Donnerkrachen
Nebem Schutt' geborst'ner Mauern nieder.
Rechend heult im letzten Todeskampfe,
Liebegraben unter Tempeltrümmern,
Die erschlagne Schoar der frommen Christen.
„Du mein Gott, wo bist du? — ruft der Heil'ge
Thranend aus, — wo bist du?“ — hebt die Hände
Zu dem Ew'gen auf. Da rauschet schaurig
Aus dem Tempelschutt' der Bösen Schkumflur,
Vor der Hölle Scheußlichsten umringet,
Eatan, und von seinem Throne herrisch
Blickt er, voll Vergnügen ob dem Gräuel,
Stolz umher und spricht zum Heil'gen ginsend:
„Endlich ist der Tag der Rache kommen,
Der Verzweiflung Tag für Erdenkühne.
Wisset: was ihr seit der Zeiten Anfang
Wam Allqu'gen wähnt, ist eitel Traumbild,
So durch mich entstand. Ich schuf mir Menschen,
Das des Zweifels und der Hoffnung Schlangen
Sie benagen, — daß der Tag der Wahrheit
Schrecklich dann das grause Räthsel löse.
Wen'ge lieb' ich, lasse gern die Treuen
Mir zur Seite sitzen, jene Edlen,
Die der Mensch der Menschheit Abschaum nennt.
Solche lieb' ich auch, die lang' im Leben
Meinem Reiche widerstrebt, doch endlich
Frei vom Himmel sich zur Hölle wandten. —
Zweifeltst du, mich hörte ja der Ew'ge,
Wenn er lebt' und ließ' mich nicht lästern.“ —

Also brüllt' er. Augustinus wandte
Schauernd sich von ihm und rief zum Himmel:
„Vater, keh' mir bei!“ — Der Himmel schweig.
„Hat des Ew'gen Gnade mich verlassen —
Sprach er fest — so will ich Menschen stärke,
Die nicht Wahn, der Hölle entgegen stellen!“
Und er rannte mit geballten Fäustern
Auf den Eatan los, den Pfuhl nicht achtend,
Der, vorthölichend, zwischen ihnen gähnte. —

„Vater, laß' euch,“ — eine sanfte Stimme
Flehend zu ihm spricht, und als er aufschaut,
Zählt er in des liebsten Jüngers Armen

Sich, in seiner trauten Freundin Mitte.
„Bin ich hier? hat mich mein Gott errettet?
Creußt er froh — o ja, ich hab's erwartet,
Daß der Ew'ge nicht sein Kind verlasse. —
Niet, Kinder, daß ich All' euch sage.
Denn ich darf es, da der ew'ge Vater
Hat durch solchen Traum sein Kind geadet.“

Sieh! da steht das Leuflein schamerfüllt,
Und voll Grimm, daß, was der Hölle entstammt,
Für des Himmels Werk der Greis gehalten.
Aber, als das helle Glitzlein tönte,
Und manch Lockenhaupt, manch Silberkettel
Still sich neigte, — und der heil'ge Bischof
Seine dürrn Hände fromm gefaltet
Und des Segens mildes Wort gesprochen,
Schaut' er himmelan, und steh! gehoben
War für ihn des Himmels schwere Decke,
Und des Himmels Thor geöffnet. Estrahlend
Sah den Vater er, den Sohn zur Rechten,
Und des Himmels weiße Friedenstaube
Leber ihn an, und der Heil'gen Schaaeren,
Der erlösten Seelen Myriaden
Um sie stehn — und als er stammelt, dankend,
Worte stammeln wollt, und nimmer fand,
Und ihn sel'ges Lächeln nur die Wonne
Einer Seele sprach, entfloß die Seele.

Und die Jünger glaubten noch, er lebte,
Leb' und lächle, weil er seine Lieben,
Seine treuen Freunde segnen durfte.

Edward v. Wadenfeld.

XIV. 2.

Epigramme.

Lob nach dem Tode.

Hier liegt Harpagens verblichne Hülle.
Wer sagt nun noch, daß jeder Erbe lacht?
Hier stehet ja der Thränen reichste Fülle;
Horch! laut erkönt es durch die Ede Stille;
Gerechter Gott! er hat uns — nichts vermacht.

F. v. Wallis.

Der Autor.

A. Nun, machte gestern wohl mein Trauerspiel viel Glück?
B. Ja, Alle sagten laut, es sey' ein traurig Stück!

F. v. Wallis.

H E S S E R U S.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André,

Beilage Nr. 16 zum 30sten Band.

(Gedruckt im Dezember 1821.)

V. 9.

Geschichte und Biographie.

1. Geists-Biographie.

Herr Tobias Anton Seits wurde am 12ten September 1772 in der Innstadt bei Passau geboren. Er erhielt den grammatischen Unterricht in der Klosterschule zu Aldersbach bey Wilshofen im Jahre 1786, studirte sodann Humaniora und die Philosophie in seiner Vaterstadt, und die Theologie in Linz, wo er im Jahre 1796 zum Priester geweiht, nacheinander als Mitselsofger bey den österröichischen Pfarren zu Münzkirchen, Waizenkirchen, Carlinsbach und endlich in den Jahren 1804 und 1805 selbst in der Hauptstadt Linz in der Mathiasvorstadt-pfarre angestellt ward, wo er sich so viele Verdienste durch seine Predigten und übrigen Amtsverrichtungen erwarb, daß er noch im Jahre 1805, den 1sten Dezember auf die Pfarrepositur Windorf bei Frankenthal im Hausruck- und Innviertel Oesterreich ob der Ens befördert wurde. Im Jahre 1818 wurde er Pfarrer zu Oberhofen bei Mondsee.

Von seinen vorgelegten geistlichen Behrden ward ihm ununterbrochen Beifall, den er durch unverdroffene Amtstreue, untadelhaften Wandel, soliden Charakter, und einen besonders rühmlichen Eifer für den Schulunterricht sich erwarb. Seine litterarische Thätigkeit beurkunden folgende Werke:

1. Im Jahre 1800 Bibliothek für Geistliche auf dem Lande. Linz bey Trattner 1 Band, der für sich ein Ganzes ausmacht.
 2. Im Jahre 1801 von ihm und Wischofer die Euterpe, die Muse geselliger Lieder. 1tes Heft, oder Lieder fürs Clavier. Bei Trattner und Fink in Linz.
 3. Im Jahre 1806 sieben Fastenreden, worin einige Hauptursachen der jetzigen Sittenlosigkeit dargestellt werden. Linz und Leipzig bey Curich.
- Beil. 2. Hesp. No. 16. XXX.

4. Im Jahre 1807 bey Curich in Linz: Auserlesene Gedanken aus den heiligen Urkunden sowohl des alten als neuen Bundes, womit Seelsorger bei thren Amtsbefuchen die Kranken trösten und den Sterbenden zusprechen können, nebst einem tröstlichen Gemälde für Kranke und Sterbende. — Auch für Krankenwärter und alle jene brauchbar, die Vergnügen am Krankenbette finden.

5. Im oberdeutschen Volksfreund und im Linzer Bürgerblatt sind mehrere Aufsätze von ihm.

6. 1812 erschienen von ihm Katholische Kirchenlieder.

Folgende Schriften kenne ich von ihm, im Manuscripte, wovon mehrere indessen vielleicht schon im Druck erschienen seyn mögen.

1. Geschichte des ältesten und mittleren Oesterreichs. 2 Theile.
2. Neue geschichtliche Topographie von Oesterreich, nach den gegenwärtig darin bestehenden 24 Dekanaten, mit einer jeden Hälfte beygelegten Dekanatskarte, in eben so vielen Heften. Hievon war das obere Mühlviertel, welches 2 Dekanate enthält, bereits bey Curich in Linz unter der Presse.
3. Salosagathie Oesterreichs oder Gallerie edler Menschenfreunde sowohl im Inn- als Auslande, besonders aber Oesterreichs Menschenfreunden gewidmet.
4. Rhapodien aus meinem Leben.
5. Die Geister meiner Bibliothek. 2 Theile. Ein Seitenstück zu Ehrmanns Buch der Erfahr.
6. Anfangsgründe für Botaniker.
7. Technologische Bemühung der bekannten deutschen Bäume für Holzarbeiter.
8. Des berühmten Weiland P. Maurus von Lambach im oberösterreichischen Volkstone geschriebene Poesien und Lieder mit Musik.
9. Predigten auf alle Sonntage des Kirchenjahrs.

10. Predigten auf alle Festtage des Jahr's sammt einigen Gelegenheitspreden.
11. Frühlehren auf alle Sonn- und Festtage.
12. Geistliches Gebetbuch für Bauerleute.
13. Rhapodien über allgemeine und besondere Aufklärung in Deutschland vom Jahre 1801 bis 1807.
14. Neue Bibliothek für Geistliche. 1ster Band macht für sich ein Ganzes, kaum aber auch als 2ter Band der Bibliothek, die 1800 in Einz erschien, betrachtet werden.
15. Ein zweiter Theil zum Nith. Liederbuch.
16. Die europäische Flora, von der Pesperus schon Kunde gab.
17. Verbrannte im letzten großen Brande zu Einz dessen Manuscript Triumph des Galvanismus. — 182, beynabe immer glücklich von ihm unternommene galvanische Kuren verdienen besondere Aufmerksamkeit.
18. Gebetbuch für den christlichen Bürgerstand.
19. Titaneyen zum Gebrauche für die Nachmittagsstunden.

Auch entdeckte Seits jenseits der Donau bey P. u das Titanium.

Hieraus erhellt schon, welch' ein vielseitig gebildeter Mann Pfarrer Seits sey. Die Anerkennung seines literarischen Verdienstes veranlaßte die allgemeine kameraristisch-ökonomische Societät zu Erlangen ihn im Jahre 1813 zum Mitgliede aufzunehmen.

Seine Schriften sind in mehreren öffentlichen Blättern auf das Beste rezensirt worden, und wünschenswerth ist, daß sich für seine Manuscripte recht bald tüchtige Verleger finden möchten.

Prag den 5ten März 1821.

Dpiz.

2.

Geschichte der Stadt Gitschin und der um sie zunächst liegenden Güter, im Schwedenkriege vom Jahre 1631 bis 1648. Verfaßt von Franz Mönch-Wasch, Sekretär des k. k. Schulendistrikts- und bischöflichen Vikariatsamts im Gitschiner Bezirke, der k. k. Mährisch-schlesischen gelehrten Gesellschaft Mitglied und Pfarrer in Kopidlno.

Ausim dicere: nullum tota Bohemia, Moravia ac Silesia Collegium esse *) , quod toties hostili metu et adventu dissipatum, quod tam frequentibus fugis et exiliis exercitum, quod hostium furori expositum magis, denique quod toties sit expilatum. — — —

Balбини Manuscriptum Giczinense.

*) De Giczinensi loquitur. —

Es giebt, sagt das hier angeführte lateinische Motto, in ganz Böhmen, Mähren und Schlesien kein Collegium, das feindliche Einfälle so oft erschüttert, und Furcht und Flucht vor ihnen so oft ganz verdröbet, keines, das der Wuth feindlicher Krieger mehr ausgesetzt gewesen, und von diesen öfter geplündert worden wäre, — als das Jesuitencollegium zu Gitschin. — Diese Behauptung Balbins gilt aber auch von der Stadt, von dem gleichnamigen herrschaftlichen Gebiete, und von den zunächst umliegenden Säkern, wober wir vorzüglich auf die gräflich Schlitischen Herrschaften Gitschinowes, Altenburg und Kopidlno hinweisen. Diese und einige benachbarte drückte im Schwedenkriege ein viel härteres Loos, als viele andre Gegenden Böhmens.

Ihr Gebiet zieht sich an dem schönen böhmischen Mittelgebirge hin, nur einige Meilen von den Gränzen Schlesiens und der Baußig entfernt. So oft also im dreißigjährigen Kriege die feindlichen Schwärme der Schweden und Sachsen über diese Gränzen nach Böhmen einbrachen, verkehrten sie meistens auch diese Gegend, und ließen an den armen Bewohnern ihre Wuth aus. Sie lockte hieher der fruchtbare Boden, der das Gitschiner Thal so sehr auszeichnet; ihre Raubsucht reizte der damalige Wohlstand der Stadt, und der Sitz der Jesuiten in derselben, die, wie bekannt, von den Schweden tödlich gehaßt wurden. Als Vorpiel der folgenden, blutigen Auftritte konnte der gefährliche Bauernaufstand (1628) bey Poczyna, dem kaiserlichen Feldherrn Tereza gehdrig, gelten, der sich wie ein Sturm über das Gitschiner Gebiet bis Friedland fortwälzte. Kurfürst Albert von Friedland, damals im Besitze Gitschins und der meisten umliegenden Herrschaften, brach von jener Stadt wider die Empörer auf, nachdem er zuvor Truppen aus Schlesien herbeigerufen, und stellte mit Hülfe der Spanischen Anführer Don Ensis und Don Martin Paradisus in kurzer Zeit wieder Ruhe und Ordnung im Lande her. *)

Noch nur auf kurze Zeit! 1630 brach der Krieg mit Schweden aus, und nachdem der Anführer der Sächsischen Truppen Johann von Arnheim, die kais. Feldherrn Don Baltasar von Maradas und Johann Graf von Sicz bey Rymburg geschlagen, und sich hierauf der Städte Podiebrad, Kolin, Rutenberg, Königgrätz, und des ganzen Strich Landes bis nach Mähren hin bemächtigt hatte, stand auch Gitschin in Gefahr, von den Feinden überumpelt zu werden, die bereits von Kolin und Königgrätz aus in die umliegende Gegend häufige Streifzüge machten. — So überfielen häufig sächsische Reiter das

*) Balбини Manuscriptum Giczinense pag. 103. —

Südböhen Kopidlno, von Gitschin nur dreystunden entfernt; raubten es so wie die dortige Kirche aus, und nahmen alle Waissengelber, die sie bey dem Kopidlnker Wirthschafftswante vpranden, mit. *) In Gitschin ward sogleich die dort studirende Jugend entlassen; die Pabsthaft der Jesuiten nach Olmütz gebracht, wohin sich diese Ordensgeistlichen selbst verfügten. Auch der Fürst Waldstein verließ die Stadt, seinen Lieblingsaufenthalt, und befahl die Befahrung seines Archivs. Doch ward sie von den raubsüchtigen Sachsen, die weiter gegen Südböhen bis an die mährischen Gränzen freisten, nicht heimgesucht und 1632 gewann Alles ein andres Ansehen.

Der heldenmüthige Friedländer jagte den Feind 1632 über die Gränzen, die geflüchteten Einwohner lehrten zurück. Das ganze Jahr ward in Ruhe verlebt. Liefere Besorgniß erregte aber halb ein anderes Ereigniß; es zeigte sich in dem Orte Labaun auf der Herrschaft Miliczowes, damals den Gitschiner Jesuiten pflichtig, die Pest, die in kurzer Zeit 42 Personen wegraffte. Diese Seuche wüthete damals, sagt Balbin, in ganz Böhmen, so, daß selbst die hohe Schule in Prag geschlossen werden mußte. **) Während man in Gitschin alle Vorkehrungen traf, sich davor zu schützen, traf die Nachricht von des Friedländers, ihres Gebieters, tragischem Tode, in Eger (1634) ein. Diesem Fürsten gehörten nebst Gitschin und den gegenwärtig schlesischen Herrschaften Kopidlno, Altenburg und Giczinowes, auch Großskal, Münchengrätz, Swigan etc. etc., wo überall gleich nach seinem Tode, italienische Cohorten erschienen, Ordnung zu erhalten und einen Aufstand der Untertanen zu verhüten.

Nach seinem Tode übernahm den Oberbefehl über dessen Heer des Kaisers Sohn Ferdinand der III. Dieser führte es nach Baiern, und ließ nur einen kleinen Haufen zur Deckung Böhmens zurück. Dieß benutzten die Schweden und Sachsen, und fielen aus der Lausitz, wo sie bereits Dausen und andere Städte eingenommen hatten, abermal in unser Land ein. Ein feindlicher Schwarm unter der Anführung Friedrichs, des Herzogs von Altenburg, ergoß sich über das Gitschiner Gebiet, und so begannen hier die Leiden des Kriegs wieder von neuem. ***) — Der Friede, den

*) „3 Armady kurfirsta Castého 50 konj do Městka w páb včinklo; plundrowati též městko y kostel, a co bylo sprotčij peněz za Kaufadem, městko pobrali.“ — Kopidlner Stadtarhiv.

**) Id malum commune tum universae Bohemiae fuit ut idcirco scholia clausis Pragensis Academia moereret. — Manus. Giczin. pag. 144. —

***) Pelzels Geschichte der Böhmen. Seite 785. —

Ferdinand nach der für die Schweden so unglücklichen Schlacht bey Örblingen mit den beiden Churfürsten von Sachsen und Brandenburg und anderen protestantischen Fürsten abschloß, brachte zwar unserm Lande in den Jahren 1636 und 37 wieder einige Ruhe: aber 1638 überschwemmten die Schweden abermal Gitschin und die umliegenden Gegenden. Die Schreckens- und Leidenzeit dauerte bis 1640. Erzherzog Leopold hatte die Feinde aus Königgrätz vertrieben und sie über Gitschin hinaus bis an die Gränzen Böhmens gedrängt. Er nahm sein Hauptquartier in dieser Stadt, wo er über 14 Tage verweilte. Was für tiefe Wunden des Feindes Anwesenheit unserer Gegend geschlagen, läßt sich daraus ermessen, daß man im J. 1640 Menschen vor den Pflug spannen mußte, wenn man die Felder anbauen wollte. Alles Vieh war dem Landmanne weggeführt worden. Hungersnoth trat ein.**) Bitter klagt der damalige Jesuiten- Rector Michael Tomassi über das Elend, worin Gitschin und ihr Collegium geschmachet; sein Vorgänger hinterließ ihm zur Unterhaltung seines Convents nicht mehr als 17 Kreuzer in der Kasse. Um diese Zeit verjagten häufige Einfälle der schwedischen Obersten Richwald und Stalhans viele Honorationen. Sie flüchten nach Jungbunzlau, und als auch diese Stadt in seiner Gewalt fiel, nach Rymburg an der Elbe und zuletzt nach Puttenberg; die Jesuiten begaben sich aber auf das feste Schloß Welisch von Gitschin nur eine halbe Stunde südlich entfernt, von den Schweden mehrmals aber vergeblich belagert.

Eines der brüderlichsten Jahre im ganzen Schwedenkriege war für unsere Bewohner das Jahr 1643. Gerade im Jänner stürzte zugleich im Beginnen eines sehr strengen Winters, plötzlich wie ein Ungewitter Richwald aus der Lausitz auf Böhmen, und überschwemmte mit seinen Kriegern alle unsere Fluren. Da dieses Ueberfalls Niemand gewärtig und daher nichts mehr zu retten war, ward vollends die letzte Habe des Landmannes eine Beute der Feinde. Mehrere Jesuiten-Conventualen, die Welisch nicht mehr erreichen konnten, wurden arg gemißhandelt.

Einer von jenen Hieronymus Unezowski, befürchtete die Belagerung der Feste, und schlich sich verkleidet von dannen. In dem zwischen Gitschin und Welisch gelegenen Dorfe Gzeikowitz, wo er sich zu verbergen gedachte, ward er von einem Schweden ergriffen, und zum Austausch seiner Kleidung gezwungen. Da sich dieser Geistliche für

*) Nulli tunc supererant in praedictis equi, quocirca homines ipsi jumentorum vicem subire, terraeque globam sub jugum missi, proscindere ac evolvere cogebantur, quae calamitas futuris etiam annis perduravit. — Ibidem v. 102. Pelzel lib. 6. Seite 798.

einen Wehret ausgab, mußte er dem übermüthigen Soldaten folgen, und sich gefallen lassen, Schöpfe zu schlachten. Er trieb dieß Handwerk, das er freylich nie gelernt hatte, geschickt genug, so lange, bis er Gelegenheit fand, sich wieder in sein Collegium zu flüchten.

Nach diesem langwierigen Sturme, der alle Bewohner unseres Gebiets nicht wenig erschütterte, gelangten sie im J. 1645 wieder zu einiger Ruhe, nachdem sich die kaiserlichen Truppen der Lausitz, aus welcher ununterbrochen feindliche Einfälle hieher geschahen, bemächtigt hatten. Bald darauf ward jedoch diese etwas fröhlichere Aussicht wieder getrübet, als unser Kriegsheer unter Gögens Anführung bey Senkau von den Schweden eine gänzliche Niederlage erlitt. (1645) — Nun geschahen häufige Durchzüge von kaiserl. Regimentern durch unser Gebiet. Vornehmlich werden die Truppen des Gallas, fünf hanaulische Regimenter und sächsische Waffenträger genannt, die, nach der damaligen Kriegssitte, das noch hie und da erübrigte Vieh vollends hinweggeführt und die Gegend erschöpft haben. —

Das Uebel wurde noch viel drückender als der Feind auf ritzigen angränzenden Schlössern festen Sitz nahm, von denen er wieder in unser Gebiet öftere verheerende Streifereien machte, und von allen Ortshaftern, deren er sich bemächtigte, dem Volke unerquickliche Brandfeuer erpreßte. Unsere Ephemeren sagen, die ganze Sittschiner Gegend sey ihm damals zinsbar gewesen. *) Die Geistlichkeit mußte abermal die meiste Zeit auf der Burgveste Welisch verleben; nur wenn es unumgänglich die geistliche Pflanze erheischte, besuchten die Jesuiten die Stadt. —

Am 30. Oktob. 1645 machten 300 schwedische Reiter von Grafenstein hieher einen Ausfall, nahmen zu Willigowen den Prokurator der Jesuiten, Johann Raubsky, bey der Nacht gefangen, und schleppten ihn nach Sittschin ins Gefängniß, in dem bereits zwey seiner Mitbrüder, Fabian Ruda und Gellz Rabinsky, saßen. Wollten diese zur Freyheit gelangen, mußten sie noch diese Nacht ein bedeutendes Lösegeld geben. Ihre Freunde liefen bey Bürgern und guten Bekannten umher, und trieben eine Summe von 300 Reichsthalern für ihre Befreyung zusammen. Den Rest des Lösegeldes soberten die Schweden durch Brandbriefe ein, und da die Jesuiten mit der Zahlung zögerten, durch die gehoffte Ankunft der kaiserlichen ermunthigt, überrumpelte sie plötzlich ein schwedischer Haufen unter Lattermanns Anführung aus der Burgveste Stal, und zündete ihre Mühle zu Horzschow an, drohte auch der Ortshafter Willigowen mit Brande, wenn sie sie nicht sofort mit Gelde auslösen würden. Endlose Drangsale rasteten, — wie man

*) Totam facie viciniam sibi vectigalem effecerat. — Ibidem.

sieht, auf der damals hier wohnenden Menschheit; alle wurden unablässig in der Geduld geübet; alle hatten Gelegenheit, in jenen Kriegskürmen ihre Seelenstärke zu zeigen. „So wird, sagt unser Annalist, die Pflugscharr um so glänzender, je mehr man sie reibet; und der Baum schlägt, wenn ihn häufige Winde erschüttern, um so fester Wurzel.“ *Sis vomis atrita splendescit, et arbor agitata ventis firmiores radices agit.* — Ibidem. 179. In diesen Drangsalen, die unser Landvoll von außen bestürmten, gesellten sich auch nun viele einheimische, des damaligen Kriegslaufes unausbleibliche Folgen.

Der Aufenthalt der Schweden an den böhmischen Gränzen gegen die Lausitz war für unser Gebiet immer noch äußerst gefährlich, obwohl sich ihre Hauptmacht im Jahre 1648 unter dem Commando des Generals Wrangel gegen Eger gewendet, und dieser Festung sich auch glücklich bemächtigt hatte. — Nichts desto weniger hatten sie in den Schlössern Hirschberg, Friedland, Grafenstein immer noch einige Besatzung, die aus ihnen bis auf die um Sittschin liegenden gräflich = Schlickischen Herrschaften kreifte. — Wie verderblich waren nicht diese Streifereyen für das eben erwähnte Gebiet! Welche Verwüstungen richtete hier nicht seit dem Jahre 1646 der Schwede Lattermann an! Konnte eine Ortshafter auf diesem Gebiete die von ihr geforderte Brandsatzung nicht zahlen: alsogleich traf sie ein unausweichliches Loos der Zerstörung durchs Feuer. Alle diejenigen, die sich während dieser Kriegsplagen auf dem Schlosse Welisch vor dem wüthenden Feinde verbargen, sahen mit betrübten Herzen die schrecklichen Brände, die die Schweden aus angeführter Ursache auf den Schlickischen Gütern verursacht haben. *) Hinsichtlich solcher Verwüstungen war benannter Lattermann seinem Vaterlandsbruder Psal ganz gleich, der sich zu rühmen pflegte, er allein habe in Böhmen 300 Dörfer eingäschert, ohne daß eine Spur von ihrem Daseyn zurück blieb. Ueberhaupt sagt Balbin von dieser trübseitigen Kriegszeit (Epit. lib. V.), daß es fast keine Stadt, kein Dorf und keinen Marktflecken gab, der nicht von den Feinden durch Feuer gelitten, oder sich vom Brande hätte loskaufen müssen. Daher rühren auch seine viel sagenden Worte: *Ex eodem tempore (1640) Bohemia usque ad annum 1648 campus belli, atque, ut Seneca loquitur, punctum, quod ferro et igni divideretur, fuit.* — Unter die Ortshafter der Schlickischen Herrschaft Altensburg, die in jener Zeit so viel vom Brande, durch die Schweden veranlaßt, litten, gehört vornehmlich Krzeslicz, wel-

*) In Welisch arce Lolitescendum nostris fuit, et quietiora tempora expectanda. Spectabant latera crebra pagorum et praehiorum incendia, quae Lattermann arcis Skaleasie et praesidii Suedicae Praefectus ob neglectas contributiones in ditiois Comitibus Schlick excitabat. — Ibidem pag. 180. —

des Dorf so sehr zu Grunde gerichtet worden, daß es in diesem seinem wüsten Zustande bis zum J. 1705 verblieb. *)

So lange die Schweden im Besitze des Schlosses Stal blieben, aus welchem Orte sie in das angränzende altenburger und kopöliner Gebiet häufige Ausfälle machten: so lange konnten deren Bewohner keine Erleichterung des sie ganz niederdrückenden Kriegeselendes finden. Endlich zogen die kaiserlichen Truppen an die benannte Burgveste zu belagern, und haben sich auch ihres bemächtigt, worauf denn der Brenner Kattermann sammt der Besatzung gefangen nach Gitschin eingeliefert wurde. — Nach dem Verluste von Stal hielten aber die Schweden, wie wir oben erwähnten, noch Friedland, Grafenstein und Pirschberg besetzt, welche Burgfesten, wenn sie auch etwas entfernter lagen, doch noch immer nahe genug waren, und demnach unserm Gebiete höchst gefährlich seyn mußten. Bald bewährte dieß ein sehr trauriges Ereigniß. Im Jänner des Jahres 1648 schickten die Schweden aus Friedland einen Brandbrief **) nach Gitschin, laut dessen sie die Erlegung einer bestimmten Geldsumme verlangten, oder aber der Stadt mit der Einschüerung drohten. Die Gitschiner achteten diesmal nicht dieser Drohung, weil sie kaiserliches Militär in der Nähe, nemlich in der Stadt Röntzgrätz, mußten, und wüßigten deshalb den Brandbrief keiner Antwort. Aber siehe! plötzlich erscheint auf dem Sadtplate ein schwedischer Trupp (am 30 Jänner 1648) und erfüllt Alles mit Schrecken. Pferde, Kühe und anderes Vieh, das vorhanden war, wird genommen, Selber auf alle mögliche Weise erpreßt, und die Stadt die ganze Nacht hindurch bis Morgens acht Uhr geplündert; dieser Plünderung unterlag vornehmlich das Collegium der Jesuiten, das sich von diesem Schlage lange nicht zu erholen vermochte. Aus diesem Collegium ward noch dazu der Geistliche Fabian Ruda, und aus der nachbarlichen Karthause zu Walbitz der Ordensmann Ignaz als Geisel mit nach Grafenstein geschleppt. Für die Auslösung des ersteren mußte das Collegium 700 Reichthaler erlegen, welches erst im verfloffenen Jahre 2500 Gulden rhein. als Brandschagung eben dem Feinde gezahlt hat. — Als die geforderte Summe nach Grafenstein hingebacht wurde, ließen die Schweden den Fabian dennoch nicht frey; sondern erst später ward ihm auf die Vermittlung des Erzherzogs Leopold die Freyheit wieder gegeben. —

*) So bezeugt es ein Protokoll der Generalvisitation, liegend im wirthschaftsämlichen Archiv zu Gitschinowes, welche Visitation im besagten Jahre auf der P. Altenburg vorgenommen worden. —

**) Quodam qui in commensibus aut tributis pendendis languiorum laorent, continuo missis litteris, in quatuor partibus ambustis (eo signate notabantur epistolae ignium comminatorias) moras increpabant. — Ibidem pag. 176. —

Als die Schweden die Stadt Gitschin plünderten, mußte darüber jedermann erkennen, daß diese raubfüchtigen Feinde, diese enormen Haßer des Catholicismus, die nichts geschont haben, was einigen Werth hatte und sich fortschleppen ließ, für die Kirchengefäße aus edlem Metall eine Ehrfurcht zeigten, die aus Unglaubliche gränzt. Sie fanden in der Kirche silberne Kelche, Kannen, und anderes kostbares Geräth: aber niemand rührte es an; und als einer von dieser Raubgesellschaft ein Frontal entwendete, stellte er es sofort wieder zurück, wie es vernahm, daß es zum Gottesdienste geweiht sey. *) —

Die Beunruhigung unsrer Gegend durch diese Feinde dauerte in diesem Jahre bis zum 22. Julius fort, an welchem Tage sie zu den Truppen des Schwedischen Anführers Witteneberg kießen, um in Gemeinschaft mit ihm die Hauptstadt Böhmens zu belagern. —

Es läßt sich leicht denken, daß diese Kriegestürme viele unsrer Landleute von ihren Heerden verschreckten; so verließen nur auf dem kleinen Gute Miliczowes 42 Bauern Haus und Hof, und lereten in der Fremde umher. Viele von jenen, denen der Feind ihre Wohnungen niederbrannte, kehrten erst nach langen Jahren wieder auf ihre Besetzungen zurück. —

In solchen drangvollen Zeiten, als es die von uns hier beschriebenen waren, bedarf der Mensch vorzüglich einer reichlichen geistlichen Labung; ihn vermag auch bey den auf ihm lastenden schweren Leiden nichts so sehr aufzurichten als der Trost der Religion. Diesen fand unser Landvolf bey den Priestern aus der Gesellschaft Jesu, die, — zu ihrem Ruhme sey es gesagt, — als fast die alleinigen Religionslehrer auf dem ganzen Gebiete dessen meiste Pfarr- und Filialkirchen fleißig besuchten, und in ihnen die gebeugten Christengemeinden mit dem Worte Gottes zu trösten und zu laben sich edel bemühten. Reß den Kirchen der Herrschaft Rumburg, Miliczowes, Kostar. besuchten sie vornehmlich jene auf den Schlitischen Gütern, unter denen die Gitschiner Annalen vor andern jene zu Bradä, Famschin, Wostruzno, Altweisch benennen. Sie verrichteten darinn den Gottesdienst, hielten Religionsvorträge aus Wall, katechisirten die Jugend, und haben hieburch die Andacht und Frömmigkeit unter den Gläubigen ausnehmend befördert. **)

*) Mira tamen in hominibus, aliquando praedae avidis, sacrae suppellectilis reverentia. — Unum frontale vilius, quod miles praedator abstulerat, continuo redidit, ubi Deo sacrum esse intellexit. — Ibidem pag. 188. Gleich auch des Schmiedl Histor. Societ. leau. R. 4. Lib. 4. pag. 463. —

**) Daß die Jesuiten auch vornehmlich an der Bekehrung der Lutheraner zum katholischen Glauben in dieser Gegend gearbeitet haben, ist von mir in mehreren Aufsätzen, als im Archiv für Geographie, Historie r. 1816 R. 125 und im Hesperus 1816 Pro. 49, umständlicher angeführt

Wirklich bedurften auch die Schließlichen Unterthanen dieser geistlichen Aushülfe im hohen Grade; denn auf einem Gebiete, das sich von Norden nach Süden von den Dörfern Sinolitz und Brada bis nach Tebrowan auf der Krzineczer Herrschaft, und von Osten nach Westen von Knizitz und Königstadt bis Wjel und Lietenicz erstreckt, und somit nach der Breite und Länge 4 Meilen im Durchschnitt hat, gab es in jener Zeit nur ein Kirchspiel, nemlich die Kopidlner Pfarrey, deren Vor-

worden. Die katholische Religion fing erst in dieser Zeit an sich hier auszubreiten, denn bis zum Jahre 1620 war hier fast noch Alles lutherisch gewesen. In der Kopidlner Sekatur, aus einem Markte und 10 Dörfern bestehend, zählte man nur äußerst wenige Katholiken, daher auch auf der dortigen Pfarrey bis zum Jahre 1640 nur lutherische Prediger existirt haben. Das Kopidlner Stadt- und Pfarrarchiv lehrt uns einige von ihnen kennen. Im J. 1592 erwähnt das erstere des Pastors Wenceslaw Raubnicky, der jährlich von der Stadt 32 Schock böhm. Groschen an Besoldung erhielt. — Im J. 1596 erscheint in Kopidln als lutherischer Prediger der rühmlich bekannte böhmische Schriftsteller Johann Zelenawsky von Zelenau, dessen viele Werke im Indice bohemiconum librorum prohibitorum vom J. 1767 angeführt sind. — Auf ihn folgte im J. 1600 der Prediger Weith, von dem sich noch ein Stolverzeichniß für die Beerdigung eines Knaben im Pfarrarchiv findet, für welche Beerdigung die Unkosten der Kopidlner Grundherr, der Ritter Balthasar von Rabenhaupt und Sucha, getragen. Es heißt darin:

Dem Geistlichen Weith	"	"	=	2	Groschen	4	Denar.
Seinem Ministranten	"	"	=	—	—	2	—
Dem Schulkreuzer	"	"	=	1	—	2	—
Dem Tischler von dem Sarg	"	"	=	4	—	—	—
Dem Todtengräber	"	"	=	5	—	—	—
Der Susanna vom Nähen des Hemds	"	"	=	3	—	—	—
Dem Kirchenbedienten vom Säuten	"	"	=	2	Groschen	2	Denar.
Dem Georg Pechal vom Sterbglöckel	"	"	=	—	—	2	—

Auf den Weith folgte im J. 1606 der Pastor Johann Bezdiezky, der durch eine längere Zeit, als seine Vorfahrer, auf der Kopidlner Pfarrey verblieb; denn erst im J. 1639 lernen wir den Pastor Gallus Padowzky, als seinen Nachfolger kennen, dessen Gemahlin Susanna in der ältesten Taufmatrik als Patrin erscheint. — Dieser Padowzky, war in Kopidln der letzte lutherische Pastor; denn um das J. 1642 nahm der katholische Dechant Michael Zaron von Rosenfeld, ein Schlesier und Kreuzherr mit rothem Sterne, von der dortigen Pfarrey Besitz, der bey einem Kinde, das Padowzky gekauft hat, noch die katholischen Taufzeremonien nachtrug. — Unter dessen katholischen Pfarrnachfolgern, von denen mehrere vom Adel und Canonici an verschiedenen Domkapiteln waren, ist der Verfasser dieser Skizze der vierzehnte. —

Neher damals der unten benannte Zaron von Rosenfeld war. — In diesem beträchtlichen Umkreise lag ihm allein die Seelsorge ob; erst im Jahre 1655 ist ihm ein Hülfspriester, Severin Bekkiesky, zugetheilt worden. Man ersieht hieraus, wie groß der Mangel in jener Zeit am katholischen Clerus gewesen. — Wie nöthig, wie heilsam war es also nicht, daß die Bittschmer Jesuiten an der religiösen Bildung unseres Volkes eifrig mitarbeiten! In diesem Betracht haben sie sich bleibende Verdienste um unsre Vorfahren erworben. —

Diesen geistlichen Bedürfnissen so wie anderen physischen Nothen wurde dann glücklich abgeholfen, als der so lang ersehnte Friede zwischen dem Kaiser Ferdinand dem III. und den kriegführenden Mächten im J. 1648 erfolgte. — Der Besitzer der Herrschaften, deren Schicksale wir hierorts beschrieben haben, der Kriegspräsident Graf Heinrich von Schlik war es, der diese freudenreiche Nachricht am 2ten November des benannten Jahres dem Feldmarschall Colloredo, Stadtkommandanten von Prag, aus Budweis zukommen ließ. — Ein unbeschreiblicher Jubel ergriff alle Bewohner Böhmens ob dieser großen Wohlthat des Himmels; vorzüglich jubelten die Bewohner unsers Gebiets, die unter der Geißel des Kriegs so oft und so sehr geblutet. —

Der Kaiser Ferdinand war nun eifrigt bemüht, seinen treuen Unterthanen den erlittenen Schaden einigermaßen wieder gut zu machen; erleichterte ihnen ihre Abgaben, und schlug in Prag auf eine längere Zeit seine Residenz auf. „Dieser gütige Kaiser, sagt unser unvergeßliche Vögel, liebte nicht nur die böhmische Nation, sondern auch ihre Sprache, die er gut verstand und sprach. So oft er in Böhmen war und dem Gottesdienste beywohnte, sang er mit dem Volke das alte böhmische Kirchenlied: Swaty Wacławe Běhwodo Geště země etc. mit besonderer Andacht und so laut, daß man seine Stimme vor Allen ausnehmen konnte.“ **) —

Böhmen empfand nun den Segen des Friedens, und auch unser fruchtbares Gebiet erholte sich zusehend, so sehr es auch während dem dreißigjährigen Kriege entvölkert, verwüstet und in den kläglichsten Zustand war versetzt worden. —

N a c h r i c h t e n

Vorliegende Skizze hat ihr Verfasser mit Hilfe vieler noch ganz unbekanntem archivistischen Urkunden, die sich in seiner

*) Auf diesem Gebiete bestehen ist mehr als 12 Collaturen.

**) Geschichte der Böhmen. Seite 826. —

Legend finden, und vornehmlich mit Hülfе des sogenannten Balbinischen Manuscripts, das von diesem berühmten Schriftsteller, jedoch nicht ganz, herrührt, und in Gitschin aufbewahrt wird, zu Grunde gebracht. — Letzteres Manuscript, auf welches sich Balbin in einer Stelle seiner Epitome historica beruft, und das nicht nur hinsichtlich der Geschichte des ehemaligen Jesuiten-Collegiums zu Gitschin, sondern auch der ganzen Umgegend sehr schätzenswerth ist, verdient in jedem Betracht den gebildeten Lesern des Pesperus, die schon daraus vom Schreiber dieses manche Skizze entlehnt erhielten, zur näheren Kenntniß zu kommen. —

Es ist dieses Manuscript ein dickleibiger Fokoband im mittleren Format, das nach der Aufhebung des Jesuiten-Collegiums 1773 in die Bibliothek der dortigen Dechantey geblieben, und mir von ihrem gegenwärtigen Besizer, dem Herrn Dechant Wenzel Kubiczek, zum litterarischen Gebrauche auf eine längere Zeit vorgelehn wurde. Kein Litterator hat noch diese schätzbare Handschrift zu irgend einem wissenschaftlichen Zwecke benutzt, wenn wir den Wenzel Czerniewka von Beznow, im J. 1673 Dechant zu Gitschin, ausnehmen, der von ihr in seinem Werke, Splendor et Gloria Domus Waldsteinianae u. s. w. Gebrauch gemacht, mitunter daraus ganze Stellen abgeschrieben, aber seine Quelle nur ein einzigesmal, auf der 12ten Seite, mit den mageren Worten M. S. Civit. Gitschiana. angeführt hat. —

Die Handschrift beginnt auf der Rückseite des 2ten Blattes mit der Aufzählung der Reihe der Rectoren des Collegiums. Dieser Index faßt 4 Seiten und ist von verschiedener Hand niedergeschrieben. Hierauf folgen 5 leere Blätter. Auf der Rückseite des 10ten Blattes hebt der Catalog aller jenigen an, welche seit der Stiftung des Collegiums entweder in demselben oder in der Nähe von Gitschin gestorben. Dieser Catalog faßt 14 Seiten; darauf folgen wieder 8 leere Blätter. Auf dem 20ten Blatt beginnt nun die Geschichte des Collegiums, mit Balbins eigener Hand geschrieben, mit der Signatur I. und dem Titel: *Historia Collegii Gitschianensis Societatis Jesu.* —

Zur Probe, in welchem Styl diese Schrift abgefaßt sey, heben wir ein Bruchstück davon an, und zwar den Eingang in diese Geschichte, aus welchem der geliebte Leser sogleich Balbins reine, leicht fließende Latinität, und alle die Robalitäten, die seine Schreibart in anderen seinen Werken charakterisiren, wahrnehmen wird. Er lautet:

Collegii Gitschianensis S. J. primordia, resque a Sociis ad Dei gloriam fortiter praeclareque gestas, post annos,

quam Collegium conditum est, quatuor supra quadraginta narrare aggredior. Non vacat, quod a multis scriptoribus historiae initio hactenus factitatum video, Majorum negligentiam incusare, qui Posteris haec tradere neglexerunt, quasi nos diligentia superemus antiquos; semper haec accusatio erit, dum lectores omnia sibi explicari, nihil negligi, et quasi rebus ipsis interesse volunt, quod quia difficile stylus omnis assequitur, mirum indignatur, et negligentia accidere putant, quod necessitate contingit. At hic alia est Majorum nostrorum defensio, qui bellis Saxoniciis, Gallosuevicis, imo et Caesareis, quibus patria jactata est, expilationibus implicati, semper sub ictu hostium positi, cum de vita et fortunis omnibus res illis esset, otium aut voluntatem non habuere scribendi. Ausim enim dicere: (Ist folgt das im Anfange angeführte Motto) — abducti in captivitatem Socii, conjecti in vincula, verberati, vulnerati, fame aliisque humanae patientiae modis diutissime vexati, miseram animam, sed Christi morientis imitatione beatam, aegerrime tenuerunt. — Juvabit dubio procul haec cognoscere, et posteris cognoscenda relinquere, ut vel ex uno Collegio conjecturam facere possint, quantis periculis et malis proxima bella universam hanc Societatis provinciam involveriat, simulque discere: nunquam satis cautum esse Catholicis, quoties Christianis in Christianos armis haereticorum depugnant, et in catholicam religionem furentes haereticorum exercitus immittunt; nihil nobis Christianissimi Regis iteratas ad Suecos Duces litteras; nihil suscepta palam nostri Ordinis defensio; nihil Cardinalium duorum, summorum Galliae ministrorum promissa, nihil Gallici apud Suecos legati profuerunt, quia pro hostibus tractaremur, dum haeretici ex privato odio publicum facere conantur. — Sed haec tristitia ab initio historiae abesse forsitan oportuit, bonis petitis omnibus, votisque ac Divini Numinis imploratione (quod nunc tacitis sensibus factis) ordiendum fuit etc. etc. etc. — —

Die eigene Handschrift Balbins in diesem Manuscripte reicht bis zur 94ten Seite, auf welcher mit der fünften Seite eine andere anfängt; sein Concept erstreckt sich aber bis zur Seite 153, oder bis inclusive zum 1636 Jahre, wie es eine Randbemerkung bewährt, die lautet: *Hucusque P. Bohuslaus Balbinus scribendo pervenit. Annis sequentibus scripsit R. P. Ioannes Zahoda Collegii Rector, sub cuius Rectoratu haec historia a principio coepit elucubrari anno 1667.* — Balbins Aufsatz umfaßt also die Geschichte des Collegiums durch einen Zeitraum von 14 Jahren; nämlich seit dessen Entstehung (1622) bis zum oben genannten 1636 Jahre.

Zum noch größeren Beweise, daß dieses Manuskript Balbins Arbeit sey, liest man auf der Seite 145 bemerkt, daß er im Jahre 1633 nebst mehreren Adelichen auf dem Sitzhainer Collegium studirte, und dabey steht zugleich der Beytrag: *E quibus Albertus Felix de Rubna et Bohus. Balbinus **) (*cajus praesens historia labor est*) *postea Societatem amplexi.* — Hierauf wechseln die Handschriften der Annalisten häufig, deren ich über 20 gezählet. —

Kopiblaso am 1. Jenner, 1818.

Waczl.

VIII. 26.

Kleine zoologische Notizen.

Die Natter. (*Coluber natrix.*)

Gewöhnlich wird sie als unschädlich dargestellt. Neuere Erfahrungen haben aber das Gegentheil gelehrt. Ein Knabe, der mit unbedeckten Füßen in einem Walde Holzsuchte, trat auf eine Natter, die etwa 4 Fuß lang war. Er wurde von ihr in die weichen Theile des Fußes gebissen, empfand augenblicklich die heftigsten Schmerzen, die Wunde gerieth in eine große und gefährliche Entzündung und der Knabe litt mehrere Wochen hindurch an ihren Schmerzen. Nur durch Hülfe eines geschickten Wundarztes ward sie ohne weitere Gefahr geheilt.

Die Riesenschlange. (*Boa constrictor.*)

Sie heißt auch Abgottschlange, *Araconda*, und ist in den heißen Zonen zu Hause. Nach *Sierra Leone* bringen sie Neger zahm zum Verkauf. Sie ist nicht giftig, aber wegen ihrer Muskelkraft, womit sie das stärkste Thier zermalmt, gefährlich, sonst sanft und gelehrt. *Wilford* machte die merkwürdige Beobachtung, daß sich ihre Temperatur nach der der Atmosphäre richtet und mit derselben steigt und fällt.

(Sillb. Annalen 1819. V. VI.)

Der Leming.

Die Feldmaus (*mus Lemmus*), die in Schweden auch Lemming heißt, ist wegen ihrer Auswanderungen aus dem lappländischen Feldern, wo sie ihre Heimath hat, in die benachbarten Landschaften bemerkenswerth. —

*) Auch Balbin war vom Adel und führte das Familienprädikat: von Borlicyna. —

Die Riesenrahe.

Sie lebt in Ostindien, wird 26 Zoll lang, wovon der Schwanz die Hälfte einnimmt. Sie wird von der niedern Volksklasse vor allen andern Arten gern gegessen. Sie thut den Getreidevorräthen und Gärten großen Schaden; ihr Biß soll höchst gefährlich seyn; ein Europäer starb danach am zwölften Tage an der Wasserscheu.

Die Fischotter.

Diese ward ehemals in Schweden, wie noch jetzt in Schottland, gebraucht, um sich von ihr Fische, besonders Lachse, fangen zu lassen. Sie läßt sich jung leicht zähmen, hört dann, gleich dem Hunde, auf ihren Namen, geht auf Befehl ihres Herrn in das Wasser, bringt ihren Fang heraus, welcher ihr aber, wenn sie ihn nicht zerbeißen soll, schnell abgenommen werden muß. Sobald sie ihren Fisch vermisst, eilt sie einem andern Fange nach und setzt dieses bis zu ihrer gänzlichen Ermattung fort. —

(Suensh. Statist. 1816.)

(Allgem. Liter. Zeit. Nr. 206 — 1820.)

Schildkröten.

Die Landschildkröte von den *Schelles = Inseln* ist ein ungeheuer großes Thier, mit einer großen Vertiefung unter dem Bauchschilde; sie lebt von Gras. Lord Egremont hielt Eine eine Zeitlang lebend im Park zu *Pethword*, die 270 Pfd. wog. Bei warmer Witterung schwamm sie 8 — 10 Minuten im Wasser, wobei sie über dem Wasser durch die mit Luft gefüllte Hölle unter dem Bauchschilde gehalten wurde. Wenn sie zum Treppen ans Land kam, so konnte sie so viel Gras, als ein Schaf fressen.

Die Vögel als Beförderer der Vegetation.

Der Pflanzensamen, welcher von den Vögeln verschluckt wird, wächst nicht nur nachher ausgebreitet recht gut, sondern auch schneller. Die Beeren des Weißthorns können nicht eher gekostet werden, als bis sie ein Jahr vorher in der Erde gelegen. Füttert man aber die Truthtlüner im Herbst damit und säet dann den Dünger, so wachsen die Pflanzen schon im Frühlinge. Durch diesen Dünger der Vögel werden viele Pflanzen von einem Orte zum andern gebracht.

S e s p e r u s .

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Beilage Nr. 17. zum 30sten Band.

(Gedruckt im Dezember 1821.)

V a t e r l a n d s k u n d e .

I. 27.

1. Das Anlaufthal.

Aus meinem Tagebuche *) Juny 1820.

Die Reisetasche mit einer Flasche Johannisberger, und den nöthigen Schuhen, Strümpfen zc. bespaßt, stand ich heute früh (5 Uhr) in der Mitte des schönen Beckens in der Thal vor der Hütte meines Führers, bestieg das für mich gemiethete Pferd, und ritt fröhlich dem Geländer der Brücke zu, wo die Anlauf mit der Ache sich vereinigt, und der Weg links in das Anlaufthal führt, das mehr den Namen einer Schlucht verdient.

Mit jedem Schritte wird der Weg enger, die senkrechten Felsenwände kahler, der Boden durch die herabgestürzten Felsentrümmer unebener, und das Getöse der im raschen Lauf gehemmten Bergwässer endlich so betäubend, daß ich kaum die Stimme meines Führers zu hören vermochte.

Selbst die Erinnerung an die schönen Alpenwanderungen, die ich in den Jahren 1818 und 1819 in Gesellschaft Emils unternahm, war nicht im Stande, dem sonnenlosen Pfad einiges Interesse zu verschaffen. ***)

Nach anderthalb Stunden erreichten wir drey Sennhütten. Da gegenwärtig der frühen Jahreszeit wegen, noch kein Vieh nach den Alpen getrieben wurde, so hatte sich einstweilen der Custos der Ziegen darin einquartiert. Durch ein seltenes Gepolter, als

*) Emil, dem Verfasser der Reiseblätter und der Straubingerblütte (Wien bey Tändler und von Mannstein) freundschaftlich gewidmet.

**) Eine kleine Stunde von Badgastein.

***). Die Sonne scheint selbst im Monate July nicht über 20 Klafter tief ins Thal herab.

Beil. 3. Hesp. 17. Nr. XXX.

ob ein großes Eisenwerk in der Nähe, aufmerksam gemacht, stiegen wir von den Säulen und erfuhren, daß jenes Getöse

der Höhlkarbach

verursacht. Die Pferde zurücklassend, griffen wir daher zu den Bergstöcken, und gingen eine Viertelstunde, rechts hinter den Hütten, einem Felskessel zu. Ob man das Becken erklimmt, das den Höhlkarsee aufnimmt, erblickt man furchtbar überrascht denselben im Hintergrunde, schäumend über eine ungeheure Felsenwand herabstürzen. Nachdem wir lange das sonderbare Spiel der Natur, das würdig wäre, von einem vaterländischen Maler copirt zu werden, bewundert hatten, kehrten wir düster, wie die Gegend um uns, wieder zu den Sennhütten zurück, bestiegen die Pferde und trabten zwischen Einsturz drohenden Felsenwänden, von deren besonnten Felsenspitzen das heisere Geschrey hungriger Geyser mit dem Tosen des Waldstromes sich vermischte.

Endlich ging es über ein Gerölle plötzlich aufwärts. Das Wassergeräusch verstummte; die Ursache des Schweigens war eine Lawine, die von jenen himmelhohen Wänden ins Thal stürzte, den Lauf des Bergstroms hemmte, das Thal zu überschwemmen drohte und Erdbrüche verursachte. Doch die Gefahr schwand, sobald es dem Wasser gelang, ein Rinnthal durch die Schneemasse zu graben. Nur die Gefahr eines plötzlichen Einsturzes hinderte mich, diese herrliche Schneebücke in der Nähe zu besehen.

Wir mußten neuerdings von den Pferden steigen, und den immer steinigern werdenden Sumpfad (Saumpfad) zu Fuß erklimmen. Bald bekamen wir den zweyten Sturz einer Lawine, und einen kleinen Wasserfall, der über schwarzen Granit stürzte, und in den ausgewaschenen Becken eines Felsengewölbes sich verlor, zu bewundern; und — es war 8 Uhr, als wir das Ende des Anlaufthals erreichten, das in einer ¼ Joch breiten Rinde an den Schneefüßen des Ankogels sich verlor, der mit orntlicher Stirne freundlich aus hohen Wolken zu uns herabsah.

So früh am Tage, ohne einen Gletscher gesehen zu haben, den Rückweg anzutreten, würd' ich mir nie vergeben haben, und: „wie viele Stunden haben wir von hier auf den Hohen- oder Korntauern?“ frug ich den Führer.

Vier Stunden hinauf, zwey herab — war seine Antwort. Acht Uhr und 6 Stunden, macht zwey Uhr. Eine Stunde Rast und zwey Stunden nach Gastein, folglich zwischen 5 — 6 Uhr gemächlich daselbst ankommen, und ausruhen zu können, ward eben so schnell zusammen addirt, als der Entschluß die Reise dahin anzutreten gefaßt wurde.

Der Hohen- oder Korntauern.

Diesen zu ersteigen ward beschlossen, doch wohin mit den Pferden? Mein Generalquartiermeister lächelte, entsattelte ganz ruhig beyde Säule, und ließ sie, gleich Emils Kühen, im Grafe botantfiren.

Den Mantelsack auf dem Rücken schritt er ruhig mit mir den steilen Waldweg hinan, dem Fuße des Hochtauern zu. Ein rothes Kreuz und eine Hand zeigten den Weg dahin.

Der Wald hatte bald ein Ende, aber auch jede Vegetation. Es war 9 Uhr, als wir die erste Rast an einer langen Schneeriefe hielten. Mein Führer schritt dann im ordentlichen Bärentakte voraus, um Stufen in den hohen Schnee für mich auszutreten, auf denen ich, den Blick auf ihn, und nicht auf den steilen Weg gerichtet, nicht ohne Herzklopfen dahin schritt. Die Stille um uns ward nicht einmal durch das Geschrey eines Steinadlers oder irgend eines andern lebenden Wesens unterbrochen.

Endlich kamen wir auf eine wenigstens 8 Fuß breite Felsenbene, ein Fragment-

der alten Römer- oder Gewerkenstraße, und der Unmuth, der mich bereits zu quälen anfang, war wie weggeblasen. Weit entfernt, eine Untersuchung anzustellen, ob Römer oder Gewerken diese Straße erbauten, überließ ich mich vielmehr dem Genuße einer zweyten Raststation; da ich keine Abhandlung über die Tauernkette zu schreiben Willens bin. Schriftsteller, die bereits ähnliche Werke lieferten, behaupten gar zu gern eine Art Monopol und können bey einer solchen Beeinträchtigung selten ihre Menschlichkeit verläugnen. Alles, was später geschrieben wird, behaupten sie gewöhnlich, sey aus ihren Spänen genommen, wenn auch diese Späne (historische Fakta) oft nur Späne sind, die sie selbst aus hundert andern Werken mühsam zusammengelieimt hatten.*)

*) Man sehe Ritter von Koch-Sternfeld's Tauern. Da die humoristische Schreibart der Straubinger-

Ich begnügte mich mit dem beschränkten Anblicke der Umgebung. Unter unsern Füßen bildeten sich Nebel, welche die Thalschlucht bedeckten. Nur die Gipfel des Ankogels, der Lanke-Spize, des Feuchtsengkogels und der vor uns liegenden Mattenkar-Spize, zwischen welcher wir durch mußten, waren sichtbar.

Nach erhaltener Versicherung meines Führers, daß bloß eine Stunde noch nach der Platten oder Tauerhöhe sey, trank ich ihm ein Glas Wein zu; und dann hieß es wieder vorwärts, oder besser gesagt, aufwärts schreiten, zwischen zwey Berggipfeln, über lofes spitziges Steingewölbe, das unsern Sandalen den Untergang drohte. Der Weg ward immer steiler. Die Klugheit erforderte nun, öfters zu rasten, um die Lunge zu schonen und den Ausbruch eines Schweißes zu verhindern. Bald kamen wir an eine zweyte Römerstraße*) ungefähr 12 Klafter lang, und sahen in der Nähe eine dritte, längere, die ein Bergbruch uns zu betreten verhinderte.

Langsam! rief plötzlich mein General. Nicht mehr zurückgehen — Nun kommt die Scharte! — Sie ward erklimmet, und ich sank schweigend auf die Felsenscharte hin.

Ich glaubte kaum meinen Augen trauen zu dürfen, als ich zur Linken die mit der Tauerhöhe in Verbindung stehende Abdachung des Ankogels und Scheinbrettes, rechts die Malnitzer Tauern, und in der Tiefe Malnitz mit seinem spitzigen Kirchthurme traurig aus den Schneegefilen hervor blickend sah, während der Kolbenkar, das Wiesbachhorn, im Hintergrunde der Großglockner, Herzog Ernst, und die kärntnerschen und

hülte von der statistischen des Gasteinerthals auffallend verschleiden ist; so kann ich mir das Schweigen des Verfassers derselben erklären, welcher bloß am Ende des Werkes sehr bescheiden einen Pseudo-Namen setzte. Nicht so bescheiden war es vom Herrn Verfasser der Tauern den Familiennamen desselben, fehlerhaft geschrieben, beizufügen. Der patriotische Desterreicher freut sich, wenn ein Fremder sein Vaterland schön findet, und würde in diesem Falle ohne Zweifel anders gehandelt haben.

*) Ob auf dieser Straße die Römer gegen die Lantiker mit Elephanten manövirten, oder nicht, bekümmert mich wenig. Ritter v. Koch-Sternfeld würde sich unstreitig um uns Nichthistoriker mehr Verdienst erworben haben, wenn er, statt der Urgeschichte der Tauern, uns mit dem gegenwärtigen topographisch-historischen Zustande derselben bekannt gemacht hätte.

Gränzgebirge Italiens vor meinen staunenden Blicken sich ausbreiteten.

Nach einer halben Stunde Rast, während welcher mein Führer sich am Johannisberger, und ich mich an dem Anblicke der Bergwelt labte, machte mich derselbe auf eine Wolke aufmerksam, die vom Großglockner herüber zu kommen schien, und sprach: Wir haben Zeit, daß wir den Rückweg antreten. Es könnt' uns leicht das Wetter hier erreichen, und dann stünd' es mit uns schlimm.

Obwohl mir eine einzige Wolke nicht gefährlich schien, so folgt' ich doch der Ermahnung desselben. Wir hatten aber kaum auf dem Rückwege die Tauernscharte erreicht, als die Prophezeiung in Erfüllung ging. Es entwickelten sich immer mehr und mehr Schneeflocken. Bald konnten wir kein Auge mehr eröffnen, und fanden nur mit vieler Mühe den bereits $\frac{1}{2}$ Schuh tief verschneiten Römerweg wieder. Möglich blieb mein Führer unschlüssig stehen. Haben wir den rechten Weg verloren? frug ich besorgt. Ja wohl, gab er zur Antwort. Aber bis wir hinauf kommen, ist jede Bahn verweht, und da könnten wir wohl leicht in eine Spalte fallen. Was ist nun zu thun, frug ich noch besorgter, da wir keine wiener Sesselträger bey der Hand haben? Ja, sprach der Mann, wnh's halt wolten abfahren, über die Lahne (indem er nach einer steilen Abdachung eines mit altem und neuem Schnee bedeckten Gebirgs hinabwies.)

Die Kälte war bereits unerträglich. Unter solchen Umständen ist man zu Allem entschlossen. Ich setzte mich daher geduldig auf meinen kameelhaarigen Spencer, nahm den Schneestock unter den Arm, während mein Führer stehend, die beyden Füße enggeschlossen, auf seinen Stock gestützt, die Kutschfahrt mit mir begann. Ich ichs mir vermuthete, blieb er stehen und ich fuhr unter seine Beine; welches zu meinem Besten geschah, weil der Schnee über einen 100 Klafter steilen Felsen hinweg ging, den ich ohne Zweifel hinabgestürzt wäre. Mein Führer half mir vom Sattel auf, gönnte mir einige Minuten Ruhe, und schritt mit mir links einem Waldweg zu. Beym Anblicke der Tannen und Föhren, die hinlänglich Schutz versprochen, und der kräftigen Vegetation, die mit jedem Schritte abwärts mir entgegen blickte, war auch die Furcht verschwunden, und ich wunderte mich nur, wie wir den Weg so schnell zurücklegen konnten; doch als wir an den Platz kamen, wo wir die Säule verließen, und sie nicht fanden, konnte ich mich des Lachens nicht enthalten, daß diese klugen Thiere nicht nur den Rückweg ohne uns antraten, sondern uns auch noch die Sättel und meinen, immer noch Thränen vergießenden Spencer, nachschleppen ließen.

Wir fanden sie erst an der Sennhütte wieder, gaben ihnen volle Amnestie, und kamen nach 5 Uhr

wohlberitten zur Straubingerhütte, wo ich leise nach Emils Kämmerlein (nach der Wappenkammer, die er im Jahre 1818 und 1819 bewohnte) mich verfügte, und dort bey einem vollen Glase feine, Westerrieders, Kochsternfelds und Wittterdorfers Gesundheiten trinkend, mich nach überstandener Gefahr zu erholen suchte.

R***

I. 29.

2. Wiener Auffristen.

(Fortsetzung Nr. 20. B. XXIX.)

7.

Im Glend.

So wird noch heut zu Tage in Wien zwischen dem Salzgras und tiefen Graben ein Platz und ein Theil der die Stadt umgebenden Basteyen genannt.

Fremde, welche hülfbedürftig nach Wien kamen, fanden vor Zeiten Obdach und freundliche Bewirthung daselbst. Da dieses Wort, im gemeinen Sprachgebrauche, als Inbegriff natürlicher oder nothwendiger Uebel des menschlichen Lebens betrachtet wird, so mag es allerdings etwas sonderbar klingen; doch nach alten Glossarien heißt Glend so viel als Herberge, von Gl — fremd (lat. Alius griech. *alios*) und Land (Brennhuber Annal. Styr.), und heimatlosen Fremden eine gastliche Aufnahme zu gewähren, war eine Tugend, die meine Landsleute, Jupiter Kenios zu Ehren, jederzeit, gleich den Krabern, auszuüben pflegten.

Als vater- und mutterloser Waise fand auch Heinrich, welcher später den Geschlechtnamen Glend annahm, daselbst gastliche Unterkunft.

Wie im Keime schon die Pflanze liegt, liegt auch im Menschen seine Zukunft und Bestimmung. Heinrich gefiel seines aufrichtigen Gesichts wegen einem alten vermöglichen Bürger, Namens Ulrich Sumevoll, der ihn zu sich ins Haus nahm; und er brachte es durch Gottesfurcht und sittsames Betragen endlich so weit, daß Herr Ulrich bei zunehmender Altersschwäche ihm nicht nur das Wechselgeschäft und ein Haus in der Rosen = Lunden (in der Mergasse) überließ, sondern ihm auch sein einzig tugendhaftes Kind Gertrude als eheliche Hausfrau beigesellte.

Die Neigung, empfangene Wohlthaten durch Liebe zu erwidern, ist einem reinen Herzen angeboren. Ungetrüb't würde Weiden das Leben verlossen seyn, wenn ihnen der Tod nicht den liebreichen Vater und Wohlthäter entrissen hätte. Heinrich und Gertrude glaubten sein irdisches Scheiden nicht besser fernern zu können, als durch eine fromme Stiftung.

„Gegeben zu Wien 1348 am sanct Cholumans Tag,“ lautet der Stiftsbrief: „Verschaffen ze einer ewigen Messe, die man davon alle Tage haben soll, das sand Stephan ze Wien auf der heiligen Dreier Schünige Altar also daz man damit alle Tag warten soll der Ellenben Leiche, die man mit des Schrigler Seche bestat.“ Fab. Prap. I. B. 3. a. Aber noch war das ernste Schicksal nicht müde ihn zu verfolgen. Bald entschlummerte auch die Gattin in seinen Armen, und nur die Sorge für seine heranblühende Tochter Marie, hielt ihn mit diamantner Liebe an die Erde gefesselt.

8.

Sum Schabenrießel.

Achtzehn Jahre war Marie bereits alt, als sie, wie gewöhnlich, eines Morgens in das Schlafzimmer ihres Vaters eilte, um ihm einen freundlichen Morgenruß zu bringen.

Er saß am offenen Fenster, sein Morgenpfeifchen schmauchend, beantwortete ihren Gruß mit einem bloßen Kopfnicken, und schien die süße Unruhe nicht zu bemerken, die aus ihren Augen strahlte, und die sie durch sorgfältige Aufräumung der Schlafkammer zu verbergen suchte.

Er hatte seit Gertrudens Tod sorgfältig jede Art von Besuch vermieden, sich bloß mit Erziehung der Tochter beschäftigt. Nicht ohne Befremden vernahm sie daher den Befehl des Vaters, sorgfältig das Besuchzimmer zu reinigen, und die Fenster mit neuen Gardinen und Blumenstöcken zu zieren.

Gewohnt seine Befehle, ohne zu fragen, genau zu befolgen, konnte sie doch, die halbe Nacht durchgrübelnd, die Ursache nicht ergründen. Endlich erhob sich Herr Heinrich, legte die Pfeife hinweg, besah ihr noch einmal sorgfältig Ausschmückung des Gastzimmers vor dem Erscheinen ihres Bräutigams, und entfernte sich.

Bräutigam! wollte Marie rufen, doch es erstarb ihr das Wort im Munde. — Sie ging täglich in die Kirche zu den P. P. Augustinern mit weiten Aermeln, welche ein Kloster bei St. Johann im Werd außer der Stadt hatten, durch Otto den Fröhlichen aber das herzogliche Freyhaus neben der k. k. Burg als stattliches Kloster und Kirche erhielten, und von andächtigen Christen täglich zahlreich besucht wurden. Als sie einst zufällig vom Gebetbuche das Aug empor hob, bemerkte sie einen schlanken Jüngling neben sich, der sie mit klaren offenen Augen ansah. Durch des Jünglings Blicke in Verwirrung gebracht, ließ sie ihr Gebetbuch auf dem Bettschämel liegen, und wurde des andern Tages noch mehr verlegen, als ihr der schöne Jüngling daselbe einhändig-

te. Da sie täglich in die Kirche kam, und den Jüngling allezeit neben sich gewahrte, so verlor sich allmählich ihre Scheu; sie vermochte bald seinen Gruß zu erwidern, und wagte es sogar am Ende, in seine hellen blauen Augen zu schauen.

Sie liebte, ohne es zu wissen. Durch das Wort Bräutigam erst ward es ihr deutlich. Sie wollte es sich selbst verbergen, ins eigne Herz voll Liebe ihr ganzes Wesen versenken; doch der Gedanke, die Gemahlin eines fremden Mannes zu werden, machte sie schaubern. Schwankend, zwischen Liebe und Gehorsam sank sie, die Hände faltend, auf die Knie. Nein, rief sie endlich, nein Marie, du darfst den kindlichen Gehorsam nicht verlegen. Der Vater liebt dich so rein. Du wärst nicht werth die Tochter eines so guten Vaters zu seyn! Und ich wäre nicht werth, der Vater einer so guten Tochter zu seyn, vernahm sie plötzlich des Vaters Stimme neben sich.

Marie sprang empor, wollte in die Arme des Vaters sinken, schlug aber beschämt, in stiller Demuth den Blick zur Erde. Der Vater stand mit dem schönen Hermann vor ihr, der, seine Gefühle nicht länger bezähmend, in die Arme seiner Braut sank.

Nicht unbemerkt war ihm die Veränderung seiner Tochter geblieben. Er war Zeuge ihrer feulentollen Blicke gewesen — Zeuge ihres edlen Entschlusses, und folgte freudig seiner Tochter in die neue Behausung, nach dem Namen seines Schwiegersohnes, zum Schabenrießel *) genannt.

Ach wie so ganz anders handeln gegenwärtig Väter und Mütter mit ihren Töchtern, wie so ganz anders nun oft Töchter mit ihren Aeltern! Das Geschlecht der Schabenrießel aber blühte in kräftigen Söhnen und tugendreichen Töchtern, Jahrhunderte lang, und vererbte ihre Namen auf unsere Zeiten.

Naturkunde.

VIII. 12.

Vielleicht daß doch noch eins und das andere Thier lebt, was auch der Urwelt angehörte.

Daß eine ganze Welt, verschwunden und bis vor kurzer Zeit ganz vergessen, unter unsern Füßen schlum-

*) Nicht fern vom Elend in der Nähe des rothen Thurmes. Bei St. Stephan befindet sich neben dem untern Selteneingange unsern der Mefnerwohnung noch gegenwärtig der Grabstein eines Nachkommens: Anno Domini 1552 am 20. Jänner starb der Erf. und Welf Michael Schabenrießel Bürger zu Wien u. Salzer alda. —

merkt, ist nicht zu läugnen; denn es tritt eine Menge von wunderbaren Geschöpfen als Zeugen auf, die unverwerflich sind, nicht bloß aus dem Thier- sondern auch aus dem Pflanzenreich, und die mit lauter Stimme es uns zurufen: wir gehörten einer andern Zeit einst an, und sind verschlungen von den Fluthen eines, wild die Erde überströmenden Meeres.

So rechnet uns Cuvier 78 Arten von fossilen, vierfüßigen Thieren vor, wovon jetzt 49 ganz unbekannt sind; zwey und zwanzig zu sieben neuen Gattungen, und 27 zu zwar noch vorhandenen Gattungen, aber zu neuen, von den jetzt lebenden ganz verschiedenen, Arten gehören, und — was noch besonders merkwürdig ist — die meisten dieser Thiere waren nach einem Maasstabe gebildet, den die Natur in der Folge ganz ausgegeben zu haben scheint.

Aber es ist wohl nicht unmöglich, daß hier und dort, in entlegenen Winkeln der Erde, in den großen und weitgedehnten Festlanden von Afrika, Asien, Amerika und Australien so manche, für verschwunden geachtete Arten und Gattungen von Thieren noch wiedergefunden werden, wenn nur erst des Europäers Fuß solche betreten und sein Auge solche durchforstet hätte. Hat man nicht unter andern den Riesenhüffel, wovon man den Kopf in Italien und Deutschland entdeckte, wie es scheint, in den Gebirgen von Indostan, noch am Leben gefunden? Zeigt uns nicht das Innere von Afrika ein Rhinoceros, von eben der ungeheuern Größe, als jenes war, welches hier in Deutschland in der Urzeit lebte, und wovon wir noch eine Menge von fossilen Knochen finden? Hat man nicht in den neuesten Zeiten, — ich müßte mich denn sehr irren, — in dem Innern von Afrika jenes, längst für verschollen geachtete Einhorn wieder gefunden, wovon man in der Mitte von Deutschland (N. f. „die Sündfluth mit forschende im Auge betrachtet, von Sabel“ und das dort sich findende Kupfer) ein fossiles Gerippe entdeckte?

Es ist es denn allerdings möglich, daß noch manche Thierart, die wir für verschwunden achten, in einer Gegend der Erde noch lebt, wohin Europäer bisher noch nicht vordrangen. Dazu gehört, wie ich glaube,

1. Das Mammuth, von Blumenbach Elephas primigenius genannt. Dieses Thier erreichte in der Urwelt, wie sich aus einer Berechnung des Herrn Profektors Berge ergibt, eine Höhe von 24 Fuß. Nach andern soll dies Thier noch einmal so groß wie ein Elephant gewesen seyn. Und da der größte Elephant unserer Zeit wohl eine Höhe von 17 bis 18 Fuß erreicht: so könnte das Mammuth hiernach 34 bis 36 Fuß hoch gewesen seyn. Das kann man auch aus der ungeheuern Größe seiner Stoßzähne schließen. Die größten Elephanten in Afrika haben

Stoßzähne von acht Fuß Länge, — in Asien erreichen sie diese Länge nicht; — aber man hat Stoßzähne vom Mammuth gefunden, welche funfzehn Fuß Länge hatten. Auch das Gewicht dieser ungeheuern Zähne deutet auf eine Größe des Thieres, welche nie ein Elephant erreicht. So unter andern findet man in der Kirche zu Schwäbisch-Hall einen Mammuthszahn, der, wie Einige sagen, 500, nach Andern sogar 600 Pfund wiegen soll. Beide zusammen wogen also 1000 bis 1200 Pfund. Und doch sollen diese jenen Zähnen zum Theil noch nicht gleich kommen, welche man, nach einem Berichte im Morgenblatt (Novemberstück 1816) unter einem Hügel bei Canstatt im Württembergischen gefunden hat.

Dieses Thier, glaube ich, ist noch nicht von der Erde verschwunden, da so manches für sein Dasein zeuget. Find man nicht an den Küsten des Eismers vor mehreren Jahren noch, den Körper eines solchen Thieres mit Haut und Haar?

Es war ein Oberhaupt der Tungusen, Namens Schumachof, welcher den Hofrath Adam S hierauf aufmerksam machte. Es hatten schon Wölfe, Bielfraße, Bären, Füchse rc. daran genagt, und die Jakuten hatten, um ihre Hunde damit zu füttern, eine Menge Fleisch von dem Körper des todtten Thieres schon abgeschnitten: so daß, als Adam S das Thier erblickte, nur noch das Gerippe desselben, fast ganz entfleischt übrig war, und ein großer Theil der Haut. Die Augen hatten sich erhalten, und an dem linken konnte man den Augapfel noch deutlich unterscheiden. Ja man erkannte sogar noch das Geschlecht desselben. Es war ein Männchen.

Auch versichert ein Schreiben aus dem Fort Maine, in Nordamerika, welches in dem Columbian von Neu-York abgedruckt ist, daß man in der dortigen Gegend Ueberreste vom Mammuth finde, welche besser, als alle bisher gefundene, erhalten seyn sollen.

Nun frage ich: wenn dieses Thier schon vor 4000 Jahren verschwand, läßt es sich wohl denken, daß sich dann noch so gut erhaltene Ueberreste davon jetzt finden würden? Gewiß nicht! Freilich im Eise und in der Kälte, erhalten sich organische Körper lange unverwest; aber auch das zarte Auge? Und sollte nicht in einer so langen Zeit von 4000 Jahren wenigstens einmal ein so milder Winter gewesen seyn, daß auch laue Thauwinde endlich die Eisbede, worunter der Körper begraben lag, erreichten, und ihn den Einwirkungen der freien Luft preis gaben? Ich führe dies nur an in Beziehung auf den Körper, welchen man an den Küsten des asiatischen Eismers fand. Aber wenn bei dem Fort Maine wohl

erhaltene Ueberreste vom Mammuth noch gefunden wurden, wo Eis und Kälte nicht Jahruntere, viel weniger Jahrtausende, den Körper eines hingestreckten Thieres gegen Verwesung schützten; so muß man doch glauben, daß diese Thiere noch heute da sind, und nur in entfernten und öden Gegenden leben, wohin der Mensch selten sich verirrt.

Endlich kommt hierzu noch, daß es nicht an Zeugnissen fehlt, wodurch dargethan wird, daß das Mammuth wirklich noch zu unserer Zeit lebe, wodurch denn, wenn man das früher Gesagte mit in Anrechnung bringt, die Sache einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhält.

In dem erwähnten Schreiben aus dem Fort *Waine* heißt es unter andern noch: „Die Indianer dieses Landes behaupten, eines dieser Thiere, dessen Geschlecht man seit der Sündfluth erlösch glaubt, lebendig gesehen zu haben. Es hatte einige Aehnlichkeit mit dem Schwein. Seine Haut war dunkelbraun; es hatte kleine Augen; hängende Ohren; gespaltene Klauen; aber nie sahen sie es liegen, sondern immer an Bäumen angelehnt. Es fraß zartes Holz, und gehörte nicht zu den fleischfressenden Thieren. Da nun Farbe und Gestalt mit demjenigen Thiere, welches *Shumachof* fand, ziemlich übereinstimmt: so glaube ich, daß durch die Strömungen des Meers dieses todte Thier von der nordamerikanischen Küste nach der sibirischen Küste hingeschwemmt ward, so wie ja auch das Treibholz auf dem Meere sehr weite Reisen macht. Und wer weiß, ob nicht die vielen Mammuthsüberreste, welche man in *Neu-Sibirien* findet, durch die Strömung des Meeres, als solches dieses Land noch bedeckte, hingeschafft worden?“

Ein zweites Zeugniß für das jetzt noch fortwauernde Daseyn des Mammuths legt *John Long*, in der Beschreibung seiner Reise in das nördliche *Amerika* ab, wenn er daselbst berichtet, daß der rothe See seinen Namen von einem solchen durch zwey Wilde angeschossenen Thier erhalten habe, dessen Blut das Wasser dieses Sees färbte, welches sich, nachdem es angeschossen war, in die Fluthen desselben stürzte.

Auch erfuhr *Alexander Mackenzie*, auf seiner im Jahre 1789 unternommenen Reise nach dem amerikanischen Eismeer, von den Wilden dort, daß an den Küsten des Meers ein vierfüßiges Thier lebe, von ungeheurer Größe, und mit einer so undurchdringlichen Haut, daß alle Pfeile von derselben abprallen, wie von einem Felsen.

Auch im Jahre 1817 enthielten öffentliche Blätter ebenfalls Nachrichten von einem Riesenthier, größ-

ßer wie ein Elephant, welches in den nördlichsten Gegenden von *Amerika* sich gezeigt, aber den Verfolgungen der zuerst erschrockenen Wilden glücklich entgangen sey.

Endlich findet sich noch, wie es scheint, eine, dieses alles bestätigende Nachricht im *Gesellschafteter*, (Bl. 35, 1819) wo aber, leider die Quelle nicht näher bezeichnet ist. Es heißt wörtlich daselbst:

Die Naturforscher in *Nordamerika* sind, wie sie es berichten, glücklich genug gewesen, das Mammuth auch als lebende Thiergattung in den westlichen Wildnissen des großen Continents aufzufinden. Aber, wird hier gefragt: war jenes Thier auch wirklich ein Mammuth? Man sagt uns: es habe keine Hörner (Stoßzähne) gehabt, sey gleich einem ungeheuren Bären gestaltet, und ungefähr 15 Fuß hoch gewesen. Es könnte dies aber ein junger Mammuth gewesen seyn!

Mag auch dies letzte Zeugniß nichts für das Daseyn des Mammuths beweisen, da die Stoßzähne diesem Thiere fehlten: so machen schon die zuerst angeführten Angaben das Daseyn dieses Thieres doch höchst wahrscheinlich.

2. Der Mammuthkranich. Man hat in *Neu-Sibirien* und bei *Sibirtar* in den Felsen, Vögelknochen und Federteile entdeckt, von so ungeheurer Größe, daß die Thiere, denen sie angehört haben, die Größe eines Lämmergeiers, als des größten unserer Raubvögel, drei bis viermal übertreffen müssen.

So entdeckte *Hedenström* in *Neu-Sibirien* die Klauen eines ungeheuern Vogels, welcher zu einer uns bisher unbekanntem Art zu gehören scheint. Diese Klauen haben eine Elle in der Länge. Die *Takuten* haben *Herrn Hedenström* versichert, daß sie auf ihren Jagdzügen zuweilen Skelette, und selbst Federn von dieser Vögelgattung fanden. Die Dicke dieser Federn soll ungeheurer seyn. Nach andern Nachrichten soll der Kiel so groß seyn, daß die Faust eines Mannes darin völlig Raum hat.

Es muß, da diese Zeugnisse so übereinstimmend lauten, ein solcher ungeheurer Vogel wenigstens einmal in der Welt gelebt haben. Und da man Skelette und Federn von ihm noch findet: so dürfte er in dem Laufe unserer Zeit noch da gewesen seyn. Den Vögelknochen und Federteile widersehen nicht Jahrtausende der Verwesung. Hiermit übereinstimmend lautet eine Nachricht, welche ich in der *Berliner Bosphischen Zeitung* (N. 37, 1818) fand, wo es heißt:

Nach öffentlichen Mittheilungen wurde im September 1817 am *Djostrom*, ein Kranich ange-

schoffen, dessen ungeheurere Größe, von 15 Fuß Höhe, 3 Fuß Rückenbreite zwischen den Flügeln, und 7 $\frac{1}{2}$ Fuß Flügellänge nicht geringes Erstaunen erregt hat.

Daß ein solcher Riesenvogel den Ungethümen der untergangenen Vorwelt, von denen der Schooß der Erde Ueberbleibsel aufbewahrt hat, noch angehdren müsse, daran ist um so weniger zu zweifeln, als die Verhältnisse dieses gefiederten Giganten mit denen, welche die Natur bei dem Geflügel jüngerer Schöpfung angewendet hat, sich gar nicht zusammenbringen lassen.

Die neue Natur hat es nicht gewagt, noch schwerer Vögel als den Pelikan mit Flugfähigkeit zu begaben. Größere, vom Kasuar bis zum Strauß, müssen sich schon bloß auf die Kraft und Schnelligkeit ihrer Füße verlassen, und bedienen sich nur der kaum angedeuteten Flügel als Hülfsmittel zum Laufen.

Der gemeine Kranich, in vollkommenster Größe, hat eine Höhe von 3 $\frac{1}{2}$ Fuß, Rückenbreite zwischen den Flügeln $\frac{1}{2}$ Fuß, Körperumfang von 2 $\frac{1}{2}$ Fuß, und an Gewicht 18 Pfund. Um diese Körpermasse durch die Luft zu führen, sind ihm Flügel von 3 Fuß Länge zugetheilt geworden.

Wollten wir nun diese Verhältnisse auf jenen Riesenkranich, als Geschlechtsgeossen übertragen, so müßte sein Körperumfang, bei drey Fuß Rückenbreite nicht weniger als 21 Fuß, sein Gewicht hiernach 13000 Pfund und, wenn die Hebekraft der Flügel sich wie ihr Quadratinhalt verhält, jeder Flügel von 94 Fuß Länge gewesen seyn. Die Schwungfedern dieses Riesenvogels hätten hiernach eine Länge von 45 Fuß haben müssen.

Es ist nicht zu läugnen, daß in dem obigen Berichte sich einige Widersprüche finden, aber es ist mir deshalb doch nicht möglich die Wahrheit des ganzen Inhalts abzuläugnen und Alles, was er enthält, für eine Fabel zu erklären. Das Erstaunen über den Anblick eines solchen ungeheuern Geschöpfes machte die Leute freilich wohl unfähig, alle körperlichen Verhältnisse dieses Thieres genau zu beachten, und so ist denn gewiß, daß der Vogel entweder nicht so groß, oder die Flügel desselben bei weitem größer waren. Ist die Länge der Flügel richtig angegeben, und war er ein Gesellschaftsgeosse unsers Kranichs: so ist dieser Riesenvogel vielleicht noch einmal so groß, als der bekannte Kranich, und das wäre schon immer genug, und dann wäre er sieben Fuß hoch gewesen und hätte 4 $\frac{1}{2}$ Fuß im Umfange gehabt.

Ist aber dieser Vogel eben der, wovon Hedenström r 8 in Klauen fand von der Länge einer Elle, — und ich glaube es fast — so kann der beobachtete Vogel leicht 14 bis 15 Fuß, wie berichtet wird, hoch gewesen seyn, und nur das Maas der Flügel ist zu klein angegeben. Die Zukunft wird das Nähere und

Wahre, was an der Sache ist, enthüllen. Nach meiner Ueberzeugung muß etwas Wahres an der Sache seyn, oder man müßte Hedenströms Bericht, und den Bericht vom Ohio für baare Lüge erklären, wozu man doch keinen andern Grund haben könnte, als etwa den, daß man anführt, es sey unmöglich, daß es einen Vogel von einer solchen Größe geben könnte. Aber wissen wir, was Alles möglich und unmöglich ist? Kennen wir die Erde, und alle auf ihr lebenden Geschöpfe schon so genau, daß wir das bezweifeln können, was uns von achtungswürdigen Beobachtern — zu diesen rechne ich billig den Herrn Hedenström — als wahr berichtet wird? Ist aber eine Klau von solcher ungeheuern Größe gefunden, so muß der Vogel selbst auch vorhanden seyn, und dann kann jenes, was vom Ohio her einberichtet wird, völlig wahr seyn.

Eduard Stern.

Auswärtige Staatskunde.

III. 6.

Arnheim im April 1821.

Ueber die Friedensgerichte in England.

In unserer Stände-Versammlung ist jetzt großer Streit über das neue Gesetzbuch, wodurch die noch bei uns bestehenden französischen Gesetze abgeschafft werden sollen. Man hat sich schon seit Jahren darüber nicht einigen können, und es ist auffallend, daß sich in den Niederlanden noch so viele Anhänger der französischen Gesetzgebung befinden, da man doch in Frankreich selbst gar nicht dafür eingenommen ist, sondern erst vor kurzem noch die französische Regierung einen bedeutenden Rechtsgelehrten nach England geschickt hat, um sich dort von der Art des gerichtlichen Verfahrens zu überzeugen. Allein die dortigen Einrichtungen sind theils so sehr republikanisch, theils noch so alterthümlich, daß kaum daran zu denken ist, dieselben auf den Continent eingeführt zu sehen.

Die wichtigste Einrichtung in dieser Beziehung ist das Institut der Friedensgerichte.

Jede Grafschaft nehmlich hat eine Sicherheits-Commission, welche aus den tüchtigsten Grundbesitzern zusammengesetzt ist; welche wenigstens 100 Pf. Sterling jährliche reine Einnahme besitzen müssen. Wer diese Eigenschaften hat, kann sich durch den Lord Lieutenant der Grafschaft bei dem Lord Kanzler oder Justiz-Minister melden. Auf diese Weise besteht die Sicherheits-Commission einer Grafschaft oft aus 600 Mitgliedern.

Es wird für eine Ehre gehalten, Mitglied derselben und als solches in den Registern eingeschrieben zu seyn. Viele begnügen sich damit. Allein jeder hat das Recht Friedensrichter zu werden. Er darf nur als solcher sich zur Ableistung des Dienst = Eides melden. Da dies Amt Ansehen giebt; so befinden sich in einer Grafschaft oft bis 500 Friedens = Richter. Nirgends ist ihre Anzahl bestimmt; und was das sonderbarste ist: jeder übt seine Jurisdiction über die ganze Grafschaft aus.

Die Befugnisse der Friedens = Richter bestehen vornehmlich in dem, was in andern Ländern den Polizey = Commissarien obliegt. Sie ertheilen die Erlaubniß zur Anlegung von Wirthshäusern, ernennen die Verwalter der Armen, und die Küster in den Kirchen, haben die Aufsicht über die Gefängnisse und auf die Preßgesetze. Endlich entscheiden sie kleine Zivil = Sachen, alle geringere Vergehen, und einige peinliche Verbrechen.

Die Friedens = Richter einer Grafschaft üben ihre Verwaltung auf dreierley Art aus. Entweder allein, oder in den kleinen Sitzungen, die alle 14 Tage von 2 Friedens = Richtern in jeder Stadt gehalten werden, oder in den großen Quartals = Sitzungen, die von allen Friedens = Richtern der Grafschaft gemeinschaftlich gehalten werden, bei denen aber nur das Erscheinen von zwanzig nothwendig ist.

Vor die einzelnen Friedens = Richter gehören alle politischen Gegenstände und alle Störungen der Ruhe, wofür sie Caution stellen müssen.

Vor die kleinen 14tägigen Sitzungen zweyer Friedensrichter gehört die Entscheidung der Civil = Prozesse ihrer Competenz. Z. B. Ehes = und Alimenten = so wie andere Bagatell = Sachen. Das Verfahren ist einfach. Die Partheien werden mündlich vernommen, die Zeugen ebenfalls, und die Entscheidung erfolgt sofort auf dem Wege der Information. Die Appellation von diesen Entscheidungen geht an die Quartals = Sitzungen.

In diesen werden auf dieselbe Weise Civilsachen in zweyter Instanz entschieden.

Außerdem aber erfolgt in den Quartals = Sitzungen die Entscheidung über Verbrechen auf dem Wege der Anklage mit Buziehung der großen und kleinen Jury; und unter dem Beistande des Sheriffs der Grafschaft. Dieser ist der Civil = Gouverneur, und dient ebenfalls ohne Gehalt, gewöhnlich mit einem jährlichen Aufwand von 24000 Frank.

Wenn bei uns solche Männer seyn werden, die für das öffentliche Wohl solche Opfer bringen; so

werden wir uns auch einer bessern Rechtspflege erfreuen können. Jetzt verkauft jeder lieber Staats = Papiere oder Tabak.

VIII. 26.

Kleine zoologische Notizen.

Das Phänomen des Pulses.

Die mit elastischen und contractilen Wänden versehenen Arterien sind im Leben stets mit Blut angefüllt und werden durch die aus der linken Herzkammer während deren Zusammenziehung eingetriebene Blutmasse momentan in einen schwachen Expansionsstand versetzt, welcher das Klopfen der Arterie bewirkt. Die Arterien wirken nun, vermöge ihrer Elasticität und Contractilität, gegen die Blutmasse zurück und nehmen ihren vorigen Durchmesser wieder ein. Dies ist das eigentliche Moment der Thätigkeit der Arterien, welches sich aber dem berührenden Finger scheinbar als das Moment der Ruhe ankündigt.

Leuchtende Thiere.

Macartney hat in den Philosoph. Transactions gezeigt, daß an unsern Küsten das Leuchten des Seewassers von kleinen, ganz runden, gallertartigen Thieren herrührt (*Medusa scintillans*). Zuweilen erscheint ein Heer, weit sich verbreitender Schein auf dem Meere, welcher von diesen Thieren herrührt, die sich zusammengesetzt haben. Es gibt noch mehrere leuchtende Medusen, z. B.: *Medusa pellucens* von ansehnlicher Größe, auch ein: *Gammarus fulgens*, eine *Beroe fulgens*. Die leuchtende Materie der *Lampyrus noctiluca* (*Johannieswürmchen*) ist halbflüssig und findet sich in Säcken. — Die meisten leuchtenden Seegeschöpfe findet man abgebildet Tafel XXI und XXII des 4ten Bandes der Krusensternschen Reise und beschrieben von Herbst. Neue Thiere dieser Art lehrte uns *Ellestinus* kennen und hat sie im 5ten Bande der Petersburger Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences Taf. VIII. abbilden lassen. Dasjenige Leuchten des Meeres nämlich, welches sich als glänzende Fünkchen darstellt, rührt hauptsächlich von mikroskopischen *cancellis marinis* her, deren sich eine unglaubliche Menge besonders in den nördlichen Gewässern vorfindet. Jedes solches, dem bloßen Auge kaum bemerkbare Thierchen verbreitet doch einen Glanz um sich her, welcher den Durchmesser seines Körpers wohl dreimal übertrifft.

S e s p e r u s .

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Beilage Nr. 18 zum zosten Band.

(Gedruckt im Dezember 1821).

Sechstes Verzeichniß meiner Mineralien.

VIII. 15. 17. 25.

(Fortsetzung von Beil. Nr. 5. des XXX. Bd.)

1075. Uranpfecherz, Schlackenwald.
 1076. Epidot, Verb und kryst. von Marschendorf in Mähren.
 1077. Strahliges Grün-Braunfeinerz, von Kareschna und Tribau in Mähren. 11.
 1078. Madreporit von Kossitz, Tribauer Herrschaft in Mähren.
 1079. Verhärteter Kalk } von Lettowitz. (Beides
 1080. Körnigter Kalk } für Faserkiesel!!! ausgegeben).
 1081. Slimmer in sechsseitigen Säulen. Aus dem Syenit bei Brünn.
 1082. Anthophyllit in Serpentin von Pernstein in Mähren. Mehrfach.
 1083. Halboyal von Neu-Bieffitz. Mehrfach.
 1084. Epidolit von Koscna.
 1085. Edler Serpentin von Lettowitz in Mähren. Mehrfach.
 1086. Dymhact? mit Granat von Lettowitz in Mähren. Mehrfach.
 1087. Urygyps mit Nephschwefel von Eis in Mähren. Bricht nicht mehr. 8.
 1088. Strauwackenschiefer (bläulichgran und rothgestreift) mit fein eingesprengtem Schwefelkies von Kuwal zwischen Biechowitz und Böhmischbrod.
 1089. Gemeiner Schörl, verb, von klein und feinstkrystallinisch abgesetzten Stücken, licht nekembraun und stark glänzend in Sneis. Von Stieckna in Böhmen.
 1090. Ein licht-lauchgrünes ins Grünlichgraue ziehendes Fossil, das sich gern in verben, röthlich-grauen, braunen Granat verläuft, schwer, sehr halhart ins Harte bis zum Funken gebend, matt, nur durch die Loupe schimmernd; im Kleinen klein- und fein-splittig, im Großen dickschiefrig, kommt als Gebirgslager zwischen Schwarzkirchen und Strup vor, an der Straße von Brünn nach Böhmen. Scheint dem Grünsteinschiefer anzugehören, erscheint aber wie ein einfaches Fossil, das dem dichten Feldspat am nächsten kommt, das man aber auch versucht werden könnte, für eine Art Dolomit zu halten, weil es etwas brauset. Selten fand ich darin Tremolit.
 1091. Halbgranit porphyrtartiger. (Der Quarz fehlt gänzlich). Mit schönem weißen Feldspat und braunem Slimmer. Erscheint zwischen Rezenz und Großen-Biteesch in Mähren. Geht einerseits in Sneis über, andererseits vielleicht in Syenit; denn ich habe ihn in der Gegend auch mit etwas Hornblende gefunden; anderwärts auch Spuren von Smaragd. (Mehrfach).
 1092. Amethyst von Babochowitz auf der Herrschaft Ramiez in Mähren. Verb in schönen fortifikationsartigen Absonderungen. (Mehrfach).
 1093. Niermit (klinglicher Bitterspat), von Kolesoruk bei Bilin.
 1094. Strahlige braune Blende. Prziibram.
 1095. Nadelzeolith (Mesotyp) in Basalt. Von Kreibitz in Böhmen.
 1096. Zoisit? von Konsperg, Oberpfalz. (Mir scheint es etwas anders).
 1097. Albin in Klingstein von Aussig.
 1098. Cronstedtit. Prziibram.
 1099. Schabasit. Kamniz in Böhmen.
 1100. Eisensamterz Zippens, (haarförmiger Brauneisenstein Hausmanns) Prziibram.

Beil. 3. Hesp. Nr. 18. XXX.

1101. Fasriger Anthronit von Lautschin.
 1102. Polarisirerender Serpentin von Kon-
 sperg.
 1103. Porphyr mit Kreuzstein im Basalt von Kam-
 nitz.
 1104. Mesolith von Hauenstein.
 1105. Rother Arragonit. Von Walfsch.
 1106. Dichter Zeolith von Daubitz.
 1107. Glanzeisenstein des Hrn. Mohs. Von
 der Sorge am Harz.
 1108. Gemeiner Jaspis. Von Boskowitz. (Mehrfach).
 1109. Rothglühtig Erz. Vom Harz.
 1110. Blättriges Rothkupfer. Aus Sibirien.
 1111. Haarförmiges Rothkupfer. Aus Sibirien
 und Rheinbreitenbach. 2.
 1112. Schwarzerz von Schemnitz.
 1113. Fasriger Malachit vom Harz.
 1114. Dichter vom Ringenwechsel in Tirol. Sehr selten.
 1115. Kupfermaragd. Aus der Kirgisel.
 1116. Fasriges Olivenerz. Aus England.
 1117. Fasriges Brauneisen von Hütersberg.
 1118. Dichtes Schwarzeisen. Aus dem Siegenschen.
 1119. Roth Spiesglanz. Von Braunsdorf.
 Malazka. 2.
 1120. Weiß Sylvanerz. } Siebenbürgen.
 1121. Schrifterz. }
 1122. Goldgelbes Gold von Faceban.
 1123. Weißer Speiskobold. Kieselösdorf. Dobschau.
 Fürstenberg. 8.
 1124. Koboldblüte von Fürstenberg.
 1125. Glaserg auf Hornstein. Aus Sibirien.
 1126. Bleierde aus Sibirien.
 1127. Weißblei mit grünem aus Sibirien.
 1128. Grünblei. Sibirien. 2.
 1129. Kupfernickel von Biber.
 1130. Glanzkobold von Tunaberg.
 1131. Grau-Braunstein krystall. von Brauns-
 dorf.
 1132. Gelbe Blende kryst. von Kapnik. 51.
 1133. Zinnstein aus England, Sachsen.
 1134. Grau-Spiesglanz. Ungarn.
 1135. Gelb-Blei. Sibirien.
 1136. Lievrit (angeblich) von Rio La Marine der In-
 sel Elba. (Wäst aber gar nicht zur Beschrei-
 bung des Werner'schen Lievrits in Hoff-
 mann's Handbuch, ist offenbar ein Metall und
 vielleicht Irvait, denn ich jedoch nicht gesehen).
 1137. Wolfram als Zwillingkrystall. Von Sinn-
 walde.
 1138. Bienezelliger Quarz mit kryst. Bleiglanz.
 1139. Braunstein von Ernsdorf in Mähren.
 1140. Gediegen haar- und drahtförmiges Silber mit
 Quarz, Hornstein und Kalkspat.
 1141. Weiß Blei.
 1142. Zinnstein kryst. mit Arsenikalkies.
 1143. Roth Kauschgelb. Von Nagyat.
 1144. Strahl. Grau-Spiesglanz mit rothem Kausch-
 gelb. Ungarn. Bernburg.
 1145. Guldich gediegen Silber auf Hornstein. Si-
 biren.
 1146. Mangablende von Nagyat. Selten.
 1147. Braunstein von Molar in Kastilien; von
 Christiansfund in Norwegen, von Felsbanya.
 1148. Speinit mit Spuren von Brunon aus dem
 Chamounythal.
 1149. Roth-Braunstein von Nagyat. 4.
 1150. Phosphorfaures Kupfererz von Rheinbreiten-
 bach und Libethen.
 1151. Dichter und fasriger Malachit. Aus Sibirien,
 Harz. (Mehrfach).
 1152. Kupferlasur aus Dillenburg.
 1153. Schwarzeisen. Aus dem Siegenschen und Bür-
 tembergischen.
 1154. Brauner Glaskopf. Von Biber. Barent. Sie-
 gen. Freudenstadt.
 1155. Eisenglanz. Von Siegen.
 1156. Rother Eisenrahm. Von Freiberg. Siegen.
 1157. Eisenspat. Von Barent. Iglo. Ebnstein. Ei-
 senärz. Alenaden.
 1158. Eisenglimmer von Barent und Gallroth.
 1159. Blaue Eisenerde auf Granit. Von Barent.
 1160. Braunsteintiesel. Von Aschaffenburg.
 1161. Eisenglanz von Elba. Siegen.
 1162. Stänglichter Thoneisenstein von Eisenärz.
 1163. Schwefelkies als Ammoniten-Versteinerung.
 Von Altdorf.
 1164. Bohnererz von Lausach in Oberösterreich.
 1165. Ausgezeichnet langfasriges Brauneisen. Von
 Siegen.
 1166. Kalksinter von Eisenärz.
 1167. Jaspisartiger Thoneisenstein. Von Fischau.
 Bricht nicht mehr.
 1168. Fahlerz aus Tirol, Herrengrund, Gajanell,
 Falkenstein, Katiborschitz.
 1169. Malachit. Von Schwarz, Sibirien, Claußthal,
 Göllnitz.
 1170. Roth-Kupfer von Katharinenburg, Szulowa,
 Dognazka.
 1171. Schwarzerz von Kapnik.
 1172. Kupfergrün von Cornwallis, Sibirien, Mol-
 dawa.
 1173. Kupferkies von Schmölitz, Herrengrund,
 Siebenbürgen, Iglo.
 1174. Gediegen Kupfer von Borowetz in Mähren.
 Bricht nicht mehr.
 1175. Kupferlasur von Falkenstein, Sasla.
 1176. Buntkupfererz von Blansko. (Bricht nicht
 mehr). Ektartshausen.

1177. Krystallisirter muschliger Hornstein. Aus Sachsen. 2.
1178. Feuerstein mit Kalkspat, Chalcedon. Aus Galizien. 2. Bei Brünn 1.
1179. Gem. Chalcedon. Von Deutsch = Litta, Kremnitz in Ungarn. Von Balesgas bei Madrid. Kryst. von Trestian. 4.
1180. Trümmer = Achat. Von Kunnersdorf.
1181. Edler Opal aus Ungarn. Ein sehr schönes Exemplar.
1182. Egypten = Jaspis.
1183. Bandjaspis von Gnantstein.
1184. Opaljaspis. Aus Ungarn.
1185. Pechstein von Meissen.
1186. Dichter und faseriger rother Zeolith. Von Fassa.
1187. Kryst. Blätter = Zeolith. Von Island.
1188. Schabasit aus Hessen.
1189. Rubicit von Fassa in Tirol.
1190. Kreuzstein vom Harz.
1191. Lasurstein aus Sibirien.
1192. Lazulit von Borau.
1193. Adular vom Gotthard.
1194. Labrador aus Finnland.
1195. Blumenblättriger Feldspat v. Joh. Georgenstadt.
1196. Gemeiner Schörl. Vom Gotthard.
1197. Blauspat von Krieglach.
1198. Dichter Feldspat. Schweiz. Corfika.
1199. Skapolit grauer strahliger Krystall. Von Norwegen.
1200. Skapolit grauer blättriger. (Bernierit.) Norwegen.
1201. Thonstein in Aiterkrystallen des Amethysts. Aus Sachsen.
1202. Schwimmstein von Paris.
1203. Wegschiefer von Salm.
1204. Bergkrystall vom Gotthard, rosenrother von Billichgrätz.
1205. Faseriger Amethyst aus Andalusien, Sachsen. 3.
1206. Gemeiner Amethyst von Babochowitz in Mähren, und aus dem Dnega = See.
1207. Zellichter Quarz von Kremnitz.
1208. Gemeiner Quarz krystallisirt. Von Waldshut.
1209. Pinit? von Roschna und Dirna in Böhmen.
1210. Erdiger Chlorit. Von Athern in Tirol.
1211. Blättriger Chlorit. Von Athern in Tirol.
1212. Gemeine Hornblende mit Granat in Glimmerschiefer. Von Passaier. Angekliffen. 2.
1213. Basaltische Hornblende von Wacheberg und Waszkopol in Böhmen, vom Cap de Gates.
1214. Blättriger Anthophyllit aus Corfika.
1215. Edler Serpentin aus Varent, Siebenbürgen, Turin, Schlesien, Mähren.
1216. Amianth aus Schlesien und Zillertal.
1217. Glasartiger Strahlstein. Von Sala in Schweden.
1218. Diabase vom Pachergebirge.
1219. Asbestart. Tremolit. Von Aschaffenburg.
1220. Glasartiger Tremolit. Vom Gotthard.
1221. Opalirender Muschelmarmor. Von Bleiberg.
1222. Dolomit von Valle Levantina.
1223. Bituminöser Mergelschiefer mit Fischabdruck. Von Kieglsdorf.
1224. Apatit von Ehrenfriedersdorf.
1225. Gemeiner Talk mit Spargelstein. Aus dem Zillertal.
1226. Dichter Fluß von Stollberg.
1227. Stinkstein mit Belemniten bei Prag.
1228. Pinit von Schneeberg in Sachsen.
1229. Witherit von Lancashire.
1230. Schwerspat in Tafeln durch Kauschgelb gefärbt. Von Felsöbanya.
1231. Schwerspat in Tafeln von Marienberg.
1232. Bologneser Spat.
1233. Thunnerstein (Amit), aus Sachsen, Dauphiné.
1234. Rothgülden. Joachimsthal. Hohe Taane.
1235. Rother Quarz. Freiberg.
1236. Turmalin vom Greiner.
1237. Gold von Borspatak.
1238. Hornstein vom Ural.
1239. Vesubiane und Auswürflinge aus dem Vesur.
1240. Grünerde von Planitz.
1241. Schwarze Blende von Rudna.
1242. Arsenikblüthe von Wittichen.
1243. Rosenrothe und grüne Bergkrystalle von Billichgrätz.
1244. Bergkrystall von Dauphiné.
1245. Dichter Rotheisenstein von Bölpersdorf im Glazischen.
1246. Chromeisen im Serpentin von Reichenstein.
1247. Brauner Halbopal, sich dem Opaljaspis nähernd. Von Fraim in Mähren.
1248. Asbestartiger Tremolit in Dolomit. Eben da.
1249. Gemeiner Nephrit mit weißgrauem Anthophyllit. Als Geschiebe der Rhone.
1250. Kupferglimmer von Libethen.
1251. Tafelspat von Drawiza.
1252. Phosphorsaures Kupfer von Libethen.
1253. Schwefel Kryst. von Truschkowitz.
1254. Gelber edler Serpentin von Schemnitz.
1255. Zinnober von Schemnitz und Dobschau.

1256. Galmei vom Banat.
 1257. Molybdän von Drawiza.
 1258. Steinsalz von Biliczka.
 1259. Malachit von Libethen.
 1260. Bimssteinporphyr von Hlinik.
 1261. Obsidian-Porphyr von Dille.
 1262. Lemonit in Thon-Porphyr. B. Schemnitz.
 1263. Galmei von Dognazka.
 1264. Perlstein-Porphyr von Hlinik.
 1265. Kuglicher Thon-Porphyr v. Schemnitz.
 1266. Arsenikalkies strahliger von Dognazka.
 1267. Anhydrit von Kuffee, Ischel, Pall und aus der Schwelz.
 1268. Boracite von Lüneburg.
 1269. Natürlicher Schwefel. Von Ber.
 1270. Olivenerz aus England.
 1271. Gediegen Kupfer. Sibirien. Ungarn.
 1272. Schwarzerz aus Offenbanya, Schemnitz, Kapnik.
 1273. Rothgiltig Erz. Joachimsthal, Boiza, Gaiuel, Schemnitz.
 1274. Blättererz von Nagyat.
 1275. Gediegen Silber. Fürstenberg, Krogsberg, Freiberg, Gaiuel, Schemnitz, Andrarum, Kremnitz, Triesch, Peru.
 1276. Silberschwärze von Saska.
 1277. Glaserz. Sibirien; Schemnitz.
 1278. Gediegen Gold. Bördspataf, Boiza, Salzburg, Tretyan.
 1279. Zeller von Offenbanya, Nagyat, Facsbany, Balkov.
 1280. Ghibisch Silber. Sibirien.
 1281. Dichter Zoolith von Daubitz in Böhmen.
 1282. Schabazit von Markersdorf in Böhmen.
 1283. Niermit von Kolosoruk in Böhmen.
 1284. Arragon fängl. u. safriger von Kerschina. Krystallfirt v. Horscheneh bei Bilin, fängl. v. Kolosoruk, v. Straka bei Tschplik.
 1285. Braune Strahlenblende von Przi-gram.
 1286. Resolith v. Hauenstein in Böhmen.
 1287. Zoisit v. Ronsberg in Böhmen.

Sendung aus Ungarn.

1288. Safriger Glanzisenstein v. Nadabulla.
 1289. Schuppiger Eisenglanz v. Talsanau.
 1290. Schuppig-safriger Eisenglanz v. Jossak.
 1291. Schwarzeisenstein aus dem Gmörreer Comitat.

1292. Eisenglimmer v. Nadabulla.
 1293. Safriger Brauneisen v. Nadabulla.
 1294. Blättriger Eisenglanz v. Petermann u. Rosenau.
 1295. Safriges Brauneisen v. prismatisch-fänglich abg. sonderter Etüden v. Nadabulla.
 1296. Magneteis. u mit Strahlstein. Von Pralendorf.
 1297. Schuppigsafriger Brauneisen (Leptidokroit) v. Nadabulla.
 1298. Rotheisen-Oker v. Nadabulla.
 1299. Magneteisen v. Schwedler.
 1300. Eisenspat v. Nadabulla.
 1301. Körniger, rother Braunstein von Pralendorf.
 1302. Krystall. grauer Braunstein v. Nadabulla.
 1303. Safriger Malachit von Szulowa.
 1304. Eisenschüssig Kupfergrün mit Kupferasur von Gümnik.
 1305. Zinnober mit Fahlerz v. Zlana.
 1306. Gediegen Quecksilber mit Zinnober v. Zlana.
 1307. Gemeine Hornblende v. Pralendorf.
 1308. Allophan v. Bettler.
 1309. Amianth. von Dobshon.
 1310. Arinit von Poloma.
 1311. Arragon (Agloit) von Bettler.
 1312. Glanzkobold (?) berber v. Nadabulla.
 1313. Wolyn v. Rosenau.

Sendung aus Schlesien.

1314. Magnesit v. Baumgarten in Schlesien.
 1315. Zonit v. Steinau.
 1316. Chrysopras v. Baumgarten.
 1317. Pistacit (?) v. Schmiedeberg. Dubito*.)
 1318. Gemeiner Schörl v. Langenbickau.
 1319. Aus dem Lager des angebl. Anthophyllit von Baumgarten. (Scheint gemeine Hornblende-Abänderung).
 1320. Halbopal v. Grachau. (Ist gemeiner Opal).
 1321. Anthophyllit v. Baumgarten. (Un- deutlich, scheint doch mehr der Hornblende anzugehören oder einen Uebergang dahin zu machen. In der Gesellschaft erscheint aber ein arinitartiges Fossil dorb).
 1322. Dichtes Braunsteinerg. Von Ilmenau.

D. H.

*) Es scheint, daß dasselbe Fossil, was bei Strap in Mähren vorkommt, das ich weit eher für dichten Feldspat mit braunem Granat und dem Grünsteinschiefer untergeordnet halten möchte.

D. H.

S e s p e r u s .

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl Andri.

Beilage Nr. 19. zum 30sten Band.

(Gedruckt im Dezember 1821.)

VIII. 17.

Nat u r g e s c h i c h t e.

Das Daseyn eines sogenannten Ratten-Königs ist
dennoch keine Fabel.

Der Dr. der Theol. und Philos. Joh. Joach. Beller mann beweiset das bisher bezweifelte Daseyn desselben. *) Der Rattenkönig besteht aus 6 — 8 — 10 — 12 auch 16 Ratten, welche alle um einen Mittelpunkt herum liegen, und mit ihren Schwänzen so dicht verflochten sind, daß man eher das Thier abweisen, als aus dieser Verwicklung befreien kann. —

Das Kupfer stellt einen Rattenkönig aus zehn Ratten vor, deren Schwänze gordisch in einander geschlungen, die Ratten zu einer zirkelförmigen Lage, deren Mittelpunkt der Knoten selbst ist, zwingt, sie daher an jeder Bewegung hindert. — Dieser Rattenkönig wurde im Jahr 1772 zu Erfurt in einem Getreidespeicher, welchen man wegen Baufälligkeit eingerißen, unter den Bodenbretern gefunden, von den Arbeitsleuten todtgeschlagen und auf den Schutt herausgeworfen. — Herr Beller mann war Augenzeuge hiervon, und liefert folgende Beschreibung. — Es waren eils Ratten, von der gewöhnlichen Art der Hausratten, schwärzlich aschenfarbig, vollkommen ausgewachsen. — Die Schwänze waren dicht in einander verschlungen, und zusammengewachsen. Sie glichen einem Knauel von der Größe einer starken Mannsfaust, einem Knauel von Stricken von der Stärke thönerner Pfeifenröhrchen. Die Verschlingung der Schwänze fing etwa einen Zoll von den Leibern an.

Der Knauel war der Mittelpunkt, und die eils Ratten bildeten eben so viel Strahlen, an deren äußerstem Ende sich die Köpfe befanden. Die ganze Kreisfläche hatte wohl an $1\frac{1}{2}$ Rheinl. Fuß Durchmesser. — Zwei junge Leute ergriffen zwei entgegen liegende Ratten und zogen mit Gewalt daran, die eine riß nahe am Leibe ab, und der Schwanz blieb im Knauel zurück. Bei dem Drehen und Wenden dieser Rattenfamilie sah ich deutlich, daß auf dem obern Theile des Schwanzknauels die Schwänze wie verschlungene Stricke über und unter einander sich durchzogen, auf dem untern aber mehr wie zu einem Kloss gebildet, und ineinander verwachsen waren, an welchem ich deutlich nur Erhöhungen wie Nätze oder Leisten gewahr wurde; ic. ic. Zu mehrerer Glaubwürdigkeit dieser Aussage hat Hr. Beller mann dieses merkwürdige Natur-Ereigniß durch mehrere Zeugnisse anderer gleich glaubwürdiger Augenzeugen erhärten lassen, und diese der Abhandlung beigelegt, auch noch eine Menge Beispiele aus ältern und neuern Zeiten, wo ähnliche Monstra gefunden worden, beigelegt; — Ein Rattenkönig soll in der königl. sächsischen Naturalienkammer in Spiritus aufbewahrt worden seyn. —

Ueber die Entstehung solcher Mißgestalten äußert sich Hr. Beller mann, daß die Verschlingung der Schwänze entweder vor oder nach der Geburt stattfinden müsse; die Dehnbarkeit der Geburtstheile ist bei manchen Thieren sehr bedeutend; man hat Beispiele, daß mehrere Katzen, die durch die Nabelschnur verbunden blieben, zugleich und lebend geboren wurden. Dieß könnte also auch bei dem Rattenkönig der Fall seyn, wo man überdem die Bemerkung gemacht hat, daß er immer aus gleich großen, im Alter durchaus nicht verschiedenen Ratten besteht. — Eine Verwicklung der Thiere mit ihren Schwänzen nach der Geburt ist noch wahrscheinlicher; gewöhnlich wirft die Mutter ihre Junge an einer engen, verborgenen Stelle; die Jungen sind zehn Tage blind, zeigen überaus viel Beweglichkeit; mögen daher im engen Neste viel unter und über einander herum

*) Ueber das bisher bezweifelte Daseyn des Rattenkönigs. Eine naturgeschichtliche Vorlesung. Mit einer Abbitdung von J. J. Beller mann; Königl. Rath, Direktor und ordentl. Mitglied der naturforschenden Freunde. in Berlin. Berlin 1820.

— Beil. 3. Heft. 19. Nr. XXX. Mit 2. Einband Nr. 3.

kriechen, um eine bequemere Lage zu finden. Die Rattenschwänze haben die eigenthümliche Beschaffenheit, daß sie voll kleiner runder Schuppen sind, welche in zarten Ringen den Schwanz umgeben, und klebrig sind. — Dauben ton hat auf einem 6 Zoll langen Rattenschwänze 250 solcher Ringe gezählt; die schuppigen und klebrigen Streifen des einen Schwanzes haften leicht an den andern an, und bei dem schnellen Wächsthume der Thiere in den ersten Tagen, wird das Anfangs lockere Gewirre fest und unauslöschbar, was endlich durch das Ueber- und Unter-einanderkriechen der Thiere den Knauel vergrößert und fester schlingt. —

Beispiele, daß Thiere mehr Junge warfen als sie Säugwarzen haben, sind bei Hunden, Schweinen etc. nicht selten, kann daher auch bei Ratten bis zu 16 steigen, ohngeachtet die Ratte nur 10 Säugwarzen hat. —

Die Meinung einiger Naturforscher, daß solche Rattenkönige durch Zusammenschleppung der Schwänze und ihre Verwicklung der Schwänze durch stärkere sie bestiegende, statt finde, welche diese Gefangenen sodann zum Neste ihrer künftigen Jungen benutzen, verwirft Hr. Bellermann ganz.

Mineralogie.

VIII. 15.

Das Gebirge Niederschlesiens, der Grafschaft Glatz und eines Theiles von Böhmen und der Ober-Lausitz, geognostisch dargestellt durch Carl von Raumer, mit Karten. Berlin 1819.

Der als gründlicher Geognost und Mineralog dem bergmännischen Publico bekannte Herr von Raumer hat jetzt eine petrographische Karte und Beschreibung von Niederschlesien, der Grafschaft Glatz, den Gränzen Böhmens und der Lausitz herausgegeben, welche in den Händen jedes wissenschaftlichen Bergmanns seyn sollte, für den Geognosten aber ganz unentbehrlich ist.

Seiner Karte zu Folge, nimmt Urgebirge den größten Theil Niederschlesiens und der Grafschaft Glatz ein, das Übergangsgebirge spielt dagegen eine sehr unbedeutende, das Flözgebirge aber eine ausgebreitete Rolle.

1. Central-Granit.

Unter den Urgebirgen selbst führt Hr. v. Raumer als primitives Glied den Central-Granit auf,

welcher im Westen von Niederschlesien erscheint. Die Gränze dieses Granits, läuft vom westlichen Fuße der Schneekoppe in S. W. Richtung nach dem Weißwasserabhang des Ziegenrückens, von da durch W. in N. W. Richtung weiter über den Vereinigungspunkt von Weißwasser und Elbe, der Elbseite des Kohnsch-Berges nach über den nördlichen Abhang der Kesselskoppe auf Harrachsdorf zu. Hier wendet sich diese Gränzlinie durch W. in S. W. nach Przychowitz u. Sbitky, von wo aus sie wieder der vorigen W. in N. W. Richtung zwischen Seidenschwanz und Langenbrück folgt. Bei letzterm Orte, zieht sie sich nahe in N. W., so daß der Gieschenberg links, Rochlitz, Reichenberg, und Machendorf rechts bleiben, wendet sich hier wieder aus N. W. durch R. in N. D., zieht links von Schönborn und Einsiedel auf Mühlische zu, und setzt in mehr östlicher Richtung nach Lieberda. Von hier wendet sie sich nach S. D., die Spitze der Tafelsichte bleibt ihr links und sie läuft längs der Tferseite des hohen Klinkberger Kampfs, zwischen Karlsthal und dem weißen Klinkberg durch nach dem Hohenstein bei Streibershain, biegt hier aus S. D. durch D. in D. N. D., folgt dem nach dem großen Zaden zu gelegenen Abhange des Schwarzenberges, läßt Grunau links, Hirschberg rechts, wendet sich bei ersterm Orte aus N. D. durch D. in S. D., und zieht sich in dieser Richtung auf Kupferberg, wo sie sich endlich durch S. in S. W. wendet, und wieder der Schneekoppe zuläuft. Der Granit in dieser Begrenzungslinie, besteht aus Feldspath von fleischrother, röthlich, gelblich, grünlich und graulich-weißer Farbe, rauchgranem Quarze, der bisweilen in doppelt sechsseitigen Pyramiden kristallifert ist, und pechschwarzen Glimmerkristallen in grobkörnigem Gefüge. Feldspath ist bei weitem vorherrschend, Glimmer am wenigsten. Schichtung und Lagerung ist so wenig wie flasriges oder schiefriges Gestein wahrzunehmen; wie im Kleinen, so fehlt auch im Großen der Parallelismus. — Die zwei den Central-Granit umlagernden nächsten Gebilde sind: der Gneus-Granit, und die Urschiefer.

Gneus-Granit.

Der Gneus-Granit nimmt zwei Bezirke ein, nördlich einen bedeutend großen, einen kleinen südlich.

a) Nördlich.

Die Gränze zieht sich am Central-Granit, von Grunau, bis Kratzau; westlich von diesem Orte gränzt diese Bildung an die Urschiefer bis Spittelgrund, von hier zieht man eine grade Linie nach Königshayn bei Görlitz um den Bezirk zu schließen, und kommt da an die äußer Gränzlinie des Gneusgranits, welche in S. D. Rich-

tung rechts von Königshain, Görlitz, Krammen, Dels, Ullersdorf, Boberullersdorf, wieder auf Grunau zuläuft. —

Granit und Gneus sind die vorherrschenden Gesteinsarten dieser Familie, welche durch ihr Abfallen vom Central-Granit, wie die häufige sichtliche Bedeckung desselben, deutlich zeigen, daß er ihr Grundgebirge ist. —

Der Granit findet sich vom grobkörnigen an bis zum sehr feinkörnigen Gefüge, ersterer ist der häufigste. Vorherrschend ist auch hier der Feldspath, grobkörnig, vorzüglich lavendelblau, des Quarzes Farbe ist oft von der des Feldspaths nicht zu unterscheiden, Glimmer sehr wenig, pechschwarz, selten kristallförmig.

Der Gneus bei ganz gleichen oryktognostischen Bestandtheilen unterscheidet sich vom Granit allein, durch das mehr oder minder bestimmt hervortretende grobkörnige Gefüge. —

Innerhalb des Bezirkes der Granit-Gneusbildung findet sich ein mächtiges Lager von Glimmerschiefer, dessen Gränze sich im Liegenden von Raspenau gegen D. unterhalb der Flinsberger Kirche durch den Quais, bis in die Gegend von Boigtsdorf zieht, im Hängenden ebensfalls von Raspenau aus, auf Neustädte, setzt bei der Kobersdorfer Schenke durch den Quais, weiter zwischen Siehren und Rabiskan nach dem Ahlenberge zu, und vereint sich endlich bei Boigtsdorf mit der Gränzlinie im Liegenden.

Der Glimmerschiefer ist theils grünlich und blaulich grau, theils silberweiß. Fein körniger Kalkstein, erscheint an den beiden äußersten Enden des Lagers bei Chemnitz und Raspenau.

Eine dem Basalt sich nähernde Gebirgsart, nur etwas ins Grünliche fallend, ist unterhalb Neumühl am linken Ufer des Bober mit Granit verwachsen zu finden, eben daselbst auch ein ähnliches aber weiches Gestein, in welchem Hornblende-Krystallen liegen. — Der Granit der Gneusgranitbildung ist ungeschichtet, der Gneus mehr oder minder deutlich, vorzüglich deutlich geschichtet ist dagegen der Glimmerschiefer.

Südblicher Gneus-Granit.

Die innere Gränze zieht sich von Waltersdorf bei Kupferberg am Centralgranite fort, bis zum Abfalle des Forstammes, die äußere ebenfalls von Waltersdorf geht links dem Rothreschau er Kalksteinbrüche über die Straße von Landshut nach Schmiedeberg, und zieht dann rechts am Eulenbüchel und der schwarzen Koppe vorbei wieder dem Abfalle des Forstammes zu.

In diesem Zuge erscheint Kalk mit edlem Serpentin und Tremolith. Nach der abgenommenen Schichtung erscheint auch hier der Central-Granit als das Liegende.

Urschiefer mit Kalksteinlagern.

Die Urschiefer begränzen:

- 1) Von Königshain bei Görlitz bis Grunau bei Hirschberg den nördlichen Gneus-Granit, von Grunau bis Waltersdorf bei Kupferberg den Central-Granit, von Waltersdorf bis zum Abfalle des Forstammes den südlichen Gneus-Granit, und endlich vom gedachten Abfalle des Forstammes bis in die Nähe von Kratrau wieder den Central-Granit.
- 2) Aus der Gegend von Görlitz bis Seiffersdorf ohnweit Lauban zieht man eine Untersuchungsgränze.
- 3) Von Seiffersdorf läuft die äußere Urschiefergränze in S. D. auf Kl. Neudorf, läßt alle Kalkbrüche rechts, und continuirt so auf Grunau, hier wendet sie sich zurück in N. W., schneidet Derslangena, setzt links von Käten auf Niedermärksdorf fort, zwischen Dippeldorf und Lerchenberg durch den Bober, läßt Johndorf rechts, schneidet Alt-Schnau, läßt die Kalksteinbrüche von Klein-Helmsdorf, Zeipe und Lauterbach rechts, und wendet sich abermals ungesähr bei Baumgarten nach N., läßt den Blumenauer Kalkbruch links, durchsetzt Niederleipe, springt westlich bis zur Ratzbach bei Wildenberg, kehrt dann in D. zurück, läuft durch Conradswalde, läßt Wulmsdorf rechts, den Wulmsdorfer Kalkbruch links und geht durch Hasel bis Prausnitz, wo sich die weitere Gränze wegen Sandbedeckung nicht verfolgen läßt. Rother Sandstein begränzt größtentheils die Urschiefer längs der angegebenen Gränze; in der Gegend von Käten eine Masse Quadersandstein.
- 4) Von Kratzau bis in die Gegend von Spittelgrund gränzt der Thonschiefer mit der Gneus-Granit-Bildung. Von Spittelgrund begränzt Quadersandstein den Thonschiefer in einer südöstlich gerichteten Linie, bis böhm. Proschwitz, wo die Begränzung der Urschiefer durch rothen Sandstein beginnt, welcher sie in S. D. in einer Linie über Brebel, Starckenbach, Schaglar bis Bober begleitet, dort ist Uebergangskonglomerat auf die Urschiefer gelagert, u. zwar in einer Linie, welche zwischen Dittersbach u. Pfaffendorf durchgeht, den Charlachberg bei Preußendorf links läßt, zwischen Dersbaumgarten und Reichena durchläuft und endlich zwischen Fröblichsdorf, Freiburg und Nieder-Kunzendorf endet.
- 5) Von Niederkunzendorf gehen die Urschiefer über Schöllnitz und Klönitz nach Pöschwitz.

Der Granit des östlichen Urgebirges steht von Würben über Strigau ebenfalls nach Poischwitz. Zwischen den westlich streichenden Schiefer und dem östlichen Granit läuft eine mit Sand, Dammerde u. u. bedeckte Ebene von Schweidnitz zwischen Strigau und Hohenfriedberg durch nach Jauer, in welche die Gränze der Urschiefer mit dem östlichen Granit fallen muß. Erst bei Poischwitz treffen beide Bildungen zusammen. Zieht man endlich eine Linie nordwestlich von Poischwitz über Kolbnitz und Seichau nach Prausnitz, so hat man das Ganze geschlossen, und mit der ersten äußersten Gränze verbunden.

Gestein.

Schmutzig olivengrüner Grünstein, theils mandelsteinartig, theils dicht, Uebergänge in grünen Schiefer, Thonschiefer, Glimmerschiefer, sind häufig, u. u. bedeckte Ebene von Schweidnitz zwischen Strigau und Hohenfriedberg durch nach Jauer, in welche die Gränze der Urschiefer mit dem östlichen Granit fallen muß. Erst bei Poischwitz treffen beide Bildungen zusammen. Zieht man endlich eine Linie nordwestlich von Poischwitz über Kolbnitz und Seichau nach Prausnitz, so hat man das Ganze geschlossen, und mit der ersten äußersten Gränze verbunden.

Die Urschiefer sind deutlich geschichtet, besonders in südlichen und westlichen, der Fallwinkel ist in der Regel über 50°.

Nördliches Urgebirge.

Dieses läuft von Johansbach bei Barth auf Silberberg, die Rappich-Mühle, Oberhansdorf, Rudolphswalde, Rothe Höhe, bei Altwasser durch, bis nahe Mittel-Salzbrenn, wo es sich in D. auf Oberseifersdorf und südlich Bogenhof vorbei wendet; von hier ist alles mit Sand u. u. bedeckt, und man kann nur muthmaßlich die Gränze des östlichen Urgebirges mit den westlich streichenden Urschiefern, nach Poischwitz ziehen; von gedachtem Orte weiter nördlich, werden die Beobachtungen immer dürftiger; die in den weiten Ebenen verbreiteten insularischen Granitpunkte, dienen bloß zum Anhalten, und erlauben nur von einem zum andern Punkte die Gränzlinien zu ziehen, wonach das östliche Urgebirge von Poischwitz auf Diebenau und Wandritz, von da in S. auf Barthdorf, rechts von Bobten, weiter auf Strehlen und Priborn fortsetzt. — Von Priborn ist sodann über Frankenstein und Baumgarten nach Barth als dem Anfangspunkte eine Gränzlinie zu ziehen, um das östliche Urgebirge zu schließen.

Granit, Gneus, Schillerfels (nach v. Buch Gabbro) und Serpentin, sind die wichtigsten Gebirgsarten, Gneus ist bei weitem vorherrschende Gebirgsart, Kalk sehr selten.

Südliches Urgebirge.

Beginnt in Schreibendorf unweit Mittelwalde in der Grafschaft Glaz, läßt Lauterbach u. Merzberg rechts, läuft westlich Wermsdorf vorbei, geht über die Höhe von Röllnitz, bis Eisersdorf, wendet sich hier nach Ullersdorf, setzt zwischen Werdel u. Peinzendorf, Trostkau, dem großen Jauerberg und dem goldenen Esel bei Reichenstein auf Moistrizdorf fort. — Von hier zieht sich das Gebirge mit mächtiger Verbreitung nach Österreich, Schlesien und Mähren.

Glimmerschiefer ist hier vorherrschend, geht in feinflasrigen Gneus, dieser in grobflasrigen über, beide Gebirgsarten wechsellagern häufig mit einander. Serpentin, Kalkstein erscheinen oft, letzterer selten im Gneus. Die Schichtung ist meist sehr bestimmt, gewöhnlich unter einem Winkel von 50° und darüber. Das Hauptfallen ist N. N. O. und N. O.

Nördlich diesem Zuge folgt, von Eisersdorf bis Moistrizdorf ein Syenitgebirge, von nicht bedeutender Ausdehnung. Das Quadersandstein- und Plänerkalkstein-Gebilde bedeckt westlich — von Schreibendorf bis Grafenort, unregelmäßig diese Hälfte des südlichen Urgebirges, was bei Herzogswalde zwischen dem Kalkbruche und Kalkofen gedachten Ortes wieder zu Tage kommt, mit mehr und weniger Ausbiegungen und Bedeckungen von Quadersandstein und Pläner, über Reinerz bis in die Gegend von Tschischney fortsetzt; die westliche Gränze dieses Urgebirges auf Böhmen zu, ist noch zu untersuchen; in der Grafschaft Glaz wird ein kleiner Theil derselben durch ein ihm in gleichförmiger Lagerung folgendes Gebilde von Syenit, in der Richtung von Gießhübel, über Levin nach Jakobowitz, bedeckt.

Gebirgsarten: Grobflasriger Gneus, geht durch feinflasrigen in Glimmerschiefer über; Kalkstein, vom feinsten bis zum größten Korn bildet häufige Lager. — Die Schichtung ist meist ausgezeichnet deutlich, das Fallen gewöhnlich über 50° von Herzogswalde bis Brunewald in W. S. W., von Brunewald aber bis Reitenhof in W. N. W.

Wahrscheinlich dürften beide Hälften des südlichen Urgebirges ein großes Ganzes bilden, was nur durch eine spätere Bedeckung von Pläner und Quadersandstein getrennt worden.

Uebergangsgebirge.

1) Nördliches.

Innere Gränze. Das Uebergangsgebirge begränzt westlich und nördlich vom Bober über Rudelsstadt bis Niederlunzenhof die Urschiefer, begränzt östlich den Gneus der Gule von Ro-

the Höhe bei Waldenburg bis zu einem Punkte, der zwischen Rogendorf und der Straße von Schweidnitz nach Hohen-Siersdorf liegt. Hier verflücht sich dasselbe unter Sand u. in der Schweidnitzer Ebene, gränzt aber wahrscheinlich mit dem eine halbe Stunde davon entfernten östlichen Urgebirge.

Äußere Gränze.

Die äußere Gränze des Uebergangsgebirges bildet großen Theils das Liegende des Niederschlesischen Steinkohlengebirges. Sie läuft aus der Nähe von Rothe Höhe zwischen der Tempelgrube bei Altwasser und den Pilsbäusern durch, läuft im Liegenden der Abend- und Morgensterngrube bei Haffau auf Neu-Salzbrennen, läßt die David-Grube links, desgleichen die alten Fuchsgruben, Gablau rechts, die Lauifen-Grube bei Landshut links, Landshut selbst rechts, liegen. Von hier geht die Gränze durch Reichhennersdorf zwischen den alten Reichhennersdorfer Kohlenhalben durch, läßt die alten Kohlenhalben im schwarzen Busche bei Blasdorf und das Steinkohlengebirge zwischen Dittersbach und Buchwald links, und läuft dann auf Tschepsdorf unweit Bober zu, wo es als Uebergangsgebirge endet. —

Gebirgsarten.

Ein meist etwas erdiger grünlich grauer Thonschiefer geht in grauen thonigen Sandstein, dieser in graues Konglomerat über, welches das vorherrschende Gestein des Gebirges ist; hin und wieder verläuft sich die graue Farbe des Konglomerats und Sandstein ins Rothe. Die runden Stücke im Konglomerate sind meist Quarz und Schiefer, seltener Granit und Porphyr, ihre Größe fällt gewöhnlich zwischen der einer Haselnuß und der eines Hühneries, näher der innern Gränze wachsen sie zu mächtigen Blöcken an; bei Fürstenstein zeigen sich ganze Felswände eines Granits mitten im Konglomerat-Gebirge. Das Bindemittel ist bald mehr thoniger Natur, bald mehr krystallinisch, da es dann dem Harzer Hornfels ähnelt. Feldspath-Porphyr bildet den Sattelwald bei Liebersdorf, der zwischen Konglomerat liegt.

Bläulich grauer Kalkstein mit Versteinernungen, und die Spur einer Art Steinkohle wird gleichfalls getroffen. Ein schwaches Flöz von einer Art Weichkohle fand man im Uebergangsgebirge des Friedrich Wilhelm Stollens bei Altwasser. Auch bei Rudelsdorf zeigen sich im Thonschiefer schwache Steinkohlenspuren.

Das Gebirge ist meist ausgezeichnet geschichtet, und schießt unter einem Winkel von 50 Graden nach mancherlei Richtungen em. — Ein kleiner Streifen Uebergangsgebirge zeigt sich bei Hansdorf in der

Grasschaft Glah, der von da auf Nieder-Glaziß Falkenberg fortzieht, und bei Rudolphswalde endet, dieses Uebergangsgebirge begränzt den Gneus des Culengebirges.

Das Gestein ist jenem des beschriebenen nördlichen Zuges gleich, fällt vom Gneus ab, als seinem Grundgebirge, und verliert sich unter das Steinkohlengebirge der dortigen Gegend.

Südliches Uebergangsgebirge.

Innere Gränze.

Von Colonie Wolpersdorf über Silberberg bis Johnsbach bei Barthau, begränzt es das östliche Urgebirge, von den Tränkhäusern bei Eckersdorf bis zum hohen Vorwerk begränzt es den Wolpersdorfer Schillerfels.

Äußere.

Zieht man eine Linie vom Barthauer Kapellenberge zwischen dem Königshainer Spitzberge und der Girichswalder Kirche durch auf Neudel, Niederhaußdorf und der Soritscher Seite des Rothen Berges; so wird das Uebergangsgebirge links von dem bereits erwähnten Speinit begränzt. Man verlängere die Linie von Soritsch im Ganzen nordwestlich bis zum rechten Ufer der Steine, weiter zum rechten Ufer des Schlegler Wassers, wo es in die Steine fällt, ziehe dieselbe von hier in südwestlicher Richtung, so daß die Walterköpfe bei Eckersdorf dicht rechts bleibt, auf das Rothwäldersdorfer Wasser beim Vorwerk Hohberg, zwischen der Lauretten-Kapelle und Eckersdorfer Kirche durch, und von hier sofort wieder auf die Tränkhäuser zu, so daß die Frischauf-Grube bei Eckersdorf links bleibt, so verbindet sich die eine äußere Gränze des Uebergangsgebirges mit der oben angegebenen 2ten innern Gränze.

Eine 2te äußere Gränzlinie, welche mit der ersten in keiner Verbindung steht, schließt sich an die erste innere Gränze bei der Colonie Wolpersdorf, läuft im Hängenden des dasigen Kalkbruches, biegt sich hufeisenförmig ins Hängende des verlassenen Obersteiner Kalkbruches, von wo sie weiter ins Liegende der Sibbert Fortuna Steinkohlengrube zieht, sich dann durch Eckersdorf um den Kälberg wendet, Ober-Roth-Wäldersdorf schneidet, Nieder-Sabersdorf kreuzt, dann umkehrt, und rechts bei dem Kalkbruche von Sabersdorf vorbei, die Richtung auf Colonie Eckersdorf nimmt, diese Colonie aber nicht erreicht, sondern sich zum Hohen-Vorwerk wendet, wo das Uebergangsgebirge sich zwischen Schillerfels und rothem Sandsteingebirge auskeilt. — Bestores Gebirge begränzt das Uebergangsgebirge längs der angegebenen 2ten äußern Gränzlinie.

Das Gestein dieses Gebirgszuges ist das mannigfaltigste, welches ungefähr diese Verwandtschaftsfolge bietet. Grünstein von ausgezeichnete Hornblende, geht in Grünsteinschiefer — Hornblendeschiefer, grünen Thonschiefer über, dieser verläuft sich in Grauwadenschiefer, welcher in Grauwacke, ferner in Konglomerat übergeht. — Außer diesen unter einander verwandten Gebirgsarten findet sich Kalkstein, dichter und feinkörniger, der dichte, wo er mit Konglomerat wechselt, erhält häufig rundliche Sneus- und Granitstücke.

Versteinerungen. Aus Kalkspath bestehende Entostiten sind am häufigsten bei Silberberg, Ebersdorf u. u. in den Kalkbrüchen, auch Fungiten, an letztem Orte wurde ein Abdruck von einem Ammoniten gefunden.

Unbestimmbares, versteinertes Holz und Schilf enthält das graue Konglomerat unweit Ebersdorf.

Schichtung.

Grünstein und Hornfels sind ungeschichtet, die mannigfaltigen Schiefer mehr und minder deutlich; südliches Fallen, welches theils in D. und W. abweicht, gilt als Regel für das Uebergangsgebirge.

Syenit.

Eigentlicher Syenit ist selten, findet sich bei Sieshübel, Granit herrscht, die Hornblende scheint mehr in gesonderten Lagern als Hornblendeschiefer aufzutreten; Syenit und Granit sind ungeschichtet; — er erscheint in der Grafschaft Glaz zwischen dem Ur- und südlichen Uebergangsgebirge, zieht sich von Moifriedorf einerseits bis in die Nähe von Wartha, andererseits zwischen Troschlau und Heinzendorf bis zum Ufer der Meisse bei Piltisch, die andere Gränze bestimmt das Uebergangsgebirge. — Am entgegengesetzten Theile des Glazer südlichen Urgebirges erscheint der Syenit abermals, begränzt dasselbe von Sieshübel bis Keilendorf, läuft dann über den Spiegelberg auf den Teufelsstein, zwischen Ober-Deutsch-Escherbenin und Strauseni durch, zurück über Groß-Georgsdorf, Lanz, Levin, nach Sieshübel wieder hin, von Keilendorf weg ist er ganz mit Quadersandstein und Pläner begränzt, zwischen welchen wieder ein schmaler Streifen rother Sandstein erscheint, der bei Levin beginnt; und über Ober-Cudowa, nach Strauseni, wo eine Steinkohlengrube im Betriebe ist, zieht.

Rothe Sandstein-Gebilde. Gränzen des südlichen.

Innere. Von böhmisch Proschwitz bis Schazlar begränzt es die Urschiefer, von Schazlar bis Waldenburg das nördliche Uebergangsgebirge, von Waldenburg bis Glazisch Fal-

tenberg den Sneus der Eule, von Falkenberg bis Hausdorf Uebergangsgebirge, von Hausdorf bis Colonie Wopersdorf wieder das Eulengebirge, von Colonie Wopersdorf begleitet es in den beschriebenen mancherley Wendungen das südliche Uebergangsgebirge und den Wopersdorfer Schillerfels, bis zum rothen Berge bei Piltisch.

Außerer. Am rothen Berge bei Piltisch stellt sich das rothe Sandsteingebilde zwischen dem Uebergangs- und Syenitgebilde im Liegenden, Plänerkalkstein und Quadersandstein im Hangenden aus; durch diesen Kalk- und Sandstein wird dasselbe von hier aus in einer N. W. laufenden Linie begränzt, welche durch Nieder-Schwedelndorf endlich bei Wünschelburg, Dittersbach, Friedland und Conradswalde, vorbeigeht, sich hier durch W. in S. D. wendet, Prüssau wenig links, Leuthmannsdorf rechts läßt, und zuletzt bei Voigtsdorf und Albenndorf vorbei streift. — Die weitere namhafte Ausdehnung und enbliche Begränzung des rothen Sandsteingebildes im südlich gelegenen Böhmen, ist noch nicht untersucht.

Gestein. Das herrschende Gestein ist Sandstein, besonders von dunkel blutrother Farbe, die sich ins röthliche, graulich- und gelblichweiße verliert. Er wechselt vom feinsten Korn bis zum Konglomerat von Rindkopfsgröße, Körner und Stücke sind meist Quarz von oft schwärzlicher Farbe. Der weiße Sandstein geht durch graulichen, sandigen, in reinen aschgrauen und graulichschwarzen Schieferthon, und aus diesem in Schieferkohle über, auf deren Ablösungsklüften häufig Faserkohle.

Durch ein Mittelgestein von Sandstein und Porphyrt geht der Sandstein, besonders der konglomeratartige in Porphyrt über, der einzelne geschlebartige Stücke enthält, weiter in wahren Porphyrt, dieser einerseits in Thonstein, anderer Seits in Basaltit, der Basaltit aber in Mandelstein.

Ein mehr insolites Glied des rothen Sandsteingebildes ist dichter Kalkstein von meist graulichrother Farbe. Eine sehr ausgedehnte Schwarzkohlenformation in Niederschlesien, der Grafschaft Glaz, dem angrenzenden Böhmen, besonders im Königgräzer Kreise, und Mähren zeichnet dieses rothe Sandsteingebilde aus.

Versteinerungen.

Thierische deutliche, mit rothem Eisenrahm ausgefüllte Fischabdrücke im Kalkstein von Reipsersdorf bei Friedland, von Keinzendorf bei Neurode.

Pflanzenversteinerungen.

Im Schieferthone, der die Steinkohlen begleitet, finden sich die den Steinkohlen-Gebirgen gewöhn-

chen Abdrücke (?) Holzstein in mächtigen Stücken bei Buchau nahe Neurode.

Schichtung. Konglomerat, Sandstein, Schieferthon, Steinkohlen, und Kalkstein sind meist sehr deutlich geschichtet, Porphyr höchst selten, Basaltit u. Mandelstein niemals. Der gewöhnliche Neigungswinkel der Schichten fällt zwischen 30 bis 50 Grad, analog mit dem ihm unterliegenden Grundgebirge.

Lagen des. Auf den rothen Sandstein folgt längs der oben angegebenen äußern Gränzlinie das **Quader-Sandstein** = und **Pläner-Kalkgebilde**.

Nördliches rothes Sandstein-Gebilde.

Gränzen. Das nördliche rothe Sandsteingebilde hat 2 innere Gränzen, eine westliche und eine östliche.

Die westliche läuft von Welkersdorf nach Vollenhain und Baumgarten, die östliche von Prausnitz nach Baumgarten. Urschiefer werden zwischen diesen beiden Gränzen durch das rothe Sandsteingebilde eingeschlossen. Die äußere Gränze läuft von Giesmannsdorf unweit Löwenberg im Ganzen östlich, so daß Giesmannsdorf selbst, Neuland, Sobten, Neufirch, Hasel und Prausnitz wenig rechts bleiben. Quadersandstein begränzt längs dieser Gränze das rothe Sandsteingebilde ebenfalls.

Gestein. Rother Sandstein herrschend mit Uebergängen in gelblichgrau und weiß. Mit ihm wechseln Feldspath und Thonporphyr, Mandelstein, Basaltit, schwarzer, röthlich und gelblich grauer dichter Kalkstein, weißer körniger Gyps.

Steinkohlen scheinen bis auf schwache Spuren zu fehlen. Dieses rothe Sandsteingebilde scheint muldenförmig zwischen den einander entgegengesetzt fallenden westlichen Schiefen des Riesengebirges und den östlichen Schiefen, welche dem Granit zwischen Tauer und Strigau folgen, eingelagert zu seyn; der rothe Sandstein und Kalkstein sind geschichtet mit einem Einfallswinkel zwischen 30 und 50 Graden, Porphyr, Mandelstein, Basaltit sind es nicht. —

Als besondere Resultate der geognostischen Untersuchung erscheinen folgende Sätze:

1) Der rothe Sandstein und das sogenannte Steinkohlenegebirge gehören demselben Gebilde an, welcher Satz sich auch bei dem mährischen Steinkohlenegebirge, als Continuation des aus dem Bönniggräzer Krei-

se nach Mähren übersehenden rothen Sandsteingebildes unumstößlich darthut.

2) Der bisher für älter gehaltene Porphyr ist ein Glied des rothen Sandsteingebildes.

Hier greift K a u m e r die bisherige Theorie der Konglomeratbildungen auf mechanischem Wege an, und erweist mit viel für sich habenden Gründen durch viele Beispiele, daß Konglomerate und Sandsteine keineswegs aus Trümmern vor ihnen dagewesener Felsen bestehen, sondern ursprüngliche Bildungen sind; die gewöhnliche Meinung behauptet: Man könne im Liegenden des Konglomerats ganz in der Nähe oft die Felsen nachweisen, deren Gestein mit dem der Konglomeratstücke übereinstimmt, darum enthalte das Konglomerat, welches den Gneus bedeckt, so häufig Gneus, das, was den Thonschiefer bedeckt, so häufig Thonschiefergeschiebe? — Doch hierin findet von K a u m e r gerade eine Widerlegung der gewöhnlichen Meinung, weil die häufig vorkommende vollkommenere Abreibung und Abrundung der sogenannten Geschiebe auf mechanischem Wege, bei der Nähe der Felsen, von denen sie abgerissen seyn sollen, fast unerklärlich wird. Er stimmt der Ditrichschen Ansicht bei, daß, weil z. B. eine Gneusbildung bei Silberberg geortet wurde, das Silberberger Konglomerat Gneusstücke enthalte u. s. w. und sagt: die Konglomerate sind die Fortsetzung jener Bildungen, nur unter veränderten Zuständen.

3) Quadersandstein und Plänerkalkstein, deren Vorkommen bei der Gränzbestimmung des rothen Sandsteins bereits erwähnt worden, sind in Betreff ihres Alters unter einander gleichzeitig, aber jünger als das rothe Sandsteingebilde: Gelblich und graulich weißer feinkörniger Sandstein, — Quadersandstein — verläuft sich in gelblich-bräunlich und aschgrauen sandigen Mergel — Plänersandstein, weiter in reinen Kalkmergel — Plänermergel, zuletzt in einen feinkörnigen grauen Pläner-Kalkstein. Der Plänermergel geht in einen glimmerreichen, schieferigen Thonmergel und Thon, von grünlich, gelblich, und aschgrauer Farbe über, Thonmergel und Thon aber in einen grauen groben Sandstein und in Konglomerat. — Seine Verbreitung in Böhmen und Mähren dürfte noch bedeutender als in Schlesien und der Grafschaft Slatk seyn. —

K—r.

Correspondenz und Neuigkeiten.

Reise des Königs von England.

Seine Majestät der König von Großbritannien übernachteten am 31sten Oktober auf Ihrer Rückreise aus Ihren teutschen Erbstaaten nach England, in Marburg und ertheilten hier dem Abgeordneten der Republik Frankfurt, Freiherrn von Malapert-Neuville eine Audienz. Am ersten November Abends nach fünf Uhr, kam der König in Wehlar an, und trat im Gasthose zum Römischen Kaiser, wo zu seinem Empfange alles vorbereitet war, ab. Beim Aussteigen aus dem Reisewagen, in welchem sich der Bruder Sr. Majestät, der Herzog von Cumberland und der Lord Cunningham der Vater befand, wurde der König von zwey Abgeordneten Sr. Majestät des Königs von Preußen, dem Oberpräsidenten Freiherrn von Ingersleben und dem General-Lieutenant von Thielemann empfangen, welchen der König seine besondere Zufriedenheit über die hier zu seinem Empfange getroffenen Anstalten bezeugte. Gegen halb 6 Uhr nahm der König das hier für ihn bereitete Mittagsmahl an einer aus 13 Bedecken bestehenden Tafel ein.

Zur Tafel Sr. Majestät wurde gezogen: der genannte Lord Cunningham, der Vater, der Marquis von Cunningham, sein Sohn, der Bruder des Königs, Herzog von Cumberland, die englischen Generale, Sir Bernard, Sir Blomfield und Sir E. Nagle, der Adjutant des Herzogs, dessen Namen ich nicht angeben kann, und der Leibarzt des Königs, welche Personen sich sämmtlich im Gefolge des Königs befanden, von Teutschen aber der Ober-Präsident Freyherr von Ingersleben, der General-Lieutenant von Thielemann, der Königlich-Hannöversche Gesandte am teutschen Bundestage, Freyherr von Hammerstein, und der Königlich-Hannöversche General von Hinüber, welche beide letztere von Frankfurt zum Empfange des Königs nach Wehlar gekommen waren. Da im Gasthose der Raum für das Gefolge des Königs beengt war, so nahm der Herzog von Cum-

berland in einem nicht weit vom Gasthose entfernten Privat-Hause sein Nachtquartier.

Am folgenden Morgen, gegen 8 Uhr, reifete der König mit seinem in 5 Wagen befindlichen Gefolge von Wehlar nach Coblenz ab. Hier trat der König im Hause des General-Lieutenants von Thielemann ab. Am vorhergehenden Tage vor des Königs Ankunft reifete der erste königliche Minister, Graf von Londerry durch Wehlar, hielt sich aber nicht länger, als zum Pferdewechsel erforderlich war, auf.

Beobachter am Zahnströme.

Interessante mineralogische Notizen.

Einige interessante bei Baltimore entdeckte Fossilien.

Krystallfirter Apatit in Granit, 3 Meilen von Baltimore; Bolestin auf einem Gange, 1/2 Meile von der Stadt; Korund in starken sechseckigen Prismen von den Barehills; Staurolith in Thonschiefer; Thallit; Cyanit, von blaßgrüner, seltener blauer Farbe, Chromeisenstein, sowohl dicht, als auch körnig, zuweilen in regulären Octaedern krystallfirt, in großen Massen eingewachsen und auf Gängen in Serpentin an den Barehills, 7 Meilen von Baltimore, wird bereits in Nordamerika zur Bereitung des Chromgelbs *) benützt. Die Auffindung der octaedrischen Krystalle ist neu, und bewährt die Verwandtschaft des Chromeisensteins mit dem Magneteisen.

*) Also nun der vierte Hauptfundort zu technischer Benutzung, nachdem ein Gleiches nun auch zu Neuchâtel in Preussisch-Schlesien geschieht. Vom Norwegischen sehe man Beil. 5. im II. Heft des XXVII. Bd. 1820.

D. H.

H e s s e r u s.

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Beilage Nr. 20. zum 30sten Band.

(Gedruckt im Dezember 1821.)

Debatten und Berichtigungen.

Fortsetzung der Berichtigungen über Steinkohlenlagerung, Auffuchung und Bergbau vom Oberbergverwalter Jordan.

(Fortsetzung N. 59. 1817.)

Steinkohlenlagerung.

In den frühern Bemerkungen zur erleichterten Steinkohlenauffuchung von Herrn Jordan, wurden die drei Hauptformationen, und die dieselben begleitenden Gebirgsarten, sowohl in dem eigentlichen Steinkohlengebirge, als der Flöztrappformation, und dem aufgeschwemmten Gebirge, als den Hauptniederlagen für Schwarz- und Braunkohlen — angeführt. Als Grundsätze dürften nun angenommen werden:

- I. Steinkohlen gehören nur dem Flöz- und aufgeschwemmten Gebirge an.
- II. Das Flözgebirge zerfällt in mehrere Formationen.
- III. Das aufgeschwemmte Gebirge, als jüngste Bildung, hat keine Unterabtheilungen.

Beiläufige Eintheilung der Flözgebirge.

- A. In das ältere Flözgebirge.
- B. — das mittlere —
- C. — das jüngere und
- D. — das Flöztrappgebirge.

A. Das ältere Flözgebirge.

Dahin dürfte von Unten herauf gerechnet werden:

1. der ältere Sandstein, oder das Lobliegende.
2. Der ältere Flözkalz mit dem Kupferschieferflöz.
3. Der ältere Flözgypp mit dem Steinsalzgebirge.

B. Das mittlere Flözgebirge (gleichfalls von Unten herauf:)

1. Der mittlere Kalz, Jura- oder Apenninen-Kalz.
2. Der mittlere Sandstein (bunte Sandstein).
3. Der jüngere Gyps.

C. Das jüngere Flözgebirge:

1. Muschelkalz.
2. Kreide.
3. Quadersandstein.

Beil. 3. Hess. Nr. 20. XXX.

D. Flöztrappgebirge.

- | | | |
|--------------------|---|--|
| 1. Basalt | } | in mancherlei Folge untereinander wie mit Gebirgsarten der andern Flözformationen. |
| 2. Wacke | | |
| 3. Mandelstein | | |
| 4. Flözgrünstein | | |
| 5. Porphyrschiefer | | |
| 6. Grausstein | | |
| 7. Trappkupf | | |

Diese aufgeführten Gebirgsarten sind nur als die für die beiläufigen Formationsabtheilungen ausgezeichneten, angeführt, ohne die mannigfaltigen Unterabtheilungen und Wechsel mit andern Gebirgsarten, die sich bei geognostischen Untersuchungen als untergeordnet der einen oder andern Gebirgsformation beweisen, auch wohl in mehreren Formationen gefunden werden (z. B. Thoneisenstein u. a. m.) anzuführen.

Ob die Natur mehrere Formationsperioden bei Bildung der Flözgebirge beobachtete, oder wenigere, ob selbst die hier unter den Hauptabtheilungen angeführten Gebirgsarten unter einander gleichzeitig, oder zu verschiedenen Zeitperioden gebildet worden, wollen wir als weniger wesentlich, und um Weitläufigkeit zu vermeiden, — unberührt lassen, jeder Wissbegierige findet in den theils mineralogischen theils geognostischen Schriften eines Werner, Karsten, Buch, Freiesleben, Mohs, Keisler, Reuß, und mehrerer Anderer genügende Aufschlüsse als hier gegeben werden können; in der Wesentlichkeit dürfte aber nicht gefehlt, und Gebirgsarten der einen oder andern Formation zugerechnet worden seyn, der sie, auch bei einem so generellen Ueberblick, nicht angehören.

Das Flöztrappgebirge erscheint als die letzte und daher jüngste, aber ganz für sich allein bestehende Flözbildung, deren Entstehungsperiode und Theorie zwar neuerdings von Leopold von Buch in Zweifel gezogen, sich vor der Hand aber wohl noch am zweckmäßigsten auf dem ihm von Werner angewiesenen Plage auführen lassen dürfte.

In Bezug auf den Steinkohlensuchenden sind nun von den angeführten Flözgebirgsformationen, die ältere und die Flöztrappformation, die wichtigsten.

Unmittelbar in dem ältern Sandsteine oder dem Lobliegenden, erscheint das eigentliche Steinkohlen-

gebirge — dessen Gebirgsarten schon früher angegeben worden — aufliegend, und auch häufig vordemselben wieder überdeckt; weshalb es von gleichzeitiger Entstehung mit dem ältern Sandsteine oder der ersten Flözgebirgsschicht seyn muß. —

Man sehe „Ueber das Vorkommen des eigentlichen Steinkohlengebirges im Tobliegenden und wechselseitige Bedeckung“ die interessanten geognostischen Arbeiten von Freiesleben 4ter Band Freiberg 1815 das Steinkohlenwerk bei Wettin betreffend, pag. 237 und ferner. Nicht nachdrücklich genug kann man jedem angehenden Flözbergmann, diese mit möglichster Sorgfalt und Aufmerksamkeit gesammelten Beiträge zur Flözgebirgskunde anempfehlen, welche bereits bis zum fünften Bande erschienen sind, und den Titel führen: Geognostischer Beitrag zur Kenntniß des Kupferschiefergebirges auch einiger benachbarten Gebirgsformationen, mit besonderer Hinsicht auf Thüringen, von G. K. Freiesleben. Der ältere Sandstein heißt:

1. Urfelskonglomerat, wenn er aus Trümmern von Urfelsstücken von mancherlei Größe mit einem Bindemittel zusammengebacken ist, was am häufigsten eisen-schüffig, und dann roth gefärbt, oder graulich weiß erscheint.
2. Kieselkonglomerat, wenn er aus keinen verschiedenen Urgebirgsarten z. B. Granit, Gneis, Urfelsstücken, sondern bloßen Quarzgeschieben besteht, die selten Faustgröße erreichen, am häufigsten in Nußgröße vorkommen, mit einem gleichfalls eisen-schüffigen rothen, oder grauweißen Bindemittel, welches letztere das Gewöhnlichste ist. *)
3. Rothliegendes **) wenn er feinkörniger mit Glimmer erscheint, der ihm in großer Beimischung schiefrig macht, wo er dann Sandsteinschiefer heißt;

*) Der charakteristische Unterschied zwischen 1. und 2. liegt wohl darin, daß das Urfelskonglomerat aus den Trümmern mehrerer Urgebirgsarten z. B. Granit, Gneis, dagegen das Kieselkonglomerat sich bloß aus einfachen kieselartigen Fossilien, besonders Quarz (der ja auch als Urquarz angenommen werden muß) auch wohl noch mit beigemengten Kiesel-schiefer-Fragmenten, gebildet hat. D. S.

**) Da es Rothliegendes genug giebt, von sehr großem, ja großem Korn, ohne allen Glimmer und von nichts weniger als schiefrigem Bruch und in dieser Form in seinen Schichten wechselnd mit jenem Sandsteinschiefer (welcher oft so feinkörnig wird, daß man ihn für Thonschiefer halten könnte, und also gern in den obersten Lagen erscheint) vorkommt: so bleibt wohl nur das rothe Eisen-Drub eigentlich sein vorwaltendes Charakter, als Bindemittel. Kommt statt des letztern ein thonichtes, ist es Weißliegendes. D. S.

und jederzeit — wie schon der Name sagt, rothe Färbung hat.

4. Weißliegendes, wenn er bei gleichen Bestandtheilen und gleichem Vorkommen wie das Rothliegende, kein eisen-schüffiges Ziment, sondern ein lichtgraues Bindemittel von wahrscheinlich aufgeldtem Feldspathe hat.

Der ältere Sandstein, noch bekannt unter dem bergmännischen Namen Tobliegendes, ist auf der ganzen bekannten Erde sehr mächtig und weit verbreitet: doch ist das Vorkommen des eigentlichen Steinkohlengebirges in demselben nicht Regel, scheint im Gegentheile mehr zufällig zu seyn. Eben so kann auch das eigentliche Steinkohlengebirge ohne Daseyn des Tobliegenden angetroffen werden, wie bereits früher von preuß. Ober-schlesien angeführt worden; — der Steinkohlensuchende wird dann bei einiger geognostischen Kenntniß, durch die darüber liegenden Gebirgslagen, oder die, das zu untersuchende Gebirge selbst konstituierenden, belehrt, in welcher Flözformation er sich befinde.

Kommt das eigentliche Steinkohlengebirge in dem ältern Sandsteine vor, was gewöhnlich in der Nähe von Urgebirgen statt findet, so ist die erste Flözgebirgsschicht Urfelskonglomerat; diese wechselt zwar nicht mit Steinkohlen, oder Steinkohlengebirgsarten, ist aber nicht ganz frey von vegetabilischen Resten, da häufig in denselben Spuren von kohligen Substanzen und Schieferthon in kleinen Nestern ohne Zusammenhang gefunden werden, dagegen ist die Wiederhohlung von groben und größten Urfelskonglomeratbänken, mit feinem und feinstem Sandsteinschiefer oder Roth- und Weißliegenden, was endlich in festen rothen Thon übergeht, auf welchen nie der Urfelskonglomerat folgt — nicht selten.

Auf diesem Urfelskonglomerate ruht unmittelbar das eigentliche Steinkohlengebirg, von welchen der mürbe glimmerreiche Sandstein und der Kräuterschiefer, nächst der Steinkohle, welche die charakterisirende Gebirgsart ist, wesentliche Glieder sind. Kieselkonglomerat liegt theils über theils unter den Steinkohlenflözen, das Roth- und Weißliegende *) findet sich aber in der Regel im Pan-

*) Ob von dem Weißliegenden (dieser für das bituminöse Kupferschiefergebirge, charakteristischen Gebirgsart) hier die Rede seyn könne, möchte ich bezweifeln.

In der Benennung liegt schon ein Widerspruch mit seinem Vorkommen als Hangendes in der Regel. Ich sollte glauben, dieser weiße oder graue Sandstein als Hangendes der Steinkohlen wäre ganz etwas anderes als jenes Weißliegende, welches die Unterlage des Kupferschiefergebirges ausmacht; vielleicht nichts anders als der rothe Sandstein, der nur aus Mangel an Drub nicht mehr gefärbt erscheint.

Das Weißliegende kann ich mir nicht sowohl wie letztes Glied des Steinkohlenggebirges, als vielmehr wie erstes des Kupferschiefergebirges denken. D. S.

genden des Steinkohlengebirges, in oft mächtiger Verbreitung und Höhe, wie bereits früher von der Grafschaft Glaz, preuß. Niederschlesien, einem Theile Böhmens und Mährens angeführt worden.

Ehe man die vorgetragene Lehre der Auffuchung und Schärfung von Herrn Jordan beleuchtet, findet man noch für nöthig zu erinnern, daß selbst noch bei vielen diesem Fache sich Widmenden die Begriffe von Steinkohlen sehr unrichtig zu seyn scheinen, und zwar kein Unterschied zwischen Braunkohle und Schwarzkohle gemacht werde. *)

Die von Herrn Jordan aufgeführten Bergarten, welche über den Steinkohlenflözen abgesetzt seyn sollen, wie die Klassifikation der Steinkohlen selbst, und Anweisung zur Bauvorrichtung und Abbau derselben, verrathen sehr deutlich, daß der Herr Verfasser nur Braunkohle kenne, die weit wesentlichere Schwarzkohle aber noch nie gesehen hat.

Die Benennung Steinkohle gilt zwar systematisch genommen, für die Schwarz- wie Braunkohle, doch ist zwischen beiden Gattungen ein mächtiger Unterschied!

Zur Schwarzkohle gehört:

Schieferskohle,
Blätterkohle,
Kannelkohle,
Grobkohle,
Rußkohle.

Diese genannten Gattungen kommen unter mancherlei Wechsel untereinander selbst, wie auch mit gemeinem und saftigem Anthrazit (Kohlenblende, und mineralisirte Hohlkohle) am häufigsten im eigentlichen Steinkohlengebirge vor. Schreiber dieses ist bis jetzt der Meinung, daß sie ausschließlich dem eigentlichen Steinkohlengebirge angehören.

Zur Braunkohle wird gerechnet:

Peckkohle,
Stangenkohle,
Glanzkohle,
Moorkohle,
erbige Braunkohle,
bituminöses Holz,
Umbra, **)

welche Gattungen oft unter mancherlei Wechsel untereinander, oft allein, theils im jüngern Flözgebirge, theils im Flöztrapptheils im aufgeschwemmten Gebirge, wie früher erwähnt worden, vorkommen.

*) Eine sehr richtige Bemerkung, deren Vernachlässigung schon viel Unheil gestiftet hat.

D. S.

**) Die eigentliche feste Braunkohle hat der Hr. Verf. vergessen.

D. S.

Noch findet man zu erinnern nöthig, daß der Namen Glanzkohle sehr häufig gemißbraucht und Kohlengattungen von bisweilen etwas stärkerm als gewöhnlichen Glanz z. B. der Pech- oder Moor Kohle beigelegt wird. Unter Glanzkohle versteht Schreiber dieses, eine Kohle, welche frei von Bitumen, Kohlenstoff zum wesentlichsten Bestandtheile hat, metallischen Glanz besitzt, und sich gleich dem, durch die Kunst erzeugten Coaks (trivial abgeschwefelte Kohle) ohne Rauch noch Flamme, nur durch Glühen mit Entwicklung großer Hitze verzehrt. *)

Anmerkung. Professor Hausmann klassifizirt in seinem Handbuch der Mineralogie, Göttingen 1815 **) die Glanz- und Steinkohle unter den Anthrazit, nennt erstern schlackigen letztern stänglichen Anthrazit, und führt unter Schwarzkohle noch eine Gattung Glanzkohle auf.

Steinkohlensaufsuchung und Schärfung.

Daß dieser wichtige Gegenstand in Herrn Jordans erleichteter Steinkohlensaufsuchung ic. höchst dürftig ausfallen mußte, da derselbe nur Braunkohlen kennt, ist leicht einzusehen, doch auch bei einer Auffuchung von Braunkohlen wäre es wohl in der Ordnung gewesen, die so nöthwendigen Erklärungen für jeden mit dem Fache Unbekannten — für welche der Herr Verfasser doch geschrieben haben will — vom Streichen und Fallen der Gebirgslagen, deren Untersuchung in querschlägiger Richtung — voranzuschicken.

Im Allgemeinen wird nur gesagt:

1. „Wenn noch keine Anzeichen von Vorhandenseyn der Steinkohlen da sind, man Flüssen, Bächen, Quellwässern, Gräben, Wasserflüssen und Gehängen nachgehen, diese bedachtsam untersuchen müsse.
2. „Daß ungleiche Striche von schwarzlicher Farbe, hervorquellende Eisenguhren, Ocherarten, und buntsfarbige Dehle auf dem Wasser Vermuthung geben.
3. „Daß, wenn alle diese Anzeigen mangeln, Steinkohlen aber zu einem Bedürfnisse geworden, doch sa n f t e Gebirgstreichen vorhanden sind, nichts Anderes erübrige, als die Segend mittelst Bergbohrer zu untersuchen.

Die Anweisungen sub Nro. 1. sind gut und gegründet, doch versteht sich von selbst, der Suchende muß sich zu-

*) Sehr richtig, und wenn dieß beobachtet worden wäre, würde man nicht vor mehreren Jahren in öffentlichen Blättern Mährische Moor Kohle für Glanzkohle ausgegeben haben.

D. S.

**) Ich habe dasselbe in der Wiener Literaturzeitung 1816 österrösischen Lesern nach Verdienst und Wichtigkeit bekannt gemacht.

D. S.

förderst zu unterrichten suchen, in was für einem Gebirge er sich befinde.

Die aus ungleichen Strichen von schwärzlicher Farbe wie hervorquellenden Eisenguhren, Echerarten und buntfarbkigen Dehlen auf dem Wasser geschöpfte Vermuthung vom Daseyn der Steinkohlen, ist für den Bergmann zu leicht; wird seine Vermuthung durch das untersuchte Gebirge selbst nicht erweckt, so bekümmert er sich gewiß weder um Eisenguhren noch buntfarbige Dehle, welche am liebsten in Moorgründen vorzukommen pflegen, wo man auf diese Anzeichen hin, doch keine Steinkohlen suchen wird?

Der Steinkohlensuchende muß sich nach Ansicht des Schreibers dieses in der zu untersuchenden Gegend möglichst genau umsehen, um hiernach geognostisch bestimmen zu können, ob er sich im Flözgebirge überhaupt, und in welcher Formation insbesondere, oder im aufgeschwemmten Gebirge befinde.

Aus Begehung des Gebirges nach allen Richtungen, viellechtigen Entblößungen desselben in Wasserrissen, die das Gebirge querschlägig oder spießförmig durchschneiden, aus der Folge der Gebirgslagen über und unter einander, welches zu erfahren, oft meilenweite Untersuchung der Umgebungen nöthig wird, fällt der Untersuchende den Schluß, zu welcher Formation das vorliegende Gebirge gehöre, wie groß die Wahrscheinlichkeit zu Auffindung von Steinkohlen sey.

Die Hauptüberlagen der Steinkohlen sind zwar bekannt, doch ist die Kohle nur im eigentlichen Steinkohlengebirge die charakteristische Gebirgsart, ohnzweifelhaft sie auch dort noch oft genug auf große Räume gänzlich fehlt. Im Flöztrapp- und aufgeschwemmten Gebirge erscheint sie nur zufällig, nicht mehr charakteristisch. Flöztrapp- und aufgeschwemmtes Gebirge kann daher in ungeheurer Ausdehnung ohne Spur von Steinkohle, und wieder mit ansehnlichen Niederlagen dieses Brennstoffes vorkommen. Auch die mittlere Flözformation, insbesondere der bunte Sandstein, führt bisweilen zufällig schmale Steinkohlenflöze, wie der Muschelkalk der jüngern Formation, doch sind sie nach Ansicht Schreibers dieses so unheftige Gebirge für den Steinkohlensuchenden, daß er auf ihre Untersuchung ohne vorherige wirkliche unverkennbare Ausbisse von Kohlen nichts verwendet.

Das Auffinden der Steinkohlen ohne Ausbisse, ist mehr Werk des Glückes als der Kunst, — der tüchtigste Geognost hat für alle Gebirgsformationen nicht mehr als bloße Wahrscheinlichkeit, die mehr oder weniger durch Vorkommen der den Steinkohlen verwandten Gebirgsarten, Schieferthon, Brandschiefer und gewisse Gattungen Sandstein, wie das Gebirge selbst — erhöht wird; doch muß Schieferthon von schiefrigem Thon aus blauen Letten, welche beide häufig in der mittlern Sandsteinformation vorkommen, mit diesem Sandsteine, Sand-, Thon- und Kalkmergel, auch wirklichem Kalk und sandigem Kalk häufig wechseln, w o h l unterschieden werden, so wie das dem mittlern Sandsteine gleichfalls eigenthümliche Kieselkonglo-

merat mit jenem des alten Sandsteins nicht zu verwechseln ist.

Nur im eigentlichen Steinkohlengebirge sind selbst bedeutende Versuche, ohne Ausbisse von Kohlen, zu rechtfertigen, weil hier das Vorkommen der Kohle am wahrscheinlichsten ist. In jedem andern Gebirge zeugt selbst das Daseyn von Schieferthon und Sandstein noch nicht hin, kostspielige Schürfungen darauf zu veranlassen. Noth an Brennstoff und der daraus entspringende Wunsch Steinkohlen zu finden, kann durch wenig kostspielige Bohrversuche, die indes von einem Gebirgskenner unabänderlich geleitet werden müssen, befriedigt werden.

Kommen Steinkohlen in der Flöztrappformation vor, so ist derselben Reichthum gewöhnlich so überwiegend, daß Kohlenausbisse um so leichter entdeckt werden können, als die Gebirgslagen dieser Formation größtentheils ein unbedeutendes Verflachen haben und fast eben liegen.

So verhält sich auch mit dem aufgeschwemmten Gebirge, wo Schurf- und Bohrversuche durch die flach muldenförmige oder horizontale Schichtenlagerung sehr begünstigt werden.

Da Herr Jordan mit dem Vorkommen der Schwarzkohle nicht bekannt zu seyn scheint, das Auffinden der Braunkohlen in Flöztrapp und aufgeschwemmten Gebirge durch die Natur dieser Gebirge weit mehr erleichtert wird, als gewöhnlich bei der Schwarzkohle, so ist in derselben Anweisung zur Steinkohlensuche auch nichts über die Art der zu veranstaltenden Schurfversuche, wie den gewöhnlichsten Gebirgsstörungen am Ausgehenden gesagt worden.

3. B. hinsichtlich der Schurfversuche:

Nach welcher Gebirgsrichtung am zuverlässigsten Schurf- oder Bohrversuche zu veranstalten seyen, wenn Entblößungen oder Wasserrisse dem Suchenden die nöthigen Aufschlüsse über Streichen und Fallen gegeben?

Wie das unbekanntere Streichen und Fallen eines Gebirges aus mehreren Schurfsen und Bohrlöchern, welche sämmtlich eine Gebirgslage erreichen, und in verschiedener Richtung stehen, zu bestimmen sey?

Wie Schurfversuche bei horizontalen, oder schwachen, 3. B. unter einem Winkel von 6, 8 bis 10 Graden, wie bei stark fallenden unter einem Winkel von 20, 30, 40 Graden, wie bei stehenden Gebirgslagen zu veranstalten?

Unter welchen Umständen das Bohren dem Schurfsen, oder dieses jenem vorzuziehen sey?

Wenn Suchstellen vor Schurf- und Bohrversuchen verdienen? u.

Rücksichtlich der Gebirgsstörungen am Ausgehenden.

Daß Flöze häufig nahe an Ausgehenden einen Sattel bilden, und sich deshalb verkippen, statt zu Tage auszugehen.

Daß der Sattel, den das Flöz am Ausgehenden bilden will, durch Regenfluthen hinweggerissen, das wirkliche Flöz mit Gerölle und Dammerde überschüttet, aber der Ueberschlag noch zu Tage ausgehen kann, der, wenn man ihn verfolgt, in wenig Klaftern verschwindet.

Daß Flöze selten gegen Tag zu, das Streichen und Fallen, was sie in größerer Tiefe haben, beibehalten etc.

Die Beschreibung des Bergbohrers, des Bohrens und der Beobachtungen beim Bohren, ist ziemlich gründlich; sie enthielte fast alles Wesentliche, was bei Auffuchung von Braunkohlen im Flöztrapp und aufgeschwemmten Gebirge zu beobachten ist, wäre auch hier nicht die so nöthige Erklärung vom Streichen und Fallen, worauf doch bei den Bohrungen sehr viel ankommt, ganz übergangen; der Herr Verfasser scheint diese Erklärung fast absichtlich vermieden zu haben; er spricht überhaupt nur von der Anwendung der Bohrversuche in horizontal liegenden Kohlenlagern, denn wie könnten die Bohrlöcher auf einem Flöze von mäßigem Einfallen z. B. 20 — 25 Grad gegen den Horizont, fünfzig Klaftern weit in jeder beliebigen Richtung aus einander gesetzt werden? wie erst bei einem Einfall von 30 bis 40 Grad?

Streichen nennt der Bergmann die Richtung *), nach welcher ein Gebirge und dessen Lagen sich aus einer Weltgegend in die entgegengesetzte, ziehen; Fallen **) das Versinken der Gebirgslagen nach einer Weltgegend, unter einem gewissen Winkel mit dem Horizonte.

Das Fallen ist dem Streichen entgegengesetzt. Streicht daher ein Gebirge Nordost Südwest, so ist sein Fallen entweder südöstlich, oder nordwestlich. ***)

Je größer der Winkel gegen den Horizont, um so schärfer schließt das Gebirge ein, je kleiner um so sanfter.

Nach genau ausgemitteltem Streichen, können die Bohrlöcher auf der Streichungsline selbst wohl fünfzig und mehr Klaftern aus einander gesetzt werden, doch nach dem Einfallenden zu nicht, weil sonst die Bohrungen

als Versuche, durch die bedeutende Tiefe der Löcher, größerer Festigkeit des Gesteins zwecklos verheutet würden.

Besonders wichtig wäre es ferner gewesen bei Angabe, was Alles beim Bohren zu beobachten, zu erklären, wie mit Regelmäßigkeit und Erfolg zu bohren, d. h. wie im Allgemeinen die Bohrlöcher anzugeben, bis auf welche Tiefe niederzubohren, und aus den Resultaten des ersten Bohrlöches das zweyte hinsichtlich seiner Stellung zu bestimmen sey? Davon hängt doch Alles ab, wenn eine Gegend durch Bohrversuche gründlich untersucht werden soll?

Behauptet man einerseits, daß das Auffinden von Steinkohlen, in allen Gebirgsformationen ohne wirkliche Kohlenausbisse, mehr Sache des Glücks als der Kunst sey, so kann man andererseits jeden Bergbaulustigen aber mit dem Fache Unbekannten, nicht angelegentlich genug warnen, sich nicht der Willkühr des ersten besten gemeinen Bergmanns zu überlassen, was leider noch so oft geschieht, und in der Regel den empfindlichsten Nachtheil für den Baulustigen nach sich zieht. Viel gewonnen hat schon der Unternehmer, wenn ein Sachverständiger ihm die Wahrscheinlichkeit zusagt, und darauf hin die zu veranstaltenden Versuche anordnet; er beurtheilt nach dem vorliegenden Gebirge die Tiefe der anzustellenden Versuche, bestimmt die Art der Versuche selbst, und ist zuverlässig im Stande, in jedem Gebirge, was er seinen Hoffnungen entsprechend erachtet, in kurzer Zeit mit geringem Gebäufrwande, Gewißheit über das Da- oder Nichtdaseyn von Steinkohlen zu schaffen. Anders verhält sich mit dem empirischen Bergmanne, der von Jugend auf allein körperlich wirkte, wie eine Maschine sich zu Allem brauchen läßt, ohne die Gründe des Warum zu wissen; ihm ist jede Gegend recht, Ueberall die Gewißheit fast schon da, bringt er nur dabei sein Daseyn so lange als möglich durch; der Baulustige verschwendet ansehnliche Summen, ohne daß oft die Gegend selbst sich zu Versuchen eignet, viel weniger Kohlen gefunden werden.

*) Eigentlich die größere Längen-Richtung einer oder mehrerer Gebirgsarten. D. S.

**) Eigentlich die mit jener Längen-Richtung sich meistens kreuzende, kürzere Richtung der Abhänge dieser Gebirgsart, die selten senkrecht, sondern mehr oder weniger geneigt zur Wasser-Ebene erscheinen, daher sich auch meistens sehr bald ins Innere der Erde in die Tiefe ziehen, daher nur mit Schwierigkeit verfolgt werden können, indessen das Streichen oft sehr weit verfolgt werden kann. D. S.

***) Doch auch oft mit ganz abweichenden, partiellen Richtungen, welche aber im Hauptgesetz nicht beirren dürfen. Bei mancher förmiger Lagerung ist das Streichen kreisförmig, und folglich das Fallen nach allen Richtungen. D. S.

Vom Grubenbau auf Steinkohlen und Verbau der Steinkohlenfelder.

Hier stellt der Herr Verfasser folgende Grundsätze auf: Wenn ein Kohlenflöz hinlänglich mit dem Bergbohrer ausgerichtet, und bauwürdig gefunden worden, erfordert es die Vorsicht, dasselbe bei einer seichten Lage im Mittel mit einem Schachte zu durchteufen, um mit Dach wie Sohlen deren Feste oder Festigkeit bekannt zu werden, als Hauptgegenstände beim Grubenbau.

„Das Steinkohlenflöz sey aus diesem Schachte mit zwey über das Kreuz gehenden rechtwinklig laufenden Hauptstrecken, bis an das taube Ausgehende in gerader Richtung zu durchkreuzen.“

„Die Sohle dieser Hauptstrecken soll von dem Haupt-

„Kollen aus nur so viel ansteigen, als es der äufferst nothwendige Abzug der Grubenwässer erfordert.“

„Diesen Hauptstrecken sey die vorschriftsmäßige Höhe zu geben, wäre auch das Flöz durchaus oder nur theilweise von geringerer Mächtigkeit.“

„Bei dieser Durchkreuzung können mitunter die zweckmäßigen Punkte zu einer nähern und kürzern Förderung der Mittel und Wetter mit Schächten nach Thunlichkeit und Erforderniß bestimmt und angelegt werden. Hiernach kann die Austhellung der in der Folge anzulegenden gleichlaufenden Seiten- und Querschläge beginnen, mit vorzüglicher Bedachtnahme auf die sichern Bergvesten, um der Grube nicht zu früh Druck und Brüche, hierdurch Wettermangel oder gar Entzündung zuzuziehen.“

Ferner wird gesagt:

„Die wichtige Austhellung der Seiten- und Querschläge und deren Richtungslinie, hänge allein von einem richtigen Grubenriffe ab. Die belassenen Zwischenmittel zu Bergvesten dürften für den Anfang nicht unter zehn Klafter angetragen werden. Der darauf folgende Verbau der Kohlenfelder habe von den letzten bauwürdigen Endschaften des Kohlenflözes und zwar rückwärts anzufangen, damit wenn Brüche erfolgen, diese dem übrigen Bau keinen Schaden zufügen. u.“

Aus diesen hier angeführten Grundsätzen geht sehr deutlich hervor, daß der Herr Verfasser eine Grube auf einem Braunkohlenlager im Flöztrapp- oder aufgeschwemmten Gebirge, was vielleicht bei ganz ebener Lage vom Mittel aus eine Erstreckung von einigen hundert Klaftern nach allen vier Weltgegenden hatte, zum Muster genommen.

Demn nur auf einem Kohlenlager, was sich eben fölig nach allen Richtungen verbreitet, können zwey über das Kreuz, rechtwinklich laufende Hauptstrecken bis an das taube Ausgehende mit nur so viel Ansteigen, als zum nöthigen Abzuge der Grubenwässer erfordert wird, getrieben werden.

Beim Bergbau auf regelmäßig unter einem gewissen Winkel eingelagerten Flözen kann nur die eine Hauptstrecke, und zwar jene, welche im Streichen geht, fölig oder nur mit so viel Ansteigen, als zum nöthigen Abzuge der Grubenwässer erfordert wird, getrieben werden, die andere, mit ihr im rechten Winkel stehende, geht nach dem Ausgehenden oder Einsfallenden, steigt oder fällt daher ununterbrochen mit so viel Graden, als das Flöz mit seinem Dache seiner Sohle einschließt.

Was die vorschriftsmäßige Höhe anbelangt, so muß man fragen, welches die vorschriftsmäßige Höhe sey? da sie nicht angegeben, und der mit dem Fache Unbekannte sie nicht wissen kann.

Nur ein Erbfolken hat eine vorschriftsmäßige Höhe von pptr. 7 Schuh; der Grubenbau erhält in dem Hauptstocke, im Falle die abzubauenen Flöze diese Höhe nicht haben, nur so viel Höhe, als zu möglichst leichter Förderung und gutem Wetterwechsel unumgänglich nöthig ist.

Wie könnte der Bau auf 15 bis 183 fölligen Flözen, z. B. im Mansfeldischen auf dem Kupferschiefsflöze, in der Grafschaft Slatz auf mehreren Steinkohlenflözen, auf der Davidsgrube bei Waldenburg in Niederschlesien u. u. mit Vortheil getrieben werden, wenn so viel Dach oder Sohle nachgerissen werden müßte, um eine vorschriftsmäßige Höhe herauszubringen. Dort ist die bekannte Krumhölzerarbeit zu Hauße, wo der Fördermann auf einer Seite liegend, Arm und Fuß mit einer hölzernen Schiene bedeckt, sein Grubenlicht am Kopfe, den Förderkasten am andern Fuße befestigt hat, und sich so auf der Sohle liegend, mit Hilfe des andern Armes und Fußes fort bewegt.

Auch für den Bau auf Braunkohlenlager sind die vom Herrn Verfasser ertheilten Vorschriften viel zu einfeltig und seicht, auf geregelten Flözbergbau indes wenig oder gar nicht anwendbar.

Gut ist es, das Lager nach allen seinen Erstreckungen mittelst Bohrlöchern zu untersuchen, deren Teufe genau zu vermerken, und hiernach sodann Situations- und Salgeriff zu entwerfen.

Zweckmäßig ist es, den ersten Schacht auf das Lager zur Bekanntschaft mit seinem Dache, seiner Sohle, mehr nach der Mitte des Lagers niederzubringen, und sodann mit zwey über das Kreuz gehenden Strecken nach dem Ausgehenden, was ein Lager freilich von allen Seiten hat, zu gehen.

Wahr ist es, daß auch ein Bau auf einem Braunkohlenlager — nebenbeigesagt der einfachste, den es geben kann, ohne richtiges Grubendild und Bestimmung der Seiten, wie Querschläge nach diesem, ein versuchter Bau werden muß, und viel zwecklosen Gelbaufwand verursachen, viel Kohlen verwüsten kann. Doch die fernere Ausdehnung des Baues durch Seiten- und Querschläge hat noch eine Menge Rücksichten, die der Herr Verfasser würdigen und anführen mußte.

Jeder Grubenbau auf Steinkohlen hat den größern oder geringern Kohlenbedarf zur Basis für seine Vorrichtung, seine Erweiterung und seinen Abbau.

Ruhige Lagerung, reine Kohle, wenig oder gar keine Unterbrechungen, machen ausge dehnte Vorrichtungen überflüssig; dagegen im umgekehrten Falle die beiden rechtwinklich gehenden Strecken, nicht weit und schleunig genug ins Feld zu dessen Untersuchung und Vorrichtung gebracht werden können, wird besonders ein bedeutendes Kohlenquantum alljährlich benöthigt.

Ist Dach und Sohle gut, nicht seig oder gebräch, so daß wenig Druck vorhanden, das Offenerhalten der Schläge nicht zu kostbar hinsichtlich der Zimmerung wird; so mag der Betrieb mehrerer Seitenschläge, doch in größern Entfernungen als von zehn zu zehn Klafter zu Theilung und Vorrichtung der Pfeiler zum künftigen Abbau, wenig schädlich seyn, die Anlage der Querschläge aber zwischen diesen Seitenschlägen zur Beförderung des Wetter-

w:chseis und leichterer Förderung in gleichen Entfernungen, so daß die Pfeiler alle in rechthöckliche Quadrate, deren jede Seite zehn Klafter beträgt, getheilt werden, findet man selbst auch bei dem besten Dache unzweckmäßig.

Denn

1. durch die vielfältige Verrißung werden die Pfeiler zu stark abgetrocknet, was für jede Kohle von wesentlichem Nachtheil ist, als man glaubt.
2. Verursacht das Ausbrechen der Seitenflöße — Folge der fast jeder Kohle beigemischten Schwefelkiese, welche sich bei Zutritt der Luft zersetzen, — eine stehende nicht unbedeutende Mubrik für Säuberungs- und wohl auch Zimmerungsunkosten, wenn die Zersetzung stark durch Klüfte, weit in die Stöße hinein wirkt, so daß ganze Wände losgezogen werden, welche die Thürflöße oder Stempel zerquetschen.
3. Ist Streckenbetrieb jederzeit kostspieliger als Pfeilerabbau.

Im entgegengesetzten Falle, bei feigem Dache, wird die Gefahr des Zusammenbruches nach Wegnahme einiger Pfeiler, durch so oftmalige Theilung derselben so sehr vermehrt, daß man zu Sicherung der Arbeiter oft bedeutende Pfeiler stehen lassen muß, sie gar nicht abbauen darf.

Beiden Fällen und dem Vortheile des Gewerkes entsprechender dürfte daher die Vorrichtung eines sälig liegenden Braunkohlenlagers mit zwey über das Kreuz laufenden Strecken, bis zum tauben Ausgehenden oder dem nächsten Schachte mit Seiten und Querschlägen, in fünf und zwanzig Klafter Entfernung von einander seyn.

Erlaubt es das Tagelokale, sich an jedem beliebigen Orte mit einem Schachte ansetzen zu können, sind die aufliegenden Gebirgslagen nicht sehr fest, die Schachtwalgerlöufe nicht mehr als 10, 12 bis 14 Klafter; so ist eine Förderung mittelst Haspel die einfachste, kostentöseste, viel leistende. Ist das Lager z. B. 5 bis 6 Schuh hoch, wenig mit fremden Gebirgslagen durchschwült, selten unterbrochen, so können aus zwey Haspelschachten von dieser Tiefe, mit zweymännischem Haspel in einem Jahr achtzig bis hunderttausend auch noch mehr Zentner Kohlen zu Tage geschafft werden. Die Schächte kommen in 30 Klafter Entfernung von einander, und der im Mittel die-
 ft Feldlänge getriebene Seiten- oder Querschlag befördert den nöthigen Wetterwechsel nach allen Seiten, hinreichend. Jeder Schacht steht in einem Quadratfelde, dessen jede Seite 25 Klafter beträgt, welche Länge für die einfache Förderung mit Menschenhänden in der Grube mittelst hundert fünf Pfund Kohlen haltenden Kasten auf kleinen Walzen oder Kuffen, wieder die entsprechende ist, da jeder Schleppler ohne Anstand in einer zwölfstündigen Schicht, (wo nach Abschlag der Bet- und Mittagstunde, 10 Arbeitsstunden bleiben) hundert Kasten Kohlen auf 25 Klafter Förderlänge, vor Ort selbst einfällt, und unter den Schacht kauft. Während der Abbau auf dem einen Schachte vom Ausgehenden nach dem Schachte zu in der Art statt

findet, daß in 2, 3 oder 4 Klaftern Entfernung vom Ausgehenden, je nachdem es die Güte des Daches erlaubt, der erste nur 4 höchstens 5 Schuh weit zunehmende Seitenschlag bis zum nächsten 25 Klafter entfernten Querschlag nach der Kompaßstunde und dem Risse getrieben, und von da zurück der 2, 3 bis 4 Klafter breite Pfeiler zwischen dem Ausgehenden und ersten Seitenschlage, auf einmal weggenommen wird, muß zugleich in 2, 3 oder 4 Klafter Entfernung, welche Pfeilerbreite wie bereits erinnert, allein die Güte des Daches bestimmt, von dem ersten der zweite Seitenschlag aufgehauen, und dadurch der Pfeiler weiter vorgerichtet werden, um mit dem Abbau ohne Verzug nach Wegnahme des ersten Pfeilers zum zweyten bereits vorgerichteten, schreiten zu können. So findet nach und nach der Abbau der Pfeiler von allen 4 Seiten um den Schacht herum statt, und kein Seiten- oder Querschlag wird eher aufgehauen, bis nicht die gleich darauf folgende Wegnahme des Pfeilers gewiß ist; nur versteht sich von selbst, daß ein Pfeiler von 5 Klafter Stärke um den Schacht herum so lange stehen bleibt, bis das ganze Feld ausgebaut, der Schacht nicht mehr gebraucht wird.

Außer dem Abbau auf einem oder auch zwey Schächten zugleich, wenn das Förderungsquantum sehr groß ist, wird das Feld zugleich in weiterer Erstreckung auf dieselbe Art, nur mit einem Seiten- und einem Querschlage in 25 Klafter Entfernung auf den nächst gelegenen 50 auch 60 Klafter weit entfernten Schacht zu aufgeschlossen, und Wetterwechsel befördert. Fernere Theilung der Pfeiler darf aber jederzeit nur mit dem Abbau zugleich statt finden.

Weniger Streckenbetrieb, und daher geringerer Kostenaufwand, weniger Unterhaltungs- und Säuberungsunkosten, wohlfeilere Gewinnung der Kohlen, kein frühzeitiger Druck, kein Abtrocknen der Kohlen, düstern hinreichende Gründe seyn, einen solchen Abbau zu empfehlen.

Welche Vortheile sollen dagegen aus einem Bau nach der vorgeschlagenen Art des Herrn Verfassers, der Betriebsklasse erwachsen?

Ist das Lager durch Bohrversuche nach allen Richtungen hinreichend bekannt, weiß man dessen Endschaften, so ist es nach Meinung Schreibers dieses höchst unüberlegt, ja wahre Thorheit, das Feld erst bis an seine Endschaften alle zehn Klafter mit einem Seiten- und Querschlage zu durchfahren, ehe man den Ausbau einleitet. Mit dem Geldaufwande, welchen die Unzahl der getriebenen Strecken, und deren Unterhaltung durch eine Reihe von Jahren kostet, wird man bei Beobachtung der vorgeschlagenen Methode im Stande seyn, wenigstens das vierfache an Kohlen, was der zwecklose Streckenbetrieb gegeben, zu Tage zu schaffen. Bei einem geregelten Grubebau müssen alle Theile in gleichgünstigen Verhältnisse stehen, oder er hört auf ein geregelter Bau zu seyn. Vor-

richtung des Feldes bis an seine Endschaften, nach der vom Herrn Verfasser empfohlenen Art, ohne Pfeilerabbau zugleich mit fortschreiten zu lassen, ist so gut eine Art Raubbau auf Kosten der Betriebsklasse, als planloses Wegnehmen der Pfeiler, ohne fernere Vorrichtung.

Vorrichtung und Abbau muß jederzeit in einem Verhältnisse stehen, und diesem Verhältnisse liegt theils das nöthige Förderungsquantum, theils die Regel- oder Unregelmäßigkeit des Lagers selbst zum Grunde.

Sind die Schachteusen bedeutender, 20 bis 30 Klaster, wodurch das Abteufen kostspielig wird, oder die zu durchteufenden Geringstagen von großer Festigkeit, oder verbieten örtliche Verhältnisse über Lage, z. B. Mangel an Halbensturz, Ab- und Zufuhre, das Abteufen der Schächte in 30 bis 60 Klaster Entfernung, so setzt man diese auch 100 und mehr Klaster weit aus einander, und befördert zunächst durch Orts- und Gegenortsbetrieb des Wetterwechsels wegen, einen Durchschlag. Ein Fördermann leistet dann nur halb so viel. Man bedient sich daher mancherlei Maschinen, mittelst welcher ein Mann das Doppelte oder Dreifache, auch wohl Sechsfache, mit gewöhnlicher Kraftäufserung wegzubringen im Stande ist, z. B. des ungrischen Hundes, oder der englischen Wagenförderung, und schafft die Kohlen mittelst Stoßhassel oder einfachen Gopel nach Verhältnis des Kohlenbedarfs zu Tage.

Vorthellhaft ist dann, bei Benutzung der englischen Wagenförderung das aus einem Schachte abzubauen Feld nicht mit zwey im rechten Winkel sich kreuzenden Strecken, sondern statt der Querschläge mittelst Diagonalen in 25 Klaster Entfernung von einander, vorzurichten.

Diagonale heißt diejenige Strecke, welche aus dem Seitenschlage in spießförmiger Richtung nach dem Ausgehenden, oder dahin geht, so weit das Feld zum Abbau für einen Schacht bestimmt ist. Die Förderung geht sodann beim Pfeilerabbau in den Diagonalen, nach dem Seitenschlage ohne Scheibe und hierdurch verursachten Aufenthalt, bis zum Schachte.

Ueber Aus- und Vorrichtung wie Abbau von regelmäßig gelagerten Flözen unter verschiedenem Fallungswinkel und verschiedener Mächtigkeit, worüber sich noch ungemein viel Gründliches und Wichtiges sagen ließe, findet man übrigens in des Herrn Jordans Anleitung eben so wenig ein Wort, wie von Ausrichtung verworfener Flöze, was doch für den Betriebsmann von größter Wichtigkeit ist. Ein sällig liegendes Braunkohlenlager, oder ein im Streichen und Fallen regelmäßig aushaltendes Flöz, unter was immer für einem Fallungswinkel vorzurichten und abzubauen, ist so wenig Kunst, daß es der sonst Unerfahrenste bald ablernen und nachmachen kann, doch wenn Störungen eintreten, das Flöz im Streichen oder Einfallen plötzlich abgebrochen, aus seiner Stunde geworfen wird,

gehört mehr Uebung mehr Erfahrung, und genaue örtliche Gebirgskennntniß dazu, um sich glücklich herauszufinden. Diese Schwierigkeiten sind indeß noch leicht zu besiegen, verlorene Flöze bald wieder auszurichten, werden sie nicht in kurzen Zwischenräumen, durch mehrere auf einander folgende Störungen, ehe noch die erste ausgerichtet worden, neuerdings verrückt.

Z.

Interessante mineralogische Notizen.

Wahrheit der Krystalle. *)

Die erst behauptete, dann geläugnete und nun doch sich bestätigende Umwandlung mancher Mineralien in andere, veranlaßt Herrn Breithaupt in Freiberg zu einer neuen Eintheilung der Krystalle, mit Angabe ihrer Kennzeichen.

1. Die ächten Krystalle besitzen immer wenigstens einigen Glanz und sind nicht zu bezweifeln, wenn sich eine krystallinische (blättrige oder strahlige) Textur zeigt.
2. Die metamorphischen umgewandelten Krystalle sind undurchsichtig, matt im Bruche, haben zwar eine regelmäßige äußere, aber nie krystallinische Textur, entsprechen nie der plastischen Tendenz derjenigen Substanz, wobel sie vorkommen, und wenn sich wesentliche Verschiedenheiten in ihren sekundären Formen zeigen, so lassen sich diese nie auf eine Grundform zurückbringen.
3. Die Afterskrystalle haben nie krystallinische Textur und die äußern Flächen sind eben so wenig vollkommen glatt, als die Ecken und Konten vollkommen scharf sind. Ihre Krystallform ist der plastischen Tendenz der Substanz immer entgegen und ihre verschiedenen sekundären Formen können nicht immer auf eine Grundform zurückgebracht werden.

Beispiele metamorphischer Krystalle: 1. die tessularen Krystalle des dichten Brauneisens sind nichts als verwandelte Schwefelkiese. 2. Grünerde = Krystall in Eisenthon vor Fassa sind verwandelte Augit = Krystalle. 3. Alle Spektelinskrystalle theils umgewandelte Quarz, theils andere Krystalle.

*) Ueber die Wahrheit der Krystalle von A. Breithaupt. Freiberg. 8vaz. 1815.

H e s s e r u s .

Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Beilage Nr. 21 zum 30sten Band.

(Gedruckt im Dezember 1821.)

V a t e r l a n d s k u n d e .

1. Einige Bemerkungen über die Slaven, vorzüglich in Böhmen.

(Fragment aus dem Böhmischem Silberaal von W. A. Gerle. Verglichen Nr. 34. dieses Bandes.)

Wohl wenige Völkerschaften sind in Schriftwerken abwechselnd so tief erniedrigt und so hoch erhoben worden, als der Stamm unserer Väter, denn, während man in der deutschen Vorzeit die Ausdrücke **Slaven** und **Sc-laven** für gleichbedeutend hielt, und die **Servier** in dem lateinischen **Servi** wiederfinden wollte, wodurch sich die deutschen Völker zu einer Art von Stolz gegen die slavischen berechtigt glaubten, leiteten andre Schriftgelehrte das Wort von dem böhmischen **Slawny** (Berühmte) ab, unternahmen es, die Bernandschaft dieser Nation mit den Griechen durch die erwiesene Abstammung aus Asien darzuthun, und sie überhaupt zu einer der ersten Völkerschaften der Erde zu erheben. Genau und ohne alle Partheilichkeit abgewogen ist das Recht doch mehr auf der Seite der letztern, wenn sie gleich offenbar in ihrem patriotischen Eifer zu weit gehen, und auf jeden Fall sind die Slaven eines der wichtigsten Völker, das sich durch Macht und Tapferkeit einen großen Theil Europens unterworfen hatte und selbst in Asien gefürchtet wurde. Sogar das mächtige Rom erlitt so manche Niederlage von den Slaven, und hätte sich dieser ungeheuren Strom nicht in den Stürmen der Welt in mehrere Arme getheilt, so wäre es ihm leicht geworden in den Jahrhunderten der wilden Kämpfe die Herrschaft selbst an sich zu reißen.

Kein allgemeiner Anspruch ist wohl anmassender und ungerechter, als der Begriff, den viele Personen, welche mit einem ungeheuern Schönheitsfinn groß-
Weil. 1. Hesp. Nro. 21. XXX.

prahlen, mit der Bezeichnung „slavische Physiognomie“ verbinden. Es ist wahr, daß man den ursprünglich slavischen Kopfbau, die großen Backenknochen, klein geschickten Augen und den großen Mund (die sich bei den Stammeltern mit einem herkulischen Bau vereinten) noch jetzt häufig vorfindet; aber die böhmischen Slaven sind weit mehr als ihre Stammverwandten, die Russen und Pohlen, mit andern Völkerschaften in Verbindung gekommen, so daß diese Formen meist sehr gemildert erscheinen, und man häufig die edelsten Züge findet. Einen auffallenden Beweis liefert davon die kaiserliche schwere Kavallerie, welche größtentheils aus Böhmen ergänzt wird, und in ihrer einfach edlen Montour doch manche glanzvoll ausgestattete Truppen andrer Mächte an hoher männlicher Gestalt und schöner Gesichtsbildung übertrifft.

Die slavischen Völker sind eben nicht sehr lecker in der Wahl ihrer Speisen; ihre Nahrungsmittel sind einfach, stärkend, und sie essen mehr als manche Völker von schwächerem Schlage, wie denn überhaupt ein stärkerer Körper mehr Nahrung bedarf, um bei gleicher Kraft zu verbleiben. Der Böhme liebt, wie alle seine Stammverwandten, die Pflanzennahrung, und vorzüglich sind die Kürbengattungen, noch mehr die Gurken beliebt, welche letztere in Böhmen zu allen Tageszeiten und in verschiedenen Gestalten gegessen werden. Fleischspeisen genießen außerhalb der Städte und Schlösser nur die wohlhabendsten Landleute, und man kann den böhmischen Bäuerinnen — der berühmten Kochkunst der Hauptstadt unbeschadet — eben nicht nachrühmen, daß ihre Bereitung derselben sehr lecker und schmackhaft wäre.

Die letztvergangenen Jahre vor den Kriegen von 1812 bis 1814, in welchen die Feldfrüchte und alle ersten Bedürfnisse des Lebens, die der Landmann erzeugt, in einer so unverhältnißmäßigen Progression empor stiegen, hatten nicht allein in Kleidung und

Geräthen, sondern auch in Bezug auf den Tisch einen großen Luxus herbeigeführt, da der Landmann für wenige Striche Getreides so namhafte Summen erhielt, daß er sich in der Stadt mit allen Gegenständen des Wohllebens versah, und sein Geflügel meist selbst verzehrte. Die letztern meist getreidereichere Jahre und andre Verhältnisse der Zeit haben aber die Preise so sehr niedergedrückt, daß sich der Landmann gezwungen sieht, wieder zu seiner frühern einfachen Lebensart zurück zu kehren, und seine Erzeugnisse insgesammt zu Markte trägt, um sich die ersten Bedürfnisse zu verschaffen.

Die Böhmen sind, wie alle slavischen Stämme, eben keine Feinde der gebrannten Wässer, doch bleibt es eine sonderbare Erscheinung, daß sich seit einigen Decennien in der Hauptstadt der Genuß des Punsch so ungemein vermehrt, und bis in die gemeinsten Stände verbreitet hat, daß die Zahl der Punschknuppen sich von Jahr zu Jahr vermehrt, und man mit Recht behaupten kann, es werde dessen mehr in Prag als in Hamburg getrunken.

Das Trinken des Brantweins nahm in den frühern Jahren der Noth zu, wo der arme Mann seines Kummers in dem stärksten Getränke am leichtesten los zu werden glaubte; doch hat dieser Trank bei weitem nicht so überhand genommen, als in Pohlen und Rußland, und im Ganzen wird, verhältnismäßig, weit mehr Bier als gebrannte Wässer getrunken. Der Wein gehört zu den höhern Luxusartikeln, und wird mehr in Städten als auf dem Lande genossen.

In Bezug auf die Sprache werden die Bewohner Böhmens gewöhnlich in die eigenthümlichen Böhmen oder Czechen, und in Deutschböhmen (die Bewohner der deutschen Kreise und Landschaften) eingetheilt; doch ist es ein Vorurtheil, wenn man glaubt, die Verbreitung der deutschen Sprache im Königreich Böhmen sey von so großer Wichtigkeit, daß sie die Landessprache (welche ein Hauptdialekt der slavischen Ursprache ist, der jedoch, zumal in der Schrift, von den verwandten polnischen, russischen und illyrischen Sprachen sehr abweicht) ganz zu verdrängen drohe, denn wenn gleich die deutsche Regierungs-, Geschäfts- und in den Städten zum Theil Conversations-Sprache ist, so sind doch unter den sechzehn Kreisen des Reiches acht — der Bidschower, Chrudimer, Czaslauer, Taborer, Prachiner, Rakonitzer, Berauner und Kaurzimer — ganz böhmisch mit wenigen Deutschen; fünf — der Bunzlauer, Königgräzer, Budweiser, Klattauer und Pilsner — gemischt, und nur drei — der Leitmeritzer, Saazer und Elbogner mit dem Cze-

rischen Distrikt — ganz deutsch mit einem kleinen Antheil von Böhmen, und selbst in der Hauptstadt findet man noch einen großen Theil der niederen Stände, welcher kein Wort Deutsch versteht. Die deutschsprechenden Böhmen, zumahl die Gebirgsbewohner, welche einen großen Theil derselben ausmachen, haben übrigens verschiedene sehr abweichende, und mitunter so verdorrene Dialecte, daß der Deutsche nur mit großer Aufmerksamkeit, oft erst nach einiger Uebung und Gewöhnung des Ohres, sie zu verstehen im Stande ist. Auch das Böhmisches wird nicht überall gleich ausgesprochen, doch sind die Abweichungen nicht so bedeutend, und bei dem schönen Wiederaufblühen der slavischen Litteratur läßt sich mit Recht erwarten, daß diese reiche und biegsame Sprache in wenigen Decennien nachholen werde, was seit Jahrhunderten in ihrer Ausbildung versäumt wurde.

Das Volk der Slaven, welches, fest an seinen Formen hängend, nicht leicht von seinem Götzendienste zum christlichen Glauben zu bekehren war, äußerte gleichwohl, nachdem es diesen einmal allgemein angenommen, in frühern Zeiten einen Enthusiasmus für die Religion, der nicht selten in fanatische Wildheit ausartete, und öfter das Land in grausamen Krieg entzündete. Gegenwärtig sind die böhmischen Slaven größtentheils der römisch-katholischen Religion zugehörig, und bekennen diese ohne große Bigotterie und mit jener gutmüthigen Duldung gegen andre Glaubensgenossen, welche überhaupt mehr in katholischen als protestantischen Ländern gefunden wird.

Unter den Landespatronen, deren sie, wie alle katholischen Länder, mehrere haben, erfreut sich St. Wenzel und Johann von Nepomuk (zumahl der letztere, der Schutzherr der Brücken) einer besondern Verehrung. Das Grabmal des H. Johannes in der Domkirche ist der Gegenstand einer zahlreichen Wallfahrt, wie auch einige Martenbilder in Böhmen.

Die meisten Fehlschlüsse in der Beurtheilung der slavischen Völker (zumahl in der neuern Zeit) entstehen aus dem Umstande, daß größtentheils diejenigen über selbe schreiben, welche nicht längere Zeit unter ihnen gelebt haben. Vom äußern Anschein auf einer flüchtigen Durchreise verleitet, glauben viele Deutsche die Böhmen, Pohlen und Russen genügend beurtheilt zu haben, wenn sie, nebst der Beschuldigung, daß sie sich mehr als andre der Faulheit und dem Müßiggange ergeben, ihnen noch Liebe zum Trunk und slavischen Sinn Schuld geben. Abgesehen davon, daß die beiden ersten wohl zu den Schoßsünden der meisten Völker gehören, da die Natur desjenigen Menschen, der nicht höhere Geistesbildung erworben hat,

sich immer zur Unthätigkeit hinneigt, wenn ihr nicht andre Motive zur Thätigkeit anregen, und das Beste sich meist auf falsche Hypothesen gründet (zu deren Beleuchtung wir gelegentlich zurückkehren werden) so wird man die Böhmen derselben wohl mit Recht nicht in einem höhern Grade anklagen können, als die meisten ihrer, zumahl südlichen, Nachbarn, und das alte deutsche Sprüchlein:

„Wenn der Bauer nicht muß“
„Rührt er weder Hand noch Fuß.“

spricht dieses so wahr als *noix au*. Auch ist es eine alte Erfahrung, daß in den gesegnetsten Ländern, wo die Natur freigebig ihren großen Reichthum spendet, die Völker am wenigsten geneigt sind zu arbeiten.

Mit mehrerem Rechte traf den Böhmen zu jener Zeit der Vorwurf des Widerwillens gegen die Arbeit, wo Leibeigenschaft und überhäufte Frohndienste den gemeinen Slaven jedes wahren Eigenthums beraubten. Der große Joseph hob die Leibeigenschaft auf, und wenn er sich gleich der Früchte seiner Wohlthat nicht mehr erfreuen konnte, so hat doch unter seinen erlauchten Nachfolgern, in welchen sein Geist fortlebte, die wachsende Industrie und der Gewerbleiß seiner Böhmen hinlänglich dargethan, daß sie nicht minder Thätigkeit als andre Völkerschaften besitzen, und der Vorwurf der Arbeitsscheu eben so ungerecht als leider noch im Auslande gewöhnlich ist. Seit jener Zeit haben Fabriken und Manufakturen an Verbreitung, der Boden an sorgfältiger Pflege zugenommen; unfruchtbare Gründe wurden in Acker und Wiesen verwandelt, verabsäumte Felder wieder brauchbar gemacht; die Waldkultur erhöht sich von Jahr zu Jahr; neue Häuser und Dörfer erheben sich, und in jedem Zweige der Landesindustrie sind die böhmischen Slaven in den letzten dreißig Jahren um mehr als ein Jahrhundert vorwärts gerückt. Ein vorzüglicher Gewerbleiß ist im Riesengebirge zu finden, weshalb auch dieser steinige Landstrich verhältnismäßig stärker bevölkert ist, als das fruchtbare Mittelgebirge des letzteren Kreises. Auch im Erzgebirge ist viel Kunstleiß, ein tüchtiger Menschenschlag und ziemlich reiche Bevölkerung. Eine der industriösesten Punkte Böhmens ist jedoch die Stadt Reichenberg — nach Prag die wichtigste Stadt des Königreiches — deren Umgegend bergig, meistens kieselig und von so geringer Fruchtbarkeit ist, daß er nicht die nöthigen Lebensmittel für seine Bewohner hervorbringt; diese mußten also natürlich darauf bedacht seyn, den Mangel natürlicher Güter durch Kunstleiß und Betriebsamkeit aller Art zu ersetzen, welches ihnen auch so wohl gelang, daß die Stadt mit ihren Verarbeitungen der Wolle

und Baumwolle, mit ihren Tuch-, Strumpf- und Leinenmanufakturen und Baumwollengarn- = Spinnereien sich der schönsten Blüthe erfreut. *)

Der Böhme liebt in der Regel seinen Landesfürsten. Seinen Grund und Boden und die Heimath liebt der Böhme ohne übertriebenen Nationalstolz, und dient dem Nachbar gern, wo es ohne großen Opfern geschehen kann.

A n m e r k u n g.

*) Im dritten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts siedelten sich vier fremde Tuchmacher in Reichenberg an, vermehrten sich aber so schnell, daß sie 1632 schon eine Zunft ausmachten, welcher der Herzog von Friedland, Albrecht von Waldstein, viele Vergünstigungen zugestand; doch erst im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts fingen sie an, über Böhmens Gränzen hinaus zu speculiren, und nach und nach erweiterten sich ihre Handelsverbindungen immer mehr, so, daß nicht nur in alle Provinzen der östereichischen Monarchie, sondern auch in die übrigen deutschen Länder, Rußland, Italien, ja selbst nach Asien, Reichenberger Tücher gesandt werden, von welchen man eigentlich im Vaterlande die wenigsten verbraucht. Man zählt in Reichenberg ohngefähr 900 Tuchmacher = 400 Leinweber = und 300 Strumpfwirker = Meister.

2.

Dionys Borzel von Miletin, Feldhauptmann der Hussiten, und seine Wüste Kunietic.

(Fragment aus dem Böhmischen Wälderwald von W. A. Gerle.)

Am Hofe des Herzog, Krzesomisl lebte einer seiner Vetter, Kunal genant, nebst seiner Ehefrau Ibsilawa, reich mit Heerden und Reichthum gesegnet; dieser sandte einige seiner Knechte gegen Sonnenaufgang, um einen schicklichen Platz zur Erbauung eines eignen Herrnsitzes aufzusuchen, welchen sie in der Nachbarschaft der Elbe fanden, woselbst Kunal erst ein Haus im Thale, dann aber die Burg Kunietic, zuerst von Holz, auf dem Berge erbaute. Weidese, und das später entstandene Dorf am Fuß des Berges, wurde nachher ein Eigenthum der Tempelherrn,

die das Schloß von Stein aufführen ließen *); aber nach ihrer Aufhebung fiel die Wette an die Krone. König Johann ließ sie mit starken Mauern umgeben und Karl IV. verschenkte sie an die Herren von Pardubitz und Miletin.

In den Annalen des fünfzehnten Jahrhunderts erscheint das Schloß als Eigenthum des tapfern Dionys Borzel von Miletin, der anfangs dem König Siegmund treu geblieben, und erst, als dieser aus Mistraden sein Geschlecht verfolgte, zu der Partei der Prager überging, und Jizka's grausamen Tugden beinwohnte; doch behandelte er die Gefangenen (mit denen, zumal den Priestern, die Hussiten auf die grausamste Weise umzugehen pflegten) milder als seine Kriegsgefährten, und rettete einst zwölf Nonnen das Leben; welche, schon an Dreier gebunden, in die Erde geworfen werden sollten.

Späterhin nahm Dionys Leutomischl ein, und wurde zum Befehlshaber von Königgrätz ernannt; aber als er mit Victorin von Neuhaus nach Währen abging, die Truppen des Bischofs von Amüs geschlagen, und die Stadt Krenstet ergriffen hatte, da erhielt er die Botschaft, Jizka, welcher sich mittlerweile mit den Pragern zertragen, sey mit den Königgräzer Bürgern einverstanden, und habe die Krieger des Miletin aus der Stadt vertrieben.

Dionys kehrte nach Böhmen zurück, und durch Prager Hilfskrieger verstärkt, zog er vor die Stadt; aber die Taboriten machten einen Anfall, verjagten ihre Gegner, und Dionys verlor die Ehre, die Sicherheit seines Hofes die glückliche Rettung auf die Burg Kunietic.

Dionys focht als Feldhauptmann der Prager in dem Treffen bei Aufig; und wurde später zum Burggrafen von Prag ernannt; worauf er viel zur Wahl des neuen Erzbischofs, Johann von Kolban beitrug. Als sodann die böhmischen Städte und die Stände des Reiches König Siegmund anerkannt hatten, und nur Königgrätz sich ihm noch nicht anstehen wollte, wurde Dionys nebst noch zwei andern böhmischen Rittersn zu Anführern des Henschens ernannt, welche man gegen jene Stadt absandte. Dem Hauptmann der Königgräzer wollte Dionys durch einen Anfall vernichten, und wurde, das diesem mit Verlust zurückgeschlagen; aber in der folgenden Nacht griff er den zweiten Anführer des Henschens, Wilim von Postupic in seinem Lager an, nahm dasselbe ein, und zwang dadurch auch Dionys zum Rückzuge, welcher

sich auf Kunietic begab. Mittlerweile hatten die Königgräzer Miletin's Gebiet überschritten, und das Städtchen Cesemic geplündert und den Flammen geopfert; aber bald fand Dionys Gelegenheit sich zu rächen, und nahm ihnen mehr als dreihundert Kasse, viele Wagen und eine große Anzahl Gefangene ab, die er nach Kunietic führte.

Nach dieser Zeit nahm Miletin wenig Theil mehr an den öffentlichen Angelegenheiten; doch gewährte er dem von Siegmund verfolgten Prager Erzbischof Schuß, und führte ihn unter sicherem Geleite auf seine Burg, wo er so lange blieb, bis die Königgräzer ihn zu ihrem Erzbischof erwählten.

Nach Dionys' Tode wurde Kunietic ein Eigenthum des Victorin von Podiebrad und dann seines Sohnes, des Königs Georg. Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erhielten es die Herren von Pernstein, und so wechselte es oft die Besitzer, bis es endlich größtentheils verfiel.

Dieses Gebäude, welches durch seine Nähe sechs Schuh dicken Mauern, breite Wallgräben und hohe Thürme noch jetzt zeigt, von welcher Wichtigkeit es ehemals als Wette gewesen sey, hat Balbin höchst als bewohnbar gekannt, obschon es damals nicht mehr benutzt wurde, und wahrscheinlich ist die Burg erst nach dem zehnjährigen Kriege noch mehr verwüstet worden.

A n m e r k u n g.

*) Kaiser Franz I. hat auf seiner vorjährigen Reise in Böhmen die Ruinen dieser Wette der Allerhöchsten Aufmerksamkeit gewürdigt, und befohlen, daß dem weitern Verfall derselben Einhalt gethan werden soll.

Interessante mineralogische Notizen.

Lithion, Triphan, Petalit.

Gillet-Lamourat meldet in der Abhandlung der Pariser Akademie der Wissenschaften 1818 (April — Juni) und daraus Ziss X. S. 1602. daß das Lithion häufiger im Triphan (Spodumene) als Petalit enthalten sey, nämlich bis zu 8 Procent. Da sich jener nun auch (nach Leonhard's Entdeckung) in Tirol ziemlich häufig findet; so wird man nun das Lithion um so leichter erhalten können, da die 6 Pr. S. Lauge, welche Hisinger darin fand, wahrscheinlich Lithion seyn könnte.

Heßperiden.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 1. (zum XXX. Bande.)

(Gedruckt im November 1821.)

Die schöne Diana.

Eine Stunde von der Residenz liegt ein Städtchen, welches im Sommer fast täglich von den Bewohnern derselben besucht wird. In eins der dortigen vornehmsten Kaffeehäuser trat vor Kurzem eine junge, elegant gekleidete Dame, und fragte nach dem Wirth vom Hause. Ihre liebliche Figur, ihre lebendige Gewandtheit, ihr großes schönes Auge, welches die Umstehenden anständig begrüßte, machten auf alle Gäste einen höchst gefälligen Eindruck. Der Wirth erschien und fragte nach den Befehlen der Dame.

Sie bestellte auf übermorgen ein Mittagmahl von 12 Bedienten zu 3 Thalern für die Person, gab einen Friedrichsdor darauf, nannte ihren Namen und fragte, ob der fürstliche Garten offen wäre, weil sie in demselben den schönen Morgen genießen wolle. Der Wirth bejahte das Letztere. Sie verabschiedete sich von den dort Sitzenden mit einer artigen Verbeugung, ließ sich ihren Wagen folgen, und ging durch die dunkle Lindenallee, die durch das Städtchen führt, langsam zum fürstlichen Garten.

Unter den Gästen hatte Verdall, ein fremder junger Kaufmann aus Gothauburg, gefessen. Die freundliche Grazie der jungen Dame hatte ihn getroffen; seine Eitelkeit sagte ihm, daß sie ihn mehr als alle Andere angesehen, daß sie ihn vorzüglich freundlich begrüßt, daß ihr Blick, während sie mit dem Wirth gesprochen, ausschließlich auf ihm geruht habe.

Er fragte den Wirth nach dem Namen der Dame, den er nicht recht verstanden hatte, und hörte, daß es Desmoiselle Blandin, die erste Solorängerin vom Hoftheater, sey. Er hatte gestern das engelschöne Mädchen tanzen gesehen, er erkannte sie jetzt wieder und folgte ihr in den Garten.

Er holte sie in einem schattigen Laubengange ein, faßte sich ein Herz und begann seine Rede mit der schmeicheln den Versicherung, daß er sich freue, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, daß er Jahre lang in allen öffentlichen Blättern von dem Zauber gelesen habe, den ihr jedesmaliges Auftreten unter den Zuschauern verbreitet habe, daß er so glücklich gewesen sey, sie gestern in dem Ballet „Zephyr und Flora“ selbst zu sehen, daß alle jene öffentlichen Lobpreisungen sein Entzücken nicht auszudrücken vermochten, was er in der seltsamen Erinnerung des gestrigen unvergeßlichen Abends immer empfinden werde, und daß er, sobald ihm der Wirth

ihren Namen genannt habe, sich nicht habe des Blicks versagen können, sie noch einmal zu sehen, daher er ihr hierher nachgeeilte wäre.

Das holde Mädchen war von der sinnigen Rede des jungen Fremden überrascht; aber es hatte Welt genug, sich nicht aus der Fassung bringen zu lassen und ihm auf seine Artigkeit etwas Verbindliches zu erwidern.

Das Gespräch war angeknüpft und führte sich lebhaft weiter. Beide wandelten mit einander durch den stillen fürstlichen Garten, und verloren sich in eine an Innigkeit immer mehr gewinnende Unterhaltung. Das Heimliche der nähesten Umgebungen, die milden Lüfte, die des Mädchens schöne Wangen und die Millionen duftender Blumen schmeicheln küßten, das sanfte Feuer im großen Auge der Reizenden und der blühende Morgenthan im Geise, der Süberton ihrer Stimme und die fröhlichen Lieder der tausend besessenen Sänger, die mit friedlicher Liebe im kleinen Herzen auf dem bunten Blütenmeere herumschwärmten, das zarte Schwanken ihrer Göttergestalt und das Wiegen der schlanken Zweigeweige ein leises Lüftchen hin und her schaukelte, — alles dies drängte die glühende Brust des jungen Fremden; er schlang, sich vergessend, seinen Arm um die Hüfte des neben ihm schwebenden Engels und zog ihre kleine weiche Hand an seine bebenden Lippen; aber die Bächige wand sich, unter dem Vorwand eine Blume zu pflücken, aus seinem Arm, und deutete schweigend auf die Gräben des Schächtlichen. Sie leitete das Gespräch, das er in das Sentimentale zu leiten versuchte, auf das Triviale ihres kleinen Diné's, was sie übermorgen zu geben gedachte, nannte unter den Gästen den Schauspieldirector, den Concermeister, den Balletdirector, den Regisseur, den Kapellmeister, und als der junge Merkur in den weltbekannten Namen lauter achtbare interessante Männer erkannte und die Aensferung hinwarf, daß dieser Cirkel einer der ausgesuchtesten sey, so beantwortete sie diese Bemerkung mit der artigen Einladung, die Zahl ihrer Gäste zu runden, und ihr und ihren Freunden und Freundeninnen das Vergnügen seiner Gegenwart zu schenken.

„Es kommt mir,“ sagte sie lächelnd hinzu, „selbst recht natü vor, daß ein junges Mädchen einen jungen feinen Herrn nach einer kaum halbständigen Bekanntschaft zu einem freundschaftlichen Mittagbrod einladet. Indessen entschuldigt das Vergnügen, welches mir Ihre Bekanntschaft gemacht hat, meine Ueberzeugung, wenn Sie streng genug seyn sollten, meine wirklich recht herzlich gemeinte Gastfreundschaft so zu nennen.“ Sie schlug jetzt den Rückweg ein, und als sie der Bächigen in den Wagen hob, das sie ihn nochmals,

sehr Versprechen zu halten und gewiß zu kommen. „Sie sind fremd,“ sagte sie scherzend, „ich kenne Sie kaum dem Namen nach. Ich mache am Ende meine ganze Gesellschaft und alle die hübschen Mädchen, die ich gebeten habe, umsonst auf eine so liebenswürdige neue Bekanntschaft neugierig, und Sie lassen mich im Stich und kommen nicht. Dünne Sie wären wir,“ setzte sie rechnend hinzu, „wie wir eben einkaufen; unserer dreizehn. Sie kennen die Ungleichgültigkeit, die manchem meiner Gäste Angst machen würde, sich an dem Tisch zu setzen; also dürfen Sie nur nicht ausbleiben, und um für mich und meine Tafelrunde hinlängliche Bürgschaft zu haben, müssen Sie mir, — ja wahrhaftig, Sie müssen mir ein Unterspand geben.“

Der seltsame junge Mensch hatte dem Gernach im Wagen das Herz im Leibe gegeben, so war er von dem hübschen Mädchens Liebreiz hingezogen. Er zog scherzend sich den Ring vom Finger, auf den der wunderlieblichen Diana ein köstliches Bild eben zufällig fiel, und versprach, übermorgen das Bild durch sein Erscheinen beim Gastmahl gewiß wieder einzuliefern.

Das Mädchen fuhr dahin; der Entzückte sah ihr lange nach und schoberte ihren freundlichen Gruß, den sie ihm noch zurücksandte, als der Wagen um die Ecke bog, mit tausend ihr heimlich nachgeworfenen Küßen.

Das ersetzte Uebermorgen war endlich da, und er trat, äußerst galant abmüdet, in dem bestellten Kaffeehause ein.

Er durchschritt mehrere Zimmer, um seine schöne Wirtin aufzufinden; er fand Niemand, der Saal, in dem gewöhnlich gespeist ward, war leer.

Nitgend eine Anstalt zu der verprochenen Fete. Endlich stieß er auf den Wirth. Dieser erzählte ihm denn, daß die Demoiselle denselben Abend wieder da gewesen sey und das Mittagmahl wieder abbestellt habe, weil der Schauspieldirector, dem es vorzüglich gelten sollen, unermuthet krank geworden sey. Sie habe, setzte der Wirth hinzu, ungerne bedauert, die Wohnung des kranken Herrn nicht zu wissen; weil sie nun außer Stande gewesen, ihn von der Abbestellung des Diners zu verzichtigen, so habe sie ihm, dem Wirth, daher aufgetragen, den jungen Herrn um die Bezeichnung seiner Wohnung zu ersuchen, und ihn sehr um Verzeihung zu bitten, daß sie ihn hier umsonst hinaus incommodirt habe. Das, was von ihm in ihren Händen sey, möge er die Gefälligkeit haben, bald abzuholen.

So verstimmt war er auch, weil ihm der heutige Tag durch den Director, dessen Krankheitszufall er schon erfahren hatte, verloren ging, so tröstete ihn doch die Einladung, seinen Ring sich abholen zu dürfen; Er sollte sie wiedersuchen, vielleicht allein sehen; er knüpfte an diese Idee die schmeichelhaftesten Hoffnungen, und eilte wieder ausgebeutert nach Hause.

Er ließ einige Tage absichtlich verstreichen, ehe er hinausging; es sah ja aus, als ob er seines Ringes halber käme. Endlich — der Ring hatte für ihn in diesem Augen-

blicke keinen Werth, das schöne Mädchen zog ihn hin — machte er sich auf den Weg.

Demoiselle war nicht zu Hause. Er gab eine Karte ab, auf deren Rückseite seine Wohnung bemerkt war.

Es vergingen wieder einige Tage. Er hatte, von ihr eingeladen zu werden; allein er merkte, daß das auch ein Wochen zu viel verlangt war. Er ging also zum zweiten Male.

Demoiselle war wieder nicht zu Hause.

Er ließ die zweite Karte da, schimpfte auf sein Ungeschick, und fragte das Kammermädchen, wann er auf das Vergnügen rechnen dürfe, Demoiselle zu Hause zu treffen.

Dieses nannte ihm die Frühstunde.

Er rechnete eine ganze Woche auf das Glück einer Einladungskarte; allein er kalkülirte falsch. Er wollte schon schmollen mit seinem Unglück, als er am folgenden Morgen ein äußerst artigcs Billet von der Lieblichen erhielt, indem sie ihm ihr Bedauern meldete, nicht zu Hause gewesen zu seyn, und zugleich erwähnte, daß sie eben im Begriff sey, eine kleine Reise auf das Land zu machen, von der sie in 24 Tagen zurückkommen werde, wo sie dann bestimmt auf das Vergnügen rechne, ihn bei sich zu sehen, um ihm das Unterspand ausliefern zu können, das sie früher noch auf das angenehmste an jenen himmlischen Morgen erinnere, dem sie die Ehre seiner schätzbaren Bekanntschaft verdanken habe.

Er brüskte das Billet, auf dem ihre kleine weiche Hand geruht hatte, an seine Lippen, und zählte mit glühendem Feuer schwärmerischer Sehnsucht die langen Tage bis zu dem schönen Augenblicke, wo er sie endlich wieder sehen sollte.

So verging eine Woche.

Er war auf einem Dine gewesen, das er spät verließ. Beim Zuhausegehen fiel sein Blick an der Straßenecke auf den Komödientettel, der für heute ein Ballet verkündete; in dem die Angebetete seines Herzens die Diana machte.

Er traute seinen Augen kaum; ahmte ihre Name stand klar und deutlich gedruckt da. Sie mußte also früher wieder gekommen seyn, als sie sich vorgenommen hatte; er eilte in das Theater. Da erschien die himmlische, den süßesten Halbmond im dunkeln Haas. Das ganze Parterre begrüßte sie gleich beim ersten Auftreten mit lautem Beifall. Er klatschte sich die Hand bald wand. Er stand ganz vorn, dicht am Orchester. Ihm war es, als hätte sie ihm nur freundlich zu, als tanze sie heute nur für ihn.

Die prächtige Musik hob das zephyrleichte Mädchen hoch in die Lüfte, ihre kleiner Fuß berührte kaum den Boden. In einem der partesten Solo's erschöpfte sie ihre Kunst, ein obligates Waldhorn begleitete das hüpfende Schweben der Reizenden; Allen verging der Athem; denn sie drehte sich acht, zehn, zwanzigmal auf einem Fuße mit der Behendigkeit eines geflügelten Kreisels, dann flog sie vor dem Parterre entgegen, breitete die Arme weit aus, pausirte auf den Zehspitzen mehrere Minuten und lächelte, freund-

Ich dankend dem tumultuarischen Beifall, der die einkommende Sanitätskarenmuffel überrauschte.

Werdall klatschte stärker als Alle; sein Bravo erklimmte die Höhen des Paradieses und verlor sich in dem gemalten Wollen des Hintergrundes. Er konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun, immer stand, auf den kräftigen Füßchen sich wiegend, seine hochaufgeschürzte Diana mit dem ausgebreiteten Arme vor ihm, und lockte ihn schmeichelförmig an die wildfliegende Brust.

Den nächsten Vormittag schon — länger konnte der Blickliche nicht warten — eilte er in die Wohnung des geliebten Mädchens, ließ sich melden und ward vorgelassen.

Diana war blaß. Der gestrige Tag hatte sie ein wenig angegriffen. Sie entschuldigte sich, daß sie noch im Regellebe sey, und frag, was ihr die Ehre seines Besuchs verschaffe.

Werdall, über die Frage etwas betroffen, goß vorerst ein ganzes Füllhorn von Lobeserhebungen über den Zauber des gestrigen Abends aus, und erzählte dann, wie angenehm er überrascht gewesen sey, sie gestern auf der Bühne zu finden, da er sie, nach ihrem gültigen Billet, noch auf dem Lande gewähnt habe. Er nahm sich etwas verlegen; denn so reichend auch die Holde heute war, so hatte er sie sich doch weit herrlicher gedacht. Neulich im fürstlichen Garten war sie so freundlich gewesen, und heute so fremd, auch ihre Sprache war heute anders. Doch daran war wahrcheinlich die gestrige Anstrengung Schuld.

Demselben horchte hoch auf. „Auf dem Lande? Von einem Billet sprechen Sie? Ich habe schon einmal gefragt, wie ich zu der Ehre ihres Besuchs komme. Darf ich die Frage wiederholen? Sie haben, wie ich von meinem Mädchen höre, schon früher die Güte gehabt, mich mit Ihrer Gegenwart beehren zu wollen. Verzeihen Sie, daß meine Verhältnisse nicht erlaubten, den Besuch eines jungen Mannes anzunehmen, der mir ganz fremd ist! Jetzt, da Sie zum dritten Male kommen, glaube ich, daß Sie bestimmte Aufträge an mich hätten; allein Sie sprechen von einer Person, die Sie näher zu kennen wünschen, Sie haben“ —

„Demselben!“ rief Werdall aus, und war von dem Fremden aus aller Fassung gebracht, „so schnell vergessen zu werden, ist fast nicht möglich. Es soll Mode seyn, zuweilen zerstreut zu scheinen, allein wenn Sie in mein Inneres schauen könnten, würden Sie von dem wilden Eindruck gerührt werden, den diese Kälte, dieses abfällige Verwischen jenes glücklichen Morgens auf mein Herz macht.“

„Jedes Ihrer Worte ist mit ein Räthsel,“ sagte die schöne Diana ängstlich, und eine leise Röthe trat in die Umgebung der blaffen Wangen. „Sie sind auf jeden Fall im Irrthum,“ oder,“ setzte sie, sich ermutigend, hinzu, „Sie erlauben sich einen sehr dreisten Scherz, um Ihren Eintritt zu entschuldigen.“

„Weber Scherz noch Irrthum,“ entgegnete Werdall, denn die wunderliebliche Jagdgöttin immer unbes-

greiflicher ward, „ich gestehe offenkundig, daß es mich schmerzt, so von Ihnen vergessen zu seyn. Hätte mir Ihr Billet nicht selbst die Erlaubniß —“

„Was denn für ein Billet? Ich bitte Sie! wein Billet? Ich habe Sie in meinem Leben nicht gesehen, nie Ihren Namen nennen gehört, und soll an Sie geschrieben haben!“

„Ich habe Ihre lieben Bellen noch in meinen Taschen,“ rief der Betroffene ein, und holte aus einem von Reiß durchdrungenen Taschensack das besagte Billet hervor.

„Das Billet ist nicht von meiner Hand,“ rief die Badmintondame, und lächelte ihm Hohn. „Wollen Sie sich überzeugen, so lesen Sie hier den Betel, den ich eben an Herrn Dupont anfang, als ich durch Ihren äußerst sonderbaren Besuch gestört wurde.“

Sie zeigte ihm den Brief. Dieser war zwar französisch und das Billet deutsch geschrieben, allein dessen ungeachtet waren das zwei verschiedene Hände. Die Schreibmeister der ganzen Welt hätten bei einer gerichtslichen Comparatio literarum eiblich erharren müssen, daß dieses Billet und dieses Billet nun und nimmermehr eine und dieselbe Hand geschrieben habe.

Die selbst im höchsten Lebenswürdigkeit glänzte die schämte den Ueberführten durch ein lautes, ihn tief verachtendes Gelächter, als sie aber in das Billet näher blickte, und ihren Namen darüber fand, ward sie ernster; sie las weiter, aber sie warf bald das vermaledeite Blatt weit von sich weg; denn sie fand da etwas von etlichem Untersande, das sie an einem himmlischen Morgen erinnerte.

Sie hatte gar nicht das Herz, weiter zu fragen, was das allerliebste Untersand sey; sie rief laut: „Das ist abscheulich, das ist abscheulich. Man hat meinen Namen gemißbraucht, schändlich gemißbraucht. Sie sind betrogen. Ich bin gemißhandelt. Mein Herr, haben Sie nur einen Funken Gefühl für das Heiligthum der Ehre eines unbescholtenen Mädchens, so glauben Sie, glauben Sie! Ich habe jetzt in diesem entsetzlichen Augenblicke weiter keine Beweise, daß ich die nicht bin, die dieses Billet geschrieben hat, daß ich von diesem Barte keine Spibe weiß. Erzählen Sie mir, ich beschwöre Sie darum, was Sie eigentlich hieher führt, von wem Sie dies Billet erhalten haben, erzählen Sie mir alles!“

Werdall verlor alle Fassung. „Was soll ich erzählen? Sie wissen ja alles. Sie erinnern sich, daß Sie wirklich in ... waren und ein Ding ...“

„Ich?“

„Das ist die Ritz darauf im fürstlichen Garten traf, daß Sie die Geduld hatten, mich zu dem Ding einzuladen.“

„Sie?“

„Daß Sie, um meines Kommens gewiß zu seyn, sich meinen Ring als Untersand ausbaten.“

„Ich? Ihren Ring? Und den soll ich noch haben?“

Am Ende sind Sie wohl bloß gekommen, ihn von mir zurück zu fordern? War der Ring von Werth?"

„Er ist ein Erbstück meines Vaters, und ward bei der Liquidation seiner Hinterlassenschaft auf 6000 Rthlr. abgeschätzt.“

Das Mädchen trat erblickend zurück. „Nun, mein Herr,“ rief sie erschrocken, „halten Sie mich einer solchen Handlung nicht fähig. Hier ist ein abscheulicher Betrug im Spiele. Kommen Sie, ich bitte Sie, begleiten Sie mich zum Polizeipräsidenten auf der Stelle. Ich kenne ihn, er wird, er muß mir Recht schaffen. Ich bin außer mir! Auf keinem Namen ein solches Dubasstück! Erlauben Sie mir, daß ich mich auf einen Augenblick entferne, um mich anzukleiden, ich bin in wenigen Minuten wieder bei Ihnen!“

Sie ging, am ganzen Körper zitternd, ihr Koffer hinaus. Der Wagen, den sie unterdessen bestellt hatte, fuhr vor. Sie kam, bei Weidall, der seinen Sinnen nicht traute, ihr zu folgen, und beide führten zum Polizeipräsidenten.

Beide gaben dem Vorfalle zu Protokoll, und nach Verlauf einer Woche war der Ring und die Pseudoblanzerin ausgehändelt. Letztere war ein Freudenmädchen höhern Ranges, das mit der schönen Diana eine sprechende Aehnlichkeit hatte.

Die Industriecercle hatte den jungen Weidall im Schauspiel gesehen, wo ihr Ebenbild durch ihren zauberischen Tanz das ganze Publikum entzückte. Vor Allen war der junge Fremde hingerissen, der zehnmal in einem Athem betheuerte, nie einen schöneren Engel gesehen zu haben. Sie hatte jedes seiner Worte gehört; denn sie hatte dicht hinter ihm gesessen; sie hätte den Ring bemerkt und seinen Werth erfahren, weil Weidall leisterh seitdem Nachbar, einem alten Freunde, dem der Ring aufgefallen war, genannt hatte; und an demselben Abende hatte auch Weidall gegen seinen Freund erwähnt, daß er den folgenden Tag in das benachbarte Städtchen fahren und in dem und dem Kaffeehause absteigen werde. Sie fand sich also dort ein, gab sich für ihr Ebenbild, die Blandini, aus, bestellte zum Schein das Dine, zeichnete während des Gesprächs mit dem Wirth den jungen Weidall sehr freundlich aus, sagte lässlich, daß sie in den fürstlichen Garten gehen werde, und legte bei ihrer Abschiedsverbeugung in ihrem Mäntel, den sie dem Fremden zuwarf, eine stillschweigende Einladung, ihr dahin zu folgen. Den Ring dem Entzückten abzuschwätzen, war ihr ein Leichtes. Ihre Bemühungen, den Vertogonen von Zeit zu Zeit hinzuhalten, glückten ihr vollkommen. Von dem Wirth des Kaffeehauses, bei dem sie darauf wieder vorsprach, ersuhr sie Weidalls Wohnung. Durch eine ihrer gemeinern Genossinnen ließ sie ihn und seine Gänge beobachten. Sie vermutete, daß er die wirkliche schöne Solotänzerin, Blandini, aufsuchen würde; aber sie fürchtete davon keine Entdeckung, weil sie wußte, daß das Mädchen durchaus keine Besuche von fremden jungen Mannspersonen annahm; als aber einige Zeit hingezogen war und er seinen Besuch wiederholt hatte, mußte sie fürchten, am Ende

doch die beiden Personen sich gegenüber und dann die Geschichte mit dem Ringe zur Sprache gebracht zu sehen; sie schrieb also an den Uebertölpelten, daß sie verreisen werde, um die Entwicklung ihres Spiels weiter hinaus zu schleppen.

Das Ballet, in dem Diana auftrat, war ihr ein Streich durch die Rechnung.

Noch schlimmer ging es ihr mit dem Ringe selbst. Sie wollte ihn anfänglich verkaufen, allein der Juwelier, dem sie ihn zuerst anbot, machte, als er den kostbaren Ring in der Hand des Mädchens erblickte, das er an den Fingern zu erkennen schien, ein so bedenkliches Gesicht, daß sie in seinen Augen zu lesen glaubte, er zweifle an der Redlichkeit ihres Besizes. Sie ging also zu einem zweiten Juwelier, den sie kannte, und leg dem vor, ein Freund von ihr, der von Stände sey, und sie zuweilen besuche, und nicht genannt seyn wolle, habe sie ersucht, auf diesen Ring 2000 Rthlr. zu borgen. Das klang wahrscheinlich. Sie nahm das Geld, und wollte nach Ablauf der Verpfändungszeit vorgeben, ihr Freund sey noch nicht bei Kasse, den Ring einzulösen, vielmehr bitte er noch um 1000 Rthlr. auf 14 Tage; sie wolle tüchtige Zinsen obenein versprechen, diese 2000 Rthlr. nehmen, davon gehen und den Ring beim Juwelier im Stiche lassen.

Die Thätigkeit des Polizeipräsidenten bereitete den Plan. Er sandte gleich nach der Protokollirung des Vorfalles die erhaltene, sehr genaue Beschreibung des Ringes bei allen christlichen und jüdischen Juwellieren herum, und erhielt ihn von dem Pfandinhaber augenblicklich ausgeliefert.

Die gastfreundliche Pseudoblanca mußte das erhobene Geld, was sie noch ziemlich vollständig beisammen hatte, wieder herauszahlen, und erlöst sich gegenwärtig ihr Spinnhaus.

Verfehlte Liebe.

Keine Erklärung.

Der junge Graf von Lohan hätte die große Cour beendet, die glänzendsten Höfe Europens gesehen, und sein keines Herz, seinen köstlichen Sinn für das Gute gereift. Der Monarch schätzte ihn, und bestimmte, ihn im Departement der auswärtigen Angelegenheiten anzustellen; die Monarchin schenkte ihm ihr ausgezeichnetes Wohlwollen, und wünschte, an ihn ihre erste Hofdame, die wunderschöne Baronesse von Eisenfeld, zu verheirathen, die ihr in einer vertraulichen Stunde ihr Entzücken über den jungen Grafen gestanden hatte. Bei Hofe ist immer ein bereitwilliger Dritter, der dem Vierten dergleichen allerdurchlauchtigste Anfechtungen auf eine recht sehr gekünstelte Weise mitzutheilen versteht; aber der junge Graf, in der Hofatmosphäre groß gezogen, wich auf eben so gedrehtem Wege beiden Anfechtungen aus, ohne daß er die Luid beider Marquätsen verscherte. Der kleinen Baronesse nur rournte das Körbchen; es lagen

nach so bittere Früchte darin, daß ihr aufwallender Groll ihr nicht zu verdenken war.

Die Monarchinn glaubte nämlich seit einiger Zeit bemerkt zu haben, daß das Auge des Serenissimi mit einem etwas zu sichtbaren Wohlgefallen auf der jungen Eisenfeld verweile. Das Mädchen war, das mußte ihm der Neid lassen, ein lieblich reizendes Geschöpf, und auf dem schönen vollen Halse saß ein kleines Köpfchen, in dem die feinsten Intriguen ihr Hoflager aufgeschlagen hatten. Dem schwarzlockigen Schlauböpfchen war die allerbühnreichste Aufmerksamkeit nicht entgangen, mit der es bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet wurde, und um dies glimmende Feuer in der Geburt zu erstickn, hielt die Monarchinn am geratheinsten, die Baronesse durch eine anständige Verbindung vom Hofe zu entfernen. Der Graf schien ihr dazu der passendste Mann, weil er die Hofgesellschaften nicht liebte, sich überall zurückzog, und also seine künftige Gemahlinn ebenfalls vom Souverain zurück zu halten wissen würde. Jetzt hatte der Graf die Eisenfeld ausgeschlagen. Die Monarchinn konnte ihm darum nicht zürnen. Sie hätte er doch wie sie. Er liebte die Eisenfeld nicht; sie auch nicht. Aber das Mädchen hatte nun schlimmere Tage bei ihr.

Die reizbare trug die Launen der Allernachlässigsten nicht lange. Unter dem Vorwande einer schwächlichen Gesundheit, welcher das Hofleben mit seiner Conventenz und Etiquette nicht zusage, bat die Baronesse um ihre Entlassung, die ihr mit Freuden bewilligt wurde. Die Hofleute zerbrachen sich über den kleinen Starckopf den Ligen. Niemand wußte die Veranlassung; denn der Vorwand mit der schwächlichen Gesundheit war offenkundige Lüge. Das Mädchen blühte wie eine frische Rose. Man sprach einen ganzen halben Tag darüber; als aber eine Straßburger Krustepastete auf die Tafel kam, die nach der Versicherung des Obermundkochs 90 Dukaten gekostet hatte, da vergaß man die Baronesse und sprach nun von der Pastete.

Das Mädchen ging in das elterliche Haus zurück. Eine vom Hof Entlassene ist in den Augen der Residenzwelt geschätzt. Kein Mensch wußte, was die Baronesse verbroschen, aber Jeder dichtete ihr ein Vergehen an. Gar bald ward die Dichtung zur Wahrheit umgestempelt; und nun zog sich Alles von der armen Eisenfeld zurück; besonders ließ sich kein Mensch mit ihr öffentlich sehen; denn vielleicht konnte dies ein Fälscher sehen, und wenn dieser das dem Vierten, dieser es dem Dritten gesagt hätte, und es wäre durch diese davon Kundschafft zum Hofe gekommen, so hätte man sich für verloren auf ewig gehalten.

Kein Wunder, wenn die Zurückgesetzte, im Gemüth die heiligste Schuldlosigkeit, tief gekränkt, die Menschen verachten, die Welt hassen lernte! Bitterer Unmuth vergiftete ihre Laune; geheimer Groll sprach sich in jedem ihrer Gesichte aus, und wer war nach ihrer Ansicht von allem dem die erste Ursache? — Der Graf von Loya n! Sie setzte sich den Zusammenhang der Veranlassungen, die sie genöthigt hatten, ihre Entlassung zu nehmen, ganz richtig an

einander. Sie schrieb sie nieder in ihrem kleinen Geheimbuche, von dem ich nachher Auszüge liefern werde.

Der junge Graf hatte nicht die entfernteste Ahnung, daß er mit dem Weggange der Baronesse vom Hofe nur im mindesten Bezug habe. Er hörte vom Vorfalle sprechen, es freute ihn, daß das Mädchen in der schönsten Blüthe seines Alters so wenigen Werth auf den Glanz des Hofes, auf den Werth des Ranges gelegt, und sich von zünder Eifersenz losgesagt hatte, die ihm von Anbeginn an keinen Reiz hätte abgewinnen können. Er fand Hierin eine Rechtfertigung der Gesühle, der Ansichten mit den seinigen; die ihm das Mädchen werth machten.

Bekannt mit der Engherzigkeit der großen Hofwelt, fiel es ihm nicht auf, daß Jeder auf die Entfernte sein Steinen warf. Er gab sich nicht einmal die Mühe, den hämischen Ausbrüchen der Verläumdung zu begegnen; aber das Mädchen selbst fing ihn an zu interessiren.

Er hatte die Baronesse sonst mehrmal bei Hofe gesehen. Jetzt sah er sie zufällig in einem kleinen Kaffee einer ihr verwandten Familie. Dort war sie die stolze, an aller meine Huldigung gewöhnte, prächtig geschmückte, von Lächeln und Trümpfen umschwärmte und umschwärmte Hofdame gewesen. Hier war es das niedergebuckte Mädchen, von Alten, selbst von den Jüngern verkannt; in der einfachsten Kleidung sah sie am Nützlich in einer Gartenlaube, von der in der Abendstunde beleuchtet; aber ruhiger ward ihr die Wangen, als den Graf, vom Vater der Familie ihr entgegenstellte, mit freundlichen Worten sagte, daß er sich freue, ihre Bekanntschaft hier zu erneuern; daß er ihr Glück wünsche, den Hof mit der Natur vertauscht zu haben, und daß die Natur bei diesem Tausche gewonnen.

In jedem andern Munde wäre der letztere Zusatz eine bloße Schmeichelei gewesen. Der Graf schmeichelte nie, das wußte die Könige Sines; was er sagte, kam aus dem Geiste heraus. Ach, es that der Gefrankten unbeschreiblich wohl, endlich einen Menschen zu finden, in dessen Augen sie nichts verloren hatte. Daß dieser Eine gerade der Graf von Loya n war — ein sonderbares Gefühl griff ihr mehrmalig in die wunde Brust. Sie hatte den Grafen hassen wollen; sie konnte es nicht. Der große schöne Mann, im vollen Reiz der frischen Jugend, hatte sich ihr schon seit dem ersten Tage, als sie ihn bei einer großen Hofassemblée sah, unvergeßlich gemacht. Der Ras seiner gediegenen Kenntnisse hatte ihm ihre Achtung gewonnen, und die sanfte Güte seines Charakters, seine vollendete seine Erziehung, sein ungescholterener Wandel, das seelenvolle herrliche Auge, der kesse Zug von lieblicher Schwärmerei — nein! sie konnte ihn nicht hassen. „Was hat er dir“ — sagte sie heimlich zu sich selbst: — „denn auch gethan?“ — „Kaum, daß er dich einige Male gesehen, schickt eine Zivelt einen Dritten an ihn ab, und läßt ihm die Hand der Ungefragten, der kaum Bekannten mit Hintansetzung aller Delikatesse anbieten. Das war nicht der Weg zu dem Herzen des zartfühlenden Mannes. Dem Grafen war der

Hof kommt allem Zubehör zuwider. Du, die erste Hofdame der Monarchinn, konntest schon daraus in seinen Augen keinen Werth, keinen Reiz haben. Er hatte die dort oben zwischen kalten Marmormänden, nie etwas Artiges gesagt, bloß nie seiner Aufmerksamkeit vorzüglich gewürdigt. Jetzt sieht er mit Wohlgefallen das einfache Mädchen; der Augustabend erwärmt ihn, und er steht mit offenem Wohlwollen, mit halbiger Achtung vor dir.“

Der Graf blieb den Abend im kleinen Cirkel. Der Genallie schenkte die Auszeichnung, mit welcher der Graf die Gesunkenen behandelt hatte, nicht entgangen zu seyn.

Er kam öfter; keine zarte Aufmerksamkeit that der Baronesse wohl. Allmählig schlich sich der Gedanke in ihre Seele, daß sie dem jungen lebenswürdigen Manne nicht gleichgiltig sey. Sie träumte sich ein schönes Glück, sie vergaß den Verlust ihres ehemaligen Hofgalanzes; an des Grafen Seite lernte sie die Mächtigkeit äußerer Würde erkennen und ihren eignen Werth fühlen. Aber ihr Verstand verschwand.

Der Graf verließ auf eine kurze Zeit, und brachte ein Fräulein vom Lande als seine Gattinn mit. Die junge Gräfinn war die schönste Frau in der Residenz. Ihre stolze Natur imponirte; aber die Güte ihres Herzens, ihre Sanftmuth, ihr seiner Weltton erwachen ihr die Kurzzeit die unbeschränkte Huldigung ihres neuen Kreises.

Von diesem Augenblicke an ging das Lebensglück der Baronesse unter. Sie erfuhr jetzt erst von sich selbst, daß sie dem Grafen geliebt hatte. Sie wußte nicht, daß der Graf schon seit Jahren in dem Besitze seiner angebotenen Theresen gewesen war; sie glaubte, daß er sie erst habe kennen lernen, und machte sich nun geheime Vorwürfe, daß sie ihm nicht herzlich genug entgegen gekommen sey; sie sah das Glück des liebenden Paares, sie sah es in einander verschmelzen, und ihr gedrücktes Herz verblutete im Innern. Sie ward bitter gegen die ganze Welt; sie haßte sich selbst, aber sie behielt so viel Kraft des Selbstes, ihre ihrer glühenden Eifersucht zu bleiben. Das Geschick legte ihr eine harte Probe auf.

Der Graf hielt sich nur den Winter über mit seiner lebenswürdigen Gattinn in der Residenz auf. Im Anfang des Frühjahrs ging er mit ihr auf seine Güter. Theresen hatte die Baronesse kennen gelernt, sie hatte das schöne Mädchen mit ihrem stillen Schmerz, mit ihren geheimnen Leiden lieb gewonnen. Sie ahnete nicht im Entferntesten, daß sie selbst der Grabstein ihrer Wünsche, ihrer Hoffnungen war. Sie hatte sich oft in traurigen Augenblicken ihr genähert, um die kalte Tiefe ihres verdorren Herzens aufzuschließen; sie hatte einige Mal mit leisen Fingern die wulstliche Wunde berührt, an deren Folgen in furchtbaren Stößen das Blüthenleben der unglücklichen Eisenfeld dahin schwand; sie hatte mit der freundlichsten Schonung die Frage gewagt, ob es nicht hoffnungslos Liebe sey, die ihren zuweilen sichtbaren Muth erzengt, und auf alles das immer nur ein wehmüthiges Lächeln, ein stilles Kopfschütteln, selbener eine mühs-

sam verhaltene Theresen zur Antwort erhalten. Theresen glaubte jetzt, der Dürberrin Kummer zu kennen. Freundschaft, meinte sie, solle ihr das ersetzen, was Liebe ihr genommen. Auf dem Lande, im Schooße der erwärmenden Natur, sollte die Kraft ihrer Jugend frohen Sinn wieder finden, dort sollte die Kraft ihrer Jugend wieder ausblühen. Sie wollte sich enger an das zartfühlende Mädchen anschließen, ihr volles Vertrauen gewinnen und dann das wunde Herz heilen.

Sie theilte dem Grafen den Wunsch mit, die Baronesse mit auf das Land zu nehmen; dem zärtlichen Gatten war der Wille der Geliebten Gesetz; er willigte um so lieber in den Vorschlag, als ihm der Umgang des geliebten, sittlichen Mädchens immer willkommen gewesen war, und so fuhr denn die himmlisch gute Theresen zur Baronesse, um ihr den Antrag zu machen. Vor Kurzem hatte sie von ihr, auf freundliche Bitte, das Schwesterliche Du erhalten. Die Baronesse war durch die Einladung überrascht, so überrascht, daß sie sich wegwandte, den Blick zu den Wolken erhob, die Augen mit der Hand bedeckte, und halb leise ausrief: „Auch das noch?“ Doch sammelte sie sich schnell wieder, und schlug die Einladung mit weit gesuchten Gründen aus. Klein Theresen ließ sich nicht abweisen; sie bat mit so bezaubernder Güte, daß die Baronesse wankend wurde, und als sie hinzusetzte: „Nina, schlag' mir es nicht ab, mein Mann wünscht recht herzlich, daß Du uns begleitest,“ da entgegnete die Betroffene: „Ich komme, aber,“ sagte sie sanft und langsam, „es wäre vielleicht besser, ich käme nicht!“

Theresen hob die bedeutenden dunkeln Worte auf. Sie verstand sie nicht, aber sie fühlte sich erschüttert durch sie, ohne zu wissen, warum.

„Auch das noch,“ hatte sie gesagt, und „es wäre vielleicht besser, wenn ich nicht käme?“ — was wollte sie damit? fragte sich Theresen, als sie zu Hause saß. „Solte sie vielleicht?“ — Sie hatte den Faden in dies labyrinthische Dunkel schon beinahe in der Hand, aber zum Glück für das liebende Weib riß er und knüpfte sich nie wieder an. Die Anstalten zur Abreise, die Abschiedsvisten u. verwischten bald den sonderbaren Eindruck, den jene fallend gelassenen Worte auf sie gemacht hatten.

Nina hatte sich stark gemacht. Der Kampf zwischen Herz und Verstand hatte ihr bittere Thränen gekostet, aber sie hatte die Gewalt über sich gewonnen, ihren Schmerz noch tiefer zu versenken, sie wollte sich zwingen, die Glücklichen täglich zu sehen; sie bürdete die Centnerlast der gewichtigsten Vernunftgründe auf ihr Herz. Es sollte nichts mehr fühlen. Sie gebot dem Frohsinn, das Gewölke der Wehmuth ihr aus dem Auge zu bannen; sie zwang den lächelnden Scherz in die lieblichen Grübchen ihrer Wangen zurück. Sie gewann es über sich, sich selbst zu täuschen, und freute sich des errungenen Triumphs.

Als sie aber hinkamen auf das stille Land, als die harmlose Theresen oft im reinsten Entzücken glücklicher

Liebe laut ausrief, daß hier, nur hier in Gottes schöner Natur an der Seite ihres Hermannu ihr Paradies sey; als Hermann, von den süßen Reizen seiner himmlischen Theresese überwältigt, zu ihren Füßen nieder sank, sie seine Einzige, seinen Engel nannte; als er, vom blühenden Frühling umduftet, die Liebliche auf seinen Schooß zog und die Wonnen der irdischen Seligkeit von ihren Lippen trank, da fiel Nina's erkünsteltes Gehäube in einander. Das Herz warf die kalte Last der aufgebühten Vernunftgründe von sich; es glühte heißer als je. Es zehrte sich selbst auf. Die Unheimvände hielt Nina noch künstlich zusammen. Sie lachte und scherzte, sie trat mit einer Lebendigkeit, mit einer muthwilligen Heiterkeit auf, daß das liebende Paar sie in dem Augenblicke eben von ihrer süßern Schwärmuth geheilt glaubte, als die Unglückliche ohne Rettung verloren war.

Die Jammerqualen, die ihr Inneres zerriffen, kannte Keiner. Ein Charakter, wie dieser, konnte sich wohl exaltiren. Eine heispiellose Spannkraft war da, Nina hatte sie benützt. Allein von Dauer konnte dieser widernatürliche Zustand nicht bleiben. Die Himmelshöhe von Festigkeit, auf die sich das Mädchen mit Selbsteiselung gezwungen hatte, sank unter ihren Füßen zusammen. Das Leben ward ihr unerküßlich.

Ein's Abends — am Horizonte leuchtete das Wetter, der Himmel hatte sich umzogen, in weiter Ferne verhallte der rollende Donner und einzelne Tropfen fielen aus den schwarzen tief liegenden Wolken herab auf die Blumen und Degenenbüschel, die ihre süßen Däfte in die Laube spendeten, zu welcher der kleine Engel dicht neben einander saß — verlor sich Nina mit dem Blicke ihres großen schwarzen Auges in die flatternden Fackeln des fernen Wetterleuchtens; sie schwärmte sich die Möglichkeit, durch die zerrissenen Wolken in das Allerheiligste des Himmels zu sehen. Dorthin sehnte sich ihr müdes Herz. „Wenn ich sterben soll,“ sagte sie ruhig und mit scheibar Gleichgültigkeit gegen den Sinn ihrer Worte, „so wünsche ich einen recht schnellen Tod. Vom Blitz erschlagen zu werden, muß ein schöner, ein recht leichter Tod seyn, und so liegt ein eigener Reiz darin, durch das Feuer des Himmels dieser Erde entrückt zu werden.“

„Zu der Ehre können Sie bald kommen,“ versetzte der Graf scherzend, „wir bekommen diese Nacht wahrscheinlich mehrere heftige Gewitter. Die Luft ist zum Erdrücken bänglich und schwer.“

„Nein,“ entgegnete Theresese, und schlang den schönen Arm um ihren geliebten Hermann, „wenn ich mir meinen Tod einmal bestellen soll, so muß er mich nicht zu sehr überraschen. Ich muß mit Besinnung sterben, ich muß fühlen, daß ich scheide; dann sag ich Jedem noch ein freundliches Wort, und alle meine Wünsche, die mich nach meinem Tode interessiren, sage ich noch Dir, mein Hermann! und ein Jahr nach meinem Tode erscheine ich Dir, Hermann.“

„Haß Du denn Wünsche nach dem Tode, meine

himmlische Theresese?“ sagte der Graf tief bewegt, und zog das sanfte Weib an seine Brust.

„Ja, Hermann,“ entgegnete die Golde lachend, und neigte den Kopf, als ob sie sich schäme, sie zu gestehen, an des Liebenden Herz.

Nina stand aus Discretion gegen eine so geheime Familiengelegenheit auf, und ging den Garten tiefer hinab.

„Laß mich in Deiner Familiengruft in der Kessberg beisetzen, neben Deine Schwester,“ sagte Theresese. „Sie war die treueste Freundin meines Lebens! Ich habe ihr, als sie starb, versprochen müssen, einst neben ihr zu ruhen. Und dann — wenn Deine letzte Stunde einmal abgelaufen ist, dann kommst Du ja auch neben mir — nicht wahr, mein einzig geliebter Hermann? — Und nun wünsche ich noch etwas — sie legte ihren Mund an Hermann's Wange und flüßelte leise — „heirathe nach meinem Tode.“ —

Ein gräßlicher Blitz zerriß den Himmel und spaltete die Linde am Ende des Gartens. Die beiden Liebenden sprangen hoch auf, der furchtbare Donnerschlag warf sie wie der nieder.

„Nina ist erschlagen!“ rief der Graf in schrecklicher Ahnung, und raffte sich auf, um sie zu suchen. Aber sie kam ihm entgegen, stumm vor Entsetzen, am ganzen Körper zitternd. Sie schickten alle drei in das Haus zurück, und hier erst, geruht Nina die Sprache wieder. Der Blitz hatte keine fünfzehn Schritte von ihr in die Erde geschlagen.

Sie hatte den Hut und einen Schuh verloren, der Regen hatte alle drei durchnäßt; man lagte sich jetzt gegenseitig einander aus; aus in des Grafen Brust blieb über Theresese's Wünsche und ihr letztes, halb ausgesprochenes Wort ein stiller Ernst.

Wenige Tage nach jener Gewitternacht — ich darf nicht, nach der Zeitfolge erzählen, sondern nur die Geschichte der Begebenheit so vortragen, wie sie sich vor den Augen ihres Publikums entwickelte. Der aufmerksame Leser wird den Zusammenhang des Ergebnisses früher ahnen, als ihn die nachzulesenden Bruchstücke aus Nina's Tagebuch darstellten.

Wenige Tage nach jener Gewitternacht also erkrankte Theresese. Sie klagte, anfänglich über kleine Uebelkeiten. Die Verwalterin, eine verständige Hausmutter, die in Ermangelung eines Arztes herbeigerufen wurde, zog über die Unvorsichtigkeit näherer Bekanntschaften, unter vier Augen ein, und stützte dem entzückten Grafen im Nothm ihre Glückwünsche zu den glücklichsten Hoffnungen ab. Theresese welkte vor Freude; sie war die Glückseligste unter der Sonne. Der Graf umschlang das reizende Weib, und hatte für das Entzücken seiner Empfindung keine Worte. Aber dieser Uebelkeit folgten sehr krampfhaftige Schmerzen. Theresese klagte über unsägliches Schneiden im Unterleibe, und man beschloß daher, einen Arzt aus der nächsten Stadt holen zu lassen. Nach Abgang des eilenden Boten verschlimmerte sich der Zustand der unglücklichen Theresese von Minute zu Minute.

Es traten die furchtbarsten Convulsionen ein; ihre Augen verloren den Glanz des Lebens, die Zunge ihre Kraft zum Sprechen. Der Graf, Nina und alle Umstehenden verzweifeln vor Angst. Kein Mensch konnte helfen. Alle Hausmittel, die furchtbaren Schmerzen der Leidenden zu lindern, blieben ohne Erfolg. Theresie wollte etwas sagen, aber sie konnte nicht mehr reden, sie konnte nur noch, Der Graf reichte ihr eine Schiefertafel, sie schrieb mit kaum leserlicher Hand das Wort „Gift.“ Der Graf verständ, daß sie daste, ihr Otho zu reichen, um ihre gräßliche Qual zu enden; er wüßte sich laut weinend vor das Bett der Gemarterten und sprach ihr Treß zu; er stiehe Bett an, Hüfte zu senden. Nina wandte mit hoch aufgehobnen Händen, bleich wie der Tod, zum Zimmer hinaus.

Ahnest Du, theilnehmender Leser, die Schauderthat? Reich nicht zu früh den Stab über die Unglückliche.

Theresie's Stirn bedeckte ein kalter Schweiß. Ihr matter Blick suchte Jemand im Zimmer. Sie fand die nicht, die sie sucht. Da brach sie in ein herzzersehndes Schluchzen aus und winnente laut. Sie zog die Hand ihres Herzens an sich, sie legte sie auf das engelreine Herz. Es schlug langsam jetzt, es stockte. Ihre feuchte Hand umklammerte fest die Rechte des geliebten Mannes. Mit unennensbarer Wehmuth blickte sie zu ihm auf. Ein leiser, gepreßter Seufzer — da stand das Herz still, das Auge schloß sich geschlossen, und entsetzt lag die schöne Hülle.

Das Jammergeschrei des unglücklichen Grafen rief alle Hausgenossen herbei. Sein Liebstes dieser Welt war ihm verloren, auf ewig verloren. Der bittersten Verzweiflung hingegeben, küßte er die Werkstätte im wilden Schmerz. Er rief ihren Namen, er rißte die erkaltete Hand mit den Thränen eines Jammers. Besinnungslos trug man ihn weg.

Nina kam, in summen Schmerz tief versenkt. Keine Thräne im Nieren Auge, kein Tropfen Blut im Gesichte. Sie hielt die Hände krampfhaft in einander gefaltet vor dem blaffen Munde. Am Bette der Entschlafenen sank sie nieder. Sie erstarrte in stiller Verzweiflung. Nichts war vermagend, sie vom Bette wegzubringen.

Den folgenden Tag traf der Arzt ihn. Seine im Bette des Grafen vorgenommenen Versuche, Theresie in's Leben zurück zu rufen, blieben fruchtlos. Der Graf, auch diese letzte Hülf verloren, flüchtete auf sein Zimmer. Der schnelle Tod der blühend gesunden, jungen Frau war ihm Arzte ein Räthsel. Er forschte, ob sie in den letzten Tagen etwas genossen habe, was irgend einen entfernten Nachschuß gegeben haben könnte. Aber alle umstehende Hausoffizianten und Domestiken versicherten einstimmig, daß nicht die geringste Vermuthung eine solche Besorgniß begründe. Nina, welche die Nacht bei Theresie gemacht hatte, war, als der Arzt kam, von ihrem Sitze aufgestanden, und hatte sich mit dem glühenden Kopf am Fenster gelehnt. Der Arzt näherte sich ihr, und äußerte leise, daß die Symptome, die er an der Todten bemerkte, ihm außerordentlich verdächtig wären.

„Hörte ich jetzt nicht allgemein,“ setzte er hinzu, „daß ein Zufall nicht im Spiele gewesen seyn kann, und konnte ich die glücklichen Verhältnisse des Hauses nicht so genau, die den Gedanken einer Absicht ganz unmöglich machen; so würde ich — es klingt sonderbar, aber — dem Grafen mag ich so etwas nicht sagen, es würde ihn zu sehr erschüttern, aber Ihnen, der Freundin vom Hause, muß ich es sagen, um den Grafen auf die Nothwendigkeit vorzubereiten, die Frau Gräfin öffnen zu lassen — so würde ich auf der Vermuthung einer Vergiftung beharren.“

Nina schlug die Hände über dem Kopf in einander, als ob der Wetterstrahl des jüngsten Tages alle ihre Glieder erbebt hätte.

„Erschrecken Sie nicht, Baronesse, ich sage nur, Vermuthung! Gewißheit würde uns die Deffnung verschaffen. Es gibt so sonderbare Fälle in der Welt, daß keine menschliche Phantasie zureicht, ihre Möglichkeit zu berechnen. Wenn auch alle die Leute des Hauses bestätigen, daß die Frau Gräfin nichts Nachtheiliges genossen, so ist es ja doch immer möglich, daß es geschehen; denn sie waren ja nicht jeden Augenblick in ihrer Nähe, und wenn es gleich allgemein bekannt ist, daß die Liebenswürdigkeit, die Tugend und die sanfte Güte der Frau Gräfin ihr aller Herzen gewannen, so kann es ja doch seyn, daß — Gott, man kennt ja die Menschen! — daß sie vielleicht einer Person im Wege war. Sie sind eine Schwesterlich, befreundete Vertraute der Frau Gräfin gewesen, Baronesse! wissen Sie vielleicht?“

„Neta!“ fiel ihm die Gepeinigste in das Wort, und warf einen halb scheuen Blick auf den Fragenden. Wären die Trüffel der Hölle selbst sie auf die qualvollste Folter gesetzt — größer konnte die Marter nicht seyn.

„Wenn nun,“ setzte sie nach einer Pause zaghaft hinzu, ohne ihn anzusehen, „wenn nun Ihre schreckliche Vermuthung gegründet wäre, und Sie also die Ursache des Todes wüßten, könnten Sie denn dann noch hoffen? Wären dann noch Mittel möglich, wäre nur ein Scheit von Möglichkeit da, die Todte —“

„Wieder lebendig zu machen? Nein, Baronesse,“ erwiderte der Arzt lächelnd über die Stärke ihres Glaubens an seine Kunst. „Da ist keine Hoffnung mehr! Ich habe mein ganzes Wissen aufgeböten! Es ist nichts unberührt geblieben! Schade, ewig Schade um die schöne junge Frau! Es war die reinste, fleckenloseste Seele, die ich gekannt habe. — Jetzt, gnädigste Baronesse, sprechen Sie mit dem Herrn Grafen, ob er die Secirung erlaubt. Uebrigens aber schonen Sie sich, Baronesse. Der Auftritt hat Sie angegriffen. Lassen Sie sich. Die Wege der Vorsehung sind unerforschlich; sie ruft oft die edelsten Menschen von der Welt, und — als ob das Verbrechen ein heiligeres Bürgerrecht auf der Erde habe, als die Tugend — die Verworfenen bleiben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Hesperiden.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 2. (zum XXX. Bande.)

(Erdruckt im December 1822.)

Das Raubschloß.

Eine buchstäblich wahre Geschichte.

Ein sehr angenehme Dienstreife führte mich in die Gegend des Riesengebirges, wo ich in meiner frühern Jugend ein Jahr im Hause meiner Tante Walter äußerst glücklich verlebte hatte.

Ich hatte mir vorgenommen, sie bei dieser Gelegenheit zu besuchen, und ihre beiden Töchter, die damals Kinder von zwei, drei Jahren gewesen waren, jetzt in der Blüthe ihrer schönsten Tage wieder kennen zu lernen.

Der Onkel war seit jener Zeit gestorben, und die Tante lebte von ihrem sehr ansehnlichen Vermögen auf ihrem Gute, in der reichlichsten Gegend des innern Gebirges.

Im letzten Städtchen, wo ich im Wirthshaus mich nach den nähern Umständen der Familie erkundigte, erfuhr ich zu meiner großen Betrübnis, daß die arme Tante vor einigen Wochen ihre jüngste Tochter, Cäcilie, durch das Schicksal verlor habe, und von diesem harten Schlag, der des Schicksals ungemein niedergedrückt sey. Man nannte den Schmerz der armen Mutter sehr gerecht; denn die sechzehnjährige Cäcilie sey ein so kluges und gutes Mädchen gewesen, daß sie von der ganzen umliegenden Gegend geliebt worden sey.

Diese Nachricht dämpfte in mir die Freude des Wiedersehens nach langen vierzehn Jahren um ein Merkliches; auf der andern Seite war es mir aber lieb, jetzt gerade die unglückliche Mutter besuchen zu können, um ihren Schmerz zu theilen, und ihren Kummer, wo möglich zu zerstreuen.

Um ihr gleich bei der ersten Begrüßung ein Merkzeichen meines herzlichsten Theils zu geben, kaufte ich mir einen Streifen schwarzen Kreppstoff, und umwand damit den linken Ärmel meiner Uniform.

Es war Mittag, als ich aus dem Städtchen abfuhr. Die Sonne sach brennend mir über den Scheitel; ein heifer Südwind wehte über die Kornfelder, und dunkle Gewitterwolken lagerten sich um die nackten Wände des riesenhaften Gebirges.

In wenigen Stunden erreichte ich die Gränzen von dem Gute meiner Tante; die alte verfallene Ruine, die auf dem stattlichen Berge über dem Wohnhause thronete, und

Hesperiden Nr. 2. XXX.

unter dem Namen des Raubschloßes in der ganzen Gegend bekannt ist, hatte ich schon früher entdeckt. Ich begrüßte im Vorbeifahren alle die stillen Pfläzchen der Kunde, die ich als Knabe so oft besucht hatte, mit freudlicher Wehmuth. In die süße Erinnerung jener glücklichen Jahre versunken, durch die Nachricht von dem Tode des geliebten Kindes weich gestimmt, und überwältigt von unnenndbaren Gefühlen, sank ich mit stummten Thränen der überraschten Tante in die Arme.

Sie empfing mich in tiefster Trauer. Der Hof an meinem Arme sagte ihr schweigend, daß ich ihren Schmerz schon kante; sie drückte mich an das zerrissene Mutterherz, und schloßte laut.

„O warum kamst Du nicht,“ sagte sie leise, und legte ihr verweintes Gesicht auf meine Achsel, „warum kamst Du nicht einen Monat früher? Da war ich noch glücklich und reich; da stand ich noch in der Mitte meiner beiden Kinder. Ach, mein Freund!“ fuhr sie fort, und richtete sich auf, „jetzt hat mir Gott die ganze Hälfte meines trübsamen Glücks genommen. Ich habe gemurt, ich habe Tante geschadet mit ihm! Cäcilie war ein Engel! Warum ließ er mir das Kind nicht? Was hatte ich verbrochen? Wenn die Mutter am Grabe ihres Kindes, allmächtiges Wesen, an deiner Liebe, an deiner Güte verzweifelt, o fürne ihr nicht! Ihre Mutter hat nichts, als ihre Kinder.“

In dem Augenblicke trat Julie, ihre ältere Tochter, herein. Sie hatte schon im Hause meine Ankunft und mein neues Namen erfahren, sie hörte die letzten Worte ihrer Mutter von der trauulichen Herzlichkeit, die das alte Recht der Blutsfreundschaft heiligt, schloß sie mich in ihre Arme, und küßte trübend die bloße Wange der leidenden Mutter. In ihr schönes, gepeset-Auge schloß eine Rille Thräne.

Ich suchte keine Worte; denn an einem so wunderbaren Herzen kostet nicht der Trost süßster Rede; ich ließ mir von Beiden recht viel von der Verstorbenen erzählen, und machte dadurch und durch meine herzlichste Theilnahme, ihren Kummer leichter.

Beiden that es wohl, von der Verstorbenen reden zu können; Cäcilie's letzte Stunde war der Gegenstand ihrer Unterhaltung.

Cäcilie war mit dem vollen Bewußtseyn ihres nahen Todes hindergeschwammt; sie hatte sich vor dem Aufgehren in die Erde geschütert, und die Mutter getreten, sie nicht auf den Kirchhof begraben zu lassen, weil es möglich sey, lebendig begraben zu werden; und dann keine Rettung denkbar sey. Unter dem Raubschloße war ein

fer, halb verfallener Keller; diesen hat sie die Mutter zur Gruft einrichten zu lassen; dort habe der Tod ihr keine Schrecken, denn sie sey da immer unter den Lebendigen. Die unglückliche Mutter hatte die letzte Bitte ihres sterbenden Kindes erfüllt. Sie und Julie gingen jetzt mit mir zur stillen Ruhestätte der Verklärten.

Die Ruine lag einige tausend Schritte vom Hause entfernt, auf einem kurz abgestumpften Felsen.

Der Weg dahin führte durch einen kleinen Hain von hundertjährigen Eichen, der mit in dem Garten des Wohnhauses gezogen war. Die nächsten Umgebungen der Ruine waren schon zu Zeiten des vorigen Besizers in einen Park verwandelt, der den Charakter seines Mittelpunktes, der Ruine, trug; erstes Dunkel himmelhoher Tannen, und sanftes Grün der herabhängenden Thümenweiden.

Näher dem schwarzen, gelb bemooften Felsen wogelten sich junge Wäden in den leisen Lüften. Flieder, wilde Rosen, Jasmin, Ephen und tausend andere kleine Gebüsche umkränzten die Burg, zu welcher der mir bekannte schmale Fußpfad den Hügel hinauf führte. Aber ein neu gebahnter enger Weg schlängelte sich links um den Felsen zur neuen Gruft hin, deren Eingang, wie ich ihn von weitem erblickte, mit einem geschmackvoll bronirten eisernen Gitterthor versehen war.

Um den Schwanz meiner Begleiterinnen, der während unsrer Hergehens sich ein wenig gelegt hatte, nicht von neuem regen zu machen, bog ich rechts ein, um den Berg hinauf in die Ruine zu gehen, von der ich sonst immer mit Entzücken die weite reizende Aussicht genossen hatte.

Eine neue, während meiner Abwesenheit gemachte Anlage überraschte mich; die Tante hatte das noch vorhandene Gemäuer des alten verfallenen Ritterhofes benutzt, um einige kleine bemerkbare Zimmer darin einzurichten; eine Kühle, mit einem eisernen Geländer versehene Treppe führte an der innern Wand des halb eingestürzten Wartturms hinauf; von der man in eine Flur, und dann in zwei gothisch neubliete Gemächer trat.

Ich öffnete das Fenster, und überharrte mit einem Blick die Schneefuppe, die Gegend der Erdquellen und die beiden Schneegruben, den ganzen Karun des alten, rehrvolldigen Riesengebirges, und einen Theil des fruchtbaren Schloßens, vor mir ein stiller, von der Welt geschiedenes Thal, unter mir den Eingang zur alten Gitterpforte von Cäcilien's kühler Felsenruft.

Im Zimmer saß hinter dem Portrait des Onkels, neben ihm das vor unsern Füßen schlummernde Ecceille. Eine schöne Blondine, blühend, wie die Göttin der Gesundheit, in der lächelnden Wange das Grüßchen jugendlicher Ansehens; das seidene Haar in weichen Ringellocken um den kleinen Engelkopf, und eine weiße Rose am jugendlichen Busen.

„Das ist sie!“ fragte ich, im stillen Bewundern der schön verwickelten Schönheit versunken.

„Das war sie,“ — sagte die Mutter mit sanfter Weh-

muth, und Julie wandte ihr Gesicht weg, um im Stillen die Thränen zu bergen, die dem wunden Herzen entquollen.

Beide Schwestern knieten einander, wie ich jetzt bemerkte, nur war Julie demüthet.

Ich suchte das Gespräch wieder abzulenken, um Mutter und Tochter, die von neuem die Verlorne hier wieder gesunden hatten, vom Gegenstande ihrer Trauer abzuwenden, und richtete meine Aufmerksamkeit auf die innere Einrichtung der äußerst geschmackvollen Stammer.

In der anstoßenden Stube standen drei Betten; hier hatte die Mutter mit ihren Töchtern den vorigen Sommer hindurch geschlafen; sie erzählten, wie glücklich sie hier gelebt hätten, wie jeder Morgen, jeder Abend in diesem einzig schönen Aufenthalt ihnen neue Freuden geboten habe, und machten eine so reizende Schilderung davon, daß ich um die Erkenntniß bat, die wenigen Tage meines Hierseyns auch hier wohnen und schlafen zu dürfen.

Die Mutter willigte gern ein, nur Julie fragte, ob es nicht nicht grauen würde, in den wüsten Ruinen, der stillen Gruft des Todes nahe, ganz allein zu seyn; so gern sie die Ruhestätte ihrer Schwester besuche, so unendlich würde es ihr doch seyn, eine Nacht hier oben alleit zuzubringen.

Ich entgegnete ihr lächelnd, daß ich keine Furcht habe, die Nähe ihrer entschlafenen Schwester habe für mich in dieser Hinsicht nichts Schreckhaftes, und gegen den Angriff der Lebenden schütze mich mein Degen.

„Etwas von der Art hast du auch nicht zu fürchten,“ rief mir die Tante in's Wort, „die Mauer geht, wie Du weißt, mit den ganzen Garten, und die Thüre hier, die auf die Landstraße führt, ist von innen immer verriegelt. Du hast wohl unsere Chauffee noch nicht gesehen, die seit Deiner Abwesenheit durch das Gebirge geteilt ist?“

Sie öffnete bei diesen Worten das zweite Fenster, und zeigte mir die schöne neue Kunststraße, die aus den nahen Felsenmassen sich hervorwand, dicht neben der Gartenmauer vorbeilief, und weit hinunter bis in die Schwärzen des vor uns liegenden großen Gebirges zu übersehen war.

Aus der Schlafstube führte eine Thüre auf einen langen Corridor, der hinter dem alten Rittersaal der ehemaligen Burg hinkief. Von diesem Corridor trat man in den Saal selbst; dieser war noch vollkommen gut erhalten; ich kannte ihn schon aus meinem frühern Aufenthalt, wo er aber weit verfallener aussah. Jetzt waren die großen Bogengemächer wieder hergestellt, er war neu gedeckt, und mit gothischen Neublieten versehen. Die alten eisernen großen Fenster standen noch, und die Mauergemäbe an den Wänden hatte die Tante wieder aufrischen lassen, eine Wolfsjagd, zwei große Schlachtstücke aus den Zeiten des Faustrechts, und ein Zweikampf auf Leben und Tod. Im letztern besonders war der Charakter jener Vorzeit treu gehalten; es that einen unglaublich kräftigen Effekt.

Ritter Bruno — die alte Chronik des Schloßes erzählte den Vorfall, den der damalige Burgkaplan in Mönchs-

schickte aufgelegt hatte, umständlich — Ritter Bruno lag vom Ritter Gotthard, dem vormaligen Herrn dieser Burg, erschlagen im Sande. Der Helm war ihm vom Kopfe gefallen, das Blut entseufte den Halsabern, und floss in breiten Strömen über den Panzer. Der Erschlagene kalte, vom grimmligen Schmerze des Todes überwältigt, die rechte Faust gen Himmel; die andere wühlte sich in die von seinem Blute gesüchtete Erde; je länger man dieses Schreckensbild ansah, je mehr verwickelte es sich im Gemüthe des ergriffenen Anschauers. Man sah das Jucken der allmählig erkorenden Glieder, man hörte das letzte Köcheln des Sterbenden.

Ich stand lange vor dem gräßlichen Bilde, und theilte diese Bemerkung der Tante und Julien mit. Sie empfanden beide dasselbe, und sagten, daß sie um dieses entsetzlichen Eindrucks willen, den dieses Bild jedesmal auf sie mache, ungern diesen Saal betreten.

„Ach,“ sagte die Mutter, und hielt die Hand vor die Augen, „nein, da starb meine Säctli: einem frommen, sanftern Tod. Das Winseln, das Köcheln, ach Gott! ja, das höre ich noch! Aber ihre Seele war da schon von ihr gewichen; sie fühlte von diesen letzten Zuckungen des Körpers nichts mehr. — Kommt von dem Bilde weg. Es hat mich nie so erschüttert als heute.“ Wir gingen wieder in den Sörrider zurück. Ich erblickte eine eiserne Vogeuthür am Ende desselben, die mit einer starken Eisenschiene verriegelt war, an der ein großes Vorlegeschloß hing. Ich erkannte mich nicht, diese sonst gesehen zu haben.

„Sie war auch noch nicht,“ antwortete die Tante, „mein verstorbener Mann hat sie machen lassen; sie führt in den alten vieredigen Thurm, unter dem sonst ein Burgverlies gewesen ist. Der obere Raum des Thurms ist jetzt zur Postkammer benutzt, um mehrere alte Gerümpel, was sonst umher stand, darin aufzubewahren.“

„Woan aber die Thür von Eisen? Der schwere Ringel und das große Schloß davor? Das sieht ja aus, als ob Lantzen ihre Schätze darin aufbewahrt.“

„Dazu soll es auch dienen,“ antwortete die Tante lächelnd. „Mein fetter Mann hatte die Idee, wenn die Mädchen würden herangewachsen seyn, den Winter in Prag zuubringen; während der Zeit wollten wir unsere kleinen Habseligkeiten von Werth hier aufbewahren, weil dies Gewäch allein mit einem feuerfesten Gewölbe versehen ist.“

Ueber der schwarzen Thüre hing das Portrait der kleinen Nonne, das ich von sonst her schon kannte.

„Lebt die arme Lea auch noch?“ fragte ich, und wies mit meinem Blicke auf dem frommen Gesichte, das der Gram lebendig machte. „Schon als Kind hatte mich diese Himmelsbraut angezogen. Ich hatte es nie ohne Theilnahme, nie ohne tiefe Ahaung ihres räthselhaften Geschicks ansehen können.“

Lea war — so sagten die alten Urkunden des Schlosses — die Tochter eines der reichsten Grafen im Gebirge gewesen. Sie war heimlich mit dem Ritter Gotthard,

dem oben erwähnten selbigen Wäfiger dieses Schlosses verlobt; ihr Vater, der sie einem Andern bestimmt hatte, verdammete sie, als er ihr, durch die Natur besegnet, ihm aber nicht kund gewordenen Verstandniß mit Gotthard entwarf, zum Kloster; sie mußte bei den Schwestern zu St. Clara in Breslau den Schloßer nehmen. Gotthard entführte sie, und brachte sie hieher auf sein Schloß; aber er konnte keinen Priester vermögen, ihm vor dem Altare des ewigen Gottes, der alles Verborgene sieht, den eheligen Segen zu geben. Lea erlag der Strafe des Unwissens. Sie erwarbete ihr Kind kurz nach dessen Geburt, und starb an den Folgen genommenen Giftes. Man las die Geschichte ihrer Leiden, ihrer Verzweiflung in ihren Tagen. Sie kniete vor dem Bilde der heiligen Mutter Maria. Deriffen von den Schmerzen des eben genossenen Giftes, die Quallen der Hitze im gebrochenen Herzen, rüßte sie die Hände, die das Kind erwordet hatten, zu der heiligen Jungfrau um Erbarmen. Die Frucht ihrer Liebe, ein blüschöner Knabe, lag todt zu ihren Füßen. Bruno, der Köcheln im Ritteraal, war ihr Vater. Gotthard hatte ihn erschlagen, und mit diesem Blute das Blut seines Kindes, und den Selbstmord seines geliebten Weibes, der Kindermörderin Lea, furchtbar gerächt.

In der ganzen Gegend trug man sich mit der Sage herum, daß Lea keine Ruhe im Grabe habe, und daß der Schatten des erschlagenen Bruno oft noch auf der Oberwelt wandle. Man erzählte sich vom frommen Nonnengefangen, der sich zu Zeiten in der Mitternacht hören lasse, auch wollte man ein banges Stöhnen und Köcheln vernommen haben, welches auf den unglücklichen Vater Bruno gedeutet wurde, der sein Kind und seinen Enkel in das Grab, und den Ritter Gotthard in den Frieden seines Lebens gebracht hatte. Diesem Winseln war immer ein wildes Waffengeklirr vorangegangen, woraus man denn folgerte, daß auch Gotthard noch sein Wesen trecke, und den blutigen Zweikampf wiederhole, der dem eisernen Vater sein Leben gekostet hatte.

Alle diese Geschichten, die ich hier in meiner Kindheit oft von den Leuten des Dorfes erzählen gehört hatte, traten mir jetzt wieder vor die Seele.

„Die arme Lea war doch glücklicher als ich,“ sagte die Tante; sie verlor ihr Kind, als sie seinen Werth noch nicht so kannte, und sie konnte sterben!“

Diese Worte des höchsten Mutter Schmerzes erschütterten mich.

„Tante,“ antwortete ich, „bedenken Sie der Erbarmungswürdigen Ihr Loos nicht. Verzeihen Sie sich nicht gegen Gott! Maria liebte noch ein heiliges Kind, der armen Lea nichts, als der grausamste Tod. — Schauen Sie nicht die Blässe des Gesichts? Nicht den Krampf in den gefalteten Händen der Knenden? Nicht die glühende Thraue im stieren, halbgebrochenen Auge das keinen Blick mehr in die lichte Höhe des Himmels wagt? Nicht den wundenförmigen Lächler auf der Lippe, die kaum noch vermag, das sagte

Wie Maria zu beten? Nicht die gequälte Brust, die der gewaltsame Vaterschlag zerfchlagen hat? — Lassen Sie uns gehen; ich halte vor dem Bilde nicht länger mehr aus. Es ist, als künde das unglückliche Mädchen mit der schweren Last seines unendlichen Unglücks lebendig vor mir. Selbst in den Fügen der heiligen Jungfrau ist keine Gnade, kein Erbarmen für sie zu finden.“

In dem Augenblicke rollte ein schwerer Donnerschlag über die Ruinen weg, und verlor sich in den widerhallenden Schluchten der schwarzen Felsen. Das Gewitter, das sich bei meiner Ankunft schon zusammen gehüchelt hatte, war unterdessen herausgezogen. Die Luft brauste zum schnellen Sturme auf; es fielen einzelne Tropfen, wir mußten nach Hause eilen, wenn wir nicht das ganze Gewitter hier oben abwarten wollten, und so kamen wir für diesmal nicht in Cäcilien's Quast.

Wir hatten kaum das Wohnhaus erreicht, als ein derber Platzregen fiel, der das Land erquickte und uns die Kühe le schenkte, nach der die Erde sich schon mehrere Tage gesehnt hatte. Im Hofe tanzten Millionen Blasen auf den Plägen, und zerplatzten so schnell, wie sie entstanden waren; ungeheure Wüße flogen aus den schwarzen Wolken auf das enge Thal herab, und ein ewiger Donner, vom Echo der Berge zehnmal wieder gegeben, füllte die Luft. Die Gebirgsbewohner sind das gewohnt, sie achten kaum darauf. Mir war das große Schauspiel der Natur wieder neu geworden, ich sagte im Geheimen; denn jeder Donnerschlag schien die ganze große Felsenkette aus den Angeln ihres Ursprunges zu heben.

Sobald sich der Regen gelegt hatte, ließ die Tante mein Gepäck in die Ruine schaffen.

Ich hätte jetzt viel darum gegeben, wenn ich den Wunsch, in jenem verfallenen Gemäuer die Nächte meines heiligen Aufenthaltes zubringen zu wollen, nicht geküßert hätte. Unter mir Cäcilie im Grabe, neben mir der lange hohe Mittersaal, der sterbende Bruno, der enge Corridor, die unglückliche bleiche Lea und die eiserne verriegelte Thüre, die zum Burgweilth führte, in dem manche Thräne der Verzweiflung mochte geweint worden seyn — alles das war eine so schauerliche Nachbarschaft, die mit den freundlichen Umgebungen des Wohnhauses in offenbarem Gegensatz stand. Doch ich hatte es einmal gesagt, und konnte es nun nicht zurücknehmen; denn die Tante schien es hoch aufgenommen zu haben, daß ich in der Nähe ihrer Cäcilie meinen Wohnsitz hatte, aufschlagen wollte.

„Sie werden in der Ruine schlafen?“ sagte der alte Jäger, als er die letzten Stücke meines Habfelsigten, meinen Staubmantel, die Pistolen und den Degen nahm, um sie hindüber zu tragen.

„Ja mein lieber alter Nikolaus. Warum?“

„Ich meine nur so, lieber Herr. Sie müssen mehr Herz haben, als ich. Unter einer ist auch keine Westmünd. Hundertmal bin ich schon in künftiger Nacht müttersfeien allein im Gebirge auf dem Anstande gewesen, und habe den

Räbezahl und den wilden Jäger und die Berggeistler rammten gehört, ohne daß mir einer hatte was anhaben können; denn ich bin ein alter frommer Mann; aber da oben schlaf ich jetzt doch nicht.“

„Wie so, Alter? Die Tante hat ja mit ihren Lächtern vorigen Sommer auch oben geschlafen.“

„Ja sonst wohl, und da mußte ich und der George und der Heinrich auch mit oben schlafen. Aber jetzt! — Ich will Ihnen keine Unruhe machen; aber seit der Zeit, daß Ramsell Cäcilien da unten beigesetzt ist, wollen die Leute allerlei gehört haben. Glauben Sie nur, mit der Kindermörderin, mit der Lea, ist es nicht richtig. Im St. Clarenstifte zu Derseldu wollen sie auch was davon wissen, dort soll sie auch zuweilen ihr Wesen treiben.“

Der alte Mann hing.

Ich hatte mir jedes Wort aufgehoben, was er gesprochen hatte; aber man hätte mich den ärgsten Poltron gehalten, wenn ich jetzt gebeten hätte, meine Sachen wieder in das Wohnhaus zurückschaffen zu lassen.

Wir speisten zu Abend.

Der Amtmann und zwei Schreiber saßen mit am Tische; drei kräftige junge Leute. Ich hoffte wenigstens einen davon bereben zu können, mir in der künftigen Gesellschaft zu leisten, und machte mich daher näher mit ihnen bekannt. Ich führte das Gespräch auf die Wirthechaft; auf das etasige Feld ihres Wissens. Wir wechselten unsere Ansichten darüber aus, und ich erreichte meinen Zweck, ihnen näher zu kommen. Nach Tische, als Mutter und Tochter einen Augenblick abwesend waren, warf ich die Krüftung hin, daß es nun auch Zeit sey, zu Bette zu gehen; daß ich auf der Ruine schlafen würde, und ob einer von ihnen etwa so gefällig wäre, die Parthe mitzumachen; Betten für den Besetzt zu kommen. Nach Tische, als Mutter und Tochter einen Augenblick abwesend waren, warf ich die Krüftung hin, daß es nun auch Zeit sey, zu Bette zu gehen; daß ich auf der Ruine schlafen würde, und ob einer von ihnen etwa so gefällig wäre, die Parthe mitzumachen; Betten für den Besetzt zu kommen. Nach Tische, als Mutter und Tochter einen Augenblick abwesend waren, warf ich die Krüftung hin, daß es nun auch Zeit sey, zu Bette zu gehen; daß ich auf der Ruine schlafen würde, und ob einer von ihnen etwa so gefällig wäre, die Parthe mitzumachen; Betten für den Besetzt zu kommen.

Sie entschuldigten sich alle drei mit dem gebessamsten Büchlingen. Der Amtmann hatte noch zu schreiben; der eine Schreiber mußte bei der Kasse schlafen; und der zweite morgen früh sehr zeitig auf dem Plage seyn, um die Leute zur Arbeit zu wecken. Man sah es allen Dingen an, daß sie diese Entschuldigungen nur suchten, um der Ruine zu entgehen, und ich mußte allein hinhau.

Jetzt erst fing ich an furchtsam zu werden. Ich hatte eine Bekommenheit, die ich mir nicht erklären konnte. Ich schalt mich einen Thoren, aber ich konnte meine Bangigkeit nicht bezwingen.

Es schlug ein Viertel auf elf Uhr, ich mußte endlich gehen.

Die Tante ließ mir eine Laterne geben. Im Schlafzimmer, meinte sie, würde ich zwei Lichter finden, auch sey Wein und Wasser besorgt; und morgen früh wollte sie mit Julie herauskommen, um mit mir gemeinschaftlich zu frühstücken.

Ich ging.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verfehlte Liebe.

(Fortf. v. Nr. 1. XXX.)

Nina ging, um den Grafen zu sprechen. Sie kam bald wieder zurück, und als der Arzt nach der Erklärung des Grafen fragte, schüttelte sie verneinend den Kopf.

Der Arzt äußerte, daß, so wie er den Grafen kenne, er gleich dessen Abneigung gegen das Öffnen der Leiche vermuthet habe, empfahl sich und fuhr nach Hause.

Die Besorgung des Begräbnißes, glaubten die Leute des Grafen, würde ihn nun ein wenig zerstreuen; aber er gab sich seinem Schmerze ganz hin. Er ließ Andere gewähren, wie sie wollten. Bloß sie, die Angebetete, füllte seine Seele. Ihre Blumen, ihre Guitarre, das Andachtsbuch, aus dem sie den letzten Morgen zu Gott gebetet hatte, Alles, was ihr das Liebste gewesen war, ließ er in sein Zimmer bringen. Das Tuch, das ihre letzten Thränen barg, lag in seinem Bureau, in stiller Wehmuth sah er oft minutenlang auf seine Rechte, die im Sterben der verklärten Engel auf das treue Herz gelegt hatte, das nun nicht mehr schlug. Er verstand die Sterbende, die ihm damit hatte sagen wollen, daß der letzte Pulschlag des liebenden Herzens ihm gehörte. Er sah noch den wehmüthigen Blick, mit dem sie über ihm schied. „Ach dieser Blick war das letzte Wort ihres Weiles gewesen!“ Er sah noch die weißen Flecke auf seiner Hand, die ihm Theresens Finger, vom kalten Todesstrampfe ergriffen, gedrückt hatten! Er hörte noch den bangen, den letzten, leisen Seufzer, unter dem die schönsten Blüthe ihres Lebens auf ewig zerbrach! —

Das süße Wehe aller dieser Erinnerungen wollte er sich nicht werden lassen. Es war ja das Einzige, was er aus dem Schiffwrack seiner Lebenshoffnungen gerettet hatte; darum wollte er sich durch nichts hinweg lassen, und darum hatte er seinem Haussekretär in wenigen Worten das traurigste Geschick, die Besorgung der Beerdigung, übertragen! Aber als dieser die Fragen that, wo die Frau Gräfin beigesetzt werden sollte, ob hier auf dem Gute oder in der Familiengruft in der Residenz; ha tief es kalt über den Rücken des Grafen; denn er gedachte der Bitte, die seine Theresen vor wenigen Tagen an jenem Gewitterabende, gleichsam im Vorgefühl ihres nahen Todes, ihm an das Herz gelegt hatte.

„In die Familiengruft!“ antwortete er, und brach in eifriges lautes Weinen aus.

Nina hielt Tag und Nacht beim Sarge der Gedulde aus; ehe er geschlossen wurde, holte sie den Grafen, um Theresen zum letztenmale zu sehen. Nina hatte die Braut des Todes einfach geschmückt. Im Haare ein Blumengewinde von Immortellen, am Halse ein kleines Diamantnes Kreuz, ein Erbstück von Theresens Großmutter, auf der linken Brust einen blühenden Blumenstrauß, und am Finger das schöne Symbol der ehelichen Treue, der Trauring. Blau emaillet, befand sich auf diesem ein Berggipfel, eine bedeutungsvolle Bitte der Geschiedenen an den

bleibenden Gatten. Von schwarzem Sammet war das Tobackfleisch, bestreut mit kleinen, in Silber gestickten Sternen. Kaum mehr kenntlich war Theresens Gesicht! Das blühende Roth auf der Wange, das Lächeln auf den Lippen, der himmlische Zug um den Mund, der süßige Haufen — das alles war geschwunden; das viel eingefallene Auge geschlossen, die Spuren der nahen Bewesung hier und da schon sichtbar.

„Meine Theresen!“ sagte der Graf, in sanfter Wehmuth verunken, nachdem er sie lange mit still bechränktem Auge angestarrt hatte, „meine einzige Theresen!“

Wahrer Schmerz spricht nicht viel. Ach, das Herz war ihm so voll! Er konnte nicht bleiben. „Schlammersankst, mein Weib, mein engelreines Weib! Bald bin ich bei Dir!“ sagte er mit einem Stiche, der ihre Seele in ferneren Regionen gewiß erreichte, und dankte der unglücklichen Nina, die kalt und bleich, wie ein Marmorbild, ohne Thränen, fast ohne Athem, neben ihm stand, für die zarteste Liebe, die sie in den letzten Lebenstagen seiner Theresen und jetzt ihrer Stille bewiesen hatte.

Nina hob langsam den flinken Blick ihres schwarzen, halb verlassenen Auges von der Leiche auf den Grafen; sie reichte ihm die zitternde Hand und sagte leise: „Leben Sie wohl!“

Der Graf ging schweigend zum Zimmer hinaus; Niemand rief die Leute zum Verschließen des Sarges, und vom einsamen Gelände der kleinen Dorfhecke ward nun dieser bis zur Gränze des Gutes begleitet. Alle Untertanen, alt und jung, gaben bis dahin Theresen das Geleit. Was sie in diesem kurzen Zeitraum mit ihrer himmlischen Güte, mit ihrem wohlthätigen Sinne, mit ihrer freundlichen Herablassung ihnen allen geworden war, das sagten die stillen Thränen der ehrlichen Landleute. Von hier aber bis zur Heerde wurde der Sarg nur von einigen gräßlichen Hausoffizianten begleitet, die ihn dort ohne besonderes Gepränge der Vorschrift gemäß in der Familiengruft beisetzen ließen, nachdem sie ihn zuvor geöffnet, und die Verschiebungen des Körpers und Gewandes, die bei dem Fahren nothwendig hatten entstehen müssen, wieder geordnet hatten.

Nina zählte den folgenden Tag, ohne den Grafen wieder zu sehen, zu einer ihrer Freundinnen in eine entfernte Mittelstadt, und der Graf schloß sich mit seinem gerechten Schmerze in sein Zimmer ein. Er ließ sich von Niemanden sprechen, von Niemanden sehen.

Der Haussekretär und der Kammerdiener waren die einzigen Menschen, die bei ihm den Zutritt hatten. Es vergingen Wochen, ohne daß er selbst nur ein Wort mit Niemandem sprach. Oft fand ihn der erstere vor Theresens Bild auf dem Knieen liegen. Er durchwachte oft ganze Nächte am Schreibtisch. Er schrieb die „rührendsten“ Briefe an seine Theresen. Sein Wohn- und sein Schlafzimmer waren schwarz ausgeföhrt. Alle Dienstmädchen des Hauses mußten in tiefster Trauer gehen. Theresens Andachtsbuch, die Bibel und ihre früheren Briefe, die sie ihm als

Wraut geschrieben hatte, waren seine einzige Lektüre. Als der Sekretär ihn einst sah, doch ein wenig an die Luft zu gehen, er sehe so krank und eingefallen aus, daß ein Dritter, der ihn lange nicht gesehen, ihn kaum mehr kennen werde, freute er sich, und sagte mit sanftem Lächeln: „Da bin ich ja bald am Ziele. Was soll mir die Luft? Ist doch meine Theresese auch nicht an der Luft! Nein, nur wo die ist, da wird mir wohl werden! Wenn Sie es ehrlich mit mir meinen, so wünschen Sie, daß ich bald dahin komme. Hier, mein guter Diana, blüht mir keine Freude mehr, gar keine mehr! Gott hat es nicht gut mit mir gemacht. Theresese war ihres Plazes unter den Engeln werth, darum rief er sie ab von dieser Erde, für die sie zu gut, zu heilig war.“

Den armen Sekretär hing es allmählig an, für seines Herrn körperliches und geistiges Wohl zu hangen. Er fühlte, daß er nicht gemacht war, um das versunkene Gemüth des Grafen aus seiner dunkeln Tiefe wieder herauf zu heben. Er sah lange umher und musterte die ganze Reihe der Freunde des Grafen, wer sich dazu wohl eignen möchte, und seine Wahl fiel glücklichermesse auf den Major von E., einen feinen und gefühlvollen Mann von vielseitigem Kenntnissen, dem der Graf von Jugend auf als seinen besten Freund immer geliebt hatte. Diesem schrieb er heimlich über vertraute ihm seine Besorgnisse für die Zukunft, und bat, daß er möge kommen und ihm helfen, die immer mehr zunehmende Schwermuth des Grafen zu zerstreuen.

Der Major antwortete dem Sekretär in freundlichen Worten, daß sein Dienstverhältnis ihm jetzt nicht erlaube, gleich zu kommen, indessen werde er sich auch in der Ferne bemühen, den Grafen zu heilen. Den nächsten Posttag schon — er hatte immer mit ihm in lebhaftem Briefwechsel gestanden, — theilte er dem Grafen die Idee mit, Theresen ein Monument im Garten zu errichten, legte ihm gleich einen leicht skizzirten Entwurf bei, und warf die Bemerkung hin, daß, wenn rasch angefangen und lebhaft daran gearbeitet werde, man noch vor Eintritt des Winters mit dem Ganzen vollkommen fertig werden könne.

Das groß neue Kraft in das zerrüttete Gemüth des Grafen. Er eilte zum Staunen und zur Freude aller seiner Leute, gleich nach Empfang des Briefes, in den Garten; er suchte den Platz aus, wo das Monument hinkommen sollte, ordnete an, daß morgen mit dem Anfahren der Baumaterialien der Anfang gemacht werden solle, verwarf die Skizze, machte zehn andere Entwürfe, blieb endlich bei dem sißten stehen, und lies nach diesem den folgenden Morgen schon mit dem Graben des Fundaments den Anfang machen.

Die lange Dauer seiner Geistesabwesenheit kannte er nicht. Jetzt war er wieder der Berge; nur sanfter, weicher. Wer bei ihm was zu bitten hatte, und in seine Bitte irgend etwas von Theresen einzuweben verstand, dem konnte er nichts abschlagen. Einer jungen Bäuerinn, die

ihn ansprach, den verstorben Bräutigam vom Richter los zu machen, sagte er unbedingt seine Verwendung zu, weil sie ein Band an der Hand hatte, das Theresese ihr am letzten Erbtestamente geschenkt hatte. Er kannte das himmelblaue Band an dem Muster ganz genau, was ihm, als Theresese es kaufte, so gefiel, daß sie ein Stück von natürlichem Dessen für sich ausnahm. Ihr letztes Morgenhäubchen hatte sie damit geschmückt. Ein Bauerbursche, der häßlichsche im Dorfe, bat um einen zinsfreien Vorschuß zum Aufbau eines neuen Wohnhauses. Der Bursche hatte seines feinen Anstandes halber immer die Auszeichnung genossen, mit Theresen, wenn sie bei den ländlichen Festen der Unterthanen erschien, vortanzten zu dürfen. Zufällig setzte er bei seiner Bitte um den Vorschuß hinzu: „Wir wollten erst einen Nichteschmaus geben, wo die gnädige Frau gewiß auch ein bißchen hingelommen wäre; denn sie sah es gerne, wenn wir froh und vergnügt waren; aber nun ist Alles anders; nun mögen wir auch gar nicht mehr vergnügt seyn.“ Der ehrliche Junge hatte ein Paar helle Thränen im Auge, als er das sagte; der Graf gab den Vorschuß, und erlies schriftlich die Wiederbezahlung der Hälfte.

Gesellschaften mied der Graf. Im Winter besuchte ihn der Major von E. Diesem gelang es, ihn wenigstens etwas aufzuheitern. Der Major suchte ihn möglichst zu beschäftigen; sie entwarfen den Plan zu mehreren Werkstattsgebäuden, die im kommenden Sommer ausgeführt werden sollten; sie ordneten die Bibliothek, sie kopirten oder reducirten nach verlängertem Maßstabe die Schatten über die bereits vermessenen Güter, und so gerüthete der Major allmählig den Grafen zu der Thätigkeit, die einen nützlichen Zweck hat, und darum den Geist beschäftigt.

Das Frühjahr begann. Die Arbeiten des Grafen, die ihm der Major gleichsam als Pflichten aufgegeben hatte, nahmen ihren Anfang. Der Graf hatte vom Morgen bis zum Abend zu thun. Er genas von der Krankheit seines Lebens vollkommen; aber ein Prozeß vernichtete, was der Major mit seiner vorzüglichen Freundschaft so mühsam aufgebaut hatte.

Jahresende hatte ein wichtiger Rechtsstreit zwischen dem Grafen und dessen Gränzachbarn über einen bedeutenden Strich Landes bei den Gerichtshöfen geschwebt. Jetzt kam die Sache zur letzten Entscheidung an die höchste Instanz. Der Major, der um des Grafen stämmliche Angelegenheiten wußte, rief ihm, dieses Prozeßes halber, selbst nach der Residenz zu kommen, um durch seine persönliche Gegenwart die Beendigung dieses langen, verdrüßlichen Streites zu beschleunigen.

Er dachte in dem Augenblicke, als er den Grafen einlud, nach der Residenz zu kommen, nicht daran, daß Theresens Nähe auf des Grafen halb geheiltes Gemüth so mächtig wirken werde.

Der Graf kam. Der Major war nicht hier; er hatte in Diensthangelgehenden Preisen müssen. Sein ers-

her Sarg war zur Familiengruft. Er hatte den Grabschlüssel bei sich zu Hause auf dem Gute nicht finden können, er suchte daher den Todtengräber, der einen zweiten Schlüssel hatte, ihm die Gruft zu öffnen. Er warf sich bei Theresens Sarg auf die Knie. Da löste sich die letzte Winde, die Zelt und Zerstreung um sein Herz gezogen hatten. Es brach. Der eingeschlaferte Schmerz erwachte mit neuer Stärke. Er drang in den Todtengräber, ihm den Sarg zu öffnen. Der Mann war vernünftig genug, es standhaft zu verweigern.

Der Graf küßte den Sarg, er betete zu seiner Theresese, wie zu einer verkörperten Heiligen. Er weinte sich still aus, und ging mit seinem Jammer nach Hause.

Hier fand er eine Einladung vom Fürsten August, der von seiner Anwesenheit unterrichtet war, morgen zu der Maskerade zu kommen, die der Fürst in seinem paradiesischen Garten zu Ehren des Beilagers gab, das die Kronprinzessin mit einem auswärtigen Prinzen feierte. Der Graf schlug die Einladung in verbindlichen Ausdrücken aus. Allein der Fürst, der den jungen Grafen wie seinen Sohn liebte, der nun seinen Kummer wußte, und ihn durch Gesellschaft zu zerstreuen glaubte, sah selbst bei dem Grafen vor, wies verhöllte seine Bitte, und nöthigte dem Grafen, der nun nicht länger ausweichen konnte, das Versprechen ab, bei der Maskerade zu erscheinen.

Alle Feste, die der Fürst August arrangierte, trugen den Stempel der Völlerei.

Die Hauptgänge des Gartens waren prächtig illuminiert. An jedem Ende eines solchen Ganges brannte das ein Transparent, bald in bunten Lampen ein großes Blumenbouquet, oder ein Tempel des Hymen, oder eine Kiste Gottes der Liebe u. s. w. Späterhin gegen Mitternacht beleuchtete der Mond mit seinem freundlichen Lichte das frohliche Fest. Eine große türkische Musik füllte die Luft, und ließ das Lächeln des frohlichen Abends bis zu den dunkeln Wolken, und alle Blumen und Drangereblüthen dufteten heute kehrlicher, um der Kronprinzessin, ihrer Huldgötting, ihr Opfer zu bringen. Hundert und abermal hundert Masken durchwogten, vom neckenden Scherze begleitet, den Garten, andere tanzten im hocheleuchteten Saale, oder labten sich an den reich besetzten Tafeln gemüthlich. In jeder Ecke des Tanzplatzes saßen, um die Luft den Tanzenden zu kühlen, kleine Kaskaden in kristallenen Becken. Das Wasser ergoß sich über buntfarbige Lampen; das Licht brach sich durch die kleinen Spiegelglutchen, und verbreitete einen magischen Schimmer.

Immer fanden einige Masken bei den Kaskaden, um sich zu kühlen, und am abwechselnden Farbenspiele das Auge zu ergötzen. Auch hier kam der Graf einen Augenblick, den das Geschimmel der frohen Gesellschaft nicht ansprach. Er hatte dem Fürsten einmal das Wort gegeben. Diesem wollte er sich bios gelassen, und dann wieder heim kehren. Im schwarzen, düstern Domino gehüllt, trat er an die Kaskade

und forschte, ob hier der Fürst sey. Der Sauberschnitt der Lampen hinter dem plätschernden Wasser hielt ihn einen Augenblick fest. Es standen eben wenige Masken um die Kaskade herum. Er wollte gern. Das Spiel des Wassers, die still flimmernden Lichter, die kühlenden Lüftchen thaten ihm wohl. Er warf zufällig einen Blick auf die Umstehenden. Da stand einige Schritte von ihm, dicht an der Kaskade, eine weibliche Maske von großer schöner Gestalt, angethan mit einem schwarzen Sammetkleide, das von gestickten Silbersternchen überstreut war. Auf der Brust einen blühenden Blumenstrauß, am Halse ein kleines diamantenes Kreuz, an der Hand einen goldenen Ring, das Gesicht mit einem dreifachen schwarzen Schleyer verhüllt, und das blonde Haar mit einer Quirlende von Immortellen durchzogen.

Der Graf erbedte, als traf ihn ein Donnererschlag. Es war Theresese. Es war ihre Gestalt, ihr Lockenkleid, ihr Kreuz, ihr Haar; so hatte sie im Sarge gelegen. Fast hätte er laut aufgeschrien; aber der Schreck benahm ihm die Sprache. Die Maske hatte ihn nicht bemerkt, sie stand mit dem Gesichte nach der Kaskade zugekehrt, ohne Betrugung. Der Graf sammelte die schwindenden Kräfte, und näherte sich, hinter dem Rücken der Umstehenden, seine Geistesgestalt.

Er sagte kaum hörbar: „Theresese!“
 Es wendete sich die Maske zu ihm.
 „Um Gotteswillen, Theresese,“ sagte heimlich der Graf, dem die Brust vor Entsetzen und Schauer fast zerbrang. „Bist Du es, bist Du es wirklich?“

Sie was es. „Herrmann!“ antwortete sie leise, und zog den Brauring vom Finger und gab ihn dem Grafen.

Es war der Trauring mit dem blau emallirten Bergkristallstein, den Theresese im Sarge am Finger gehabt hatte. Der Graf traute seinen Sinnen nicht mehr. Ein kaltes Zittern streifte ihm durch das Mark aller Adern. Den Ring hatte er an seinem Finger gesteckt.

„Herrmann!“ fuhr die Unbegreifliche mit hoher Stimme leise fort, „rühre mich nicht an, sonst bist Du augenblicklich des Todes. Ich versprach Dir, ein Jahr nach meinem Tode zu erscheinen. Ich halte noch früher Dir Wort. Komm mit mir. Allein. Denn Wichtiges sprech ich mit Dir.“

Sie ging, nahm vom nächsten Tische ein Licht, öffnete ein Seitenzimmer, und führte so den Grafen durch mehrere Zimmer bis in ein abgelegenes stilles Kabinett. Der Graf folgte langsam, seiner kaum mehr bewußt.

„Entschleihere Dich, Theresese, daß ich Dich sehe,“ sagte der Graf jetzt, und schlang seinen Arm, das Verbot des Anrührens vergessend, um die Grabesgestalt.

Theresese hob den dichten Schleyer. Ein kleiner höhler Todtenkopf griffte dem Grafen entgegen. Vom Ent-

sehen übermann, fürzte der Unglückliche zu Boden. Die Sinne vergingen ihm.

Die tiefe Ohnmacht verlor sich nach einer langen Pause allmählig. Der Graf kam wieder zu sich. Aber die Gestalt war verschwunden, das Licht verloschen. Kalter Schweiß stand ihm vor der Stirn. Alle seine Glieder waren gelähmt.

Nach langen Minuten gewann er noch so viel Kraft, um aufzustehen. Er schlich sich, bekennt mit dem Innern des fürstlichen Pallastes, heimlich hinaus, warf sich in seinen Wagen, und fuhr nach Hause.

Ohne ein Wort zu sprechen, ließ er sich vom Kammerdiener entkleiden, und legte sich von innerem Grausen erschrocken zu Bette. Bloß der einzige Gedanke des nahen Todes lebte in seiner zerrütteten Seele; denn er hatte ja Theresen angerührt, er hatte sie ja umschlungen.

Den folgenden Morgen erwachte er mit einem heftigen Fieber. Er phantasierte zuweilen, war aber kurz darauf schnell wieder bei sich, und sprach dann mit völligem Bewußtsein.

Gleich nach dem ersten Erwachen erwachte er dem Kammerdiener, der noch nicht wußte, daß sein Herr krank war, was er gesehen, und phantasierte von dem gestrigen Vorfall.

„Guter Gott,“ hob der Unvorsichtige an, „also ist es doch wahr?“

„Was soll wahr seyn?“ sagte der Graf, der unterdessen wieder zu sich selbst gekommen war. „Sprich, was soll wahr seyn?“

„Sie nur, von der seligen Frau Gräfin, daß sie diese Nacht mit bei dem Fürsten August auf dem Balle gewesen seyn soll.“

„Um Gotteswillen,“ rief der Graf laut auf, „was weißt du denn davon?“

„Ach mir ist es ganz kalt um das Herz geworden, als ich es gehört habe. Gestern Abend zwischen elf und zwölf Uhr kommt eine große schöne Dame maskirt aus dem Pallaste des Fürsten. Sie hat ein schwarzes Kleid angehabt, mit lauter Silbersternchen darauf, und vor dem Gesichte ein nett dichten schwarzen Schleier.“

„Ja, ja, weiter,“ rief der Graf, „das war sie, das ist sie gewesen. Nun?“

„Sie nimmt den ersten besten Lehnwagen, gibt dem Kutscher zwei Thaler, und sagt ihm, er solle sie nach Hause fahren. Er fragt natürlich, wo sie wohne, da antwortet sie, sie werde es ihm schon sagen; er solle nur vorerst zum Brückthore hinausfahren. Als sie vor das Thor kommen, weist sie ihm links zu fahren. Das ist der Weg zum Gottesacker. Der Kerk schüttelt den Kopf; aber weiß da vorbei auch der Weg nach der Gasanerie führt, denkt er, daß die Dame die Tochter des Markgrafen ist, die heimlich von der Burg seyn soll. Aber als sie an das Kirchthor kommen,

ruft sie dem Kutscher halt zu, steigt aus, klopft die kleine Kirchthorschüre auf, und geht langsam zum Gottesacker hinein. Dem Kerk wird es unheimlich; aber die Reugierde ist doch größer, als die Furcht; er will sehen, wo die Maske bleibt. Der Mond scheint hell. Er sieht vom hohen Bocke über die Mauer herüber. Da geht die lange schwarze Gestalt mit den Silbersternchen, die im Mondschein hell glimmern, zu Ew. Erlaucht Familiengrust, holt einen Schloßsel hervor, schließt die eiserne Gitterthür auf, ruft dem Kutscher, denn die Haare jetzt zu Berge stehen, noch eine gute Nacht über die Mauer zu, und verschließt hinter sich die Thüre der Grust.“

„Mensch,“ hob der Graf an, der jedes Wort von den Lippen des Erzählenden mit brennender Begierde desorgelt hatte, „ist das wahr? alles wahr?“

„Ich habe den Kutscher heut früh selbst gesprochen. Er hat mir bei der Jungfrau Maria und allen Heiligen geschworen, daß das alles unerschütterlich so ist, wie ich es Ihnen erzählt habe. Auch die zwei Thaler hat er mir gewiesen. Das ist ganz altes Geld; kein Mensch kennt das Gepräge. Er sagt, er hätte die ganze Nacht kein Auge zuthun können; immer habe er die schwarze Maske vor sich gesehen, und die hehle Stimme, mit dem sie ihm die gute Nacht zugerufen, kam er gar nicht aus dem Gedächtniß wieder los werden.“

„Doch! Stimme? Ja — ach Jesus ja! — Es klang, als ob sie aus dem Grabe herauspräche. — Ich will hin. Ich muß hin. Ich will Ihren Sarg öffnen lassen. Ich muß sie sehen. Dort wird sich das schreckliche Räthsel lösen. Ich habe ja Ihren Ring. Nehmt her an Ihrem Finger, dann, ach, dann habe ich meine Theresen wirklich gesehen, dann war es keine Täuschung meiner Sinne; — wohl mit dem Kutscher, daß ich ihn selbst spreche.“

Der Graf sprang aus dem Bette; allein er war nicht vermögend, sich anzukleiden. Er zitterte so heftig, daß er nicht stehen konnte. Er mußte wieder in das Bett gebracht werden. Der Arzt kam. Er hörte den ganzen Zusammenhang des sonderbaren Vorfalls. Er hielt es Anfangs für ein Werk der zerrütteten Phantasie des Grafen; aber als der Kutscher kam, die zwei alten Thaler vorzeigte, und die Geschichte mit allen Eiden bekräftigte, wußte er bei aller Vernunft doch nicht, was er denken sollte. Der Graf konnte nicht aus dem Bette. Er flehte, er beschwor den Kammerdiener, die Öffnung des Sarges zu bewerkstelligen; er ließ ihn vor das Bette knien, hier mußte er die drei ersten seiner Rechten auf das bloße Herz des Grafen legen, und ihm so schwören, daß er ihm wahr und treu erzählen werde, was er dort sehen werde, und der Arzt erbot sich freiwillig, den Kammerdiener zu begleiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 3. (zum XXX. Bande.)

(Gedruckt im Dezember 1821.)

Der Raub der Sabinerinnen.

Die ersten Strahlen der eben wiederkehrenden Sonne fielen auf Julius, eines rüstigen jungen Rechtsgelehrten, Schreibtisch, an welchem er die Nacht hindurch, mit einem sehr wichtigen Prozesse des Oberbauraths von Weis beschäftigt, durchwacht hatte, als sich die Thür öffnete, und sein Universitätsfreund von Rheinfilb, jetzt Husaren-Kapitän, an der fürstlichen Garde, den er zwei volle Jahre nicht gesehen hatte, an seinem Halse hing.

„Du in der Hauptstadt?“

Und in den Armen meines Julius. Der Freund am Busen des Freundes. Julius, ich habe keine Zeit zu verlieren. Erre die Ursache meines Herkommens, und wenn Rettung möglich ist, so helfe mir.

„Du kannst frei über mich, und über meine Habe disponiren, edler Junge. Schwach zwar, wie sie es in Parna war, ist die Kassa noch immer — ungefähr 40 Louisd'or.“ — Nicht doch. Mit Geld ist mir nicht geholfen. Nur einen Rath wünscht' ich von Dir, einen guten Rath; nur durch ihn allein kann das Glück meines Lebens bestimmt werden. Höre, lieber Julius! Vergangenes Frühjahr lag meine Escadron in Kantonnirung in Baden. Unter den mannigfach anwesenden Gästen befand sich eine Frau von Pirnbach von hier mit ihrer Tochter.

„Sabine von Pirnbach. Ganz recht. Die Piersbe der Hauptstadt. Schön wie Juno, und diese hatte eine Freundin bei sich, Auguste Miller, schön wie die Liebesgöttin.“

Augusten sah ich nie. Aber den Engel kenn' ich, mit dem himmlisch schönen, sanft schmachternden Auge, kenn' die Göttin mit der harmonisch bezaubernden Stimme, das Ideal, welches, alle Grazien in sich vereinend, die personifizierte Sanftmuth selbst ist. Ihr hab ich meine Liebe geschworen. — Vermuthlich das erste Geständniß nie gekühlter Triebe?“

„Ja, bei Gott! Julius, das erste. Du kennst das Fräulein und magst meiner Spotten?“ — Deinen Abgott zwar allein von Ehen. — Aber dich kenn' ich, Rheinfilb, und die Liebeschwüre der Soldaten. Doch auch das Fräulein hoff' ich bald zu sprechen. Sie hat eine Freundin bei sich, die ich Dir nannte, deren hohe Tugenden jeder ihrer Schwestern zum Muster dienen könnten. Allein, Freund, so weit wie Dir ist mir's noch nicht geglückt. Ihr Soldaten handelt rascher. Ich sah Augusten nur Einmal, von

Hesperiden Nr. 3. XXX.

wekern im Kouzerte, weiß fast nichts von ihr, als ihren Namen, und daß sie die älteste Tochter einer unglücklichen Wittfrau ist, die schwer mit dem jetzigen harten Zeitendrange kämpft, deren Stütze Auguste ist, deren Sorgen sie erleichtert. Diesermwegen kommst Du mir wie gerufen. Nicht wahr, Freund, Du führst mich mit Belegenheit bei ihr auf?“

Ich Dich aufführen? In einem Hause aufführen, das ich so wenig kenn', wie den Pallast des chinesischen Kaisers in Peking? Bei Mädchen, die wie in einem unerwünschten Schlosse bewacht werden? Seitdem Frau von Pirnbach Baden verließ, sah ich auch das Fräulein nie; zwar wechselten wir ununterbrochen unter fremden Adressen fleißig Briefe, allein sprechen können? Das ist es eben, was ich selbst so innig wünschte; denn wisse, lieber Julius, geküßert erhielt ich einen Expreß von ihr, mit der Nachricht, ein gewisser reicher Landdiener von Hamsterm hätte um ihre Hand geworben, ihre Mutter ihr das Jawort abgedrungen. — „Und Du?“

Und ich nahm schleunigst auf acht Tage Urlaub in die Hauptstadt, komme so eben an und suche den Freund auf, ihm meine Lage zu entdecken, um Hilfe in der bekanneten Gewandtheit seiner sanft so glücklichen Rathschläge zu suchen.

„Schlimm, lieber Rheinfilb, recht schlimm ist rathen, wenn der Feind in der Festung ist. Doch, Freund, wollen wir uns untersuchen nicht gänzlich für verloren geben. Sind es doch noch kaum drei Jahre, daß wir die Universität verließen, wahrlich zu früh, um an dem glücklichen Ausgang eines Unternehmens, begonnen von uns Beiden, zu zweifeln. Wirkst Du nicht auch unbedingt folgen?“

Dir? Unbedingt wie dem Rufe der Ehre. —

„So eben geht die Sonne auf, und Frau von Pirnbach liegt vermuthlich noch in den Federn verflocht. — Sieb mir an den Abgott heiner Wünsche einen Brief, ich will ihn Dir hintragen. Vielleicht bekomm' auch ich Augusten zu sehen, und meine Mühe ist dann reichlich bekohnt. Hast Du deiner Bedienten bei Dir?“ — Er wartet meiner im Vorzimmer. — „Dort liegt Papier und Federn. Schreibe, ich gehe, mich umzukleiden.“

Während Rheinfilb seine Gedanken flüchtig zu Papier brachte, steckte sich der Freund in die Livree des Bedienten, warf einen Mantel um und, ohne ihm den gefakten Entschluß mitzutheilen, eilte es mit dem Briefe in die Vorstadt der Behausung der Frau von Pirnbach zu. Im Kaffeehaus am Wilhelmsthore versprach man sich zu treffen.

Sabine war heute frühzeitig aufgestanden. Sie hatte in der verfloffenen Nacht von Rousseaus neuer Heloise geträumt.

„Ja! unglückliche Julie! sprach sie in ihrem Innern, solche Nächte, wie die verfloffene, hattest auch du, himmlisches Mädchen! Nein, sagte sie wieder, mein Loos ist härter. Du erbielst einen bejahrten, doch vernünftigen Mann, der Deine traurige Lage zu schonen und zu ehren wußte. Aber ich, arme Sabine, ich werde an einen jungen Laffen verhandelt, der außer seinem Stammbaum und dem Reichthum seiner Mutter nichts als die Heerden aus seinem Dorfe kennt. Wo muß auch meine gute Mutter hinkommen? Ihrer einzigen Tochter künftiges Loos an einen jungen Geizhals zu schmieden? Hat man auch je von einem geizigen Bräutigam gehört? Und dabei so altklug! Nein, nein, sie will allein den Gehorsam ihrer Töchter auf die Probe stellen. Meine Mutter liebt mich, rief sie endlich, von ihrer Empfindung überwältigt, laut aus, „ihr Ernst kann es mit dieser Heirath nicht seyn.“ —

Leider, arme Freundin, leider ihr voller Ernst, sagte die jetzt eintretende Auguste, welche diese Worte mit angehört hatte. — Hier bring' ich Ihnen einen Brief zum Frühstück, fügte sie hinzu, der Bediente wartet auf Antwort.

Gott, von meinem Karl, rief Sabine, befahl Julius, den sie natürlicherweise nach der Livree beurtheilte, zu verweilen, und bat ihre Freundin um einen guten Rath, wie es wohl möglich zu machen wäre, trotz den eifersüchtigen Augen des Bräutigams und jenen der vorsichtigen Mutter Helens auf einige Minuten zu sprechen. —

Mannigfaltige Pläne wurden geschmiedet und wieder verworfen, als man die Stimme der Frau Mama vernahm, welche die beiden Freundinnen zum Frühstück rief. — Noch war Julius nicht abgefertigt, als die Mädchen, die Ankunft der Frau von Pirnbach befürchtend, eiligst den Vorfaß verließen, ihm bedeutend, bis zu ihrer Zurückkunft zu verweilen. — Jetzt befand er sich allein. Er hatte das liebe Mädchen in der Nähe gesehen, an deren Seite er die schönste Lage des Lebens zu genießen hoffte, hatte den Silberton ihrer Stimme gehört, sollte sie wieder antreffen, und fand eben da, sich auf eine glaubwürdige Antwort besinnend, wenn ebensfalls die vorsichtige Mutter seiner gewahr werden sollte, als Baron Hamstern eintrat, der ihn barsch nach der Ursache seines Hierseyns und seines Begehrens fragte.

„Ich bin Bedienter eines berühmten reisenden Naturforschers, und kam hieher in der Absicht, Kunde einzuziehen, ob Ihre Gnaden keine zu bestellende Arbeit für meinen Herren hätten?“ begann Julius in der devotesten Stellung. — Das ewige Anbettelein brodbloser Menschen in der Hauptstadt ist unerblicklich! erwiderte Hamstern, geh' er seiner Wege. Bei mir gibts nichts zu verdienen.

„Das wird meinem Herrn leid thun. Euer Gnaden wurden ihm als ein großer Gönner der Kunst geschildert, er erfuhr, daß Hochdieselden Bräutigam wären, und in der That gnädiger Herr, er hoffte Verdienst. Die Ehre, das Portrait des Herrn Barons liefern zu dürfen, würde ihm schmeicheln. Oder befehlen Dieselben vielleicht jenes Dero zukünftigen Frau Gemahlinn?“ Mama hat wohl recht! Wir gehen nur, um geplagt zu werden, in die Hauptstadt, sagte sie am Morgen vor meiner Abreise zu mir. Nur um geprellt zu werden. Und wie viel kostet ein solches Gemälde? —

„Drei Karolinen nach diesem Muster, gnädiger Herr!“ und dabei zog Julius das Portrait seiner Schwester, das er in einem Etui bei sich trug, aus der Tasche, und überreichte es dem Baron mit einer tiefen Verbeugung.

Drei Karolin! Ich glaube, sein Herr ist närrisch, oder hält mich für einen Narren! Drei Karolin? wiederholte er jetzt wieder, und schien wirklich davonlaufen zu wollen, als die beiden jungen Damen vom Frühstück zurückkamen, und nicht wenig betroffen waren, den Bräutigam bei dem Bedienten des Geklebten zu finden. „Guten Morgen, mein Bräutchen,“ fing dieser an, was denken Sie? Ich wollte sie mahlen lassen, aber dieser Unverschämte fordert drei Karolin, denken Sie nur, drei Karolin für ein einziges Portrait!

„Das ist freilich viel,“ begann hierauf Sabine zu Julius, und dennoch (sich zu Augusten wendend) „wünschte ich wirklich gerne, einem Künstler zu sigen.“

„Bieten Sie, sagte jetzt Auguste, drei Dukaten, Herr von Hamstern, vielleicht, daß er mit sich handeln läßt?“

Wie? drei Dukaten? Was würde meine Frau Mama sagen, wenn ich drei Dukaten für ein Portrait durchs Fenster würfe? Nein, nein! ich weiß auch, was so ein Dinz werth ist, drei Gulden sind genug. Ja, drei Gulden. Das wende ich daran, und Sie werden sehen, schön's Fräulein, er küßt mir noch die Hand dafür. Hört ers? Drei Gulden, mein Freund, sag' er das setzem Herr, wenn er so will, so mag er kommen.“

„Aber doch ohne Etui, Euer Gnaden.“ Ohne Etui? Gedent denn er, Grobian, ich würde es so frei herumtragen, wie eine Mundsemel? Nein, nein! ein Etui muß dabei seyn, und ein schönes Etui. „Bedenken Euer Gnaden, das Etui allein kostet einen Gulden.“

Was geht das mich an! Sag' er nur seinem Herrn, daß ich bereit wäre, das Fräulein Braut um drei Gulden abmahlen zu lassen, daß ich aber nicht eher einen Kreuzer bezahlte, bis ich das Portrait in Händen hätte, und das Etui dabei. Verstehst er mich? Nicht einen Kreuzer, bevor ich es besitze, und nicht mehr als drei Gulden, sag' er ihm das. —

„Und wann und wo befehlen das gnädige Fräulein, meinem Herrn zu sigen?“ Diese Antwort war der Junker erbätig den beiden Frauenzimmern zu überlassen, und diese

stimmten endlich darin überein, daß, da man ohnehin entschlossen sey, auf Mittags den Raub der Sabinerinnen zu erleben, ein Gemälde, das ein fremder Künstler im Gasthause zum silbernen Wallfisch zum Beschaun ausgestellt hatte, sich der Maler dorthin begeben sollte, wo man ihm die bestimmte Antwort ertheilen würde, wann es dem gnädigen Fräulein gefällig wäre, ihm zu sitzen.

Mit dieser Antwort wurde Julius entlassen, der nicht verfehlte, sich bei dem Landjunker in die hohe Protection eines so eifrigen Verehrers der Kunst zu empfehlen, und dann im Kaffehause am Wilhelmsthore dem Freunde das Resultat seines Geschäftes zu hinterbringen. Zur bestimmten Stunde trafen Beide in dem angegebenen Gasthof ein. Rheinhold in anständiger Zivilkleidung, und Julius wieder in der Livree seines Bedienten. Sie waren kaum in dem geräumigen Saale, an dessen einem Ende das große Gemälde, welches das Publikum hieherzog, aufgestellt war, angelangt, als Frau von Pirnbach mit ihrem künftigen Eidam erschien, der sie und ihre schöne Tochter an den Armen führte.

Rheinhold, das Elfenbein und den Silberstift in den Händen, empfing die Familie in der ehrerbietigsten Stellung, und begleitete sie zu dem Gemälde, indem er in die Wette mit seinem verkappten Freund die Schönheiten dieses Kunstwerkes anrühmte.

Mutter und Tochter waren beim Anblick dieses Kunstwerkes, das alles Hohe der römischen Schule vereinte, mehr als betroffen, Hamster aber gaffte die bemahlte Leinwand an, und schien für Nichts Sinn zu haben, als für die drei Gulden, die er so schnell geboten hatte. Da näherte sich ihm Rheinhold, empfahl sich so angelegentlich in seine Gunst, und wußte ihn so für sich zu gewinnen, zumal, da er ihm versicherte, er hätte noch niemand ein Gemälde um diesen Preis geliefert, sondern unternehme es diesmal allein aus dem Grunde einer wirklamen Empfehlung von Seiten des Herrn Barons, daß Hamster selbst das Fräulein bat, die sich jetzt über Augenschmerzen, durch die Anstrengung bei Betrachtung des Kunstwerkes verursacht, beklagte, dem Maler im anstößenden Vorsaale zu sitzen.

Frau von Pirnbach hatte noch Vieles an dem Kunstwerke zu bemerken und blieb. Doch der Junker führte seine Braut bis an den Esstisch, den Rheinhold vorsichtig in eine entlegene Ecke des Zimmers gestellt hatte, und schien entschlossen, sie bis nach geendeter Arbeit des Malers zu bewachen zu wollen. Zum größten Unglück war Rheinhold nichts weniger als in der Kunst bewandert, und Sabine, die sich in einer ziemlich kritischen Lage befand, konnte sich dabei des Lachens nicht enthalten, so daß die schönste Gelegenheit für den Liebhaber, das angebetete Fräulein sprechen zu können, ohne zu irgend einem günstigen Ziele zu führen, sicher emschlüpft wäre, wenn die stets heitere Laune seines Freundes ihm nicht einen Gedanken eingeflüßt hätte, welcher der Egoe eine andere Wendung gab.

„Euer Gnaden, sagte Julius, fanden kein Interesse an dem Gemälde.“

Alles, was man in der Hauptstadt sieht und hört, ist bloß geschaffen, um uns das Geld aus dem Säckel zu locken, sagt meine Frau Mama.

„Da haben die gnädige Frau Mama auch vollkommen Recht. Aber das interessante Ereigniß, das den Stoff zu jenem Kunstwerke gab, verlohnte doch wohl die Mühe, gnädiger Herr, die wenigen Groschen nicht zu scheuen.“

Was sagt der Mann? Wenige Groschen? Weißt er, wie viel ich bezahlt habe für drei Personen? Und auf dem Zettel steht Schwarz auf Weiß gedruckt, daß Kinder nur die Hälfte bezahlen; sieht er's jetzt ein, Freund, so werden Stans despersonen immer behandelt, denn das Fräulein hat erst sechzehn Jahre, und dennoch mußte ich für drei Personen komplet mein Geld auf den Tisch legen. Das wurmt. Aber die Mama hat Recht. — „Das ist unverschämt von diesen Leuten! Aber denken, gnädiger Herr, die wichtigste Epoche in der altrömischen Geschichte so treu der Leinwand vertraut!“

Geschichte? fragte jetzt dieser, Geschichte? Was für eine Geschichte? Ich habe nichts von einer Geschichte gehört?

Diesmal gelang es Julius, eine Seite zu treffen, welche tönnte. Der Junker hatte nämlich sein größtes Vergnügen daran, wenn man ihm Geschichten erzählte, wo recht gehauen und gestochen wurde, und so etwas konnte man aus den Gruppen von bewaffneten Männern schliessen, die das Gemälde zur Hälfte anfüllten. Nun ja, eine wirklich wichtige, wahre, höchst interessante Geschichte, die ich, wenn ich die Ehre haben dürfte, Euer Gnaden damit zu unterhalten, Demenselben mitzutheilen mich gerne bereitwillig fände.“

Zufrieden willigte der Junker in diesen ihm willkommenen Vorschlag, und Julius suchte jetzt in seinem Gedächtnisse Alles auf, was er je über diesen Vorfall zu lesen Gelegenheit hatte. Was Livius, Denis von Hatikarnas, Cirino de urbe roma, Plutarch im Gemälde des Romulus hierüber sagten, sog jetzt auf einmal vor den Schranken seiner Phantasie vorüber. Er führte den Junker zu dem Gemälde zurück, und stellte ihn so, daß er gezwungen war, seiner Braut den Rücken zuzuwenden. Julius begann seine Erzählung also: „Nicht unbemerkt kann Euer Freiherren Gnaden, als einem so gelehrten und gebildeten Kavaller, die weitläufige Geschichte des großen römischen Volkes seyn. — Doch sey es mir für heute nur erlaubt, Demenselben jene wichtige Epoche ins Gedächtniß zurückzurufen, in welcher durch den Raub der sabinschen Jungfrauen Rom sich bevölkerte, und ein Hannerstreich den neuen Bürgern des eben gegründeten Freistaates die große Lehre gab, daß dem Sterblichen unter dem Monde alles auszuführen möglich ist, wenn sie, von dem Bilde idealischer Mädchen begeistert, in sich selbst die Kräfte suchen, klug und vorsichtig ihre Pläne zu entwerfen, und solche dann mit Entschlossenheit und männlichem Muth zur Ausführung bringen. — Rom“

Bürgern fehlte es an Weibern. Doch nicht so leicht kamen die benachbarten Jungfrauen, sich unter die Regide der asy-laischen Gottheit zu flüchten, wie sich fast ohne alle Mühe der eben gegründete Staat mit Landstreichern (woran es an den Ufern der Tyber schon vor grauen Zeiten nicht gemangelt haben mochte) zahlreich bevölkert hatte. Eine Gesandtschaft, die Romulus als Brautwerber an die benachbarten Sabiner abschickte, kam unverrichteter Geschäfte zurück, und versicherte, daß alle in dieser Angelegenheit zu gebenden guten Worte fruchtlos verschwendet wären. Denn in diesem Punkte, sagten sie, wären die Herrn Sabiner etwas delikat. Denken Euer Gnaden, ohne eben viel in der Logik gethan zu haben, ließen sich diese Leute ungefähr so verlauten: „Worum richtet denn Euer König nicht auch einen Freistaat für herumziehende Weiber und entlaufene Sklavinnen auf, wie er es so weislich für die Männer gethan hat? Da könnte er ja Ehen stiften, bei denen kein Theil dem andern etwas vorzuwerfen hätte. Doch Romulus — der gnädige Herr kennen den Burschen, der, an den Brüsten der Wölfin erzogen, eben nicht die feinsten Begriffe vom Zivilrecht eingesaugt haben mochte — denken Euer Gnaden, dieser Romulus folgte den Rathschlägen seines Großvaters Numitor, und griff zur Hinterlist bei einem Falle, wo Gewalt den neuen Staat in seinem Keime hätte erkicken können, und gute Worte auf unfruchtbaren Boden gefallen waren. Der Senat wurde berufen, und man kam darin überein, zu Ehren des equestrischen Neptuns, des Gottes Consus, ein mit öffentlichen Spielen begleitetes großes Fest zu veranstalten, und die Sabiner mit ihren Weibern und Töchtern dazu einzuladen. Die Neugierde führte Schaaren von Ausländern in die Stadt und in den Tempel, den Euer Gnaden hier vor sich in Gemälde sehen.

„Dort ist er vollgepropt, hier füllen sich die Hallen,
Und manches holde Kind eilt zu dem Feste hin,
Doch nennt Cenat von diesen Schönen allen
Hersilia allein der Römer Königin.
Sie war mit der Mama, der gütigen, der frommen,
Und ihrem Bräutigam vom Eurus hergekommen.“

„Der Künstler mahlt sie uns von nicht gar siebzehn
Jahren,

Mit hoher Majestät im schlanken Gliederbau,
Mit freyem, stolzem Blick, kastanienbraunen Haaren;
Betrachten Sie sie doch, die wunderschöne Frau,
Die Grazie im Gang, und ihres Mundes Korallen,
An jener Säule dort das schönste Weib von allen.“

„Bewundern Sie mit mir, ich bitte Euer Gnaden,
Den yerlich kleinen Fuß, die nette Schwanenhand,
Die halbenblüthe Brust. — Was läßt sie nicht errathen?
Doch sind der Herr Baron zu sehr der Kunst verwandt,
Als das mein schwacher Mund zu wagen sich erkühnte,
Den selben vom Genie zu sprechen, das ihr diente.“

Jetzt erst wurde der Junker aufmerksam, und Julius fuhr fort:

„Dort oben, gnädiger Herr, da stehen die Sabiner
Und schauen offenen Mundes den Karikäten zu;
So sitzt beim Kasperle das lustige Volk der Wiener,
Mit sich und ihm vergnügt, in ungestörter Ruh.
Doch trauen sie zu viel — von Weibern sich zu trennen,
Von Weibern die man liebt, das möcht' ich Wahnsinn nennen.“ —

Diese Bemerkung wäre dem Erzähler bald übel abgelaufen. Hamstern, so wohl ihm die Geschichte des vor-gebliebenen Bedienten gefiel, wollte sich doch auch nach dessen Herrn umschauen, der so eben Sabinens Hand ergrieffen hatte, und sie inständigst bat, ihn in eine, sie vor der Thüre des Gasthauses erwartende Kutsche zu begleiten, was aber das Fräulein aus Liebe zu ihrer Mutter immer rund abstug. — Doch hatte der Lieutenant dabei Hamstern nie aus dem Gesichte verloren, und als sich dieser jetzt nach seiner Braut umdrehte, sagte er so ziemlich laut: „Weiter gegen das Licht, gnädiges Fräulein; so müssen Sie etwas rechter Hand sitzen bleiben, wenn es möglich werden soll, Sie zu treffen. Dem Herrn Baron widerfährt kein Leid. Sie glauben nicht gnädiger Herr, fuhr er jetzt, sich zu dem Junker wendend, fort, wie sehr das gnädige Fräulein für Euer Gnaden besorgt sind. Setzen die Augen auf dieselben gerichtet, bleiben Sie nie ruhig, so.“ — Haben Sie doch keine Sorge, meine Liebe, erwiederte hierauf dieser. Des Fräuleins Liebe ist mir wirklich recht schmeichelhaft. Doch erzählt er weiter, guter Freund.

Jetzt drehte er sich wieder gegen das Gemälde, und Rheinstüb drückte des Fräuleins Hand an seine brennenden Lippen.

„Hersilie ist die Braut, und ihr zukünftiger Gatte
Beschaut ein fremdes Bild, als Romulus die Hand,
Die ihm die Frau Mama zu früh versprochen hatte.
Mit Jugendfeuer küßt. Der Liebe zartes Band,
Wo knüpft sichs enger wohl, als wenn sich Seelen finden,
Die gleiche Phantasie und gleichen Muth verbinden?“

„Ey, das ist recht hübsch! rief jetzt der Junker und starrte immer neugieriger auf die Sabinerinnen.

„Doch jungfräuliche Scham, des Weibes schönste
Bierde,
Verbot Hersilien, ich muß es nur gesehen,
Freiwillig mit dem Mann, zu dem ihr Herz sie führte,
So unbedingt und schnell, wie er wünscht, fortzugehen.
Sie kämpft den Kampf der Pflicht, doch wird die Liebe
Siegen,
Mit Worten lassen sich Soldaten so nicht gnügen.“ —

Jetzt merkte Julius, daß Frau von Mirnbach auf dem Balkon Anstalt zum Aufbrechen machte, und

halb auf Rheinfilb, halb auf den Junker gerichtet, rief er:

„Greif zu! schreit Numitor, und trag' sie aus dem Tempel,

Greif immer herzhaft zu, wenn sie nicht folgen will, Und wieh sie etwa laut, so drück der Liebe Stempel Ihr auf den Rosenmund, und ist sie dann nicht still, So zeig', daß du Soldat, daß du ein Römer bist, Der mit dem Arme sticht und mit dem Munde küßt!“

Das laute Greif zu! Greif herzhaft zu! war dem Lieutenant, der mit guten Worten so wenig wie die römische Gesandtschaft in Eures alter Stadt der Sabiner auszurichten vermochte, wie ein Blitz durch die Seele gefahren. Schnell ergriff er des Fräuleins Arm, und ehe sie sich nur zu bestimmen vermochte, war sie auch schon von dem Saale auf die Treppe, und von da in den Wagen geführt, der ihren Liebhaber auf der Straße erwartete. Kaum sah Julius, daß das Wagstück glücklich gelungen war, so fand er es für thöulich, anstatt dem Junker von den sechshundert drei und achtzig Jungfrauen zu erzählen, die bei dieser Begebenheit geraubt worden seyn sollen, seine Unterredung mit ihm abzubrechen. Dort steht, sagte er:

Dort steht ein weites Thor vor Euer Gnaden Augen, Nicht rechts, nicht links, gradaus belieben Sie den Blick Zu werfen auf den Punkt, wo jene Wafen rauchen, Dort schwand Herkules und kommt nicht mehr zurück. Wie der sich wundern wird? Ich meine den Sabiner — Der Herr Baron verzeih'n, jetzt muß ich fort. Ihr Diener.“

Und damit sprang er durch die noch offene Thüre in demselben Augenblicke, in welchem Frau von Pirnbach von dem offenstehenden Balkon zurückkam und mit großen Augen ihren künftigen Eidam, der sein: das ist recht possierlich! so eben wiederholte, nach ihre Sabine fragte. Hamster war noch zu sehr mit den vielen ihm umschwebenden neuen Gegenständen beschäftigt, als daß er jetzt einer vernünftigen Antwort fähig gewesen wäre.

„Sie kämpft den Kampf der Pflicht, doch wird die Liebe siegen, Soldaten lassen sich mit Worten nicht begnügen.“

wiederholte er, mühselig sich besinnend und höchlich erfreut, wenigstens etwas von Julius' sublimem Gedichte im Gedächtnis behalten zu haben, mit empor gehobenem Halse der Frau von Pirnbach statt jeder Antwort in's Angesicht, so, daß die Dame, die ihre fünf Sinne noch hübsch beisammen hatte, sich gezwungen sah, ihn beim Arm zu nehmen, und auf den leeren Stuhl zu zeigen, in welchem ihre Tochter dem Malter gefessen hatte.

„Ich meyne meine Tochter, Herr Baron, meine Ihnen anvertraute Tochter.“ Ach! die Braut? Die Fräulein Tochter? — Ja! wo wird die wohl hingegangen seyn?

Warten Sie, ich werde den Bedienten fragen, und mit diesen Worten lief auch er davon, und in dem Gasthof herum, wo niemand etwas von Sabine n wollte gesehen haben, so daß sich endlich Frau von Pirnbach, die keine Antwort erhielt, gezwungen sah, allein den Weg in ihre Behausung einzuschlagen. —

Ober-Baurath von Weiss war ein bejahrter, kinderloser, äußerst reicher Wittwer, und von Pirnbach's Bruder, derselbe, mit dessen Prozeß wir Julius beim Anfang unserer Geschichte beschäftigt fanden. An diesen hatte sich Julius, dessen bekannte Talente den vortheilhaftesten Ruf in der Hauptstadt genossen, und der sich vorzüglich dieses würdigen Mannes voller Achtung rühmen durfte, schon diesen Morgen gewendet, ihm den Fall mit seiner Nichte ihrer projektirten Heirath mit dem Landjunker, und ihrer Liebe zu seinem Freunde vorgetragen, und war von ihm beauftragt worden, wo möglich Sabine n in sein Haus zu bringen. Dorthin war es auch, wohin sie Rheinfilb geschickt hatte. —

Der Oheim eilte zu seiner Schwester, die, nicht wenig erzürnt über ihren künftigen Eidam sowohl als über ihre Tochter, so eben nach Haus gekommen war.

Ohne sie Worte finden zu lassen, ihn zum Vertrauten der erlittenen Beschimpfung zu machen, erklärte ihr der Bruder die ihr unbegreifliche Begebenheit, erbot sich Sabinen zu seiner einzigen Erbin einzusetzen, wenn sie ihre Einwilligung zu einem Bündniß mit Rheinfilb geben würde, und es gelang ihm, eine befriedigende Antwort zu erhalten. —

Der Lieutenant und seine Geliebte waren ihm auf dem Fuße gefolgt. Sie erhielten der gütigen Mutter volle Verzeihung, und man schritt so schnell zum Verlöbniße der jungen Leute, daß der Notar, der den Ehekontrakt abgeschlossen hatte, in demselben Augenblicke das Haus der Frau von Pirnbach verließ, in welchem Hamster n die Nachricht überbrachte, daß seine Bemühungen, Sabine n zu finden, vergebens gewesen wären.

Wenige Tage nach diesem Vorfall hat auch Julius um Augusten's Hand, und die beiden Freunde traten vereint an Hymens feyerlichen Altar.

Das Raubschloß.

(Forts. v. Nr. 2. XXX.)

Das Gewitter hatte sich verzogen, der Himmel war trübe, der Mond wandelte hinter zerrissenen Wolkenschleppern, und ward nur selten sichtbar über den stillen Bergen, deren Gipfel sich in dem schwarzen Himmel verloren. Das Wetter leuchtete einigemal, aber nur in der weitesten Ferne. Die Äste der Bäume waren vom Regen schwer belastet; in den Wipfeln rauschte der Nachtpfand.

Ich wand mich durch die dunkeln Eichen, durch das lichtere niedrige Gebüsch, lies Cäcilien's Gruft links lie-

gen und erstieg, meine Laterne in der Hand, den Hügel der Ruine und ihre halb in der Luft schwebende Wandeltreppe.

Ich öffnete den kleinen Vorsoal, trat in mein Wohnzimmer, aus diesem in das Schlafgemach und entzündete meine Laterne anzuzünden und die Thüre, die auf den Corridor führte, zu verriegeln. Auch die Thüre nach dem kleinen Vorsoale, durch welche ich gekommen war, schloß ich hinter mir zu, und hielt mich nun für sicher.

Schlafen konnte ich nicht.

Ich entkleidete mich und öffnete den Bücherschrank des seligen Enkels, der im Schlafzimmer stand, um mich durch Lesen von den bangen Gedanken abzuziehen, die unwillkürlich meine Seele umlagerten.

Das erste, was ich ergriff, war ein Gesangbuch. Ich schlug es auf und las:

Warum erbebst Du, meine Seele,
Bei dem Gedanken an das Grab?
Nicht Dich umschleicht seine Höhle,
Nur Deine Hülle sinkt hinab!
Sie schuf der Allmacht Wink aus Staub,
Drum wird sie der Verwesung Raub.

Ich wollte nichts vom Tode lesen und vertauschte daher das Buch mit einem andern; es war Strizens von Sinterle.

„Ist denn die ganze Bibliothek hier der Erinnerung des Todes geweiht?“ sagte ich zu mir selbst, und griff nach einem dritten Buche in kleinem Taschenformat: Es war eine höchst merkwürdige Beschreibung des Ordens der Tempelherren aus dem dreizehnten Jahrhundert. Das erste Blatt, das ich aufschlug, enthielt das Ritual eines Trauerakts, welcher zum Andenken eines Ordensbruders in *** gefeiert worden war, der vielen meiner Leser, die in der ältern Geschichte Deutschlands bewandert sind, bekannt seyn wird, der durch seine Schriften und durch seinen strengen redlichen Wandel die Achtung seiner Zeitgenossen sich erworben hatte, und den ich das Glück habe, zu den Gliedern meiner Familie zählen zu dürfen. Daß er Tempelherr gewesen, erfuhr ich hier erst.

Hier in dieser stillen Stunde an ihn gemahnt zu werden, hatte ich nicht erwartet. Ich las mit der gespanntesten Theilnahme: „Der Tempel war schwarz ausge schlagen; in der Mitte stand der Sarg, der die Hülle des Entschlummerten umfaßte. Neun Todtengerippe standen am Sarge, und hielten die Lampen, die mit halbem Lichte den Tempel erleuchteten. Auf dem Sarge lag in der Gegend des Kopfes ein Kranz von weißen Rosen, dann der Tempelherrn Schmuck und der entblühte Degen des Verstorbenen. Auf dem Tische ein Todtenkopf und sieben Leuchter in Gestalt von Ephynren. Die Tempeler traten einzeln und schweigend ein, alle schwarz mit Trauerflößen angethan. Der Großmeister verkündigte den Zweck der Versammlung, Bericht über den Todten zu halten, der in ihrer Mitte ruhe. „Es ist Mit-

ternacht, sagte er, das Grab ist fertig. Unser Mitbruder hat seine große Prüfung gereist vollendet; laßt uns sehen, wie er auf derselben bestand. Ist jemand unter Euch, der aufsteht und wider ihn klage?“

Tiefes Schwiegen in der Runde. — —

Nach langer Pause trat der älteste Tempelherr rechts zu den Häupten des Entschlafenen, bat um das Wort und redete also:

Bruder Großmeister!

Brüder Tempelherren!

Nicht dem Menschen gezahmt, den Todten zu richten. Gebet Gott die Ehre. Nur Er kann strafen und lobnen. Nur Er durchschaut uns bis auf den Grund, und kennet unserer Thaten heimliche. Darum, Bruder Großmeister, und wenn du dreimal rufest, daß wer aufsteht und klage wider den Verklärten — Dein Ruf wird verhallen, und kein Tempeler wird sich melden, denn wir sind Brüder in Christo, unserm Herrn.

„Mein ist die Pflicht,“ hob der Großmeister an, noch einmal Euch zu fragen. Brüder Tempelherren! Ihr seyd freie Ordensglieder. Sprechet, wenn Ihr zu sprechen wißt!

Wiederum eine lange Pause, und keiner sprach.

Da bat der jüngste der Tempeler um das Wort, und stellte sich rechts zu den Füßen des Sarges, und sagte mit weicher Stimme zu den Brüdern:

Er ist von uns geschieden!

Wir sehn ihn nimmer wieder,
Gönnt ihm den ew'gen Frieden,
Ihr wart' ja seine Brüder.

Darauf sprach der Großmeister laut! „Wo keine Klage ist, ist kein Richter. Klaget Keiner?“

Und die Brüder beugten ihre Knie, und erwiderten alle sammt und sonders:

Gott ist unser Richter!

Jetzt aber hob der Großmeister einen Hammer von Eisen, und that damit drei schwere Schläge auf ein Kreuz von Eisen, und rief in den Kreis: „Öffnet die Pforten des Todes.“

So weit hatte ich gelesen, da klopfte es dreimal außerhalb meines Zimmers. Ich erbebt und schlug das Buch unwillkürlich zu.

Ich horchte eine lange Weile.

Es war alles wieder still. Täuschung! rief meine Vernunft. Ich hatte in Gedanken in der Reihe der trauernden Tempelherren gestanden; meine Phantasie war aufge reizt, ich hatte ein Klopfen gehört, das mein äußeres Ohr nicht berührt hatte. Ich beschwichtigte mich durch diese Auseinandersetzung mit Gewalt, und griff wieder nach dem alten Buche, das mich wunderbar anzog, um darin weiter zu lesen.

Und die Brüder Lehrlinge rollten den Teppich links neben dem Sarge auf, und siehe, ein offnes Grab befand sich dicht neben dem Sarge. Den Rand des Grabes, aber

schmückten schweigend die drei jüngsten Brüder mit einem leichten Gewinde von frischen weißen und rothen Rosen. Während sie das thaten, sagte der Großmeister: Brüder Meister! antwortet, was ich Euch frage.

Wenn wird Gott Recht sprechen über die Todten?

Erster Meister. Am jüngsten Gericht.

Großmeister. Wer wird des Menschen Kläger seyn?

Zweiter Meister. Sein Gewissen.

Großmeister. Wer sein Vertheidiger?

Dritter Meister. Niemand.

Großmeister. Wer sein Erbarmer?

Vierter Meister. Niemand.

Großmeister. Niemand?

Fünfter Meister. Gott ist unser Richter.

Großmeister. Ist Gott nicht auch allmächtig?

Sechster Meister. Und allgerecht.

Großmeister. Hört, Brüder Tempelherren! Gott ist allgerecht! Darum beuget Euern Willen vor seinem Befehl.

Siebenter Meister. Das Grab ist fertig. Legt den Bruder in den Schooß seiner Mutter.

Dreimal schlug wieder der Großmeister mit dem eisernen Hammer auf sein eisernes Kreuz, und die Brüder knieeten um das Grab herum und küßten schweigend die Erde.

Da klopfte es dreimal wieder deutlicher als vorher, und ein leises Gewimmer folgte diesem räthselhaften Klopfen. —

Beides hatte ich bestimmt gehört.

Es klang, als ob Eisen auf Eisen fielen. Ich stierte auf die Thüre, die nach dem Corridor führte; dort war das Geräusch hergekommen.

In diesem Augenblicke hörte ich ein starkes, lang anhaltendes Röcheln, dem legten, lange verhaltenen Sterbeseufzer eines Verschleidenden gleich.

Ich erstarrte — mein ganzes Blut drängte sich mir in das Herz; die Brust hätte mir zerspringen mögen.

Ich hatte, meiner unbewußt, das Licht in der Hand. Ich wollte hinaus auf den Corridor. Tausend Ahnungen traten vor meine Seele.

Wie kann man sich so aus sich selbst verlieren, sagte ich endlich zu mir halbblau, raffte mich zusammen, und suchte mich zu beschwichtigen. Das Klopfen und das Gewimmer und das Röcheln — es ist ja alles nichts gewesen. Du hast, ach was hilft da alles Grübeln und Sinnen? Es ist platterdings nichts gewesen. —

Ich griff noch einmal nach dem Buche im schwarzen Sammt, ich wollte die Beschreibung der Todtenfeier noch auslesen, und dann zu Bette gehen.

Ein leiser Frost überreiste mich alle Glieder, aber ich lies mir gegen mich selbst nichts daran merken, ich nahm mein Buch, schlug auf, wo ich stehen geblieben, und las weiter:

Darauf hoben die Lehrlinge den Deckel vom Sarge, und der Entschlummerte lag im weißen Sterbekleide. Die Hände und Füße gebunden. Die Schläfe mit Lorbeer und Weinlaub umwunden; auf der Brust ein langes goldenes Kreuz mit Edelsteinen reich geschmückt, auf dem Herzen aber ein frischer blühender Weizenstrauß!

„Brüder Lehrlinge!“ hob der Großmeister an, „thut, wie ich Euch befehle, und antwortet, was ich Euch frage: Was bedeutet der Kranz von Lorbeer und Weinlaub?“

Erster Lehrling. Der Mensch ist geschaffen für Ehre und Freude.

Großmeister. Höheres wartet des Menschen über den Sternen. Lorbeer und Weinlaub verwecken. Entschmücket den Todten.

Und die Lehrlinge nahmen den Kranz von den Schläfen des Entschlummerten.

Großmeister. Was bedeutet das goldene Kreuz? Zweiter Lehrling. Nach Glanz und Reichthum ringt der Mensch.

Großmeister. Wie ward der Mensch geboren?

Dritter Lehrling. Ohne Metall.

Großmeister. So soll er auch fahren zur dunklen Erde ohne Glanz und arm, wie er gekommen. Entschmücket den Todten!

Und die Lehrlinge nahmen das goldene Kreuz mit den edeln Steinen von der Brust des Entschlummerten.

Großmeister. Warum sind ihm Hände und Füße gebunden?

Vierter Lehrling. Um anzudeuten, daß keiner hienieden frey sey von der Knechtschaft seiner Sinne.

Großmeister. Der Tod hat die Ketten der Sinne gebrochen. Entfesselt den Freyen,

Und die Lehrlinge thaten, wie ihnen befohlen.

Großmeister. Was soll der Weizenstrauß auf seinem Herzen?

Fünfter Lehrling. Die Bruderliebe hat ihn damit geschmückt. Er ist des Schmuckes werth, denn er war demüthig im Leben und bescheiden. Nur solchen soll der Lohn Gottes werden.

Großmeister. Wißt Ihr gewiß, daß der Bruder im Sarge todt, und zum Erdschlaf bereit sey?

Sechster Lehrling. (Ihn bei der Hand fassend) Das Fleisch trennt sich vom Knochen, die Haut löst sich vom Fleische, er ist todt.

Großmeister. Wie ist sein Grab?

Siebenter Lehrling. (am Rande des Grabes, mit dem Blicke auf die Gruft geheftet) Dunkel — tief — enge — kalt.

Großmeister. Brüder Gesellen! Leistet dem Entschlafenen den letzten Liebesdienst! Gebt ihm das Geleit eures Bruders segens, denn er stand in Eurer Mitte.

Darauf legte der erste Bundesgenosse ihm seine Rechte auf das Haupt und sprach: „Bruder Gesell! Wohl Dir,

wenn Du der Weisheit Schätze gesammelt, so viel Du vermocht hast; fahre mit Gott."

Der zweite aber legte ihm die Rechte auf die Augen und sprach: „Wehl, Bruder, Dir, wenn Du mit mißdem Blick die schwache Welt betrachtest."

Der dritte aber legte seine Rechte ihm auf das Gesicht und sprach: „Er schrieb Dir Gutes in's Gesicht. Heil Dir, wenn Keinen Du mit dieser Schrift betrogen."

Der Vierte aber legte ihm seine Rechte auf den Mund und sprach: „Stumm ist das Grab! Geschlossen deine Lippe! Leicht wird die Erde Dir, wenn nie dein Mund dem Bruder hat geschadet."

Der Fünfte aber legte gefaltet beide Hände ihm auf das Herz und sprach sanft bewegt: „Es hat angeschlagen das fromme Herz. Mein Freund, mein Bruder, fahre wohl. Wir leben ja nur, um zu sterben, und nur, wer lebt, wie Du, stirbt leicht. Das ist der Lohn der Tugend, daß sie dem Tode seine Schrecken nimmt."

Der Sechste aber legte seine Rechte ihm auf die Flüsse und sprach: „Wer auf der rechten Bahn hier wandelt, der wird den Pfad zum Gnadenreich auch durch des Todes Grausennacht gar wohl zu finden wissen."

Und endlich ergriff der Siebente des Lobten Rechte und sagte: „Du hast, Bruder Gesell, am rauhen Stein gearbeitet, mühevoll und unverbrosen. Dein Gott ruft Dich zur höhern Arbeit ab, den letzten Händedruck gibt Dir dein Bruder. Schlaf sanft den langen Schlaf. Dort in des Tempels lichten Hallen vereint uns Gottes Liebe wieder."

Hierauf hoben die Lehrlinge den Deckel wieder auf den Sarg und verschlossen ihn mit sieben Nägeln. Dann aber saugen die Meister unter gedämpfter Musik:

*Ne recorderis, domine, peccata illius, dum veneris judicare saeculum per ignem. *)*

Nach dessen Beendigung stimmte der ganze Kreis das *de profundis* an, während dessen einer nach dem andern hinzutrat, den Sarg mit Weihwasser besprengte und sprach: Mein Bruder, Du bist der Welt gestorben und lebst jetzt in Gott.

Darauf stimmte das unsichtbare Chor das *Libera* an; alle Kerzen bis auf die des Großmeisters verlöschten. Die Brüder, Meister und Gesellen legten sich in der Form eines Kreuzes auf die Erde und beteten still. Die Brüder Lehrlinge aber senkten schweigend und langsam den Sarg in die Gruft, und während dessen erhob der Großmeister den eisernen Hammer, und lies ihn dreimal fallen auf das Kreuz von Eisen, und sprach dazu: „Ich segne Dich im Namen des dreieinigigen Gottes.

*) Auch bei den Brüdern des Todes war dies die Leichengeremonie, wenn sie Mitglieder ihres schrecklichen Ordens zur Erde bestatteten.

Im Namen des uralten ehrwürdigen Ordens der Tempelherren.

Im Namen der hier versammelten Brüder, Meister, Gesellen und Lehrlinge."

Da klopfte es zum drittenmale wieder dreimal dranken so stark und vernehmlich, daß ich zusammenfuhr, und vor Schreck fast kein Glied rühren konnte.

Es klang wie Eisen auf Eisen.

Diesmal war es keine Täuschung. Ich hatte es zu deutlich gehört. Ich verlor den Athem aus der Brust; das Haar sträubte sich mir empor, es lief mir kalt durch alle Markströhen. —

Horch. —

Es ächzte auch wieder, aber schrecklicher als vorher. — Der Apfel im Auge erstarrte mir. Die Hände krampften sich geballt in einander.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel, Logogriphen und Charaden.

1) Logogriph.

Hast du vom Drack mit A durch Z dich künstlich befreiet
So genieße mit U, was dir die Freiheit bescheert.

Th. Hell.

2) Charade.

Nur in Eklogen und Idyllen
Blüht noch des Ersten Wunderkraut.
Das Zweite — (Nüßt den Augenblick,
Um recht zu thun mit Kraft und Willen
Und fern von Ländeleyn und Grillen,
Den Weisheitsdurst allein zu stillen!)
Kommt immer neu, doch nie zurück.
Das Ganze, was mit lockender Magie
Mit Aristos Phantasie
Nur Wieland trenn genug beschrieb,
Ist höchster Lohn der wahren Liebe.

3) Charade.

Schön schimmert der fernenerleuchtete Saal,
Ein Länzchen! ruft Jugend und Freude.
Drum ordne die Erste mit lieblicher Wahl,
Und mache mit Anstand die Zweite.
Das Leben — noch scheint dir ein frühlicher Reigen,
Benutze die Stimmung, auch du wirst einß schleichen,
Wenn, feindlich vor Alter und Schwäche geneckt,
Dir's Ganze der Mangel der Ersten verdeckt.

Julie.

(Die Auflösung folgt.)

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 4. (zum XXX. Bande.)

(Gedruckt im Dezember 1829.)

Das Raubschloß.

(Schluß v. Nr. 3. XXX.)

Die Möglichkeit des Erscheinens geschiedener Geister drängte sich mir wider Willen auf. Ich kämpfte mit der Idee als mit dem gefährlichsten Feinde meiner Ruhe für diese Nacht; aber mein sonderbar aufgeschrecktes Gemüth erlag im Kampfe.

Ein Lebender war auf der Ruine außer mir nicht, das wußte ich bestimmt; ein Räuber würde sich nicht so gemeldet haben. Einen Scherz konnte mir Niemand bereiten wollen, denn es wußte von meinem Hierseyn, außer den Hausgenossen meiner Tante, keine Seele; und die Tante und Julie waren zu Scherzen der Art jetzt nicht aufgelegt; die übrigen Bewohner des Hauses aber standen zu mir in einem Verhältnisse, das ihnen einen Scherz dieser Gattung nicht leicht erlaubte.

Auch klang das leise Gewimmer vorhin, und jetzt das langsame Schreckliche Gedächtniß nicht wie Scherz. Das war der letzte Laut des Kampfes mit dem Tode.

Aber könnte es von der Gruft der früh verblühten Eusebia herauf? — War es der Nachhall des Todesfußers aus dem Munde des gefallenen Bruno? Oder der letzte Hauch der ihrer Gewissenslast erliegenden Lea? — Oder ein Schmerzenslaut des Bruder Templers?

Oder waren alle diese Fragen grundlos, und lag ein Hülfloser auf der Straße, die neben dem Garten sich in das Thal hinabzog, und hatte an die Gartenthür geklopft, und den Bewohner der Ruine, den er an der Beleuchtung meines Fensters gewahrt hatte, um Beistand angefleht? —

Das ist es! rief ich, mich selbst tröstend, mir zu, warf meinen Staubmantel um, zündete die Laterne an, griff nach meinem Degen, und wollte hinab auf die Straße; — da rauschte eine sanfte Musik durch mein stilles Zimmer, wie das Gesäusel einer Engelsharfe.

Ich blieb erstaunt mitten in der Stube stehen.

Die zarten Töne waren wieder verhallt.

Es regte sich nichts; nur in meinem Innern klangen sie noch wieder. Ein kalter Schauer rieselte mir über den Rücken.

Dies waren keine irdischen Laute gewesen; sie klangen, als würden sie von höhern Sphären auf den Wolken zu mir herabgetragen. Ich wollte mich überreden, daß ich mich getäuscht hätte, aber ich hatte den harmonischen Akkord bes-

Hesperiden Nr. 4. XXX.

timmt gehört. Ich hätte ihn nachgreifen wollen, wenn ich eine Harfe zur Hand gehabt hätte, so lebendig stand er noch vor meiner Seele.

Nein! es war keine Täuschung!

Der himmlische Laut tönte jetzt wieder, ihm folgte die Melodie: Wie sie so sanft ruh'n ic. Zwei gedämpfte weibliche Stimmen begleiteten die unsichtbare Musik. Ich vernahm deutlich:

Wie sie so sanft ruh'n,
Alle die Seeligen,
Zu deren Wohnplatz
Jetzt meine Seele eilt.
Wie sie so sanft ruh'n, in die Gräber
Tief zur Verwesung hinabgesenket!

Jedes Wort verstand ich; es war, als stände der unsichtbare Chor neben mir.

Das sind keine Geister, das sind Menschen! rief ich mir freudig zu, und öffnete das Fenster, um zu sehen, ob ich unten Jemand erblickte.

Cäcilien's Gruft unter mir war erleuchtet; das Licht aus derselben bestrich den, vor der Gruft befindlichen Blumenplatz. Der Mond war hinter das Gebirge gesunken, schwarze Mitternacht umhüllte das Thal. Ein schwacher ferner Blitz leuchtete matt an dem jenseitigen Felsen wieder; die Glocke des Kirchthurms im Dorfe schlug eif.

Ich rief hinab: Wer ist da?

Keine Antwort. — Aber in den Schluchten des ungeheuren Gebirges hallte es langsam dreimal wieder: Wer ist da? — ist da? — da?

Ich vernahm den zweiten Vers des frommen Noutensgesanges.

Und nicht mehr weinen,
Hier, wo die Klage flieht;
Und nicht mehr fühlen,
Hier, wo die Freude flieht,
Und unter traurigen Jypressen,
Bis sie der Engel hervorrust, schlummern.

Ich will hinab! sagte ich leise zu mir und schloß das Fenster. Dort unten müssen Menschen seyn!

Ich konnte mich eines heimlichen Zitterns nicht erwehren. Ich griff nach den Pistolen, sie flogen mir in die Hand. In dem eraltirten Zustande konnte ich nicht zielen, nicht treffen, ich legte sie weg.

Der dritte Vers der Klosterjungfrauen von St. Ca-
ra begann:

Wie, wenn bei ihnen,
Schnell wie der Rose Pracht,
Dahin gesunken,
Modernd im Aschenkruge
Spät oder frühe, Staub beim Staube
Meine Gebete begraben liegen!

Spät oder frühe! wiederholte ich langsam und gng. Ich umgriff den bloßen Degen mit einem Krampfe, als ob ihn mir Jemand aus der Hand reißen wollte, schloß die Thüre des Zimmers auf und stieg, die Laterne in der Hand, in den Staubmantel gehüllt, die Treppe hinab. Der Grabesgesang begleitete mich, aber ich konnte keine Worte mehr verstehen. Es war, als hätten sich die Säger, und der unsichtbare Harfner mehr entfernt. Als ich die Treppe herabgekommen war, bog ich rechts am den Berg herum, näherte mich auf den Zähnen der Gruft, und stand jetzt vor dem eisernen Gitterthor.

Die Gruft war nur halb erleuchtet. Die Musik war verstummt. Mitten in der Todteshalle stand auf einer Erhöhung, zu der einige Stufen führten, ein verschlossener Sarg. Ein Mädchen kniete daneben betend; die Hände vor dem Gesichte gefaltet, hatte es den Kopf an den Sarg gelehnt.

Eine schöne Blondine, aber bleich wie der Schatten eines Geistes; das seidene Haar ringelte sich in weichen Locken um den kleinen Kopf, eine weiße Rose wogte am bebenden Busen, — es war Cäcilie! — Just so hing sie im Zimmer oben.

Ich war außer mir vor Schrecken. Die Grabesstille um mich her, die matte Beleuchtung der Gruft, die kalte Mitternachtsluft, welche mich von unten bis oben bestrich; Cäcilie, die Todgesalbte, neben ihrem Sarge, das ruckweise heilige Rauschen in den Wipfeln der Eichen hinter mir — das Blut gerann mir in den Adern. Ich ergriff einen Stab des Gitters, schüttelte unwillkürlich am schwarzen Todtenthore und rief mit der Stimme eines Verzweifelnden: Cäcilie!

„Herr Jesus! mein Heiland!“ schrie das Mädchen, rang die Hände gegen die Decke des feuchten Gewölbes, und richtete sich auf. In demselben Augenblick verschwand die Beleuchtung; ein furchtbarer Krach erkante im Innern der schwarzen Gruft; ich prallte von Entsetzen drei Schritte vom Gitter zurück, und eilte, meiner halb unbewußt und von unsäglicher Angst verfolgt in die Zimmer meiner Ruine hinauf.

Ich flog an das Fenster, um zu sehen, ob die Gruft wieder beleuchtet sey; es war alles finstere schwarze Nacht; im Gebüsch verschwand eine weiße Gestalt.

Ich schloß das Fenster.

Meine Ruhe, meine Festigkeit waren von mir gewichen. Ich war unschlüssig, ob ich die Schreckensnacht

hier oben in dieser großlichen Wohnung der Geister zubringen, oder hinabgehen sollte in das Wohnhaus der Tante, um dort Ruhe zu suchen, die ich hier zu finden nicht hoffen durfte.

Da klopfte es wieder mit dem eisernen Hammer draußen im Corridor, als rief der Großmeister der Tempel die Brüder zur Ordnung, und das dumpfe Geminsel und das qualvolle Röcheln des Sterbenden drang an mein Ohr.

Ich horchte erstarrt. —

Aber wer beschreibt meinen Schreck, als ich Waffengeklirre in der Ferne vernahm, dem ein höhnisches Gelächter folgte. Ich hörte deutlich zwei Klängen, die gegen einander kämpften, ich hörte sie deutlich fallen auf Panzer, Helm und Schild, und nur ein Satan konnte so lachen. Das Geklirre der scharf auf einander schlagenden Klängen schien aus dem Rittersaale zu kommen.

Ich war meiner kaum mehr mächtig.

Hat sich denn die Hölle gegen mich verschworen? sagte ich halblaut zu mir selbst. Sind geheime Kräfte in der Natur, welche die Todten aus ihren Gräbern rufen, so willst du sie sehen. Diese furchtbare Nacht soll dir Aufschluß über die Geheimnisse der Unterwelt geben, den deine Seele lange schon geahnet hat.

Mehr aus Verzweiflung als mit Bedacht nahm ich zum zweitenmale Laterne und Degen, und öffnete langsam und mit zitternder Hand die Thüre, die zum Corridor führte.

Mit stierem Auge starrte ich hinaus in den langen schmalen Gang, und sah nichts.

Es war alles still.

Mich schüttelte ein kalter Fieberfrost; ich vermochte kaum die Laterne zu halten, aber meinen scharf geschliffenen Degen packte ich fest im Griffe, und ging langsam weiter in den Corridor hinab. Die Zähne wollten mir klappern, ich kniff sie fest auf einander. Ich mußte jetzt Aufschluß haben, und hätte es mir das Leben kosten sollen.

Die Thüre rechts zu dem Ritteraal war verschlossen; aber an der schwarzen eisernen Thüre links, über welcher das Bild der unglücklichen Lea hing, war das große Vorlegeschloß geöffnet, und die eiserne Schiene, die heute Nachmittag quer über die Thüre weggelegen hatte, hing jetzt herunter. Hier war, wie die Tante gesagt hatte, die Polsterkammer, aus der, wie ich mich entsann, eine kleine Wendeltreppe, den Thurm hinab, in das ehemalige Verlies führte.

Mit bangem Jagen lüftete ich die angelehnte Thür ein wenig. Das gewölbte Gemach war schwach erleuchtet.

Zwei hohe Rittergestalten, von oben bis unten geharnischt standen vor mir. Bruno der Erschlagene, und Gotthard sein Mörder. Sie erstarrten, als sie mich gewahrten; dem einen entsank sein Schwert.

Ich bebte zurück, der Athem entging mir, ich hatte keine Luft mehr in der Kehle, ich schlug die Thüre hinter mir zu, daß es im alten Schlosse krachte, als hätte das

Wetter eingeschlagen. Lea's Jammersbild stürzte herab, und fiel dicht hinter mir nieder; die Gewappneten brüllten: Ha! ho! ha! ho! und rasselten mit ihren schwarzen Panzern dicht hinter mir drein.

Ich wollte auf mein Zimmer zurück, da packte mich etwas unten am Zipfel des Mantels. In der Verzweiflung verwendete ich den Degen, und stach rücklings hinter mich. Mein Degen faßte das, was mich gepackt hatte. Ich stieß wie ein Rasender den Nordstich anderthalb Fuß tief. In diesem schrecklichen Augenblicke kam ich wieder zur Besinnung, ich wendete den Kopf um, meine Augen glitten an meiner Klinge hinab, da sah ich Unglücklicher, wen ich durch und durch gestochen hatte.

Meinen Staubmantel, meinen leichtflatternden Staubmantel hatte ich durch und durch gestochen. Der Zipfel desselben war in der Thüre des Vorgeleges von dem einen der großen eisernen Desen, die im Rittersaale standen, eingeklemmt. Als ich die Vorlegethür öffnete, um meinen Mantel zu erlösen, knarrte sie und fiel dann wieder zurück; dies Knarren war das Röcheln, das Winseln, und als sie zurückfiel, berührte die Klinke den eisernen Aufwurf, in den die Klinke gehörte; das war das Klopfen des Großmeisters gewesen. Der Zugwind hatte die verdamnte Thüre abgestossen und zugezogen, sie war seit Jahren nicht eingeklinkt, und knarrte daher in einem so eigenem Tone, daß ich selbst, als ich sie zur Probe jetzt mehrere Male öffnete und zurückfallen ließ, die Aehnlichkeit mit jenem jammervollen Gewinnsel bis zur Täuschung wahrnahm. Die Klinke war von Eisen, der Aufwurf von Eisen, daher klang das Zurückfallen der wieder zugehenden Thüre natürlich wie der Schlag eines Hammers von Eisen auf Eisen. Der erste Ruck, wenn die Thüre zurückfiel, war allemal stark, nachher folgten zwei schwächere; daher werden mehrere meiner Leser sich enträthseln, warum ich den fürchterlichen Bruder in der Nähe glaubte.

Bruno und Gott hard waren hinter mir drein gekommen, um zu sehen, wer sie in ihrem Kumpelgemach bei dem Zweikampfe überrascht hatte. Sie hatten jetzt die Wisfire aufgezogen, es waren zwei lebendige hausbäckige Menschen. Sie waren so sehr erschrocken, als ich; indessen verständigten wir uns halb.

Es waren die beiden, früher schon erwähnten Gartenknechte, Georg und Heinrich. Die Tante lies in der Regel immer einen auf der Ruine schlafen, damit die Mobilien, die in den neu eingerichteten Zimmern standen, doch nicht ganz unbewacht wären; indessen war es dem einen zu einsam in dem alten Gemäuer da oben, sie hatten daher ausgemacht, immer zusammen zu schlafen. Von meinem Hiersen hatten sie nichts gewußt. Diesen Abend kommen die Gartenbengel auf den Einfall, Ritter zu spielen. Panzer, Helm und Schwerdt hängen in der Polsterkammer. Wenn einer dem andern einen Klappß beigebracht hatte, lachte der andere; sie hatten ihre Wisfire herunter gezogen, daher dies hohle Gelächter, das ich in dem Höllenrauchen eines Satans

gesucht hatte. Als ich, den blanken Degen in der Hand, unvermuthet zwischen die Fechtenden trat, fällt dem einen vor Schreck das Schwerdt aus der Hand, als aber die Gewappneten sehen, daß ich die Flucht ergreife, ermannen sie sich wieder, und eilen mir nach. Auf dem Rückwege, als ich mich vor der Thüre des Vorgeleges wegzog, wird diese vom Zugwind abgestossen, der Zipfel meines Staubmantels schlüpfte dazwischen, die Thür klappt wieder zu, ich glaube, ein Ungeheuer packe mich von hinten, vertende den Degen, und stoße ihn rückwärts durch den dünnen Mantel.

So weit hatte ich Ausschluß. Allein der Nonnengesang in der Gruft, die Beleuchtung, das Krachen, als ich Cecilia, die an ihrem eigenen Sarge saß, zurief, die weiße Gestalt im Gebüsche — das waren mir noch heimliche Räthsel.

Ich fragte die Gartenknechte, ob sie nichts singen gehört hätten. „Das macht es oft so,“ entgegneten die Geharnischten, und Heinrich hob die dort an der eisernen Thüre noch liegende Lea in die Höhe. „So lange die hier hängt, wird es auch nicht anders im alten Schlosse werden. Die seligen Nonnen aus St. Clara singen, seitdem Cecilia todt ist, fast wöchentlich ein paarmal da unten bis zur tiefen Mitternacht ihre frommen Seelenmassen.“

Bei diesen Worten hielt er das Bild mir näher. Ich mußte mich wegwenden, denn es war, als kniee die Kinbesmörderinn lebendig vor mir. Ich schauderte. Ewig lange hatte sie die heilige Mutter Gottes um Erbarmen angefleht; für sie war keinen Gnade mehr, weder in dem unermesslichen Kreise der Millionen von Welten, noch in den endlosen Räumen der Ewigkeit. Nur die weibliche Brust, in der auch einmal Mutterliebe mit Mutterverzweiflung gekämpft hat, konnte diesen Jammersbild verstehen, ich ahnete nur halb seine grausenvolle Bedeutung.

Ich bat die beiden Gartenknechte, mit mir noch einmal hinunter zu kommen, um in die Gruft zu sehen, ob man da noch etwas bemerke.

Sie begleiteten mich.

Wir gingen ohne Laterne, die wir oben in meinem Zimmer brennend zurückließen.

Nein, wir sahen nichts.

Alles war still und dunkel in der Gruft. Die Nonnen, die Musik, das Licht, Alles war verschwunden. Cecilia schlummerte wieder ruhig in ihrem Sarge.

Wir kehrten in die Ruine zurück. Die Gartenknechte gingen in ihre Polsterkammer. Ich war nun wieder allein.

Ich warf mich auf das Sopha, lies das Licht brennen und horchte zwei lange Stunden. Endlich schlummerte ich ein, und erwachte spät am Morgen. Die Tante kam mit Julien herauf, um mit mir zu frühstücken.

„Ich wäre gestern beinahe noch einmal herauf gekommen, Wetter,“ sagte Julie: „Aber ich hatte keinen Athem mehr, um die Treppe zu ersteigen.“

„Wie so?“ fragte ich erstaunt.

„Ich habe eine Nacht gehabt! Kein Auge habe ich zuthun können.“

„Sie?“

„Strecken Sie sich nur vor! Gestern, als wir von Ihnen weggegangen waren, und ich mich eben ausziehen wollte, kommt Fetzchen.“

„Wer ist Fetzchen?“ fiel ich ihr ins Wort.

„Können Sie Fetzchen nicht mehr? Amtmanns Fetzchen von Eichberg? Die kommt also, ein Lasterchen in der Hand, mit ihrem Bräutigam nach dem Gewitter noch herüber; der hat einen Brief aus Prag bekommen, und soll morgen, als heute, früh fort; er hat sich hier über acht Wochen aufgehalten, ist fast täglich in unserm Hause gewesen, und will also von Mutterchen und mir noch Abschied nehmen. Mutterchen war schon zu Bette. Ich plaudre mit beiden noch ein Weilchen, und begleite sie dann durch den Garten, um sie hinten hinaus zu lassen, wo sie ein ganzes Stück näher gehen. Als wir hier in die Nähe der Ruine kommen, gerieth Weigl auf den unglücklichen Gedanken, Cäcilien's Grust noch zum letzten Male zu besuchen. Wir waren oft alle Drei des Abends in der Grust gewesen, und hatten ein frommes Lied an Cäcilien's Sarge gesungen. Mir gefiel die Abschiedsidee des schwärmerischen Menschen, ich hatte den Schlüssel noch bei mir. Wir traten ohne Furcht und Grauen in die stille Kammer der Ruhe. Wir sprachen von der Seligen, vom Scheiden und Wiedersehen, Weigl schloß die Geliebte in seine Arme, und Beide schwuren sich einander bis zum letzten Hauch des Lebens treu zu seyn, und rein und gut, wie meine Cäcille gewesen war.“

„Fetzchen saß, ergriffen von dem Schauer des heiligen Eides, an Cäcilien's Sarge auf ihre Kniee, bestete leise um den Segen des Vaters der Liebe, und um eine sanfte Ruhe für die vertaunteste Freundin ihrer Jugend, für ihre Cäcille. Weigl aber ging schweigend in die kleine Nebenhalle, die Mutterchen hat auswölben lassen, ergriff dort meine Harfe, und spielte das schöne alte Lied: Wie sie so sanft ruh'n. Ich setzte mich still neben ihn, und hob in tiefer Wehmuth versunken, den frommen Gesang an, den Fetzchen vorn in der Grust, knieend am Sarge, mit ihrer reinen Silberstimme begleitete. Wir hatten den dritten Vers gesungen. Wir konnten nicht welter. Thränen, heiß geweinte Thränen erstickten unser Lied. Auf einmal rief eine laute, wilde Stimme: Cäcille!“

„Herr Jesus, mein Heyland!“ schrie Fetzchen, raffte sich auf, eilte zu uns in die Nebenhalle, und warf die Thür hinter sich zu. Wir waren alle Drei erschüttert. Fetzchen rief: „Fort, fort!“ ergriff die Laterne so hastig, daß sie verlöschte, und zog uns mit sich aus der Halle. Wir flogen mehr, als wir gingen, durch das Gedröck nach Hause. Hier erholten wir uns ein wenig von unserm Schreck, dann gab ich ihnen einen Begleiter mit, denn sie mußten diesen Abend noch nach Eichberg.“

Nest kam die Reihe des Erzählens an mich.

Der Leser weiß nun meine Geschichte jener Nacht. Ihm ist hoffentlich also über den wunderbaren Zusammenhang jener Begebenheit jetzt weiter nichts dunkel.

Das Bild der unglücklichen Lea schenkte mir die Lanze zum Andenken, und Fuchsen hellte mit ihrer Nähnadel die Wunde meines grausam durchstochenen Staubmantels.

Verfehlte Liebe.

(Forts. v. Nr. 2. XXX.)

Sie ließen sich vom Todtengräber die eiserne Gitterthüre des Grustgewölbes, welche gestern Therese vor den Augen des Kutschers hinter sich verschlossen hatte, öffnen. Sie standen jetzt in einem nicht zu großen, mit Quadersteinen gepflasterten Gewölbe, in dessen Mitte eine weite Oeffnung war. In dieser Oeffnung befand sich eine Treppe, auf der sie nur in die gräßliche Grust hinabstiegen, wo mehrere Särge neben einander standen. Therese's Sarg war der letzte. Neben ihm lag ein schöner frischer Blumenstrauß. Der Todtengräber, der vom ganzen Vorgange nichts wußte, und also auch den Zweck des Oeffnens nicht kannte, bemerkte den Strauß zuerst, weil er die Treppe voran gegangen war. Er stugte und konnte sich platterdings nicht zusammenreimen, wie die frischen Blumen in die Grust hier herunter gekommen waren. Der Arzt und der Kammerdiener sahen sich bedeutend an. Ersterer nahm den Strauß an sich. Der Kammerdiener holte nun den mitgebrachten Schraubenschlüssel hervor, um die Schrauben, womit der Sarg verschlossen war, zu öffnen. Dieser Schraubenschlüssel war von den Hausoffizianten, die damals den Sarg vom Gute hieher gebracht hatten, mitgenommen, und dann im gräßlichen Palais aufgehoben worden. Mit Mühe konnte man nur die Schrauben aufwinden, so fest waren sie eingerostet.

Die Schaudermacht der Verwesung hatte Therese'n, das vollendet schöne Weib, schrecklich gestört. Im verbleichten Haar waren noch die Immortellen sichtbar. Statt des blühenden Gesichts ein ausgehöhlter Todtenkopf, am Rumpfe noch das diamantne Kreuzchen, die Blumen des Brustbouquets waren zu Staub und Asche geworden, auf dem vermoderten Sammetkleide noch die silbernen schwarz angelaufenen Sternchen, aber der Trauring fehlte.

Der Kammerdiener war damals, als der Sarg beigelegt worden war, mit hier gewesen, der Sarg, wie oben erwähnt, noch einmal unten in der Grust geöffnet worden; und der brave ehrliche Mensch erbot sich zu tausend Eiden, daß die Gräfinn damals den Ring am Finger noch gehabt habe. Der Verdacht, als habe der Todtengräber oder ein Dritter sich diesen Ring angeeignet, war ganz ohne Grund; denn wer den Ring nahm, hätte auch das Kreuzchen nicht liegen gelassen, das zehnmal mehr werth war, als der Ring;

und wer hätte dazu gekonnt? Nur der Todtengräber hatte den Schlüssel zur eisernen Gitterthüre, und zu den Sargschrauben hatte ihn kein Mensch. Allein hätte der Portier des gräflichen Palais zu legtern, zu dem Sargschraubenschlüssel kommen können, dann mußte er immer erst den Gitterthürschlüssel vom Todtengräber haben, und was konnte dem Portier an dem kleinen Ringe liegen?

Hatten die Untersuchenden vorher kein Licht gehabt, so tappten sie jetzt gar im Finstern. Der Arzt, der hier sah, daß selbst die allerstrengste Untersuchung keinen Aufschluß, sondern bios die Verbreitung des Gerüchts von der Erscheinung der Gräfin bewirken werde, eines Gerüchts, was der Familie der Gräfin manche empfindliche Beunruhigungen verursachen mußte, gebot dem Todtengräber, dem Kutscher und dem Kammerdiener, über den ganzen Vorfall die tiefste Verschwiegenheit.

Der Graf freute sich, daß der Ring gefehlt hatte. „Er mußte fehlen,“ sagte er freundlich, „denn er ist ja nicht zweimal in der Welt, und sie gab mir ihn gestern von ihrem Finger selbst in die Hand, damit ich sie und ihre Treue daran erkennen sollte. Ich habe tausendmal diesen Ring an ihrem Finger geküßt.“ Den Strauß — der Kammerdiener hatte ja geschworen, alles zu berichten, wie er es fände, sonst hätte der Arzt den Fund verschwiegen, um dem Schmerz des Grafen keine neue Nahrung zu geben — den Strauß lies er sich in das Bett geben.

„Ja, ja,“ sagte er lächelnd, und die Thränen schossen ihm in die Augen, „das war das gestrige Bouquet! Die Blumen im Sarge sind zu Staub und Asche geworden, da hat sie frische gepflückt. Sind die Blumen aus Deinem Paradiese, Therese? In Deiner Mobergruft, in der deine Hülle, deine schöne Hülle zerfallen ist, da wachsen sie nicht! Gebt sie mir mit, diese Blumen, wenn ich ihr folge, und den Ring gebt mir mit, daß ich ihn ihr wiedergebe, und ihr sage: Therese, Hermann ist dir treu geblieben! Grüßt den Major, Nina und alle meine Leute. Sie sollen beten für mich und Therese.“

Der schöne junge Mann rang nicht lange mit dem Tode. Zwei Tage noch lebte er, aber sein Geist war fähiger von ihm gewichen. Der Ring und der Strauß wurden der letzten Vorschrift gemäß ihm in den Sarg mitgegeben. Noch hier lag in seinem Gesicht der Ausdruck, daß er sein stilles Ziel errungen habe, daß ihm nun wohl sey.

Nicht neben Thereses Sarge ruht der Glückliche. Auch seine Blumen mögen nun zu Staub und Asche zerfallen seyn, auch ihn mag nun die grimme Hand der Verwesung entstellt haben, aber das Andenken an diese beiden edeln Menschen lebt noch in vielen Herzen.

Meine Leser werden sich des Versprechens erinnern, daß ich aus Nina's Geheimbuche Auszüge liefern wollte. Es folgen hier nun diejenigen, welche Bezug auf jene Begebenheit selbst haben. Ich bitte, sie mit Aufmerksamkeit

zu lesen, um sich den Zusammenhang jener verworrenen Geschichte aus diesem Geheimbuche selbst zu entziffern.

Ich werde diese Auszüge in kurzen Absätzen liefern, so wie solche in Nina's Geheimbuche wirklich enthalten sind.

Sie ist irrig. Sein Wohlwollen ist nicht Liebe, sondern bloßes Guteseyn. Auch ich kann ihn nicht lieben, mag ihn nicht lieben. Er ist Gatte, er ist Monarch. Das erstere Verhältniß zu hören, wäre strafbar; das zweite zu überspringen, bin ich nicht schlecht genug. Intrigue? — Wozu soll sie? Wozu führt sie? Wo könnte sie anders enden, als in den Armen des Verbrechens? Nein ich liebe ihn nicht.

Der Graf erschien bei Hofe wie ein Meteor. Diese Art Menschen taugt nicht für den Hof. Er war ungezwungen und frey; er stand fest auf dem glatten Boden. Er sprach ohne Rücksichten mit offenem Auge und stolzer Stirne. Die Hofleute lächelten über ihn, weil er bei dem Eintritt sich nicht tief genug vor dem Monarchen gebeugt hatte. Aber diesem gefiel dieser Stolz, dieses offene Auge, diese gerade Haltung, diese schöne Gestalt. Er sprach lange mit dem Grafen, und sagte zum Hofkanzler nachher halb laut: „Ein sehr kapabler junger Mann.“ Das Armesündergesicht zog den Hofkanzler nieder, er blickte sich tief, und antwortete mit freundlichem Lächeln: „Ein Hoffnungsvoller junger Kavaliere.“ Nun stiegen die Stöße des Grafen. Die Höflinge fanden ihn allerliebste und lächelten nicht mehr. Sie wollten nun auch so stolz, so frey, so offen aussehen, als der Graf; aber der Major Eck meinte, der Adler flöge dem Blitz entgegen, wenn die Gänse beim Wetterleuchten die Köpfe nur schnatternd erheben.

Er ist hübsch, er ist sehr hübsch, in seinem Auge liegt eine gutmüthige Schwärmererei, die ihn unendlich interessant macht. Aber der Hof ist nicht seine Welt. Was wollte heute die Monarchie? Sie sprach mit uns über eine halbe Stunde von ihm, und fixirte mich mit ihrem Blick. Er hat mich nicht mehr ausgezeichnet als Andere, er ist artig gegen Alle.

Sie nimmt die Sache ernstlicher, als sie ist. Ich soll ihm, behauptet sie, vor allen Andern gefallen haben. Sein Blick soll nur allein auf mir geruht haben. Sie lachte laut auf, als ich roth ward und läugnete. Ich war einfüßig genug, zu gestehen, daß er mir gefiele. „Ich weiß Alles,“ sagte sie, „lassen Sie mich sorgen, Sie sollen mit mir zufrieden seyn.“ Wofür will sie sorgen? Womit soll ich zufrieden seyn?

Abscheulich! sie hat mich ihm angetragen, sie hat mich ihm bestimmt angetragen. Aus den Reden des albernen Kammerjunkers läßt sich die ganze Geschichte zusammen setzen. Er hat ihm, mit der vermalebten Hoffenheit, den

Wunsch der Monarchin zu erkennen geben müssen, daß sie es gern sähe, wenn er sich um meine Hand bewürbe. Und er hat mich ausge schlagen. Natürlich. Ein Mann, wie der Graf, kann keinem Mädchen sein Herz schenken, das er nicht liebt, und er kennt mich nicht einmal; er weiß nichts von mir, als daß ich das unglücklichste Geschöpf von der Welt, die erste Hofdame bin. Was muß der Graf von mir denken? Muß er nicht, kann er nicht argwohnen, daß ich die Veranlassung zu dem entehrenden Auftrage des Kammerjunkers war? Erbärmliches Geschöpf, ich! Ich darf ihm nicht einmal sagen, daß ich es nicht war, daß er mich nicht rächen sollte. Aber ich sehe ihr Spiel durch. Sie glaubt, daß ich ihr ein Herz rauben werde, das ihr ja doch nie gehörte. Sie wollte mich vom Hofe entfernen. Sie berechnete richtig, daß der Graf in dieser Atmosphäre nicht lange ausdauern, daß er den Hof bald meiden würde, und dann war sie von der eingeübten Gefahr meiner Nähe befreit. Dies war ihr Zweck, die Mittel waren ihr gleich. Der Kammerjunker war das elende Werkzeug, und ihrem kalten Herzen ward es leicht, meine Ehre, meinen Ruf unter dem meuchelmörderischen Dolchstoße verbluten zu sehen. Nein, ich taugte nicht für die Hofwelt. Mein guter Vater wollte mir den höchsten irdischen Glanz dieser Erde erkaufen. Ich habe meine Ruhe, das Gefühl meiner Selbst hingegeben, und tausendfachen Jammer dafür eingetauscht. Aber ich will es enden dieses Verhältniß, das von Anbeginn keinen Reiz für mich haben konnte, und sollte mein Entschluß auch die Existenz meines ganzen Seyns kosten; ich habe ihn fest gefaßt, und ich werde ihn ausführen.

Es ist geschehen. Sie war überrascht, als ich sie um meine Entlassung bat, aber sie willigte mit sichtbarer Freude ein. Hat sie doch ihren Zweck erreicht, und ich den meinigen.

Ich frage mich oft, ob ich nicht zu schnell handelte. So erbärmlich glaubte ich die Menschen nicht. Es fragt mich Alles, warum ich es gethan, und keiner kann begreifen, daß ein Herz, wie das meinige, in jenen feilen Kreisen des äußern Schimmerglanzes und der kalten Hofart nie heimisch werden konnte. Die Menschen umschleichen mich, als hätte ich ein Verbrechen begangen; sie belauschen jede meiner frühesten Handlungen, und wollen in einer wenigstens den Grund finden, warum ich den stillen Kreis der Meinigen jener stolzen Pracht vorzog. Sie wenden sich von mir, ich lasse sie in Frieden ziehen, sie verstehen mich nicht. Nur die Kinder greifen nach den Äpfeln, die, wie Goldschaum geziert, am klammernden Christbaume hängen. Die Goldblarven des wahren Lebensglücks liegen tief versenkt in meinem Gemüth. Ich bin ruhig und glücklich.

Der Graf war da. Ich fühlte mich sonderbar erschüttert, als er in die Laube trat. Er wünschte mir Glück, den Hof mit der Natur vertauscht zu haben, er setzte schmei-

chelnd hinzu, daß die Natur bei diesem Tausche gewonnen. Heute erst — dort nicht, in jenen steifen Courzirkeln — heute erst lernte ich den Grafen kennen, und bewunderte mit stillen Staunen die Tiefe seiner Kenntnisse, den Reichthum seines Gefühls. In seinen Augen hatte ich nicht verloren. Ich fühlte, daß ich gewonnen hatte. Er begegnete mir mit zarter Achtung, mit schonender Aufmerksamkeit. Ach es that mir unaussprechlich wohl, von ihm nicht verkannt zu werden. Er versicherte mich seiner Theilnahme; sie erwärmte mein Herz. Er zog mich an sich, ohne daß ich es wußte, aber ich sträubte mich nicht. Seine Sanftheit, seine strenge Sittlichkeit, — doch, hat mich nicht sein angenehmes Aeußere, seine schöne Figur bestochen, ihm unwillkürlich eine Lobrede zu halten?

Der Graf war wieder da! Heute fröhlicher, unbefangener, herzlicher. Sein Blick welkte mit Wohlgefallen auf mir. Ich las in seinem Auge etwas, das mich aufregte, das mir das Blut in die Wangen jagte und das Herz höher hob. In seinem Betragen lag eine feine Auszeichnung, ein Entgegennehmen, das mich vor jedem andern Manne in Verlegenheit gesetzt haben würde; bei ihm nicht. Er schloß mein Innerstes sich auf. Er sprach über tausend Dinge, und wußte jedem ein Interesse zu geben. Er ergriff im Feuer seiner Rede meine Hand, ich lies sie ihm willig, ohne etwas deutlich dabei zu denken, der Dunkel sah mich bedeutend an, ich zog die Hand erethend zurück. Der Dunkel lächelte, der Graf schien weder das Lächeln des Dunkels, noch mein Erdröthen zu bemerken; er fuhr im Gespräch fort, und ich ärgerte mich, daß ich roth geworden war, und daß ich die Hand zurück gezogen hatte.

Er liebt mich; ich glaube, er liebt mich. Er ging heute mit mir allein im Garten. Die Sonne senkte sich hinter den blauen Gebirgen des Horizontes hinab, und vergoldete die Gipfel der Felsen mit ihrem prächtigen Abendroth. Er stand sinnend vor dem prächtigen feperlichen Schauspiel, zog meine Hand an seine Lippen, sah mir mit Liebe unter die Augen, und drückte mir, im stillen Erguß seiner Empfindungen die Hand. Ich glaube, ich drückte sie ihm wieder; da umschlang er mich, und rief seiner vergehend: „Wo Liebe im Herzen wohnt, behält die Schönheit der Natur ihre Rechte.“ Die Lante kam aus dem Seitengange und lächelte bedeutend über die seltsame Gruppe. Ich mußte den ganzen Abend die Ausfälle ihres Scherzes hören, und ich hörte sie gern, denn sie erinnerten mich an den Augenblick, welcher der süßeste meines Lebens war. Meine einzige Besorgniß ist, daß ich seiner Liebe nicht werth bin; er ist edler als ich, in seiner Seele ist kein Flecken, in seiner Brust wohnt das tiefste Gefühl für Natur und Religion. Er kennt kein Falsch, sein Herz ist lauter wie Krystall. Ich bin nicht so rein, so makellos. Der Hof hatte mich verdorben, aber ich will besser werden. Ich will werden, wie er,

und an seinem Herzen werde ich die Glückliche seyn unter der Sonne.

Er hat mich getäuscht! Doch nein! Er nicht! Ich habe mich getäuscht! Theresese ist die Glückliche, die sein Herz gewonnen hat, die das Leben mit ihm theilt. Sie will meine Freundin seyn; sie hat um meinen Umgang, um meine Liebe gebeten. Eine schwere, fast unerfüllbare Bitte. Theresese ist schön, sie ist liebenswürdig, sie kann besser seyn, als ich. Aber nein, mehr lieben kann sie ihn nicht! Das Wort ist heraus, und warum soll ich meinem armen Herzen, dem Alles geraubt ist, nicht die einzige Freude gönnen, mich zum Vertrauten zu haben? Ja, ich liebe ihn, ich träumte mir schöne Hoffnungen, und sie sind auf ewig geschwunden. Ich habe Alles verloren. Jetzt ist kein Ersatz für mich denkbar. Ich soll sie lieben, Theresen lieben, die sich zwischen mich und ihn stellt. Eine Aufgabe, die für meine Kräfte zu stark ist. Liebe läßt sich nicht gebieten, auch Freundschaft nicht. Ich sollte sie hassen, allein sie kann ja nicht dafür. Sie hatte frühere Rechte auf ihn; sie weiß es ja nicht, daß mein Herz im Stillen verblutet. Ich will mich stark machen, ich will ihre Freundin scheinen, ich will den Schmerz, der mich langsam tötet, in stummer Verzweiflung dulden. Nun blüht keine Freude für mich mehr. Als er mir an jenem Abend die Hand so herzlich drückte, da sank die Sonne meines Lebens hinter die Vorgebirge mäurer stillen Hoffnungen, und sie kehrt nie wieder zurück. Es wird Nacht um mich bleiben, ewig dunkle, kalte Nacht. Schreckliches, freudenloses Leben! Aber ich habe nicht verschuldet. Der, der meine Tage zählte, weiß auch ihr Ende; bis dahin will ich ausharren, ohne Klagen, ohne Murren.

Ich soll mit. Soll das glückliche Paar auf das Land begleiten; soll täglich sehen, wie die Liebenden im Sauber des Genusses nur sich einander gehören und, die ganze übrige Welt vergessend, ihr Paradies pflegen und bauen, ich soll der einzige stille Zeuge ihrer seligen Tage seyn, und Theresese will vor meinem Auge den Mann mit zarter Liebe umfassen, der meinem Herzen das Theuerste war. Nein, das kann ich nicht! Und doch habe ich zugesagt, denn er, sagte Theresese, wünscht herzlich, daß ich sie begleite. Er wünscht es, es ist sein erster Wunsch, den ich ihm erfüllen kann, und doch wird er mit so schwer, er kenne den Jammer meiner Ketten nicht. Er weiß, er ahnet nicht, mit welcher namenloser Treue ich ihn liebe. Vielleicht — wir werden uns täglich sehen. Seinem Blicke wird mein tiefer Kummer nicht entgehen, er wird in die Tiefe meiner Geheimnisse bringen, und mich dann wenigstens bemitleiden. Unglückliche! Zertrütere! Daß du mit dem Mitleid der Freundschaft Dich begnügen willst, wo Dein glühendes Herz Liebe fordert. Und wenn er nun die furchtbare Entdeckung gemacht, was gewinne ich dadurch? Wird er glücklicher, wenn er sich von

Weiden geliebt weiß? Theresese oder ich, eine steht dann auf der Spitze, und was hat mir Theresese gethan, das engelreine Wesen, das einen Himmel voll Liebe im Busen trägt? Doch es soll seyn. Ich habe mich lange geweigert. Sie drang in mich, er wünscht es; ich komme — aber es wäre vielleicht besser ich käme nicht.

Sie sind so glücklich, ich nicht, ich kann es nie werden. Jeder Tag macht mich elender. Ich habe nur ihn geliebt. Mein Herz kann keinem andern gehören. Er weiß es nicht, er soll es nie erfahren. Ich will meinen Schmerz tief in mich versenken, und den Grabstein der Vergessenheit darauf wälzen. Vergessen? Nein, das kann ich nicht; ich sehe ihn ja täglich; und wenn ich tausend Meilen von ihm wäre, so würde sein Bild ewig lebendig vor meiner Seele stehen.

Hab' ich doch keine Sünde begangen, und ich werde gestraft, als die gemeinste Verbrecherin; denn unglücklicher als ich ist Niemand auf der Welt. Der Anblick ihres Blicks verzehrt mein Innerstes, und ich muß lächeln und freundlich aussehen, und darf nicht sagen, daß ich krank, daß ich sehr krank bin. Kein Arzt kann mir helfen, kein Gott!

Wenn ich Theresen nur hassen könnte, so hätte das Gift meiner Seele doch wenigstens eine Nahrung. Aber sie ist so gut, so himmlisch gut, daß ich sie wider meinen Willen lieben muß. Allen Uebeln setzt die Zeit ein Ziel, dem meinigen nur Geduld.

Ich wollte sterben. Ich ging dem Gewitter entgegen, ich stehete den Himmel an, daß er seine Blitze herabschleudere und mich zermalme. Dicht neben mir fiel das Feuer aus den schwarzen Wollen nieder. O wäre ich doch noch einige Schritte vorwärts gegangen, so hätte meine Dual geendet. Aber ich soll leben. Ich soll? Wer zwingt mich? Wo ist der Arm, der sich mir entgegenstellt, wenn ich will?

(Beschluß folgt.)

A u f l ö s u n g

der Räthsel und Charaden in No. 3.

1) Laß. (Liß, Luß.) 2) Schäferstunde. 3) Haartour.

C h a r a d e n.

1) Charade.

Das Erste bist du selbst, doch magst du es nicht heißen; Das Zweite ist ein Bild von Ewigkeit und Welt; Willst du das Ganze sehn, so mußt du dich befeßen, Zum Himmel aufzuschau'n, von Phöbus nicht erhellt.

2. Das Echo.

Charade.

Die Sonne sank — in Schwermuth tief versunken
Sing N 6 s c h e n - in ihr Lieblichthal,
Gleich E n n a s Thal, wo Liebetrunken
Dies feine P r o s e r p i n a stahl.
Auf N 6 s c h e n s zarter Wange thaut
Ein Thränchen: heftig pocht ihr Herz,
Den Bergen dieses Thals vertraute
Sie ihren Kummer — ihren Schmerz.
„So ist mir denn kein Trost geblieben?
Den ich geliebt so langig warm,
Sein Schicksal hat ihr fortgetrieben,
Am Herzen nagt ein bitteres Harm.“
Wer wird mich nun — wer wird mich lieben?
Zwar bin ich hübsch, doch bin ich arm.
Wer wird das arme N 6 s c h e n - Leben
Denn, ach! mein ganzer Reichtum ist
Ein Mädchen nur wie Schmelz und Salpeter?
Sie sprach, und plötzlich schrie sie Jeter;
Ein Roth, das lange sie vermisst,
Schlich auf die Wangen sich, vom Zephyr gern
Es flogen, aufgelöst in Locken, ihre Haare,
In ihrem Busen quoll der Freude Saft,
Denn Echo rief ihr rasch, wie er kein Sylben paßt:
Den Namen des Geliebten zu.
Das Mädchen sang nun an zu jagen,
Es schweigt und denkt und zittert nun,
Soll es die Nymphe weiter fragen?
Was soll das arme Mädchen thun?
Die holde koste Muth, es immerhin zu wag'n,
Ihr Leid der Nymphe vorzutragen.
„D güte Nymphe! sage doch,
Lebt dieser holde Jüngling noch?
Ach laß mich nicht in Schmerz versinken!
Sein Schicksal sey mir offenbar;
Ja Nymphe! reiche mir des Leidens Becher dar!
Mit Wollust will ich dann den gift'gen Tropfen trinken,
Der eine Hoffnung mir gebat.“
D Nymphe! sage mir: Er ist mit noch? — Er wart?
Mit Schaudern denk' ich den Gedanken
Und einen Himmel seh' ich wanken,
Ach Gott! Er lebt nicht mehr! — Er war!
Sie schweig, da sträubte sich ihr Haar;
Es ward ihr, leider! offenbar.
Raum schloß das Mädchen seine Bitte,

Von falscher Hoffnung mir behört,
Raum hatte Echo sie gehört,
Erkante schon der Sylben Dritte.
Da sträubte sich des Mädchens Haar;
Es ward ihr, leider! offenbar.
„So ist er hin, der Ede, Curt!
Der holde Jüngling ist dahin.
Auf, Mädchen! waffre dich mit Hebertimthe!
Ich athmete, ich lebte nur für ihn.
Besieget' ich dies mit meinem Bitter.
Der traute Jüngling ist dahin! —
Doch blieb ihm heilig jene Kreuze,
Die während er der Theuern schwur?
Der Mann — er liebet nur das Weib,
Für Liebe schilt ein Mädchen nur.
D güte Nymphe, drum verhandle,
Gedachte noch der Jüngling Kerker weilt?
Bist in des Lebens Fregewinde
Des Trauten Liebe treu und rein?
Blieb immer seine Liebe mein?
D güte Nymphe, dies verhandle,
Dann sey das schönste Opfer dein!“
Sie schweig, — in ihrem Busen regen
Durchkreuzende Gefühle sich —
Es thut: Mädchen's Argis, nicht
Der Sylben Letztes ihr entgegen.
„So ist es wahr, du liebest mich!
Was ist dem Mädchen nur ein Leben,
Das keine Rosen mehr — das Dornen nur umgeben?
Du traute Jüngling! rufest mir,
Ich höre dich, und folge dir —
Die schönen Bande sind zertriffen!
Es glänzet mir, o Tröster Tod!
Es glänzet aus deinen Finsternissen
Des Wiedersehens Morgenroth,
Mir bleibe der schöne Trost, getreu dich mir zu wissen!“
Sie sprach, und schneller, als sie sprach,
Stürzt Mädchen, treu von Liebe fortgezogen,
Denn auf! sich in betne Wogen
Und folgte dem Geliebten nach.
Zu einer frommen Wallfahrt kamen
Hier fromme Ungarn her, und bauten eine Stadt,
Das Ganze, — welches seinen Namen
Dem Echo noch zu danken hat.

v. Holzing, Lieutenant.

(Die Aufführung folgt.)

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 5. (zum XXX. Bande.)

(Gedruckt im Dezember 1821.)

Gemeiner Sinn und wahre Größe.

* * *
Eine wahre Geschichte.
* * *

Der Kontrolleur Hans reiste mit Extrapost von der Residenz nach seinem Wohnorte zurück. In der Sandwüste vor M. . . rief er auf einmal dem Postkillion „halt“ zu, sprang aus dem Wagen, lief eine Strecke Weges zurück, und suchte etwas Verlorenes.

Der Postkillion fragte ihn, was er suche.

„Hilf mit suchen,“ antwortete der Kontrolleur, ich habe eine Börse mit zweihundert Friedrichsd'or verloren; auf der letzten Station hatte ich sie noch. Du erhältst zwei Friedrichsd'or, wenn du sie findest.“

Der Postkillion flog wie ein Blitz vom Boock; bei der Brücke am Eisenbusch war der Herr vorhin ausgestiegen, hatte sich eine Pfeife angeschlagen, und war ein wenig neben dem Wagen gegangen. Dort mußte die Börse liegen. Er lief, was er laufen konnte, um der erste zu seyn. Der Kontrolleur kam bald nach. Beide suchten. Der Postkillion spürte wie ein Kräftelbünd. Sie hatten eine Stunde im Sande gekreuzt, aber ihre Mühe war fruchtlos. Der Postkillion wollte Leute aus der Mühle holen, um suchen zu helfen; allein der Kontrolleur sagte mehr verächtlich, als unglücklich: „Laß das, der Bettel ist der Zeit nicht werth, die wir darüber schon verstimmt haben; der Verlust ist mir nur jetzt gerade fatal.“ Er setzte sich etwas übel gelaunt in den Wagen und ließ fortfahren.

Der Postkillion kannte in seinem Städtchen drei Kontrolleure; aber alle drei hätten drei Tage gesucht, wenn alle drei zusammen nur drei Thaler verloren hätten. Er bekam für seinen Passager einen gewaltigen Respekt, das war kein Kontrolleur, das war wenigstens ein Graf. Er blies, als er zum Städtchen herein fuhr: „Ich hab mein Sach' Gott heims gestellt,“ und er hatte noch nicht ausgespannt, als schon der Postmeister und das ganze Posthaus die Geschichte wußten.

Der Postmeister war ein Original. Alle, die diese Tour je gemacht haben, belustigte er durch seine Neugierde, durch seine Plauderschaftigkeit, durch seine Sachgrobheit gegen Menschen, von denen er nichts zu erwarten hatte, und durch seine kriechende Höflichkeit gegen Leute von Range und Vermögen.

Hesperiden Nr. 5. XXX.

Im Begleitschne war zwar der Passager als Kontrolleur Hans benannt, allein — ein Kontrolleur mit 1000 Rthlr. Geld verlieren, und so ruhig, so gefaßt dabei seyn, als der Herr es war, dahinter steckte etwas. Der Postmeister brannte. Der Kontrolleur war einfüßig und kurz.

Es war Morgen. Er bestellte eine Porotion Kaffee. Der Postmeister brachte eigenhändig Chocolate.

„Ich habe Kaffee bestellt.“

„Erlauben Ew. Gnaden, Sie haben, höre ich, Alteration gehabt.“

(Erkennt) „Woher kennen Sie mich?“

„O, ich wußte gleich, als Ew. Gnaden aus dem Wagen stiegen, daß Ew. Gnaden nicht der waren, für den sich Allerhöchstdieselben ausgaben. Unser eins ist nicht von heute. Das hat man am Blick, an der Manier weg. Ew. Gnaden haben so etwas Gnädiges in Höchstdero allergnädigstem Gange und Benehmen. Auch das Unglück kann ein so hohes Gemüth nicht darnieder beugen. Ew. Gnaden haben, höre ich, eine Börse mit vielem Gelde zu verlieren geruht?“

„Sehr viel ist es eben nicht, indessen ist mir gerade jetzt der Unfall unangenehm. — Wir sollten uns sonst schon gesehen haben, Herr Postmeister! Ihr Gesicht kommt mir bekannt vor. Waren Sie sonst nicht bei Hofe?“

Ew. Gnaden tiefdevotester Diener. Es schmerzt mich außerordentlich, auf diese schmeichelhafte Vermuthung eine allerunterthänigste Vereinerung erwidern zu müssen. Ich bin nicht von Geburt. Meine knechtische Gestalt hat in den Galla: Reihen der Großen des Reichs, bei Hofe weder Sitz noch Stimme, und so ist mir nur ein allereinzigeimal das unaussprechliche Heil zu Theil geworden, in der Nähe des Königs Majestät zu seyn; bei der letzten Revüe hatte ich das Glück, neben Sr. Majestät allergnädigstem Vorzeiter beher reiten zu dürfen.“

„Bei der letzten Revüe? Richtig. Da war es, ich entfenne mich. Sr. Majestät sprachen von Ihnen in höchstgnädigen Ausdrücken. — Seit der Zeit bin ich in dieser entfernten Gegend nicht wieder gewesen. Ich hätte auch nicht geglaubt, je wieder hieher zu kommen; na, wie geht es hier? Ist der König geliebt?“

„Angebetet Ew. Gnaden.“

„Sehen die Geschäfte in ihrem Gange fleißig fort? Thun die Landesbehörden ihre Schuldigkeit? Blüht der Wohlstand des Landes?“

„Blüht, blüht Ew. Gnaden. Mit den Geschäften schnurrt es nur so, Ew. Gnaden.“

„Seyn Sie ehrlich, Herr Postmeister. Täuschen Sie mich nicht. Ich frage Sie im Namen des Königs.“

Der Postmeister prallte drei Schritte zurück, und schoß einen tiefen Bückling. „Ew. Excellenz.“

„Ich bin nicht Excellenz. Ich bin der Geheime Oberfinanzrath Baron von H a n f. Reden Sie offenherzig und wahr, Herr Postmeister! Sie sind Er. Majestät allerhöchster Person als ein unterrichteter, mit der Verfassung des Departements ganz vertrauter, vorurtheilsfreier, helfender Mann bekannt geworden. Von Ihrer Discretion erwarte ich übrigens die tiefste Verschwiegenheit. Welches sind die auffallendsten Gebrechen in der hiesigen Landesverwaltung?“

Der Postmeister zitterte an allen Gliedern. Sonst hatte er immer ein Schwertmael gehabt, wenn das Raisonniren über Kammer und Regierung los ging. Jetzt hatte ihm die Weberaschung die Zunge gelähmt. Doch die Gelegenheit, seinem lieben Nächsten etwas am Zeuge zu flicken, kam nie wieder. „Ja,“ fing er endlich an, „darüber ist viel zu sprechen. Die Knüppelbrücke z. B. hier an der Poststraße ist sehr schlecht, grundschlecht. Ich habe Vorstellung deshalb gemacht. Niemand hört mich.“

Der Geheimrath schrieb in sein Taschenbuch; „Schlechte Knüppelbrücke.“

„Die Herren hier, es ist mich nichts als jetzt angegangen, darum habe ich geschwiegen — aber sie machen alle mehr Aufwand, als sie sollen und können; der Steuerrath hat ein paar Goldfische im Stall, der Adig, mein allergnädigster König und Herr, kann sie nicht besser haben. Von 600 Rthlr. Gehalt füttert man ein paar solche Pferde wahrhaftig nicht. — Des Kammerers Herr trägt Spigen an der Haube saustreit, so wahr Gott lebt, saustreit. Der Kammerer hat jährlich 95 Rthlr. 12 gr. halb Courant halt Münze. — Der Stadtschreiber ist der erste Bierengel in der ganzen Stadt. Vorige Woche hat er sich erst ein paar Hosen mit gesticktem Lage machen lassen, die ihm baare 16 Rthlr. Kosten.“

Der Geheimrath schrieb in sein Taschenbuch: „Goldfische, Spigen, gestickte Hosen.“

„Unsere Rathsherren sollen um 8 Uhr in die Session kommen. Ew. hochfreiherrl. Gnaden finden sie alle zusammen noch um halb 9 Uhr hier bräuben beim Kaufmann am Weinisch. — Die Domänenbeamten sitzen im Goibe die über die Ohren, baden sich in Champagner, und wuchern mit dem lieben Korne, wie die Juden; kein Mensch bekümmert sich um sie. Sie haben den Departementsrath in der Tasche. Wenn er kommt, ist es, als ob der liebe Herr Gott käme. Da wird traktirt. Nichts ist da zu theuer. Mein gnädigster Herr Geheimer Oberfinanzrath und Reichsfreiherr, das Hundert Aultern ist bei solchen Gelegenheiten mit 8 Rthlr. bezahlt worden. — Der Herr Kammerdirektor sind ein Freund von hübschen Geschtern. Haben nun unsere Herren Beamten keine hübsche Frau oder Tochter, so schaffen sie sich eine Cousine oder sonst so was Junges an, und sollen sie es zwanzig Meilen weit holen.“

Der geheime Finanzrath war immer finckerer und unglücklicher geworden, der edle Unwille über die überhand genommenen Landesgebrechen glühte ihm auf der gerunzelten Stirne. Er schrieb: „Weinisch. Gold. Champagner. Cousinen.“

„Ja,“ hob der Baron endlich an, „so kann, so soll es nicht länger dauern. Die Provinz geht so ihrem Ruin entgegen. An allem dem Unheil ist der Präsident schuld. Er kontrollirt nicht. Er glaubt Alles. Er sieht nicht selbst. Ich habe ihn oft gewarnt. Er war mein Freund; aber alle meine Ermahnungen sind fruchtlos geblieben. Jetzt kann ich nichts mehr für ihn thun. Er ist gefallen.“

„Gefallen? Unser Herr Präsident?“

„Total gefallen, der König ist unbeschreiblich aufgebracht. Er. Majestät haben mich zum Organ Allerhöchster Unwillens gemacht. Ich habe hier die Kassationsordre im Portefeuille. Doch — Herr Postmeister, ich zähle auf Ihre Verschwiegenheit. Sie verlieren Ihren Posten, wenn Sie ein Wort von dem laut werden lassen, was wir gesprochen haben. Ich werde Sie vielleicht in der Sache mehr brauchen, weil Sie, wie mir Er. Majestät schon früher sagten, und ich jetzt auch vollkommen bestätigt finde, mit den Gebrechen der Landesverwaltung satism bekannt sind, und Sie mir hie und da nützlich seyn können. Der Präsident muß erst ein Compte rendu von seiner gesammten Geschäftsführung ablegen, und dazu gehört Zeit. Unter acht bis zehn Wochen werde ich ihm schwerlich die unglückliche Kassationsordre einhändigen können. Mich dauern seine schönen Güter. Die werden bei der Gelegenheit wohl springen; denn er soll schreckliche Defekte bei seinen Kassen haben. Die Güter liegen ja wohl hier in der Nähe?“

„Drei Stunden von hier, mein gnädigster Reichsbaron; durch die Feldmark des einen sind Allerhöchstdieselben heute früh gefahren.“

„Kennen Sie die Güter genau?“

„D mein gnädigster Herr Reichsfreiherr und Geheimer Oberfinanzrath! Brumm; Dahn hat er, Gott straf mich, wie die Büffel. Lauter schönes Vieh. Seine Saunen sind die schönsten im Lande, und ein Boden, es darf nur gesprächt haben, so sinkt man mit dem Wagen bis über die Achsen in den Roth, so fett ist der Boden. Lauter Weizenader. Auch fällt ein vortreffliches Bier dort; die Güter sind ihre 180,000 Rthlr. unter Bräubern werth.“

„Diese Summe könnte ich allenfalls dazu bestimmen. Sollte es noch so weit kommen, daß der Präsident sie verkaufen muß, so werde ich mich ihrer Hilfe beim Beschütigen und Abschätzen der Güter bedienen, mein lieber Postmeister.“

„Schuldigster, unterthänigster Knecht.“

„Uebrigens Herr Postmeister, ich reise inkognito. Versehen Sie mit? Ich reise so inkognito, daß ich nicht einmal meine Bedienten habe mitnehmen können. Es darf im ganzen Lande unter acht Wochen kein Mensch wissen, daß ich hier in der Provinz bin. Ich werde unter der ange-

nommenen Rolle eines Controlleurs noch einige Zeit im Departement herumreisen, um Data gegen den Präsidenten und manche Andre zu sammeln. Dann erst gehe ich nach P. um dort öffentlich aufzutreten. So lange reinen Mund Herr Postmeister, oder —

„Wie ein Grab, wie ein Grab!“

„Jetzt Herr Postmeister — müssen Sie mir einen Gefallen thun. Sie wissen meinen kleinen Unfall von heute Morgen. Ich habe gar kein Geld mehr, außer einige kleine Münzen. Hier ist meine goldene Repetiruhr. Sorgen Sie mir darauf 70 Rthlr. Sie ist 150 Rthlr. werth.“

„Preiswürdigster Herr geheimer Finanzrath! Ew. Reichsfreiherr! Gnaden setzen mich in die demüthigendste Verlegenheit! Ich, einem königlichen Organ — Geld auf Pfand borgen! Gut und Blut steht meines Königs hochbetrautem Geheimen Rathe zu Diensten, Gut und Blut.“

„Sehr verbunden, wackerer Mann!“

„Wie viel brauchen Ew. hochfreiherrliche Gnaden?“

„Wenn Sie mir 4 bis 500 Rthlr. geben können, so thun Sie mir einen Gefallen. In 14 Tagen haben Sie das Geld wieder mit meinem besten Danke.“

„Liebster, allerverehrtester Herr Reichsfreiherr! Schwelgerei, nichts als Schuldigkeit. Ich werde in einem halben Stündchen wieder hier seyn. So lange geruhen Sie Allerhöchstdieselben in Gnaden zu gebuden.“

Der Postmeister flog wie ein Pfeil zum Hause hinaus. Er war ein Mann von mittelmäßigem Vermögen und Kredit. Es kostete ihm nur zwei Gänge zu einigen reichen Kaufleuten des Städtchens, und er hatte die auf 14 Tage besprochenen 400 Rthlr. zusammen. Er erzählte ganz offen, daß er das Geld für den fremden Herrn suche, der die 1000 Rthlr. heute verloren habe. Alle wollten wissen, wer der Fremde eigentlich sey. Er hätte es so gern gesagt, hätte so gern alle seine neuen Geheimnisse mitgetheilt, aber seine eigene Kaffation stand darauf! Er lag wie zwischen zwei Mühlsteinen. Mit so geschlossenem Munde hatte ihn noch kein Mensch gesehen. Es mußte wirklich etwas Wichtiges im Werke seyn; denn aus dem Postmeister war kein Wort zu bringen. Er sagte nichts, als höchstens: „Kinder in 6 — 8 Wochen werdet ihr Wunderdinge hören, Wunderdinge, sage ich euch, von denen kein Mensch sich träumen läßt. Ich weiß alles, aber ich darf nichts sagen, bei Verlust meines Kopfs, keine Sylbe.“

Alle deuteten diese Geheimnisse auf die Politik, der Fremde war ein wichtiger Staatsbote, der dem benachbarten Lande Krieg oder Frieden brachte. Man zerbrach sich die Köpfe, und der Postmeister lachte sie mit einer Selbstgefälligkeit heimlich aus, die ihm die kleine Mühe des Geldganges reichlich belohnte.

Er zählte nun zu den 400 Rthlr. aus seiner Postkasse noch 100 Rthlr. hinzu, und legte so 500 Rthlr. zu des geheimen Finanzraths Füßen nieder.

Der Baron betrachtete diesen Dienstleister als Mann von Ehre zu belohnen, drückte dem glücklichen Postmeister

verbindlich die Hand, und sicherte ihm bei der nächsten Bilanz im Postdepartement eine Rathsstelle zu.

Die Freude, das Entzücken des Postmeisters waren unbeschreiblich. Er ärgerte sich jetzt, nicht 1000 Rthlr. gegeben zu haben, vielleicht wäre dann der Geheime Finanzrath mit einer geheimen Rathsstelle herausgerückt. Er ließ Wein und Frühstück geben; er nahm für dies so wenig als für Schokolade, noch für die Postpferde irgend einige Bezahlung, sondern legte doch ein Scheinchen über die 500 Rthlr. zum Unterscheiden dem Geheimen Finanzrath vor.

Der geheime Finanzrath bat, ohne viel auf den Schein zu achten, um die Pferde, weil er ohnehin schon sehr lange sich hier verweilt hatte.

Es ward angespannt. Da schob der Postmeister, der in seinen Geschäften peinlich ordentlich war, das Scheinchen nochmals dem Geheimen Finanzrath vor die Augen, und dieser untersuchte es endlich mit vollständiger Befugung seines ganzen Charakters in bester Form Rechtens.

Der Postmeister begleitete den Geheimen Finanzrath bis an den Wagen.

Es stand alles an den Thüren. Alle Fenster waren geöffnet. Jedes wohlth. den reichen fremden Herrn sehen, der die 1000 Rthlr. verloren hatte, ohne eine Miene darüber zu verzeihen. Der Postmeister scharrte hundertmal hinten aus, und hückte sich hundertmal tief bis zur Erde.

Als der Geheime Rath in der Chaise saß, schüttelte der gute Herr dem Postmeister recht cordialiter die Hand, und der Postmeister rief ganz laut: „glückliche Reise, Herr Controlleur!“ mit einem Gesichte, daß nun Jeder wußte, der Herr war kein Controlleur.

Unterdessen war die ganze liebe Jugend, und eine Menge alter Weiber hinaus an den Eisenbusch gezogen. Alle suchten die Tausendthaler-Börse. Sie wühlten wie die Maulwürfe im Sande herum. Sie krebsten und buttelten mit tausend Fingern; endlich schrie ein Junge: „Fundus, Fundus, hier ist derbeutel.“ Es ward ein Morbidäm. Alles über den Jungen her. Aber der Wenzel hatte die Leute zum Besten gehabt. Er hatte keinen rothen Heller gefunden. Wochenlang noch trieben sich einzelne Menschen auf der Straße dort herum; jeder träumte sich den Schatz zu erschaffen. Aber es glückte keinem. Wenigstens ward es nie ruckbar, daß einer denbeutel mit den 200 Friedrichsdor wirklich erwische habe.

Die 14 Tage waren verlaufen. Der Geheime Finanzrath sandte das Geld nicht. Es vergingen wieder 14 Tage. Die 500 Rthlr. kamen noch nicht an. Der Postmeister hätte gern nach P. geschrieben, aber er hatte dort keine Bekannten, als die Oberpostoffizianten, und er durfte sich ja nicht einmal erkundigen, ob der Geheime Finanzrath Baron von Hansf angekommen war. Er hätte dadurch Wink geben können, die des Geheimen Finanzraths ganzes Spiel verdorben hätten.

Er wartete noch 14 Tage. Jetzt fing ihm an bange zu werden. Morgen wollte er an einen Freund in die Re-

Wenz schreiben, und sich so ganz von Kerne nach dem Geheimen Finanzrath von Hanf erkundigen. Noch denselben Morgen schrieb der Geheime Finanzrath, „er habe seine Geschäfte vollendet, er wolle im Begriff den Präsidenten zu kassiren; dieser werde sich auf seine Güter nächter begeben, aber nicht lange dort verweilen; die schuldigen 500 Rthlr. sollte der Postmeister nächste Woche erhalten.“ Am nämlichen Abend trat ein Jäger in sein Zimmer.

„Der Herr Präsident haben hier eine Viertelstunde vor der Stadt ein Rad zerbrochen. Sie lassen den Herrn Postmeister daher ersuchen, Ihnen ein Chassenrad zu leihen.“

„Aha!“ entgegnete der Postmeister hohnlachend, „gehen der Herr Präsident auf die Güter?“

„Ja, Herr Postmeister.“

„Der Herr Präsident werden wohl lange dort verweilen?“

„Einige Monate, der Herr Präsident gehen auf Urlaub hierher.“

„Ha, ha, ha, ha! Urlaub! Kassation! Kassation wollen der Herr Leibjäger sagen.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte trocken der Jäger.

„Glaube es wohl, lieber Freund! Der Präsident ist jetzt um diese Zeit nie auf seine Güter gezogen. Ich weiß es besser. Sagen Sie Ihrem Expräsidenten, daß ich für ihn sein Rad hätte. Ich weiß wohl einen, der ihn damit aufwarten kann, und wäre ich Soverain, ich wüßte den sauberen Präsidenten, bei meiner armen Seele, darauf bringen. Sag' er das seinem Herrn.“

Der Jäger schüttelte den Kopf, ging und rapportirte von Wort zu Wort dem erstaunten Präsidenten den gehaltenen Zwiesprach.

„Der Mensch hat getrunken!“ erwiderte lachend der Präsident, und machte sich selbst auf den Weg zum Postmeister.

„Sieh da, neuer Herr Expräsident!“ rief ihm der Postmeister mit infamischer Verächtlichkeit entgegen, „sehen wir uns wieder? Aber so geht es, wenn man mit der Nase hoch hinaus will. Schlecht, schlecht, grundschlecht haben Sie Ihre Rolle gespielt. Auf Ihren Trümmern blüht mein Glück empor. Wir waren sonst Freunde; aber das hört nun auf. Verstehen Sie mich mein Herr? Das hört nun auf.“

Der Präsident war wie aus den Wolken gefallen. Er traute seinen Ohren nicht. Er hielt im ersten Augenblick den Postmeister für wahnsinnig. „Machen Sie keine Ceremonien, mein Herr,“ rief der Postmeister hohnlachend, „den König so zu betrügen, das ist keine Bouillon = Sache. Stellen Sie sich, wie Sie wollen. Ich weiß alles. Der Geheime Finanzrath Baron von Hanf ist mein Specialintimus. Na! geht Ihnen nun ein Licht auf?“

„Der Geheime Finanzrath Baron von Hanf?“

„Aha, sind Sie im Racen, Herrwirthlicher Herr gewesener Präsident? Hier ist alles schon ruckbar; bereit steht Schriep's mit mein Intimus. Wollen Sie noch künzgen?“

„Herr Postmeister, ich bewundere meine Fassung. Aber das Räthsel müssen Sie mir lösen, oder ich lasse Sie in Ihrem eignen Hanse arretilren. Dies Mißverständnis ist mir doch ein wenig zu stark.“

Das Wort „arretilren“ brühte den Postmeister ab. So konnte ein Expräsident nicht sprechen. Er wurde in seinem Glauben etwas schwankend. Doch verlor er seine Haltung noch nicht ganz.

„Da, hier Herr — Herr Präsident, schwarz auf weiß, schwarz auf weiß.“ — Er überreichte dem Präsidenten den des Barons eigenhändigen Brief.

Der Präsident las, saltete den Brief langsam wieder zusammen, und gab ihn dem Postmeister zurück. „Der Mensch da ist nicht Geheimer Finanzrath und nicht Baron“ sagte er ruhig, „es ist der Controlleur Hanf; ich kenne seine Hand. Ich habe den Mann oft gewarnt. Seiner Betrügereien wurden am Ende zu viel. Er ist gestern gefänglich eingezogen worden. Sind die gegen ihn eingekommenen Denunciationen nur zur Hälfte wahr, so hat er lebenslänglich Festungstrafe verdient. Die 500 Rthlr., die er Ihnen nach diesem Briefe schuldig ist, bekommen Sie nie wieder. Er hat keinen Pfennig im Vermögen.“

Der Schreck schmetterte den Postmeister zu des Präsidenten Füßen nieder. „Hochbetrauteter Herr Präsident, eren gehorsamster Diener und Rath unsers allertnädigsten Königs,“ schrie er heulend, und wand sich wie ein Würm um die Knie des Präsidenten, „wie unglücklich, wie blind, wie starckblind bin ich gewesen! Heiliger, lieber Gott, was habe ich gethan! Wie mache ich mein Majestät's Verbrechen wieder gut! Mein Geld verloren, meine Aussichten verlorren, die Gnade meines höchst verehrlichen Herrn Präsidenten verloren, meine Schokolade, mein Frühstück, Gott, Gott, dieser Bösewicht.“

Der Präsident achtete auf sein Gewimmer wenig, setzte sich an des Postmeisters Schreibtisch, schrieb eine Affignation, groß 250 Rthlr. auf die Kammer in P. à Conto seines Gehalts, gleich nach Sigt an die Ordre des Postmeisters zahlbar, häubigte sie dem Postmeister mit der Anweisung ein, daß er seinen Schatz zur Hälfte tragen wolle, überließ den Erbärmlichen seinem gerechten Stauden, und ließ sich vom Bürgermeister des Städtchens einen Wagen zur Fortsetzung seiner Reise verschaffen.

Verfehlte Liebe.

(Schluß von Nr. 4. XXX.)

Ich habe das Gift gefunden, das Theres sich hat kommen lassen, um die armen Fliegen aus der Welt zu schaffen, die uns den ganzen Tag belästigen. Meine Innern Furien plagten mich mehr; ich will sie erlöden, dann hab' ich Ruh im Grabe. Ich fürchte den Tod nicht, er ist mir ein willkommener Freund; die Federkraft meiner Stärke ist geschwächt, ich ertrage den Anblick nicht länger, die Lieben-

den glücklich zu sehen. Ihren Hochgenuss will ich nicht stören. Ich will mich zurückziehen in den stillen Winkel meines Grabes. Die Welt ist mir, ich bin der Welt nichts mehr werth. Sie werden weinen um mich, denn sie sind mir gut; aber das süße Glück ihrer Liebe wird ihnen bald ihre Thränen trocken, und sie werden mich vergessen.

Das Gift ist in der Limonade. Nur einen herzhaften Schluck und der große Schritt in jene ferne Welt ist geschehen. Mich schaudert. Die Limonade ist trübe. Der Weg ist dunkel, mein Herz bebzt. Zweymal habe ich schon den Becher an die Lippen gesetzt. Es überfüllt mich eine Angst. Ich wollte noch an Therese und Hermann schreiben, aber ich kann nicht, die Hand zittert mir. Ich will noch einmal hinunter in den Garten; ich will mit Muth und Stärke erscheinen, meine Seele dem empfehlen, der Blumen und Gifte schuf; vom Gebete gestärkt will ich dann trinken und sterben.

Großer Gott, was ist geschehen, der Giftbecher ist geleert. Therese ist krank, sie kann nicht sprechen, der Schmerz zerreißt ihr Innerstes. Charlotte behauptet, die Limonade weggenommen zu haben, weil sie wolkig und unrein ausgesehen habe, und dies ist meine einzige Vertheidigung. Ich glaubte im ersten Schreck, Therese sey in meinem Zimmer gewesen, und habe, um sich zu kühlen, Limonade getrunken.

Es ist so, es muß so seyn! Therese ist todt, noch im letzten Augenblicke ihres Lebens klagte sie mich als ihre Mörderin an. Dort liegt die Schiefertafel, auf der sie mit schwäbender Hand das Wort Gift niederschrieb. Charlotten habe ich wieder gefragt; sie behauptet das Glas ausgegossen zu haben, doch, sagt sie hinzu, sey es nur halb voll gewesen. Bestimmt war Therese auf meinem Zimmer, während ich im Garten betete, und trank die Hälfte des Bites. Ich habe gemordet, ich habe dem Grafen sein Liebstees geraubt, ich habe Beide elend gemacht. O, hätte ich doch nie gelebt! Der Rächer der Welt will nicht, daß ich sterben soll, sonst hätte er mich mit seinem Blitze erschlagen, sonst hätte er mich das Gift trinken lassen. So will ich denn leben, nur zu meiner Strafe legen, und jede Stunde, jeder Tag soll den Demmer wehren, der meine Brust zerfollert. Mein innerer Gott ist von mir getrennt, nun habe ich keinen Frieden mehr auf dieser Welt.

Ich kann nicht weinen: Gott ist so grausam gegen mich, daß er mir selbst die Linderung der Thränen versagt. Es ist alles eiskalt; der Arzt nannte mich eine Verworfenene. Nein, das bin ich nicht! Ich wollte sie ja nicht morden, mir galt das Gift. Ihr Geist schwebt unter den Berklärten. Sie weiß jetzt meine geheime That. Therese, Du stehst vielleicht in diesem Augenblicke unsichtbar vor mir, Du schaust in die Tiefe meines Herzens; Du wirst es öde und erkaltet finden, aber der Vorsatz, Dein schönes Leben zu kürzen, war bei Gott und allen Heiligen nie in meiner Seele. Ich habe

Deine Hülle geschmückt, an Deinem Sarge habe ich drei Tage und Nächte gewacht. Zum einzigen Andenken meines unermessbaren Unglücks nahm ich von Deinem Finger den Trauring. Den kleinen Raub hat Niemand bemerkt, ich war allein im Zimmer, und kurz darauf wurde der Sarg geschlossen.

Diesen Ring will ich mitnehmen und den Schlüssel zu Deiner Gruft. Der Ring war das Spandol Deiner reinen Treue. Warst Du noch, Therese, so trug ich vielleicht diesen Ring; jetzt bist Du nicht mehr, jetzt laß mich ihn tragen! Aber nur, um mich an meinen unerfesslichen Verlust ständig zu erinnern. Und wird mir das Leben, mit dem mich der Herr des Lebens strukt, zu schwer, so soll mir Dein Grufschlüssel die stille Wohnung Deines Friedens öffnen, und an Deinem Sarge will ich mir Ruhe und Muth ersuchen.

Ich habe dem Grafen Lebewohl gesagt, ich darf ihn nie wieder sehen. Ich will in ferne Stille leben, und meinen verzehrenden Gram mich willig Preis geben. Vielleicht endet er bald meine Leben.

Was ist das? Welche neue Welt befragt sich mir an das Herz. In Charlottens Zimmer finde ich von Wollmann, dem Kammerdiener des Grafen, den Brief, den ich in der Schiende kopfte, um sie meiner Hund nicht merken zu lassen; denn ich soll nicht wissen, daß Wollmann sie liebt.

Mit unserm armen Herrn wird es alle Tage schlimmer; ich weiß nicht mehr, was wir machen sollen; auch dem Herrn Erbteil wird ganz angst und bange dabel. Sein einziges Geschäft ist, daß er täglich an die Frau Gräfin schreibt. Kurz früh, als ich in seinem Zimmer aufwachte und er im Kabinete noch schlief, las ich, was er diese Nacht an die Frau Gräfin geschrieben hatte, und da es Deine Baronesse betrifft, so schrieb ich mir es geschwind ab, und schickte es Dir auf beiliegenden Blättchen. Das wollte ich tunicos, wenn der Graf und Deine Baronesse noch ein Härtchen würden; für uns wäre das gar nicht abel, denn dann stünde unserm Glück gerichts auch nichts mehr im Wege, und gewiß würde mein Herr an Deiner Baronesse den besten Ersatz finden; und die selbige Frau Gräfin war Deiner Herrschaft immer ja sehr gut, daß sie gewiß hat Niemand sagen wollen, wie das dumme Gewitter dazwischen gekommen ist.

Absehrift.

Langs schon habe ich etwas auf dem Herzen, Therese! Gib mir darüber Aufschluß, wenn Du kannst! An jenem Gewitterabend wolltest Du mir zwei Wünsche, erst nach Deinem Tode erfüllbar, vertrauen. Den ersten, die Besetzung Deiner Hülle in der Familien-Gruft, habe ich leider schon erfüllen müssen. Im Ausspruche des zweiten unterbrach uns der schreckliche Blitz, der die Linde in dem Garten zerschmetterte. - Du legtest kurz zuvor Deinen Mund an

meine Wangen und Spelsteß leise: „Und nun wünsche ich noch etwas; heirathe nach meinem Tode M.“

Was wolltest Du damit sagen, Therese! Ich habe mir oft den Sinn dieses M. zerlegt; jeder Deinet Wünsche war mir von jeher heilig; und dieses war der letzte Deines schönen Lebens. Du willst mit ein Jahr nach Deinem Tode ersprechen. Thue das, o thue das, meine einzige, meine verklarte Therese, und dann sprich jenen Wunsch aus, wenn er noch in Deiner Seele ruht.“

Auch ich zerlege mir den Sinn dieses M. in heimlicher Wangigkeit. Nur zweyerlei konnte Therese sagen wollen; heirathe nach meinem Tode M in a, oder heirathe nach meinem Tode nicht wieder. In des Grafen Seele könnte ich einen großen Blick thun, wenn ich das Original seines Briefes zu lesen bekommen könnte: Hat er, wie die Aufschrift des Kammerdieners lautet; M. geschrieben, so deutet dieser Zug seiner Feder auf den Zug seines Herzens. Was Therese's Hand würde er nicht umfassen! und mich glücklich machen. Ich wollte ihm seinen Kummer zerstreuen. Therese sollte, als Genius jener leichtern Welt, aus mit ihren Tugenden umschweben, und die Seligkeit ihrer Himmel sehen; in meiner Liebe sollte Herrmann eine zweite Therese finden, an meiner Seite sollte die Erde ihm wieder zum Paradiese entblühen; unter dem Kusse meiner zärtlichsten Treue sollte sein erkaltetes Herz sich wieder erwärmen. Therese wollte mir wohl, sie liebte mich Schwesterlich. Sie kannte das fehlerhafte Verhältnis zwischen mir und dem Grafen; sie wollte, daß es mir wenigstens gut gewesen war. Alle diese Gefühle mußten sich auch in des Grafen Feder geschlichen haben, wenn er dieses M. schrieb. Und doch — sollte Therese das „nicht wieder“ auf den Lippen gehabt haben? Der Graf ist ungeheiß, tausendmal mehr bin ich es. Sie will ihn erscheinen. Gute schwärmerische Therese! Du kanntest die eisernen Fesseln des Todes noch nicht. Der Weg zu jenseits geht nie rückwärts. Noch keinem Sterblichen gelang es, ihn zu finden. O, kommst Du, Therese, aus Deinen Fernen zu mir herüber, so rath' mir, sprich, was ich thun soll, das Herz Deines Hermanns zu gewinnen! Er soll darum die nicht untrou werden. Du sollst ihn nicht verlieren, wir Beide wollen dich lieben. —

Sonderbar! Gestern bin ich hier in der Residenz angekommen und heute trifft der Graf ein. Der Fürst August sagte, daß der Graf ihm noch vielmals Jazeden das Wort gegeben, auf der Maskeade zu erscheinen. Der Graf weiß nicht, daß ich hier bin. Ich werde ihn abensorgen bei dem Fürsten treffen. In wenigen Wochen ist es ein Jahr, daß Therese starb. Er soll dich and krank aussehen, der Kummer hat sein Leben gewölkt. Der Quell seiner Freuden, Therese, liegt im Grabe. Er wird vergehen, wenn ihn ein liebender Arm nicht hält. Sein Herz bedarf der Liebe, wenn es unter der Pein der Einsamkeit nicht auch endlich zu schlagen aufhört soll. Ich kann, ich will ihn retten. Ich habe keinen Vertrauten, der ihm meine glü-

hende Liebe erzählen kann. Therese soll meine Brautwerberin seyn. Ich betrübe ihn, aber es ist ein schuldloser Betrug, der den Grafen vom Jammer seiner freudenlosen Existenz rettet, ihm ein treues Weib in die Arme führt, ihm Therese's Lücke füllt, und mit ihm Daseyn einen glücklichen Zweck gibt. Therese war einen Kopf größer, wie ich. Wenn ich mit einem Totenkopf aussehe, so gewinne ich ihre Figur; ihr Todtenschmuck soll meine Maskenkleidung seyn, und Therese's Trauring der Talisman, der seinen letzten Zweifel hebt. Die Blumen, die an ihrer Brust im Sarge vermodeten, sollen frisch an der meinigen blühen, und ich will sie ihren Manen in der Gruft opfern, wenn ich den Grafen gesprochen. Ich will seinen Willen nicht binden, ich will ihn nicht absolut verpflichten, mir seine vermaiste Hand zu geben; aber ich will ihm sagen, daß Nina ihn liebt, daß Nina Therese's treueste und letzte Freundin war. Dann mag er sich in Geheim berathen, und entscheide er sich für meine Wahl, so soll meine zärtlichste Liebe sein glücklichster Lohn seyn. Die Zeit ist kurz; rath an das. Wert!

Es ist alles sehr geschlagen, der Anblick des Todtenkopfes erschütterte den Grafen heftiger, als ich vermuthete. Er stürzte zusammen; ihm schwanden die Sinne, ehe ich Therese's Sinne ihm verlaubbart hatte. Mir ward bange. Ich fühle mich tief erschüttert. Ich fürchtete ein allgemeines Aussehen. Ich mußte fliehen, ehe er erwachte. Die Liebe zu Herrmann hat mich zu einer Unbesonnenheit verleitet, die von schrecklichen Folgen seyn kann, welche ich nicht berechnen konnte. Der Graf ist krank. Gott! eine schreckliche Angst zerreißt mir das Herz.

Er ist todt, er ist todt! Und ich lebe noch. Therese und Herrmann todt! — Und ich lebe noch. Großer barmherziger Gott, wies mich in die Hölle, in die ewige Verdammniß! Ich winde verzweiflungsvoll die Hände zu Dir hinauf. Ende, Unglütiger, ende!

So weit die versprochenen Auszüge.

Nina starb ein halbes Jahr später, wahrscheinlich an genommenem Gift. Unter ihrem Nachlaß fand man das Geheimbuch, in welches sie täglich ihre Bemerkungen einzutragen gewohnt gewesen war. Ich habe nur das daraus mitgetheilt, was mit dem Aufschluß der Begebenheiten des Grafen und der Gräfin in Bezug stand.

Zufällig hatte ich Gelegenheit, den Kammerdiener des Grafen persönlich kenne zu lernen. Ich sprach ausführlich mit ihm über diese Geschichte; und fragte ihn vorzüglich, ob er wirklich damals, als der Sarg der Gräfin gleich nach ihrem Tode bei der Beisetzung in die Gruft geöffnet worden war, den Trauring an ihrem Finger bemerkt haben. Er gestand, daß er, als der Major von Eck mit ihm den Sarg zum zweyten Male geöffnet habe, diesen Umstand mit einem Erbe bekräftigen wollen. Allein, wenn er wirklich hätte schwören sollen, wär' er doch nicht im Stande gewesen, die

nen körperlichen Eiß darauf abzulegen, weil er sich nicht ganz genau darauf besinnen könne. Der gute Mann hatte sich auf jeden Fall getret.

Die übrigen Umstände dieser leider ganz wahren Geschichte ergeben sich dem aufmerksamen Leser von selbst.

G e d i c h t e.

Von Hansk.

1. Der neue Sokrates.

Der Weisheit hat die ganze Zeit
Des Lebens Sokrates geweiht.
Was war der Schluß all' seiner Schlüsse?
Er wisse nur, daß er nichts wisse. —

Ich fand seit meinen frühsten Tagen
Am Studium gar kein Behagen;
Und weiß doch ohne Müß' und Schweiß
So gut wie er, daß ich nichts weiß.

2. Meine Liebe.

Nicht von dieser Welt ist jene Flamme,
Die mich hin zu dir, Geliebte, zieht!
Oh' dein holdes Antlitz mir geküßt,
Hat dir sehnsuchtsvoll mein Herz gegüßt,
Fühlend, daß die Stut von oben stamme.

Noch von dieser Erde Hügelu ferns
Schlugen unsre Herzen, als das Band
Hoher Liebe weichend sie umwand;
Und sie suchten sich im Erdenland,
Die sich liebten schon im Reich der Sterne.

Darum das unendlich süße Schuen
Stets nach dir, Geliebte, deren Blick,
Oh' ich dich noch sah, holdselig mild
Meiner Seele tiefsten Grund erfüllt,
Darum mein Verlangen, meine Hyänen.

Als ich dich erspähte — tausend Sonnen
Lichteten der Sehnsucht bange Nacht,
So ich einsam irend zugebracht;
Wie aus einem bangen Traum erwacht,
Starrt' ich hin, durchzückt von tausend Wonnen.

Zug für Zug erkannt' ich die Geliebte,
Wie sie vorgeschwehrt der Seele Blick;
Dennoch bebt' ich, luftbedünkt zurück:
Der Natur gelang ein Meisterstück,
Erst nachdem sie Jahre lang sich lübe.

Und mich Glücklichen! — schon ward umschlungen
Vom geliebten Arm mein glühend Herz!
Stürmend schlug es, strebte himmelwärts,
Mein Entzücken grenzte nah' an Schmerz,
Denn des Glückes Gipfel ward errungen.

Wer vermag, was ich empfand, benennen?
Namenlosen Bonnetarmels Drang,
Höchster Seligkeiten Uberschwang,
Jeder Herzschlag der Entzückung Klang,
Wie nur Dandies spenden können! —

Was von oben stammt, kann hier nicht schwinden,
Ferne von der Erde Hügelu wand
Unsere Herzen sich der Liebe Band;
Liebend soll des Lobes kalte Hand,
Liebend uns der Gruß der Engel finden! —

3. Am Geburtstage meiner Mutter.

Heil dem Tage, der dein Erdenwaden,
Mutter, hier zum erstenmal begrüßt!
Engeln Gottes muß' er selbst gefallen,
War er, wie dein ganzes Leben ist.

In der frommen Einsicht armer Hütte
Hat er deiner Augen Licht geküßt;
Aber Kronen sanfter Herzensgüte,
Hoher Tugend, hat er nicht vermißt.

Heute grüßet dich dein Sohn! — Was bleibe
Armer mir, zu loben deine Huld,
Wenn nicht, heiße, kindlichreue Liebe
Tilgen könnte meines Herzens Schuld? —

Hast du, guter Gott, mir Glück beschieden,
So weck' es vor, die mich gebührt!
Ruhe süßt mein Herz in ihrem Frieden,
Tüchtig glücklich, theil' Glück's gewahrt.

Ich bin jung — wagt' ihr von meinem Leben,
Großer Gott! soviel, daß Hand in Hand
Wir waret zu dir hinüber schweben
In dein niegetrübtes Wonneland! —

4. Der neue Mäzen.

Heil! Fernan las, ich weiß nicht too,
Die Dichter loben hoch vom Windo.
Gleich rief er, der Entdeckung froh,
Du: Ich sein ganzes Hofgesinde;
Wollt' ihr, prosaischen Gesichter,
Sucht fürder meiner Huld erfreu'n,
So rächt' ihr euch der Dichtkunst weh'n;
Ich stüt' re. künstliche nur Dichter. —

5. Trennung.

Kann der Mensch zu trennen wagen,
Was der Liebe Arm umwand?
Der Felsen Demanttring zerstückten,
Dem Ocean den Rand entrücken
Kann er; doch der Herzen Band
Löst er nicht, da' liebend schlägt.

Wie durch aller Schöpfung Nieder
Innig Band um Band sich schlingt,
So schloß mein Herz mit Wonnebeben
In der Geliebten Herz sein Leben;
Liebvereinigt nur schwingt
Beides sich zum Schöpfer wieder. —

Wird der Blütenkelch entrissen,

Der mir meine Blume schmückt:

Den Geist, so küßend ich gelogen,

Entreißt mir keines Sturmes Wogen;

Wenn das Blatt auch ferne nicht,

Wird sein Duft mich doch umfließen,

Zwänget zwischen unsrer Hüllen

Eurer Boshait Trennungswell!

Der Seelen Liebessüßel gletzen

Berschmolzen hin durch Trugketten,

Bis im sonnenschirmten Beten

Sie der Engel Ohren süßen.

Kann der Mensch zu kennen wagen,

Was ein Gott zusammenband? —

Der West überschweifet fernes Schonen,

Die Bäche mischen unsre Thränen,

Engel werden sie ins Land

Nie getrennter Liebe tragen.

6. Der neue Roland.

Ja rasen will ich, rasen

Wie ich hat Roland einst geteibt,

Wie ihr ein Mädchen mich besüßt,

Wie er will ich nun rasen.

Allein, vergiß' ich in der Nacht

Nicht auch, wie er, schuldlos' Blut

Würd' ich nicht Städte, Inseln, Küsten,

Ja Länder, Reiche gar verwüsten?

Die sind denn doch nicht schuld daran,

Was mir mein Mädchen Laids gethan. —

Aus Mitleid will ich's denn verklären,

Nicht rasen, aber auch nicht lieben!

A u f l ö s u n g

der Räthsel und Charaden in Nr. 4.

1) Thierkreis. 2) Peterwardein.

C h a r a d e n.

1) Charade.

Ehen nicht mein Erste's des Betäusches Spuren,
Reiß nur bei Nacht besucht die offenen Thüren,

Doch müthiger besetzt die Schlüßernheit.

Wenn Schmelgerisch der Winter Stocken frent. —

Es pflaget in des Sommers schönern Tagen,

Mein Lege's Euch ein, kändlich Fest zu sehn.

Dem Schwerbaldhären spendets Wohlbehagen,

Dem Gutsherrn bringt es baaren Vorthell ein. —

Soll wie Ihr's wünscht, mein Ganzes Euch verwahren

Wenn streng der Winter seine Gessel schwingt,

So hütet sorglich es vor den Gefahren,

Die ihm der warme Sommer bringt.

B. G. m.

2) Charade.

Ein Oseid nennt Euch die Erste Esbe,

Das wohl vom Elephanten bis zur Milbe

Nicht leicht ein Thier erbedren kann,

Doch führt es andern Namen dann und wann,

Die letzten beiden Esben, ob sie schon

Gewöhnlich mehr als andre ihres Gleichen,

Geschicklichkeit und Kunst erreichen,

Nennt man doch oft zu Spott und Hohn,

Das Ganze wird zwar überall getroffen,

Doch darf man es in einer größern Stadt,

Wo oft so mancher Langeweile hat,

Am schwarzen wohl zu finden hoffen.

B***m.

3) Charade.

In Wilhelmine.

Wohl dem, der sein das Erste nennt,

In ihr des Himmels Freuden kennt,

In ihre Liebe sich berauscht

Und so mit keinem Fürsten tauscht.

Wohl ihm, wenn sie die gleiche an Jugend,

In sanftem Reize schöner Jugend,

Und wenn die Zweite ihn nicht trennt,

Von dem, was Dir die Erste nennt.

Doch wenn ihn hindert jener Zweite'n

Verhaßte Macht, — weh' seinen Freuden!

Ihm weilt der Hoffnung zartes Grün,

Und keine Myrthen für ihn blüh'n.

Das Ganze, holde Freundin, reihe

Der schönsten Freuden hohe Reihe,

Der hellersten Erinnerung Glanz

In deiner Lage Büchsenkranz.

A. Fr. Große.

(Die Auflösung folgt.)

Heßperiden.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Nr. 6. (zum XXX. Bande.)

(Druckt im Dezember 1821.)

Der Giftmord.

Umweil einer großen Stadt hatte ein vorämlicher Krieger-Lieutenant, Herr Meerbach, sich ein Bauerngut im Dörfchen Wiesensfließ gekauft, um dort sein äußerst beträchtliches Vermögen zu genießen. Er hatte weder Frau noch Kind; aber eine Menge hübscher Kinder im Hause. Die gekaufte Bauernhütte hatte er weggerissen, und an deren Stelle einen ländlichen Pallast hingebaut, der an Geschmack und Reichthum seines Gleichen im ganzen Lande suchte. Fast wöchentlich kam ein Schwarm seiner Freunde aus der Stadt zu ihm herauf, die mit ihm jagten, zeigten und den jungen Bauerweibern und Dirnen in den kurzen, glückgründigen Galtentöcken den Hof machten. Das Alles, besonders der letztere Punkt, verdraß die Bauern und Knechte. Das ganze Dorf konnte den Herrn Meerbach nicht leiden. Kein Mensch wußte recht, wo er seine Schätze her habe. Im Krieg, hieß es allgemein, hätte er sie sich verdient haben. Wie man im Kriege sein Hab und Gut verlor und bettelarm werden könne, darüber hatten die armen Wiesensfließer wohl sattsame Beispiele; wie es aber möglich sey, im Kriege reich zu werden, das ging über ihren Horizont.

Zufällig hatte man die Idee in Umlauf gebracht, Herr Meerbach habe seine Thaler nicht auf rechtem Wege erworben. Die Klatschgewatter des Dorfs setzten dazu und davon, bis man sich endlich einander allgemein ins Ohr raunte, Herr Meerbach habe einen bei ihm einquartirten Offizier, wie sie es nannten, abgemurkelt, habe bei diesem eine Menge Geldsäcke, die diese als Beute mit sich geführt, vorgefunden, und sey aus seinem früheren Wohnorte hierher geflüchtet. Sobald man nur erst mit diesem Gesichte ins Reine war, erklärte sich das Uebrige von selbst.

Herr Meerbach kam in keine Kirche, weil er nicht das Herz hatte, vor Gottes Altar zu erscheinen. Er trug immer den Hut tief in die Augen gedrückt, weil er den Blick der Menschen schonte. Er lebte in ewigem Sauf und Braud, weil er, wie sie sich ausdrückten, seine Gewissensbisse damit abtöbbern wollte. Kurz alle die Symptome galten der christlichen Gemeinde für bare Münze; sie deuteten sie alle auf ein offenbar schweres Verbrechen, das auf der Seele des Herrn Meerbach läge. Dazu kam die Erinnerung an das Sprichwort: Gleich und Gleich gesellt sich gern, welches

Heßperiden Nr. 6. XXX.

bald auf die Stadtgesellschaft poßte. „Ne, wenn Sie einmal auf das Land kam, Ihr taules Wesen ohne Saum und Bügel trieb, bald rief die Mädchen das Haus, da In herrn Augen des Bauern nicht recht kapitelhaft zu seyn schienen. Mit einem Wort, die Bauern konnten dem Herrn Meerbach nicht wohl befehlern sich um die Wette, ihm allen ein denkflichen Wort und Dampf anzugehen. Die Mitan triebert des Nachts ihr Vieh auf seine Wiesen und ließen von diesem seine nen aufgeworfenen Fehlgärten recht absichtlich zerretren, und die Jugend begabte sich nicht mit der heimlichen Plünderung seiner Obstgärten, sondern zerbrach noch obenrein, mit häßlicher Freude, die Zweige, zerbrach die Kronen seiner, an sich unangenehm, Obstbaum-Pflanzungen und zog oft in einer Nacht mehrere hundert Büumen aus seinen Gärten.

Herr Meerbach ärgerte sich wohl ob solchen argen Scherbernack die Galle in den Magen, allein in der Mitte seines blonden, braunen und schwarzen Hausgenossinnen und an der Tafelrunde seiner kühnen Stadtgäste vergaß er dann bald wieder die Unthaten seiner heillosen Dorf-Nachbarn, und machte ihnen nicht einmal die Freude, sich es merken zu lassen, oder ihnen in dem Augenblicke, dachab den Fehlgarten schub hinzuworfen.

Da sehr ihn wider das böse Gewissen, riefen die ächtlichen Bauern. Wenn er nur reich untorm Brustlage wäre, würde er wohl mit uns anbinden; aber so fürchtet er die Amtsstube wie die Hölle, weil er denkt, man werde ihm dort, wegen seines schlechten Wandels, ein bißchen nebenbei auf den Zahn fühlen, und ihm die Ränke abfragen, wie er zu solchem Reichthum gekommen, und sein sündiges Leben so nach Gefallen zu führen.

An allen Gerüchten ist immer etwas Wahres. So wie fern dieser fast allgemeine Gesinnung sich im vorliegenden Falle bemerkte, beweist der Erfolg dieser, übrigens nicht erdichteten Geschichte.

Eines Tages fuhr der Bauer Martin mit einem Fuderchen Holz, was er vorige Nacht dem Herrn Meerbach aus dessen Park gestohlen hatte, nach der Stadt zu Markte.

„Gryd Ihr nicht aus Wiesensfließ?“ fragte ihn dort ein junger Mann, und gab ihm, auf die bejahende Antwort, einen Brief an Herrn Meerbach, mit der Bitte, ihn zu gleich, sobald er zu Hause komme, an den Herrn Empfänger abzur-

geben, weil etwas sehr Dringendes darin stehe. Martin versprach es und steckte den Brief in die Tasche. Auf dem Heimwege nahm er des Schulmeisters Sohn, einen Knaben von 11 bis 12 Jahren, mit nach Hause. Martin bog an dem Dorfe links und rechts. Ihn aufzumachen getraute er sich doch nicht recht; aber er hätte vor sein Leben gern gewußt, was darin stand. Der junge Mann, dem ihm den Brief gegeben hatte, war ihm Bekannter vom Herrn Meerbach; er hätte ihn schon bräutigam in seinem Dorfe gesehen und daher mochte dieser ihn auch für einen Wesensliebhaber erkannt haben. Er hätte den Brief so dringend gemacht; darin mußte etwas Wichtiges stehen. Er bog ihn etwas aus dem Umarmen und erhellte noch Schatzkammer; allein er konnte sich nicht entsinnen, was das Briefchen enthielt, ein geistliches Schriftstück; auf einem Bogen wogen; das ließ Martin in die andere Hand des Briefspalte gucken, und das las: — Major — Gift — Leiche auf den Wagen — lustig sein.

Wehr konnte das Auge des kleinen Inquisitors nicht erspähen; aber mehr brauchte Martin auch nicht; denn das Billet sagte ja deutlich, daß Jemand vergiftet werden soll, daß man die Leiche zu ihm heraus bringen und dabei recht lustig sein wollte.

So lange war Martin zu Fuß neben dem Wagen gegangen; jetzt setzte er sich auf und fuhr in gestrecktem Laufe nach Hause; denn der Brief brännte ihn in der Tasche.

Er eilte zum Schulzen, erzählte, was das Kind gelesen hatte, und legte den Brief feierlich nieder. Der Schulze berief in aller Eile und ohne das größte Auffehen die Gemeinde, trug den Fall vor, und erhielt einstimmig den Auftrag, den Brief zu öffnen, um endlich einmal Licht über den räthselhaften Herrn Meerbach zu bekommen.

Wirklich hatte sich diesmal die dumme Kompagnie geirrt. Das Billet lautete folgendermaßen: Liebes Brüderchen!

Zum Kaffee kommen wir nicht. Der Major, ein Opfer der Kabale, muß erst fallen. Der lebendige Wurm, der kalte Wurm, ist mit von der Partie. Um halb acht Uhr wirkt das Gift; um neun Uhr schaffen wir die Leiche auf den Wagen. Du wirst den Todten schon unterbringen. Ich hoffe, wir werden recht lustig sein. Sorge dir für Champagner, daß die alte Mäherlein gemordetes Kind vergiftet. Wenn Käs den Schreck mit den, ihm auf die Brust gesetzten Pistolen verwinden kann, so kommt er mit. Morgen früh ist bei Dir Scheidenschießen. Wir grüßen Dich!

Dein

treuer Freund.

Ueber die Kabale, den kalten Wurm und den Champagner konnten sie anfangs nicht einig werden. Einige lasen das Wort Kabale für Kanaille; den Champagner für Campagne, andere für Kompagnie; andere fürchteten den Lindwurm des Ritters St. George; endlich erklärten sie es für Wörter aus der Epigubensprache, die unter Leuten des

Schlages ja göng und gäbe seyn müßte. Uebrigens lag es doch nun klar am Tage, was Seiffes Kinder Herr Meerbach und seine Spielgefellen waren, und jetzt wurden denn die lebhaftesten Vermuthungen geffogen, was nimmehr in der Sache zu thun sey. Nach diesem Entschlusse traf denn endlich der Schulze folgende Verfügung:

Martin stellte sich mit zwölf handfesten Burschen, bewaffnet mit Stangen, Pflögeln und Sensen, Abends gegen neun Uhr in der Dämmerung, den die Ostmörder auf dem Wege aus der Stadt nach Wiesenfließ passieren mußten. Alle sollten sich mit Stricken versehen, um die Bände zu binden und sie dann vorerst in das Dorf zu transportiren. Zu gleicher Zeit sollten zwanzig andere Mann, unter Anführung des Dorfschmids, das Haus des Herrn Meerbach besetzen, letztern selbst gefangen nehmen, und ihn gleichfalls gebunden in das Haus des Schulzen bringen. Ein Theil dieser Mannschaft aber sollte als Observations-Corps im Meerbachischen Hause bleiben, und sich der Ramsells versichert halten, deren gründliche Verhör und Confrontation mit der Bande, vielleicht von der Gerichtsbehörde für nöthig erachtet werden dürfte. Er selbst, der Schulze, ließ sich seinen Ackergaul, den im Dorfe unter dem Namen des schwarzen Husaren bekannten Paradeur, satteln, und eilte in die Stadt, um den Gerichtshalter Weibung zu thun, und sich nähere Verhaltungsbefehle einzuholen. Den Brief nahm er mit.

Er ritt den Fußsteig, um desto mehr Zeit zu gewinnen; daher konnte er der Nordbände mit Ihrer Leiche nicht begegnen, welche die große StraÙe gefahren kam.

Unglücklicherweise lag, nicht weit von der Stadt, ein liebendes Pärchen im Acazienbusch, an dem der Weg des Schulzen vorbeilief. Die Dame spielte mit ihrem ausgespannten Sonnenschirm und drehte ihn mit städtischem Muthwillen dem vorbeireitenden Schulzen entgegen. Der schwarze Husar, dem in seiner Lebenspraxis wenig solcher vielfarbiger Sonnenstrahl-Abtheiler vorgekommen seyn mochten, prallte unvermuthet von der Seite; bäumte keizengerade in die Höhe, sprang gleich darauf auf die VorderfüÙe, und feuerte mit dergestaltiger Schnellkraft hinten aus, daß der WiesenflieÙer Grosinquisitor drei Ellen weit in die Acazien plammte. Das Pärchen, seiner Schuld am Uefalle wohl bewußt, flüchtete eilend, um sich dem Hagel von Fluch und Schimpfwörtern, mit denen der Entfattelte in ungemessener Rede seiner ergrimmeten Brust Luft machte, in Zeiten zu entziehen, und der Acker-Paradeur flog im gestreckten Laufe nach der geliebten Heimath zurück.

Der Statthalter vom Wiesenfließ war auf den Bauch gefallen. Er konnte kaum athmen, so drückte es ihn auf den Fuß zuvor mit Speckflüssen ausgepflasterten Wagen. Er verwünschte sein Amt, den Herrn Nachbar Meerbach, den kalten Wurm und die Majorleiche, und wand sich mit tausendfältiger Mühe aus den Acazienbüschen, die ihm durch die gelbiederne Hülle seiner untern Potentaten-Hälfte gedungen waren. Ein Fezen seines kalemantnen Bruststages blieb, als ewiges Wahrzeichen, unter den blühenden Trauben

des weltlichen Beschlusses hängen, und jede Wägel-Drevel war nirgends zu finden. Geschloffen, gerissen und baarköpfig, den schwarzen Husaren an der friedlichen Spitze vorwärtend, ging er nun bitterböse zur Stadt, beschwichtigte die aufrührerischen Klöße im ersten Schwappstößen durch ein Churfürstlich Wagenwasser, und betrachtete das erriemen attendantum dem höchst erlauteten Gerichtshalten in ziemlicher Becks. Dem Brief, das wichtigste Altkennzeichen in diesem hochnothpeinlichen Handel, hatte der Schulze weg des Parasols Kurzes getreuet. Der Gerichtshalter machte in ungläublicher Geschwindigkeit sein Ueberstügelchen wegen der Prozesskosten, Eig- und Ueugungsgebühren, die bei dem vorläufigen Vorfalle liquidirt werden mußten, sandte gleich, wegen Drukthun des Major-Kabayers, zum Kreis-Physikus, und fuhr mit diesem, dem Chirurgus und dem Schulzen, den nöthigen Federn, einem halben Dutzend Papier und einem Quart Tinte, behufs des aufzunehmenden Visum repetendum und ersten kunnmarischen Vorstells zum Thore hinaus.

Der Schulze saß, nach den Regeln der Höflichkeit, schweigend. So lang es lehrte, war ihm das, nach nicht wiederfahren. Es ward ihm schwarz und weiß vor dem Auge; die ganze Begehd. um ihn herum tanzte und wies belch in einem Kreise; er verbiß mit Mühe sein Mehl und Weh. Ein nie gekanntes Schwindel trieb ihm den kalten Angstschweiß auf die Stirne; er dachte, es wäre sein Letztes. Die Natur war stärker, als sein gewaltigen Respekt vor dem Kni; gegenüber sitzenden Halsgerichte. Die Knechten, seit dem Wurfe von schwarzen Husaren einmal in schiefen Richtung gekommen, gingen den Kreisgang. Der überauschte Schulze lebte; sie, wider seinen Willen, in den Schoos des Herrn Gerichtshalters. Doch wie lassen sie beide das mit einander abmachen und wenden uns zu dem Dilet am Eisenbusch.

Als des Schulzens Kappo, vom Lustwandler geschaut, mit dem Kopfe auf des Brust, ohne Reiter, wie ein wildes Ungethüm durch das dunkle Dickicht hergesprengt kam, und an der Lungenfucht längst schon leidend, schreite, das man bei der Abendstille es weithin hören konnte; da dachte die Eisenbusch-Befugung, es wäre der lebendige Teufel. Sie nahmen einstimmig Reißaus. Mit unfäglicher Mühe brachte sie sie Martin, der Tapfere, zum Stoben. Er redete sie an wie ein Feldherr, schlingelte sie herum, daß sich Einer vor dem Andern schäme, und führte sie endlich in ihr angewiesenes Eisenversteck zurück. In diesem Augenblicke kam die Kistenfeder-Bande; allein die Eisen-Heiden waren einmal durch den schwarzen Husaren entmuthiget, Martin kommandierte zum Angriff. Viele sollten den Pfaffen in die Läger fallen; wiew die Kutscher harselieren und die Uebrigen sechs den Wagen in Beschlag nehmen; aber keiner griff an, keiner gab einen Laut von sich; der Wagen fuhr vorbei, und nun erst brachte Marschall Martin seine Diktion, aus dem Busche. Jetzt kam der Wuch wieder; Alle liefen hinterdrein, Alle schrieen wie Besessene. Die Wecken vor dem Wagen wurden schon; die Fahrenden glaubten

von Straßensüßern angefallen zu werden. Einer griff nach seiner Büchse und schoß. Alle wollten hören die Kugel über sich wogelfahren; sie griffen Martin, dem dringenden, wahrer der letzte war, den Hut. Die schneidende Pfeifen war die Lösung zur Nacht. Alle machten Reches um Leber sich; ohne Kommando, und ließen Martin an der Spitze, in die Eisenbusch. Jeder sollte wieder ein Wagen in den Ferne. Der Schulze hatte, wie alle Oberbefehlshaber zu thun pflegen, den Operationsplan für sich behalten; sie wußten also nicht, daß er die Fuchse zu Wagen mitbringen werde. Natürlich vermutheten sie, der schwerer, geläut, zu dem ersten, und Martin wußte, in allen Geschwindigkeit, die Kraft seiner Bedenklichkeit, zusammen zum einzigen Kommando begrifflich zu machen; daß er wenn sie nur recht rasch alle mit einem Male über Pferde, Kutscher und Wagen herfielen und ohne Weiteres heraus losschickten, die Fahrenden gar nicht zur Besinnung kommen könnten, und daher von Gegenwehr durch aus nichts zu fürchten wäre. Die Sache ließ sich hören, das Kommando versprach, seine Schuldigkeit zu thun, und hieß, Wozu. Mit einem häßlichen Geschrei stürzten die Bauerhengel aus dem Busche hervor und knittelten, unter dem Schuge der Dunkelheit, ihren Herrn Gerichtshalter, ihren weichen Schulzen, den Kreis-Physikus und den Chirurgen in wenig Minuten, dermaßen durch, daß diese ihren Geist aufzugeben gedachten. Erst als sie das Betermordio der windtweide geschlagenen Fuchse und die derten Flüche, in denen sich der Schulze rein aussprach, vernahmen, und Beide an ihrem Sitzen erkannten, schlich sich Einer nach dem Andern in den Busch zurück, und der Kutscher, dem bei der Affaire gar nicht wohl zu Muthe gewesen war, und der bei Gelegenheit auch einige Nebenzerrienen über die Nase bekommen hatte, fuhr, sobald er seine Pferde frei sah, in vollem Trabe dem Dorfe zu, so daß die Frevel unerkannt blieben.

Der Schulze wußte wohl, warum er gewesen war; aber da der Herr Gerichtshalter die besten bekommen hatte, war er kein Narr zu sagen, daß er selbst das Kommando in den Busch gestellt habe, sondern rückte mit der Vermuthung heraus, daß diese Straßensüßer ganz bestimmt zur Bande des Herrn Meerbach gehörten.

Martin, so bestürzt er anfangs über den verdammten Mißgriff war, mußte am Ende mit seinem Witz doch lächeln, daß das Ding so gekommen war; denn der Gerichtshalter und der Schulze hatten es, nach ihrer Meinung, schon lange an ihnen verdient. Nur der Gregorius und das Kreis-Vieh, wie sie den Chirurgus und den Kreis-Physikus nannten, bedauerten sie aufrichtig, denn diese waren wirklich dazu gekommen, wie jener zur Ohrfeige. Doch da sie einmal ihre Klöpfe weg hatten, so war nun bei der Sache weiter nichts zu thun, als den ganzen Vorfall zu verschweigen; das versprachen sie, denn alle hoch und theuer, und zogen nun in verschiedenen einzelnen Truppen nach dem Dorfe zu, um zu sehen, was der Schmidt mit Herrn Meerbach,

den näherbeffen angekommenen Fremden und dem todtten Weir
 ihr angefangen habe.

Dieser hatte seine Sache besser eingefädelt, Herr Meers
 war verhaftet, die Bande mit Stricken gebunden und
 die Kamms des geknebelt, aber die Leiche nirgends zu finden.

Sobald nun bei dem Gerichtshalter der erste Schritt
 sich gelegt, und durch unangesezte Brantwein-Umschlag
 der kleine Blattslein sich gefest hätte, der ihm von einem
 Ochsenkopfen zum andern quer über das Gesicht geschlagen
 war, schritt er mit heiligem Amtseifer, bei offenem Thüre,
 zum Verhör. Das ganze Dorf hatte sich heran gedrängt.

Herr Meersbach ward zuerst vorgeführt.

Er wollte sich über die ihm wiederfahrene unrothliche Ver
 handlung beschweren; allein der Gerichtshalter gebot ihm
 Stillschweigen, und meinte, das werde sich schon finden;
 er solle nur antworten, was er gefragt werde. Jetzt wurd
 den ihm denn über den Ursprung seines Vermögens, über
 die Geschäfte mit dem angeblich abgemurkten Offizier, über
 seinen Umgang mit den Frauenkammerlein seines Hauses, über
 seine Verbindungen mit der Bande und über die schlechten
 Symptome seines Gewissens, die nöthigen Frägpunkte vorge
 legt. Er antwortete ganz kurz:

„Mein Vermögen habe ich durch glückliche Einkünfte
 bei Armer-Lieferungen verdient; der erwähnte Offizier ist
 in meinem Hause so blutarm gestorben, das ich die Begräb
 nis-Kosten aus meinen eignen Mitteln habe tragen müssen;
 die Mädchen in meinem Hause sind vier arme, aber sittli
 che Töchter meiner Schwester aus Regensburg, die ich zu
 mir genommen habe, weil ihre Mutter gestorben ist; eine
 Bande, mit der ich in Verbindung stehen soll, kenne ich
 nicht; die Kirche-Lasse ich deshalb unbesucht, weil mit der
 Prediger unsers Dorfes nicht nach meinem Sinne spricht;
 und den Hut drücke ich in die Augen, wenn ich durch das
 Dorf gehe, um die bösen Menschen nicht zu sehen, die mir,
 ungeachtet ich ihnen nie etwas in den Weg gelegt habe, alles
 mögliche Mißthe aus Neid zuzufügen. Aus Liebe zum Frieden
 habe ich bis jetzt geschwiegen; allein, da ich einmal dieses
 Punktes erwähnt habe, so bitte ich um gerichtliche Verur
 theilung.“

Der Gerichtshalter freute sich, ob des neuen Prozesses
 Meersbach contra die Gemeinde zu Miesenfleß, entgegnete,
 das darüber eine besondere Klage substantirt werden müsse,
 und ließ nun den Herrn Meersbach abtreten, um jetzt die
 Bande zu vernehmen.

Die Sünder wurden vorgeführt, und ihrer hänselnen
 Ericot an Händen und Füßen entledigt.

Der Justitiarius erstaunte, als er in dieser Gesellschaft
 den Kammerath F..., den Affessor B..., den Oberbauins
 pektor H... und vier Schauspieler, lauter ihm bekannte recht
 liche Leute, erblickte.

Alle hatten sich bei dem unermutheten Ueberfalle des
 Dorf-Schmieds und seiner Legionen gewehrt, wie die Wä
 ren; Alle hatten sich mit Ruhm und Wunden bedeckt, und
 ungeachtet letzter noch frisch bluteten, hatte keiner die Laune

Verloren; die Sache kam ihnen so räthelich vor, das sie selbst
 ihrem alten Dekanum, dem Herrn Justitiarius, in das
 Gesicht rachteten.

Allein dieser schickte seinen Schreiner in die Amtsk
 amens, legte den bewachten Brief vor und fragte:

„Wer von dem Justitiarius diesen geschrieben habe?“

„Wer der Major, das Opfer des Rabals, sey?“

„Wacher von ihnen der letzte Wirth genannt werde?“

„Wer verhaftet worden?“

„Aus welcher Apotheke und welches Gift man ge
 nommen?“

„Wo die Leiche, die hier untergebracht werden sollen,
 sich verhalten behalte?“

„Ob der alte Müller, der sein gemordetes Kind vergef
 fen solle, unter ihnen sey?“

„Von wem, wahn und wo dieses Kind gemordet worden?
 Und was es in Ansehung eines Kalbes und den ihm
 auf die Brust gestekten Misteln für eine nähere Verwandtschaft
 habe?“

Dieser Brief, sagte er hinzu, sey die Veranlassung ih
 res sofortigen Auteilung gewesen, und die Justitiarius soll
 ten sich alles weltlichstigen Klagens enthalten, da dies Do
 cumentum offenbar wider sie zeuge; auch ihre bei sich haben
 den Gewehr und ihre widerpenfliche Segenwehr, bei der
 im Namen des Gerichts unternommenen Verhaftung ihrer
 Person; ferner ihre Scheu vor der jetzt, zum Besten
 des Gemeinwohls; eröffneten Ergründung ihrer, bisher ver
 heimlichten Hauptverbrechen, darthäten.

Sämmtliche Inculpationen plauten bei der halsgerichtli
 chen feierlichen Rede in ein lautes Gelächter aus. Der
 Kammerath nahm das Wort:

„Die Beweise, Herr Gerichtshalter, hatten wir mite
 genommen, weil wir uns, wie der vorliegende Brief deut
 lich besagt, bei unserm Freunde Meersbach auf Morgen zu
 einem Schenkenschenken gebeten hatten. Verbeht haben wir
 uns gegen den Angriff des Dorf-Müllers und seiner Genossen,
 weil wir als schuldlose Männer einen solchen Ueberfall nicht
 im Namen einer weisen Gerichtsbehörde vermuthen konnten,
 sondern glaubten, mit betrunkenen Bauern zu thun zu ha
 ben. Uebrigens wurde heute, wie ich Ihnen durch einen zu
 fällig mitgebrachten Komödienzettel belegen kann, Kabale
 und Liebe gegeben. Dieser Herr hies machte den Major
 dieser den Sekretär Wirth, der da den Mustikus Müll
 und dieser den Herrn von Rath. Mehr bedarf es wohl
 nicht, um Ihnen über die schauerhafte Giftmord-Geschichte
 und die übrigen vermutheten Hauptverbrechen das nöthige
 Licht zu geben.“

Der Gerichtshalter fiel aus den Wolken. Er erklärte
 jetzt den Bauern das Mißverständnis, und gab Befehl, die
 über die Nichtert des Herrn Meersbach verflügte Observation
 aufzuheben, und die, im Aertrebedenen Amtseifer, von den
 Bauern eingeklemmten Knebel zurück zu nehmen. Herr Meers
 bach selbst, dem der ganze Vorfall unglaublichen Spaß ge
 macht hatte, erbot sich, dem Gerichtshalter die Gelübter

deren Verhiss' bleibet laut bedauerte, zu besäßen, und hat ihn dahin zu seiner immer wohl besetzten Tafel. Den Bauern aber gab er Bier und Branntwein, schünte sich mit ihnen herzlich aus, und lebt nun, da sie ihn von ihrem Herrn Justizarius, als durchhaus unbescholten, und von allem Verdacht gereinigt, loben gehört haben, mit ihnen in Frieden und Eintracht.

Fürchtlosigkeit.

Wahre Begebenheit.

Eben hatte sich die fröhliche Gesellschaft vom Mittagsmale erhoben, die der Herr des Schlosses, ein polnischer Edler, von Nachbarn und Freunden um sich versammelt hatte. Nachdenkend ging er jetzt allein in seinem Zimmer auf und nieder, ein Gespräch bei der Tafel schien ihn aufgeregt zu haben. Er selbst, ein Mann von ausgezeichneter Herzhaftigkeit, pflegte auch bei der Wahl seiner Diener vorzüglich auf diese Eigenschaft zu sehen. Jetzt glaubte er Einen in ihrer Zahl zu haben, dessen Muth ihm unübertrefflich schien.

Alesky! rief er ihm jetzt zu, und der junge Pole trat gehorchend in das Zimmer; eine hochgewachsene, muthversprechende Gestalt, wie die meisten seiner Landsleute. Alesky! hast du Muth? redete sein Herr ihn an.

Gnädiger Herr —? erwiderte der Jüngling, und seine großen hellblauen Augen funkelten so muthvoll, fast zürnend, als ob sie sagen wollten: Nur Du dürftest mich so fragen!

Ich weiß wohl, erwiderte der Herr begütigend, Du bist ein wahrer Kämpfer gegen den Feind, ich habe dich erprobt im letzten Feldzug. Allein getrauest du Dich auch wohl, es mit Schrecken aufzunehmen, welche Du noch nicht kennst? Getrauest Du dich heut um Mitternacht, mir einen Gang zu gehen, bei dem Dir vielleicht Schauer des Geisterreichs aufstoßen könnten? — Der Dienst, den Du mir dadurch thust, ist von der größten Wichtigkeit für mich, und ich will Dich reichlich belohnen, wenn Du ihn treu vollbringst.

Der Jüngling hobte seinen Herren von Herzen, und ohne Rücksicht auf den ihm verheißenen Lohn versprach er, treulich auszuführen, was man von ihm verlangen würde.

Wohlan! sagte der Herr, Du kennst den wüsten Gottesacker, der eine Stunde weit von hier im freien Felde liegt; dorthin mußt Du zur Stunde der Mitternacht gehen, und mir aus dem alten Weinhause ein Todtengelbein holen. Nimm Deinen grauen Mantel um, und mache Dich um elf Uhr auf den Weg dahin, denn pünktlich mit dem Schlage der Mitternacht mußt Du im Thore des Gottesackers

sehn. — Und hüte Dich, einem Menschen etwas davon zu sagen! Denn sonst ist Alles verloren.

Der Jüngling nahm seinen Schutzhelm zum Zeugnis, daß er den Auftrag pünktlich und treu vollbringen wolle.

Als es elf Uhr auf dem Gottesacker schlug, warf er, wie ihm sein Herr befohlen hatte, in aller Eile seinen grauen Mantel um, schlich sich verstoßen aus dem Weinhause, und trat beherrzten Schrittes die schauerliche Wanderung an. Es war eine düstere Rosenkranzstraße; zwar ein sparsames, schwebelichtes Licht des Halbmonds durch das Dunkel, doch machte es die Einsamkeit und Stille nur noch grauer, ödler; denn auch der Himmel hatte seine bleichste graue Hülle angenommen aus feuchtem Nebel, der sich eben so einformig verbräutete, als hier das öde, verlassene Feld und seine Todtkassette lag. Nur in der Ferne düsterten die finstern Schwarzwälder, und zogen sich im Halbreis um das trüben Horizont. Nirgend war eine Spur von Leben.

Der Pole schritt über den wüsten Ager, und jetzt lagen die alten Mauern des Gottesackers vor ihm. Das halbverunkerte Thor ließ ihn ein, und — in dem Augenblicke schlug es zwölf auf der Thürmuße der kleinen halbverrotteten Kapelle. Heulend strich jetzt ein Zugwind herüber, und warf den Flügel des Thores zu; ein schauerliches Knirschen und Knarren ward allemalben in dem morschen Holzwerke rege, aus der Ferne künzte das todverklündernde Geheul der Eulen.

Unwillkürlich pochte das Herz des Jünglings, und seine Haare sträubten sich, als er zwischen dem flüsternden Grase der Gräber wanderte. Gänzliche Finsterniß wäre für ihn beglückender gewesen, als diese zweifelhafte Düsternheit, die ihm nur das Schreckliche seiner Umgebungen sichtbar machte.

Doch ging er festen Schrittes weiter, und stand jetzt vor dem alten Weinhause, dem Ziele seiner sonderbaren Walfahrt. Ein großes Gitter schloß es von der Erde an, und ließ ihm aufgethürmt seinen schauerhaften Inhalt sehen. Herzhaft krügte Alesky durch die Stäbe hindurch, um eines von den ungeschliffenen Gebeinen zu erfassen, — doch unwillkürlich bebte er zurück; — denn auf dem Haufen von Todtengelbeinen lag eine dunkle schreckliche Gestalt, die, so wie er hindurch läugte, nach seiner Hand zu fassen schien. Er konnte nicht zweifeln, daß es Wahrheit war, was er sah, denn dumpfe fürchterliche Laute drangen zugleich aus dem Munde der Schreckgestalt, so oft er seinen Versuch wiederholte. Er stand einige Augenblicke in unentschlossenem Grauen, und fast hätte das Schreckliche des Anblicks gesiegt, als er sich schnell wieder ermannete. Und wenn du der böse selbst wärest! rief er, griff rasch durch das Gitter, und riß Eins der größten Todtengelbeine an sich, womit er, als mit einer köstlichen Beute, nach Hause eilte.

Der Herr des Schlosses saß indeß schon mit einem seiner Freunde beim Frühstück; Beide hatten mit einander den Morgen erwartet, und waren gleich gespannt auf den Ausgang des Unternehmens. Nun wird es sich bald ausweisen,

Ang der Schlossherr an, wem von uns beiden die Ehre steme, den Unerfrochtenstern in seiner Dienerschaft zu zählen! — Ich denke sicher, mein Alexy gewinn' mir die Wette.

Ich denke immer, mein Petrowsky gewinn' mir sie! erwiderte der Andere parodirend.

In diesem Augenblicke erschien Alexy mit glühendem Gesicht und freudfunkelnden Augen, doch schweigend blieb er am Eingange des Zimmers stehen. Du kommst hier offen sprechen! sagte sein Herr, mein Freund weiß das Geheimniß. Sieh mir Verlaß, wie Du deinen Auftrag ausgerichtet hast?

Schweigend öffnete der Jüngling sein Oberkleid, zog sein Todengebein hervor, das er sorgfältig auf der Brust verwahrt hatte, und überreichte es schredlich, doch mit zufriedener Miene, seinem Herrn. Mein gnädiger Herr, ist mein Bericht, sagte er.

Dieser warf einen fraglichen Blick auf seinen Freund. — Und ist es Dir denn so leicht geworden, die Beute zu erlangen? fragte der Freund ein wenig kleinlaut.

So leicht gerade nicht, gnädiger Herr, erwiderte Alexy, denn der böse Feind selbst saß auf dem Weinhaus in düst'rer entschlossener Gestalt, und vertheidigte ihn verzweifelt; er wollte mich durchaus nicht ein Gebeinchen nehmen lassen. Allein was konnt' es helfen? Gegeben hatte ich einmal mein Wort und meinen Schwur, und so griff ich hindurch, — wean er mich auch zerissen hätte! —

In diesem Augenblicke ward auch der Diener des Gastfreundes, Petrowsky, gemeldet. Die Freunde hießen Alexy sich auf die Seite setzen, und Petrowsky trat herein; ein schöner junger Pole, wie der andere, mit dem Ausdrucke des Muths in seinem Wesen. Auch er schien sehr erhitzt, doch nahte er sich seinem Herrn mit einiger Verlegenheit. Ach, gnädiger Herr, sagte er treuherrig, Gott weiß! ich habe treulich Wacht gehalten in dem Weinhaus, wie ihr mir befehlt; aber ein Todengebein hab' ich doch verlieren müssen! — Eine Stunde lang saß ich ganz still, ohne mich an das Rauschen und Aechzen rings um mich her zu kehren; allein nach Mitternacht da hört' ich Tritte nahen, — und es kam ein so ungestümmer Geist, — ganz grau und schrecklich anzusehen, und so ungestüm war er, daß er mit Gewalt, trotz alles meines Abwehrens, ein Wein von meinem Hausen durch das Gitter riß! — Bin ich nun straffällig, setzte er traurig hinzu, so kann ich mir nicht helfen. —

Die beiden Freunde sahen einander glückwünschend an. Die Uebrigen der Gesellschaft hatten sich indeß auch um sie versammelt. Sie waren gestern bei der Mittagstafel Zeuge der Wette gewesen, welche die Beiden auf den Muth ihrer Diener eingegangen waren, da Jeder von Beiden behauptete, den Allermuthigsten in seinem Dienste zu haben, worauf sie Beiden die grausenvolle Probe bereiteten.

Alle kamen jetzt darin überein, daß Keinem von den beiden muthigen Jünglingen der Siegespreis vor dem andern zuzugesprochen sey, — sondern daß bei de ihu im vollen

Masse verdienten. Denn das furchtlose Harten in der grossenden Einsamkeit, und bei dem Raben der grauen Schreckgestalt ward noch beinahe über den kühnen Angriff gegen die furchtbar wachende Gestalt gesetzt. — Füh'wahr! rief ein alter, rühmlicher Kriegsanführer, der von der Gesellschaft war, Kinder, wenn euch Gott einset, Dir, Petrowsky, eine Festung des Vaterlandes zu vertheidigen, Dir, Alexy, ein Feindeslager zu erklimmen gäbe, ihr würdet nicht ruhmlos dabel bestehen.

Die beiden Herren belohnten reichlich ihre unerschrockenen Diener, und verschafften ihnen selbst in der Folge einen würdigen Wirkungskreis für ihren Muth.

G e d i c h t e.

Von Hansik.

1. Der neue Petrarca.

Petrarca sang wohl ein und zwanzig Jahre
Von seiner Laura, da sie noch gelebt,
Zehn Jahre, nachdem sie der Erd' entschwebt,
Daß ihr sein Lieb Ansterblichkeit bewahre. —

Gern wollt' auch ich auf Liebeslieder sinnen,
Ach gern mit zuckerflüssem Sang
Mein Weib besingen fünfzig Jahre lang,
Könnt' ich nur gleich beim zweiten Theil beginnen. —

2. Der Liebe Wunden.

(Sonett aus dem Italienischen.)

Wohl möcht' ich von der Liebe Qual gefunden!
Allein wem könn' es, mich zu heilen, glücken,
Als der Geliebten zaubrischen Blicken,
Aus denen Amors Pfeile mich verwunden? —

Ein andres Heil verschmähen meine Wunden.
Wie könn' auch altes Gift und all' Entzücken,
So nicht die Liebe gab, mein Herz beglücken?
Mein Eden blühet nur in Minnekunden.

So süß und theuer sind der Liebe Schmerzen,
Die doch an meines Frühling's Würthenleben,
Seit ich die Huldin sah, zerstörend nagen!

Was glich' der Seligkeit! dürft' ich am Herzen
Der liebenden Geliebten wonnig bebem
Als an den letzten Schlag, so Herzen schlagen! —

3. An das scheidende Jahr.

Schlumrend verdrängen sich der Wellen Ringe,
Jahre verrollen, treibend sich ins Dunkel
Voriger Zeiten, bald mit Wuthgebener,
Bald mit Gsifiußel.

2) Männen entspreifen hier aus ihrem Segen,
Dort wird zum Thränenbad ein feindlich Wogen,
Und ach! wie Wiesen wölbet sich der hohe
Busen zum Grabe! —

Dankenden Herzens segn' ich dein Entschweben,
Scheidender Tropfen von der Zeiten Stimm!
Freundlich entblühte mir aus deinem Segen
Wonniges Leben.

In der Beglückung selbstem Momente
Schenkst du meiner schnuchsvollen Seele
Deiner entschlafnen Bräuer vielgeliebte,
Reizende Tochter.

Unschuld, gepaart mit Schuld, sind ihre Wangen,
Augen, getaucht ins lichte Blau des Himmels,
Glänzender Schaum gewölbter Flut ihr Busen,
Ihr Geist ein Lichtstrahl.

Jegliches Knospchen in des Frühlings Fluren
Lächelt' an ihrem Arm mir einen Himmel,
Jegliches Gräschen in des Sommers Matten
Dufete Wonne.

Jegliches Blättchen in des Herbstes Rauschen,
Jeglicher Tropfen aus des Winters Wolken
Träufelte Luft und neue Seligkeiten
Mir in den Busen. —

Dankendeg Herzens segn' ich dein Entschweben,
Scheidender Tropfen von der Zeiten Meere!
Freundlich entblühte mir aus deinem Segen
Wonniges Leben.

4. An meinen Gram.

Laß uns denn Abschied nehmen,
Du, hungertiger Geselle!
Es hilft nichts, von uns Beiden
Muß bald sich Einer trolen. —
Ich kann mit dir nicht leben,
Und will mit dir nicht leben!
Und wie willst du denn leben? —
Als ich noch volle Wangen,
Und wohlbelegte Lenden,
Und reichgefüllte Äbern,
Und feste Arme hatte:
Da ließ sich's bei mir leben,
Da ließ sich's bei mir schmausen!
Dein bodenloser Magen
Lies mir noch wenig Monden
Von meiner ganzen Fülle
Die Haut nur und die Knochen.
Mich schreit jetzt Mond und Sonne,
Sie hängen, wie in Wolken,

In meiner Wangen Fosten,
Und wenn ich, lecht wie Nebel,
Aus meinem Bette schleiche,
Das selten Schlaf besuchet,
Fühl' ich nur deine Schwere,
Mich selbst kann ich kaum fühlen!
Ich schaue meine Glieder,
Betrachte meine Glieder,
Zum Bette, laß' ich wieder
Und suche mich ins Bette!
Woran willst du nun nagen?
Wißt du bei mir verhungern?
Wißt du auch Haut und Knochen
Berggen und verschlingen?
Denn zu ich bins zufrieden,
Hab' wenig zu verlieren!
Aber was bleibt den Wärmern?

A u f l ö s u n g

der Räthsel und Charaden in No. 5.

1) Bildschur, 2) Maulaffe, 3) (?)

C h a r a d e n.

1) Charade.

Du glaubst, zur Herzensneigung sey verbunden
Mit dir der theuern Freunde enger Kreis? —
D glaub' es nicht! — Die Jugend ist entschweben,
Und ihre Saat erlosch erlosch an schönder Selbstsucht Eis.
Die Ersten nehmen sie, sich schlau zu decken
Und ihre Grabeskälte zu verstecken.

Du glaubest, du habest die ein Herz errungen,
Es liebe dich, unwandelbar, wie Gold?
Dir blühe aus des Lebens Dämmerungen
Die Liebe auf und Laura sey dir hold?
Unglücklicher! du irrst! — Die Ersten decken
Die Weiber, bittern Hohn dir zu verstecken.

Du bist ein Mensch; — wohin sollst du dich wenden,
Du unglückselig Räthsel der Natur?
Die Letzte bist Du in des Zufalls Händen,
Geschleudert in die Nacht, auf starre Fier.
Er wirft dich hin in falscher Freunde Mitte,
Und du erlegst der Ungeheuer Tritte.

Beh uns, das Ganze ist der Menschen Leben,
Und in die Ersten hält sich Jeder ein,
Rings um vor Narrenbrut und Trug umgeben,
Wirst du nicht wollen einzig weise seyn? —

Bähle auch Verzweiflung im zerrissnen Herzen,
 Sezwungen mußt du spielen, mußt du scherzen.

R. Fr. Crofa.

2) Charade.

Erste Sylbe.

Nich zeugt die Natur, wenn fleiß'ge Menschenhände
 In reicher Saat den Samen ihr vertraun,
 Man sagt woht oft; niches schönere sey zu schau'n,
 Als wenn man mich in voller Blütze fände.

Zweite Sylbe.

Ich trenne oft allein das Böse und Gute,
 Bald bin ich dick, bald dünn, bald Holz, bald Stein,
 Ich schließte Schmerz und hohe Freuden ein,
 Und Niemand' ist, der nicht an mir schon ruhte.

Das Ganze.

Wie wohl ist mir, umschließ' ich zarte Olieder,
 In meiner Näh' schlägt oft ein sählend Herz;
 Gar mannigfach verwechselt' ich die Gestalten,
 Ihr neidete einst meine zarten Falten,
 Jetzt findet ihr — welch sonderbarer Scherz! —
 Willkocht mich unter diesen Zeilen wieder.

3) Charade.

Mein Erst- und Zweites, oft des Dritten Her,
 Schmückt mehr die Gärten und die Schönen.
 Mein Drittes winkt zu Nachtigallentönen,
 Zum Labetrunk, zu süßem Schlafe dir.
 Ein Dichter ist vorangesetzt,
 Ein großer Musiker zuletzt.
 Mein Ganzes — fragt nur seine Hörer:
 Prüft seiner Mühen Früchte nur! —
 Nennt einen Hochgeschätzten Lehrer.
 Und tiefen Forscher der Natur.

4) Charade.

Müchtig und eilig ist und leicht die Erste der Sylben,
 Immer bewegt ohne Raft; ruht sie, so ist sie nicht mehr.

Schwer sey von Silber und Gold, was die letzten zwei
 Sylben bezeichnen,
 Doch sey inamer es leicht, bleibt dir nur leicht auch der Sinn.

Vieles erzeugt zwar die Welt, das lustig und ohne Schatt
 ist;

Aber keceres nicht, als was das Ganze benennt.

W***m.

5) Charade.

Euch Ersten, ihr Spiegel der göttlichen Kraft,
 Ist leider getrübt von Leidenschaft,
 Wunsch' ist das Zweite, was immerdar
 Sich zur Vernichtung Bellona gear,
 Und — das unschätzbarste Kleinod fürwahr! —
 Das Ganze zum glücklichsten neuen Jahr.

6) Charade.

Mein Lettes gab Natur wohl Allen,
 Man kauft es und verkauft, aus Noth, nach freier Wahl.
 In Frauen muß — in schöner Form zumal, —
 Es Euch besonders und als Schmuck gefallen.
 Das Paar der Ersten prangt, gebildet durch die Kunst,
 Für mannigfachen Zweck in hehrem Schimmer;
 Drum schmückt es, hoch im Werth, nicht leicht des Armen
 Zimmer.

Mein Ganzes zeugt meist, ihr alten Herren mit Gunst!
 Vom Sonnenlich der Zeit, von längsterloschnem Feuer;
 Drum ist es mir umsonst zu theuer.

Sohn.

7) Fegegripf.

Was die Natur erzeugt in ihrem Reich,
 Es wird mein Raub.

Die Särge löst ich, löse selbst die Leiche
 Zum trübem Staub.

Du raubst mein letztes Zeichen, ich entschwebe
 Im flücht'gen Schwung,
 Du bist mein Ziel, du bist, wonach ich strebe,
 Veränderung!

Nimmst du mein erstes Zeichen auch, ich singe
 Im hohen Ton

Der Hebenkraft, der ich begeistert klinge
 Den schönsten Lohn.

Und giebst du mir mein Lettes Zeichen wieder,
 Mein silbern Blut,

Ethrtz sich ein breiter Strom, zur Däses nieder
 In tiefe Fluth.

Lh. R. F. n. e. r.

(Die Auflösung folgt.)



Österreichische Nationalbibliothek



+Z197144402

Digitized by **Google**





